

Globus

GLOBUS

XCI. Band

GLOBUS

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland" und „Aus allen Weltteilen"

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

H. Singer

Einundneunzigster Band

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1907

Inhaltsverzeichnis des XCI. Bandes.

Allgemeines.

Fritsch, Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen und ihre Beziehungen zu den Wandervölkern. Mit Abbild. 8. 21. 37. Geologische Probleme des Alpengebirges 68. Die sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer 114. Halbfaß, Die Frage nach der Zukunft der Deutschen Geographentage 122. Radloff-Festschrift 163. Ein Brief Alexander v. Humboldts 204. Die mittlere Dauer des Frostes auf der Erde 211. 340. Passarge, Ophir und die Simbabye-kultur 229. Die Größe der alten Kontinente 259. Die Heilgötter der Ägypter und Griechen 272. Der XVI. Deutsche Geographentag in Nürnberg 349. Interessante tiergeographische Fälle 356. Die territoriale Entwickelung der europäischen Kolonien 370.

Europa.

Allgemeines. Beschreibung einer Reise von Wien nach Lissabon 1730 195. Hauptwege des nürnbergischen Handels im Spätmittelalter 195. Der Kultus der Menhirs bei den Kelten 228. Das älteste Denkmal der rätoromanischen Sprache 276. Vulkanologische Studien aus Island, Böhmen, Italien 276.

Deutschland, Österreich-Ungarn u. Schweiz. Halbfaß, Das Frische Haff 32. Die Beziehung Braunschweigs zu den natürlichen Richtungen der mittelalterlichen Handelsstraßen 50. Kaindl, Neuere Arbeiten zur Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde von Galizien, Russisch-Polen und der Ukraine 62. 78. Der Rheingletscher 68. Der Kanton Thurgau als Gewittergebiet 68. Die obere Grenze der menschlichen Siedelungen in der Schweiz 83. Land- und Seewinde an der deutschen Ostseeküste 83. Breu, Der ehemalige Königs-, Tegern- und Kochelsee 110. Weitere Durchforschung der Stätte von La Tène 115. Die Seen und Sölle Neuvorpommerns und Rügens 115. Selchesuntersuchungen an den Seen des Salzkammergutes 131. Mehlis, Das römische Grenzwehrsystem in der Nordschweiz. Mit 1 Karte 159. Die glazialen Erscheinungen im Odenwald 164. Der diluviale Mensch von Krapina 179. Forderung nach Errichtung einer biologischen Reichsanstalt (Deutschland) 195. Hauptwege des nürnbergischen Handels im Spätmittelalter 195. Rütimeyer, Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Kanton Wallis). Mit Abbildg. und 1 Tafel als Sonderbeilage 201. 213. 308. Übersicht über das Klima von Halle a. S., vom Saal- und Mansfelder Seekreis 209. Die Regenverhältnisse Ungarns 209. Allgemeiner Bericht und Chronik der im Jahre 1904 in Österreich beobachteten Erdbeben 210. Der Nephrit des Bodensees 210. Die Einwirkung der Trockenperiode im Sommer 1904 auf die biologischen Verhältnisse der Elbe bei Hamburg 211. Der Stuttgarter Talkessel von alpinem Eise ausgehöhlt 212. 25jähriges Bestehen der geographischen Gesellschaft zu Greifswald 228. Die Bozener Märkte bis zum Dreißigjährigen Kriege 228. Zur Siedelungskunde des nördlichen subherzynischen Hügellandes 244. Moser, Ein Ausflug nach der Sandinsel Sansego. Mit Abbildgn. 249. Überblick über die schweizerische Volkskunde 257. Die Hauptstation für Erdbebenforschung am physikalischen Staatslaboratorium zu Hamburg 258. Beiträge zur Klimatologie von Meißen 259. Breus hydrographische Untersuchung des Kochel- und Tegernsees 260. Die ältesten geschichtlich nachweisbaren Einwohner der Altmark 260. Tetzner, Die Slowenen. Mit Abbild. 265. Untersuchungen über die morphometrischen Verhältnisse der westpreußischen Seen 275. Die Binnenwanderungen im preußischen Staat 276. Die mährischen Karsttäler 276. Mühlhofer, Die Erforschung des Magdalenenschachtes. Mit Abbild. und 1 Karte 297. Neue Fahrt des Reichsforschungsdampfers „Poseidon" 308. Langhans' Nationalitätenkarte der Provinz Ostpreußen 308. Häberlin, Flechten und Weben auf Föhr und den Halligen. Mit Abbildg. 330. Schell, Abwehrzauber am bergischen Hause. Mit Abbildg. 335. 363. Die pflanzengeographischen Verhältnisse der Plattensee-Balatonsee-Gegend 354. Die Eisverhältnisse der Elbe und ihrer Nebenflüsse 355. Der Einfluß der Verkehrswege der Flußtäler um Minden auf Anlage und Entwickelung der dortigen Siedelungen 355. Versuch einer pflanzengeographischen Umgrenzung und Einteilung Norddeutschlands 356. Pflanzengeographische Skizze der Sudeten 371. Jaeger, Das Gasteiner Tal 373. Die Entwickelung des Kartenbildes von Böhmen 387. Die Schiffahrt auf dem Genfer See 388.

Skandinavien, Dänemark, Belgien, die Niederlande und Großbritannien. Geplante Verlegung des Observatoriums von Greenwich 18. Einige für Norwegens Fauna neue Vögel 20. Loreutzen, Die Fische im Tromsø-Sund 33. Lorenzen, Die Mollusken in den Kreideablagerungen Dänemarks 177. Temperaturuntersuchungen im Loch Ness 259. Keine Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems in England 307. „Schwarzer Regen" in Pembrokeshire 308. Walther von Knebels neue Forschungsreise nach Island 354. Moderner Druidenschwindel in Wales 388.

Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Die Fahrt des Freiballons „Jupiter" bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsternis am 30. August 1905 (Burgos) 19. Die Ergebnisse der Volkszählung in Frankreich 115. Handabdrücke in der Höhle von Gargas 116. Auslotung von drei Seen im Zirkus von Rabuons 132. Prähistorisches von Capri 147. Zur Nephritfrage (Ligurien) 225. Die Bevölkerung der Provinz Como 258. Die blaue Grotte auf Capri 276.

Europäisches Rußland und die Balkanhalbinsel. Bemerkungen über die russische Bauernwohnung 35. Kaindl, Neuere Arbeiten zur Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde von Galizien, Russisch-Polen und der Ukraine 62. 78. Eine dialektologische Karte Rußlands 132. Die dekorative Kunst Kretas im Bronzezeitalter 209. Die Flughörnchen in den russischen Ostseeprovinzen 244. Das Erdbeben von Semacha in Kaukasien 259. Weißenberg, Krankheit und Tod bei den südrussischen Juden. Mit Abbild. 357.

Asien.

Kleinasien, Vorderasien, Iran und Arabien. Wincklers Forschungen über die hethitische Kultur 35. Die Judenkolonien in Palästina 83. Maurer, Die Ablösungsformen im Alten und Neuen Testament 111. Regulie-

rung der Grenze zwischen Ägypten und Syrien 115. Abergläubische Vorstellungen und Gebräuche des Volkes in Anatolien 116. Goldstein, Die Herkunft der Juden 124. Kurdischer Regenzauber 131. Die persischen Häfen Buschir und Bender Abbas 163. Der Kamelsattel bei den Beduinen 180. Die Stellung Armeniens im Gebirgsbau von Vorderasien 323. Vollund, Aberglauben in Armenien und Kurdistan. Mit Abbild. 341.

Asiatisches Rußland. Die Naturschätze der Insel Sachalin 20. Archäologische Funde in der Umgegend des Issyk-Kul 51. Buturlins Expedition an die Kolyma 192. Der neue sibirische Handelsplatz Nowo Nikolajewka 324.

Chinesisches Reich, Tibet, Japan mit Korea. Graf de Marsays Reise im westlichen Szetschwan 19. Die Naturschätze der Insel Sachalin 20. Calverts Reise durch das westliche Tibet 36. Die Tibetreise Dr. Erich Zugmayers 52. „Die größte archäologische Entdeckung seit Layard und Rawlinson" (Ostturkestan) 68. Dr. Steins letzte Forschungen in Ostturkestan 86. Zugmayer, Eine Reise durch Ostturkestan und Westtibet. Mit Abbildgn. 133. Sven v. Hedins Tibetreise 147. 344. Dr. Tafels Tibetreise 147. 292. Die Japaner auf Sachalin 211. Der Bernstein in China 224. Deutschlands wirtschaftliche Stellung in Südchina 254. Pelliots Mission nach Ostturkestan 258. Die pflanzengeographische Bedeutung Ostasiens 259. Neue chinesische Eisenbahnen 276. Wingates Reisen in der chinesischen Provinz Nganhwei 292. Frhr. v. Reitzenstein, Hakone, ein Sommersitz des Mikado. Mit Abbild. 316. Der Panggong-See 340. Die Entwickelung von Kiautschou im Verwaltungsjahr 1. Oktober 1905/06 372.

Vorder- und Hinterindien, Indonesien. Workmans Gletscherstudien und Bergbesteigungen in Kaschmir 18. Regendauer und Regenstärke in Batavia 84. Körperstrafen in den Hindu- und Tamilenschulen 100. Hegers Studienreise nach Niederländisch-Indien 131. Stolks Reise in den zentralen Teil von Borneo 132. Frau Selenkas Reise nach Java 196. Bildung einer neuen vulkanischen Insel an der Küste von Arakan 212. F. u. P. Sarasin, Die Steinzeit der Weddas 255. Kurtz, Kennzeichen von Niveauänderungen in den Philippinen. Mit Abbild. 271. Die Urbilder für die Messinghelme in Indonesien 324. Seidenadels Grammatik der Sprache der Bontoc-Igoroten auf Luzon 340. Der Panggong-See 340. Der neue französisch-siamesische Vertrag 371. Gräkoromanische Einflüsse in Indien 372. Die Khasi in Assam. Mit Abbildg. 384. Die häufige Errichtung neuer Hauptstädte in Burma 388.

Afrika.

Allgemeines. Selbstmord bei den Negern 163. Abstammung und Heimat der Negerhirse 164. Parallelismus zwischen der Canidenfauna des äquatorialen Afrikas und der Südamerikas 195. Verbreitung des Fadenspiels in Afrika 210.

Nordafrika und die Sahara. Kapitän Touchards Zug durch das Land der Asger-Tuareg zur Oase Dschanet 14. Der Saharazug des Oberst Laperrine von Tuat nach Taodeni (März bis Juli 1906) 19. 322. Pobeguins Untersuchung des Sebu 20. Prof. de Calassanti-Motylinskis Reise in das Gebiet der Hoggar-Tuareg 35. v. Kleist, Die Oase Bilma 65. Neue französische Forschungen in der westlichen Sahara 93. Hans Vischers Reise durch die Sahara 100. Regulierung der Grenze zwischen Ägypten und Syrien 115. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Tripolitaniens 147. Kapitän Mangins Zug nach Borku 244. Die Erhöhung des Nildammes bei Assuan 307. Karutz, Tunisische Dolmen. Mit Abbildg. 309. Die Kunst des Einbalsamierens der Leichen im alten Ägypten 324. Goldstein, Die Thesaurierungspolitik der Saharabevölkerung 379. Französische Saharazüge im Jahre 1906 388.

Westafrika mit Kamerun. Hutter, Bamum. Mit Abbildgn. 1. 26. 44. Spieß, Das Gehöft des Gottes Zakadza in Nogokpo. Mit Abbildg. 6. Scherer, Eine Schädelstätte im Boabab (Senegambien). Mit Abbild. 15. Das Manengubaplateau 18. Das Riesengrab von Kusseri 50. P. Sprigades Togokarte, Blatt Atakpame 67. Moisels Studienreise nach Kamerun 100. Fetischismus in Togo 131. Marquardsen, Der Berg Mindif in Adamaua 138. Struck, Ist der Große Kamerunberg noch tätig? 161. Untersuchung des sogen. Tuburi-Wasserweges durch d'Adhémar und Audoin 164. Die monolithischen Denkmäler bei Tondidaro 258. Cators Mitteilungen über das Gebiet südwestlich vom Niger—Benue-Zusammenfluß 258. Sprigades Togokarte, Blätter Bismarckburg und Tamberma 291. Der Kopf des Bamumherrschers Sango 307. Ermordung des Dr. Walter Volz im Hinterlande von Liberia 308. v. Kleist, Die Verkehrswege von Französisch-Westafrika 318. Das vulkanische Gebiet im Norden und Nordosten des Kamerungebirges 323. Edmond Perregaux' Arbeit über die Aschanti 324. Freydenbergs Mitteilungen über den Tsadsee 369. Die Ostkamerun-Grenzexpedition 387.

Äquatoriales Afrika (mit Osthorn) und der Sudan. Kaiser, Die wirtschaftliche Entwickelung der Ugandabahn-Länder. Mit Abbild. 53. 69. 85. 101. Die Nguruberge 84. Festlegung der englisch-kongostaatlichen Grenze nördlich vom Albert-Edwardsee 99. Bahnprojekt für Französisch-Kongo 116. Dr. Jägers und Prof. Dr. Weules Studienreisen in Deutsch-Ostafrika 131. Das englisch-französisch-italienische Abkommen über Abessinien 148. Weiß, Land und Leute von Mpororo III u. IV. Mit Abbildg. 153. 165. Untersuchung des sogen. Tuburi-Wasserweges durch d'Adhémar und Audoin 164. Ausbruch eines der Kiwuvulkane 180. Pfeilgifte in Westafrika (Angola) 180. Die Eisenbahn Lobito (Benguela)—Katanga 195. Abschluß der Alexanderschen Expedition durch Afrika 196. Karte von Deutsch-Ostafrika mit Angabe der nutzbaren Bodenschätze 196. Fabry, Aus dem Leben der Wapogoro. Mit Abbildg. und 1 Karte 197. 218. Eine erneute hydrographische Untersuchung des Kamolondo-Lualaba 209. Smith' Bericht über die deutsch-englische Grenzexpedition (1904/05) von Karungu bis zum Nordabhang des Kilimandjaro 212. Powell-Cottons Reise durch den Osten des Kongostaates 227. Sprigades und Moisels Karte von Deutsch-Ostafrika, Blätter Bismarckburg, Kalambo-Mündung und Neu-Langenburg 227. Gutmann, Die Fabelwesen in den Märchen der Wadschagga 239. Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg nach dem Nordwesten Deutsch-Ostafrikas 244. Förster, Die Ruwenzori-Ferner. Mit 1 Karte 245. Die Ababua 275. Nordost-Rhodesia 290. Steigen und Fallen des Njassasees 292. Das Tsadseebecken und das System des Bahr el-Ghasal 322. Starrs ethnographische Reise im Innern des Kongostaates 356. Freydenbergs Mitteilungen über den Tsadsee 369. Die Ostkamerun-Grenzexpedition 387.

Südafrika. Die Ausnutzung der Kraft der Victoriafälle des Sambesi 47. v. Luschans Bericht über eine Reise in Südafrika 115. Gentz, Die Einführung von Kamelen nach Deutsch-Südwestafrika 143. Pflanzenformationen von Transvaal und Rhodesia 164. Gessert, Wasserwirtschaftliches im Ambolande und im deutschen Teile der Kalahari 205. Passarge, Ophir und die Simbabyekultur 229.

Afrikanische Inseln. Die Pflanzenwelt von Ascension 35. Zur Klimatologie der Kanarischen Inseln 260.

Amerika.

Allgemeines. Friederici, Die Wirkung des Indianerbogens 325.

Britisch-Nordamerika und Alaska. MacGregors Besuch der Ostküste von Labrador 36. Das Zurückgehen der Niagarafälle 179.

Vereinigte Staaten. Kalifornische Höhlenforschung 20. Paläontologische Forschungen in Wyoming 52. Beobachtungen über das Erdellipsoid in den Vereinigten Staaten 84. Menschliche Reste im Löß von Nebraska 148. Das Zurückgehen der Niagarafälle 179. Wissenschaftliche Arbeiten der Phillips-Akademie in Andover, Massachusetts 211. Henrys Klimatologie der Vereinigten Staaten von Nordamerika 212. Primitive Salzbereitung bei den Indianern des Mississippitales 259. Die Bildung des Saltonsees in Südkalifornien 274. 340. Die Muschelabfallhaufen an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten 356.

Mexiko, Zentralamerika und Westindien. Die Republik Kuba 36. K. Th. Preuß' Forschungen in Mexiko 82. Spring, Der Glockenberg von Hermosillo 95. Das Erdbeben von Jamaika 148. 196. Zürn, Besiedelungsmöglichkeiten in Mexiko 181. Preuß, Die Hochzeit des Maises und andere Geschichten der Huichol-Indianer. Mit Abbild. 185. Sapper, Grenada. Mit Abbild. 232. Prowe und Lehmann, Quiché-Sagen 305. Lehmann, Die altmexikanischen Mosaiken des ethnographischen Museums in Kopenhagen. Mit Abbild. 332. Bauer, Die Guatemala-Nordbahn. Mit Abbild. 378.

Südamerika. Heltlings Besteigung des Aconcagua 52. Hans Steffen über

das Erdbeben in Mittel-Chile 67. Herrmanns Pilcomayo-Expedition 100. Frič, Sambaqui-Forschungen im Hafen von Antonina (Paraná). Mit Abbildgn. und 1 Karte 117. Erland Nordenskiölds archäologische Untersuchungen in den Grenzgebieten von Peru und Bolivia 132. Die Technik des Federschmuckes der Südamerikaner 148. Die Makú-Indianer 180. Parallelismus zwischen der Canidenfauna des äquatorialen Afrikas und der Südamerikas 195. Abschluß der französischen Gradmessung in Ecuador 210. Die Indianer Surinams 276. Linguistische Arbeiten über südamerikanische Indianer: Koch-Grünberg, Die Uitoto; Hübner, Die Yauapery 292. Die „Steinströme" auf den Falklandsinseln 323. Goeldis Rücktritt von der Leitung des Staatsmuseums in Pará 324.

Australien u. Ozeanien.

Das Festland. Bewässerungsprojekt für Neusüdwales 84. Die Murchison- und Davenportketten in Zentralaustralien 180. Opossumdecken mit eingekratzten Eigentumsmarken 228. Freiherr v. Leonhardi, Über einige religiöse und totemistische Vorstellungen der Aranda und Loritja in Zentralaustralien 285.

Die Inseln. Die Zahl der Bewohnerschaft Neukaledoniens 36. Brandeis, Ethnographische Beobachtungen über die Nauru-Insulaner. Mit Abbild. 57. 73. Die Einwohnerzahl von Neuseeland 84. Der neue Vulkan auf Savaii 84. Senfft, Die Rechtssitten der Jap-Eingeborenen 139. 149. 171. Albrecht, Chinesen in Samoa 176. Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung Melanesiens 195. Schultz' „Sprichwörtliche Redensarten der Samoaner" 210. Bemerkungen dazu von W. v. Bülow 347. Wirtschaftliche Verhältnisse im östlichen französischen Ozeanien 243. Seidel, Die politische u. wirtschaftliche Lage auf den Neuen Hebriden. Mit Abbild. I u. II 261. 280. Rennell Island 275. R. Parkinsons Buch „Dreißig Jahre in der Südsee" 308. Hahl, Das mittlere Neumecklenburg 310. v. Bülow, Die Lage der vulkanischen Ausbruchstellen von 1902 und 1905 auf Savaii 321. Flußreisen im Südwesten von Niederländisch-Neuguinea 323.

Polargebiete u. Ozeane.

Nord- und Südpolargebiet. Ein bisher unbekannter Eskimostamm (Prinz Albertland) 35. Berniers Fahrt nach dem arktischen Amerika 131. Die neue belgische Südpolarexpedition unter Arctowski 147. 211. Die neue englische Südpolarexpedition unter Shackleton 147. 227. Die Nordlichter in Island und Grönland 179. Fahrt des Herzogs Philipp von Orleans in die sibirischen Gewässer 212. Charcots neue Südpolarexpedition 244. 291. Die Mikkelsensche Polarexpedition 276. Wellmans Polarexpedition 340. Von Amundsens Polarexpedition 367. Lerners geplante Expedition zur Entscheidung der Frage, ob das Gillis- oder Gilesland existiert 372. Nansen über Nordpolarprobleme 386.

Ozeane. Erforschung der oberen Luftschichten zwischen den Wendekreisen im Altlantischen Ozean 35. Die größte bis jetzt im Indischen Ozean gelotete Tiefe 51. Die geologischen Verhältnisse der Goughinsel 52. Die Forschungsreise des „Planet" 178. Lotungen im Stillen Ozean zwischen Schanghai—Yap, Yap—Guam und Yap—Menado 275.

Hydrographie, Meteorologie, Geophysik.

Die Fahrt des Freiballons „Jupiter" bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsternis am 31. August 1905 (Burgos) 19. Erforschung der oberen Luftschichten zwischen den Wendekreisen im Atlantischen Ozean 35. Die größte bis jetzt im Indischen Ozean gelotete Tiefe 51. Der Rheingletscher 68. Der Kanton Thurgau als Gewittergebiet 68. Die Entstehung des Grundeises 83. Land- und Seewinde an der deutschen Ostseeküste 83. Wind und Schnee 84. Regenstärke und Regendauer in Batavia 84. Beobachtungen über das Erdellipsoid in den Vereinigten Staaten 84. Die Seen und Sölle Neuvorpommerns und Rügens 115. Die Einwirkung an Seeufern 116. Seichesuntersuchungen an den Seen des Salzkammergutes 131. Auslotung von drei Seen im Zirkus von Rabuons 132. Einfluß offener Gewässer auf den Grundwasserstand 163. Die glazialen Erscheinungen im Odenwald 164. Die Nordlichter in Island und Grönland 179. Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung Melanesiens 195. Übersicht über das Klima von Halle a. S., vom Saal- und Mansfelder Seekreis 209. Die Regenverhältnisse Ungarns 209. Abschluß der französischen Gradmessung in Ecuador 210. Die Einwirkung der Trockenperiode im Sommer 1904 auf die biologischen Verhältnisse der Elbe bei Hamburg 211. Die mittlere Dauer des Frostes auf der Erde 211. 340. Henrys Klimatologie der Vereinigten Staaten von Nordamerika 212. Temperaturuntersuchungen im Loch Ness 259. Beiträge zur Klimatologie von Meißen 259. Breus hydrographische Untersuchung des Kochel- und Tegernsees 260. Wasserfälle und Stromschnellen 260. Zur Klimatologie der Kanarischen Inseln 260. Lotungen im Stillen Ozean zwischen Schanghai —Yap, Yap—Guam und Yap—Menado 275. Untersuchungen über die morphologischen Verhältnisse der westpreußischen Seen 275. Steigen und Fallen des Njassasees 292. „Schwarzer Regen" in Pembrokeshire 308. Das Ende des Wetterschießens 340. Die Eisverhältnisse der Elbe und ihrer Nebenflüsse 355. Wetterlage und Vogelzug 371. Geodäsie für Geographen 372. Klimatologische Probleme im Lichte moderner Seenforschung 387.

Geologie.

Die geologischen Verhältnisse der Goughinsel 52. Paläontologische Forschungen in Wyoming 52. Hans Steffen über das Erdbeben in Mittel-Chile 67. Zonen an sandigen Ufern 67. Der Rheingletscher 68. Geologische Probleme des Alpengebirges 68. Der neue Vulkan auf Savaii 84. Breu, Der ehemalige Königs-, Tegern- und Kochelsee 110. Das Erdbeben von Jamaika 148. 196. Menschliche Reste im Löß von Nebraska 148. Struck, Ist der Große Kamerunberg noch tätig? 161. Die glazialen Erscheinungen im Odenwald 164. Lorenzen, Die Mollusken in den Kreideablagerungen Dänemarks 177. Das Zurückgehen der Niagarafälle 179. Ausbruch eines der Kiwuvulkane 180. Allgemeiner Bericht und Chronik der im Jahre 1904 in Österreich beobachteten Erdbeben 210. Der Nephrit des Bodensees 210. Der Stuttgarter Talkessel von alpinem Eise ausgehöhlt 212. Bildung einer neuen vulkanischen Insel an der Küste von Arakan 212. Zur Nephritfrage (Ligurien) 225. Die Größe der alten Kontinente 259. Das Erdbeben von Semacha in Kaukasien 259. Kurtz, Kennzeichen von Niveauänderungen in den Philippinen. Mit Abbildg. 271. Die Bildung des Saltonsees in Südkalifornien 274. 340. Antike Vulkankunde 275. Vulkanologische Studien aus Island, Böhmen, Italien 276. Die mährischen Karsttäler 276. v. Knebel, Theorien des Vulkanismus 277. 303. v. Bülow, Die Lage der vulkanischen Ausbruchstellen von 1902 und 1905 auf Savaii 321. Die Stellung Armeniens im Gebirgsbau von Vorderasien 323. Die „Steinströme" auf den Falklandsinseln 323. Das vulkanische Gebiet im Norden und Nordosten des Kamerungebirges 323. Fossile Dünen 356. Einfluß des Bodens auf die Vegetation 371. Die Ursachen der Erdbeben 372.

Botanisches und Zoologisches.

Einige für Norwegens Fauna neue Vögel 20. Lorentzen, Die Fische im Tromsø-Sund 33. Die Pflanzenwelt von Ascension 35. Paläontologische Forschungen in Wyoming 52. Ameisen und Pflanzen 162. Pflanzenformationen von Transvaal und Rhodesia 164. Abstammung und Heimat der Negerhirse 164. Lorenzen, Die Mollusken in den Kreideablagerungen Dänemarks 177. Gengler, Der Kreuzschnabel als Hausarzt 193. Die Verbreitung der Wildhunde 195. Parallelismus zwischen der Canidenfauna des äquatorialen Afrikas und der Südamerikas 195. Forderung nach Errichtung einer biologischen Reichsanstalt 195. Die Einwirkung der Trockenperiode im Sommer 1904 auf die biologischen Verhältnisse der Elbe bei Hamburg 211. Die Flughörnchen in den russischen Ostseeprovinzen 244. Die pflanzengeographische Bedeutung Ostasiens 259. Die pflanzengeographischen Verhältnisse der Plattensee-Balatonsee-Gegend 354. Interessante tiergeographische Fälle 356. Versuch einer pflanzengeographischen Umgrenzung und Einteilung Norddeutschlands 356. Einfluß des Bodens auf die Vegetation 371. Pflanzengeographische Skizze der Sudeten 370. Wetterlage und Vogelzug 371.

Urgeschichte.

Weitere Durchforschung der Stätte von La Tène 115. Handabdrücke in der Höhle von Gargas 116. Prähistorisches von Capri 147. Gegen das ehemalige Vorhandensein einer Kupferzeit 147. Der diluviale Mensch von Krapina 179. Der Nephrit des Bodensees 210. Der Kultus der Menhirs bei den Kelten 228. F. und P. Sarasin, Die Steinzeit der Weddas 255. Die monolithischen Denkmäler bei Tondidaro 258. Primitive Salzbereitung bei den Indianern des Mississippitales 258. Karutz, Tunisische Dolmen. Mit Abbildg. 309. Die Muschelabfallhaufen an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten 356.

Anthropologie.

Fritsch, Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen und ihre Beziehungen zu den Wandervölkern. Mit Abbildgn. 8. 21. 37. Goldstein, Die Herkunft der Juden 125. Menschliche Reste im Löß von Nebraska 148. Die Herkunft der blonden Juden 210.

Ethnographie nebst Volkskunde.

Spieß, Das Gehöft des Gottes Zakadza. Mit Abbild. 6. Fritsch, Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen und ihre Beziehungen zu den Wandervölkern. Mit Abbild. 8. 21. 37. Scherer, Eine Schädelstätte im Boabab (Senegambien). Mit Abbild. 15. Varianten in der menschlichen Kultur 19. Wincklers Forschungen über die hethitische Kultur 35. Ein bisher unbekannter Eskimostamm (Prinz Albertland) 35. Bemerkungen über die russische Bauernwohnung 35. Die Beziehung Braunschweigs zu den natürlichen Richtungen der mittelalterlichen Handelsstraßen 50. Das Riesengrab von Kusseri 51. Archäologische Funde in der Umgegend des Issyk-Kul 51. Übergang der uralten Hausmarken und Eigentumszeichen zu den Wappen 52. Brandeis, Ethnographische Beobachtungen über die Nauru-Insulaner. Mit Abbild. 57. 73. Kaindl, Neuere Arbeiten zur Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde von Galizien, Russisch-Polen und der Ukraine 62. 78. „Die größte archäologische Entdeckung seit Layard und Rawlinson" (Ostturkestan) 68. K. Th. Preuß' Forschungen in Mexiko 82. Die Judenkolonien in Palästina 83. Der kriminelle Aberglaube in seiner Bedeutung für die gerichtliche Medizin 84. Spring, Der Glockenberg von Hermosillo 95. Körperstrafen in den Hindu- und Tamilenschulen 100. Maurer, Die Ablösungsformen im Alten und Neuen Testament 111. v. Luschans Bericht über eine Reise in Südafrika 115. Abergläubische Vorstellungen und Gebräuche des Volkes in Anatolien 116. Frič, Sambaqui-Forschungen im Hafen von Antonina (Paraná). Mit Abbild. u. 1 Karte 117. Kurdischer Regenzauber 131. Fetischismus in Togo 131. Erland Nordenskiölds archäologische Untersuchung in den Grenzgebieten von Peru und Bolivia 132. Senfft, Die Rechtssitten der Jap-Eingeborenen 139. 149. 171. Die Technik des Federschmuckes der Südamerikaner 148. Weiß, Land und Leute von Mpororo III und IV. Mit Abbildg. 153. 165. Selbstmord bei den Negern 163. Das Mazzenfest der Juden zu Ostern 179. Pfeilgifte in Westafrika (Angola) 180. Der Kamelsattel der Beduinen 180. Die Makú-Indianer 180. Preuß, Die Hochzeit des Maises und andere Geschichten der Huichol-Indianer. Mit Abbildg. 185. Gengler, Der Kreuzschnabel als Hausarzt 193. Fabry, Aus dem Leben der Wapogoro. Mit Abbildg. u. 1 Karte 197. 218. Rütimeyer, Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Kanton Wallis). Mit Abbild. u. 1 Tafel als Sonderbeilage 201. 213. 308. Die dekorative Kunst Kretas im Bronzezeitalter 209. Schultz' „Sprichwörtliche Redensarten der Samoaner" 210. Bemerkungen dazu von W. v. Bülow 347. Verbreitung des Fadenspiels in Afrika 210. Wissenschaftliche Arbeiten der Phillips-Akademie in Andover, Massachusetts 211. Der Bernstein in China 224. Opossumdecken mit eingekratzten Eigentumsmarken 228. Der Kultus der Menhirs bei den Kelten 228. Passarge, Ophir und die Simbabyekultur 229. Gutmann, Die Fabelwesen in den Märchen der Wadschagga 239. Zur Siedelungskunde des nördlichen subherzynischen Hügellandes 244. Überblick über die schweizerische Volkskunde 257. Primitive Salzbereitung bei den Indianern des Mississippitales 258. Die ältesten geschichtlich nachweisbaren Bewohner der Altmark 260. Tetzner, Die Slowenen. Mit Abbildgn. 265. Die Heilgötter der Ägypter und Griechen 272. Die Ababua 275. Die Indianer Surinams 276. Die Binnenwanderungen im preußischen Staat 276. Frhr. v. Leonhardi, Über einige religiöse und totemistische Vorstellungen der Aranda und Loritja in Zentralaustralien 285. Der Kopf des Bamumherrschers Sango 307. Langhans' Nationalitätenkarte der Provinz Ostpreußen 308. Hahl, Das mittlere Neumecklenburg 310. Die Urbilder für die Messinghelme in Indonesien 324. Die Kunst des Einbalsamierens der Leichen im alten Ägypten 324. Edmond Perregaux' Arbeit über die Aschanti 324. Friederici, Die Wirkung des Indianerbogens 325. Häberlin, Flechten und Weben auf Föhr und den Halligen. Mit Abbild. 330. Lehmann, Die altmexikanischen Mosaiken des ethnographischen Museums in Kopenhagen. Mit Abbild. 332. Scholl, Abwehrzauber am bergischen Hause. Mit Abbildg. 335. 363. Volland, Aberglauben in Armenien und Kurdistan. Mit Abbild. 341. Der Einfluß der Verkehrswege der Flußtäler um Münden auf Anlage und Entwickelung der dortigen Siedelungen 355. Das Wahrsagen aus dem Schulterblatt eines Säugetieres 355. Die Muschelabfallhaufen an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten 356. Starrs ethnographische Reise im Innern des Kongostaates 356. Weißenberg, Krankheit und Tod bei den südrussischen Juden. Mit Abbild. 357. Gräkoromanische Einflüsse in Indien 372. Goldstein, Die Thesaurierungspolitik der Saharabevölkerung 379. Die Khasi in Assam. Mit Abbild. 384. Die häufige Errichtung neuer Hauptstädte in Burma 388. Moderner Druidenschwindel in Wales 388.

Sprachliches.

Die sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer 114. Eine dialektologische Karte Rußlands 132. Das älteste Denkmal der rätoromanischen Sprache 276. Linguistische Arbeiten über südamerikanische Indianer: Koch-Grünberg, Die Uitoto; Hübner, Die Yauapery 292. Prowe und Lehmann, Quiché-Sagen 305. Seidenadels Grammatik der Sprache der Bontoc-Igoroten auf Luzon 340.

Biographien. Nekrologe.

Konsul a. D. Dr. Karl Ochsenius † 34. Louis Auguste Himly † 35. Graf Eugen Zichy † 99. Prof Dr. Alfred Kirchhoff † 146. Alfredo Chavero † 227. Buschan, Linné als Ethnologe 293. Albert Samuel Gatschet † 308. Geheimrat Dr. Arthur Baeßler † 308. Ermordung des Dr. Walter Volz im Hinterlande von Liberia 308. Karl Ludolf Griesbach † 324. Edmond Perregaux † 324.

Karten und Pläne.

Die Sambaquis im Hafen von Antonina (Paraná) 117. Das römische Grenzwehrsystem in der Nordschweiz 161. Gebiet der Wapogoro 197. Die Ruwenzori-Ferner nach den Forschungen des Herzogs der Abruzzen 247. Slowenisches Gehöft bei Rann 266. Slowenische Gehöftanlage an der kroatischen Grenze 267. Skizze des Magdalenenschachtes und des neu erforschten unterirdischen Poiklaufes 298.

Abbildungen.

Europa. Holzmasken aus dem Lötschental. Sonderbeilage zu Nr. 13. Maskenkostüm aus dem Lötschental 202. Hafen von Sansego. Unterer Ort. Im Hintergrunde die Sandterrassen 250. Blick auf die Sandterrassen aus dem neuen Hafen von Sansego 250. Abstürze im Sande von Sansego 251. Frauen und wassertragende Mädchen von Sansego 252. Nordwestküste von Sansego. Kalkbasis und Sandterrassen 252. Profil von Sansego von Ost nach West 253. Slowenische Harfen oder Harpfen 268. Slowenische Harfe mit Dachanbau, Seitenansicht 268. Abstieg in den Magdalenenschacht 299. Beim Olmenfang in der Cerna-jama 300. Passieren der Strenge (Magdalenenschacht) 300. Beim Floßtransport in der Piuka-jama 301. Ansicht aus der Martel-Galerie 302. Flechten von Litzen mit den Tuntelstöcken; Bandweben mit dem Webebrett (Halligen) 330. Litzholz, Beginn des Flechtens (Halligen) 331.

Bilden der ersten Masche (Halligen) 331. Handhaltung beim Flechten; ein Stück fertiger Litze (Halligen) 331. Ein Amulett südrussischer Juden 357. Jüdischer Friedhof, Südrußland 358. Erinnerungs- und Erkennungszeichen (auf einem jüdischen Friedhof in Südrußland) 359. Hörnersymbole an bergischen Häusern 364. Giebel eines Bauernhauses auf Groß-Berrenberg bei Gummersbach 365. Motiv aus Soest 365.

Asien. Wedda-Mann aus Ceylon 9. Chuang aus Vorderindien 10. Landbebauender Tamil aus Ceylon 10. Senoi-Mann aus Malakka 11. Wilde Hieng aus Kambodja 12. Gruppe von Eingeborenen der Andamanen 13. Kubu-Mann aus Sumatra 22. Aetas-Frau aus Nord-Luzon 41. Negrito-Mann von Luzon 41. Ibalao von Luzon 42. Negrito (Besisi) der Halbinsel Malakka 42. Alfuru von Celebes 43. Paß Su Baschi 134. Lager am Sagüs Kul 135. Landschaft in Westtibet 137. Zelt tibetanischer Nomaden 137. Paßhöhe des Ki Su La 137. Die Insel Baltasar aus Südost 271. Nordostecke der Insel Baltasar 271. Südwestecke der Insel Baltasar 271. Blick von Südost auf Baltasar 271. Kryptomerien-Allee bei Hakone 316. Schloß Hakone 317. Hakonesee mit dem Fuji-no-yama 317. Jasylytas; beschriebene Schale (Zauberschale) 341. Tierköpfe aus Stein über dem Eingang der armenischen Kirche zu Til am oberen Euphrat 342. Drei Abschnitte aus einer bemalten armenischen Papierrolle 343. Orientalisches zusammengesetztes Amulett 344. Teufelsfratze, als Amulett dienend 344. Der große Monolith von Nartiang im Khasilande 385.

Afrika. Blick auf einen Teil der Stadt Bamum 1. Profil durch die Westhälfte des Konkämassivs von Südsüdwest nach Nordnordost 4. Palmrippenfloß auf dem Nun 5. Penisfutteral der Badyuigim 5. Das Zakadza-Gehöft in Nogokpo 7. Die Skeletteile vor dem Eingang zum Boabab (Senegambien) 15. Joja, Lamido von Bamum, vor seinem alten Palaste 27. Die zum alten Palast (Bamum) führende Hauptstraße 28. Frontseite eines Ortsvorsteherhauses (Bamum) 28. Fetischtrommel in Bamum 29. Profil der Verteidigungsgräben der Hauptstadt Bamum 29. Außenansicht eines Bamumhauses 29. Eigenartige Hausbauweise in einem Fischerdorf am Nun 29. Der neue Lamidopalast (Bamum) nebst freiem Platz und einem Teil der Häuser für das Hofgefolge 30. Der neue Lamidopalast (Bamum) 30. Laubengang zum Pavillon an der Rückseite des neuen Lamidopalastes (Bamum) 31. Industrie-Erzeugnisse von Bamum (Geflochtener Strohteller; Geflochtene Basttasche; Ornamentierte Kalabassenschale; Reiterlanze; Fußgängerspeer; Mit Fellstreifen überzogenes und aus Därmen hergestelltes Gefäß, zur Aufnahme von Flüssigkeiten bestimmt; Pfeife aus Bronze; Gummi; Haumesser nebst Scheide; Geflochtenes Körbchen; Ornamentierte Löffel; Aus Baumwolle gestrickte, weiß-blau gestreifte Mütze; Aus Holz geschnitzter Stöpsel, drei Köpfe darstellend) 45. Geflochtener Stuhl 46. Wakambamänner 53. Wakambafrauen 54. Massonic-Hotel in Nairobi. Straße mit Eucalyptusbäumen 55. Kikuyu-Krieger 71. Viehfarm des südafrikanischen Siedlers London am Ngare Rongai 85. Fort Eldoma (Schimoni) mit Eucalyptus-Anlagen 86. Elgeyo-Gebiet 86. Podocarpus- und Juniperus-Hochwald bei Schimoni, von Lianen durchwachsen 87. Seneciοart auf dem Guasso Ngischu-Hochlande 88. Akazienhain am Oberlauf der Nsoia 88. Sirgoiberg, Guasso Ngischu-Plateau 89. Alte Befestigung (Moguan) in der Sirgoi-Ebene 90. Sirgoisee, ausgetrocknet 91. Wandernde Masai 91. Kleinviehweide im Norden des Guasso Ngischu-Hochlandes 98. Esoi-Sambuberg 101. Wakuafi vom Elgon 102. Wakawirondo, Frauen und Mädchen 103. Häuptling der Kabrasch 104. Reusenfischerei am Victoria Niansa 106. Sotikomädchen 107. Wahimamädchen 154. Wahimaweiber in gewöhnlicher Tracht und junges Mädchen mit Bruder 155. Bewaffnete Watussi (Wahima) 156. Wahima- (Watussi-)Rinder, Mpororo 156. Dorf des Sultans Kissilerobo, Mpororo 158. Wahimakinder 165. Watussi, Haartrachten und Narben 166. 167. Watussi (Wahima) 168. Die Königin Mumusa in ihrem Tragkorbe mit ihrem ersten Minister 169. Die Königin Niawingi mit ihren Töchtern und erstem Minister 170. Wapogoro-Haus 198. Querschnitt der Seitenwand eines Wapogoro-Hauses 199. Türverschluß eines Wapogoro-Hauses 199. Wapogoro-Schnittnarben 199. Axt und Handsense der Wapogoro 199. Strickfalle der Wapogoro 200. Zwei Wapogoro, zum Ngomatanz geschmückt 219. Wapogoro-Weiber, zum Ngomatanz geschmückt 220. Ngomatanz der Wapogoro 221. Musikkapelle der Wapogoro 222. Puppe für Wapogoro-Frauen 223. Dolmen zwischen Enfidaville und Kairouan, Tunisien 309.

Amerika. Sambaqui-Austernschalen 118. Felszeichnungen von St. Domingo bei Corumba (Bolivia) 119. Schädel im Sambaqui Camillo 120. Petroglyphe in der Nähe von Antonina 121. Huichol aus Sa. Catarina, aufgenommen in der Mesa de Nayarit 185. Tempel, zwei Gotteshäuschen und zwei Hütten in Sa. Barbara 186. Tempel in Sa. Gertrudis 186. Der Sänger vor der Trommel sitzend (Huichol) 187. Zeremonie vom Fest der calabazas und jungen Maiskolben in Sa. Barbara 188. 189. Grand Étang 233. St. George's von der Carenage aus 234. St. George's und Carenage von Süden 235. Charlottetown von Süden 236. Mosaik I (Mexiko) aus der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen 332. Mosaik II (Mexiko) aus der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen 333. Larva Indica variis lapillis exornata instar Lithostroti (Mexiko) 334. Mosaikmaske (Mexiko) aus dem Besitz des Arztes Ul. Aldrovandus 334. Brückenbau im Zuge der Guatemala-Nordbahn 379.

Australien und Ozeanien. Queensländer 21. Südaustralier 23. Papua-Mann vom Hyon-Golf, Neuguinea 37. Eingeborenengruppe von Buka, Salomoninseln 38. Frauen und Kinder aus Neumecklenburg 38. Eingeborene der Gazellen-Halbinsel von australoidem Aussehen 39. Australoider Eingeborener der Neuen Hebriden 40. Junger Häuptling, Nauru 58. Gemästete Tochter des Häuptlings Jim, Nauru 59. Junge Frau mit Kind, Nauru 59. Junges Mädchen mit Blumenschmuck, Nauru 60. Junges Mädchen mit Blumenkranz, Nauru 61. djidera, Tanz mit kleinen Stöckchen, Nauru 74. Mann mit Tabakspfeife und Körbchen, Nauru 75. Alter angesehener Mann, Nauru 76. Knabe mit Negerblut 77. Port Vila auf der Insel Vate 263. Eingeborene von Merena 281. Eingeborene von der Insel Mallikolo 282. Dorftrommeln von den Neuen Hebriden 283. Kanus von der Insel Vao bei Mallikolo 284.

Botanisches und Zoologisches. Podocarpus- und Juniperus-Hochwald bei Schimoni, von Lianen durchwachsen 87. Seneciοart auf dem Guasso Ngischu-Hochlande 88. Akazienhain am Oberlauf der Nsoia 88. Sambaqui-Austernschalen 118. Wahima- (Watussi-)Rinder 157. Kryptomerien-Allee bei Hakone 316.

Urgeschichte. Dolmen zwischen Enfidaville und Kairouan, Tunisien 309.

Ethnographie, Anthropologie und Volkskunde. Palmrippenfloß auf dem Nun 5. Penisfutteral der Badyuigim 5. Das Zakadza-Gehöft in Nogokpo 7. Wedda-Mann aus Ceylon 9. Chuang aus Vorderindien 10. Landbebauender Tamil aus Ceylon 10. Senoi-Mann aus Malakka 11. Wilde Hieng aus Kambodja 12. Gruppe von Eingeborenen der Andamanen 13. Queensländer 21. Kubu-Mann aus Sumatra 22. Südaustralier 23. Joja, Lamido von Bamum, vor seinem alten Palaste 27. Frontseite eines Ortsvorsteherhauses (Bamum) 28. Fetischtrommel in Bamum 29. Profil der Verteidigungsgräben der Hauptstadt Bamum 29. Außenansicht eines Bamumhauses 29. Eigenartige Hausbauweise in einem Fischerdorf am Nun 29. Der neue Lamidopalast (Bamum) nebst freiem Platz und einem Teil der Häuser für das Hofgefolge 30. Der neue Lamidopalast (Bamum) 30. Laubengang zum Pavillon an der Rückseite des neuen Lamidopalastes (Bamum) 31. Papua-Mann vom Hyon-Golf, Neuguinea 37. Eingeborenengruppe von Buka, Salomoninseln 38. Frauen und Kinder aus Neu-Mecklenburg 38. Eingeborene der Gazellen-Halbinsel von australoidem Aussehen 39. Australoider Eingeborener der Neuen Hebriden 40. Aetas-Frau aus Nord-Luzon 41. Negrito-Mann von Luzon 41. Ibalao von Luzon 42. Negrito (Besisi) der Halbinsel Malakka 42. Alfuru von Celebes 43. Industrie-Erzeugnisse von Bamum (Geflochtener Strohteller; Geflochtene Basttasche; Ornamentierte Kalabassenschale; Reiterlanze; Fußgängerspeer; Mit Fellstreifen überzogenes und aus Därmen hergestelltes Gefäß, zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten bestimmt; Pfeife aus Bronze; Gummi; Haumesser nebst Scheide; Geflochtenes Körbchen; Ornamentierte Löffel; Aus Baumwolle gestrickte, weiß-blau gemusterte Mütze; Aus Holz geschnitzter Stöpsel, drei Köpfe darstellend) 45. Geflochtener Stuhl 46. Wakambamänner 53. Wakambafrauen 54. Junger Häuptling, Nauru 58. Gemästete Tochter des Häuptlings Jim, Nauru 59. Junge Frau mit Kind, Nauru

59. Junges Mädchen mit Blumenschmuck, Nauru 60. Junges Mädchen mit Blumenkranz, Nauru 61. Kikuyu-Krieger 71. djidera, Tanz mit kleinen Stöckchen, Nauru 74. Mann mit Tabakspfeife und Körbchen, Nauru 75. Alter angesehener Mann, Nauru 76. Knabe mit Negerblut 77. Alte Befestigung (Moguan) in der Sirgoi-Ebene 90. Wandernde Masai 91. Wakuafi von Elgon 102. Wakawirondo, Frauen und Mädchen 103. Häuptling der Kabrasch 104. Reusenfischerei am Victoria Niansa 106. Sotikmädchen 107. Felszeichnungen von St. Domingo bei Corumba (Bolivia) 119. Schädel im Sambaqui Camillo 120. Petroglyphe in der Nähe von Antonina 121. Zelt tibetanischer Nomaden 137. Wahimamädchen 154. Wahimaweiber in gewöhnlicher Tracht und junges Mädchen mit Bruder 155. Bewaffnete Watussi (Wahima) 156. Dorf des Sultans Kissilerobo, Mpororo 158. Wahimakinder 165. Watussi, Haartrachten und Narben 166. 167. Watussi (Wahima) 168. Die Königin Mumusa in ihrem Tragkorbe mit ihrem ersten Minister 169. Die Königin Niawingi mit ihren Töchtern und erstem Minister 170. Huichol aus Sa. Catarina, aufgenommen in der Mesa de Nayarit 185. Tempel, zwei Gotteshäuschen und zwei Hütten in Sa. Barbara 186. Tempel in Sa. Gertrudis 186. Der Sänger vor der Trommel sitzend 187. Zeremonie vom Fest der calabazas und jungen Maiskolben in Sa. Barbara 188. 189. Wapogoro-Haus 198. Querschnitt der Seitenwand eines Wapogoro-Hauses 199. Türverschluß eines Wapogoro-Hauses 199. Wapogoro-Schnittnarben 199. Axt und Handsense der Wapogoro 199. Strickfalle der Wapogoro 200. Holzmasken aus dem Lötschental. Sonderbeilage zu Nr. 13. Maskenkostüm aus dem Lötschental 202. Zwei Wapogoro, zum Ngomatanz geschmückt 219. Wapogoro-Weiber, zum Ngomatanz geschmückt 220. Ngomatanz der Wapogoro 221. Musikkapelle der Wapogoro 222. Puppe für Waporo-Frauen 223. Frauen und wassertragende Mädchen von Sansego 252. Slowenische Harfen oder Harpfen 268. Slowenische Harfe mit Dachanbau, Seitenansicht 268. Eingeborene von Merena 281. Eingeborene von der Insel Mallikolo 282. Dorftrommeln von den Nenen Hebriden 283. Kanus von der Insel Vao bei Mallikolo 284. Flechten von Litzen mit den Tuntelstöcken; Bandweben mit dem Webebrett (Halligen) 330. Litzholz, Beginn des Flechtens (Halligen) 331. Bilden der ersten Masche (Halligen) 331, Handhaltung beim Flechten; ein Stück fertige Litze (Halligen) 331. Mosaik I (Mexiko) aus der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen 332. Mosaik II (Mexiko) aus der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen 333. Larva Indica lapillis exornata instar Lithostroti (Mexiko) 334. Mosaikmaske (Mexiko) aus dem Besitz des Arztes Ul. Aldrovandus 334. Jaxylitas; beschriebene Schale (Zauberschale) 341. Tierköpfe aus Stein über dem Eingang der armenischen Kirche zu Til am oberen Euphrat 342. Drei Abschnitte aus einer bemalten armenischen Papierrolle 343. Orientalisches zusammengesetztes Amulett 344. Teufelsfratze, als Amulett dienend 344. Ein Amulett südrussischer Juden 357. Jüdischer Friedhof in Südrußland 358. Erinnerungs- und Erkennungszeichen (auf einem jüdischen Friedhof in Südrußland) 359. Hörnersymbole an bergischen Häusern 364. Giebel eines Bauernhauses auf Groß-Berrenberg bei Gummersbach 365. Motiv aus Soest 365. Der große Monolith von Nartiang im Khasilande 385.

Bücherschau.

Alemann, Am Rio Negro 207.
Anthropophyteia, Bd. III 48.
Anzeiger der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums, Jahrg. III, Heft 2 17.
Arndt, Die parlamentarischen Studienreisen nach West- und Ostafrika 144.
Baedeker, The Dominion of Canada. 3. Aufl. 208.
Baltzer, Die Architektur der Kultbauten Japans 290.
Bielefeldt, Die Geest Ostfrieslands 162.
Böckel, Psychologie der Volksdichtung 146.
v. Brandis, Deutsche Jagd am Victoria Nyanza 256.
Brandtstetter, Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuch der malaio-polynesischen Sprachen 291.
de Carvalho, Estudos Pernambucanos 257.
Conway, My Pilgrimage to the Wise Men of the East 257.
Crooke, Natives of Northern India 257.
Daenell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika 256.
Decorse, Du Congo au Lac Tchad 114.
Dennett, At the Back of the Black Man's Mind 114.
Ein Land der Zukunft 34.
Felix, Die Leitfossilien aus dem Pflanzen- und Tierreich 226.
Förderreuther, Die Allgäuer Alpen 113.
Forke, Die Völker Chinas 354.
Fred, Indische Reise 178.
Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwumagebiet 113.
van Gennep, Mythes et légendes d'Australie 130.
Geikie, Physikalische Geographie. 6. Aufl. 291.
Geriand, Immanuel Kant 50.
Grothe, Zur Landeskunde von Rumänien 226.
Grund, Landeskunde von Österreich-Ungarn 34.
Gugenhan, Die Vergletscherung der Erde von Pol zu Pol 16.
Gurdon, The Khasis 384.
Hahn, Blicke in die Geisterwelt der heidnischen Kols 17.
Henning, Der Helm von Baldenheim 274.
v. Hesse-Wartegg, Indien und seine Fürstenhöfe 130.
Hickmann, Geographisch-statistischer Universal-Taschen-Atlas 208.
Hirt, Die Indogermanen, 2. Bd. 146.
Jackson, Persia Past and Present 97.
Johnson, The Stone Implements of South Africa 339.
Joubert, La nomenclatura geographica delle coste africana 17.
Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Bd. I 274.
Krause, Die Pueblo-Indianer 306.
Kronfeld, Der Weihnachtsbaum 178.
Kropatscheck, De amuletorum apud antiquos usu capita duo 353.
Langhans, Wandkarte von Afrika zur Darstellung der Bodenbedeckung 98.
Lemke, Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert 208.
Leonard, The Lower Niger and its Tribes 177.
Löffler, Dänemarks Natur und Volk 161.
Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, III, 1 u. 2 145.
Meyers Reisebücher: Das Mittelmeer und seine Küstenstädte. 3. Aufl. 208.
Meyers Reisebücher: Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis. 7. Aufl. 208.
Mogk, Germanische Mythologie 48.
Nachod, Geschichte von Japan, I, 1 353.
Naue, Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß 162.
Opitz, Die Medizin im Koran 50.
Duc d'Orléans, À travers la banquise 98.
Peisker, Neue Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Slawen I 129.
Pollack, Über Erfahrungen im Lawinenverbau in Österreich 113.
Radunz, 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807—1907 369.
Randall-Maciver, Mediaeval Rhodesia 229.
Rasmussen, Neue Menschen 49.
Regel, Geographie für Handels- und Realschulen 339.
Reinhardt, Vom Nebelfleck zum Menschen, Bd. 1, 339.
Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien 307.
de Rougemont, Contes licencieux de l'Alsace 66.
Rumpelt, Sizilien und die Sizilianer 49.
Salmon und Charleville, Le Maroc 291.
Schillings, Der Zauber des Elelescho 256.
Schlaginhaufen, Ein Beitrag zur Kraniologie der Semang 370.
Schmidt, Geschichte des Welthandels 207.
Schneider, Kultur und Denken der alten Ägypter 370.
Schönemann, Das Elsaß und die Elsässer von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 610 n. Chr. 306.
Schoenfeld, Die Halbinsel des Sinai 225.
Schuller, Geografia fisica y esférica de las provincias del Paraguay y Misiones Guaranies 161.
Schultze, Die Eroberung von Mexiko 256.
v. Schweiger-Lerchenfeld, Kulturgeschichte 225.
Skeat und Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula 108.
Snouck-Hurgronje, The Achinese 48.
Solberg, Beiträge zur Vorgeschichte der Ost-Eskimo 339.
Sprigade und Moisel, Großer Deutscher Kolonialatlas, Lief. 5 66.
Stephan, Südseekunst 145.
Stephan und Graebner, Neu-Mecklenburg 145.
The Voyage of the „Scotia“ 99.
Thurston, Ethnographical Notes in Southern India 98.
Tozzer, A Comparative Study of the Mayas and the Lacandones 273.
Türkische Bibliothek, Bd. VI und VII 272.
Tweedie, Porfirio Diaz 34.
Tyrka, Saneyoschi im Occident 33.
Vambéry, Westlicher Kultureinfluß im Osten 16.
Weinschenk, Grundzüge der Gesteinskunde. 2. Aufl. 354.
Weinschenk, Die gesteinsbildenden Mineralien. 2. Aufl. 370.
Wermert, Die Insel Sizilien 49.

Werner, The Natives of British Central Africa 208.
Werth, Die Vegetation der subantarktischen Inseln 128.
Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien 177.
Wiszwianski, Die Faktoren der Wüstenbildung 66.
Witte, Wendische Zu- und Familiennamen aus mecklenburgischen Urkunden und Akten 17.
Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, 3. Bd. 146.
Zemmrich, Landeskunde des Königreichs Sachsen 67.
v. Zepelin, Der Ferne Osten, I 34.

Mitarbeiter.

Achelis, Th., Prof., Dr., Bremen 16. 48. 225.
Adler, Bruno, Dr., St. Petersburg 163.
Albrecht, Fritz, Leutnant, Friedrichsort 177.
Andree, Richard, Prof., Dr., München 17. 19. 20. 48. 50. 52. 66. 84. 98. 100. 107. 114. 115. 116. 131. 132. 145. 146. 147. 148. 163. 177. 178. 179. 180. 208. 210. 211. 224. 228. 257. 258. 274. 275. 276. 290. 308. 324. 340. 354. 356. 370. 372. 384. 388.
Bauer, Fritz, Guatemala 378.
Brandeis, Antonie, Berlin-Westend 57. 73.
Breu, Georg, München 110.
v. Bülow, W., Matapoo, Samoa 321. 347.
Buschan, Georg, Dr., Stettin 293.
Crasselt, F., Dr., Charlottenburg 353.
Deecke, W., Prof., Dr., Freiburg i. Br. 49.
Fabry, Dr. med., Assistenzarzt in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, Mahenge 197. 218.
Förster, Brix, Oberstleutnant a. D., München 18. 131. 212. 245. 290. 292. 369.
Frič, Vojtěch, zurzeit auf Reisen in Brasilien 117.
Friederici, Georg, Dr., Hauptmann a. D., Kiel 256. 257. 325.
Fritsch, Gustav, Prof., Dr., Geh. Medizinalrat, Groß-Lichterfelde 8. 21. 37.
Gengler, J., Dr., Metz 193.
Gentz, Oberleutnant, Mörchingen 143.
Gessert, Ferdinand, Inachab, Deutsch-Südwestafrika 205.
Goldstein, Ferdinand, Dr., Charlottenburg 124. 379.
Goldziher, I., Prof., Dr., Budapest 272.
Graebner, F., Dr., Köln 130.
Greim, G., Prof., Dr., Darmstadt 16. 19. 34. 51. 210. 212. 225. 226. 258. 275. 276. 291. 323. 339. 372. 387.
Gutmann, Missionar, Masama (Deutsch-Ostafrika) 239.
Häberlin, Dr. med., Wyk (Föhr) 330.
Hahl, Albert, Dr., Kais. Gouverneur, Herbertshöhe 310.
Halbfaß, Wilhelm, Prof., Dr., Neuhaldensleben 32. 115. 116. 122. 131. 132. 258. 259. 260. 274. 275.
Hartmann, Albert, München 353.
Hutter, Franz, Hauptmann a. D., zurzeit Deutsch-Südwestafrika 1. 28. 44.
Jaeger, Julius, Generaldirektionsrat a. D., München 373.
Kaindl, R. F., Prof., Dr., Czernowitz 62. 78.
Kaiser, Alfred, zurzeit Nordafrika 53. 69. 85. 101.
Karutz, R., Dr., Lübeck 309.
v. Kleist, Oberstleutnant a. D., Steglitz-Berlin 65. 318.
v. Knebel, Walther, Dr., Privatdozent, zurzeit Island 50. 277. 303. 339. 354. 370.
Kurtz, Kapitänleutnant, an Bord S. M. S. „Planet" 271.
Lehmann, W., Dr., Berlin 227. 305. 332.
Freiherr v. Leonhardi, M., Groß-Karben (Hessen) 285.
Lorentzen, F., Kiel 20. 33.
Lorenzen, A., Kiel 161. 177.
Marquardsen, Hauptmann und Kompagnie-Chef, Brieg (Bezirk Breslau) 138.
Maurer, Friedrich, Dr., Pfarrverweser, Ansbach 111.
Mehlis, Carl, Prof., Dr., Neustadt a. H. 159. 162.
Moser, L. Karl, Prof., Dr., Triest 249.
Mühlhofer, Franz, Leutnant, Triest 297.
Passarge, S., Prof., Dr., Breslau 229. 339.
Pech, T., Leipzig 35. 132. 192.
Planert, W., Dr., Berlin 291.
Preuß, K. Th., Dr., Museumsassistent, zurzeit auf Reisen in Mexiko 185.
Prowe, H., Dr., Guatemala 305.
Freiherr v. Reitzenstein, Bodo, Berlin 316.
Rhamm, Karl, Braunschweig 129.
Roth, E., Dr., Oberbibliothekar, Halle 66. 67. 68. 83. 84. 113. 128. 162. 163. 164. 179. 180. 195. 209. 211. 244. 259. 260. 275. 276. 340. 354. 355. 356. 369. 370. 371. 372.
Rütimeyer, L., Prof., Dr., Basel 201. 213.
Sapper, Carl, Prof., Dr., Tübingen 232. 273.
Sarasin, F., Dr., und Dr. P. Sarasin, Basel 255.
Schell, Otto, Elberfeld 335. 363.
Scherer, Jos., cand. med., München 15.
Schmid, G., Dr., St. Petersburg 204.
Schnee, Dr. med., Groß-Lichterfelde 50. 258.
Seidel, H., Rektor, Berlin 261. 280.
Seufft, Arno, Bezirksamtmann, Kaiserl. Regierungsrat, Jap 139. 142. 171.
Sievers, W., Prof., Dr., Gießen 161.
Singer, H., Redakteur, Schöneberg-Berlin 14. 18. 19. 20. 33. 34. 35. 36. 47. 49. 50. 51. 52. 66. 67. 68. 82. 83. 84. 93. 96. 97. 98. 99. 100. 113. 114. 115. 116. 130. 131. 132. 144. 146. 147. 148. 163. 164. 177. 178. 179. 180. 195. 196. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 225. 226. 227. 228. 243. 244. 254. 256. 257. 258. 272. 276. 291. 292. 307. 308. 322. 323. 324. 340. 344. 349. 354. 355. 367. 371. 372. 386. 387. 388.
Spieß, C., Missionar, Togo 6.
Spring, Johann A., Kapitän, Los Angeles 95.
Tetzner, Fr., Dr., Oberlehrer, Leipzig 265.
Volland, Dr. med., Oberarzt, Bielefeld 341.
Weiß, Oberleutnant, zurzeit Deutsch-Ostafrika 153. 165.
Weißenberg, S., Dr., Elisabethgrad 357.
Wiedemann, A., Prof., Dr., Bonn 370.
Wollemann, A., Dr., Braunschweig 17.
Zugmayer, Erich, Dr., Wien 133.
Zurn, Ralph, Oberleutnant, Berlin-Grunewald 121.

Berichtigungen zum XCI. Bande.

S. 244, Sp. 2, Z. 22 von oben lies Kirschstein statt Kirchstein.
„ 353, „ 2, „ 8 „ unten „ Jingō „ Juigō.
„ 358 u. 359 sind die Unterschriften der beiden Abbildungen zu vertauschen.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 1. BRAUNSCHWEIG. 3. Januar 1907.

Bamum.

Von Hauptmann a. D. Hutter.

Als ich im Jahre 1892 als Stationschef auf der Regierungsstation Baliburg, dem damals vorgeschobensten Posten im Hochlande von Nordkamerun, saß, erzählte mir unser getreuer Freund und Blutsbruder Garega, der alte, kluge Balihäuptling, des öfteren von einem mächtigen Herrscher im Osten und seiner großen Hauptstadt Bamum. Diese sei mit Gräben und Mauern umwallt und besitze eine solche Ausdehnung, daß, wenn vor den Toren auf der einen Seite ein Kampf entbrenne, die Leute im entgegengesetzten Stadtteil davon gar nichts hörten und ruhig ihren Geschäften nachgingen. Der König dieses Landes besäße viel Pferde, und ein großer, breiter Strom gleichen Namens durchfließe es; in ihm und den ihn umgebenden großen Sümpfen gäbe es viel Flußpferde. Die Bali-Bagam (ein östlich von Bali sitzender Volksteil gleichen Stammes) ständen in Handelsbeziehungen zu Bamum; die Entfernung dorthin betrüge einen halben Mond (also 14 Tage).

Diese Mitteilungen, deren Richtigkeit im allgemeinen ich bei der außerordentlichen Land- und Leutekenntnis und den ausgedehnten politischen und kommerziellen Verbindungen der Bali nicht im mindesten bezweifelte, und die sich, ausgenommen die Entfernung, auch tatsächlich bis in alle Einzelheiten als zutreffend erwiesen haben, erweckten naturgemäß damals in mir den lebhaften Wunsch, dieses merkwürdige Graslandreich zu besuchen und so in den großen weißen Fleck eine Bresche zu legen, der noch zwischen der Zintgraffschen und Morgenschen Route, den einzigen damals von Europäern beschrittenen Wegen im südlichen Adamaua, lag. Die im Jahre zuvor, 1891, von Morgen entdeckte Sultansstadt Banyo ließ mich allerdings vermuten, daß das „Bamum“ der Bali vielleicht identisch mit eben diesem Banyo sein könnte. Der „große breite Strom“ wäre dann als der Mbam anzusprechen gewesen; die „Sümpfe“ ließen aufs neue an die Möglichkeit des Vorhandenseins des Libasees denken, der ja noch bis zu Zintgraffs Zug nach Yola 1889 sich mit großer Hartnäckigkeit auf den Karten eben dieser in Frage kommenden Gebiete erhielt.

Denn man darf nicht vergessen, daß gerade Kamerun noch zur Zeit seiner Erwerbung als deutsche Kolonie 1885 nahezu vollkommen unerforscht war, daß insbesondere das Gebiet zwischen Küste, Benuë, oberem Shari und Ubangi — die etwa 100 km südlich des Benuë laufende Route Flegels ausgenommen — als sog. Libagebiet zu den drei bis jetzt noch total unbekannten Länderstrecken Afrikas gehörte, auf die allmählich die negative Kenntnis des ältesten Erdteils reduziert war.



Abb. 1. Blick auf einen Teil der Stadt Bamum.
Gesamtanlage der neuen Residenz. Die Häuser auf der Höhe gehören noch dazu.

Doch wieder zurück zu Bamum; aber ich hielt es für nicht uninteressant, kurz darauf aufmerksam zu machen, welche Hypothesen noch vor 15 Jahren an ein Gebiet geknüpft werden konnten, das heute schon als vorläufiges Endziel einer Bahn ins Auge gefaßt ist, und damit zu zeigen, was für eine achtunggebietende Forschungs- und Aufklärungsarbeit in einer kleinen Spanne Zeit geleistet worden ist.

Meinem ihm gegenüber geäußerten Wunsche, Bamum zu besuchen, setzte Garega sichtliches Widerstreben und gleichen passiven Widerstand entgegen, wie er es Zintgraff gegenüber bei seinem beabsichtigten Vordringen nach Norden getan und wodurch er ihn ja auch fast ein halbes Jahr davon zurückgehalten hat. Er sagte mir auch unumwunden den Grund seines Widerstrebens: „Wenn du diesen großen Häuptling und seine Stadt gesehen hast, so bleibst du bei ihm, und ich und Bali sind dann lächerlich gemacht im ganzen Lande.“ Ich war noch viel mehr als seinerzeit Zintgraff auf die

aktive Unterstützung des Baliherrschers angewiesen; Zintgraff hatte doch einige hundert eigene angeworbene Träger aus Liberia und anderen Orten unter sich, ich konnte nur mit Bali, also Untertanen des widerstrebenden Häuptlings, rechnen. Auch an derartige, damals an der Tagesordnung gewesene, das Vordringen und damit die Forschung hemmende Momente möchte ich als alter Afrikaner einmal wieder erinnert haben; der heutzutage mit einer von Schutztruppendetachements begleiteten Expedition nach Belieben kreuz und quer marschierende Führer hat davon schlechterdings kaum eine Vorstellung.

So mußte denn auch hier Geduld, jene afrikanische Kardinaltugend, die nach des großen Nachtigal so wahrem Ausspruch im dunklen Kontinent das Geheimnis eines jeglichen Erfolges in sich birgt, geübt werden; mit ihr und klugem, immer wieder bei geeigneter Gelegenheit einsetzendem Zurückkommen auf mein Vorhaben war ich nicht im Zweifel, schließlich Garega dafür zu gewinnen. Da kam Anfang 1893 der amtliche Auflösungsbefehl für die Stationen im Nordhinterlande und damit jäher Abschluß aller weiteren Forscherpläne.

Die expansive koloniale Tätigkeit in Kamerun war endlich wieder aufgenommen worden; mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts erhob sich die Bamendastation, einen Tagemarsch östlich von Bali, die das Erbe unserer einstigen Baliburg antrat, die Fulbeherrscher der Adamauasultanate waren durch rasch und energisch durchgeführte Züge der mittlerweile geschaffenen und verstärkten Schutztruppe überrumpelt und zur hoffentlich andauernden Anerkennung deutscher Herrschaft gezwungen worden, und mehrere Stationen in Adamaua: Banyo, Yoko usw. wurden angelegt.

Hauptmann a. D. Ramsay, der als Generalbevollmächtigter der Gesellschaft Nordwestkamerun deren ausgedehntes Konzessionsgebiet bereiste und erschloß, unternahm 1902, wie er schreibt, „gemeinsam mit dem Stationschef von Banyo, Oberleutnant Sandrock, von Ngambe aus durch die bisher ganz unbekannte und unerforschte Gegend von Bukumba und Ditam" — also von Ngambe nach Süden ausbiegend und von Süden her die Bamumlandschaft betretend — „die höchst interessante Reise nach Bamum (oder Batu oder Bakum oder Batock?)", wo sie am 6. Juli als die ersten Europäer eintrafen.

Seitdem ist Bamum wiederholt von Schutztruppendetachements, von Kaufleuten und Missionaren besucht worden; vorübergehend war auch ein Offizier dort stationiert, um Bamumleute zu Soldaten heranzubilden; zurzeit ist die von Ramsay dort errichtete Faktorei der oben genannten Gesellschaft meines Wissens der einzige ständige weiße Posten. Anläßlich meines neuerlichen Aufenthaltes in Bali im Jahre 1905 bin auch ich zu der Stadt hinübermarschiert, von der ich vor 15 Jahren so viel bereits gehört hatte. Par renommée war ich, wie ich zu meiner Verwunderung vernahm, bereits bekannt. Der Sultan, oder vielmehr seine Eltern, hatten seinerzeit viel von dem „big massa", wie Dr. Zintgraff damals im Lande genannt wurde, und von dem „officer", der die Bali schießen lehrte (das war ich) gehört; und als ich mich nun als den letzteren vorstellen konnte, war das Interesse an mir groß.

Leider konnte ich mich nicht lange aufhalten, so daß meine Beobachtungen nicht über flüchtige Marschaufzeichnungen hinausgehen. Auch von anderer Seite liegen meines Wissens keine sonderlich ausführlichen Mitteilungen über dieses hochinteressante Graslandreich vor [1]). Es wäre eingehender Forschung wert; und wirklich schade, wenn sich keine Mittel finden ließen, die dortigen ethnographischen Schätze zu fixieren und zu retten, bevor auch dieses Land dem Schicksal des nivellierenden, die Eigenart so rasch zerstörenden europäischen Einflusses verfällt [2]).

Die Hauptstadt Bamum (Abb. 1), so ziemlich in der Mitte des Reiches, liegt unter 5° 43′ 42″ nördl. Br. (nach Ramsay) und etwa 10° 50′ östl. L., also um etwa 10′ südlicher und um 1 Längengrad (etwas mehr als 100 km) östlich von Bali. Im Osten und Westen sind seine natürlichen Grenzen der Mbam bzw. dessen Zufluß Nün oder Nun; im Norden dürfte es bis an den Fuß des nordöstlich von Bali liegenden ausgedehnten Kumboplateaus, zur großen bis vor kurzem unabhängigen Landschaft Bansso gehörend, sowie bis zu der bereits dem Sultan von Banyo tributpflichtigen Landschaft Ntem reichen; im Süden ist vielleicht der Zusammenfluß des Mbam und Nun seine natürliche Grenze [3]). Somit besitzt es einen Flächeninhalt von annähernd 7000 qkm (westöstliche Ausdehnung etwa 70, nordsüdliche Ausdehnung etwa 120 km) und liegt auf dem sog. zentralafrikanischen Hochplateau in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 1000 bis 1100 m. Die Hauptstadt selbst liegt nach der unten angezogenen Karte auf 1170, nach meinen Beobachtungen, allerdings nur Aneroidablesungen, auf 1220 m, welche Höhenangabe übrigens mit dem Hirtlerschen Bericht im „Kol.-Blatt" 1903, S. 492 genau übereinstimmt.

Bei westlicher Anmarschrichtung nach Bamum, wenn man auf den Südausläufern des unmittelbar südlich der Bamendastation mächtig sich emporreckenden Mutibergmassivs steht, blitzt bereits, noch weit entfernt, das Stromband des breiten Nun herüber, und längs seinem jenseitigen Ufer ragen drei nordsüdlich streichende Bergmassive empor, die gleich mächtigen schützenden Naturfestungen den Eintritt in das Land zu verwehren oder wenigstens die zwischen ihnen liegenden Ebenen, die Einfallspforten in das Reich, zu flankieren scheinen. Diese drei alpenstockartig der umgebenden Fläche aufgesetzten Gebirge sind auch die einzigen bedeutenderen Erhebungen im ganzen Bamumlande. Auf der höchsten Spitze (rund 1800 m) des mittleren dieser drei Bergstöcke, des Konkä (auf der mehrerwähnten Karte als „Batmatschem" eingetragen, welche Benennung ich jedoch nicht gehört habe), bot sich mir ein prächtiger, geradezu uferloser Weitblick über die ganze Bamumlandschaft; nach Süden und Westen noch weit darüber hinaus. Der Nun ist stromauf und -ab zu übersehen, soweit nur das Auge reicht; drüben im Osten hätte der Mbam sichtbar werden müssen, wenn nicht leichte Höhenzüge, seinem westlichen Ufer vorgelagert, ihn den Blicken entzogen hätten. Im Südosten reicht der okulare Bestreichungssektor bis zu zwei hohen Bergmassiven, die, offenbar nahe dem Mbam, schon im Wuteland liegen müssen. Nach Südwesten war bei der prächtigen klaren Luft des Besteigungstages eben noch die charakteristische Doppelspitze der höchsten Erhebung des Manengubagebirges in blauer Ferne erkennbar, und drüben im Westen türmte sich der mächtig aufgewulstete Rand des Hochlandes, das langgestreckte Mongwoagebirge. Der durch die Verschiebung scheinbar zusammenhängende Muti und das Kumboplateau schlossen in weitem Nordbogen das maßlose Hochlandspanorama ab.

[1]) Siehe übrigens den kurzen Aufsatz im Globus, Bd. 88 (1905), Nr. 17.

[2]) Vielleicht kann der Afrikafonds, der ja jetzt wieder bestimmungsgemäß, d. h. für Forschungszwecke, verwendet werden soll, dafür in Anspruch genommen werden, und zwar möglichst bald.

[3]) Siehe die Karte „Der mittlere Teil von Kamerun", Danckelmans „Mitteilungen" 1903, Karte 5, auf die auch zur Orientierung im allgemeinen verwiesen sei.

Und mir zu Füßen lag gegen Westen das breite Nuntal, gegen Osten ganz Bamumland gleich einer riesigen Relieflandkarte.

Es ist durchweg Hügelland mit weichen, welligen, langgestreckten Formen, die scheinbar ganz unregelmäßig ziehen, im Gegensatz zu der ausgesprochenen west-östlichen Tendenz der Höhenzüge auf der rechten Nunseite. Auch die drüben nicht selten plötzlich auftretende Schroffheit der Formen: Steilwände, kahle Platten, mit Blöcken übersäte Kuppen u. a., fehlt in dem Gelände von Bamum fast gänzlich. Ebenso finden sich die nicht unbeträchtlichen Höhenunterschiede zwischen Talsohle und Kamm der Hügelzüge, 100 m und mehr, links des Nun nicht. Die Bedeckung ist ausnahmslos Gras. Dasselbe ist nicht so hoch wie in den Hochlandlandschaften von Bali, Bafut usw.; in den meist leicht versumpften Mulden dagegen erreicht es die wohlbekannten stattlichen Ausmaße von 3 und 4 und 5 m. Ich bemerke übrigens, daß ich in der ersten Hälfte des Juni Bamum bereiste, also in einer Jahreszeit, in der bereits die Regenzeit herrscht, wenn auch diese gerade 1905 zu Anfang auffallend schwach einsetzte und nicht unwesentlich anderen Charakter, mehr tornadoartigen, zeigte, als ich nach meinen einstigen zweijährigen meteorologischen Beobachtungen in diesen Gebieten oben erwarten mußte. Immerhin aber hatte sie schon ihren Einfluß auf die Vegetation, auf zunehmenden Reichtum der Wasserläufe und Versumpfung niedrig gelegener ebener Strecken ausgeübt.

Vereinzelt sind Laubbäume, Akazienarten, Ölpalmen mit auffallend hohem Stamm (in den höher gelegenen Balilandschaften streckenweise gänzlich fehlend), Hyphaenen und Phönixpalmen in die Grasflächen verstreut, an den Wasserläufen ziehen sich lange, schmale Laubholzwald- und Raphiastreifen, sowie dichtes Unterholz entlang, gleichwie in den Baliländern; auch die häufigen Doppelmulden sind vielfach mit dichtem Gehölz ausgefüllt. Die Landschaft hat auf mich einen farbenbelebteren Eindruck gemacht als die Grasmeere drüben in der um 200 bis 300 m höher gelegenen Westecke des Hochlandes: so sah ich nicht selten stattliche Bäume mit riesigen roten oder violetten Glockenblüten, und an beiden Nunufern sind ausgedehnte Gebüsche, die in Holz und Blumen ganz und gar unseren Heckenrosen gleichen. In den Tälern des Konkämassivs fielen neben dem Wege wachsende gentianenartige weiße Blumen auf, die ohne jedes Blatt aus der Erde emporsprossen. Sehr häufig sind allenthalben Termitenbauten; auch sie, aus der roten Lateriterde aufgebaut und sich über das Gras erhebend, beleben, möchte ich fast sagen, die Landschaft. Ich habe auch hier wieder die Beobachtung gemacht, auf die bereits Barth hinweist, daß ihr häufigeres Vorkommen unfehlbar die Nähe eines größeren Wasserlaufes anzeigt: zwei Tagemärsche, bevor ich von Westen her den Nun erreichte, traten sie bereits in geradezu sich auffällig mehrender Häufigkeit auf.

Die drei fast in einer. in Nord-Süd-Linie streichenden Bergmassive, nahe dem Nun, sind, wie bereits erwähnt, die einzigen bedeutenderen Erhebungen im Lande: das nördliche und das südliche werden hinter dem Konkä an Höhe nicht weit zurückstehen. Diese isoliert, aber mit einer ganz bedeutenden Basisausdehnung dem sonst relativ flachen Boden aufgesetzten Bergstöcke (im Fulfulde heißen solche isolierten Gebirge Hossére) geben der Landschaft überhaupt ein eigenartiges Gepräge. Der an 3000 m hohe Muti am rechten Nunufer kann geradezu als alpenartiger Gebirgsstock angesprochen werden; mir als Bayer hat seine höchste Erhebung heimatliche Erinnerungen geweckt: von einer bestimmten Seite aus zeigt er eine täuschende Ähnlichkeit mit dem Wendelstein. Wären die braunen Gestalten der Träger nicht gewesen, hätten nicht da und dort neben dem Saumpfade Schädel und Gerippe, die Spuren wandernder kleiner Haussasklaven- und Elfenbeinkarawanen, gelegen — ich hätte mich oft in die Wildeinsamkeit unserer süddeutschen Hochalmen versetzt geglaubt mit ihrer klaren, reinen Luft, mit ihren würzigen Berggrasmatten, mit ihren Fels- und Gesteinstrümmern, ihren Plattensteigen, ihren Wildwasserbetten.

Ähnliches, nur in wesentlich milderen und kleineren Formen, bot das Konkämassiv.

Ich habe beide Gebirgsstöcke nach verschiedenen Richtungen durchstreift und so auch einigermaßen einen Einblick in Grundrißanordnung und Aufbau gewonnen. Der Muti kann im großen und ganzen als pyramidaler Aufbau auf trapezförmiger Basis mit auf der einen (westlichen) Trapezlängsseite ruhendem Gipfel charakterisiert werden. Die ganze Pyramidenmasse ist natürlich in bald breite, bald schmale Täler und Mulden und kürzere und niedrigere Gipfelketten zerklüftet. An der Südseite der Pyramide sind langgestreckte Bergrücken, Ausläufer, gleich Strebepfeilern angesetzt.

Über den Muti und das oben erwähnte Mongwoagebirge läuft, nebenbei bemerkt, in diesen Gebieten die ostwestliche und nordsüdliche Wasserscheide, d. h. zwischen den Tieflandflüssen, insbesondere dem Manyu, und den Hochlandwassern, zunächst dem Mbam und damit dem Sanaga bzw. zwischen Benuë und dem Sanaga. Betrachtet man diese beiden Gebirge als westlichen Endpunkt der nordöstlich sich fortsetzenden Gebirgswallkette: Kumboplateau, Hossere Gendero und die der Hochfläche von Ngaundere aufgesetzten Alpenstöcke, so partizipieren sie an der von dieser Kettenreihe zusammen gebildeten Hauptwasserscheide zwischen dem Niger- und Kongobecken.

Das Konkämassiv (Abb. 2) zeigt als Grundrißanordnung die ungefähre Form eines riesigen, nach Süden offenen Hufeisens, verdient also die von Passarge für die verschiedenen Adamauahossere eingeführte Bezeichnung „Gebirgswall". Die westliche Bogenlinie des Hufeisens trägt die höchsten Erhebungen. Die höchste Spitze zeigt schroffe Formen und besteht im obersten Teil aus nacktem Gestein mit Plattenabfall nach Westen. Der Ostbogen hat weichere Formen und stützt sich nach Osten zu auf drei gleich Bastionen ausspringende Bergpfeiler. Im hohlen Innern des Gebirgswalles ziehen rippenartig gegen Süden verlaufende niedrigere Hügelketten, die Täler und Kessel einschließen. In einem liegt malerisch verstreut das die Hänge hinankletternde kleine Bergdorf Nkunden, mit seinen Farmen und ausgezeichneten Bananen, ein sehr erwünschter Rastplatz vor dem östlich steil ansteigenden Pfad zur Paßhöhe (auf 1700 m). Mehrere Wasserläufe durchrauschen die diese Kessel und Täler freundlich ausschmückende Parklandschaft.

Ausgenommen einige wenige kleine Flußläufe, die in den Nun sich ergießen, entwässert ganz Bamum zum Mbam nach Osten, in welcher Richtung, sowie auch nach Süden, das Land sich schwach zu senken scheint. Es gehört somit zum Stromgebiet des Sanaga. Die von mir überschrittenen Wasser sind lange nicht so steil und tief eingeschnitten als die dem Nun von Westen her zuströmenden; auch haben sie geringeres Gefälle als jene.

Der weitaus bedeutendste Wasserlauf, den ich kennen gelernt habe, ist der mehrerwähnte westliche Grenzfluß, der Nun oder Nûn[1]). Sein Quellgebiet liegt auf

[1]) Auch dieses Wort scheint mir, wie ja die meisten Wasser-, Berg- usw. Bezeichnungen in Afrika, kein Eigenname, sondern eher ein Sammelbegriff für fließendes Wasser zu sein. Ich schließe das daraus, daß mir auch mehrere

den Südabhängen des Kumboplateaus. Auch er hat ein schwaches Gefälle; Oberleutnant Hirtler hat den Wasserspiegel östlich von Bagam nur wenige Meter niedriger gefunden als oben bei Babessi, das ist einige 40 km stromaufwärts. Außerordentlich wechselnd ist die Uferbildung und die Breite des Flusses. An der einen von mir gewählten Übergangsstelle, fast in der geraden Linie Bagam—Bamum (Hauptstadt) liegend, erinnerte mich das Bild lebhaft an eine Abbildung in Passarges „Adamana“: der Benuëdurchbruch bei Laddo; nur sind hier am Nun die beiderseitigen Höhenzüge bedeutend weiter vom Strom abgerückt. Das so an dieser Stelle gebildete Tal besitzt eine Breite von mehreren Kilometern und war zur Zeit meines Besuches fast in seiner ganzen Ausdehnung versumpft und zur Erhöhung der Marschannehmlichkeit mit zahlreichen altwasserähnlichen, schilfdurchwachsenen Gräben, 1 bis 2 m tief, bis zu 8 und 10 m breit, durchzogen. Einzelne schwache Hügelreihen schieben sich in das Flußtal herein, bestanden mit niedrigem, weichem Gras, lichtem Wald, latschenartigem Gestrüpp und den schon genannten Heckenrosensträuchern. Träge wälzt sich in gewaltigen Krümmungen die hier 200 bis 250 m breite schmutzfarbene Wassermasse des Stromes dahin. Um so merkwürdiger erscheinen in dieser Gegend an verschiedenen Stellen inmitten der Sümpfe, sowie des offenen Wassers mächtig und massiv daliegende, bis zu 5 m aufragende Granit- und Sandsteinblöcke, teils formlos breit gelagert, einige klippenartig, teils gewaltigen, zinnenbewehrten Zitadellen ähnlich sehend, hellgelb und weißlich in der Sonne leuchtend. Etwa 5 km stromab dieses weiten offenen Flußtales biegt sich der fast rein nordsüdliche Lauf in scharfem Knie beinahe wieder nordwärts, um nach nochmaliger Doppelkniebiegung wieder eine Strecke lang in gleichem weiten Tal die Südrichtung aufzunehmen. An diesen starken Krümmungen verengt sich die Breite auf 60, ja 50 m. Das Westufer zeigt auf kurze Strecken steil abfallende Granit- und Sandsteinfelsen, 5 und 6 m hoch; dabei ist merkwürdigerweise die Strömung gleich Null. Ein so gänzlich anderes Bild, daß ich, zuerst hier an den Fluß gekommen, ihn anfänglich gar nicht als solchen erkannte, sondern in meine Wegeaufnahme vermerkte: „Altwasserähnliche, halbkreisförmige Wasserarme oder Weiher(?), höchst auffallend dafür das felsige, oben bewaldete Steilufer.“ Beim weiteren Marsch ward mir mein Irrtum bald klar. Nicht sehr weit stromauf oder stromab muß sich Ähnliches wiederholen; Oberleutnant Hirtler berichtet, daß er (gleichfalls östlich von Bagam) eine zum Brückenbau geeignete Stelle erkundet habe, an der sich der unmittelbar stromauf 60 m breite Fluß auf 6 m verengt, und das so plötzlich, daß eine schnellenartige Strömung entsteht. „Der Punkt der Schnellen ist geeignet zur Anlage einer hohen Überbrückung, da felsiger Untergrund und die natürliche Gruppierung großer Blöcke einer Brücke den nötigen Halt und Schutz gegen Hochwasser gewähren. Der vorhandene Holzreichtum genügt.“ Bei seinem Marsch von Bamum nach Yabassi hat derselbe Offizier am Nun etwa 80 km oberhalb seiner Vereinigung mit dem Mbam gelagert und berichtet: „Ein am 11. November (also in der Trockenzeit) angebrachter Pegel zeigte erhebliche Schwankungen im Wasserstand, bei welchem Unterschiede von 20 cm von einem Tage zum anderen wahrgenommen wurden. Bei einer Tiefe von mehreren Metern und einer Stromgeschwindigkeit von etwa 5 m in der Sekunde ist der Nun an der Übergangsstelle 50 m breit, erreicht aber 2 bis 3 km aufwärts ein stattlicheres Aussehen und verbreitert sich bis zu etwa 500 m. Der Übergang über die Hängebrücke ging ohne Unfall vonstatten und dauerte $4^1/_2$ Stunden. Die Pferde wurden am Seile durchgezogen . . .“

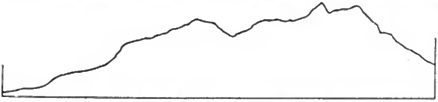


Abb. 2. **Profil durch die Westhälfte des Konkämassivs von Südsüdwest nach Nordnordost.**

Ich habe es mit meinen beiden Übergängen in der Regenzeit im oben geschilderten Niederungstal schlecht getroffen. Der 250 m breite Wasserspiegel, die sumpfige Beschaffenheit der Ufer schlossen Brückenbau usw. aus; Faltboote besaß ich auch nicht, und meine 26 Träger waren wasserungewohnte Bali. So blieb mir nichts übrig, als mich der Palmrippenflöße der Eingeborenen als Übersetzmittel zu bedienen, die, in ihren kleinen Fischerhütten am Ufer wochenlang Standquartier nehmend, dem übrigens ergiebigen Fischfang obliegen. Ich war, durch die zahlreichen Antilopen im Grase zur Jagd verleitet, erst gegen 4 Uhr nachmittags am Nunufer angelangt, und erst gegen 6 Uhr hatten wir einige Fischer mit mehreren ihrer Fahrzeuge durch Rufen und Absuchen des Ufers und Signalschüsse herangelockt.

Die Fahrzeuge, auf denen die Leute angesichts der das Wasser geradezu bevölkernden Flußpferde und Krokodile ihrem Handwerk Tag und Nacht nachgehen, sind etwa 4 m lange, hinten 0,80 m breite, nach der Spitze zu sich verjüngende, aus Weinpalmblattrippen zusammengebundene Flöße mit etwas aufgebogenem Schnabel (Abb. 3). Statt der Bordwände sind, aber nicht bei allen, Schilfbündel, gewissermaßen als eine Art Schwimmer, seitlich angebunden. Solch ein Floß trägt nicht mehr als zwei Menschen, und bewunderungswürdig ist die Gleichgewichtsbeherrschung, mit der die Eingeborenen sich auf dem jämmerlichen Dinge bewegen und hantieren. Die Last zweier Körper drückt die Plattform bereits einige Centimeter unter die Oberfläche, und es gewährt einen seltsamen Anblick, die Fischer so, gleichsam frei auf dem Wasser stehend, lautlos dahingleiten zu sehen. Als Fortbewegungsmittel dienen lange Stangen, gleichfalls Palmblattrippen, die als Stechstangen gleich den Bootsbaken unserer Flößer gehandhabt werden. Die Tiefe des Nun scheint nicht sehr beträchtlich zu sein; an meinen beiden Übergangsstellen betrug sie nicht mehr als 4 bis 5 m. Das Bett ist Sumpf und Morast.

Sehr zeitraubend war die zum Hinüberschaffen des Pferdes (und auch der schwereren Lasten) notwendige Verbindung mehrerer dieser kleinen Fahrzeuge, denn die Krokodile ließen ein Nachziehen des Tieres im Wasser nicht rätlich erscheinen. Alle diese Manipulationen gingen vor sich angesichts einiger zwanzig Flußpferde, die, mit ihren ungeheuren Schädeln auf dem Wasser liegend, neugierig der Geschichte aus allernächster Nähe zusahen. Mittlerweile war bereits längst die Dunkelheit hereingebrochen. Die kleinen Flöße gingen unter den schweren Gewichten tief unter Wasser, das über die Deckel der Koffer spülte. Ich kauerte mit dem Revolver in der Hand

Flüsse und Bäche, die von Westen dem Nun zuströmen, mit gleichem Worte genannt wurden. Welcher Sprache es angehört, vermag ich nicht zu sagen.

auf der überfluteten Plattform, um allzu neugierige Flußpferde, deren Schnauben und Grunzen in allernächster Nähe uns begleitete, natürlich nicht zu schießen, sondern zu verscheuchen. Der Mond erhellte nur schwach den Schauplatz des nächtlichen Überganges, und drüben im Osten leuchteten am Horizont ab und zu die Blitze eines aufziehenden Tornados. Mit vollkommener Vertrautheit lenkten die Eingeborenen die Fahrt. Ein vom ersten mit dem Pferde bereits übergesetzten Trupp an dem Landungsplatze, einer kleinen festen Stelle weit in der kilometerweit versumpften Ostuferniederung, angezündetes Feuer

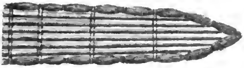


Abb. 3. **Palmrippenfloß auf dem Nun.**

gab als Signal zwar die Richtung an, das Hauptkunststück aber war, nach Durchquerung des offenen Wassers sich in dem Wirrnis von Kanälen und Gräben zu dem Lagerplatz zu finden. Ein paar fast gänzlich zerfallene Fischerhütten standen mitten im Sumpfe; eine davon hatte mein Gaul bereits auf rasch bereiteter Schilfstreu in Beschlag genommen. Der Tornado war mittlerweile auch heraufgekommen und wetterte über das einsame Lager im Schilfsumpf des afrikanischen Hochlandsstromes. Doch diese ja wohlbekannten kleinen Fährnisse jedes Reisenden und damit auch der am nächsten Morgen — wo ich erst die mehr als zweifelhafte Lagerstätte übersah, geweckt vom Schnauben der unmittelbar neben den Hütten an Land und dann wieder zu Wasser gehenden Flußpferde — notwendige stundenlange Marsch durch Schilf und Sumpf und Kriekѕ gehören nicht ausführlicher mehr in eine geographisch-ethnographische Schilderung herein.

Das nur möchte ich noch bemerken, daß ich in dem Grade wie hier und dann ein paar Wochen später auf dem Rückmarsche an zwei weiteren Lagerplätzen am Nun noch nie in Afrika, auch nicht im Urwald, von Moskitos und dem verschiedenartigsten stechenden und saugenden kleinen Viehzeug gequält worden bin, wie an diesem Wasserlauf auf dem Hochplateau. Abgesehen von den unzähligen Stichen der wohlbekannten verschiedenen Quälgeister, konstatierte ich in unangenehmster Weise das Vorhandensein eines weiteren, mir bisher völlig unbekannten Insekts: Ich fand an den am Nun verbrachten Morgen im Gesicht, am Hals, Arm und Händen bis zu 14 Stück kleine, mehlwurmartige, gelbe, geflügelte Tierchen, die sich mit dem Kopf einen oder ein paar Millimeter tief unter die Haut eingebohrt hatten. Nach Entfernung derselben schwollen die verletzten Stellen, im besonderen die Gelenk- und Beugestellen, heftig an, und es bildeten sich gelbunterlaufene, harte Knoten, die die Bewegungsfreiheit des Gelenks usw. wesentlich beeinträchtigten und erst nach mehreren Tagen wieder zurückgingen.

Nächst dem Sumpfcharakter der Landschaft trägt jedenfalls an dem im Vergleich zu den hochgelegenen Baligebieten im Westen ungleich häufigeren Vorkommen all dieser kleinen Bestien das wärmere, wenn ich so sagen darf, weit mehr tropischere Klima des tiefer gelegenen Bamumlandes mit bei.

Die Kürze meines Aufenthaltes in diesem Lande gestattet mir leider nicht die Anführung einer, wenn auch nur kurzen, meteorologischen Beobachtungsreihe; ich greife ein paar Aneroid- und Thermometerbeobachtungen heraus:

Am 5. Juni am Nun 5 p. m. 28,0° — 655,0 mm.
„ 6. „ „ „ 6 a. m. 18,0° — 657,0 „
„ 6. „ in Bangōm (20 km östlich vom Nun) 6 p. m. 24,2° — 653,0 mm.
„ 7. „ in Guba (30 km östlich vom Nun) 1 p. m. 28,0° — 654,9 mm.
„ 8. „ in Guba 6[30] a. m. 17,5° — 655,6 mm.
„ 9. „ in Bamum (Hauptstadt) 7 a. m. 18,6° — 656,5 mm usw.

Hagel ist nach Aussage der Leute, die solchen in den Balilandschaften erlebt haben, in der Bamumebene unbekannt.

Das außerordentlich häufige Vorkommen von Flußpferden und Krokodilen im Nun habe ich bereits erwähnt; Flußpferdherden von 50 und 60 Stück habe ich fast jeden Tag meines Aufenthaltes am Nun gesehen. Sie werden aber bald dezimiert sein, wenn dem unsinnigen, zwecklosen Drauflosknallen seitens der den Nun passierenden Europäer und der farbigen Soldaten nicht Einhalt geschieht. Krokodile bekam ich allerdings nur drei zu Gesicht, aber die einstimmige Aussage der Eingeborenen läßt mich an der Tatsache ihrer zahlreichen Anwesenheit nicht zweifeln. Groß ist auch der Reichtum an Antilopen und Büffeln in dem weiten Flußtal. Von ersteren scheint mir am häufigsten der Wasserbock und Springbock vorzukommen. Das Wasser des Nun ist fischreich, doch sah ich nur verhältnismäßig kleine (höchstens unterarmlange) Fische; ein in Formalin mitgebrachtes gut erhaltenes Exemplar wurde als eine Welsart mit langer, vom Nacken bis zum Schweif reichender Rückenflosse bestimmt. Jede Vorstellung aber übertrifft, qualitativ und quantitativ, die am Nun angetroffene Vogelwelt. Ob sie Standwild ist, oder ob vielleicht nur vorübergehend bzw. mit der Jahreszeit dieses massenhafte Auftreten zusammenhängt, vermag ich nicht zu entscheiden; doch sagt auch Leutnant Strümpell, der im April das westliche Nunufer besuchte: „Unglaubliche Scharen von Wasservögeln aller Art: schwarze Störche, Reiher, Ibisse, Enten und andere mir unbekannte Arten belebten die Landschaft.“ Leider spielten auch bei mir die „unbekannten Arten“ die Hauptrolle; ich kann den von Strümpell angeführten nur noch Trappen, Wildgänse und kleinere Wasservögel, ähnlich (oder gleich?) Bekassinen,



Abb. 4. **Penisfutteral der Badynigim.**

Schnepfen, Rohrdommeln als beobachtet anfügen. Von anderer Seite wird auch der schön gefiederte Marabut genannt.

Bei diesem allgemeinen Wildreichtum in klein und groß, vom Flußpferd bis zum Sumpfvogel, überraschte mich das anscheinend gänzliche Fehlen des Elefanten, der, wie mir von verschiedener Seite gesagt worden war, in Bamum sehr häufig sei. Ich habe auf meinen mehrwöchigen Streifen westlich und östlich des Nun kein einziges Tier zu Gesicht bekommen und auch nur zweimal frische Fährten angetroffen. Antilopen sah ich im Bamumlande häufig, das Vorkommen von Leoparden folgere ich aus zahlreich angetroffenen Fallen für dieses Raubtier.

Eine weitere an der Kameruner Küste über das Bamumland allgemein herrschende Ansicht — und damit gehe ich zum volklichen Teil meiner Schilderung über — konnte ich schon bei der Überschau von der Konkāspitze aus berichtigen: die betreffs des Menschenreich-

tums des Landes. Die Hauptstadt allein weist eine stattliche Bevölkerungsziffer auf; aber auch hier halte ich die von anderer Seite geschätzte Zahl von 30000 für zu hoch; ich glaube nicht, daß sie mehr als 10000, allerhöchstens vielleicht 15000 Einwohner zählt. An den großen Markttagen mag sich allerdings die Zahl um 4000 bis 5000 Menschen erhöhen. Das ganze übrige Land ist dünn bevölkert, und die Ansiedlungen sind klein und spärlich gesät. Von all den von mir passierten Bamumorten, westlich, nördlich und östlich der Hauptstadt, zählte keiner mehr als höchstens 40 bis 50 Gehöfte. Und auch im Süden — ausgenommen die nächste Umgebung des Südmassivs, die mir, vom Konkä aus gesehen, etwas stärker besiedelt erschien — scheint die Bevölkerungsdichtigkeit gering zu sein; auch Oberleutnant Hirtler bemerkt in dem Bericht über seinen Zug von Bamum nach Yabassi: „Die Bevölkerungsdichtigkeit Bamums nimmt auf dem eingeschlagenen Wege immer mehr ab, je weiter die Entfernung von der Stadt wird. Es scheint, als ob die Zentralisation auf Kosten der produktiven Entwickelung des Grenzgebietes durchgeführt wäre, an dessen schwacher Bevölkerung übrigens auch die häufigen Grenzstreitigkeiten mit Bangato (eine südlich an Bamum angrenzende unabhängige Landschaft, von Ramsay Bangangte genannt, unter welchem Namen auch ich von ihr hörte) schuld tragen". Ein wohl gleich großer Teil der Schuld muß übrigens auch — wenn andere mir der derzeit herrschende Lamido und verschiedene alte Haussa, mit denen ich in Bamum sprach, recht berichteten — dem Vater und Großvater des Sultans beigemessen werden, der die Bevölkerung seines Landes in Massen eben nach Bangangte sowie gegen die Wuri- und Nkamlandschaften zu als Sklaven verkauft hat.

Diese Menschenleere des offenen Bamumlandes fiel mir um so mehr auf, als die Baligebiete sehr volkreich sind und ganz besonders die im Südosten von Bali gelegenen Landschaften, also die westliche Nunseite, mir auf meinen unmittelbar vorausgehenden Zügen einen ganz ungeahnten Menschenreichtum enthüllt hatten. Man marschiert in Bawadju, Babötö, Bape, Banshöng, Balöng, und wie diese ausgedehnten Landschaften alle heißen, buchstäblich wochenlang ununterbrochen durch Gehöfte und Farmen; erstere verdichten sich bereits noch kilometerweit von dem jeweiligen Häuptlingssitz entfernt zu Dorfanlagen, dem Hauptdorf des betreffenden Clans. Nur schmale Streifen Ödland, und das nicht immer, bezeichnen die Grenzen. Im Banshöngland geriet ich an einem gewöhnlichen Markttag in ein Gewühl von sicher 3000 bis 4000 Menschen, die auf dem ungeheuren Marktplatz mit ihren respektiven Landesprodukten zu Kauf und Verkauf sich eingefunden hatten; zwei Tage zuvor fand ich in Balöng eine nicht viel geringere Zahl von Marktbesuchern.

Aus der mir gewordenen Mitteilung über früher von den Bamumherrschern gepflogenen Sklavenverkauf glaube ich bezüglich der volklichen Verhältnisse auf eine ursprüngliche oder bereits längere Zeit im Lande seßhafte Bevölkerung und dann ein späteres eroberndes Eindringen eines andern Volkes, bzw. Stammes, der nunmehr der herrschende ist, schließen zu dürfen. Ein Verkaufen Angehöriger des eigenen engeren Stammes in die Sklaverei im großen Maßstab ist doch höchst unwahrscheinlich. Ob die (um mich kurz auszudrücken) Urbevölkerung Bantu oder Sudanneger sind oder waren, vermag ich nicht zu sagen — mein Aufenthalt war ja viel zu kurz, um über derartige Probleme mir Klarheit zu verschaffen. Wahrscheinlich liegen die volklichen Verhältnisse hier ähnlich wie drüben in den Balilandschaften, wie unten im Wuteland: daß sich auch hier in die am weitesten in nördlicher Richtung vorgedrängten Bantuavantgardenvölker und bereits ansässigen Sudanstämme neue Sudanstämme, vor den sklavenjagenden Fulbe weichend und flüchtend, gedrängt, und wie im Westen und Süden so auch hier dem inferioren Bantu, dem schwächeren, seßhaften Sudanstamme (vielleicht sogar ursprünglich gleicher Herkunft?) gegenüber zum herrschenden Volke gemacht haben.

Außerdem tritt in Bamum ein weiteres Volk auf den Plan, das, wie überall, in friedlicher Weise hereingekommen ist, die Haussa. In der Hauptstadt besteht ein eigenes Viertel für sie, und nach den neuesten Mitteilungen im Kol.-Blatt „wohnen jetzt bereits (Dezember 1905) 500 Haussa mit ihren Familien dort, die öffentlich auf dem Markte ihre Gebete verrichten". Das zur Zeit meiner Anwesenheit (Juni 1905) sehr gespannte Verhältnis zwischen dem Sultan und diesen Kulturbringern des Sudan, das damals einen ganzen Exodus der Haussakolonie befürchten ließ, scheint sich also gebessert zu haben.

Dann habe ich auch noch von einem kleinen, ganz für sich lebenden Völkchen gehört und gelegentlich meiner Ausritte mit dem Lamido auch Vertreter derselben gesehen — es soll einige Tagemärsche südöstlich der Hauptstadt hausen —, das vielleicht einen Rest der alten Bevölkerung bildet: die Badyuigim. Die wenigen Repräsentanten davon, die mir zu Gesicht kamen, waren nicht unbeträchtlich kleiner als die Bamumleute und viel breiter und untersetzter gebaut als diese; sie erinnerten mich an die Banzoa westlich des Nun, einen, wie ich früher festgestellt habe, alteingesessenen Stamm. Die Männer tragen zum Teil die uralte Rindenbekleidung, wie sie Passarge als noch von den Baia getragen erwähnt, zum Teil Penisfutterale (Abb. 4). Ich habe solch ein Stück Rindenkleid mitgebracht, es ist ein 1,20 m langer, 0,20 m breiter, langfaseriger Baststreifen von brauner Farbe mit dunklen Flecken, einer Art Maserierung. Er wird, zwischen den Beinen durchgezogen, zur Verhüllung der männlichen Schamteile verwendet und an einem um den Leib getragenen Riemen aus Fell oder gleichem Material befestigt.

(Forts. folgt.)

Das Gehöft des Gottes Zakadza in Nogokpo.

Von Missionar C. Spieß. Togo.

Nicht weit von der englisch-deutschen Togogrenze, noch im englischen Gebiete, liegt hinter einer kleinen Anhöhe, etwas versteckt, Nogokpo. Zu Nogokpo gehören mehrere Dorfschaften. Die etymologische Bedeutung des Wortes ist „rundes Hügelland", von nogo = rund, kugelig und kpo = Hügel.

Um dorthin zu kommen, schlägt man am besten den Keta—Agbosome-Weg über die Lagune ein, auf dem man in etwa 6 Stunden mit der Hängematte am Ziele ist. Nogokpo ist jedem Evheer dem Namen nach bekannt; denn dieser Ort ist sowohl in sozialer wie namentlich auch in religiöser Hinsicht von großer Bedeutung.

Hier werden bis auf den heutigen Tag geheime Gerichtssitzungen abgehalten, von denen wenig an die Öffentlichkeit kommt, und insonderheit religiöse Zu-

sammenkünfte, die einen einzigartigen Charakter tragen, und worüber diese Zeilen berichten sollen.

Es werden wenig Europäer sein, die von dieser Fetischburg und schauerlichen Stätte gehört, geschweige sie aufgesucht haben. Mir ist nur bekannt, daß noch zwei Europäer, von denen der eine sich meiner Reise dorthin anschloß, diesen Ort gesehen haben. Meine zweimalige Reise nach dort und namentlich die photographische Aufnahme des Zakadzagehöftes werden wohl zur Folge haben, daß in nicht allzu ferner Zeit von den Menschenschädeln, die vor dem Götzenhause ausgelegt werden, keine Spur mehr zu finden sein wird; sagten mir doch die Hängemattenträger, daß in früherer Zeit eine Menge solcher vorzufinden waren, mit dem Kommen des Weißen nach Togo jedoch immer mehr davon verschwanden. So war denn auch die Aufnahme des vorliegenden Bildes mit dem Priester dieser geweihten Stätte, jenem ergrauten Alten im Eingangstor, links an die Wand gelehnt, sowie einigen Eingeborenen, die durch Ausreden, Einwendungen, Furcht und Angst jene zu vereiteln suchten, nicht so leicht zu bekommen.

Das Innere dieser Götterstätte betrat ich nicht, da die Eingeborenen, deren Zahl sich auf einige Hundert belief, mir dringend davon abrieten und eine Frau mit erregten Worten des öfteren rief: Tue es nicht, die Gottheit wird dich schlagen, und uns wirst du in Raserei bringen! Was uns aber dieser geheime Ort lehrt, das sollen Worte eines zuverlässigen Evheers, der selber einst in engster Gemeinschaft mit den Priestern von Nogopko stand, sagen.

Das Zakadzagehöft liegt etwas außerhalb eines der Nogokpodörfer. Zakadza, eine Yehve-Gottheit, hat außer in Nogokpo seine Verehrer hauptsächlich noch in Agbosome, Adina, Adafianu und Hedzoanewo̱. Die Anhänger, die ihn mehr fürchten als den Gott des Donners und des Blitzes, sagen, daß ersterer seine Kraft dem Zakadza gegeben habe und dieser dadurch den Blitz übertreffe. Jeder, der von den Priestern dem Zakadza übergeben wird, ist seines Lebens nicht sicher und wird vom „Donner erschlagen" (nach Anschauung der Evheer) oder vom Blitz getötet. Die Hauptpriester des Zakadza sind Kuto und Sekle. Einige Vorschriften, die von den Anhängern auf das strengste befolgt werden müssen, sind:



Das Zakadza-Gehöft in Nogokpo.

Zakadza ist gegen das Tragen weißer Schirme,
Zakadza erlaubt nicht, leere Flaschen auf dem Kopfe zu tragen,
Zakadza ist gegen weiße Hüte und weiße Teller.

Der Bedeutung des Wortes Zakadza = Honig entsprechend, ist seinen Priestern und Priesterinnen der Genuß von Honig verboten. Zakadza trägt noch andere Namen, die alle dazu gebraucht werden, die Anhänger und Verehrer in Angst zu halten. Seine sonstigen Namen sind: Kadzagbehùali = ist imstande Böte auf dem Wasser sofort zu zerbrechen; Tsimadzamadzaliewã = wenn es nicht regnet, vermag er Regen kommen zu lassen; auch kann er Menschen töten; Sadzinuwo̱to̱ = ist gegen zweistöckige Häuser; wer aus einem solchen kommt, wird erschlagen werden; Wudzinnwo̱to̱ = zerbricht Böte der Eingeborenen und der Weißen; Taghannwo̱to̱ = er wird dich auch töten in der Ebene; Etroe kp° ekpo̱ abi enutia = schlägt Menschen mit Geschwüren.

Ist jemand vom Donner erschlagen oder vom Blitz

getötet worden, so werden die Zakadza-Verehrer in Nopokpo, sobald sie es hören, in eine Raserei verfallen und sich baldmöglichst mit mehreren auf den Weg zur Unglücksstätte machen. Sie gehen in der gewissen Erwartung, daß keiner der Angehörigen des Erschlagenen oder Getöteten die Hand an den Leichnam gelegt oder ihn etwa schon beerdigt hat. Die größte Geldstrafe wird von Nogokpo aus über den verhängt werden, der einen solchen Leichnam beerdigen würde. Es ist ein überall in dortiger Gegend bekanntes Gesetz Zakadzas, daß nur in Nogokpo die Gebeine und der Kopf der von ihm Getöteten aufbewahrt werden dürfen. Haben Eingeborene aber dennoch einen ihrer Angehörigen, der in der angegebenen Weise ums Leben kam, beerdigt, so kann diese Widersetzlichkeit ihnen über 200 Mark Kosten verursachen, und sie haben dazu die Vodusiwo, die von Nogokpo Geschickten, so lange mit Essen und Trinken zu bewirten, bis sie den Platz zeigen, wohin der Leichnam geschafft worden ist, damit die Vodusiwo ihn nach Nogokpo bringen können. Kommen die Vodusiwo von Nogokpo, so ist das erste, daß die Angehörigen sich mit Fla-Kräutern, dem Hauptreinigungsmittel der Evheer, zu waschen haben; denn es könnte doch sein, daß jemand den Toten berührt und sich dadurch verunreinigt haben würde. Dadurch wird auch die Furcht, daß Dzidegbe (der Donner), Hebieso (der Blitz) oder Zakadza ihre Kräfte noch einmal an dem Erschlagenen zeigen werden, genommen. Auf jedem von Zakadza Getöteten ruht ein Fluch der Gottheit.

Erst wenn die Reinigung vollzogen ist, kann die Beerdigung stattfinden. Die Nogokpoer wissen nun den Ort, wo, und auch die Zeit, wann ein von Zakadza Umgebrachter beerdigt wurde. Die Priester von Nogokpo werden, sobald nach ihrem Dafürhalten die Verwesung geschehen ist, wiederum die Vodusiwo, jedoch heimlich und zwar nachts, um von niemand gesehen zu werden, zur Begräbnisstätte schicken, wo diese dann den Kopf, die Kiefer und die beiden Schienbeine ausgraben und nach Nogokpo bringen werden. Hier werden diese Teile, wie auch unser Bild zeigt, vor dem Yevhe-Gehöft aufgestellt, um anderen Furcht einzuflößen.

Wird Zakadza in religiöser Hinsicht sehr gefürchtet, so nicht minder, wenn eine gerichtliche Angelegenheit vor ihn nach Nogopko kommt. Das Zeichen der Priester, sobald diese wünschen, daß eine Klagesache vor sie kommen, oder auch, wenn eine solche vor sie gebracht werden soll, ist ein mit Anya-Blättern umbundener axtförmiger Gegenstand (sofia). Auf dieses Zeichen hin, das den beiden Parteien von Nogokpo hergebracht wird, machen sich Kläger und Angeklagter bald auf den Weg nach dort. In vielen Fällen wird der, den Zakadza für den Schuldigen befindet, von ihm erschlagen oder getötet, d. h. durch andere im Auftrag der Priester mittels Gift aus der Welt geschafft oder auch, was noch vor zwei Jahren — der Schreiber dieses erlebte es mit — vorkam, durch gewisse Medizinen tatsächlich verrückt gemacht. Diese Geistesgestörtheit kann dann, sobald der Beschuldigte von seinen Angehörigen oder Freunden die festgesetzte Geldsumme aufbringt, von ihm genommen werden. Ganz klar und normal werden derartig Behandelte aber doch nicht wieder.

Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen und ihre Beziehungen zu den Wandervölkern.

Von Gustav Fritsch.

I.

Zu den schwierigsten und interessantesten Problemen der anthropologischen Forschung gehört unstreitig das mosaikartige Auftreten außerordentlich voneinander verschiedener Volkerstämme in den Ländern, welche an den Indischen Ozean stoßen und im Osten in den Sundaarchipel hinüberführen.

Ein untergegangenes, hypothetisches Lemurien, welches alle die verschiedenen Glieder liebevoll umfaßt und in einer Wurzel vereinigt, erscheint als eine recht bequeme und einfache Lösung der Schwierigkeiten; dagegen ergibt die genauere Vergleichung, daß selbst eine solche Annahme den gordischen Knoten nicht löst, sondern durchhaut.

Bei meiner jüngst verflossenen Weltreise hatte die Untersuchung der einschlägigen Fragen in meinem Reiseprogramm einen hervorragenden Platz, und ich habe meine Aufmerksamkeit andauernd darauf gerichtet, ohne der Lösung leider wesentlich näher zu kommen. Immerhin dürfte es nützlich sein, auf Grund der gesammelten Erfahrungen die Lage der ethnographischen Verhältnisse daselbst in zusammenfassender Weise zu beleuchten und den Stand unserer heutigen Kenntnis darzutun.

In der Tat ist die Literatur über den angeregten Gegenstand bereits ungeheuer angeschwollen, und es würde vieles davon nicht wiederum einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn die Ergebnisse befriedigender gewesen wären. Auch diese Literatur verdient unzweifelhaft eine Revision.

Zur Orientierung über die Bevölkerungen des bezeichneten Gebietes ist die Unterscheidung zwischen den Urbevölkerungen (protomorphen Völkern) und den Stammrassen (archimorphe Rassen) mit ihren Mischrassen (metamorphe Rassen) unerlässig. Die ersteren, die Urbevölkerungen, interessieren hier an erster Stelle, da ihre Kenntnis die Grundlage für den Aufbau der späteren Elemente bilden muß.

Das tiefere Eindringen der Forscher in bisher unbekannte Gegenden des Innern, das Anwachsen der darauf gegründeten Spezialstudien hat schon in manches wichtige Gebiet interessante Streiflichter fallen lassen, so daß wir doch nicht mehr ganz im Dunkeln tappen.

Die westliche Begrenzung des indischen Beckens, Afrika und Madagaskar, ist seines ausgedehnten kontinentalen Charakters wegen übersichtlicher als die anderen Gebiete. Wir haben hier die rötlich-braune Urbevölkerung von minderwertigem Wuchs, wie gewöhnlich in vereinzelten Gruppen durch den ganzen Kontinent verteilt, deren Zusammengehörigkeit trotz der verschiedenen Namen und der lokalen Abweichungen, mögen sie Buschmänner, Batua, Akka, Dogo oder Obongo genannt werden, keinem Zweifel unterliegen kann. Das besonders eng spiralig gedrehte Haar ist für sie ein hervorstechendes Merkmal.

Verwandten dieser afrikanischen Urbevölkerung sind wir bisher nirgends sonst begegnet, auch zurzeit habe ich keine Andeutungen außerafrikanischer Verwandten dazu angetroffen; sie bilden also bis auf weiteres eine Gruppe für sich.

Die nächste Urbevölkerung treffen wir dann erst auf Ceylon an, wo die Wedda in allen ihren Merkmalen das

typische Bild einer solchen geben. Dazu gehört an erster Stelle der gänzliche Mangel eines Strebens nach Vervollkommnung, der bis zur Vervollkommnungs-Unfähigkeit gediehen ist und allein den dauernden niedrigen Kulturzustand erklärlich macht. Sowohl Bekleidung als Wohnung sind nur dem Namen nach vorhanden; denn der leichte Schurz um die Lenden bedeutet mehr eine Scheu vor dem Fremden als das Verlangen, sich zu bedecken; das gelegentlich errichtete Schutzdach ist eine Konzession an ein augenblicklich auftretendes Bedürfnis, aber keine auf Dauer berechnete Wohnung. Mit dieser allen Urbevölkerungen eigenen Beharrlichkeit haben die Wedda wie die anderen die nach dem geschleuderten Stein primitivste Waffe, den Bogen und Pfeil, festgehalten. Frühere, unberechtigte Angaben über die wunderbare Schützengeschicklichkeit der Wedda, welche auch mir noch entgegengebracht wurden, sind bereits durch die Herren Sarasin auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt worden. Nach meinen eigenen Beobachtungen wollten sie nach einer aufgesteckten Rupie, die sie angeblich jedesmal träfen, nicht über 25 Schritt schießen. Nur einer kam nach verschiedenen schlechten Schüssen einmal mit seinem Pfeil dicht an die Münze. Eine von mir selbst angestellte Probe ergab, daß die Hauptschwierigkeit des Schießens in der außerordentlich geringen Elastizität ihres Bogens beruht, wodurch es schwer wird, dem Pfeil die nötige Schnelligkeit zu geben: die Wedda haben also auch diese primitive Waffe nicht zu einiger Vollkommenheit entwickelt (Abb. 1).


Abb. 1. **Wedda-Mann aus Ceylon.** Nach Sarasin.

Es wäre unrecht, ihren Wuchs zwerghaft zu nennen, die Körper sind ungleich und vielfach schlecht entwickelt, aber mittlere Körperhöhen von etwa 150 bis 160 cm beim Manne, 145 bis 150 beim Weibe, sind ganz gewöhnlich. Die tiefbraune Haut (Broca 28) starrt von Schmutz, das ziemlich lange, flockige schwarze Haar von Ungeziefer. Die Gesichtszüge weichen durch die kurze, etwas aufgestülpte Nase, die eingedrückte Nasenwurzel und die starken Augenbrauenbogen von den indischen Kulturvölkern ab; sie erinnern dadurch einerseits an australische Gesichtsbildungen, andererseits kommen aber auch Bildungen vor, welche denen der Aino nicht so fern stehen. Außer der Bewaffnung mit Bogen und Pfeil, der allgemein verbreiteten, sozusagen „nationalen" Waffe aller Urbevölkerungen, ist hier auch nicht ein Zug, der an die Buschmänner Afrikas erinnerte; Lemurien als einheitlicher Ausgangspunkt der Menschheit versagt also schon beim ersten Versuch, Afrika und Asien zusammenzuleimen.

Dagegen unterliegt es für mich nach den eigenen Erfahrungen keinem Zweifel, daß die Wedda der am meisten vorgeschobene Posten einer **asiatischen** Urbevölkerung sind, die sich durch den größten Teil des zentralen und östlichen Asiens in ähnlicher Weise in inselartigen Gruppen verbreitet, wie die Urbevölkerung in Afrika.

Auf dem Festlande werden die wilden Stämme Vorderindiens, besonders die Yeruwa und Chúangs, als die Verwandten der Wedda aufzufassen sein, wenn man den lokalen Abweichungen gebührend Rechnung trägt. (Abb. 2).

Ich möchte gleich hier bemerken, daß mir ein Merkmal der indischen **Kulturrasse** stets auffallender wurde, je mehr ich davon sah, nämlich die merkwürdig dunkle Hautfarbe der Inder, welche bis zum tiefen Schwarzbraun geht und wohl nur durch eine erhebliche Vermischung mit sehr dunklen Urbevölkern zu erklären ist. Wenigstens hat mir bisher niemand trotz wiederholter Fragen eine plausiblere Erklärung dieser so auffallenden, bisher zu wenig gewürdigten Tatsache geben können. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch die dunkelsten Inder deshalb nicht etwa nigritische Züge tragen, sondern häufig den edelsten, wie wir sagen „europäischen" Schnitt des Gesichtes darbieten. (Abb. 3).

In den an Indien nördlich anschließenden Gebieten scheint dann nach unserer jetzigen Kenntnis ein breiter Spalt in der Verbreitung der asiatischen Urbevölkerung vorzuliegen. Erweiterung unserer Erfahrungen wird den Spalt aber zweifellos mehr und mehr verengern. Zu dieser Hoffnung berechtigen uns die bereits gewonnenen Beobachtungen aus den östlich und südöstlich anschließenden Ländern. Als leitende Gesichtspunkte bei der Nachforschung hat man die „Wildheit" (Unkultur) und den Mangel typischer, mongolischer Merkmale ins Auge zu fassen.

Diesen Anforderungen entsprechende Bevölkerungsreste werden von Kambodja erwähnt, wo sie unter der Bezeichnung „**wilde Hienge**" vorkommen. Die davon vorhandenen Photographien zeigen knochige, mittelgroße Gestalten, markierte Gesichtszüge ohne die typisch mongolischen Bildungen, wild um den Kopf hängende flockige Haare, d. h. eine physische Erscheinung, welche auch weiter nördlich auftritt, worauf sogleich zurückzukommen sein wird.

Es ist längst bekannt, daß sich im Innern Chinas ebenfalls Reste von Urbevölkerungen befinden, von denen wir aber wenig mehr als den Namen: **Miao-tse**, wissen; und doch reichen dieselben z. B. bei Canton bis nahe an die Küste heran, wo sie in den Höhenzügen leben und gelegentlich von den Missionaren zur Feldarbeit herangezogen werden.

Über die Urbevölkerungen im Süden des hinterindischen Festlandes hat in neuester Zeit Herr Martin in seinem prächtigen, mit erstaunlichem Fleiß und Sorgfalt zusammengestellten Werk „Die Inlandstämme der malaiischen Halbinsel" (Jena 1905) wichtige Aufschlüsse gegeben. Hierbei kommen an erster Stelle die mit dem Namen „Senoi" bezeichneten Stämme in Frage. Einem so um-



Abb. 2. **Chûang aus Vorderindien.**

sichtigen und erfahrenen Forscher wie Martin konnte die auffallende Ähnlichkeit in der Erscheinung nicht entgehen, welche die Senoi mit den von ihm ebenfalls besuchten Wedda darbieten; auch hat er berechtigterweise die Vergleichung auf die indischen Yeruwa ausgedehnt, von denen er S. 1036 dem Text eine Abbildung eingefügt hat (Abb. 4).

Bei der ganz hervorragenden Vorsicht des Autors in der Aufstellung seiner Behauptungen betrachtet er selbst die bemerkenswerten Übereinstimmungen mit zweifelhaftem Sinne, indem er gleichzeitig wichtige Unterschiede besonders im Schädelbau nachweist.

Wir haben hier einen besonders schlagenden Fall, der mir die Möglichkeit gibt, gewisse Anschauungen zu erörtern, die sich allen zu erwartenden Widersprüchen zum Trotz Bahn brechen müssen wenn wir an einem Fortschritt unserer anthropologischen Wissenschaft nicht verzweifeln wollen. Bei aller Hochachtung vor eingehenden Spezialforschungen, die mit der peinlichsten Genauigkeit durchgeführt wurden, darf es ausgesprochen werden, daß sie dem allgemeinen Fortschritt nur nützlich werden können, wenn sich durch dieselben der Autor selbst, sowie seine Leser ihren weiteren Überblick über das Gebiet nicht über die Gebühr einengen lassen.

Unzweifelhaft ist dies bei vielen Spezialforschern der Fall, welche die gefundenen Tatsachen als Bausteine einer Mauer gleich rings um sich auftürmen, bis sie vom Horizont überhaupt nichts mehr sehen können.

Von Herrn Martin läßt sich dies gewiß nicht behaupten, und doch möchte ich wünschen, daß auch er zuweilen in seinen Schlußfolgerungen nicht ganz so vorsichtig sein möchte, da die Wissenschaft alsdann aus den Befunden mehr Nutzen ziehen könnte. Man ist ganz gewiß berechtigt, bei diesem schwierigen Verfolgen längst undeutlich gewordener Spuren, wo mannigfache, unkontrollierbare Einflüsse umgestaltend gewirkt haben, unter allen Umständen die positiven Merkmale herauszukehren und die negativen an die zweite Stelle zu verweisen. Gilt dies doch auch sonst ganz allgemein in unseren Erfahrungswissenschaften!

Einen zweiten Punkt möchte ich hier gleichfalls betonen. Neben der bewundernswürdigen Fülle eigener Beobachtungen, die gestützt sind auf ein reiches Untersuchungsmaterial, entwickelt Herr Martin auch eine geradezu erstaunliche Literaturkenntnis. Mit liebenswürdiger Sorgfalt wendet er jede Angabe eines vielleicht längst verschollenen, apokryphen Autors hin und her, um doch noch ein brauchbares Korn zwischen der Spreu zu finden. Darin sehe ich ein weiteres Unglück einer zu peinlichen Spezialforschung.

Wenn irgend jemand, so ist gerade ein Forscher von der Bedeutung wie Martin berufen, den täglich fürchterlicher werdenden Augiasstall unserer anthropologischen Literatur mit eisernem Besen auszufegen. Widerspruchsvolle, ungereimte Angaben, auffallende Behauptungen von Autoren, deren Beobachtungsgabe oder Wahrheitstreue verdächtig ist, sollten im Interesse der Wissenschaft lieber in die wohl verdiente Vergessenheit versenkt werden. Leider sind derartige Angaben vielfach in die älteren, zu ihrer Zeit verdienstvollen Sammelwerke von Waitz, v. Prichard und anderen übergegangen, aus denen sie nun immer wieder gelegentlich wie ruhelose Gespenster



Abb. 3. **Landbebauender Tamil aus Ceylon.**

auftauchen und umgeben. Ich persönlich glaube nicht an Gespenster und werde auch fernerhin auf die Gefahr hin, als Ketzer verschrien zu werden, solchen Spuk unbeachtet an mir vorbeiziehen lassen.

In diesem Sinne finde ich in Herrn Martins Prachtwerk zu meiner Freude eine solche Fülle anschaulicher Tatsachen von Fleisch und Blut, daß ich den etwa auch in ihm umgehenden literarischen Gespenstern mit kühler Nichtachtung begegnen darf.

So möchte ich zur vorliegenden Frage feststellen, daß die Beobachtungen des Herrn Martin in dem angeführten Werk eine wie immer entfernte Verwandtschaft zwischen den Wedda, Yeruwa und Senoi mehr wie wahrscheinlich gemacht haben.

Gerade bei so versprengt lebenden Stämmen, wie es die Reste der Ureinwohner im asiatischen Kontinent sind, müssen sich unter dem Wechsel des Klimas und aller äußeren Lebensbedingungen weitgehende Unterschiede im äußeren Ansehen und in der Lebensweise ausgebildet haben. In einem Lande wie China, welches sich durch 30 Breitengrade erstreckt und auch infolge des kontinentalen Charakters enormen Temperaturschwankungen unterworfen ist, darf man schon deshalb keine große Übereinstimmung auch bei tatsächlich verwandten Volksstämmen erwarten.

Erst in neuerer Zeit richtet sich die Aufmerksamkeit der Forscher auf solche Reste von Urbevölkerungen in China, dessen frühere Abgeschlossenheit das Studium allzusehr erschwerte. Ich selbst beobachtete in Schanghai unter der niedrigsten Bevölkerung des Hafens als Lastträger, Rickschah-Fahrer usw. tätige Personen in ziemlicher Häufigkeit, welche sich in auffallender Weise vom mongolischen Habitus entfernen. Sie sind mittelgroß, von hagerem, knochigem Körperbau und markierten Gesichtern von wildem Ausdruck; den Augen fehlt die charakteristische Mongolenfalte. Die Hautfarbe ist ziemlich dunkelbraun, also erheblich tiefer als die der Chinesen, die lose um den Kopf hängenden Haare sind schwarzbraun und flockig, sie reichen bis auf die Schulter herab. Leider fehlte mir die Muße, Genaueres über diese Menschen festzustellen, welche wohl mit den nicht mongolischen Ureinwohnern zusammenhängen mögen. In Schanghai pflegt man sie als „Mandschuren“ zu bezeichnen, vermutlich weil sie aus dem Innern kommen; denn mit dem eigentlichen Typus der Mandschus hat ihre Erscheinung nichts gemein, diese sind von edlerer Gesichtsbildung als der Durchschnittchinese, aber doch deutlich mongoloid, die Hautfarbe eher heller als bei vielen Chinesen. Jene erinnern sehr an die wilden Hiengs von Kambodja, von denen hier eine Abb. folgt (Abb. 5).

Weiter nördlich wird durch einen Autor, der sich Sinophilus nennt (Der ferne Osten, Bd. 3, Heft 2), über derartige Stämme in der Provinz Kwantung berichtet, wo derselbe sie persönlich besucht hat. Sie leben, wie meistens, in den schwerer zugänglichen Bergen und werden von den Chinesen „Yao-jen“, d. h. „wilde Hunde“ genannt. Nach den Angaben des Verfassers haben sie braungelbe Farbe, längliche Schädelform ohne vorstechend mongolische Gesichtszüge und einen kaum mittelgroßen Wuchs. Die Männer tragen das Haar auf dem Kopf in einem Knoten aufgebunden, die Frauen in einer künstlichen Frisur auf einer Drahthaube eingeflochten, wodurch sie an einen Hundekopf erinnern sollen, der für sie von mythologischer Bedeutung ist.

Bei der Rauhigkeit des Klimas ist es natürlich, daß die Männer ebenso wie die urtümlichen Aino Wame und Hosen angelegt haben, die Frauen ein bis zum Knie reichendes Obergewand tragen, aber keine Hosen. Sie wohnen in einfachen, kahlen Hütten fast ohne jede Ausstattung und ernähren sich durch einen dürftigen Ackerbau. Nach Angabe des Bergwerkdirektors Schmidt sind solche Ureinwohner ebenfalls aus den Provinzen Fu-kien und Zsu-Yang (Vier-Flüsse) bekannt.

So schwebt zurzeit die Frage nach der nördlichen Verbreitung und dem lokalen Aussehen der asiatischen Urbevölkerung gegen Nordosten zu noch in der Luft.



Abb. 4. **Senoi-Mann aus Malakka.** Nach Martin.

und wir müssen weitere Aufklärung von der Zukunft erhoffen.

Verlassen wir das asiatische Festland, so richtet sich der Blick im Süden zunächst auf die Nikobaren und Andamanen, welche ich selbst nicht verabsäumt habe zu besuchen. Hier schürzen sich aber neue Rätsel, anstatt die Lösung der alten zu gewähren.

Andamanen und Nikobaren, obwohl nahe benachbart, sind in ihrem Volkscharakter gänzlich verschieden, indem sich die Nikobaren unverkennbar in dieser Beziehung an die weiter östlich lagernden Inseln anlehnen, die Andamanen aber einen eigenartigen, ganz vereinzelt dastehenden Charakter ihrer Bevölkerung darbieten (Abb. 6).

Ihre eingeborene Bevölkerung ist besonders von Engländern vielfach eingehend untersucht und beschrieben worden, darunter Richard Owen, welcher den jetzt ungebräuchlich gewordenen Namen „Mincopies“ für sie gebrauchte. Später hat ein anderer Engländer, namens M. V. Portman, als Kommissar für die Eingeborenen bestellt, eine ganze Reihe von Jahren auf den Inseln gelebt und Beobachtungen über ihre Bewohner gesammelt, sowie vorzügliche Porträts von ihnen aufgenommen, von denen ich am Ort Proben gesehen habe. Was aus den schönen Aufnahmen schließlich geworden ist, konnte ich nicht feststellen; sie ruhen wohl wie so vieles andere in England an sicherer Stelle, auf dem Kontinent habe ich nichts davon gesehen.

Auch die anderen einschlägigen Autoren, unter denen Mann[1]) an Zuverlässigkeit obenan zu stehen scheint, sind bei uns wenig bekannt, das Buch des letztgenannten ist leider vergriffen.

Alle diese Werke, soweit sie mir bekannt geworden sind, tragen den Charakter von Einzelforschungen, d. h. sie suchen kaum irgend welche Anlehnung an Veröffentlichungen über andere Gebiete und scheinen von vornherein von der Besonderlichkeit ihres Gegenstandes überzeugt. Nach dem weiter oben Angeführten sehe ich keine Veranlassung, ihnen darin nachzueifern, vielmehr möchte ich aus voller Überzeugung betonen, daß die Andamanen einen ausgesprochen nigritischen Charakter tragen, und daß auch die Gesichtsbildung, welche den früheren Beobachtern so abweichend erschien, sich von den edler geformten Zügen, wie sie z. B. ein großer Teil der Bantuvölker Afrikas zeigt, durchaus nicht so sehr entfernt. Es schwebte offenbar den Autoren der unglückselige, in Afrika keineswegs allgemein verbreitete, sog. „Negertypus“ als maßgebend vor, wie dies öfters den mit afrikanischen Eingeborenen weniger Vertrauten passiert.

Das durchaus typisch spiralgedrehte, schwarze Haar, die schwärzliche Hautfarbe, die ganze Figur mit der ziemlich ausgeprägten Lordosis und die bei den Frauen auftretende Hinneigung zur Steatopygie bis herunter zur Tracht, bzw. dem Mangel solcher erinnern auf das deutlichste an afrikanische Formen. Die Männer gehen, wenn unbeobachtet, fast ganz nackt, höchstens tragen sie einen kleinen Schurz um die Lenden. Die Frauen bedecken den Allerwertesten mit einem um die Hüften befestigten Büschel trockener Blätter und stecken unter die nach vorn laufenden Riemchen ein frisches, etwas breites Blatt, welches gerade die Scham verhüllt: auch in dieser Hinsicht fehlt es nicht in Afrika an verwandten Beispielen.



Abb. 5. **Wilde Hieng aus Kambodja.**

In der Tat sind die Lippen nicht so aufgeworfen wie beim sog. „Neger“, aber sicher ebenso sehr wie bei Tausenden von Ost-Bechuanen, um nur ein Beispiel zu nennen, welche letzteren an edler Nasenbildung die Andamanen sogar übertreffen, da diese eine kurze, etwas aufgestülpte Nase zeigen; die Supraorbitalbögen sind nicht auffallend entwickelt. Auch die durchschnittlich geringe Körpergröße kann bei in so kümmerlichen Verhältnissen lebenden Leuten, die sich selbst bezeichnenderweise „Djungel-Volk“ nennen, nicht auffallen. Bogen und Pfeile, sowie leichte Wurfspieße sind ihre Waffen, welche sie besonders zur Erlangung von Fischen, sowie der kleinen, schwarzen andamanischen Wildschweine benutzen. Ihre sonstigen wenigen, unscheinbaren Gerätschaften dienen auch hauptsächlich dem Fischfang, sowie der Aufbewahrung ihrer Beute und wilder Früchte.

Als ungewöhnlich bei nigritischen Rassen ist die Schädelbildung zu bezeichnen, wobei die bekannte afrikanische Dolichokephalie mit der schmalen, abgesetzten Stirn nicht zur Beobachtung kommt. Die Schädel, welche ich bisher gesehen habe, neigten entschieden zur Brachykephalie, doch ist bekannt und besonders durch R. Virchow gelegentlich ausdrücklich betont worden, das brachykephalische Schädelformen keineswegs in Afrika gänzlich fehlen.

Weisen so die Andamanen einerseits unzweifelhaft auf Afrika hin, so ist es bisher leider durchaus nicht gelungen, einen kontinuierlichen Weg der Verbreitung

[1]) The Aborigines of the Andaman and Nikobar Islands.

verwandter Stämme weiter nach Osten zu verfolgen; es klafft hier auf der östlichen Seite ein noch größerer Spalt als auf der westlichen, wo die nigritischen Stämme Madagaskars ein Bindeglied mit dem afrikanischen Kontinent darbieten.

Ich lebte stets der Hoffnung, es würden sich weitere solche Verbindungsglieder unter den östlichen Stämmen finden, doch hat sich diese Hoffnung bisher nicht erfüllt. Offenbar sind die Andamanen, diese versprengte Völkergruppe, welche zurzeit auf nur etwa 3000 geschätzt wird und besonders durch Syphilis einem schnellen Untergang entgegengeht, nicht auf der einsamen Insel entstanden; konnten sie von Westen her auf ihren Wohnsitz über den Indischen Ozean gelangen, durfte man annehmen, daß der kürzere östliche Weg über das Wasser ihnen auch nicht verschlossen blieb. Ist solche Annahme richtig, so werden sich vielleicht doch noch Verbindungsglieder finden lassen; es ist aber auch beim Fehlschlagen dieser Hoffnung zu begreifen, daß die außerordentlich energische Art des Durcheinanderwirbels aller Bevölkerungselemente in den östlich zunächst anschließenden, bewohnten Gegenden die vielleicht vorhandenen schwachen Spuren gänzlich verwischt hat.

In diesem bunten Gewirr der Nationen ist für die letzten Jahrhunderte offenbar die sog. malaiische Rasse der hauptsächlich treibende Faktor gewesen, bis die europäischen Nationen sich dabei ausgiebiger beteiligten. Gerade im „malaiischen Archipel“ läßt sich die mangelnde Berechtigung der Aufstellung einer solchen Rasse nachweisen, es müßten dann doch nach anthropologischen Begriffen jedenfalls die Javanen, die Sumatranen, Maduranen usw. hinzu gerechnet werden. Die Landeskundigen unterscheiden aber streng zwischen Javanen und Malaien, sowie zwischen solchen und den Battakern auf Sumatra, ebenso auf den benachbarten Inseln. Die jetzt als malaiisch bezeichnete Bevölkerung ist unzweifelhaft ein indo-chinesisches Mischvolk; seine Verbreitung geschieht über das Meer und die Flüsse hinauf, soweit diese für ihre Sampans schiffbar sind, sie haben also ihre Beziehung zum Wasser noch gar nicht vollkommen aufgegeben und werden daher im Unterschied von den Binnenmalaien als „Küstenmalaien“ bezeichnet, wenn man das Wort „Malaien“ in ausgedehnter Bezeichnung verwerten will.

Die von den Küsten her dahin, wo es etwas zu holen gab, eindringenden Seefahrer und Seeräuber fanden die angegriffenen Gebiete von Eingeborenen besetzt, in welchen man zunächst geneigt ist, die eigentliche Urbevölkerung zu sehen. Die Frage liegt aber keineswegs so einfach, sondern es ist notwendig, hier weitere Unterscheidungen zu treffen.



Abb. 6. **Gruppe von Eingeborenen der Andamanen.**

Welchen Autor man auch aufschlägt, um sich Rat zu erholen, überall begegnet man bei genauerer Betrachtung der Schwierigkeit, daß selbst die Landeskundigen die sog. „malaiische Rasse“ nicht umgrenzen können. Ganz bezeichnend ist aber schon der Name, welcher vollständig „Orang Malayu“, d. h. „herumschwärmende Leute“ bedeutet[1]) und die Natur dieser Stämme vollkommen bezeichnet. Nicht daß die anderen von den „eigentlichen“ Malaien unterschiedenen Stämme nicht auch Wanderungen ausgeführt hätten, aber diese liegen in der Geschichte weiter zurück und führten zu mehr seßhaften Verhältnissen. So ist z. B. die „malaiische Halbinsel“ nachweislich erst im Anfange des 13. Jahrhunderts durch Malaien besetzt worden, die dort Singapura als Kolonie gründeten und, von hier vertrieben, nachher Malakka zu ihrer Hauptstadt machten. Weitere Verbreitung nach dem Süden, besonders nach Java, fand statt, nachdem 1511 die Portugiesen Malakka eroberten.

Es handelt sich hier also um Volksströmungen und Bildung neuer Stämme von verhältnismäßig geringem Alter, die aber unzweifelhaft aus sehr verwandten Quellen wie die früheren hervorgingen, so daß die

[1]) Führer auf Java von L. F. M. Schulze, S. 291, 365. Leipzig 1890.

Schwierigkeit ihrer Unterscheidung mehr als begreiflich ist.

Gegenüber diesen Ereignissen von gestern ergibt sich aus den Überlieferungen, daß dem Eindringen der Küstenmalaien eine Periode voranging, welche bis in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückdatiert und die hindostanische genannt werden kann, da diese Volksströmung wesentlich auf Indien zurückzuführen ist. Nach den javanischen Babads soll im Jahre 78 oder 120 n. Chr. ein indischer Fürst, Adji-Soko oder Prabu Djojo Bojo, nach Java gekommen sein, wo er im Urzustande lebende Nomaden vorfand (a. a. O., S. 365). Mit den lange fortdauernden indischen Einwanderungen wird der Ethnograph und Anthropologe in diesen Ländern mehr zu rechnen haben, als mit den eigentlich malaiischen, während sie doch in neuerer Zeit vielfach in unverdiente Vergessenheit geraten sind.

Aber auch diese hindostanische Periode ist nicht die älteste, von welcher die Geschichte zu berichten weiß; denn schon vor den Hindu haben die Chinesen, diese Allerweltsmenschen, die in Rede stehenden Länder besucht und daselbst festen Fuß zu fassen gesucht. Im vierten oder fünften Jahrh. v. Chr. soll der Chinese Fu-Hien Java besucht und es Jepho-thi oder Scheh-poh genannt haben, ohne daß, wie es scheint, genauere Nachrichten darüber auf unsere Zeit gekommen sind. (Fortsetzung folgt.)

Kapitän Touchards Zug durch das Land der Asger-Tuareg zur Oase Dschanet.

Es ist bereits mitgeteilt worden, daß Frankreich im vorigen Jahr trotz des Widerspruchs der türkischen Regierung die südwestlich von Ghat liegende Oase Dchanet besetzt hat, um auf die meist in Ghat wohnenden Häuptlinge der Asger-Tuareg einen Druck auszuüben und die aus dem Sudan über Aïr nach Tripolis gehenden Handelskarawanen nach Algerien abzulenken. Dieser Schritt wurde Frankreich dadurch erleichtert, daß schon im Januar 1905 eine französische Militärexpedition unter dem Kapitän Touchard, dem Chef des „Bureau des affaires indigènes" in Tuggurt, Dschanet aufgesucht hatte. Über diesen interessanten Zug hat Touchard im „Bulletin du Com. de l'Afrique française", 1906, Nr. 10 ff. einen ausführlichen Bericht erstattet, dem einige Einzelheiten entnommen seien.

Die Expedition bestand aus 150 Kamelreitern und verließ am 1. November 1904 Tuggurt, am 10. Dezember Fort Flatters. Ihre Hauptaufgaben bestanden in der Wiederherstellung und Anlage von Brunnen bis nach Fort Flatters (Timassinine) und in der Anknüpfung von Beziehungen zu den Asger-Tuareg, die sich bis dahin vollkommener Unabhängigkeit erfreut hatten. Um die zweite Aufgabe zu lösen, wünschte Touchard mit dem Häuptling Soltan Ahmud zusammenzutreffen, und so dehnte sich der Zug über das Tassili (Plateau) der Asger südwärts bis nach Dschanet aus. Hier erfolgte die Ankunft am 19. Januar 1905. Nachdem er hier $1\frac{1}{2}$ Tage verweilt hatte, trat er den Rückweg an und war Anfang Februar wieder in Fort Flatters.

Von Fort Flatters ab verfolgte die Expedition zumeist bis dahin von Europäern nicht begangene Routen. Das Tassili der Asger war nicht ganz unbekannt. Bereits Duveyrier und Erwin v. Bary hatten es besucht, später hatte es unter anderen Flatters auf seiner ersten Reise berührt, und die Mission Foureau-Lamy hat es im westlichen Teile gekreuzt. Touchard folgte dem Nordrande des Plateaus über Menghugh und Ursel bis Tarat, durchquerte seinen östlichen Teil südwärts nach Dider, wobei die v. Barysche Route gekreuzt wurde, und ging dann am Südrande entlang nach dem noch 60 km von Ghat entfernten Dschanet, das er als erster Europäer besucht hat. (Barth blieb es 1850 zur Rechten.) Die Aufnahmeergebnisse hat Touchard in einer dem Bericht beigegebenen Karte in 1:1500000 mitgeteilt; auch findet sich dort eine aus dem Gedächtnis gezeichnete Skizze von Dschanet.

Das Tassili der Asger ist auf den Plateauhöhen vegetationslos, der Boden mit scharfen schwarzen Felstrümmern bedeckt. Es wird von zahlreichen Wadis durchschnitten und von rundlichen Einsenkungen unterbrochen, die wasserreich sind, Alluvialboden und meist zwar wenig reiche, aber für die Bedürfnisse der Kamele und Ziegen genügende Weide haben. Inmitten solcher Einsenkungen liegen z. B. Tarat und Dider. Die von Dider hat 6 bis 8 km Durchmesser und liegt 15 bis 80 m tiefer als das sie umgebende Plateau. In der Dünenwüste (Erg) im Norden des Plateaus hatte es, wie Touchard hörte, seit einigen Jahren nicht geregnet; im Ostteil war, als Touchard ihn besuchte, Regen gefallen. Im Dezember zeigte das Thermometer am Tage manchmal 27° im Schatten, in der Nacht fiel es bis auf 10° unter Null. Bewohnt wird das Tassili von den verschiedenen „Fraktionen" der Asger-Tuareg und ihren Imghads (Unterworfenen), deren Häuptlinge indessen in der türkischen Grenzstadt Ghat sich aufhalten, wo sie von den durchkommenden Karawanen ihren Zoll erheben.

Dschanet liegt im dort 3 km breiten Wadi Edscheriu. Es besteht aus fünf Dörfern und einem Kloster (Sauja) des Snussiordens, die bis auf eines auf Hügeln im Grunde des Tales oder auf dessen Randvorsprüngen erbaut sind. Dazwischen dehnen sich die Kulturen und Palmgärten aus. Die fünf Dörfer, die sich auf eine Strecke von etwa 15 km verteilen, heißen Akhahamat, Selluas, El Mihan, Dschahil und Eferi. Die Gesamtbevölkerung gibt Touchard, der allerdings das südlichste Dorf Eferi nicht besucht hat, auf 1200, die Zahl der Dattelpalmen auf 15000 bis 20000 an. Die Palmen werden nicht bewässert, da sie mit ihren Wurzeln unmittelbar in der wenig tief liegenden wasserhaltigen Bodenschicht stehen. Die zahlreichen Brunnen dienen zur Berieselung der unter den Palmen liegenden Kulturen; sie sind $\frac{1}{2}$ bis 7 m tief. Mit Hilfe von Buckelrindern und Eseln wird das Wasser geschöpft. Das nördlichste Dorf, Akhahamat, liegt auf ebener Erde unter den Palmen versteckt. Die Häuser sind aus Lehm und Steinen erbaut. Auf einem Haufen von Felsblöcken ist Selluas errichtet, von dessen Moschee eine türkische Fahne wehte. Die Bewohner standen bewaffnet auf der Höhe, ließen Touchard aber hinauf. Die Flagge, so wurde behauptet, habe der Pascha aus Tripolis gesandt, doch meint Touchard, sie sei von dem Snussikloster geschenkt worden; ein türkischer Beamter oder Soldat habe sich in Dschanet nie sehen lassen. Zwischen Selluas und dem Kloster hatten sich Bewaffnete postiert, doch verhielten sie sich friedlich. Widerwillig wurde Touchard die Erlaubnis zum Besuch des Klosters erteilt, doch verzichtete er darauf, weil der Aufstieg „ziemlich schwierig" gewesen und die Zeit gefehlt habe. Das Kloster ist ein 40 m langes und 20 m breites Gebäude aus Steinen und Lehm. Das nächste Dorf, El Mihan, liegt auf einem Hügel und sieht schmutzig und ärmlich aus; die Bewohner hatten sich hinter die Felsen geflüchtet. Dschahil endlich, das auf dem Westrande des Tales liegt, war in großer Aufregung über den Besuch, und Touchard stand davon ab, es zu betreten.

Mit den Häuptlingen der Asger, zu deren Machtbereich bisher auch Dschanet gehörte, vermochte Touchard nicht in Verbindung zu treten. Seiner Aufforderung, nach Dschanet zu kommen, war keiner gefolgt, sie waren in Ghat geblieben oder ihm dorthin ausgewichen. Ihren Leuten in Dschanet hatten sie befohlen, sich friedlich zu verhalten, aber keine Verpflichtungen einzugehen. Der Häuptling Gedasen ag Abakhada sprach später brieflich seine Bereitwilligkeit aus, in friedliche Beziehungen zu den Franzosen zu treten; doch glaubt Touchard nicht recht, daß es ihm damit Ernst sei. Soltan Ahmud sandte gleichfalls friedliche Versicherungen, lehnte aber unter Hinweis auf seine religiösen Pflichten — er ist Snussischerif — direkte Beziehungen ab. Die Häuptlinge der Asger, so meint Touchard, werden den Franzosen nichts nützen, aber auch nicht schaden können, nachdem sie gesehen haben, daß ihr Tassili sie nicht mehr schützt. Daß sie diese Erkenntnis gewonnen, hält Touchard für ein wichtiges Ergebnis seines Zuges. Ein zweites sieht er darin, daß die drei einflußreichsten Asger-Fraktionen des Tassili, die Dscheradschriuen, Kel-Toberen und Kel-Ahras, sich ihm bei seinem Durchzuge unterworfen haben. Jedenfalls dürfte jetzt, nach Errichtung des Postens in Dschanet, die Macht der Asgerhäuptlinge gebrochen sein, sei es, daß sie in Ghat bleiben oder nicht.

Eine Schädelstätte im Boabab.

Von Jos. Scherer. München.

In den einsamen Wildnissen am mittleren Senegal, die auch jetzt nur selten eines Europäers Fuß betritt, wo in der sonnedurchglühten Savanne der gigantische Boabab (Affenbrotfruchtbaum) Jahrhunderten trotzt, hausen die wilden, kulturfeindlichen Stämme der Futa, die, zumeist Anhänger des Fetischismus, blutigen und abergläubischen Gebräuchen huldigen, ja sogar als Anthropophagen verrufen sind. So herrscht namentlich bei den Stämmen der Fulhi und Serer die ebenso seltsame als barbarische Sitte, Menschen, die ihnen aus irgend einem Grunde böser Zauberkünste oder des Verkehrs mit bösen Geistern verdächtig erscheinen, zu Tode zu martern, entsetzlich zu verstümmeln, um die Leiche dann in die Höhle eines alten, eigens diesem Zwecke geweihten Boabab zu werfen. Solchen Greueltaten fallen keineswegs nur Angehörige des eigenen Stammes zum Opfer, sondern auch, und das nicht allzu selten, durchreisende Fremde, gleichviel ob Araber oder Europäer.

Die Entdeckung eines derartigen Massengrabes in einem Brotfruchtbaume glückte mir, als ich im Frühjahr 1906 Senegambien zu Sammelzwecken durchstreifte. Nach dreitägigem Ritt durch baumloses Savannenland gelangte ich mit meinen Wolof-Führern in ein etwa 75 km südöstlich von Dagana gelegenes Gelände, das in größeren Abständen von gewaltigen Affenbrotbäumen bestanden war. Wie mir meine Begleiter versicherten, war diese Gegend außerordentlich reich an Reptilien, deren Fang ich mich ganz besonders widmete. Den dunklen Tagesverstecken großer Nachteidechsen aus der Familie der Geckonen nachgehend, mußte ich häufig durch die engen Spalten und Löcher alter Brotfruchtbäume kriechen, um in deren innere Hohlräume zu gelangen. Diese waren oft so groß, daß 15 Personen bequem darin liegen konnten. Von den Eingeborenen werden sie sogar vielfach als Ställe für Kleinvieh verwendet. Während dieser Jagd stieß ich nun auf einen Boabab, dessen Durchmesser $6^1/_2$ m betrug. Der arg verwitterte Stamm wies am Boden zwei Eingänge auf, durch deren größeren ich mich gerade hindurchzwängen konnte. Geblendet vom hellen Tageslicht, konnte ich jedoch anfangs darin nichts sehen und fühlte nur, daß ich in eine ziemlich geräumige Höhle gekommen war. Licht durfte ich nicht machen, weil ich die Nachttiere nicht verscheuchen wollte, und so blieb mir denn nichts anderes übrig, als am Boden zusammengekauert ruhig zu warten, bis sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten. Unterdessen betastete ich einen am Boden liegenden harten, gewölbten Gegenstand, kümmerte mich aber in der Meinung, daß es das Bruchstück einer Brotfrucht sei, nicht weiter darum, und das um so weniger, als bald darauf das Stöhnen eines Käuzchens meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Jetzt begann ich die Höhle tastend zu untersuchen. Als ich dabei abermals über einige größere, kugelige Gegenstände stolperte, fielen mir diese auf, und ich hob einen davon empor: es war ein menschlicher Schädel. Ich hielt ihn an den helleren Höhleneingang und erkannte an seiner ausgeprägt dolichokephalen und prognathen Form das Kopfskelett eines Negers. Neugierig ob dieser Entdeckung geworden, beschloß ich, die Sache genauer zu untersuchen, und befahl den außen harrenden Negern,



Die Skeletteile vor dem Eingange zum Boabab.

meine Laterne auszupacken. Beim Anblick des bräunlichroten Totenschädels überkam jedoch die abergläubischen Leute ein solcher Schreck, daß sie erst nach längerem Zureden und auch dann nur unter Abmurmeln von Gebeten zur Ausführung meines Auftrages schritten.

Als der finstere Raum vom Flackerlichte der Laterne erhellt wurde, erblickte ich ein wirres Durcheinander von über einem halben Dutzend Totenschädeln, teils zerbrochenen, teils unversehrten Rippen-, Wirbel-, Arm- und Fußknochen neben den Skelettresten eines Kameles vor mir im Sande. Meine schwarzen Freunde, denen mittlerweile ihre Neugierde wieder so viel Mut eingeflößt hatte, daß sie ihre Köpfe durch die Höhleneingänge zu stecken wagten, trugen insofern zur Vervollkommnung der Schauerstimmung bei, als sie mich laut jammernd beschworen, diesen von bösen Geistern bewohnten Begräbnisort getöteter Zauberer zu verlassen. Schließlich ließen sie sich in gemessener Entfernung vom Baume, ängstlich des Kommenden harrend, nieder.

Ich machte mich dann an die genauere Untersuchung des Massengrabes. Bei zweien der Schädel, die sich von den übrigen dolichokephal und prognath geformten durch eine extrem brachykephale und orthognathe Form auffällig unterschieden, konnte man mit ziemlicher Sicherheit die mittelländische Rassenzugehörigkeit konstatieren. Während diese Schädel sehr schwere Frakturen und große Löcher auf Stirn und Hinterhaupt aufwiesen, waren die Äthiopierschädel noch relativ gut erhalten. Wie schon erwähnt, lagen die Skelette keineswegs in anatomischer Ordnung beisammen, sondern bildeten ein wüstes Chaos, was offenbar den gelegentlichen Besuchen kleiner, aasfressender Tiere zuzuschreiben ist. Meiner Schätzung nach mußten die Knochen mindestens schon zwei Menschenalter in diesem eigenartigen Grabe gelegen haben. Zu meiner großen Überraschung verband sich mit dieser Entdeckung noch eine weitere, indem ich in mehreren der Schädel jene Geckonen vorfand, auf die ich vorher Jagd gemacht hatte. Die geräumigen Höhlungen boten ihnen bequeme Versteckplätze.

Da ich den Grabesinhalt photographieren wollte, mußte ich einen großen Teil der Gerippe aus dem Baume herausräumen, in den ich sie nach der Aufnahme wieder hinbeförderte. Um den Platz auch etwaigen späteren Reisenden leichter kenntlich zu machen, schnitt ich ein Kerbkreuz in die Rinde des Baumes.

Bücherschau.

Baurat Max Gugenhan, Die Vergletscherung der Erde von Pol zu Pol. 200 S. Mit 154 Abbildungen. Berlin, Kommissionsverlag von R. Friedländer u. Sohn, 1906.

In dem opulent ausgestatteten Werke sucht der Verfasser zu beweisen, daß die Eiszeit nicht nur die höheren Gebirge oder vielleicht den größten Teil Europas, sondern die ganze Erde betroffen hat; denn es gingen Eisströme von den beiden Polen, den Alpen und allen höheren Gebirgen aus, die sich weit über den Äquator erstreckten, ganze Festländer abtrugen und umwandelten, hohe Gebirgsketten zertrümmerten und durchbrachen, große Meeresbecken ausbohrten usw. Diese Kräfte erklären auch die Entstehung der Formen der heutigen Erdoberfläche, die sich nach des Verfassers Meinung durch die heute wirksamen Kräfte nicht erklären lassen. So sind nach ihm z. B. das südchinesische Meer und der Golf von Mexiko vom Eis ausgehobelt, Kanal von Mozambique und Palkstraße bildeten Eisübertrittsstellen, die der Gletscherstrom im Laufe der Zeit so vertiefte, daß Madagaskar und Ceylon vollständig von ihren Festländern getrennt wurden. Alle Formen, von den Zeugenbergen der Wüste und den Barchanen bis zur Stadt der Götter in Amerika und den engsten Tälern (Colorado-Cañon und Tal des Jucar), sind Eisformen; das alte Neckarbett am Rande des Odenwaldes in der Rheinebene wird als „Eisrille" erklärt; die seitlichen Ketten des Ural sind infolge Abschleifung durch das Eis niedriger als die Zentralketten; die tiefen Einsenkungen der Hauptketten sind als Übertrittsstellen von Eis zum Ausgleich zwischen dem europäischen und asiatischen Arm der großen vom Nordpol ausgehenden Eismassen entstanden; nach Süden löst sich der Ural in mehrere Ketten auf, die ebenfalls infolge der Abschürfung durch die beiderseits hobelnden Gletscher nach der kaspischen Senke eine Zuspitzung und starke Erniedrigung aufweisen. Die Landbrücke zwischen Kleinasien und Griechenland wurde durch das Eis in einzelne Inselgruppen aufgelöst usw. Zwei Anhänge befassen sich in ähnlicher Weise mit der Ursache der Eiszeiten und der Ursache des Fehlens der prädiluvialen Menschenreste. Gr.

H. Vambéry, Westlicher Kultureinfluß im Osten. VI u. 436 S. Berlin, Dietrich Reimer, 1906. 8 M.

Das vorliegende Buch des berühmten Reisenden und Schriftstellers ist eine Rechtfertigung gegenüber den Anklagen, daß er Englands Kulturleistungen überschätze und mit parteiischem Auge Rußland betrachte. Wir müssen gestehen, daß ihm dieser Versuch nicht ganz gelungen ist, und zwar in der Hauptsache deshalb, weil der Verf. mit ungleichem Maße mißt. Mit Recht betont er in der Vorrede: Niemand kann leugnen, daß, je wirkungsvoller und edler die uns zur Verfügung stehenden Mittel sind, desto vollkommener und vollendeter die Arbeit verrichtet wird. Um den Geist anderer zu belehren, zu erziehen und zu schulen, müssen wir selber erst gelehrt, erzogen und geschult sein, und wenn ich, die Sache von diesem Standpunkt betrachtend, England den Vorzug gebe, das zweifellos die höhere Bildungsstufe zwischen den zwei Mächten einnimmt, so kann ich kaum der Parteilichkeit geziehen werden. Aber eben weil die Russen vielfach noch halbbarbarisch sind, so eignen sie sich zur Anpassung an die rohen zentralasiatischen Stämme viel besser als die höher stehenden Angelsachsen. Wo diese irgend mit reinen Naturvölkern zusammentrafen, wie z. B. in Afrika oder Australien, haben sie diese rücksichtslos vernichtet, von einem allmählichen Emporheben auf jene höhere Kulturstufe ist nie in großem Maßstabe die Rede gewesen, und daran hat die evangelische Mission auch nichts geändert. Mit anderen Worten, es muß im Völkerleben, soll ein gesunder Fortschritt erzielt werden, eine stufenweise kulturelle Einwirkung stattfinden, wie es z. B., um ein anderes Gebiet zu berühren, durch die Bekehrung mancher zentralasiatischer Horden zum Buddhismus geschehen ist, mag sie auch noch so äußerlich erfolgt sein. Die von Vambéry angezogene Parallele mit Japan ist nicht stichhaltig; denn hier handelt es sich lediglich um die Übernahme technischer und wissenschaftlicher Güter, um eine mehr oder minder geschickte Nachahmung, um eine äußerliche Imprägnierung — sonst würde dieser Prozeß sicherlich nicht so rasch vonstatten gegangen sein —, nicht um jene innere Verschmelzung, wie z. B. bei aller Gegensätzlichkeit zwischen den Arabern und Spaniern auf der pyrenäischen Halbinsel. Daß aber die Russen in den weiten Strichen Zentralasiens verhältnismäßig viel geleistet haben (bei aller Bestechlichkeit ihrer Beamten), bestreitet Vambéry auch nicht. Und andererseits sollte er nicht vergessen, daß die Politik Englands in Indien gleichfalls keine von lauterer Humanität beseelte ist, sondern lediglich wirtschaftlichen Gründen entspringt. Es ist der Handel, der ihr gesamtes Vorgehen beherrscht, von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht, nur sollte man ihnen daraus kein besonderes sittliches Verdienst machen. So wenig hier der Russe an seinem Platze gewesen wäre, so wenig der Engländer in Zentralasien. Selbstverständlich wollen wir damit nicht entfernt behaupten, daß der Zustand dieser Länder zufriedenstellend sei, und daß nicht viel mehr für eine gerechte Verwaltung und gute Schulbildung geschehen könne; aber auch hier muß man bedenken, daß der dürre Boden in Mittelasien, der außerdem unter jahrhundertlanger Verwüstung und Verödung gelitten, erst einer allmählichen Befruchtung bedarf, sollen gesunde Früchte darauf wachsen. Und endlich darf man nicht vergessen, daß die Engländer sich in Indien im ganzen und großen deshalb in einer günstigen Lage befinden, weil sie es mit einer passiven, an Knechtschaft gewöhnten Rasse zu tun haben, der alles Gefühl für Selbständigkeit und Freiheit abhanden gekommen ist. Mit Recht erklärt übrigens Vambéry, daß, solange nicht die Kluft zwischen Fremden und Eingeborenen dort überbrückt sei, von einer gründlichen Reform nicht gesprochen werden könne (S. 243). Den unverhüllten

Egoismus der englischen Politik gesteht er andererseits durch die Bemerkung zu: Auch England will erobern, aber nur Menschen und nicht zugleich auch Länder (als ob das überhaupt möglich sei!); denn es braucht erstere als Kunden für seinen Welthandel (S. 274). Dagegen stimmen wir völlig mit der folgenden Äußerung überein: England und Rußland beherrschen beide ein Gebiet, das groß genug ist, um darin dem wirtschaftlichen Wettbewerb ohne politische Anfeindungen obliegen, sich gegenseitig bereichern und ihrer Kulturaufgabe gerecht werden zu können. Nur dann und nur so wird der Ausspruch des berühmten englischen Staatsmannes „Asien ist groß genug für uns beide" sich bewähren. Das eine konnte im Norden, das andere im Süden der Alten Welt jene woltuende Helligkeit verbreiten, welche dort dringend nötig ist, um die mit Ruinen bedeckten Länder aufs neue urbar zu machen, und um die in Elend und Jammer niedergedrückte und in hoffnungslose Apathie und Verzweiflung niedergesunkene Menschheit einer besseren Zukunft entgegenzuführen (S. 183). Mehr vermögen wir dem Verf. in dem letzten Abschnitt seines Werkes, betitelt „Die Zukunft des Islam", zuzustimmen, wo begreiflicherweise vollends die langjährigen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen das Urteil befestigen. Jedem unbefangenen Kritiker muß die Wahrheit des folgenden Satzes einleuchten: Die Völker des moslimischen Ostens haben noch nicht das Stadium der Selbsthilfe erreicht, und weil ihnen selbst die Mittel zur Erreichung dieses Stadiums abgehen, so sind sie in dem Maße auf die Mitwirkung und Unterstützung des Abendlandes angewiesen, in dem wir durch den Einfluß des klassischen Altertums angespornt sind. Hierin liegt der Hauptbeweis für die unwiderlegliche Tatsache, daß der moslimische Osten nur auf dem Wege einer unmittelbaren Einwirkung Europas, d. h. nur unter dem Schutze und unter einer direkten Verwaltung abendländischer Mächte sich regenerieren und einer besseren Zukunft entgegengehen kann (S. 422). Andererseits will aber Vambéry der Türkei die völlige Suprematie in Vorderasien gewahrt wissen, und das ist eben bekanntlich der leidige Punkt, der stets zu Reibungen Veranlassung gibt. Schließlich wird wohl, wie meist, aus der ursprünglich wirtschaftlichen allmählich eine politische Vorherrschaft der europäischen Mächte sich ergeben. (Für Persien ist insbesondere die Aufteilung zwischen England und Rußland nur eine Frage der Zeit.) Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß die Tatsache einer allmählichen Entartung, einer zunehmenden Erschlaffung in der Türkei unumwunden zugestanden wird, so daß damit die Frage einer selbständigen Regeneration eigentlich verneint ist.

Weitere Einzelheiten hier zu erörtern, ist gegenüber der fast beängstigenden Fülle der sich aufdrängenden Fragen nicht möglich, wir müssen dafür auf die Lektüre des interessanten Buches selbst verweisen. Th. Achelis.

Dr. Hans Witte, Wendische Zu- und Familiennamen aus mecklenburgischen Urkunden und Akten. Mit einer Karte. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte, Band 71. 137 S. Schwerin 1906.

Gleichsam als Ergänzung zu seinen vortrefflichen Arbeiten über die wendischen Bevölkerungsreste in Mecklenburg gibt uns der Schweriner Archivar hier eine umfangreiche Abhandlung über die wendischen Personennamen, wobei er von dem wendischen Gelehrten Dr. E. Mucke unterstützt wurde. Auch hier zeigt sich die Fortdauer der Wendennamen auch völlig germanisiert, weit mehr, als man bisher annahm, und das Ergebnis für die Bevölkerung Mecklenburgs steht nunmehr fest, daß sie aus ursprünglich dort wohnenden Wenden, den reichlich zugewanderten Deutschen und aus Mischlingen zwischen beiden zusammengesetzt ist. Mit Recht beschränkt sich in der Untersuchung der Zu- und Familiennamen der Verfasser auf die bäuerliche Landbevölkerung, in der allein von einem bodenständigen Wendentum die Rede sein kann, und zwar zieht er nur die bis 1600 vorkommenden urkundlichen Namen heran, bis zu einem Zeitpunkte, an dem der Verschmelzungsprozeß der Wenden und Deutschen schon vollendet war. Was den ursprünglich wendischen Adel Mecklenburgs betrifft, so ist dieser noch schneller erloschen als das Wendentum in den ohnehin durch Deutsche begründeten Städten. Doch sind manche Adelsfamilien nachweislich wendischen Ursprungs, und bei anderen weisen die bis in die Neuzeit erhaltenen wendischen Vornamen auf wendische Blutmischung oder Abkunft. Die Sammlung der urkundlich belegten bäuerlichen Namen beträgt rund 800. Die bei den Personennamen in Betracht kommenden Suffixe sind zum Teil die gleichen, wie sie schon Miklosich in seiner Denkschrift über die Bildung slawischer Personennamen zusammenstellte; besonders auffallend ist das häufige Personalsuffix -atz (Babbatz, Werlatz). Das häufige -ek, -ik, -ke (Bliseke, Moltke) macht deshalb Schwierigkeit, weil das niederdeutsche Verkleinerungssuffix ebenfalls -ke lautet und die deutsche Einwanderung nach Mecklenburg im wesentlichen eben niederdeutsch war. Viele andere Suffixe sind aber leicht als slawische zu erkennen. Trotzdem bleiben Schwierigkeiten genug für die Deutungen übrig, da die urkundlichen Namen von Deutschen, die selten das Wendische verstanden, niedergeschrieben wurden und die wendische Sprache selbst schon in einem Zersetzungsprozesse begriffen war. Kaum ist es zu erkennen, daß in einem Vielbaack ein wendischer Vilak (Kurzform von Welislaw), in einem Püsterich ein Pusterit steckt. — Die der Abhandlung beigegebene alte Schmettausche Karte von 1794 ist die gleiche, die Wittes frühere Arbeiten begleitete, und zeigt die weite Verbreitung der wendischen Bevölkerungsreste im mecklenburgischen Lande. R. A.

Ferdinand Hahn, Blicke in die Geisterwelt der heidnischen Kols. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1906.

Die evangelische Gossnersche Mission unter dem drawidischen Volke der Kols in Vorderindien wurde 1841 begründet, und seitdem sind zahlreiche Glaubensboten dorthin gezogen, um das Volk für das Christentum zu gewinnen. Lauter Deutsche, unter denen sich eine Anzahl — wir nennen nur Jellinghaus und Nottrott — um die Sprachwissenschaft und die Völkerkunde wohlverdient gemacht haben. Ihnen schließt sich Missionar Ferdinand Hahn würdig an. Was die Engländer in ihrem Reiche über die Kols wissen, verdanken sie wesentlich diesen Deutschen. Hahn, seit 30 Jahren dort ansässig, hat die Sprachlehre und ein Wörterbuch der Kolsprache (Oraonsprache) im Auftrage der englischen Regierung verfaßt und auch deren Sagen, Märchen und Lieder gesammelt und unter dem Titel: Kurukh Folk-Lore veröffentlicht. Einen selbständigen Auszug hieraus bietet er uns in der vorliegenden kleinen Sammlung, die wiederum den Beweis liefert, daß die Kols ein Volk von großer Gemütstiefe sind, dem auch der Humor nicht fehlt. Zwar lassen sich in manchen Fällen Hindueinflüsse nicht abweisen. Durch das Ganze weht aber ein frischer Zug; die Rätsel und Sprichwörter sind schlagend, die Lieder manchmal stark erotisch gefärbt, wiewohl der Verfasser streng ausgesiebt hat. Auch einige Traditionen sind mitgeteilt, in denen ein geschichtlicher Kern steckt. Das Ganze ist ein sehr willkommener Beitrag zur Volkskunde eines indischen Urvolks.

J. Joûbert, La nomenclatura geographica delle coste africana. Sonderabdruck aus „Bolletino della Società Africana d'Italia", 25. Jahrgang, Heft 4, 5 und 7. 48 S.

Der Verfasser behandelt in der vorliegenden Schrift die Etymologie der Namen einiger an der afrikanischen Küste liegender Siedelungen, Gebirge, Inseln usw., indem er die Küste der südlichen Hälfte Afrikas von Rufisque in Senegambien bis zum Kap Guardafui verfolgt. Er gibt auch die ursprüngliche Form der Namen an, die heute in verstümmelter Form gebraucht werden, wie Les Iles de Los statt der ursprünglichen Form Islas de los Idolos. Sehr eifrig tritt er für eine „nomenclatura uniforme", eine einheitliche, internationale geographische Namengebung ein, die durch eine internationale Kommission, einen „areopago geographico", geschaffen werden müßte. In diesem Punkte stimmt der Verfasser vollständig mit meiner wiederholt ausgesprochenen Ansicht überein. (Vgl. A. Wollemann, „Bedeutung und Aussprache der wichtigsten schulgeographischen Namen". Zweite Aufl., Braunschweig 1906.)

Einige Fehler sind in der Joûbertschen Schrift zu verbessern. Die erwähnten Iles de Los sollen von den Portugiesen den spanischen Namen Islas de los Idolos erhalten haben; wenn der Name von den Portugiesen herrührte, so würde er Ilhas dos Idolos lauten. Statt des portugiesischen Til (~) gebraucht der Verfasser den Zirkumflex (^). Die Mehrzahl des portugiesischen Wortes camarão (= Krebs) heißt nicht camarãos, sondern camarões (S. 15). A. Wollemann.

Anzeiger der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums. Redigiert von Vilibáld Semayer. Jahrgang III, Heft 2. Budapest 1905.

Wir freuen uns, auch das zweite Heft der deutschen Ausgabe dieser Zeitschrift gleich warm wie früher das erste Heft hier empfehlen zu können. Es ist ganz wesentlich volkskundlicher Art und dient als eine notwendige vergleichende Ergänzung der mitteleuropäischen volkskundlichen Kenntnisse und Bestrebungen. In verschiedenen Beiträgen kommt die eigenartige ungarische Ornamentik (zumal das Tulpenmotiv) zur Geltung, so in Batkys Arbeit über die Mangelbretter. Sie haben niemals, wie im germanischen Norden, Henkel, und ihre magyarische Bezeichnung, mángorló-lapiczka,

ist in der ersten Hälfte deutsches Lehnwort. Ich bemerke dazu, daß die ursprüngliche nordische Form mondull, niederdeutsch mandel, ist und erst später das nach Ungarn gelangte „Mangel“ auftritt. Auf urmagyarisches Gebiet führen uns die Arbeiten von Szinte und Sebestyén über die Speerhölzer der Szekler in Siebenbürgen, die in einiger Beziehung mit den süddeutschen Totenbrettern zu vergleichen sind. Es sind dieses speer- oder pfostenartige Pfähle auf den Gräbern mit höchst charakteristischen Symbolen, die den Stand des Begrabenen angeben. Die Speerspitze ist das Symbol des Kriegers, der Tschako des Husaren, ein Schild des Adligen, ein Kelch des Geistlichen, Knospen und Lilien der Jungfrauen usw. Da Verfertiger und Begrabene früher meist Analphabeten waren, blieben die Hölzer ohne Aufschrift; um was es sich bei ihnen, die höchstens 80 Jahre alt wurden, handelte, besagten ja die Symbole. Später kommen naive Aufschriften hinzu, z. B. „Der Erzengel trompetete. Nagy Antal stöhnt ein letztes. Bedeckt wurde er mit dieser Scholle“. — Die von Dr. Szilady beschriebene und abgebildete „Rolle“ aus Siebenbürgen ist nichts Besonderes; hier kann sie nur als eine Art Überlebsel aufgefaßt werden. Sie stammt aus Frankreich, war in der Rokokozeit dort sehr beliebt und im vorigen Jahrhundert auch noch in Norddeutschland mit der französischen Bezeichnung jou-jou sehr verbreitet. Auch die sehr schön bemalten Ostereier zeigen keinen spezifisch ungarischen Charakter, wenn auch einzelne Ornamente magyarischen Typus aufweisen. Sie sind slawische Entlehnung, haben ihren Hauptsitz in Mähren und strahlen von dort aus. Für die Verbreitung einzelner volkskundlicher Gegenstände ist aber das von Herrn Belaleszko abgebildete mit kleinen Hufeisen beschlagene Hühnerei von Belang, ein „Glücksei“ aus dem Komitat Bars. Schmiede und Zigeuner verfertigen es, und letztere, vermute ich, haben sie auch nach Ungarn gebracht. In Indien, Palästina, Tunis hängt man sie gegen den bösen Blick auf (Globus, Bd. 76, S. 19), was auch der Verfasser anführt. Erwähnenswert ist ein Aufsatz über die ungarischen Nationalstiefel, die Tschischmen (slawisches Lehnwort, čižma?). Die schönen abgebildeten Exemplare stammen aus Neudorf (magyarisch Jglo) in der Zips und werden von Zipser Sachsen verfertigt, deren geschildertes Zunftwesen völlig deutsch war. Wertvoll ist auch der Beitrag über finnische und lappische Kerbhölzer von Bán.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Wir sind sehr dankbar für diese Übermittelung der so belangreichen ungarischen Volkskunde in unserer Sprache, die auch durchweg gut gehandhabt ist. Um so mehr fällt es auf, wenn die magyarische Art, den Taufnamen dem Familiennamen nachzusetzen, beibehalten wird. Auch hier sollte man in der Übersetzung sich der bei anderen Europäern gebräuchlichen Art anschließen, wie dieses andere ungarische Gelehrte (Hampel, Posta u. a.) auch tun. Wohin jenes führt, kann der hochgeschätzte Herausgeber daran erkennen, daß seine eigenen Arbeiten unter dem Stichworte „Dr. Vilibald“ aufgeführt werden, während er doch Semayer heißt (American Anthropologist VIII, 402). Und das kann ihm doch nicht recht sein.

Richard Andree.

Kleine Nachrichten.

— Das Ehepaar Workman hat im vorigen Jahre seine Gletscherstudien und Bergbesteigungen in Kaschmir fortgesetzt, und zwar in der östlich von Srinagar und südlich von Suru liegenden Nun-Kungruppe, in der von Dr. A. Neve und C. E. Barton 1903 zum ersten Male alpine Touren ausgeführt wurden. Die Annäherung an die Gruppe von Suru aus war sehr schwierig und infolge eines Umweges zeitraubend. Hierbei stiegen die beiden Alpinisten drei Gletscher hinauf und zwei hinunter, sie kreuzten ferner vier schneebedeckte Grate von etwa 5000 m Höhe. Der Zentralteil des Nun-Kunmassivs erhebt sich sehr scharf über den steilen und schartigen Spitzen, die von allen Seiten den Zugang wehren. Es kulminiert in 6000 m Höhe in einem Gletscherbecken von 5 km Länge und 3 km Breite, das von fünf schneebedeckten Spitzen eingeschlossen wird. Drei von diesen sind über 7000 m hoch, und der höchste wurde (trigonometrisch) mit 7150 m gemessen. Um dieses Gebiet zu erforschen, wurde in 4600 m Höhe ein Basislager errichtet, von dem zwei Schneelager weiter oben und noch zwei auf das erwähnte Gletscherbecken auf 6285 und 6495 m vorgeschoben wurden. Im letzten Lager fiel das Thermometer während der beiden Nächte, die man dort zubrachte, auf —20 und —21° C. Da der höchste Gipfel von dort aus nicht zugänglich war, bestieg man den nächsthöheren, wobei die steilen, zerklüfteten und eisbedeckten Hänge stundenlanges Stufenhauen und größte Vorsicht erforderten. In 6890 m Höhe begann eine Wolke die Aussicht zu sperren, worauf Dr. Workman hier zurückblieb, um Beobachtungen zu machen, während seine Gattin die Spitze erklomm. Die fortgesetzte tägliche Anstrengung in der dünnen Luft, der Mangel an Schlaf infolge Atemnot und die Wirkung der Kälte hatten aber nun das Ehepaar Workman und ihren italienischen Führer dermaßen aufgerieben, daß sie nach fünf schlaflosen Nächten in Höhen über 5400 m in eine niedrigere Höhenlage zurückzukehren beschlossen. Später, von der Höhe des Barmalpasses aus, wurden noch zwei Spitzen von 5720 und 6140 m erklommen, die schließlich Steigungen von 70 bis 73° aufwiesen. Auf der Spitze des zuletzt genannten Piks verhinderte leider dichter Nebel das Arbeiten. Die topographische Ausbeute der ganzen Unternehmung wird als sehr umfangreich bezeichnet.

— Es scheint, daß eine wenigstens teilweise Verlegung des Observatoriums von Greenwich nicht mehr lange zu umgehen sein wird. Nach Greenwicher Zeit werden die Uhren fast aller Seefahrer gestellt, und die weitere richtige Übermittelung dieser Zeit ist zwar nicht in Frage gestellt; um so mehr gilt das aber für die Exaktheit der magnetischen Beobachtungen, denn die Eisenbahnen der Umgebung haben zur Folge, daß ganz unzuverlässige Werte erzielt werden. Als das Observatorium 1626 gegründet wurde, war Greenwich ganz klein und weit von London entfernt. Heute ist ihm das immer weiter sich ausdehnende London sehr nahe auf den Leib gerückt. Schon lange war darauf verwiesen worden, daß die Eisenbahn der City and South London Company, die im Westen an Greenwich vorbeiführt, die Weisungen der Magnetographen fälscht. Noch mehr wird das aber der Fall sein, nachdem der vor vier Jahren von der County von London beschlossene Bau der Elektrizitätswerke in der Nähe des Observatoriums zur Tatsache geworden sein wird. Da hierzu 900 000 Pfd. Sterl. bewilligt worden sind, so ist es wenig wahrscheinlich, daß die Bauerlaubnis rückgängig gemacht werden wird, und es wird deshalb nichts anderes übrig bleiben, als das Observatorium teilweise zu verlegen. Die Stundenbestimmungen können sich nach wie vor auf Greenwich beziehen und auch das Passageinstrument kann bleiben, wo es ist. Auch wird es möglich sein, die in einem neuen Observatorium gewonnenen Beobachtungen durch Rechnung auf Greenwich zu übertragen. Die Verlegung der berühmten Sternwarte ist daher nur eine Geldfrage und liegt im Interesse der Wissenschaft. Aus dieser Erwägung hat wohl auch seinerzeit der Direktor gegen die geplante Errichtung der Elektrizitätswerke keinen Widerspruch erhoben.

— Das Manengubaplateau im mittleren Teile von Kamerun wurde durch die Expedition des Hauptmann von Krogh gegen die Aufständischen in der Gebirgslandschaft Mbo von Mitte Dezember 1905 bis Anfang März 1906 in seinem letzten Rest bis auf etwa 40 qkm vollkommen aufgeschlossen (Deutsches Kolonialblatt, 1. Dez. 1906, S. 773 ff., mit einer Kartenskizze). Bekanntlich hatte die Expedition des Oberst Müller Anfang 1905 den ersten entscheidenden Vorstoß vom Manengubagebirge aus in nordöstlicher Richtung gegen Bamum hin unternommen und deren Offiziere Hirtler, Rausch und Schlosser die kartographische Aufnahme der Gegenden sowohl längs der Marschrouta als auch weit seitwärts von ihr besorgt. Der „Globus“ berichtete darüber 1905 im 88. Band (S. 211), jedoch nicht ausführlich, weil die dazu notwendige neue Karte erst 1906 in Danckelmans Mitteilungen unter dem Titel „Provisorische Karte der Gebirgslandschaften des Militärbezirks Fontem“ erschien. Der Expedition Hauptmanns v. Krogh war diese Karte von großem Nutzen, sie wurde noch bezüglich verschiedener Einzelheiten durch den der Expedition zugeteilten Leutnant Rausch in der erwähnten Kartenskizze ergänzt. Als unaufgeklärt blieb nur noch die große, sumpfige Mbuebene übrig.

Als Gesamtresultat ergibt sich nun folgendes geographisches Bild: Das Manengubaplateau besteht in seiner nördlichen Erstreckung nur in einer etwa 20 km ausgedehnten sanften Abdachung des Manengubagebirgsstockes bis zum Nordrande der Mbuebene. Diese flache Niederung wird von einem 800 bis 1200 m hohen, zum Teil wild zerrissenen Hügelgelände umschlossen; im Osten von den Landschaften

Elong, Mama, Ndu und Kabo, im Norden von Kongoa, Mbo und Nginga und im Osten von Bamilleke, Ngökö, Barfum und Ndubo. Aus dem nördlichen Gebiet strömen der Fi, Mo (oder Mfu?), Nghe und Mbu dem Crossflusse, aus dem östlichen der Nkam (mit dem Seitenfluß Nka) oder Menua dem Wuri zu. Überall ist das Land fruchtbar; es gedeihen alle Arten von Feldfrüchten, in den Senkungen auch Plauten. Sehr geeignet zu Reiskulturen erscheinen Kabo und Kongoa. Aber den Hauptreichtum bilden die großen Ölpalmenhaine in den Tälern von Elong, Mama, Kongoa und Kabo, was der geplanten Kamerunbahn (von Duala nach Bamum) sehr günstige Aussichten gewährt. Zahlreiche Herden von Elefanten und Büffeln gibt es in der Mbuebene. An Großvieh herrscht Mangel; dagegen sind mit Ziegen und Schafen die Bergdörfer reichlich versehen. Das Land ist allenthalben dicht besiedelt, namentlich in Ndu und Mbo; doch ist die Bevölkerung in lauter kleine, voneinander unabhängige Gemeinschaften zersplittert. Darum gelang es auch der Expedition v. Kroghs, die überaus kriegerisch gesinnten Mboleute in verhältnismäßig kurzer Zeit zu überwältigen und zum Friedensschluß zu zwingen. B. F.

— Über eine Reise im westlichen Szetschwan von März bis Mai 1906 berichtet Graf de Marsay der Pariser geographischen Gesellschaft („La Géographie", Oktober 1906). Er überschritt auf dem Wege von Jünnanfu nach Ningjuenfu, der Hauptstadt des Bezirkes Kientschan, den Jangtszekiang an einer noch unbekannten Stelle 40 km westlich von dem Punkte, wo 1896 de Vaulserre über den Fluß gegangen war. Von Ningjuenfu wandte de Marsay sich über den Jalung nach Westen auf der Route Hosies, besuchte die Salzminen von Jenjuanhsien (in dem Bericht, der die Namen oft in ganz verstümmelter Form wiedergibt, wird der Ort Jentsien genannt) und wollte von hier nach Westen nach der von Bonin entdeckten Likiang-Schleife des Jangtszekiang vordringen. Es war aber nicht möglich, in dem gewaltigen Bergmassiv, das im Westen das Plateau von Jenjuan begrenzt, sich einen Weg zu bahnen, und der Reisende gewann auch die Gewißheit, daß es über das Massiv überhaupt keinen Pfad gebe. Deshalb zog er zunächst nach Nordwesten nach Jungning, nach den Karten eine große chinesische Präfekturstadt in der Nähe des Nordendes jener Schleife. Tatsächlich aber erwies sich Jungning als eine Landschaft mit einigen im Gebirge und in einem Hochtal zerstreut liegenden Dörfern. Herrscher ist dort, wie in den Nachbargebieten, ein „Tusse", ein eingeborener, von der chinesischen Regierung anerkannter Häuptling. Es gibt dort ein großes tibetanisches Kloster, und die Religion der Eingeborenen ist die tibetanische. Von Jungning gelangte de Marsay in $1\frac{1}{2}$ Tagen über einen 4000 m hohen Paß nach dem Nordende der erwähnten Schleife. Beim Abstieg zum Jangtszekiang, der von hohen schneebedeckten Bergen eingeengt dahinströmt und etwa 1700 m hoch liegt, sah er sehr deutlich die riesige, von Likiang ausgehende Kette, die den Fluß zu diesem Umweg zwingt. Nach Jungning zurückgekehrt, wandte sich de Marsay nach Nordosten und durchwanderte das tibetanische Königreich Muli, wobei die Goldminen von Uali besucht wurden. Sie liegen an der Vereinigung des Jalung mit dem „Flusse von Muli", worunter wohl der Litang zu verstehen ist; seit einigen Jahren haben sich hier 20000 Chinesen niedergelassen, die die Goldlager ausbeuten. Bei Uali wurde der Jalung überschritten, der dort in seinem nordsüdlichen Lauf einen großen Bogen nach Norden macht, und dann wurde der Marsch westwärts durch ein wildes, von den Stämmen der Mosso oder Sifuse bewohntes Gebirgsland fortgesetzt. Nach drei Tagen wurde der Jalung von neuem gekreuzt, der nach Bildung seines Bogens wieder südlich fließt, und bald darauf der Ort Lolang nördlich von Ningjuenfu erreicht. Über Lokou, Fuiin und Jatscheu erreichte de Marsay, den P. de Guébriant, der Provikar der Mission von Kientschau, begleitet hatte, Tschengtufu. Er hat auf dieser Reise mehrfach unbekanntes Gebiet berührt und seine Route aufgenommen. Die Zeichnung des Jalung auf allen ihm bekannten Karten erklärt de Marsay für falsch; es scheint ihm aber die Rydersche Karte („Geogr. Journ.", August 1903) entgangen zu sein, die den Jalungbogen sehr exakt zeigt. Der Name Jalung ist dort nach de Marsay ganz unbekannt; der chinesische Name sei vielmehr Kinho, was Goldfluß bedeute. In der Tat rechtfertige der Mineralreichtum des Landes diesen Namen; denn außer Gold gebe es dort Kohle, Eisen, Kupfer, Zinn und Silber in Menge.

— Unter den Spezialberichten aus den „Ergebnissen der Arbeiten des Kgl. Preuß. Aeronautischen Observatoriums zu Lindenberg im Jahre 1905" dürfte für nicht fachmännische Kreise besonders der von Berson über die Fahrt des Freiballons „Jupiter" bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsternis am 31. August 1905 zu Burgos in Spanien von Interesse sein. Öfter hört man nämlich die Ansicht vertreten, daß eine derartige Finsternis einen Luftwirbel verursache, der mit ihr fortwandere und ähnliche Erscheinungen wie sonst kleinere Zyklonen auf der Erdoberfläche hervorrufe. Die Ergebnisse der Freifahrt sollen später von spanischer Seite ausführlich im Zusammenhang mit den übrigen Beobachtungen veröffentlicht werden, deshalb teilt Berson nur so viel mit, als nötig ist, um zu zeigen, daß weder die Erscheinungen in bezug auf die Lufttemperatur, noch auf Windrichtung und Geschwindigkeit eine Deutung im oben angegebenen Sinne zulassen, sondern die beobachteten Erscheinungen sich sehr einfach aus dem Wechsel verschiedener Luftschichten erklären lassen und, wie die Ergebnisse eines kurz auf den „Jupiter" folgenden Ballons beweisen, erklärt werden müssen. Gr.

— Über den letzten Saharazug des Oberst Laperrine von Tuat nach Taodeni (März bis Juli 1906), der im Globus schon kurz erwähnt wurde (Bd. 90, S. 195) gibt ein in „La Géographie" vom Oktober abgedruckter Brief eines der Teilnehmer, des Leutnants Nieger, einige weitere Aufschlüsse, die allerdings, da eine Karte noch aussteht, auch nur einen relativen Wert haben. Die äußere Veranlassung zu dem Zuge, der wieder über ein großes, bisher unbekanntes Stück der Sahara die erste Aufklärung gebracht hat, gab eine Verabredung mit Prof. Chudeau. Wie im Globus erwähnt (Bd. 89, S. 180 und Bd. 90, S. 116), war dieser durch das Hoggarland und über Aïr nach Sinder gegangen, hatte einen Abstecher nach dem Tsadsee gemacht und dann den Niger hinuntergehen wollen. Er gedachte hierauf von Timbuktu unter militärischer Bedeckung nordwärts bis Taodeni zu reisen, und hier wollte ihn Laperrine erwarten. Der Hauptzweck der Unternehmung war aber natürlich ein militärisch-politischer. Laperrine brach Ende März auf und gedachte mit seinen 75 Kamelreitern geradenwegs in südwestlicher Richtung auf Taodeni vorzustoßen. Da aber für diesen Weg kein Führer zu finden war, so zog die Kolonne zunächst direkt südlich nach Insise und dann anscheinend in Westsüdwestrichtung über die Brunnen Aschurat, Aneschai und El-Gettara nach Taodeni. Chudeau war zwar nicht da, weil er Timbuktu nicht rechtzeitig hatte erreichen können, doch traf Laperrine in El-Gettara auf eine Patrouille einer Abteilung aus Timbuktu, die ihn in Taodeni erwartete. Hierauf trat Laperrine den Rückweg an und wählte dazu die direkte Route über El-Biar, Tnihaïa, Bir ed-Dehib, Bir uld Brini, Bir el-Hadschadsch und Sefiat, deren Schwierigkeiten in unserer ersten Notiz über die Reise bereits erwähnt wurden. Als politisches Ergebnis des Zuges wird hervorgehoben, daß die Tuareg aufs neue mit den Franzosen Bekanntschaft machten und eingesehen hätten, daß für diese die Wüste kein Hindernis mehr sei, und daß das Zusammentreffen zweier aus verschiedenen Richtungen kommender Truppenabteilungen in Taodeni einen großen Eindruck gemacht hätte. Die Bewohner von Taodeni wurden bisher zwei- bis dreimal jährlich von marokkanischen Raubexpeditionen gebrandschatzt, die Kamele und schließlich auch Menschen zur Erpressung von Lösegeld mitnahmen, als die Räuber fanden, daß die Hälfte der dortigen Salzgräber mit ihrer ganzen Habe im letzten Winter nach Arauan und Timbuktu ausgewandert war. Es sei zu erwarten, daß in Taodeni künftig mehr Sicherheit herrschen werde. Als wichtigstes Ergebnis der Rückreise bezeichnet Nieger die Auffindung eines direkten Weges Tuat—Taodeni, der in 15 gewöhnlichen Tagemärschen zurückgelegt werden könne. Noch vor 20 Jahren war dieser Weg eine viel benutzte Karawanenstraße; seitdem wurden die Karawanen immer seltener, und schließlich hörte der Verkehr ganz auf. Es wird nun damit gerechnet, daß er wieder auflebt, und viele eingeborene Kaufleute aus dem Sudan wollen dazu die Hand bieten. Das Itinerar der ganzen Reise, 3000 km, ist natürlich aufgenommen worden, auch sind etwa 30 Punkte astronomisch bestimmt.

— Über Varianten in der menschlichen Kultur handelt Alexander F. Chamberlain im Journ. Americ. Folk-Lore, Bd. 19, S. 177 (1906) in lehrreicher Weise. Er unterzieht eine Anzahl Bräuche und Gewohnheiten bei verschiedenen Völkern einer Untersuchung und stellt die Unterschiede fest, die sich bei ihnen in der gleichen Sache je nach Rasse und Lebensraum ergeben. Unser bekanntes Kinderspielliedchen „Zucke, zucke Reiterlein" oder „Riede, riede Rößli", dem das englische „ride-a-cock-horse" entspricht, setzt die Bekanntschaft mit dem Pferde voraus. Aber wie es in hohen Gebirgen Menschen gibt, die dieses Tier kaum kennen, so auch auf der französischen Insel Sein (Finistère), wo das stellvertretende Kinderspiel sich bei einer Fischer

bevölkerung auf das Boot und das Rudern bezieht und von den Eltern dem Kinde auf dem Knie vorgesungen wird: „Rudre, rudre, rudre, laß uns fischen gehn.“ Auch die Ansichten über die Stellung von Vater und Mutter wechseln. Bei uns steht immer der Vater voran, wir reden von Vorvätern, nicht von Vormüttern, und in der Bibel heißt es: Du sollst Vater und Mutter ehren. Als nun der Missionar Beauchamp diese Stelle den Irokesenkindern übersetzte, verbesserten diese und bestanden ernstlich darauf, es müsse heißen „Du sollst Mutter und Vater ehren“. Denn in sozialer und auch politischer Beziehung stand bei ihnen die Mutter voran; konnte doch selbst bei Kriegserklärungen das Weib sein Veto einlegen. Und nun gar, als die Glaubensboten bei den Ostasiaten nach dem Evangelium lehrten, daß der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen sollte! In China und Japan, wo die Vaterliebe und die Ahnenverehrung den höchsten Grad erreicht haben, erregte solche Lehre einen Sturm der Entrüstung, wurde einfach für unmoralisch angesehen und war eine mächtige Waffe in der Hand der christenfeindlichen Eingeborenen. In ähnlicher Weise erklärt Chamberlain auch die Unterschiede im Küssen und seinen Äquivalenten, die Essenszeiten, den Gebrauch des Tabacks und den „Meeressinn“, die Neigung der Völker für die Schiffahrt und Seereisen.

— Den Sebu, den bei Mehedija mündenden nordmarokkanischen Fluß, schildert der Ingenieur E. Pobeguin im Oktoberheft von „La Géographie“. Pobeguin ist Mitglied der französischen „Mission hydrographique du Maroc“, der, wie schon bei einer anderen Gelegenheit mitgeteilt, gemeinsam mit dem Schiffsleutnant Dyé, dem Leiter der Mission, den Unterlauf des Flusses zwischen der Mündung und dem nördlichen Knie (Kreuzung mit dem Wege Larrasch—Fes) aufgenommen hat. Diese Aufnahme, die teils in einem Leinwandboot, teils zu Lande vor sich ging und auch Lotungen umfaßte, erscheint auf einer dem Bericht beigegebenen Karte in 1:100000. Pobeguin nennt den Sebu den „mächtigsten Fluß Nordafrikas“, der im Winter durch die Regen, im Sommer durch den Schnee seines Quellgebietes gespeist wird. In zahlreichen starken Krümmungen durchfließt er eine savannenartige, von keinem Hügel unterbrochene Alluvialebene. Nichts kündigt ihn von ferne an, außer einer dürftigen Linie von Feigenbäumen, die seinen Lauf begleiten. 8 bis 12 m tief fallen die Uferränder steil zum Flusse ab, der in den Krümmungen schnell dahinströmt, auf den mehr geradlinigen Strecken langsam seines Weges zieht. Die Ufer sind verhältnismäßig dicht bewohnt. Die Bevölkerung — die Beni Hassen im Norden, die Semmur im Süden — lebt in leicht beweglichen „Duars“. Die Zustände sind unsicher; die beiden Nachbarstämme, gut mit Winchestergewehren bewaffnet, rauben einander ihre Rinderherden, und der durchkommende Christ ist ihnen eine lockende Beute. Die beiden Reisenden mußten mehrere Male ihre Lasten öffnen, um zu beweisen, daß kein Geld darin war. Die Eingeborenen störten sehr die Aufnahmearbeiten und gaben auch manchmal Feuer. Schlimmer waren aber die Schwierigkeiten, die aus dem passiven Widerstande, der ständigen Spionage, dem Mangel an guten Willen bei Dolmetschern und Dienern, der Verweigerung der Gastfreundschaft usw. erwuchsen. Das Ufergelände ist fruchtbar, aber der Fluß ist bis heute ganz nutzlos gewesen. Brücken gibt es nicht. Die ihn kreuzenden Wege von Larrasch nach Fes und von Tanger nach Fes passieren ihn durch Furten, während die Eingeborenen ihn auf Rohrbündeln überschreiten. Pobeguin meint, daß der Sebu vielleicht einmal im Wirtschaftsleben Marokkos eine wichtige Rolle spielen wird, doch sagt er nicht, worauf diese Meinung sich gründet. Über Tiefenverhältnisse und Grad der Schiffbarkeit schweigt der Bericht und auch die Karte.

— Über einige für Norwegens Fauna neue Vögel berichtet unter ausführlicher Beschreibung Prof. R. Collett in Forh. Vid.-Selsk. Christiania 1905, Nr. 10. In den letzten zehn Jahren ist die norwegische Vogelwelt um acht neue Arten vermehrt worden. Drei davon, eine Drossel (Turdus sibiricus), eine Schwalbe (Hirundo daurica) und ein Regenpfeifer (Charadrius dominicus), gehören eigentlich der ostsibirischen Fauna an. Die Drossel wurde am 8. Oktober 1905 in Urokong oberhalb Christianias gefangen. Die Schwalbe wurde Ende Mai 1905 in Sydvaranger, dem östlichen Grenzdistrikt Norwegens, gegriffen, während der Regenpfeifer, ein überwinterndes Exemplar, bereits im Dezember 1895 auf Jaederen geschossen und dem Museum in Christiania übersandt wurde. Die Schwalbenart scheint in ganz Europa äußerst selten vorzukommen. Die beiden anderen Vögel wurden vorher in Europa mehrmals beobachtet, jedoch bis dahin noch nicht in Skandinavien.

Die übrigen fünf Arten gehören alle der süd- oder mitteleuropäischen Fauna an. Eine von ihnen, die Kalanderlerche (Melanocorypha calandra), war bisher noch nicht nördlich von Helgoland beobachtet. Das Exemplar wurde gleich der vorerwähnten Schwalbe im äußersten Nordosten, in Sydvaranger, im April 1905 erlegt. Die übrigen, nämlich der Bienenfresser (Merops apiaster), der Abend- oder Rotfußfalke (Erythropus vespertinus), die Schleiereule (Aluco flammea) und der Nachtreiher (Nycticorax nycticorax), wurden alle an den südlichsten Küstendistrikten Norwegens, nämlich auf der Strecke zwischen dem Christianiafjord und Bergen, angetroffen. Mit Ausnahme des Falken, der im Museum zu Bergen aufgestellt wurde, sind die genannten Exemplare dem Museumsbestande in Christiania eingegliedert worden.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß eine nordamerikanische Gans, ein ausgefärbtes weibliches Exemplar der Branta canadensis, im Juni 1900 in Skjorn beim Throndjemfjord geschossen wurde. Da diese Art aber seit einigen Jahrhunderten in Parks und zoologischen Gärten gezähmt gehalten wird, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Exemplar nur ein verwildertes war. Es ist der Sammlung im Museum zu Throndjem eingereiht worden. Ltz.

— Über die Naturschätze der Insel Sachalin, die seit dem Frieden von Portsmouth zur Hälfte wieder Japan gehört, macht die russische amtliche Zeitung „Westnik Finanzow“ einige Angaben. Daß der nördliche Teil Rußland verblieben ist, ist für dieses deshalb wichtig, weil dort alle bisher auf der Insel bekannten Naphthaquellen liegen. Spuren von Naphtha finden sich an verschiedenen Stellen der Ostküste nördlich des 50. Breitengrades besonders an den Abhängen des die Insel durchziehenden Gebirges und immer in der Nähe der Meeresküste. Merkwürdigerweise ist die Naphthagewinnung seit einiger Zeit verboten; da in Ostasien und Japan aber Mangel an Petroleum herrscht und dieses infolgedessen sehr teuer ist, so wird das Verbot jedenfalls aufgehoben werden und der russischen Naphthaindustrie auf Sachalin ein sehr lohnendes Absatzfeld sich eröffnen. Ein anderes wertvolles Mineral, das auf der Insel vorkommt, ist die Steinkohle. Das Zentrum der Sachaliner Steinkohlenindustrie, das Gebiet von Alexandrowsk, ist Rußland verblieben, dagegen hat Japan die auch schon geschürften Steinkohlenlager von Sartunai und einige andere erhalten. Auch diese Industrie hat eine große Zukunft. Der Waldreichtum von Sachalin kommt ebenfalls sowohl Rußland wie Japan zu gute, doch muß erst eine rationelle Ausnutzung Platz greifen. Die besten Fischgründe, die im Süden, sind bekanntlich Japan anheimgefallen, das an ihnen seiner Volksernährung wegen ein sehr großes Interesse hat.

— Die kalifornische Höhlenforschung ist seit Beginn unseres Jahrhunderts eifrig betrieben worden und Berichte von Merrian und Putnam über die Ergebnisse sind jetzt erschienen (American Anthropologist 1906, S. 221, mit Tafeln). Die Entdeckung von menschlichen Überresten in Verbindung mit einer quartären Fauna in Südamerika deuteten darauf hin, daß in Nordamerika das Gleiche der Fall sein müsse, falls der Mensch vom Norden nach dem Süden gewandert war. Nun gibt es in Kalifornien zahlreiche Höhlen, von denen aber bisher nur jene in den Counties Calaveras und Shasta untersucht wurden. Sinclairs Grabungen in der Mercershöhle bei Murphys im Jahre 1902 förderten neben den Knochen eines ausgestorbenen Faultieres (Megalonyx sierrensis) auch eine Anzahl Menschenknochen unter Stalagmiten zutage, wobei aber die Gleichalterigkeit beider sich nicht mit Sicherheit nachweisen ließ. Ungemein reich war die Ausbeute in Potter Creek Cave in Shasta County, die von Dr. Furlong und Sinclair bis zu einer Tiefe von 8 m ausgegraben wurde, wo man gegen 5000 Knochen und Knochenbruchstücke einer quartären Fauna fand, von 52 Arten, unter denen 22 ausgestorben waren. Unter den Knochenbruchstücken befand sich eine verhältnismäßig geringe Anzahl, die wie Pfriemen oder Ahlen aussahen, zugespitzt und poliert, einzelne auch mit runden Löchern oder Ausschnitten versehen waren, die Putnam genau beschreibt und abbildet. Ein ganz sicheres Urteil aber, daß es sich hier um menschliche Artefakte handele, wird nicht abgegeben. Dasselbe gilt von scheinbar bearbeiteten Stücken von basaltischer Lava und Obsidian aus der Samvelhöhle. Es ist noch eine größere Anzahl von Höhlen in Kalifornien zu untersuchen, die vielleicht sicherere Ergebnisse in bezug auf das Vorkommen des Menschen in der Quartärzeit liefern.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 2. BRAUNSCHWEIG. 10. Januar 1907.

Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen und ihre Beziehungen zu den Wandervölkern.

Von Gustav Fritsch.

(Fortsetzung.)

Für die Verbreitung der Volksstämme im Archipel ist von besonderer Bedeutung, daß die Figuration der Landmassen bis in sehr späte Zeiten hinein (nach javanischen Berichten bis ins 13. Jahrhundert) eine wesentlich andere gewesen ist als heutigentags. So soll bis zur genannten Zeit Sumatra mit Java zusammengehangen haben, die Sundastraße also erst neueren Datums sein, und die Insel Madura eine Halbinsel an Java dargestellt haben. Die Ausbrüche des Vulkans auf Krakatao, welche diese Insel bis auf einen kläglichen Rest vernichteten, hätten demnach Vorläufer gehabt, welche einen Einsturz bedeutender Länderstrecken veranlaßten und die Sundastraße entstehen ließen. Die Annahme ist gewiß nicht unberechtigt, daß in vorgeschichtlicher Zeit bis hinein in die quaternäre Periode unserer Erde die Abweichungen der Küstenlinien noch viel bedeutender gewesen sein mögen und auch andere jetzt getrennte Länder zusammenhingen; der ganze westliche Archipel bis gegen Celebes hin bildet geologisch ein untermarines ausgedehntes Plateau, auf dem sich die Inseln als Gebirgsketten erheben.

Dem Einströmen von Völkermassen vom asiatischen Kontinent her standen daher Schwierigkeiten nicht entgegen. Nach den geschichtlichen Quellen sehen wir vor unseren Augen das Entstehen einer indochinesischen Mischbevölkerung, in welcher für Jahrhunderte die hindostanischen allerdings überwogen. Nach Lassens „Indischer Altertumskunde“ war die Flucht der Buddhisten aus Vorderindien im 3. Jahrhundert ein Hauptmoment für die Bildung von Kolonien auf Bali, Sumatra und Java, denen bald auch brahmanische Züge folgten; in der Fremde lebten diese Parteien friedlich nebeneinander, während sie sich in der Heimat bekämpften.



Abb. 8. Queensländer.

Das andere Volksreservoir, China, sendete gleichzeitig einen Teil seines Überschusses in die nämlichen Gebiete, wo das Verhältnis der chinesischen Elemente sich schon damals genau so zu den übrigen Bewohnern stellte wie heutigen Tages, d. h. die letzteren erliegen in friedlicher Konkurrenz gegen die leistungsfähigere und arbeitsamere chinesische Bevölkerung und werden dadurch zu Gewaltmaßregeln gedrängt.

Das durch die Chinesen ausgesaugte und bedrückte Volk organisierte in den westlichen Provinzen um die Mitte des 13. Jahrhunderts einen allgemeinen Aufstand gegen dieselben; sie wurden mit Gewalt der Waffen bekämpft, auseinandergesprengt und zerstreuten sich darauf auch in die benachbarten Gebiete. Offenbar haben ähnliche Reibereien schon früher, ebenso wie später, stattgefunden; es soll hier nur noch auf einen gegen die Chinesen um 1740, also zu einer Zeit, als die ostindische Kompanie schon auf der Insel Java festen Fuß gefaßt hatte, ausgeführten Schlag hingewiesen werden, welcher die „chinesische Vesper“ genannt wird.

Der Übermut der Chinesen war damals so angewachsen, daß sie gegen die holländische Kompanie die Offensive ergriffen. In der Abwehr dieses Aufstandes fand ein Abschlachten der Chinesen in Batavia und Umgegend statt, wobei 10000 das Leben verloren, die Überlebenden sich wiederum zerstreuten und weiter nach dem Innern Javas flohen. So wurde auf friedlichem wie auf gewaltsamem Wege Blutvermischung zwischen den beiden Stammrassen angeregt, und der heute sichtbare Erfolg konnte nicht ausbleiben.

Die Geschichte berichtet endlich auch noch von arabischen Einwanderungen auf den Inseln, wie bereits im Jahre 1337 ein unter dem Namen Hadji purwa nach Java zurückgekehrter Prinz den Islam zu verbreiten suchte. Zahlreichere Bevölkerungselemente aus Arabien kommen dabei weniger in Frage, aber die werbende

Kraft des Islam machte sich auch hier erstaunlich schnell geltend und drängte den Buddhismus mehr und mehr zurück; es entstanden so neue muhammedanische Reiche, unter denen im westlichen Java sich Bantam bis in die neuere Zeit berühmt und berüchtigt gemacht hat.

Diese verschiedenen um Macht und Herrschaft ringenden Volksstämme, zu denen endlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch noch die Europäer traten, ließen die Länder zu keiner Ruhe und Ordnung kommen, so daß der Wohlstand der reichen Insel vernichtet wurde, die prächtig ausgestatteten Städte mit ihren Tempeln und Palästen wieder verfielen und der schweigende Urwald die Herrschaft über ihren Trümmern wieder an sich riß.

Dieser kurze Abriß der historischen Völkerentwickelung des Archipels wird genügen, um auf die Elemente hinzuweisen, welche uns in dem dortigen heutigen Völkermosaik entgegentreten. Wir haben, indem diese Verhältnisse entwickelt wurden, unsere eigentliche Aufgabe, den Beziehungen der Urbevölkerungen nachzugehen, scheinbar gänzlich aus den Augen verloren.

Dies ist indessen keineswegs der Fall, da es absolut notwendig erscheint, zunächst festzustellen, was wir bei der Untersuchung, als historischen Einwanderungen zugehörig, unter eine andere Rubrik zu bringen haben. Man darf dabei der Übersichtlichkeit wegen festhalten, daß die große Masse der bekannten Bevölkerung des westlichen Archipels um so mehr als „eigentliche" Javanen, Sumatranen, Maduranen erscheint, je mehr indisches Blut sie aufgenommen hat, um so mehr als „eigentliche" Malaien, je mehr chinesisches Blut in ihren Adern fließt, und daß die Ausbreitung der letzteren Blutmischung die beziehungsweise spätere ist.

Im allgemeinen kann das angedeutete Durcheinanderwirbeln der verschiedenen Strömungen in den verhältnismäßig nicht sehr ausgedehnten Gebieten auf etwa vorhanden gewesene Urbewohner nur von einer verhängnisvollen Wirkung gewesen sein. Außer der Ausdehnung des Wohngebietes, welche erforderlichenfalls einen Rückzug in unzugängliche Gegenden erlaubte, kommt natürlich auch die Abgelegenheit des Wohnortes in Frage.

Der letztere Umstand ist wohl die Hauptursache, daß die so absonderliche Bevölkerungsinsel der Andamanen bis auf unsere Tage erhalten blieb. Beim Aufsuchen von etwaigen Verwandten im Osten kommen zunächst die denselben benachbarten Nikobaren in Frage, wo man gewiß mit gutem Grund eine ähnliche Bevölkerung erwarten dürfte. Diese Vermutung erweist sich, wie bereits oben erwähnt, als durchaus irrtümlich, da ihre Bewohner nichts weniger als nigritisch sind, sondern einen ausgesprochen malaiischen Typus tragen, d. h. was man gewohnt ist als „Küsten-Malaien" anzusprechen; eine davon abweichende Bevölkerung existiert auf den kleinen, übersichtlichen Inseln, welche ziemlich gut durchforscht sind, nicht [3]). Es ist bei dem niedrigen Standpunkte der Nikobaren selbst und mangelnden Spuren der Vermischung oder Resten anderweitiger Eingeborener nicht wahrscheinlich, daß solche von den später kommenden Seefahrern unterdrückt worden sind. Es kämen dann die Bewohner der an Sumatras Westküste vorlagernden Inseln Nias und Mentawei in Betracht, über welche eine ganz ausgiebige, aber wenig beachtete Literatur vorhanden ist, da die Aufsätze meist in Missionszeitschriften abgedruckt [4]) oder nur in kolonialen Werken erschienen sind. Eine große Hilfe bei der Aufsuchung dieser Quellen gewährt die jetzt vollständige Encyklopaedie van Nederlandsch-Indië, wo auch Referate über die Einzelaufsätze Berücksichtigung gefunden haben.



Abb. 7. **Kubu-Mann aus Sumatra.**

Obwohl die Autoren ersichtlich unter der begreiflichen Schwierigkeit der Abgrenzung einer malaiischen Rasse leiden, kann sich die Mehrzahl derselben doch der Überzeugung nicht verschließen, daß sowohl die Bewohner von Nias als auch Mentawei nicht den „eigentlichen" Malaien zugerechnet werden können. Bei der Spärlichkeit bisher veröffentlichter photographischer Abbildungen [5]) und genauer anthropologischer Untersuchung ist die Beschreibung der körperlichen Beschaffenheit unsicher und schwankend.

Sie sollen von mittlerer Größe, häufig auffallend heller Hautfarbe sein, und gelegentlich wird „krauses" Haar erwähnt. Offenbar ist dabei an eine Haarbildung gedacht, welche anthropologisch als „flockig" zu bezeichnen wäre; spiralig gedrehtes Haar wie bei den Andamanen hätten die Autoren gewiß als „wollig" gekennzeichnet.

Faßt man diese Merkmale zusammen, so begreift man wohl, daß manche Forscher Ähnlichkeit mit den Polynesiern gefunden haben wollen.

Da auch auf den benachbarten größeren Inseln überall Reste anscheinend verwandter Stämme beobachtet worden sind und sich daran Bewohner der Halbinsel Malakka anreihen, so ist hier ein von der indo-chinesischen Einwanderung unabhängiges Bevölkerungselement nach-

[3]) Mann: The Aborigines of the Andaman and Nikobar Islands. — Kloss: Results of a Cruise to the Andaman and Nikobar Islands.

[4]) Sundermann: Über Nias; Allgemeine Missionszeitung. — Derselbe: 25 Jahre Missionsarbeit auf Nias; Rheinische Mission 1891. — Rosenberg: Über Mentawei usw., T. Bat. Gen. 1853, I, 399. — Veth in T. van Nel. Ind. 1849, I, 201.

[5]) Mehrere ziemlich gute Photographien dieser Eingeborenen hat E. Haeckel in sein Buch: Insulinde. Malaiische Reisebriefe, aufgenommen. Einen reichen Schatz selbst aufgenommener Photographien von solchen Mentawei-Insulanern besitzt Herr Maass (Berlin), von denen ich Kenntnis genommen habe, doch möchte ich mich dazu nicht ausführlicher äußern, da der Autor selbst die Veröffentlichung plant.

gewiesen, das durch seine weite östliche Verbreitung unser besonderes Interesse erweckt.

Hier wie bei verschiedenen der noch zu erwähnenden Völkerschaften wird der üblichen Namengebung ein besonderer Wert nicht beizulegen sein, da die Abgrenzung der durch den Namen zu bezeichnenden Begriffe zu schwankend ist. Wichtiger für die zu treffenden Entscheidungen ist, ob man berechtigt ist, in ihnen eine „Urbevölkerung“ in dem oben angedeuteten Sinne zu sehen. Besonders im Hinblick auf die Verhältnisse, welche wir weiter östlich antreffen, bin ich nicht geneigt, diese Frage zu bejahen, sondern möchte in ihnen wie in den bereits erwähnten Nikobaren noch wenig entwickelte Vorläufer der späteren typisch-malaiischen Volksströmungen sehen, welche den Zusammenhang mit den voreIterlichen Stammelementen verloren und vergessen haben.

Auch historisch ist also die Abgrenzung einer malaiischen Rasse in der Vergangenheit untunlich.

Indessen kommen in diesem Gebiete bis weit hinein in die östliche Inselwelt unzweifelhaft auch versprengte Reste von deutlich als solche charakterisierten Urbevölkerungen vor, deren genaues Studium wichtige, allgemeine Aufschlüsse geben dürfte.

Leider fehlt es noch überall an genauen Untersuchungen dieser protomorphen Stämme, was ja in der Natur der Sache begründet ist. Der allen gemeinsame, außerordentlich niedrige Kulturzustand, welcher sie wenig über das im Busch herumschweifende Tier erhebt, macht das Studium derselben außerordentlich mühsam und zeitraubend. Es gehören Jahre dazu, um nur auf einer einzelnen Insel, z. B. Sumatra, die wichtigsten Verhältnisse festzustellen, wobei man sich unvermeidlich auf andauerndes Leben im Busch einzurichten hätte, um diese scheuen Wilden nur zu Gesicht zu bekommen. Wie überall sind sie auch in diesen Gegenden fast unbeachtet geblieben, da sie niemals einen politischen Einfluß auszuüben vermochten.



Abb. 9. **Südaustralier.**

Als vor einer Reihe von Jahren die ersten Photographien von Battakern, sowie Berichte über ihre Lebensweise bekannter wurden, als man sie zugleich als Bewohner des **inneren** Sumatra kennen lernte, die einen recht primitiven Charakter zeigten, glaubte man wohl die Battaker den Ureinwohnern anreihen zu müssen. Als man aber mehr von ihnen sah, ihre Waffen und Geräte, sowie Schädel unter den Händen hatte, ergab sich, daß solche Anschauung völlig unhaltbar war. Gleichwohl ist die Untersuchung dieses Volksstammes auch für die allgemeinen Fragen von großer Bedeutung.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Verzierungen ihrer Geräte und Waffen, auf ihre Bearbeitung des Eisens und Silbers zeigt unverkennbar indischen Einfluß und das Bestehen einer Kultur, welche keineswegs eine primitive genannt werden kann. Die historische Untersuchung weist auch hier direkt indische Einwanderungen nach, welche selbst Pferde mit sich führten, so daß überliefert wird, der **erste** Europäer sei nach Sumatra gekommen, um Pferde von den Battakern zu kaufen.

Die Pferde sind klein, von kräftigem, gedrungenem Bau und sehr ausdauernd, weshalb sie in den Straßen der Küstenstädte jetzt ein charakteristisches Verkehrsmittel darstellen.

Dieser überkommenen Kultur entspricht auch die geistige Entwickelung der nach ihrer Erscheinung so niedrig stehenden Menschen. Ein größerer Teil der Männer kann lesen und schreiben in ihrer eigenen, noch wenig erforschten Sprache, deren Stämme sich an das Sanskrit anlehnen sollen.

In ihren moralischen Anschauungen sind sie äußerst schroff, indem sie z. B. Ehebruch mit dem Tode bestrafen und Entblößung des Körpers für etwas so Ehrenrühriges halten, daß sie einen Europäer, welcher nur den **Wunsch äußerte**, zwei weibliche Individuen nackt zu photographieren, durchaus verprügeln wollten.

Auch ihre subtilen Rechtsanschauungen verraten eher Überkultur als Unkultur. Ein Beispiel für viele möge hier Platz finden. Ein Battaker bot einem bekannten deutschen Herrn eine Riesenschlange zum Kauf an, die in sein Gehege gedrungen war, dort ein Schwein gefressen hatte und daher nicht wieder heraus konnte. Man wurde handelseinig, daß 20 Dollar alsbald und andere 20 Dollar nach 14 Tagen gezahlt werden sollten, wenn alsdann die Schlange noch lebte. Der Battaker kam jeden Tag nachsehen, ob dieselbe lebte, und erhielt, als die 14 Tage herum waren, die restierenden 20 Dollar. Jetzt verlangte er aber auch Bezahlung für das von der Schlange gefressene Schwein; denn die Schlange sei nunmehr freies Eigentum des Käufers, der für den durch sie angerichteten Schaden aufzukommen hätte.

Betrachtet man die körperliche Ausbildung, so ergibt sich zunächst eine große Ungleichheit im Wuchs und Aussehen. Ein Teil, besonders die auf den Hochplateaus des Inneren am Tobameer wohnenden, ist im allgemeinen besser und kräftiger gebaut als die tiefer in den Kampongs des Urwaldes an den Abhängen der Berge lebenden, welche meist ein recht verkommenes Aussehen darbieten und durch Verwahrlosungen an mancherlei Krankheiten, besonders Kropf und Krätze, leiden.

Die schlankeren, gut gebauten Gestalten mit ovalen Gesichtern, bei den Männern häufig mit Schnurrbart ausgestattet, erinnern im Aussehen an indische Eingeborene, während die Battaker des Urwaldes bei untersetzterem Bau meist breitere Gesichter mit vorstehenden Backenknochen und einen breiten Mund mit dicklichen Lippen zeigen.

Junge Mädchen im besten Alter haben häufig ein ganz anziehendes Äußere und werden im Lande auch

von Europäern für Schönheiten angesprochen. Der Reiz liegt offenbar wesentlich in der jugendlichen Fülle und Rundung der ebenmäßig gebauten Gestalten und in den großen, dunklen Augen von eigentümlich schwermütigem Ausdruck; im übrigen entsprechen die Züge auch bei solchen Personen dem allgemeinen Habitus. Ein bekannter Photograph in Medan hat das Porträt einer solchen Battaker-Schönheit eingerahmt in seinem Empfangszimmer ausgestellt, und zwar im Nationalkostüm, einem langen Gewande, welches nur die Arme und den oberen Teil des Halses frei läßt, also viel weniger zeigt wie das Ballkostüm unserer Damen, und an der Kopfbedeckung die breiten aufgerollten Spiralen von starkem Silberdraht jederseits. Obwohl das Porträt somit in bezug auf Dezenz nichts zu wünschen übrig ließ, war dem Photographen doch streng verboten, eine Kopie davon zu verkaufen.

Diese landesübliche Verhüllung der Glieder ist für Ernst Haeckel [6]) zu einem tragikomischen Verhängnis geworden; der Autor der generellen Morphologie hat in seinem Buch „Insulinde" die Reproduktion eines Bildes von drei Battakerfrauen nach einer auch in meinem Besitz befindlichen Photographie gegeben mit der Unterschrift: „Battakerfamilie (ein Mann mit zwei Frauen)." Vermutlich hat er die stehende, ihrem Aussehen nach schwangere Frau trotz der mächtigen weiblichen Abzeichen an den Ohren für den Mann gehalten (!).

Sind somit die indischen Beziehungen der Battaker außer allem Zweifel, so gibt ihre ganze Erscheinung, besonders das Auftreten der abweichenden Typen, sowie die ganze Lebenshaltung viel zu denken.

Zunächst ist ersichtlich, wie seinerzeit schon von R. Virchow nach Untersuchung von Battakerschädeln und zugehörigen ethnographischen Gegenständen behauptet wurde, daß diese Stämme im Vergleich zu den Verwandten in der Heimat stark degeneriert sind. Es kann dieser Fall als ein schönes Beispiel für den Einfluß der Umgebung und der Lebensweise auf die körperliche und geistige Ausbildung eines Volkes gelten.

Solcher Hinweis scheint indessen kaum ausreichend, um die so abweichenden körperlichen Merkmale eines großen Teiles der Battaker zu erklären, hierbei dürfte vielmehr auch Vermischung eine Rolle gespielt haben. Gerade die in den Urwald und den Busch zurückgedrängten Bevölkerungselemente müssen dort in nahe und intime Berührung gekommen sein mit ebendort hausenden Eingeborenen, deren bei uns zurzeit kaum Erwähnung geschieht, obwohl gerade sie sehr wahrscheinlich die Reste der Ureinwohner darstellen.

Diese im Busche lebenden, gänzlich unzivilisierten Menschen, welche man ohne tatsächlichen Anhalt für Verwandte der Urbevölkerung von Nias und Mentawei hält, werden auf Sumatra „Kubu-Kubu" (Schmetterling) genannt. Sie sind auch im Lande selbst außerordentlich wenig bekannt; selbst Leute, welche viele Jahre im Lande sind, haben nichts von ihnen zu sehen bekommen, da diese Eingeborenen im dichtesten, für andere unzugänglichen Urwald leben und sich scheu vor der Berührung mit der Zivilisation zurückziehen. Von den Forschern, welche etwas von ihnen gesehen haben, wird erzählt, daß die Kubu-Kubu gänzlich unbekleidet gehen oder nur einen aus Baumrinde gefertigten Schurz, demjenigen der Dajaks ähnlich, tragen. Sie führen Bogen und Pfeile, sowie Blasrohre, aus denen sie vergiftete Pfeile schießen. Für die „Busch-Kubu" ist der Wald auch Wohnung, der ihnen Schutz gewährt, gegen den Regen errichten sie gelegentlich wie die Wedda ein Schutzdach auf vier Pfählen. Diese Menschen finden sich besonders im Sultanat Siak, Djambi und Indragiri; ein Teil derselben ist durch den Einfluß der Missionare in dem Distrikt Palembang seßhaft gemacht worden, aber hier wie überall, wo solche Urbevölkerungen in Frage kommen, läßt sich feststellen, daß sie die ungebundene Freiheit über alles lieben und die Beschäftigung mit der Jagd als ihren Lieblingszeitvertreib betrachten, Ackerbau dagegen als einen unwürdigen, lästigen Zwang empfinden.

Auffallende Merkmale der Körperbildung werden von diesen Ureinwohnern nicht berichtet; wichtig erscheint, daß auch sie gelegentlich als „kraushaarig" bezeichnet werden, doch soll die Hautfarbe keineswegs auffallend dunkel sein.

Eine nähere Beziehung zu den Bewohnern des Festlandes bietet sich hier durch die in den Gebirgen der Halbinsel Malakka von Kettah bis hinauf nach Salangor lebenden Eingeborenen, welche dort unter dem Namen „Sakai" bekannt sind und von kundigen Forschern als Verwandte der Kubu auf Sumatra bezeichnet werden. Sie sind in neuester Zeit, wie oben erwähnt, von Herrn Martin besucht und unter dem Namen „Senoi" eingehend beschrieben worden.

Möchte sich ein ebenso kundiger und leistungsfähiger Forscher auch für die Reste der Urbevölkerungen im westlichen Archipel finden! Die Schwierigkeiten einer glücklichen Lösung der Aufgabe sind wohl noch größer als auf dem Festlande, wo der Aufenthalt der Stämme nach Martins Beschreibungen zugänglicher erscheint als in den Urwäldern Sumatras.

In neuester Zeit hat der durch seine anthropologischen Veröffentlichungen rühmlichst bekannte Herr Hagen (Frankfurt) die Kubu von Palembang besucht und zahlreiche photographische Aufnahmen derselben angefertigt. Seine bevorstehende Veröffentlichung [7]) wird gewiß dem soeben von mir beklagten Mangel zum Teil abhelfen. Nach brieflichen Mitteilungen bestreitet er aber, daß zurzeit noch „wilde Kubu" in den oben bezeichneten Gegenden vorhanden seien. Meine Gewährsleute im Osten (Tandjong Morawa) behaupteten indessen deren Existenz mit großer Sicherheit, und ich habe keinen Grund, ihre Angaben zu bezweifeln, da es sich um erfahrene, ortseingesessene Leute handelt.

Die Kubu von Palembang sind sog. „zahme Kubu", ihre Erscheinung, besonders die der Frauen erinnert deutlich an die der Battaker; die oben von mir vermutete Vermischung erhält dadurch weitere Bestätigung. Eine ältere in meinen Besitz gelangte Kubu-Photographie wird von Herrn Hagen nicht als echt anerkannt, gerade diese zeigt aber ebenso wie manche der Hagenschen Photographien weddaistischen Typus und wird dadurch sehr bedeutungsvoll (Abb. 7). Die malaiischen Waffen an der Person sind natürlich dekorative Beigabe.

Sehr bezeichnend ist es, daß die Insel, welche verhältnismäßig am längsten bekannt und am besten durchforscht ist, nämlich Java, in bezug auf Urbevölkerungen gänzlich unergiebig zu sein scheint. Die frühe und energische Ausbreitung der indo-chinesischen Volksströmungen durch die ganze Insel ließ den Ureinwohnern kaum einen Zufluchtsort übrig, in dem sie ihre prekäre Existenz fristen konnten.

Gleichwohl dürfte ein geringer Rest von solchen, unbeachtet und unbelästigt von den verschiedenen, einander auf das heftigste bekämpfenden Parteien, auch auf Java übrig geblieben sein. Es existiert nämlich

[6]) E. Haeckel, Insulinde. Malaiische Reisebriefe, S. 208. Für den geschmacklosen Ausdruck Insulinde ist Haeckel übrigens nicht als Erfinder verantwortlich.

[7]) Das Werk ist inzwischen als ein reich ausgestatteter Atlas von Porträts erschienen und wird an anderer Stelle von mir eingehend besprochen werden.

in den Bantamschen Gebirgen ein Bevolkerungselement, welches auf etwa 2000 Seelen geschätzt wird, von dem man kaum mehr als einen nichtssagenden Namen, Baduwies, kennt. Auffallend in ihrer Erscheinung werden sie wahrscheinlich nicht sein, sonst wäre wohl mehr über sie in die Öffentlichkeit gedrungen; es wird von Sachverständigen sehr berechtigter Weise vermutet, daß sie zu den ältesten Einwanderern auf der Insel, jetzt gewöhnlich als die Heiden des tegnerschen Hochlandes bezeichnet, Beziehungen haben werden.

So sind überall in diesen Breiten, auf dem Lande wie auf den Inseln, Reste protomorpher Bevölkerungen nachweisbar, welche alle gewisse Punkte gemeinsam haben: Keinerlei Neigung, irgend welche Zivilisation anzunehmen, unbezähmbare Vorliebe für ein gänzlich ungebundenes Leben in der Wildnis, zumal im Busch; primitivste Kleidung oder gänzlicher Mangel von solcher; Jagd als Hauptbeschäftigung; Pfeil und Bogen die bevorzugte Waffe.

Überall dasselbe Klagelied über die ungenügende Kenntnis der körperlichen Beschaffenheit, die aber keinesfalls nigritisch ist.

II.

Nachdem wir gesehen haben, daß die asiatische Urbevölkerung nach Norden zu in der Ausdehnung des ungeheuren Kontinentes gleichsam versickert, wie ein spärlich gespeister Wasserlauf sich in ausgedehnten Sandfeldern verliert, so bekommen wir, im Archipel nach Osten weiter vordringend, alsbald andere Bilder und erkennen, daß wir uns in einem durchaus abweichenden Gebiet befinden.

Die geographischen und ethnographischen Grenzen der beiden Gebiete decken sich hier nicht. Das östliche Borneo und Celebes, welche geographisch als nicht mehr auf dem Sunda-Plateau liegend dem Osten zuzurechnen wären, gehören durch ihre indo-chinesischen Bevölkerungen dem Westen an. Das Gebiet hat in östlicher Himmelsrichtung ethnographisch aber überhaupt keine sichere Grenze; gehen doch die Abzweigungen der sog. malaiischen Stämme als „Polynesier“ durch den ganzen Stillen Ozean und erreichten nach meiner Überzeugung in sehr früher Zeit selbst die Westküste Amerikas.

So kolossale, vielfach noch gänzlich unerforschte Gebiete, wie sie die Inseln Borneo und Celebes darstellen, werden in ihrem Innern gewiß noch manche Überraschung für uns bergen; denn hier wie anderwärts haben sich natürlich ältere Bevölkerungsreste, die deshalb noch keine Urbevölkerungen zu sein brauchen, als wenig widerstandsfähig vor der mächtigen, die Küsten überflutenden indochinesischen Volksströmung in das schwer zugängliche, bergige Innere zurückgezogen. Zurzeit fehlen z. B. noch ausreichende Angaben über solche Stämme in Borneo, wie sie unter der Bezeichnung „Bahau“ gelegentlich genannt werden. Es ist mir durch die Güte des Dr. O. Müller (Hongkong) das Material einer dieser Bevölkerung zugehörigen Begräbnisstätte aus dem Innern von Britisch-Borneo durch die Hände gegangen, welches in verschiedenen Beziehungen bemerkenswert ist. Die Leichen waren in offenen, trogartigen Särgen beigesetzt, welche in Felsgrotten reihenweise auf besonders hergerichteten hölzernen Gestellen angeordnet waren. Die aufrechten Stützen dieser Gestelle bilden gestreckt dargestellte menschliche Figuren mit hoher Kopfbedeckung, unter dem ausgehöhlten Leib ein stark angelegter Penis. Die über und über mit Arabesken verzierten Särge laufen nach dem Ende in geschnitzte Tierköpfe aus, unter denen als Motiv der Büffel von Borneo mit den glatten, geschwungenen Hörnern vorherrscht; außerdem kommt das Krokodil zur Beobachtung. Querschnitte der Büffelhörner finden sich auch als Beigaben der Leichen, außerdem massive, etwa kirschgroße bronzene Schellen, offenbar nicht eigene Arbeit. Diese Beigaben zeigen ohne weiteres, daß es sich um eine „Urbevölkerung“ nicht handeln kann. Der Charakter der brachykephalen, durch die große Stirnbreite gelegentlich unförmlich brachykephalen Schädel zeigt bei ziemlich schmalem und niedrigem Gesichtsschädel auffallend schwach entwickelte, flache Nasenbeine. Kein Merkmal der Schädel weist nach Australien hinüber, dagegen bieten die Holzschnitzereien in ihrem besonderen Charakter einen unzweifelhaften Hinweis auf das ganze ungeheure nach Osten zu sich ausdehnende Gebiet, worauf weiter hinten zurückzukommen sein wird. Der eine Schädel erinnert auffallend an den Andamanenschädel.

Die eigentümliche, an allerhand Zufälligkeiten gebundene Verbreitung der Bevölkerung von Insel zu Insel, die dadurch gegebene, häufig gewiß für Jahrhunderte dauernde Isolierung einzelner Gruppen hat im östlichen Archipel ein buntes Mosaik von verschiedenen Eingeborenentypen entstehen lassen, wie es anderwärts sich gar nicht bilden konnte. Auf dem eigentlich polynesischen Gebiet sind Urbevölkerungen oder auch nur Reste derselben nicht erkennbar. Die Polynesier mit ihrem wohlgebildeten Körperbau, dem flockigen Haar und der lichtbraunen Hautfarbe schließen sich ohne Schwierigkeit den westlichen Stämmen an, mögen sie Dajaks, Maduranen, Makassaren, Javanen oder Sumatranen genannt werden. Ja, selbst bis an den australischen Kontinent gehen Abzweigungen solcher Stämme; denn die Bewohner der Prince of Wales-Insel sind sicher hinzuzurechnen. Ihrem örtlichen Vordringen stellte sich im östlichen Archipel nur eine dünne Frontlinie von anders gearteter Urbevölkerung entgegen, die überhaupt Widerstand zu leisten gar nicht imstande war. Das Zentrum dieser Urbevölkerung aber ruhte im australischen Kontinent.

Der vorstehende Satz liest sich so einfach und natürlich, daß manche Forscher geneigt sein dürften, ihn achselzuckend als eine sog. Binsenwahrheit zu bezeichnen; indessen kann sich nur der Unkundige über die Schwierigkeiten, die ihm entgegenstehen, täuschen, und ich selbst hätte ihn nicht zu vertreten gewagt, bevor ich die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen gelernt und das reiche Material der dortigen Museen verglichen hätte. Es stellte sich dem Satze vor allen Dingen die Vorfrage entgegen: Kann man denn überhaupt von einem einheitlichen Typus der Urbevölkerung in Australien sprechen? Mir selbst erschien die Beantwortung dieser Frage früher sehr zweifelhaft, zumal die Autoren durch den gänzlich kritiklosen Gebrauch der Bezeichnungen „Negrito“ und „Alfuru“ genügend für eine Verwirrung derselben gesorgt hatten.

Der eigentümliche Charakter des auffallend geschlossenen australischen Kontinentes, über dem das Schreckenswort „Dürre“ als eine Gottesgeißel hängt, verhinderte eine ausgedehnte Erforschung, wie sie selbst im wasserarmen Teile von Afrika immer noch möglich war. Indem die Ansiedler sich der besser bewässerten Küstengebiete bemächtigten, blickten sie gleichsam nur zur Tür herein und lernten das Innere nur langsam und in dürftigen Bruchstücken kennen. Was sie dabei von Eingeborenen sahen und in Abbildungen zum kleinsten Teil der zivilisierten Welt zugänglich machten, sah durchaus nicht einheitlich aus, wenn es aus Queensland oder Neu-Süd-Wales, aus Victoria oder dem Westen stammte.

Zwei Typen schienen dabei unverbunden nebenein-

ander herzugehen, von denen der eine hochbeinige, meist magere Gestalten zeigte, mit einem Kopfe, der durch stark entwickelte Augenbrauenbögen, eingedrückte Wurzel der kurzen, aufgestülpten Nase, stark vorstehende Kiefer mit mäßig aufgeworfenen Lippen, mittelbreites Gesicht, eine fliehende Stirn bei hohem Scheitel und langer Schädelkapsel (hypsisteuokephaler Schädelbau) charakterisiert war. Dies ist der Typus, der vorläufig als der australische hingestellt werden mag (Abb. 8). Der andere Typus zeigt gedrungene Gestalten, mit breiten Schultern, mit bärenmäßigem Gliederbau bei eher kurzen Beinen; das Gesicht wild, aber nicht so tierisch wie beim typischen Queenslander, ziemlich breit, bei wechselnd, aber durchschnittlich besser entwickelten Nasen, geringere Prognathie, die Nasenwurzel auch hier eingedrückt, die Augenbrauenbögen weniger vorstehend, die Stirn nicht fliehend, die Schädelkapsel breiter und weniger hoch. Beide Typen tragen das gleiche schwarze, wallende Haar, die gleiche schwärzliche Hautfarbe, der zweite auch eine auffallend starke Körperbehaarung. Bevor die Frage nach dem körperlichen Aussehen der australischen Urbevölkerung beantwortet werden konnte, mußte das natürliche Verhältnis dieser beiden Typen zueinander festgestellt werden (Abb. 9).

Die Lösung dieser Aufgabe erwies sich nun, nachdem das Vergleichungsmaterial an Schädeln und Photographien lebender Personen aus den verschiedenen Gebieten stärker angewachsen war, leichter als man ursprünglich erwarten durfte. Es stellte sich heraus, daß der zuerst genannte Typus tatsächlich der eigentliche Typus des australischen Ureinwohners ist, und ihm der zweite als ein späterer, durch fremde Beimischungen entstandener gegenübersteht. Dafür ist besonders die Verbreitung und das Auftreten von Übergängen zwischen beiden Typen entscheidend. (Schluß folgt.)

Bamum.

Von Hauptmann a. D. Hutter.

(Fortsetzung.)

Ich habe in einem kurz vor meiner neuerlichen Ausreise geschriebenen Aufsatz über „Völkergruppierung und Völkerbilder in Kamerun" (Globus, Bd. 86, Nr. 1 und Bd. 87, Nr. 13, 17 und 21) der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß ich vielleicht nähere Aufschlüsse über die sogenannten „Tikar"-Stämme oder vielmehr über die Bezeichnung „Tikar" erlangen könnte. Diese Hoffnung hat sich nun nach der positiven Seite hin allerdings nicht verwirklicht; sowenig wie drüben in den Balilandschaften, ebensowenig ist in den Gebieten südöstlich davon, also auf der westlichen Nunseite, ebensowenig auch in Bamum dieses Wort bekannt oder auch nur gekannt. Der Lamido von Bamum hatte es nie gehört, den Haussa, die ich daselbst traf, war diese Volksbezeichnung vollkommen fremd. Nach der Moiselschen Karte ist als nächste Landschaft östlich von Bamum das Wort Tikar eingeschrieben; da ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß weder Bamum noch die sonst so länderkundigen Haussa — ich müßte gerade das Mißgeschick gehabt haben, daß alle meine Gewährsmänner einen beschränkten Horizont hatten — gar nichts von also benamsten Land und Leuten wissen. Ich darf also immerhin in diesen negativen Ergebnissen einen weiteren Beweis für meine im erwähnten Aufsatz (S. 4 und 367) ausgesprochene Anschauung erblicken, daß Tikar eben überhaupt keine Stammesbezeichnung ist, sondern lediglich ein wohl von den Fulbe aufgebrachter Sammelname für eine Anzahl peripherer heidnischer Sudannegerschaften. Wenn ich mich recht erinnere, hat Barth zuerst diesen Namen mitgeteilt; er ist ihm vielleicht bei seinen in Yola eingezogenen Erkundungen über die südlichen Gebiete und über Itinerare von Fulbes gesagt worden, war damals vielleicht von den Sklavenjägern zeitweise summarisch gebraucht worden?

Im gleichen Aufsatz habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß diese rätselhaften „Tikar"-Stämme identisch mit den Baia sein dürften. Den dort zusammengetragenen Gründen für diese meine Anschauung kann ich nun allerdings nur ein weiteres kulturelles Moment hinzufügen, nämlich die oben geschilderte Rindenbekleidung eines im Bamumland sitzenden Stammes. Passarge erwähnt ausdrücklich, daß den Baia diese uralte Tracht noch eigentümlich wäre; es steht also jedenfalls bis auf weiteres der Annahme nichts im Wege, daß diese Badyuigim Baia sind. Ferner bemerke ich, daß auch hier in Bamum die Balisprache gekannt und verstanden wird, wenn auch die Bamum der Hauptstadt eine eigene Sprache (vielleicht nur eigenen Dialekt?) haben, die aber von meinen Bali, die vordem noch nie in Bamum waren, fast ohne weiteres verstanden wurde. Endlich sei noch erwähnt, das ich auf beiden Nunufern, insbesondere allerdings auf dem rechten, auf die Spuren des einstigen Wanderzuges der Bali gestoßen bin (ich muß, um nicht zu weit auszuholen, diese ethnographische Tatsache als bekannt annehmen, sowie überhaupt bitten, meine mehrerwähnten Aufsätze nachzusehen) und in den Bali-Bassang einen reinen Balivolksrest, der auf eben dieser Wanderschaft dort unten, südöstlich des derzeitigen Hauptortes der Bali, inmitten der dichten Urbevölkerung sitzen geblieben ist, aufgefunden habe. Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß die Bali die Bewohner aller dieser bereits oben teilweise nach ihrem engeren Landschaftsnamen aufgeführten Gebiete südöstlich von Bali auf der westlichen Nunseite, (Babötö, Bape, Balöng, Bamungum usw.) insgesamt „Bati" nennen, daß diese sich in Hausbau, Dorfanlage, Fetischismus u. a. nicht unwesentlich von den Bali unterscheiden, sowie daß diese „Bati" zur Zeit der Balivölkerwanderung bereits hier saßen.

Meine Tikar-Baia-Hypothese mit Bamum in Verbindung bringend, bin ich nun der Ansicht, daß auch hier zu verschiedenen Zeiten Baiastämme ins Land gekommen sind, wovon ein alter, die Badyuigim (vielleicht auch noch mehrere, bislang noch nicht bekannte) sich der Herrschaft frischer Nachdringlinge unterworfen, aber immerhin konservativ an der altersgrauen Bekleidungsform festgehalten hat. Die Penisfutterale würden auf Fallivolksbestandteile schließen lassen, von welchen bei einzelnen Stämmen ja diese Sitte berichtet wird. Die Baia aber gehören zu den sogenannten Tikar, oder vielmehr unter den mit diesem Sammelnamen belegten Stämmen befinden sich zweifelsohne auch Baiavolksteile; somit gehört auch Bamum zu den „Tikar"-ländern. Welchem der größeren in Kamerun vorkommenden Sudannegervölkern das gegenwärtig in Bamum herrschende Volk, oben als „frische Nachdringlinge" bezeichnet, angehört, entzieht sich meiner Beurteilung. Seine speziellen Industrieerzeugnisse ähneln denen der Balilandschaften.

In anthropologischer Beziehung fand ich bei der flüchtigen Marschbeobachtung der Bewohner der Haupt-

stadt und der von mir durchzogenen Orte keinen in die Augen fallenden Unterschied gegenüber den Bali, ausgenommen die bei vielen Individuen beobachtete weit dunklere Hautfarbe, die nicht selten geradezu schwärzlich war, sowie den dichteren Bartwuchs beim männlichen Geschlecht. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Bali sich rasieren. Die Ortsvorsteher fast ohne Ausnahme trugen dünngesäte Vollbärte, der Sultan ziemlich dichten, breiten Kinn- und Backenbart, dessen stattlicher Eindruck leider dadurch etwas beeinträchtigt ward, daß sich S. Majestät während der Unterhaltung denselben fleißig mit den Fingern nach kleinen Bewohnern abzusuchen pflegte, und das mit erfreulichem Erfolge! In einem Orte, Bangöm, vermerke ich in meinem Tagebuche: „Leute hier auffallend gut gebaut, auch keine so aufgeworfene Lippen und keine so platten Nasen. Der Ortsvorsteher macht in Gang, Dicke, Stimme und Gesichtsausdruck vollkommenen Eunucheneindruck."

Körperliche Mißbildungen sind mir nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber viel pockennarbige Individuen; es soll auch heuer im Sommer, nach mir gewordenen Mitteilungen, eine verheerende Pockenepidemie in der Hauptstadt geherrscht haben. Was körperliche Leistungsfähigkeit sowie Anstelligkeit, also gewisse intellektuelle Anlagen anlangt, hörte ich zwei ganz verschiedene Urteile: zur Küste gelangte Trupps Bamumleute wurden von einer Pflanzungsleitung als äußerst brauchbare und überall verwendbare Arbeiter gerühmt; mit Bamum angestellte Abrichtungsversuche zu Soldaten wurden „wegen totaler Unbrauchbarkeit" hierzu wieder aufgegeben.



Abb. 5. **Joja, Lamido von Bamum, vor seinem alten Palaste.**
(Daneben ein Sklave mit großer Pfeife.)

Die politischen oder staatlichen Verhältnisse sind, wenigstens aus nur flüchtigem Zusehen zu schließen, einfach. Der Häuptling ist absoluter Herrscher über das ganze Land und steht in reger Verbindung mit der Provinz; täglich gehen von den Orten Boten, also gewissermaßen Staatskuriere an ihn ab. In den durchzogenen Ortschaften fand ich nichts, was man etwa als Vasallenhäuptlinge oder dergleichen bezeichnen könnte, wie in den Balilandschaften und bekanntlich in noch weit höherem Grade in den Bantugebieten des Urwaldes; es sind lediglich vom Bamumherrscher eingesetzte Ortsvorsteher, meist gar nicht aus dem betreffenden Orte stammend und auch durchaus nicht auf Lebenszeit mit ihrer Würde bekleidet. Sie führen auch, wenigstens in den von mir berührten Orten, ein und dieselbe Benennung: „kómfon"; es ist dies also zweifellos der Amtstitel. In der Hauptstadt vernahm ich, wenn vom Häuptling gesprochen ward, öfter das Wort „fon"; auch bei der, wie am Hofe aller Graslandherrscher in leisem Flüsterton hinter vorgehaltener Hand statthabenden Anrede an ihn glaube ich dieses Wort gehört zu haben. In den Balilandschaften ist „Fon" die Anrede sowohl als die Benennung des Herrschers, wenn von ihm gesprochen wird, in letztem Falle häufig mit dem Stammesnamen verbunden. In wörtlicher Übersetzung bedeutet es in der Balisprache = Herr (und = Stier). „Komfon" ist offenbar eine Zusammensetzung; etwa = Vizeherrscher oder noch genauer = (dem mittelalterlichen) Vizedom? Ethnographisch interessant ist an der ganzen Sache jedenfalls, daß auch in der Hof- und Amtssprache ein Wort der Balisprache gebraucht wird.

Die Bezeichnung „Sultan" oder „Lamido", die sich in den Sprachgebrauch, wenn man den Bamumherrscher nennt, bereits in der Kolonie eingebürgert hat, ist wahrscheinlich von den Haussa eingeführt worden, die diese an den Adamauaherrscherhöfen übliche Bezeichnung der Fürsten auch auf dieses Graslandreich übertragen haben.

Eine ganz wichtige Rolle spielt neben dem Herrscher — der jetzige heißt Joja (Abb. 5) und ist eine große, stattliche, trotz seiner Jugend bereits korpulente Figur mit ganz intelligenten Gesichtszügen und von tief schwärzlicher Hautfarbe — oder sogar über ihm seine noch jugendlich aussehende Mutter namens Na. Auch sie besitzt eine eigene Würdenbenennung; ich habe sie leider nicht sofort aufgeschrieben, und sie ist mir nunmehr entfallen. Man sagte mir, daß eigentlich sie die Zügel der Regierung führe; und das wäre bei der Ehrerbietung, die die Graslandherrscher, die Völker Zentralafrikas überhaupt, ihren Müttern zu erweisen pflegen, gar nicht sonderlich auffallend. Im Conseil des verstorbenen Balihäuptlings Garega spielte gleichfalls seine alte Mutter eine wichtige Rolle, ja sogar die schwarzen Händchen seiner dicken Lieblingsfrau Fe beschäftigten sich nicht selten mit den Fäden afrikanischer Politik; und auch der jetzige Häuptling Mbo konferiert fleißig mit seiner Frau Mama. In Abwesenheit Jojas übernimmt seine Mutter die Repräsentationspflichten; und ich muß sagen, der Empfang, den sie mir in Bamum bereitete — Joja war am Tage meines Einmarsches nicht in der Hauptstadt — war würdevoll und imposant.

Nachdem ich am Tore der Stadtmauer von mehreren in reiche Haussagewandung gekleideten Vornehmen auf reichgeschirrten Pferden begrüßt worden war, zog ich unter stets anwachsender Zahl neugieriger Zuschauer und Begleiter die breite, wohlgepflegte Allee zum alten Sultan-

stadtviertel. Durch ein offenes Sa-uri (Eingangstor) reitend sah ich am Ende einer langen, breiten Straße, rechts und links Haus an Haus (Abb. 6), die Flanke des mächtigen alten Palastes und darüber hinaus den großen freien Platz davor. Im Galopp bog ich um die Ecke, und ein malerisches, repräsentatives Bild bot sich mir. Nach rechts der freie Hauptplaz von gewaltiger Ausdehnung, links die an 100 m lange Front des Palastes (Abb. 1). In der Mitte derselben unter hohen Holzpfeilern, die einen arkadenähnlichen Gang vor dem Massiv der Residenz bilden (Abb. 5), vor einem hohen Eingangsportal saß auf einem lutherstuhlartigen aus Zinn oder zinnähnlichem Metall gegossenen Thronsessel mit hoher Rückenlehne und breiten Armstützen die Königin-Mutter in langwallender, weiter Tobe aus brokat- und samtbesetztem einheimischen dunkelblau-weißen Stoffe, auf dem kleinen Köpfchen mit jugendlich feinen Zügen eine baumwollene Mütze über dem nach Fulbeweiberart hochgekämmten Haar. Rechts und links von ihr standen riesige Sklaven mit Sonnenschirm und Straußfederfächer an langer Stange. An die Füße des Thrones waren an Ketten zu beiden Seiten zwei große lebende Adler oder Geier gefesselt, die pfauchend und die Schwingen schlagend flatterten. Und in weitem Bogen um sie stand gliedertief das Hofgefolge von mehreren hundert speer- und bogenbewaffneten Männern, fast alle in Haussatracht und glitzernd von Halsketten und breitem Armreifschmuck. Neben dem Thron stand eine Art Tischchen mit ganz reizenden Palmweinkalabassen und Strohtellern für Kola und sonstige Erfrischungen. Kurz vor ihr parierte ich meinen Gaul, sie erhob sich, trat ein paar Schritte vor und reichte mir die Hand aufs Pferd hinauf. Dann saß ich ab — dienstbereit war ein halbes Dutzend Höflinge bereits herbeigesprungen — und nahm neben ihr Platz. Na wäre wirklich eine geradezu liebenswürdige Negerin, wenn sie nicht einen so enormen Leibesumfang besäße, wie er mir in Afrika und Europa weder bei Mann noch Weib vorgekommen ist. Sie vermag auch nur wenige Schritte zu gehen und bedient sich bei weiteren Gängen einer von sechs stämmigen Sklaven getragenen Art Tragbahre, auf der sie — ein hochkomisches Bild bietend — mit gespreizten Beinen reitend sitzt. Der Palmwein, der mir krendenzt wurde, war der beste, den ich je in Afrika getrunken. Das ganze Gefolge kauerte während meiner über eine Stunde dauernden Empfangsaudienz lautlos respektvoll im glühenden Sonnenbrand.

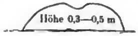


Abb. 9. **Feuerstelle im Hause.**



Abb. 6. **Die zum alten Palast führende Hauptstraße (linke Seite).**

Im weiteren Verlauf meiner Anwesenheit in Bamum machte ich einmal bei einem ihrer mehrfachen Besuche bei mir eine Anspielung auf ihre Regentin-Eigenschaft, indem ich sie in der Balisprache, die sie sehr wohl versteht, fon menkwi (fon = Herrscher, menkwi = Frau) nannte. Zuerst brach sie in unauslöschliches Gelächter aus, dann fixierte sie mich scharf und ließ mir durch den Dolmetscher sagen, ich sollte nur ihr mitteilen, wenn ich etwas wolle. Natürlich spielte die Gewinnsucht auch ihr gut Teil mit herein. Und als ich dann eine kleine Galanterie wagte — auch an afrikanischen Königshöfen ist Schmeichelei, die man dort meist mit mittelalterlicher Unverblümtheit anbringen darf, sehr angezeigt — und sie direkt ansprach, ein „geflügeltes" Baliwort variierend: „fon-menkwi hong-ket, officer ton-ket" (etwa: schönste Fürstin, du flößt dem „officer" heiße Liebe ein), ward mir die Huld eines Händedruckes und liebkosender Betätschelungen zuteil! Ich zog daraufhin vor, mit meinem Balispracherfolge mich zu bescheiden.

Doch wieder zur Sache.

Nach außen ist Joja jedenfalls der unumschränkte Herrscher, und mit unbedingter Unterwürfigkeit begegnet ihm sein Volk vom Vornehmen bis herunter zum Sklaven. Und wie offenbar in administrativer Hinsicht und in der Admassierung der Bevölkerung in der Haupsttadt eine ausgesprochene Zentralisierungstendenz in der Politik des Bamumherrschers zum Ausdruck kommt, so bin ich fast geneigt, eine solche auch in religiöser Beziehung, wenn ich so sagen darf, wenigstens hinsichtlich von Kultakten anzunehmen. Es ist mir aufgefallen, daß ich in keinem der Provinzörtchen (mit einer, und das zweifelhaften Ausnahme, siehe am Schluß) auch nur das unbedeutendste Kultzeichen (Fetisch oder irgend etwas dergleichen) zu Gesicht bekommen habe. Auf dem Hauptplatz der Residenz aber liegt unter einem Schutzdach (s. Globus, Bd. 88, S. 272) eine ungeheure Holztrommel mit fetischartigem Aufsatz (Abb. 7). Diese Trommeln, wie ich sie auch in den „Bati"-Gebieten westlich des Nun gefunden habe, halte ich nämlich nicht nur für ein mit ihrem weithallenden Ton allerdings zur Ein-



Abb. 10. **Frontseite eines Ortsvorsteherhauses.**

berufung einer Volksversammlung, zur Alarmierung usw. sehr dienliches und dienendes Instrument, sondern mehr zu religiösen Feiern, zu großen Kultakten in Verwendung kommendes Kultgerät. Und zwar sowohl auf Grund eben ihrer fetischartigen Ausschmückung, als insbesondere auf Grund einer in der Bapelandschaft, in dem Batigebiete liegend, zufällig gemachten Beobachtung. Auf dem Marktplatz des Hauptdorfes befand sich die große Trommel, wie dort üblich in einem aus Bambus gebauten Häuschen mit gitterartig offenen Wänden, und zwar stand sie aufrecht auf ihr die gleichfalls in jenen Gegenden häufig vor-

kommende aus Holz geschnitzte menschenähnliche Figur in kauernder Stellung, in der einen Hand ein Messer, in der anderen ein Menschenhaupt haltend (alles geschnitzt) und mit erigiertem Penis. Die Figur war mit verwelkten Laubkränzen behängt. Als ich etwa 14 Tage später wieder dorthin kam, waren die Kränze weg, die Figur dagegen dick mit Blut beschmiert; ob es Tier- oder Menschenblut war, konnte ich nicht herausbringen, wie überhaupt keinerlei Angaben über die in der Zwischenzeit stattgehabten Vorgänge.

Persönlich macht Joja einen ganz angenehmen Eindruck, er ist sehr höflich — so kam er am Tage meiner Ankunft noch spät abends mit stattlichem Gefolge angeritten und entschuldigte sich, daß er mich wegen Abwesenheit nicht selbst habe empfangen können — und zeigt auch nicht die leiseste Spur von der oft so lästigen Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit anderer Häuptlinge. Täglich kamen von ihm geschickt und von schwert- und turbantragenden Aufsehern geführt, lange Züge von Sklaven und Sklavinnen mit kleinen Geschenken für meine Person und mit reichlichen Lebensmitteln verschiedener Art für mich und meine Leute, sowie Mais für mein Pferd. Zum Abschied schenkte er mir noch zwei ziemlich große Elefantenzähne, Speere, Kalabassen usw. Daß er natürlich Gegengaben von mindestens gleichem Werte erwartete und auch erhielt, ist selbstverständlich; mein sechstägiger Aufenthalt in der Hauptstadt kam mir ziemlich teuer.

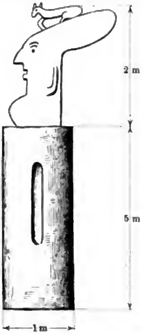


Abb. 7. **Fetischtrommel in der Hauptstadt.**
(Unterer Teil verkürzt wiedergegeben.)

Für die ihn besuchenden Europäer hat er ein eigenes sehr komfortables Haus mit Vorbau und Veranda, sowie einen ganzen kleinen Stadtteil von mindestens 30 Hütten für die Begleitung (Träger, Soldaten usw.) am Rande des parkartigen Gehölzes erbaut, das den Hauptplatz nach der dem alten Sultanspalast entgegengesetzten Seite abschließt.

Es scheint auch für kulturelle Neuerungen empfänglich zu sein. So berichtet Hirtler: „Joja für den Bahnbau zu interessieren[1]), war leicht. An der Hand mitgebrachter illustrierter Zeitschriften erklärte ich ihm die Nützlichkeit der geplanten Verkehrseinrichtung. Er begriff den Vorteil, der dem Lande erwächst, wenn die Bahn bis Bamum führt, wodurch letzteres zum Stapelplatz der Erzeugnisse Adamauas werden wird". (? Der Verfasser.) „Die Schwierigkeiten der Bahnanlage seien ziemlich groß, meinte Joja; um die Berge könne man ja herumgehen, aber Flüsse und Widerstand der Eingeborenen würden viele Hindernisse bereiten." Als ich ihm erzählte, daß der Balihäuptling jetzt noch in seinen alten Tagen bei den Missionaren Schreiben und Lesen lerne, ward er ganz nachdenklich; von da ab bestürmte er mich bei jedem Besuch mit Fragen, ob das schwer sei, ob er es wohl auch noch lernen könne; und einige Seiten meines Tagebuches mußte ich opfern, um ihm immer wieder „Joja, lamido von Bamum" hinzuschreiben!

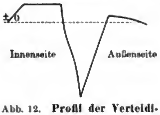


Abb. 12. **Profil der Verteidigungsgräben der Hauptstadt.**

[1]) Die projektierte Bahn von Duala in das nördliche Hinterland hat als vorläufigen Endpunkt das Bamumland.

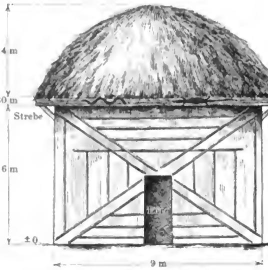


Abb. 8. **Außenansicht eines Bamumhauses.**

Der Einblick in die kulturellen Verhältnisse kann sich bei einem kurzen Aufenthalt natürlich nur auf das beschränken, was augenfällig zutage liegt.

Das ist in erster Linie die Wohnstätte: die des einzelnen und die der Menge, die Siedelung.

Auch der Bamumeingeborene baut vorherrschend gehöftweise, wie drüben in den Baliländern ausnahmslos die Regel ist, aber er umgibt die das Gehöft bildenden Einzelbauten nicht mit Hecken oder Matten, es so der Außenwelt gegenüber absperrend. Entweder schließen sich an das Haus- oder Hüttenkonglomerat eines Gehöftes kleine Farmen von Bananen, Mais oder Knollenfrüchten, nicht selten auch ein kleines Baumwollfeld, oder es folgt gleich der Nachbar mit der gleichen Anlage, durch einen Weg nur vom anderen getrennt. Kann man die Balibauweise fast den geschlossenen französischen Fermen vergleichen, so ergibt sich für die Bamumwohnanlage unverkennbare Ähnlichkeit mit den offenen Gehöften des südbayerischen Landmannes. Die Grundrißanordnung eines Bamumgehöftes ist gewöhnlich ein offenes Viereck, das einen mehr oder minder geräumigen Hof einschließt:

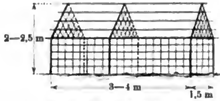
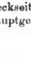


Abb. 11. **Eigenartige Hausbauweise in einem Fischerdorf am Nun.**



Das der offenen Viereckseite gegenüberliegende Haus ist meist das größere Hauptgebäude, das Wohnhaus des

Familienoberhauptes und seiner unmittelbarsten Angehörigen.

Aus solchen Einzelgehöften setzt sich das Dorf zusammen. Baumgruppen, bisweilen sogar kleine Laubgehölze, Hyphänen, Ölpalmen, sind in und um den Dorfkomplex verstreut; und das Gesamtbild eines Bamumdorfes gewährt so einen freundlichen, offenen, friedlichen Anblick, macht mit seinen hohen Ölpalmengruppen usw. einen richtigen afrikanischen Eindruck.

Die Farmen schließen sich zum Teil unmittelbar an das Dorf an, zum Teil liegen sie oft in beträchtlicher Entfernung. Hinsichtlich Bestellung, Ackergerätschaften



Abb. 13. **Der neue Lamidopalast nebst freiem Platz und einem Teil der Häuser für das Hofgefolge.**

und gezogenen Produkten habe ich keinen Unterschied gegenüber den Balilandschaften gefunden, nur ist hier, wie oben erwähnt, auch die Baumwolle Farmpflanze. Auch die dort üblichen Farm- und Vorratshäuser, sowie die kleinen Farmdörfchen finden sich in gleicher Weise in Bamum.



Abb. 14. **Der neue Lamidopalast.**

Bauart des Hauses selbst: quadratischer Hauskasten mit steilem Grasdach, und hierzu verwendetes Baumaterial: Weinpalmenrippen, Gras und Lehm, sind ebenfalls dieselben wie in den Baliländern (Abb. 6 u. 8). Aber die Bamumhäuser sind nicht unwesentlich größer, meist 6 bis 9 m im Geviert und (ohne Dach) 5 bis 6 m hoch, bedeutend sorgfältiger hergestellt und im Innern mit mehr Komfort ausgestattet. Das Grasdach nimmt hier mehr kuppelartige Form an; die Türöffnungen sind größer. Auch wird die überstehende Dachplattform nicht durch auf dem Boden aufstehende Baumpfosten getragen, sondern durch kurze, starke Raphiastücke, schräg als Streben von der Hauswand ausgehend. Endlich ist auf der Plattform noch eine $^1/_4$ bis $^1/_2$ m dicke Grasseillage aufgesetzt, auf welche dann erst das die Dachbekleidung bildende Gras herabfällt. Diese Grasseillage, als getrocknetes Gras grünlich-gelben oder gelben Ton zeigend, ist fast allgemein ganz geschmackvoll durch in schwarzer Farbe aufgetragene Zeichnungen, meist Eidechse oder Leopard oder Schlange, seltener einfache Ornamentik darstellend, geziert.

Im Innern der infolge der großen Türöffnungen auch helleren Häuser befindet sich an einer Seite die sorgfältig gerichtete Feuerstelle — in vielen Behausungen ist es ein eigener konischer Aufbau aus Lehm mit einer Mulde, und das Ganze bläulich oder schwarz glasiert (Abb. 9), an ein oder zwei weiteren förmliche Wandkästen und Schränke aus Bambus mit geschmackvoll geführtem Flechtwerk des als Bindemittel dienenden Raphiabastes (u. a. ganz ähnlich dem sogenannten Kornährenverband). Außerdem sind in den Wänden zahlreiche kleine Astgabeln zum Aufhängen der verschiedenen Gerätschaften, die offenbar, gleich wie in den Banyanghäusern, bereits beim Bau in den noch weichen Lehm eingesteckt werden und durch dessen Erhärten dann festen Halt besitzen. Die Behaglichkeit der inneren Ausstattung überhaupt hat mich lebhaft an die Behausungen dieser Waldlandbaukünstler von ehedem erinnert. Die verschiedenen Hausgerätschaften sind so ziemlich die gleichen wie bei allen heidnischen Stämmen Nordkameruns, das Eßgeschirr hängt stets gleich beim Eingang, sauber geputzt und geordnet.

In einigen Dörfern fand ich die Häuser der Ortsvorsteher nach dem Muster des Lamidopalastes in der Hauptstadt angelegt, allerdings in sehr bescheidener Nachahmung; sie beschränkte sich darauf, daß zwei Hütten durch eine Bambuswand in Höhe des Hauskastens mit einem niedrigen Firstdach darüber verbunden sind (Abb. 10).

Einen ganz abweichenden Häusertyp, wie ich ihn im ganzen Grasland nicht gesehen, traf ich in einem kleinen Fischerdorf am Nun, in Góndisán: es waren richtige grasgedeckte First- und Giebelhütten aus Bambus, aber unglaublich klein und eng. Trotzdem enthielten diese Liliputbehausungen 2 bis 3 Abteilungen. Freilich hatte kaum mein Feldbett in einer derselben Platz. Ohne Dach und Lehmbewurf sieht eine solche Hütte von der Seite etwa aus, wie in Abb. 11 skizziert.

In diesen wie in allen am Fluß gelegenen Fischerdörfern werden von den zahlreich herumliegenden skelettierten Flußpferdschädeln die mächtigen Unterkiefer als übrigens gar nicht so unbequeme Hocker verwendet.

Sind die Bamumdörfer nicht viel mehr als große

Weiler, so verdient die Hauptstadt in jeder Beziehung diese Bezeichnung, als tatsächliches Zentrum des Landes nach jeder Richtung nicht minder als wegen ihrer Größe, wegen der Straßenanlagen und regelmäßigen Anordnung der Häuser in wenigstens einigen Vierteln.

Schon vom Konkä aus macht sie, oder richtiger ihre Konturen, dem nach Osten schweifenden Auge sich bemerkbar, noch an 30 km entfernt. Über Hügel und Tal, über langgestreckte Höhen und durch Mulden läuft ein grünes Band mit dunklen Flecken dazwischen, dahinter erheben sich, dem bewaffneten Auge unterscheidbar, kuppelartige Bauten. Das gleiche Bild hat man vor sich, wenn man auf dem Marsch von Guba, dem der Hauptstadt im Westen nächstgelegenen kleinen Ort, sich ihr nähert; hier aber erkennt man das grüne Band als einen die Peripherie der eigentlichen Stadt umziehenden Laubbaum- und Palmenring oder vielmehr einen Teil davon und die an und zwischen diesen eingebauten Teile einer Stadtmauer. Aber diese Umwallung ist es nicht, was Bamum seine hochinteressante, geradezu einzige Eigenart verleiht — solche Stadtmauern hat jeder Sultansitz der Fulbe in Adamaua: Banyo, Gaschaka, Ngaundere usw., und sogar in noch mächtigeren Ausmaßen —; es ist vielmehr die gewaltige doppelte Grabenwehr, die um diese angelegt ist.

In einem ungeheuern, unregelmäßigen Bogen zieht der äußere Graben rücksichtslos über verschiedenstes Gelände, Berg und Tal und durch steinigen Boden, in einem Umfang von mindestens 8 bis 10 Stunden. Ich habe mit dem Sultan einmal denselben abzureiten mich 10^{00} a. m. aufgemacht; mit anbrechender Dämmerung kehrten wir erst wieder zurück, und noch waren wir ein gutes Stück vom Ausgangspunkte entfernt! Der Graben besitzt durchweg eine obere Breite von 3 bis 4 m, eine Tiefe von 5 bis 6 m und ist diamantförmig, also als Spitzgraben, angelegt. Die ausgehobenen Erdmassen waren, jetzt noch deutlich erkennbar, teils nach außen glacisartig, teils nach innen als Bankett angeschüttet worden. (Abb. 12). Mehr gegen die westliche Seite dieses äußeren ersten Grabens zu liegt die eigentliche Stadt, die mit einem zweiten, inneren Graben, natürlich von weit geringerem Umfang, aber von meist ganz gleicher Anlage wie der erste, umgeben ist. Diese beiden Gräben sind ein Riesenwerk für afrikanische Verhältnisse, und wenn man die primitiven Werkzeuge der Eingeborenen in Betracht zieht, so darf man diese Bauten getrost den ägyptischen Pyramiden zur Seite stellen. Der Großvater des jetzigen Häuptlings soll sie angelegt haben zum Schutze seiner Hauptstadt gegen Einfälle von Reiterheeren aus Norden und Osten (also offenbar Sklavenraubzüge des Sultans von Banyo, vielleicht auch von Tibati). Am äußeren Graben ist da, wo von verschiedenen Richtungen her die Wege aus dem offenen Lande in die Hauptstadt hereinführen, die Grabensohle etwas aufgeschüttet und gestattet so ein Durchschreiten; im Grase liegen Wachen, die speer- und bogenbewaffnete Posten aufstellen. Gegen den inneren Graben zu steigt das Gelände an; unmittelbar hinter ihm, also auf der Stadtseite, erhebt sich die krenelierte 2 bis 3 m hohe Stadtmauer aus Lehm, unterbrochen von in die Umwallung mit hereinbezogenen Bäumen. Der Übergang über den inneren Graben findet auf starker Bohlenbrücke statt und führt unmittelbar in ein brückenkopfartiges, stark gebautes, mit Bewaffneten angefülltes Torwachhaus. Aus ihm tritt man in den eigentlichen Stadtrayon. Mit diesem Doppelgraben und der Stadtmauer sind die Befestigungsanlagen übrigens noch nicht zu Ende: der ganze Hang rechts und links der zu den Toreingängen des inneren Grabens führenden Wege (es sind deren nur drei) ist förmlich gespickt mit einer Unzahl dicht aneinander liegender Wolfsgruben, durch das dazwischen aufschießende Gras trefflich verborgen, — ein Annäherungshindernis, das den Anmarschierenden, eventuell den Angreifer, zwingt, die Wege zu benutzen.

Zwischen den beiden Gräben liegen welliges Blachfeld und ausgedehnte Farmen mit da und dort verstreuten Farmdörfchen; ebenso befindet sich innerhalb des zweiten Grabens nichts weniger als Haus an Haus; ausgedehnte Grasflächen und Farmen, dazwischen hinein größere und kleinere Hütten- und Stadtteilkomplexe decken die Hügel, Täler, Mulden und Hänge des Weichbildes der inneren Stadt. Gedrängter gruppieren sich die Häuser eigentlich lediglich im Ostteil, und da sind es wiederum nur zwei Viertel, die, auf einem langgestreckten, flachen, breiten Höhenzuge und dessen Hängen liegend, infolge der dichten Admassierung der Baulichkeiten und der geordneten Straßenzüge streng genommen die Bezeichnung Stadt verdienen. Vom Innentor der Südwestseite führt ein tadellos gehaltener, 5 bis 6 m breiter Weg mit Wasserabzugsgräben rechts und links und von Bäumen und Hecken zu beiden Seiten eingefaßt dorthin; der Ritt währt fast eine Stunde. Etwa 1 km von der alten Residenz entfernt verbreitert sich die Straße zu Anlagen, der Weg führt durch ein frei stehendes propyläenartiges großes Tor mit Wachräumen rechts und links und biegt dann in die zum Residenzviertel gehörenden Straßen und Häuserkomplexe ein (Abb. 6). Man passiert die eine Flanke des alten Palastes und erreicht endlich den freien Marktplatz von imposanter Ausdehnung, ein Geviert von mehr als 500 m Länge und 200 m Breite, auf drei Seiten von parkartigem Laubgehölz eingefaßt, die vierte Seite bildet die Front des an 100 m langen alten Palastes mit



Abb. 15. **Laubengang zum Pavillon (an der Rückseite des neuen Lamidopalastes).**

kleineren rechts und links anschließenden Bauten (siehe Abb. im Globus, Bd. 88, S. 272).

An der einen Längsseite schließt sich hinter dem schmalen Parkstreifen das den ganzen Hang und die folgende Mulde ausfüllende Haussaviertel an, eine unregelmäßig durcheinandergewürfelte Lagerstadt; die Haussa haben lediglich ihre charakteristischen leichten ssongo aufgestellt, die bekannten niedrigen kegelförmigen Laub- und Grashütten. Der auf dem Marktplatz befindlichen Moschee (für die mohammedanischen Haussa), nebenbei bemerkt lediglich ein ganz leerer Bau mit Vorhalle und eigentlichem Gebetraum, und der riesigen Fetischtrommel ist in eben angezogener Globusnummer bereits Erwähnung getan.

Der alte Palast war zur Zeit meines Besuches bereits etwas verfallen; der Sultan war eben im Begriff, sein ganzes Hoflager in ein gerade fertig gestelltes, etwa eine Viertelstunde entferntes neues Residenzviertel zu verlegen. Im allgemeinen, und namentlich in der Front, war er jedoch noch vollkommen intakt und verdient tatsächlich den Namen eines Palastes. War ich auch schon von den Batilandschaften her stattliche große Häuptlingshäuser gewohnt, die die im Vergleich dagegen ärmlich zu nennende Baliresidenz weit übertrafen — dieses Bauwerk überraschte mich und imponierte mir tatsächlich. Mit einer Frontlänge von nahezu 100 m und nicht viel geringerer Tiefe erreicht dieser Sultansbau in seinen drei mächtigen Kuppeln eine Höhe von etwa 20 bis 25 m. Das weit überstehende Dach ruht längs der ganzen Front auf zahlreichen hohen schlanken Holzpfosten, wodurch ein förmlicher Säulengang gebildet wird (Abb. 5). Das Hauptportal, unter dem der Lamido seine Audienzen usw. abhält, ist über 5 m hoch.

Der neue Palast (Abb. 13 u. 14) besitzt nicht die imponierende frontale Ausdehnung wie der alte; er geht mehr in die Tiefe; im übrigen ist die äußerliche Anlage die gleiche wie bei jenem. Das Interessanteste daran, geradezu Bewundernswerte ist die innere Anlage und deren bei meiner Anwesenheit eben bis ins einzelne fertig gewordene Ausschmückung. Verblüffend wirkt schon die ungeheure Empfangshalle, der erste Raum, den man durch das unter einer der Kuppeln angebrachte Portal betritt. Bis zum Kuppelgewölbe hinauf reicht der etwa 25 m im Geviert große Raum und empfängt durch mehrere Lichtschächte Beleuchtung. Nach allen Seiten schließen sich nischenähnliche kleine Gemächer an; in ihnen in die Wände eingefügt breite Ruhebetten mit Polstern und Fellen belegt; gleicher Schmuck deckt die Wände und wird hier ergänzt durch zahlreiche Waffendekorationen und in Mengen aufgehängte prachtvolle Sättel, Zaumzeuge, Satteldecken, Peitschen, Reitstiefel, Sandalen, Elefantenzähne, Kalabassen, Geschirre, Taschen usw. der verschiedensten Art. Wahre Prachtstücke sind zwei thronartige Stühle, der eine, speziell vom Sultan benutzte, ist im mehrerwähnten Globusaufsatz Bd. 88 abgebildet, bezüglich des anderen, der Na zu gehören scheint, habe ich bereits oben berichtet. Dann folgen kleine Höfe, Wachräume mit lodernden Feuern, von den zahlreichen Palastwachen angefüllt; neue Gemächer, teils durch Oberlicht der Tagesbeleuchtung zugänglich, teils mit kleinen Kuppeldächern geschlossen, Gänge und Korridore. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Grundrißanordnung, die Zahl der verschiedenartigsten Gelasse, ihre Ausschmückung, oder aber die Baukunst der beliebigen Lichtanordnung, der Gewölbespannungen und Verschneidungen der zahlreichen Kuppeln und Längsdächer. Und als ich nach langem Herumwandern alles gesehen zu haben glaubte, führte man mich voll Stolz durch eine kleine Pforte an der Rückseite der Residenz in einen regelrechten, an 50 m langen Laubengang, dessen Seiten und Dach aus Netzwerk mit daran hinaufgezogenen Schlinglaubpflanzen bestanden und der zu einem als Art Gartenhaus gedachten Pavillon führte (Abb. 15)! Den mächtigen freien Residenzplatz säumen rechts und links lange schnurgerade Reihen von kleineren Häusern ein für die Weiber und Dienerschaft (Abb. 13); auf das ganze Residenzviertel sieht von einer anschließenden Höhe ein weiteres kleines Schlößchen herab (Abb. 1). (Schluß folgt.)

Das Frische Haff

behandelt G. Braun in der Zeitschrift für Gewässerkunde (VII, 3) auf Grund der vom Reichsmarineamt in Jahre 1905 im Maßstab 1:75000 herausgegebenen Tiefenkarte, Akten des Ostpreußischen Fischereivereins, gedruckter Quellen und eines reichen Beobachtungsmaterials, das sich im Besitz des genannten Vereines befindet. Es treten drei Küstenformen an ihm auf: die potamogene Schwemmlandküste, die Hakenküste der Nehrung und die Kliffküste des Diluviums. Die Menge der im Jahrhundert in das Haff gelangenden Sinkstoffe ist zu rund 180 Millionen Kubikmeter berechnet, woraus sich für die letzten 2½ Jahrhunderte — weiter zurück reichen die Karten nicht — ein Landgewinn von 75 qkm gleich der Größe des Lebasees in Hinterpommern ergibt. Durch den Durchbruch von 1840 bei Neufähr und noch mehr durch den Durchstich bei Schiewenhorst 1895 ist der rasche Fortschritt dieser Verlandung aufgehalten worden, namentlich in der Gegend der Elbinger Weichsel. Das in seiner heutigen Begrenzung 825 qkm große Haff liegt zum kleineren Teile in West-, zum größeren Teile in Ostpreußen, der Name Frisches Haff wurde früher auch für das Oderhaff gebraucht und ist erst seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hier lokalisiert worden. Die größte Tiefe beträgt nur 5,1 m und liegt zwischen Balga und Pillau, die mittlere Tiefe nur wenig über 2 m. An der Füllung des Beckens hat die Nogat den größten Anteil trotz des Durchstichs bei Schiewenhorst, während der Pregel nach der Erbauung des 6,5 m tiefen Seekanals, des Pillauer Tiefs, seine Wasser zum größten Teil direkt in die See ergießt. Der Salzgehalt des Haffes ist naturgemäß sehr wechselnd und in der Hauptsache von der herrschenden Windrichtung abhängig, meist läßt sich ein salziger Unterstrom fast bis zum Ende des Haffes, bis in die Gegend von Frauenburg und Tolkemitt verfolgen, während dieser salzigen Unterschicht eine süße Oberschicht gegenübersteht. Damit ist die früher herrschende Ansicht, die das Haffwasser für nahezu süß, nach dem Ausgang zu ein wenig brackig hielt, beseitigt. Wahrscheinlich gilt dieser Satz auch für das Pillauer Tief, doch weisen hier die Beobachtungen größere Lücken auf.

Das Haff friert fast jedes Jahr bis auf den Seekanal, der für die Schiffahrt stets künstlich offen gehalten wird, zu; in den Wintern 1903/04 und 1904/05 war das Haff je 98 Tage mit Eis bedeckt. Der Verkehr wird durch die drei Städte Königsberg, Pillau, Elbing beherrscht, im Seeverkehr übertrifft das Stettiner Haff das Frische, im Binnenverkehr ist das Umgekehrte der Fall. Bei den Verkehrsverhältnissen bereiten die Tiefenverhältnisse dauernd große Schwierigkeiten. Den kleineren Schiffen früherer Zeiten bot das Haff eine geschützte Wasserstraße von genügender Tiefe bis weit ins Binnenland, und Elbing und Königsberg erlangten als Mitglieder der Hansa große Bedeutung. Als im Jahre 1857 bei einem Dammbruch im Werder fast das ganze Weichselhochwasser durch das Tief in die See ging, stieg die Tiefe des Haffs bis auf 7 m, Pillau, das erst 1725 Stadtrechte erhielt, wurde für die größten Schiffe erreichbar und hemmte durch seine Entwickelung Königsberg. Die Erbauung des Seekanals drehte die Verhältnisse wieder völlig um, und Pillau ging zurück, bis es sich wieder hob, als ein Teil der Schichauschen Werft von Elbing, wo das Fahrwasser nicht mehr ausreichte, nach dort verlegt wurde. Die in Elbing erbauten Torpedoboote werden jetzt in Pillau erst fertig ausgerüstet und nehmen von hier aus ihre Probefahrten vor. Von den übrigen Hafforten ist Frauenburg mit seinem Dom der geistige Mittelpunkt des noch heute katholisch gebliebenen Ermelandes, Braunsberg ist durch die geringe Tiefe der Passarge ganz ins Hintertreffen gekommen, Tolkemit ist als Töpferstadt weit bekannt, der Rest der Ortschaften bis auf den Eisenbahnknotenpunkt en miniature Fischhausen fällt in die Kategorie

der Fischerdörfer. Die Zahl der Fischer und Fischergehilfen am Haff beträgt 4244, der Jahresverdienst einer Fischerfamilie wird durchschnittlich auf 1000 Mark angegeben. Der Wert der gefangenen Fische betrug im Jahre 1901 nahezu 1 Million Mark, im Durchschnitt des Jahrzehntes 1892/1901 rund 700000 Mark. Daraus ergibt sich eine Produktivität von 10 bis 12 Mark pro Hektar. Die meisten Fischer wohnen in Zimmerbude und Bodenwinkel. Zu einem Badeort mit größerer Frequenz hat sich in neuester Zeit Kahlberg auf der Frischen Nehrung entwickelt. Gegenüber Kahlberg, auf den Anhöhen des Rehberges, liegt Cadinen, das Landgut des Kaisers, das rasch mit Recht zu einem neuen Anziehungspunkt des Haffes geworden ist. Halbfaß.

Die Fische im Tromsø-Sund

hat H. Kiær zum Gegenstande einer ihre Verbreitung und Biologie berücksichtigenden Abhandlung gemacht, die im Tromsø Museums Aarshefter (27. 1904) ihre Veröffentlichung fand. Der norwegischen Darstellung und der ihr angeschlossenen englischen Zusammenfassung entnehmen wir nachstehende Angaben:

Der Tromsø-Sund im Norden Norwegens ist der Sund zwischen der Insel Tromsø und dem Festlande. Er ist ungefähr 11 km lang und 3 bis $6^1/_2$ km breit. Er steht mit der offenen See nur durch mehrere Sunde in Verbindung, von denen einige sehr eng sind, und durch die ein sehr starker Flutstrom mit einer Geschwindigkeit von 65 bis 80 km, im Tromsø-Sund von 25 bis 50 km läuft. Diese starken Strömungen, die frisches, reich mit Plankton angefülltes Wasser herbeiführen, tragen in hohem Grade zur Entwickelung einer großen Verschiedenheit des Tierlebens bei und vermehren dadurch auch die Menge der Fische. Außerdem finden sich dort gleich außerhalb der Küste große Fischbänke, die zu den reichsten Laichplätzen der Welt gehören. Die einwärts liegenden Fjorde müssen auf diese Weise natürlich mit Fischbrut bevölkert werden, die durch die von See landwärts laufenden Strömungen gegen die Küste getrieben wird.

Fische gibt es daher im Tromsø-Sund in gewöhnlichen guten Jahren in Menge, so daß sie jeder Bauer direkt vor seinem Besitze sich leicht genug für seinen Haushalt verschaffen kann und noch ein gutes Quantum hinzu, das zum Trocknen aufgehängt wird. Daher kann man bei fast jedem Bauernhause in der Nähe der Küste lange Reihen Fische sehen, die zum Trocknen aufgehängt sind. Auf dem Fischmarkt zu Tromsø kommen Dorsch, Schellfisch, Hering, Scholle zum Verkauf, manchmal auch Wittling, Seewolf und Kliesche, und während der Sommerzeit Köhler. Aus der offenen See kommen sehr oft Heilbutt, Rotbarsch, Brosme, Leng, Seewolf und Glattrochen an den Markt. Selten werden Lachs und Meerforelle dort ausgeboten, da sie nach den großen Exportfirmen in Trondhjem gesandt werden.

Die Fischerei wird meistens mit Angelschnüren an guten Fischplätzen betrieben. Der Boden ist dort hart (Lithothamnion-Grund), und es geht ein starker Strom, und daher findet sich dort ein reiches Tierleben, das die Fische anlockt. An solchen günstigen Fangplätzen verhindert die Strömung die Ansammlung von Schlick. An großen Steinen sitzen dort gewöhnlich große Mengen von Steinalgen (Lithothamnion) in allen Größen, von denen manche sich bis zur Größe eines Kinderkopfes entwickelt haben. In und auf den Steinalgen gedeihen eine Unmenge von festsitzenden Tieren, als Ascidien, Hydroidpolypen, Schwämme, Seerosen, Muscheln, Würmer usw. Außerdem pflegen eine Menge Krebstiere (Garneelen und Amphipoden), Schnecken, Seesterne, Schlangensterne in den Höhlungen der Steinalgen Schutz zu suchen. Der Grund, daß die Dorsche diese Plätze aufsuchen, liegt einmal darin, daß die Strömung eine Menge kleiner Tiere mit sich führt, die sozusagen den Fischen direkt in den Mund getrieben werden, und sodann darin, daß auf den Steinalgen eine solche Zahl von Tieren lebt, die, wenn sie sich aus den Steinalgen herauswagen, sofort von den Fischen als willkommene Beute weggeschnappt werden.

Die Tiefe im Tromsø-Sund zwischen dem Nord- und dem Südpunkte der Insel Tromsø schwankt zwischen 5 und 60 Faden. Im Norden von der Insel Tromsø und gleichfalls südwärts im Balsfjord beträgt die Tiefe 100 Faden. Der Tromsø-Sund und ebenfalls der Rystrom und der Sannesund zwischen Tromsø und Kvalø, einer großen Insel westlich von Tromsø, bilden daher eine submarine Erhebung, die die Zusammensetzung und die Temperatur des Wassers in den tieferen Höhlungen landwärts sehr beeinflußt. Kiær fand z. B. die Temperatur in der Tiefe von 70 Faden am 15. August 1903 auf 2,9° C. Die Temperatur der Oberfläche betrug 13° C, während die Temperatur in See in einer Tiefe von 150 Faden am 6. September 1902 noch 5° C betrug.

Aus der offenen See kommen in Mengen Dorsche, Köhler, Heringe, Lodde und andere pelagische Arten in den Tromsø-Sund hinein, während auch aus den Tiefen der Fjorde innerhalb und außerhalb Tromsøs sich Fische nach diesem Gewässer verirren. 43 verschiedene Arten wurden für den Tromsø-Sund nachgewiesen; 5 sind als arktische anzusehen: Rotbarsch (Sebastes marinus), Centridermichthys uncinatus, Agonus decagonus, Kapelan (Mallotus villosus), Eishai (Laemargus borealis). 24 gehören der nordeuropäischen Gruppe an: Seeskorpion (Cottus scorpius), Steinpicker (Agonus cataphractus), Seehase (Cyclopterus lumpus), Seewolf (Anarrhicas lupus), Isländischer Bandfisch (Lumpenus lampretiformis, Carelophus ascanii), Butterfisch (Centronotus gunellus), Aalmutter (Zoarces viviparus), Kabeljau (Gadus callarias), Schellfisch (G. aeglefinus), Köhler (G. virens), Leng (Molva vulgaris), Brosme (Brosmius brosme), Sandaal (Ammodytes tobianus), Heilbutt (Hippoglossus vulgaris), Rauhe Scholle (Hippoglossoides platessoides), Kleinköpfige Scholle (Pleuronectes microcephalus), Kliesche (P. limanda), Scholle (P. platessa), Hundszunge (P. cynoglossus), Saibling (Salmo alpinus), Hering (Clupea harengus), Sternroche (Raja radiata). Allgemein europäische Fische finden sich dort in 11 Vertretern: Stichling (Gasterosteus aculeatus), Makrele (Scomber scomber), Wittling (Gadus merlangus), Flunder (Pleuronectes flesus), Lachs (Salmo salar), Meerforelle (S. trutta), Aal (Anguilla vulgaris), Heringshai (Lamna cornubica), Dornhai (Acanthias vulgaris), Glattroche (Raja batis), Inger (Myxine glutinosa). Als mitteleuropäische Arten sind zwei, Kleiner Scheibenbauch (Liparis montagui) und Großer Sandaal (Ammodytes lanceolatus) aufzuführen, denen sich noch zwei pelagische Fische anschließen: Heringskönig (Trachypterus arcticus) und Argyropelecus olfersii. F. Lorentzen.

Bücherschau.

Dr. O. D. Tyrka, Saneyoschi im Occident. Sozialpolitische Briefe eines Japaners. 400 S. Dresden-Blasewitz, Verlag von R. v. Grumbkow, 1906. 5 M.

Als wirklicher oder angeblicher Verfasser dieses Buches wird uns ein japanischer Samurai namens Saneyoschi vorgestellt, der Europa und auch Amerika kennt und über seine Beobachtungen einem japanischen Standesgenossen Briefe geschrieben hat. Die Briefe werden uns hier geboten, und zwar im Originaltext; denn der Beobachter schreibt ein vorzügliches Deutsch. Wir hören, daß er von Bewunderung für Europa hierher gekommen ist, daß dieser Eindruck bei ihm aber im Laufe der Jahre stetig nachgelassen hat. Das können wir ihm wohl glauben, wenn wir ehrlich sein wollen. Die Briefe sind oft sehr scharf geschliffene Satiren, die unsere konventionellen Lügen geißeln und Vergleiche nicht nur mit japanischen, sondern auch mit chinesischen, koreanischen und anderen Verhältnissen dem Leser vorführen. Dabei wird die abendländische Literatur über den Fernen Osten ausgiebig zitiert, und die darin enthaltenen Urteile werden ad absurdum geführt. Daß es mit diesen Urteilen in der Tat nicht weit her ist, das weiß bei uns nun auch schon jeder Verständige: der Chinese und der Japaner und seine Kultur sind zu kompliziert und unserem Empfinden zu fremd, als daß ein abendländischer Beobachter da leicht eindringen könnte. Ja, der gewissenhafte Beobachter kommt gerade, je länger er unter den Rassen des Fernen Ostens weilt, um so mehr zu der Einsicht, daß das Rätsel ihm größer anstatt kleiner wird. Der Schwerpunkt der Briefe Saneyoschis liegt in ihren Ausführungen über das Weib — das europäische und das japanische. Die scharfen Aperçus des Verfassers sind leider häufig nur zu richtig, obwohl es nicht angeht, deutsche, englische, französische und amerikanische Verhältnisse über einen Kamm zu scheren, und vicies von dem, was er sagt, ist mit demselben Spott und mit Selbsterkenntnis auch schon hierzulande gesagt worden. Falsch ist, wenigstens für Deutschland, eine Voraussetzung oder vorgefaßte Meinung Saneyoschis: Man rede dem Mann, namentlich dem verheirateten, von allen Seiten Tugend vor, das Weib aber sei in dieser Beziehung nahezu souverän, es könne tun, was es wolle. Im allgemeinen muß man sagen, daß so ziemlich das Umgekehrte bei uns der Fall ist. Das Buch ist jedenfalls außerordentlich fesselnd und anregend.

Ein Land der Zukunft. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis Argentiniens. Von einem deutschen Offizier. 274 S. Mit 100 Abb. u. 1 Karte. München, Max Steinebach, 1906. 5 M.

Als Verfasser dieses Buches wird ein hoher deutscher Offizier bezeichnet, der als militärischer Reorganisator und Gründer der Kriegsakademie in Buenos Aires mehrere Jahre in Argentinien geweilt hat. Nach einem Blick auf die Geschichte der Republik und auf die geographischen Verhältnisse (der Aconcagua wird mit 6880 m zu niedrig angegeben) werden die Bevölkerungselemente, die größeren Städte, das platte Land, Verkehrswesen, politische Zustände, Heer und Marine, Wirtschaftliches, soziale und Kulturzustände besprochen. In diesen Kapiteln steckt viel gutes Beobachtungsmaterial und ein wertvolles, wohlbegründet erscheinendes Urteil, das der Verfasser anerkennenswerterweise nur über solche Gebiete abgibt, über die er ausreichend unterrichtet zu sein glaubt. Über die politischen Zustände und die Justiz wird zum Teil wenig Erbauliches mitgeteilt. S. 150 heißt es, daß von einer freien Wahl der Abgeordneten keine Rede sein könne, S. 152, daß die Rechtspflege „minderwertig" sei. Trotz alledem, heißt es dann aber weiter, sind die Verhältnisse nicht so schlimm, wie man sie sich in Deutschland oft vorstellt. Sei der Ankömmling, durch den Schein verführt, geneigt, zunächst alles zu optimistisch aufzufassen, so verfalle er nach längerem Aufenthalt in das ebensowenig berechtigte andere Extrem, zu pessimistisch zu urteilen. Die sozialen Verhältnisse erscheinen nach dem Verfasser in freundlicherem Lichte als sonst zumeist in Schilderungen aus dem spanischen Amerika. Der wirtschaftliche Fortschritt des „Landes der Zukunft" wird vorläufig noch immer allein durch das zugewanderte Element repräsentiert, wobei der deutsche Bestandteil — die Zahl der Deutschen in Buenos Aires wird auf 9000, im ganzen Lande auf 17000 angegeben — noch nicht die Rolle spielt, die erwünscht wäre. Das deutsche Kapital läßt dem englischen noch zu sehr den Vortritt. Die bedeutendste Industrie soll heute die Zuckerindustrie sein, der Bergbau wenig versprechend. Über Argentinien als Weizenland will der Verfasser nicht urteilen. Die Bevölkerung ist der großen Zahl der Eingewanderten wegen so wenig homogen wie nur möglich. Eigentümlich ist die S. 68 verzeichnete Erscheinung, daß man in gewissen „nationalistischen Kreisen" der Hauptstadt bestrebt sei, eine eigene „argentinische Sprache" zu „gründen". Das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Buch verdient allseitige Beachtung.

C. v. Zepelin, Der Ferne Osten. Seine Geschichte, seine Entwickelung in der neuesten Zeit und seine Lage nach dem russisch-japanischen Kriege. I. Teil. VI u. 276 S. Mit 3 Karten. („Rußland in Asien", Bd. VIII.) Berlin, Zuckschwerdt u. Co., 1907. 6,50 M.

Die Sammlung „Rußland in Asien" wird nach dem Begründer und Herausgeber Krahmer von dem Generalmajor v. Zepelin fortgesetzt. Dieser hat es in dem vorliegenden Bande unternommen, Ostasien im Hinblick auf die durch die Ereignisse der letzten Jahre geschaffene neue politische, militärische und wirtschaftliche Lage zu behandeln. In der Anlage unterscheidet sich der Band nicht wesentlich von Krahmers Arbeiten. Das erste Drittel behandelt die Geschichte des Fernen Ostens bis zum Jahre 1906 unter besonderer Berücksichtigung des russisch-japanischen Krieges. Es wird zu zeigen versucht, warum Rußland in diesem Ringen den kürzeren hat ziehen müssen, und es werden auch die Gründe, die zum Kriege geführt hatten, objektiv, d. h. ohne erkennbare Voreingenommenheit für diese oder jene Partei gewürdigt. Die durch sein Ergebnis geschaffene Lage, darunter die heutige Stellung Chinas und die Bedeutung Japans für die Südsee und Australien, wird kurz gekennzeichnet, wobei der Verfasser es vermeidet, in die sonst heute ja sehr beliebten — gewöhnlich düsteren — Prophezeiungen zu verfallen. Der Krieg selbst wird nicht behandelt. Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit Port Arthur und Dalnij. Mehr geographisch als diese Buchteile sind die Schlußabschnitte über die Verbindungen der Mandschurei und des Amurbezirks mit Europa und deren Verkehrsverhältnisse im Innern und über die russisch-asiatischen Eisenbahnen während der kriegerischen Ereignisse von 1900 und von 1904/05. Der oft geringschätzig beurteilten sibirischen Bahn wird für ihre Leistungen während des Krieges die Anerkennung nicht versagt; zahlenmäßig sind sie freilich noch nicht bekannt geworden. Daß der Seeweg um Nordasien herum doch noch einmal für Verkehrszwecke in Betracht kommen kann, scheint der Verfasser nicht für ausgeschlossen zu halten; ob mit Recht, möchte aber doch wohl zu bezweifeln sein. Übrigens ist ihm offenbar der interessante russische Versuch, Eisenbahnmaterial mit Schiffen durch das Karische Meer zum Jenissei, zu schaffen (1905) entgangen. Den Gedanken, die Beringstraße für einen Bahnbau zu untertunneln, bezeichnet der Verfasser zwar als abenteuerlich, doch erklärt er den Plan nicht direkt für eine Unmöglichkeit. Vermutlich ist er das bei dem heutigen Stande und der Unternehmungslust der Technik auch nicht. Die Karten des Buches, für das unter anderem zahlreiche russische Zeitungsquellen verwertet sind, betreffen die Befestigungen von Port Arthur, von Kiautschou und die Hafenanlagen von Dalnij.

Dr. Alfred Grund. Landeskunde von Österreich-Ungarn. Mit 10 Abb. und 1 Karte. (Sammlung Göschen, Nr. 244.) Leipzig, Göschensche Verlagshandlung, 1905. 0,80 M.

Die Verlagshandlung geht in ihrem Plan, eine vollständige Reihe von einzelnen Länderkunden zu schaffen, systematisch vor und bietet in der Länderkunde von Österreich-Ungarn eines der handlichen Büchelchen, die sich schon so viele Freunde gewonnen haben, so daß eine Anzeige genügt und besondere empfehlende Worte für sie unnötig sind. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so folgt auf ein kurzes Kapitel über die Einteilung Österreich-Ungarns in natürliche Einheiten die Besprechung der physikalisch-geographischen Verhältnisse derselben in der Reihenfolge: Böhmisches Massiv, Ostalpen, Karpathen, Dinarisches Gebirge, Ebenen Österreich-Ungarns. Weitere Abschnitte sind der Staatsbildung Österreich-Ungarns und der Entstehung der heutigen nationalen und konfessionellen Verhältnisse gewidmet. Der letzte Teil handelt von der Dichte und Wohnweise der Bevölkerung und ist gleichfalls nach natürlichen Verhältnissen in Unterabschnitte eingeteilt. Gr.

Alec Tweedie, Porfirio Diaz, der Schöpfer des heutigen Mexiko. Deutsche autorisierte Übertragung von B. Saworra. IX u. 309 S. Mit 16 Abb. Berlin, B. Behrs Verlag, 1906. 8 M.

Der tatkräftige Mann, der seit einem Menschenalter den Präsidentenstuhl der Republik Mexiko einnimmt und in Macht und Einfluß einem Selbstherrscher fast ähnlicher sieht als einem Erwählten und Beauftragten seines Volkes, hat in diesem Werke ein schönes biographisches Denkmal gesetzt erhalten, das zwar nicht frei von Überschwenglichkeiten ist und häufig Kritik verträgt, aber doch lesenswert und wichtig genug ist. Vor allem ist das Buch aber auch interessant; denn die Lebensschicksale Porfirio Diaz' waren in früheren Jahrzehnten recht bewegt und abenteuerlich. Die Verfasserin hat von dem Präsidenten selbst manches Material erhalten. Am ausführlichsten sind die Jahre bis zum Beginn der ersten Amtsperiode, 1876, behandelt, auch die Episode des mexikanischen Kaisertums Maximilians entrollt sich mit ihrer Tragik vor neuem vor uns. Kürzer ist naturgemäß die friedliche Zeit der Präsidentschaft behandelt, doch wird der kulturellen Fortschritte, die Mexiko in ungeahntem Maße dank Diaz' Tüchtigkeit gemacht hat, gebührend gedacht. Ob diese Entwickelung andauern wird — wer will es wissen? Diaz ist heute 76 Jahre alt und muß nach menschlichem Ermessen bald vom Schauplatz abtreten (seine Amtszeit läuft bis 1910). Es wird sich dann herausstellen, ob die Gesundung des Landes von Dauer ist oder ob sie nur von der Tatkraft einer machtvollen Persönlichkeit abhängig gewesen ist. Das Buch enthält eine Anzahl von Porträts und Ansichten historischer Stätten, sowie im Anhang statistisches Material.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Der Montangeologe Konsul a. D. Dr. Carl Ochsenius, geboren am 9. März 1830 in Kassel, ist am 10. Dezember in Marburg gestorben. Er besuchte die polytechnische Schule seiner Vaterstadt, war dann im Montandienst Kurhessens tätig und schließlich jahrzehntelang in Chile, mit dessen Verhältnissen er aufs innigste vertraut wurde. Er hat die Republik in einem allerdings nur kurzgefaßten Werkchen, „Chile, Land und Leute" (es erschien in der inzwischen eingegangenen Sammlung „Das Wissen der Gegenwart"), geschildert (Prag 1884). Seine übrigen zahlreichen Arbeiten

sind meist montantechnischer Art. Seit etwa 20 Jahren lebte Ochsenius in Marburg, doch stets in lebhafter Verbindung mit den in Chile wohnenden Deutschen.

— Im Alter von 84 Jahren starb am 6. Oktober v. J. in Sèvres der französische Geograph Louis Auguste Himly, Mitglied der Académie des Sciences morales et politiques. Geboren war er am 28. März 1823 in Straßburg, seine Studien machte er auf deutschen Universitäten. 1846 bis 1862 war er Professor der Geschichte und Geographie am Collège Rollin, 50 Jahre lehrte er an der Sorbonne Geschichte der Geographie, die sein Hauptstudiengebiet war. Sein bedeutendstes Werk, das ihm 1876 die Pforten des Instituts öffnete, ist die „Histoire de la formation territoriale des États de l'Europe centrale". 1894 war Himly Vorsitzender der Pariser geographischen Gesellschaft.

— Auch im vergangenen Jahre hat im Auftrage von Teisserenc de Bort (Trappes) und Rotch (Blue Hill) die Jacht „Otaria" zur Erforschung der oberen Luftschichten zwischen den Wendekreisen im Atlantischen Ozean gekreuzt. Diese dritte Fahrt nahm $3^1/_2$ Monate in Anspruch. Messungen mit Hilfe von Drachen und Ballons wurden im mittleren Teile des Nordatlantic, den äquatorialen Gebieten und im Südatlantic bis Ascension ausgeführt. Die Messungen im Südwesten und Nordwesten der Kanaren bestätigen den aus den früheren Beobachtungen der „Otaria" gewonnenen Schluß, daß der obere Antipassat aus Südost oder Südwest weht, nicht nur innerhalb der Tropen, sondern in der Regel nördlich bis zum 30. Breitengrade, und daß er sowohl über dem offenen Meere wie über den Kanaren anzutreffen ist. Weiter nordwärts verwandelt er sich in einen Westwind. Die Arbeiten mit den Ballons-sondes ergaben die neue und wichtige Tatsache, daß im Sommer über dem Äquator in den oberen Luftschichten von mehr als 12000 m sehr niedrige Temperaturen — bis — 80° C — herrschen, analog denen, die im Winter in derselben Höhe in unseren Breiten vorkommen. („Science", 2. Novbr. 1906.)

— Über die Pflanzenwelt von Ascension macht Rudmose Brown, der Botaniker der schottischen Südpolarexpedition, in den Transactions der Edinburger „Botanical Society", XXIII, einige Angaben, die sich auf einen Besuch der Insel durch das Expeditionsschiff „Scotia" im Jahre 1904 stützen. Die Insel ist vulkanischer Bildung und besteht aus einer welligen Ebene zu Füßen des 870 m hohen tertiären Vulkans Green Mountain. Die außerordentliche Trockenheit der Luft, der Regenmangel — in Georgetown fallen kaum 80 mm Niederschläge im Jahre — und die Gleichmäßigkeit der Temperatur bewirken, daß der Boden trocken und unverwittert ist, so daß sich nur eine sehr dürftige Vegetation auf der Ebene entwickelt hat. Auf dem Green Mountain dagegen, der von 600 m ab häufig in Wolken gehüllt ist und dort Niederschläge von über 430 mm aufweist, wird man durch eine Oase reicher subtropischer Vegetation überrascht. Browns Liste gesammelter Pflanzen (25) zeigt ein paar neue Arten für Ascension. Er meint, es sei bei dem stark veränderten Zustande der heutigen Vegetation unmöglich, mit Sicherheit zu behaupten, daß davon irgend welche einheimisch seien; es sei aber auch kein Grund vorhanden, einige davon als eingeführt zu betrachten. Die Sammlungen weisen auf keine neuen Verwandtschaften für die Flora von Ascension hin, das alle Kennzeichen langer Isolierung trägt und eine zu dürftige Flora hat, als daß sie bestimmte Verallgemeinerungen bezüglich solcher Verwandtschaften gestatten würde.

— Prof. de Calassanti-Motylinski, der in Constantine den Lehrstuhl für arabische Sprache innehat und seit vielen Jahren die Berberdialekte Nordafrikas studiert, hat im vorigen Jahre im Auftrage des Generalgouverneurs von Algerien, des französischen Unterrichtsministers und des Instituts eine Reise in das Gebiet der Hoggar-Tuareg ausgeführt. Sein Zweck war, wie wir verschiedenen Notizen in „La Géographie" entnehmen, eine Ergänzung der jüngsten französischen Saharaforschungen nach der volklichen und sprachlichen Seite. de Motylinski war schon früher während seines Aufenthaltes im Msab und im Bezirk Gardaia mit Hoggar-Tuareg in Beziehungen getreten und fand jetzt in deren Lande viel Entgegenkommen. Er verließ im Mai Insalah in Begleitung von zehn Meharareitern und begab sich sofort nach Tamanrasset im Süden des Kudiamassivs. Hier lieh ihm ein Verwandter des Hoggar-Amenukel seine wirksame Unterstützung, damit er mit den weit zerstreuten Hoggarstämmen in Verbindung treten könne. Tamanrasset wurde de Motylinskis Standquartier, von wo aus er bis in den September hinein die Wüste durchstreifte, mehrfach unbekannte und selbst von den Tuareg für unzugänglich gehaltene Gegenden kennen lernend. So ermittelte er einen neuen, durch das Kudiamassiv von Ost nach West führenden Weg. Gegen Mitte September verließ de Motylinski Tamanrasset, um im Oktober noch Sprachstudien in den westlichen Tuatoasen zu treiben, worauf er im November über Timmimun, El-Golea und Biskra nach Constantine zurückkehrte. Unter anderem hat de Motylinski auch viele Felsinschriften sammeln können, so schon auf dem Wege von Insalah nach Tamanrasset an verschiedenen Stellen. Von Tamanrasset besuchte er die Ruinen und Gräber von Tiuhinan bei Abalassa und die kegel- oder turmähnlichen Grabmäler zwischen hier und Tit westlich vom Kudia.

— Wincklers Forschungen über die hethitische Kultur. Von der Vorderasiatischen Gesellschaft war im Juni v. J. Professor Hugo Winckler, Berlin, nach Kleinasien mit dem Auftrage gesandt worden, in Boghas-Kiöi, 150 km östlich von Angora, nach den dortigen Resten hethitischer Kultur zu graben. Winckler hat seine Grabungen Ende v. J. abgeschlossen und neuerdings in einer Sitzung der Gesellschaft darüber einen vorläufigen Bericht erstattet. Innerhalb der Umfassungsmauern der hethitischen Stadt, auf deren Stätte heute Boghas-Kiöi sich erhebt, wurden über 2000 Tontafeln und -Fragmente ausgegraben, die Winckler für die Reste des zerstörten Staatsarchivs des Hethiterreiches hält, da seiner Ansicht nach hier die Reichshauptstadt gelegen hat. Von besonderem Interesse ist ein Fund: es ist eine größere Tafel, die in assyrischer Schrift den Text eines Bündnisvertrages zwischen Ramses II. von Ägypten und dem um 1200 v. Chr. regierenden Hethiterkönig enthält, während derselbe Text in Hieroglyphenschrift an den Wänden des Tempels von Karnak zu finden ist.

— Mit einem bisher unbekannten Eskimostamm, der auch noch keinen Weißen gesehen haben soll, will einer englischen Zeitungsmeldung zufolge der Walfischfänger-Kapitän Klinkenberg auf Prinz Albertland, der großen Insel im Norden der westlichen amerikanischen Festlandsküste, jenseits der Dolphin- und Unionstraße, zusammengetroffen sein. Klinkenberg war im vorigen Sommer mit seinem Schiffe ostwärts bis Prinz Albertland vorgedrungen, wurde dort vom Eise eingeschlossen und machte in Begleitung einiger an der Küste wohnenden Eskimo einen Abstecher nach Nordwesten. Hierbei traf er auf eine 600 Köpfe zählende Eskimoansiedelung, deren Mitglieder noch mit keinem Weißen in Berührung gekommen sein sollen. Ihre Geräte waren sehr primitiv und zum Teil aus „einheimischem" Kupfer (?) verfertigt. Wo die Stelle liegt, ist zunächst nicht ersichtlich; jedenfalls befindet sie sich an oder in der Nähe der Küste, da bemerkt wird, daß die Leute von Fischfang leben. An sich würde der Fund nichts Wunderbares sein; indessen haben wohl alle Stämme, die im arktischen Amerika leben, schon von den Weißen gehört.

— Bemerkungen über die russische Bauernwohnung gibt Fräulein W. Charusin in „Etnografičeskoje Obozrênije" (Ethnographische Rundschau 1905, Nr. 2—3). Sie beziehen sich auf die Forschungen der Verfasserin in den Flecken Wesselyje, Terny und einigen anliegenden Dörfern im Kreis Werchnednjeprowsk des Gouvernements Jekaterinoslaw. Die Orte liegen einige Werst von zwei Eisenbahnlinien entfernt; in der Nähe haben sich Eisenbergwerke rasch entwickelt, ferner gibt es dort vier deutsche Kolonien, darunter Steinfeld und Grünfeld als die größten. Dies alles hat starken Einfluß auf die einheimische Bevölkerung (Kleinrussen) ausgeübt, die bis vor kurzem noch ganz abgeschnitten vom Weltverkehr lebte. Es kommen rasch Teemaschinen (Samoware) in Gebrauch, man gewöhnt sich an Gewürze: Pfeffer, Senf, Essig. Änderungen in der Kleidung treten ein. Vieles wird von den deutschen Kolonisten angenommen, so die Fuhrwerke Britschke (Kalesche) und die lange Arbe (vierrädriger Wagen). Aber auch die deutschen Kolonisten haben manches von ihren Nachbarn angenommen, so den von jenen selbst so genannten „russischen" Ofen, die Suppe Borschtsch und andere kleinrussische Speisen.

Fräulein Charusin beschreibt die Anlage des dortigen Dorfes, die Lage der Höfe zur Dorfstraße und zueinander selbst. Das Baumaterial ist hier gekneteter, mit Spreu durchmengter Lehm; aus ihm werden die Wände und der Fußboden gemacht. Die Decke besteht aus Balken und Brettern, auf die Schilf, feuchte Asche und zuletzt wieder eine Lehmschicht gebracht wird. Hierauf wird das mit Stroh gedeckte

Dach aufgesetzt; es fällt nach vier Seiten ab (Walmdach), oder in neuerer Zeit häufiger nach zwei Seiten (Satteldach), wobei an den Querfronten Giebel entstehen.

Das einfachste Wohnhaus besteht aus der Hausflur, von der zuweilen eine Kammer abgeteilt ist, und der Wohnstube. Bei großen Familien wird auf der anderen Seite dem Hausflur noch eine zweite Wohnstube angebaut; eine jede hat dann ihren besonderen Ofen, dessen Esse direkt durch die Decke und das Dach ins Freie geht. Die Wirtschaftsgebäude sind vom Wohnhaus getrennt und planlos auf dem Hofe verteilt. Pferde-, Kuh-, Schaf-, Hühner-, Entenstall, die Getreideriege (klunja), dazu Haufen von Reisig, trocknem Kuhmist (kizjak; zum Heizen) usw. Erst in neuerer Zeit sind auch Gebäude entstanden, in denen nach dem Muster der Bauten bei den deutschen Kolonisten das Wohnhaus mit Wirtschaftsgebäuden unter einem Dache vereinigt ist. Aber damit ist die Zimmeranlage des deutschen Hauses nicht angenommen worden. Das russische Haus besteht vielmehr immer noch aus Hausflur und Wohnstube; es hat sich, von einem Satteldach gekrönt, nur in die Länge gezogen, weil ihm Pferdestall, Schuppen und Schweinestall angereiht worden sind. Bei solchen Häusern findet sich auch zuweilen ein Vorbau vor der Eingangstür zur Hausflur, wie er bei den deutschen Kolonisten gebräuchlich und hier stets mit breiten Fenstern an beiden Wänden versehen ist.

Zu größerer Deutlichkeit hat Fräulein Charusin mehrere Häuser nach ihrer Anlage und Ausstattung unter Beigabe von Plänen genau beschrieben, und außerdem sind noch fünf Häuser nach photographischen Aufnahmen abgebildet. Darunter befindet sich eine sogenannte Riege (klunja), in die das ausgedroschene Getreide geschüttet wird. Getreidedarren (oviny) gibt es in jener Gegend nicht. P.

— Macgregors Besuch der Ostküste von Labrador. Sir William Macgregor, der jetzt Gouverneur von Neufundland ist, hat kürzlich der Küste von Labrador einen Besuch abgestattet und darüber einen manches Neue bietenden Bericht erstattet. Die gesamte den Winter über in Labrador zubringende Bevölkerung beträgt nur 4000 Seelen, von denen etwa 1000 eingeborene Innuit (Eskimo) und Mischlinge, sogenannte Settler sind; im Sommer wächst diese Zahl infolge des Zuströmens von Fischern usw. auf 20000 bis 23000 an. Der Export hatte 1905 einen Wert von 3082563 Dollar, wovon auf getrockneten Kabeljau 2938488 Dollar entfallen, während der Rest von Seehundsfellen, Lachs, Pelzwerk, Holz und Fischbein dargestellt wird. Ackerbau ist so gut wie gar nicht vorhanden. Die dortigen Missionare, die Mährischen Brüder, ziehen mit großer Mühe etwas Kohl, Rüben und, durch Überdecken mit Matten, Kartoffeln. Viele Angaben Macgregors betreffen die klimatischen Verhältnisse. In Hopedale (55° 27′ nördl. Br.) betrug die Maximaltemperatur nur 0,5° C im April, 12,8° im Mai, dagegen 21° im Juni, 27,8° im Juli und 30° im August; die Minima dieser Monate waren — 24°, — 21,5°, — 6,5°, — 2,8° und — 2,3°. Der Frühling tritt in Wirklichkeit erst im Spätsommer ein. Anfang August waren in Chateau (52°) die Kohlköpfe und Rüben erst 5 bis 7 cm hoch, die Eberesche war in der ersten Blüte, während sie in St. Johns auf Neufundland rote Beeren trug; auch die Lärche blühte damals. Die Zwergmaulbeere (dort „bake-apple“ genannt), die in Schottland nicht tiefer als in 360 bis 450 m Höhe gefunden wird, wächst hier an der Küste, ebenso die Moosbeere. Über die Ungenauigkeit der Karten, sogar der der Küste, klagt auch Macgregor. So ist, was auf den Karten als Halbinsel Chidley erscheint, in Wirklichkeit eine Gruppe vieler, durch enge und tiefe Kanäle geschiedener Inseln. („Geogr. Journ.“, Dezember 1906.)

— Eine Reise durch das westliche Tibet im Gebiet des oberen Indus hat von Juli bis September v. J. H. Calvert, der Assistant Commissioner von Kulu (Gegend nördlich von Simla), ausgeführt. Er überschritt die tibetanische Grenze am 17. Juli nach Schipki, das am oberen Sutlej liegt, und erreichte auf einem noch nicht betretenen Wege über die 4650 bis 4800 m hohe Tschumurti-Ebene und den Laotschepaß die „Stadt“ Gartok am Gartang-Indus, wo die Engländer jetzt Marktrecht haben. Gartok ist indessen nur ein armseliges Dorf von 15 Häusern und einigen Zelten. Von da machte Calvert einen Abstecher südwärts nach Gargunsa, einem ebenfalls traurigen, inmitten eines Sumpfes gelegenen Flecken, der jedoch neun Monate im Jahre Hauptort der tibetanischen Grenzprovinz Nari-Khorsum ist. Am 20. August verließ Calvert von neuem Gartok und zog nordöstlich auf einer neuen Route über Tschukang am Indus, der hier, schmal und durchwatbar, in einem engen, tiefen Tal dahinfließt, nach den berühmten Goldfeldern von Thok-Dschalung. Diese waren jedoch verlassen, und die Goldgräber hatten sich nach dem benachbarten Thok-Dalung begeben, das Calvert am nächsten Tage erreichte. Hier traf er einen „Serpon“, einen Beamten aus Lhassa, der zur Erhebung der Abgabe von den Goldgräbern hergekommen war. Calvert sah sich als erster Europäer diese Goldfelder sehr genau an. Dann begab er sich in nordwestlicher Richtung nach dem malerisch auf einer Felserhebung erbauten, doch größtenteils in Trümmern liegenden Rudok, von da nach dem großen Kloster Taschljong am Indus und über den Bongrupaß (5825 m), die Tschumurti-Ebene und den noch schwierigeren Badpopaß (5600 m) nach Schipki zurück. Wochenlang hatte die Expedition sich in Höhen von nicht unter 4500 m aufgehalten. Die Tibetaner hatten sich im allgemeinen freundlich verhalten.

— Die Zahl der Bewohnerschaft Neukaledoniens betrug nach dem Zensus vom 15. April 1906 ohne das Militär 52560 gegen 54415 im Jahre 1901. Die Abnahme beruht auf der Verminderung der Deportierten, deren Zahl 1906 7914 gegen 10506 im Jahre 1901 betrug. Die freie weiße Bevölkerung war 12966 Köpfe stark (gegen 12253), die Mischlingsbevölkerung 3336 (gegen 3148). Die Zahl der Eingeborenen, die sich früher sehr verminderte, blieb stationär: 27833 im Jahre 1906 gegen 27768 im Jahre 1901.

— Über die Republik Kuba, die neuerdings den Amerikanern wieder Kopfschmerzen bereitet, seien hier einige Angaben mitgeteilt, die neueren amerikanischen Veröffentlichungen entnommen sind. Die Bevölkerungszahl betrug 1899, nach Beendigung des Krieges mit Spanien, 1572797 gegen 1631687 nach dem spanischen Zensus von 1887. (Der Verlust ist der Insurrektion zuzuschreiben.) 1903 belief sie sich auf 1653486, und heute mag sie 1700000 erreicht haben. Havanna hat mehr als 275000 Einwohner. Gebessert haben sich seit der spanischen Zeit die Gesundheitsverhältnisse infolge sanitärer Einrichtungen; die jährliche Sterblichkeitsziffer, die 1885 29,3 pro tausend betrug, hat sich 1902 auf 15,4 und 1903 auf 14,5 vermindert, besonders, weil man dem Gelben Fieber wirksam begegnet ist. Die dichteste Bevölkerung hat die Provinz Havanna mit 59 auf den Quadratkilometer, die dünnste Camaguey (in der Mitte der Insel) mit 3,1. Man hat berechnet, daß Kuba eine Einwohnerzahl von 15 Millionen bequem ernähren kann; denn es ist noch viel geeignetes Land nicht bewohnt und nicht unter Kultur. 51,8 Proz. der Bevölkerung sind männlichen, 48,2 weiblichen Geschlechts. Dieses Verhältnis dürfte auf die starke Einwanderung zurückzuführen sein. Sie betrug 1902 11898 Köpfe, 1905 54221, wobei die Amerikaner aus der Union nicht mitgerechnet sind, die in einer Anzahl von nur 6000 auf Kuba wohnen. Das Hauptkontingent der Einwanderer stellen die Spanier, 1905 mit 87 Proz. Was die Rasse anlangt, so waren bei der letzten Zählung (1903) 58 Proz. eingeborene Weiße, 9 Proz. fremde Weiße und 32 Proz. Farbige vorhanden. Die Zahl der Analphabeten (solcher, die weder eine Sprache lesen noch schreiben können) betrug 1899 unter der weißen Bevölkerung noch 51 (!) Proz., unter der farbigen 74 Proz. Das Verhältnis soll seitdem erheblich günstiger geworden sein; in der Tat gibt es jetzt 3700 öffentliche Schulen. Der auswärtige Handel Kubas wird jetzt auf über 200 Millionen Dollar angegeben (95 Millionen Import, 110 Millionen Export). Am Import waren die Vereinigten Staaten 1906 mit 48 Millionen Dollar oder 50 Proz., am Export mit 87 Proz. beteiligt. Das auf Kuba investierte amerikanische Kapital beträgt 120 Millionen Dollar, das englische gegen 100 Millionen. Kuba ist vorwiegend ein Ackerbau treibendes Land; vor dem Kriege zählte man dort 90960 Plantagen, Farmen und Obstgärten, deren Gesamtwert auf 200 Millionen Dollar geschätzt wurde. Industrieerzeugnisse gab es fast gar nicht bis auf die der Zigarrenfabriken und Zuckermühlen. Zucker, Tabak und Früchte sind heute die Hauptprodukte der Insel, dagegen wird Kaffee jetzt nur wenig über den eigenen Bedarf der Kubaner hinaus gebaut. Der erwähnte Mangel an Industrie, mit Ausnahme einiger Spezialitäten, ist eine Folge der spanischen inneren Politik und der langen Sklaverei. Es gibt unter den Kubanern selbst wenig geschickte Arbeiter oder Handwerker, und die vorhandenen sind meist von Übersee eingewandert. Dem Bedarf an solchen Kräften können sie jedoch nicht genügen, und so hat auch Kuba seine Arbeiterfrage, die indessen keinen sozialen Charakter trägt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 3. BRAUNSCHWEIG. 17. Januar 1907.

Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen und ihre Beziehungen zu den Wandervölkern.

Von Gustav Fritsch.

(Schluß.)

Das erst in jüngerer Zeit erschlossene Queensland ist das Hauptstandquartier des ersten Typus, die von hier stammenden Schädel zeigen die angegebenen Merkmale am ausgeprägtesten, hier sieht man noch heutigentags lebende Personen, die den Typus deutlich erkennen lassen. Im Norden erstreckt sich dies Gebiet bis zur Küste, aber auch die zentralen, zu Victoria, sowie Australia-West geschlagenen Gebiete gehören ethnographisch dazu, sowie der nördliche Teil von Neu-Süd-Wales. Der zweite Typus ist hauptsächlich im südlichen Teile von Neu-Süd-Wales, im südlichen Victoria und den Küstengebieten des Südwestens vertreten und zeigt in den schon früh kultivierten und zum Teil mit Kolonisten dicht besetzten Landstrichen charakteristischerweise eine größere Widerstandskraft als in den öden nördlichen Gebieten.



Abb. 10. **Papua-Mann vom Hyon-Golf. Neuguinea.**

Diese allmählich auffallender werdende Abschwächung des ausgeprägten Typus mit der Entfernung von dem Queensland-Zentrum gegen die Südküste, die abweichende, vorteilhaftere Körperentwickelung und die größere Widerstandskraft gegen die Schädigung durch die eindringende Zivilisation deuten darauf hin, daß hier ein Bevölkerungselement hinzugetreten ist, welches die unvermischte Urbevölkerung an Vervollkommnungsfähigkeit weit überragte, wenn es auch selbst noch keine hohe Stufe der Kultur erklommen hatte. Da die Südostecke Australiens die Abweichungen vom Queensland-Typus am deutlichsten zeigt, wird man wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß die fraglichen Elemente hier von der Seeseite eingedrungen sind, und die gar nicht mehr typischen, jetzt untergegangenen tasmanischen Eingeborenen mögen ihnen nahe gestanden haben.

Diese Tasmanier aber bildeten ethnographisch wiederum eine Brücke, welche zu den melanesischen Stämmen der nordöstlichen Inselwelt hinüberführte, also zu Stämmen, welche nicht als Urbevölkerungen in unserem Sinne, sondern als Wandervölker zu betrachten sind.

Die Öde und Abgeschlossenheit des australischen Kontinentes, welche in ihm eine so rückständige Tierwelt wie die Beuteltiere und das Eier legende Schnabeltier erhielt, hat auch eine so ausgedehnte, rückständige menschliche Bevölkerung, welche sicher zu den ältesten Erscheinungen des menschlichen Geschlechtes auf der Erde gehört, bis auf unsere Tage bewahrt. Die Rekonstruktion des Pithecanthropus erectus, welche in so verunglückter Form auf dem Pariser Kongreß erschien, hätte sich wohl richtiger an den Australiertypus angelehnt, dem er ja auch räumlich nahe steht; nach dem Schenkelbein zu schließen, hat der Pithecanthropus sicher keine Affenbeine, sondern



Abb. 11. **Eingeborenengruppe von Buka, Salomoninseln.**

„afrikanisch" den Vorwurf einer gewissen Voreingenommenheit erwecken dürfte.

In der Tat kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch im tropischen Osten Reste von Bevölkerungselementen, sowie die Spuren von Blutmischungen auftauchen, welche im Sinne der physischen Anthropologie den afrikanischen Stämmen beizuordnen sind. Ohne die Gegenden selbst bereist zu haben, hätte ich einen solchen Ausspruch vielleicht nicht gewagt, da manche somatische Verschiedenheiten sich als unübersteigliche Mauer zwischen dem Osten und Westen aufzubauen schienen. Wie so häufig erwies sich bei genauerer Betrachtung die Mauer in der Nähe durchaus nicht als unübersteiglich.

Obenan stand für mich nach sonstigen Erfahrungen die Haarfrage, das wichtigste Rassenmerkmal überhaupt. Die Perücke eines Papua, eines Bewohners der Neuen Hebriden, von Neu-Pommern oder Neu-Mecklenburg, welche auf den Photographien einen fremdartigen, nicht eigentlich afrikanischen Eindruck machte, steht nach den in meinen Besitz gelangten Proben keineswegs so fern von Haarbildungen, wie sie an der Ostküste Afrikas, besonders im Zululande, noch heute beobachtet werden (Fig. 10). Hier wie dort ist das natürliche Wachstum durch künstliche Einwirkungen häufig bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß typisches Zuluhaar einen ovalen Querschnitt zeigt und mit spiraliger Drehung die Wurzelscheiden verläßt; gleichwohl finden sich im Zululande (vgl. Taf. II meines Atlas der Eingeborenen Süd-Afrikas [8]) Haartrachten, welche

[8]) Die Eingeborenen Süd-Afrikas, anatomisch und ethnographisch beschrieben. Breslau 1878.

Menschenbeine, ähnlich wie die Australier, gehabt. Doch es dürfte angezeigt sein, die allgemeinen Betrachtungen auf eine spätere Zeit zu verschieben, wenn ein vollständigerer Überblick gewonnen wurde, und hier zunächst den Beziehungen nachzugehen, welche sich bei der Betrachtung östlicher und nordöstlicher Bevölkerungen des Archipels ergeben, wo sich die Verhältnisse durch die Eigentümlichkeit der geographischen Lage ganz besonders verwickelt gestalten und die verschiedenen Völkerströmungen so verschlungen sind, daß es wohl niemals gelingen wird, sie aufzulösen.

Fassen wir unleugbare, wissenschaftliche Tatsachen ins Auge, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es sich ursprünglich um mehrere Volksströmungen handelte, deren Spuren wegen ihrer absolut ungleichen Mächtigkeit sich in äußerst verschiedenem Maße erhalten haben, als deren Verschlingung aber wir den gordischen Knoten betrachten müssen.

Von diesen Strömungen steht wegen ihrer hervorragenden Mächtigkeit die indo-chinesische (malaiische) obenan. Die nach Norden in dünnen Linien durch den Osten des Archipels ausstrahlende australische Urbevölkerung konnte derselben ernsten Widerstand nirgends entgegensetzen; nur die Wildheit des Heimatlandes und die Unzugänglichkeit der Wohnplätze gewährte den Früherkommenden einen unsicheren Schutz. Eine andere Volksströmung, obwohl ihrem Inhalt nach die schwächste, ist von besonderer Wichtigkeit, freilich auch von ebenso großer Schwierigkeit einer sicheren Festlegung. Die Schwierigkeiten dafür sind in der Tat so groß, daß die meisten Forscher von dem Versuch einer Lösung überhaupt Abstand genommen haben.

Indessen ist es kaum im Sinne unserer Wissenschaft, eine so wichtige Frage, bloß weil die Lösung vorläufig aussichtslos erscheint, einfach achselzuckend beiseite zu schieben und als Vogel Strauß den Kopf in den Busch zu stecken, um die zu erklärenden Tatsachen nicht zu sehen. Man wird diese auch im Osten nachweisbare Volksströmung am besten die „nigritische" nennen, da die Bezeichnung

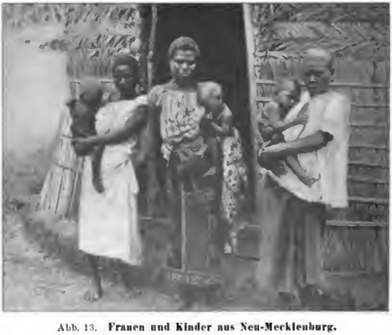


Abb. 13. **Frauen und Kinder aus Neu-Mecklenburg.**

eine weitgehende Übereinstimmung mit dem Haaraufbau der Papua zeigen. Ich habe bereits vor Jahren nachgewiesen, daß auch das Haar der Papua einen abgeplatteten, fast bandförmigen Querschnitt zeigt; die Haare ordnen sich daher auch spiralig auf der Kopfhaut, wenn man sie ihrem natürlichen Wachstum überläßt, bzw. kehren in dasselbe zurück, wo das Verhältnis nicht durch künstliche Eingriffe gestört wird. Die dichten, verfilzten Perücken der Zulu wie der Papua entstehen durch das andauernde Auseinanderzerren der sich zu Zotteln verfilzenden Spiralhaare, welche dabei in weite, nicht mehr deutliche Spiralen übergehen und sich mit den Nachbarhaaren zu der bekannten, fast schwammig anzufühlenden Perückenbildung vereinigen. Eine in meinen Händen befindliche Probe zeigt außer der allgemeinen verfilzten Anordnung im Nacken schmale Zotteln, am Ende durch fremde Beimengungen verklebt, an der Wurzel aber aus deutlich spiralig gedrehten Haaren gebildet.

Offenbar sind es aber nicht die Papua, welche die deutlichste Verwandtschaft mit afrikanischen Bildungen zeigen, sondern zunächst kommen hierbei die bereits oben beschriebenen Andamanen in Betracht, deren Haar so typisch afrikanisch ist, wie irgend welches aus dem Kontinent selbst entnommene. Dazu kommt die ebenso unzweifelhaft afrikanische Hautfarbe der Andamanen, während die Schädelbildung, wie erwähnt, durch den hohen Längen-Breitenindex sich allerdings von dem verbreitetsten dortigen Typus entfernt.

Nun, die Andamanen sind da, auf ihren einsamen Inseln unfern der hinterindischen Küsten, und niemand wird behaupten wollen, daß sie dort an Ort und Stelle entstanden sind als eine isolierte Menschenschöpfung. Eher möchte man wohl annehmen, daß der Teufel, im Begriff, einen verdammten afrikanischen Stamm im Sack nach der Hölle zu schleppen, über den Andamanen ein Paar durch ein Loch des Sackes verloren hat. Da sie so klein sind, konnten sie leicht hindurchschlüpfen; kleine Stämme gibt es aber auch sonst in Afrika, denen sie außerdem durch andere Merkmale, wie die Hinneigung zur Steatopygie bei den Frauen, nahe stehen.

In der Tat sind die Papua nicht annähernd so ausgesprochen nigritisch als die Andamanen; wurde oben von mir die ungelöste Frage aufgeworfen, warum die indischen Bevölkerungen so auffallend dunkel sind, so könnte man hier eine andere entgegenstellen: warum die Papua verhältnismäßig, d. h. für eine nigritische Rasse, so hell sind. Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man dieses Merkmal indochinesischen (malaiischen) Einwirkungen zuschreibt, obgleich solche Einwirkungen im übrigen wenig ersichtlichen Einfluß auf ihre physische Erscheinung ausgeübt haben. Die eigentümliche Zähigkeit der nigritischen Merkmale bewährte sich gegenüber den vermutlich nur schwachen Beimischungen solchen Blutes in bemerkenswerter Weise. Immerhin hat man im Hinblick auf diese Verhältnisse zunächst Bedenken, den im Westen durch die starken indischen und malaiischen Strömungen abgerissenen Faden nigritischer Einwanderungen wieder anzuknüpfen, doch unterliegt die Verschiedenheit der Hautfärbung offenbar noch manchen, ungenügend bekannten Bedingungen.



Abb. 12. **Eingeborene der Gazellen-Halbinsel von australoidem Aussehen.**

Dies leuchtet unmittelbar ein, wenn wir noch weiter östlich im melanesischen Gebiet auf den Salomoninseln und den Hebriden Eingeborene beobachten, deren Hautfarbe von einem so kräftigen Schwarz ist, wie man es kaum in Afrika findet, wie es wenigstens die Bantustämme nirgends aufweisen. Auch bei den Eingeborenen der Salomoninseln oder „Buka“, nach der nördlichsten Insel benannt, ist das Haar in afrikanischer Weise spiralig gedreht, doch wird es nicht zu so mächtigen Perücken entwickelt wie bei den Papua. Die Erscheinung solcher Bukaleute ist häufig in dem Maße afrikanisch, daß ich mich nicht anheischig machen möchte, dieselben sicher herauszufinden, wenn sie ohne besondere künstliche

Merkmale unter einen Trupp zentralafrikanischer Nigritier untergemischt würden (Abb. 11).

Es ist, als wenn die ostwärts vordringenden nigritischen Elemente, im Rücken von den feindlichen und viel mächtigeren Volksströmungen gedrängt, sich auf diesen Inselgruppen zusammengefunden hätten und hier einer weiteren Bedrängung nicht ausgesetzt wurden.

Die Gesichtszüge sind allerdings nicht so, wie sich die Leute gewöhnlich den unglückseligen typischen Neger nach Blumenbach vorstellen, aber dasselbe gilt auch von dem größten Teil der in Afrika unter dem Begriff „Neger" zusammengefaßten Stämme. Die Lippen sind nicht so stark gewulstet, die Prognathie ist nur mäßig, die Stirn gut entwickelt, die Jochbeine nicht ungewöhnlich stark.

Weiter als bis zu den genannten Inseln und hinunter nach Tasmanien (?) scheint die nigritische Strömung nicht vorgedrungen zu sein, wenn auch vielleicht einzelne Individuen zufällig oder gewaltsam verschleppt auf andere Inselgruppen gekommen sein mögen; da die gefangenen Feinde als Regel aufgefressen wurden, mußte sich die Abgrenzung trotzdem reiner erhalten, als unter anderen Verhältnissen möglich gewesen wäre.

Wie verschieden sich die Bewohner nahe benachbarter Inseln gestalten können, ist im Archipel überall zu beobachten und muß als tatsächlicher Befund in Rechnung gestellt werden, ohne daß wir sofort, wie es gerade von Ortskundigen häufig geschieht, jede verwandtschaftliche Beziehung zwischen den physisch und noch mehr linguistisch stark voneinander abweichenden Volkselementen zu leugnen brauchten.

Wäre dies der Fall, so stünden wir in den betreffenden Gegenden einem Chaos gegenüber, mit dem die ethnographische Wissenschaft niemals etwas anfangen könnte.

Außer den eigentlichen Papua von Neu-Guinea haben wir im melanesischen Gebiet unter deutscher Herrschaft noch mehrere abweichende Stämme zu verzeichnen, die so verschiedene Sprachen sprechen, daß sie sich überhaupt nicht verstehen. Da sind zunächst die primitivsten und, wie man annimmt, ältesten Bewohner von Neu-Pommern, die Baininger, welche die steilen Gebirge der Gazellenhalbinsel und wohl auch weiter westlich bewohnen und von den Küstenbewohnern wie wilde Tiere angesehen werden, mit denen sie nur gelegentlich einen unbedeutenden Austausch von Produkten haben. Sie machten sich vor zwei Jahren unangenehm bemerkbar durch die Ermordung des Missionars Pater Rascher mit neun anderen Missionaren und Schwestern. Bei der auf die Mordtat folgenden Strafexpedition wurden alsdann die Stämme zum großen Teil vernichtet, der Rest unterwarf sich.

Die Hautfarbe der Baininger ist nach Entfernung des unglaublichen Schmutzes eher etwas heller als die der Küstenbewohner, die Gestalt ist weniger kräftig entwickelt, die Gesichter nähern sich zuweilen infolge der kurzen, aufgestülpten Nase mit eingedrückter Wurzel etwas dem Australiertypus. Die Kopfhaare, meist durch Kalk entfärbt, hängen in wilden Strähnen um den Kopf, das Gesicht der erwachsenen Männer ist häufig durch einen dünnen, struppigen, sog. Seemannsbart eingefaßt, während Kinn und Lippen keine oder schwache Behaarung zeigen. In einer bestimmten Gegend Neu-Pommerns tragen die Männer häufig einen fußlangen Vollbart, dessen Haare in dicke, aus der Entfernung wie Locken erscheinende Strähne verfilzt sind. Ringwurm ist unter ihnen von einer entsetzlichen Verbreitung.

Die größere Masse der Bewohner auf der Gazellenhalbinsel kommt sich den eigentlichen Bainingern gegenüber sehr erhaben vor; indessen spricht schon die Unsicherheit und das Schwankende im Aussehen für eine allmählich erfolgte Abänderung der Küstenbevölkerungen durch gelegentliche Beimischungen mit Elementen der Bergstämme. Früher raubten die Leute der Küstenbevölkerung Baininger, besonders Weiber, um sie als Sklaven zu benutzen, und auch jetzt noch werden auf friedlichem Wege häufig Frauen dieser Stämme erworben. Die Vermischung ist also tatsächlich zu begründen. Als ich im Innern unter ihnen verweilte, wo von verschiedenen Gegenden die Leute zum Gerichtstag zusammengeströmt waren, konnte ich nicht umhin, diesen abweichenden Habitus zu beobachten, und daß nicht selten Personen unter ihnen erschienen, welche die Australiermerkmale noch ausgeprägter zeigen als die eigentlichen Baininger (Abb. 12).



Abb. 14. **Australoider Eingeborener der Neuen Hebriden.**

Seitdem sind etwa 100 Schädel von Bewohnern der Gazellenhalbinsel durch meine Hände gegangen, von denen die besterhaltenen (über 50) mein Eigentum geworden sind, und es kann auch an diesen der Beweis geführt werden, daß Bildungen unter ihnen auftreten, welche lebhaft an typische Australierschädel erinnern. Die genauere Untersuchung wird dafür leicht zahlenmäßige Belege bringen können.

Gänzlich abweichend sind die Schädel der Bewohner eines bestimmten Bezirkes der Südküste von Neu-Pommern, welche auch sonst durch robusten Körperbau und eigentümlich grobe Züge von den übrigen abweichen. Die Schädelform ist durch Binden künstlich verunstaltet, so daß der Schädel nach hinten ansteigt (Turrikephalus); die Leute werden daher mit dem ziemlich ungeeigneten Namen „Spitzköpfe" belegt. Auch dieses Vorkommen ist wegen seiner Isoliertheit sehr merkwürdig.

Die Länder wären übrigens ethnographisch entschieden minderwertig, wenn nicht das zeitgemäße Märchen von den Zwergen im Innern bei ihnen ebenfalls in



Abb. 15.
Aetas-Frau aus Nord-Luzon.

Szene gesetzt worden wäre, selbstverständlich hier ebenso beweislos wie an anderen Orten.

Die Bewohner der langgestreckten Insel Neu-Mecklenburg sind weder mit den Papua von Neu-Guinea, noch mit den Bewohnern von Neu-Pommern ganz übereinstimmend, noch auch mit denjenigen von Neu-Lauenburg (Abb. 13). Sprachlich verständigen können sich von den verschiedenen bezeichneten Bevölkerungselementen nur die Küstenbewohner von Neu-Pommern mit denen von Neu-Lauenburg und einigermaßen mit den Bewohnern der Landschaft Laur von Neu-Mecklenburg. Die Bainingsprache ist durchaus verschieden. Wer alle die verschiedenen sprachlichen Stämme (in Neu-Pommern allein drei) als besondere Rassen hinstellen will, wird bald die Undurchführbarkeit des angewandten Prinzips einsehen müssen; jedenfalls darf die physische Anthropologie demselben gegenüber ihre eigenen Wege gehen. Als wichtigstes Ergebnis der oben flüchtig skizzierten Vergleichungen möchte ich die Überzeugung festhalten, daß durch die westlichen Teile des melanesischen Gebietes eine der australischen Rasse verwandte Unterströmung in der Bevölkerung nachweisbar ist, welche sich weiter nach Norden verfolgen läßt.

Die strenge linguistische Forschung hat zu den ohnehin großen Schwierigkeiten, welche sich einer vernünftigen Lösung der schwebenden ethnographischen Fragen des Archipels entgegenstellen, eine weitere hinzugefügt, welche bisher noch nicht berührt wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die rein polynesischen Stämme sich eine bemerkenswerte Übereinstimmung der Sprachen bewahrt haben, so daß sie sich auch aus entfernten Gebieten vielfach direkt verstehen können, daß eine größere Zahl von Wörtern also wirklich übereinstimmen, gewisse Abweichungen sich nach bestimmten Gesetzen der Lautverschiebung erklären lassen. Hierher gehören die Maori, Morieri, Tonga-Insulaner, Sandwich-Insulaner und Samoaner als Hauptrepräsentanten. Da sich dabei deutliche Anlehnungen an Sanskrit finden, so sind die Wurzeln dieser Sprachen jedenfalls noch weiter westlich zu suchen, was mit den hier entwickelten ethnographischen Anschauungen recht gut übereinstimmt.

Dagegen schieben sich nun zwischen die südlichen papuanisch-nigritischen und die polynesischen Volkselemente in kleinen spärlichen Gruppen auf die Inselwelt verteilt andere ein, welche von den Sprachkundigen als durchaus fremdartig und unvereinbar hingestellt werden. Ihre Verbreitung deckt sich im wesentlichen mit dem geographischen Begriff „Mikronesien", der an sich auch schon nicht als besonders klar und übersichtlich abgegrenzt erscheint. Soll für diese paar tausend Menschen wiederum noch eine besondere, bisher nicht einmal hypothetisch zu bezeichnende Herkunft und Entwickelung angenommen werden, so geht jede Hoffnung auf eine vernünftige Lösung der verwickelten Volksströmungen verloren.

Die polynesischen Stämme haben als besonders kühne Seefahrer und infolge der verhältnismäßig späten Trennung der einzelnen Glieder wohl eine günstigere Gelegenheit gehabt, eine einheitliche Sprache zu bewahren. Von den Mikronesiern galt dies nicht im gleichen Maße, und die kleinen Gruppen haben wohl durch unberechenbare, zufällige Beimischungen bei andauernder Isolierung den fremdartigen Charakter angenommen. Die physische Beschaffenheit ist jedenfalls wechselnd und unbestimmt, doch möchte ich ohne eingehendere Vergleichung mich hier nicht darüber äußern, sondern die Frage als eine offene behandeln und als Anthropologe nur Verwahrung dagegen einlegen, daß man, allein auf linguistische Unterscheidungen gestützt, ein weiteres ethnographisches Rätsel für die Südsee zu konstruieren sucht.

An der Hand eines reichen photographischen Materials, wie es jetzt beschaffbar ist und mir selbst schon in ziemlicher Vollständigkeit vorliegt, wird es möglich sein, Typen für die verschiedenen Bevölkerungsgruppen aufzustellen, deren Verhältnis zueinander bei eingehender Vergleichung mit einiger Wahrscheinlichkeit sich ergeben würde.

Hier ist noch eine besonders wichtige Frage zu erörtern, welche sich unmittelbar an die Betrachtungen über den australischen Typus anschließt und das nördliche Auslaufen dieser Volksströmung im Auge hat.

Die Schwierigkeiten, eine Verständigung über die verwickelte Ethnographie der östlichen Inselwelt zu erzielen, werden wesentlich verstärkt durch die Benutzung einer anthropologischen Bezeichnung, welche durch ihre durchaus unsichere Anwendung noch mehr Verwirrung angerichtet hat als das Stammwort „Neger", von dem sie abgeleitet wird, nämlich die Bezeichnung „Negrito".



Abb. 16. **Negrito-Mann von Luzon.**
Nach A. B. Meyer.



Abb. 17. **Ibalao von Luzon.**
Nach A. B. Meyer.

Während man mit der Bezeichnung „Neger" doch wenigstens die Vorstellung eines gewissen, wenn auch beschränkten Teiles der nigritischen Bevölkerung Afrikas verbindet, ist der Name „Negrito" ein „lucus a non lucendo", wenn er von den Autoren Individuen beigelegt wird, deren physische Erscheinung vom „Neger" vielleicht nur die dunkle Hautfarbe aufweist. Die Verzweiflung an der sicheren Festlegung der Bezeichnung „Negrito" ist wohl der Grund, daß man ihm den Ausdruck „pelagische Neger" an die Seite gestellt hat, der wenigstens darüber keinen Zweifel aufkommen läßt, daß die so zusammengefaßten Stämme nigritische Merkmale aufweisen müssen.

Als „pelagischer Neger" hat man unzweifelhaft die Andamanen und Bewohner der Salomoninseln zu bezeichnen, bei anderen, wie den Papua, den Neuen Hebriden und noch mehr den Fidschi-Inseln, wird diese Benennung wegen der oben angedeuteten, weitgehenden Vermischungen schon unsicher. Keinesfalls aber ist man berechtigt, die Philippinen-Negrito der Autoren insgesamt bei den pelagischen Negern unterzubringen. Ein Teil der Eingeborenen von den Neuen Hebriden zeigt, wie es Abb. 14 lehrt, deutliche Merkmale des Australiers, wenn auch die Haare nigritisches Blut erkennen lassen.

In gleicher Weise zeigt ein Teil der als Negrito von den Autoren angesprochenen Eingeborenen der Philippinen, besonders die sog. „Aetas" (Schwarze), ausgesprochen australische Merkmale.

Sie haben vor allen Dingen das abstehende, flockige, nicht spiralig gedrehte Haar der Australier, welches Merkmal allein ausreichen sollte, sie von den Nigritiern zu trennen; der Schnitt des Gesichtes mit der aufgestülpten, kurzen Nase, eingedrückten Nasenwurzel, starken Augenbrauenbögen und der fliehenden Stirn ist australisch, aber nicht nigritisch. Es bleibt übrig die Hautfarbe, welche aber bei beiden Rassen schwärzlich-braun ist und ebenso auch bei anderen von niemand als Neger angesprochenen Stämmen (z. B. bei indischen Drawidas) vorkommt (Abb. 15).

Auch der Wuchs erinnert unter den Aetas Luzons lebhaft an denjenigen der Australier, wenn er auch im Durchschnitt in der Höhe etwas zurückbleibt. Es ist dies hier nur ein Zeichen ihrer Verkommenheit und Unterdrückung, wie die verkommenen negerhaften Andamanen ebenfalls das Durchschnittsmaß ihrer afrikanischen Verwandten nicht erreichen. Hier wie an anderen benachbarten Orten ist die indo-chinesische (malaiische) Einwanderung, aus denen die Tagalen der Philippinen hervorgingen, die ebenfalls recht ungeeigneter Weise als „Filipinos" bezeichnet werden, von Anfang an zu übermächtig gewesen.

Der gänzliche Mangel der Kleidung oder deren Beschränkung auf einen Lendenschurz, die Bewaffnung und Art zu wohnen: alles erinnert bei den Aetas und verwandten Stämmen lebhaft an die Eingeborenen Australiens.

Nehmen wir die verwischten, aber doch kenntlichen Spuren von Blutbeimischung hinzu, welche auf dem Wege von Australien nach den Philippinen hinauf nachweisbar sind, so ergibt sich die Anschauung, daß die Verbreitung australischer Bevölkerungselemente in der Zeit, bevor die nigritische und indo-chinesische Strömung sich im Archipel geltend machte, keineswegs auf Australien beschränkt war, sondern sich im Osten der asiatischen Inselwelt weit nördlich ausdehnte und jedenfalls auch die Philippinen in ihren Bereich zog. Es ist nicht unmöglich, daß die noch fast unbekannten Urbewohner im Innern von Formosa auch noch versprengte Reste dieser Urbevölkerung enthalten.

Die Philippineninseln scheinen im Unterschied von den meisten anderen des Archipels die Besonderheit aufzuweisen, daß in ihnen zwar auch nach und nach die verschiedensten Rassen ihre Vertreter landeten, daß aber keine Partei unter diesen Einwanderern ihre Macht bis zur völligen Unterdrückung der früher Gekommenen ausnutzte.

Daher ist das Völkerbild der Inseln ein so auffallend buntes, und die verschiedenen Elemente sind bei den hochgradigen Vermischungen hier besonders schwer aus-



Abb. 18. **Negrito (Beslsi) der Halbinsel Malakka.**
Nach Martin.

einander zu halten. Herr A. B. Meyer hat sich daher durch die Veröffentlichung mehrerer photographischer Albums von Eingeborenen der Philippinen, unter denen besonders das im Jahre 1904 erschienene „Filipino-Album" wichtige Einblicke in die Ethnographie gewährt, anerkennenswerte Verdienste erworben.

Aus dem Studium der Abbildungen, die zum großen Teil von dem zu früh verstorbenen Schadenberg herrühren, ergibt sich, daß tatsächlich auf den Philippinen Eingeborene existieren, welche einen nigritischen Habitus tragen, d. h. bei schwärzlicher Hautfarbe spiralig gedrehtes Haar und ziemlich aufgeworfene Lippen zeigen (Fig. 16). Es steht nichts entgegen, solche Stämme „Negritos" zu nennen, doch sollte man keine Individuen mit den Merkmalen des Australiers hinzunehmen, d. h. keine flockhaarigen Stämme[9]).

Schadenberg und sein Interpret Herr Meyer haben den Vermischungen der Stämme nach Möglichkeit Rechnung getragen, so besonders bei der Darstellung von Eingeborenen der Insel Mindoro. Hier findet sich außer Negritos auch ein mit dem Namen „Mangianen" belegter Stamm, welcher sich seiner physischen Beschaffenheit nach an die Igorroten Nord-Luzons anzulehnen scheint. Ein Teil der abgebildeten Personen ist als eine Mischung von Negritos und Mangianen bezeichnet, und man wird diese von ortskundiger Seite herrührenden Angaben anzunehmen haben. Es erscheint aber bei objektiver Beurteilung auffallend, wie wenig sich diese behauptete Mischung im Äußeren der Personen ausprägt. Sie sind offenbar mehr nach der Seite der Mangianen hingeschlagen, d. h. sie haben außer anderen Merkmalen das flockige oder höchstens krause Haar behalten, während sonst Vermischung mit nigritischem Blut meist durch die starke Neigung der Haare, sich spiralig zu drehen, noch kenntlich wird. Man möchte daraus schließen, daß auch in den Negritos der Philippinen das nigritische Blut schon stark mit anderen Elementen durchsetzt ist.



Abb. 19. **Alfuru von Celebes.**

Auf der Insel Mindoro finden sich außer den genannten Stämmen auch noch Eingeborene, welche als „Bagobos" bezeichnet werden; hier genügt ein Blick auf die ganze Erscheinung, auf Kleidung, Bewaffnung und Wohnungen, um in ihnen einen Zweig indo-chinesischer Abkunft, wie sie auf den weiter westlich gelegenen Inseln in ungleicher, aber doch der Abstammung nach einheitlicher Entwickelung so verbreitet sind, zu erkennen. Die Tagalen und ihre Verwandten auf Luzon und den benachbarten Inseln (Abb. 17) reihen sich ihnen zwanglos an. Bei den letzteren kommt nun außer den sonstigen Blutbeimischungen auch noch der Einfluß europäischen Blutes durch die spanische Einwanderung in Betracht. Eine den vornehmeren Ständen in Manila angehörige Dame unterscheidet sich nur noch wenig von einer Südspanierin. Solche Personen haben den Charakter einer bestimmten Rasse fast vollständig verloren. Offenbar dürfen solche begreiflichen Abweichungen von der ursprünglich zugrunde liegenden Rasse nicht Zweifel in die allgemeine Auffassung des Völkerbildes tragen, welches sich trotz seiner Verworrenheit sehr wohl auf die besprochenen Völkerströmungen zurückführen läßt, wenn man berücksichtigt, daß die Wellen derselben hier in verhältnismäßig eng begrenzten Wohnsitzen brandeten.

Ich möchte also meine Auffassung der Ethnographie auf den Philippinen dahin zusammenfassen, daß hier die nördlichsten Ausläufer einer australischen Urbevölkerung vorliegen, welche bisher bekannt wurden, und diese von einer aus dem Westen ausstrahlenden nigritischen Rasse durchsetzt wurden, welche erst später den Druck der Ausbreitung indo-chinesischer Stämme zu erdulden hatte. So würde auch dieses verworrene Bild sich unter einer einheitlichen Auffassung aufklären lassen.

Sehr förderlich für solche Auffassung ist auch der Umstand, daß der durch kritiklose Anwendung stark in Mißkredit gekommene Ausdruck „Negrito" neuerdings unter vorsichtigerer Anwendung wieder berechtigterweise an Ansehen gewinnt und die so dringend erwünschten Bindeglieder für die vereinzelten Bruchstücke der nigritischen Volksströmung zu liefern verspricht.

Schon früher haben die Autoren von „Negritos" auf der Halbinsel Malakka gesprochen, aber erst die neuesten eingehenden Untersuchungen des Herrn Martin geben eine genügend deutliche Vorstellung von den betreffenden Stämmen, um ihren eigentlichen Habitus außer Zweifel zu stellen. Die von ihm unter dem Namen Semang beschriebenen und abgebildeten Stämme ordnen sich, wie er selbst hervorhebt, offenkundig dem richtig abgegrenzten Begriff „Negrito" unter[10]) (Abb. 18).

Es ist dies nicht nur an und für sich eine höchst wichtige und erfreuliche Tatsache, sondern sie erweckt berechtigte Hoffnungen, daß es gelingen werde, auch an anderen Stellen die Glieder der auseinandergesprengten Kette nigritischer Stämme wieder miteinander zu verknüpfen.

In ähnlicher Weise wie die mangelhafte Abgrenzung und schwankende Anwendung des Namens „Negrito" Unsicherheit in die ethnographischen Verhältnisse des Archipels getragen hat, kann dies in erhöhtem Maße von einer anderen dort üblichen behauptet werden, nämlich von der Bezeichnung „Alfuru".

Bevor ich die Länder selbst besuchte und auf die Literaturangaben angewiesen war, hielt ich den Begriff „Alfuru" überhaupt für unfaßbar, weil die Angaben über die Körperbeschaffenheit wie die Verbreitung der Alfuru sich in ärgster Weise widersprachen. Seitdem ist durch bessere Beobachter, besonders durch die Vettern Sarasin in den Veröffentlichungen über ihre Reisen auf Celebes unsere Kenntnis dieser Stämme erheblich erweitert worden.

Es freute mich sehr zu lesen, daß die genannten

[9]) Ich denke hier besonders an die Figur eines aufrecht stehenden Mannes, den Bogen spannend, welcher zuweilen als „Aetas" oder direkt als „Negrito" bezeichnet wird, obwohl er fast gänzlich einem Nord-Australier gleicht.

[10]) Die Inlandstämme der Halbinsel Malakka, S. 1005.

Forscher sich eine ähnliche Anschauung gebildet haben wie ich selbst, nämlich daß die Alfuru der „weddaistischen" Bevölkerungsgruppe zuzuweisen sind. Selbstverständlich ist dabei vorausgesetzt, daß ein „Alfuru" nicht papuanisch aussehen darf, ebensowenig wie ein „Negrito" australoide Merkmale zeigen kann, wenn die Bezeichnung Berechtigung haben soll (Abb. 19). In betreff einer wirklichen Blutsverwandtschaft mag man sich so absprechend oder skeptisch verhalten wie man will, es ist festzuhalten, daß die Vermutung aufgestellt werden darf, die Alfuru seien eine abgesprengte Gruppe der über die südlichen und südöstlichen Teile Asiens, sowie den westlichen Archipel dünn verstreuten Urbevölkerung, welche als die älteste angesehen werden muß, da sie hier wie überall in die unwegsamen, schwer zugänglichen Gegenden von den später Kommenden zurückgedrängt wurde.

Solche Betrachtungsweise der Alfuru gibt auch hier ein einheitliches, anschauliches Bild über die Volksverbreitung und würde einen großen Teil der darüber eingerissenen Verwirrung beseitigen.

Die vorstehenden Anschauungen über die Grundzüge der ethnographischen Verhältnisse im Osten werden gewiß in mancher Beziehung Widerspruch finden, da sie vielfach mit vorgefaßten Meinungen und eingewurzelten Vorurteilen zu kämpfen haben. Ich bin mir aber bewußt, mit diesen Angaben auf dem Boden einer breiten Grundlage selbstbeobachteter Tatsachen unter enger Anlehnung an die zuverlässigen modernen Beobachter zu stehen, die natürlich nur durch besseres, beweiskräftigeres Material beiseite geschoben werden können. Die Untersuchung am grünen Tisch unter Benutzung schimmelig gewordener Autoren, die vielleicht selbst wenig oder nichts von den örtlichen Verhältnissen kennen gelernt haben, kann nicht dagegen ins Feld geführt werden.

Ich lege daher die Entscheidung, inwieweit ich richtig beobachtet habe, vertrauensvoll in die Hände der aufstrebenden, aktiv als Beobachter tätigen anthropologischen Jugend. Meine Hoffnung auf ein baldiges Durchdringen der Wahrheit würde größer sein, wenn nicht zurzeit noch die Verehrung der toten Zahl der lebendigen, morphologischen Anschauung soviel unberechtigten Abbruch täte.

Bamum.

Von Hauptmann a. D. Hutter.

(Schluß.)

Zweimal in der Woche wird größerer Markt abgehalten; den einen, an einem Dienstag unseres Kalenders, hatte ich Gelegenheit zu besuchen, der andere soll, wie mir gesagt wurde, jeweils am Freitag stattbaben. An diesen Freitagmärkten werden auch bisweilen Reiterspiele abgehalten. Vor Tagesgrauen bereits ziehen vom offenen Land herein in Scharen die Verkäufer der verschiedensten Landesprodukte und Industrieerzeugnisse, sowie die Käufer von auswärts oder haben bereits tags zuvor bei ihren Gastfreunden Quartier genommen. Die Haussa legen ihre Schätze entweder in ihrem Viertel an den Wegen zierlich geordnet zur Schau oder beziehen damit gleichfalls auf dem großen Marktplatz die ihnen zugewiesenen Plätze. Denn es herrscht eine ausgesprochene Marktordnung und strenge Marktpolizei, genau wie das Nachtigal so anschaulich von dem großen Markt in Kuka schildert. Überhaupt das ganze Marktgetriebe gemahnte mich so lebhaft an diese klassische Beschreibung eines großen Sudanmarktes, daß ich geradezu darauf verweise (Sahara und Sudan, Bd. I, S. 671). Größe sowie Zahl der Marktbesucher sind natürlich den kleineren Verhältnissen entsprechend kleiner zu nehmen; ein Gewühl von 4000 bis 5000 Menschen aber sicherlich wogte auf dem Platze, als ich ihn zur Mittagszeit, wo das Treiben am lebhaftesten ist, besuchte. Die von den Haussa zu Markt gebrachten Waren sind die gleichen, wie sie die Sudankaufleute überall in den Adamauastädten feil bieten: Leder-, Flechtarbeiten, Eisengegenstände, Strohteller, Straußfedern, Tücher usw., ich kann da ganz auf Passarges „Adamaua" und die vielen trefflichen Abbildungen verweisen. Die Bamum eigenen Industrieerzeugnisse unterscheiden sich der Art nach nicht wesentlich von dem in den benachbarten Bali- und Batigebieten gefertigten, wohl aber in der vielfach sorgfältigeren Ausführung und manchen Details der Bearbeitung; es sind hauptsächlich Eisen-, Holz-, Ton-, und Flechtarbeiten (Abb. 16 und 17). Die aus Ton gefertigten Pfeifenköpfe sind wahre Ungetüme; solche von $^1/_4$ m Höhe sind gar nicht selten (auf Abb. 5 hält der neben Joja stehende Sklave einen solchen mit beiden Händen hoch). Bedeutend war die Zahl des zugetriebenen Kleinviehes; auch Buckelrinder von Tibati standen zum Verkauf und Pferde, als deren Ursprungsland mir Ngaundere bezeichnet ward. Auch Baumwolle kommt auf den Markt, sowie Gummi. Letzteres wird hier in Wurstform (Abb. 16e) in den Handel gebracht, nicht wie im Urwald in Form von aus je 50 kleinen Kügelchen gebildeten Doppeltafeln. Kauf und Verkauf vollzieht sich meist als Tauschhandel, doch findet sich auch die Kaurimuschel bereits vielfach als Kleingeld, und für Großvieh, Sklaven, Pferde und große Zähne werden auch Maria Theresia-Taler genommen und gegeben; der Sultan und die Vornehmen bevorzugen diese Münze besonders.

Die Wegverhältnisse des Landes sind nach afrikanischen Begriffen gut zu nennen; das ist die notwendige Vorbedingung für lebhaften Marktbesuch, insbesondere durch die wanderlustigen Haussa. In der Nähe der Hauptstadt ist das Wegenetz auch nach europäischer Bewertung gut ausgebaut. An den meist schattenlosen Pfaden trifft man nicht selten Rastplätze angelegt, die mit schattenspendenden Laubbäumen bepflanzt sind.

Außerordentlich wohltuend berührt die Ruhe des Verkehrs und die Höflichkeit der Menge sowohl als des einzelnen. Überhaupt im ganzen Lande fand ich geradezu großartig freundliche Aufnahme; Orte, die eine halbe Stunde seitab des Weges lagen, schleppten Lebensmittel und Erfrischungen an die Marschstraße; in zuvorkommendster Weise erhielt ich überall Unterkunft; Verpflegungs- und Führerfrage erledigte sich stets glatt. Bamum ist auch wirklich „Pferdeland", wie Garega einst sagte: zuerst wird Mais für das Pferd gebracht, dann erst Lebensmittel für die Träger usw. Meinen Einzug und Empfang in der Hauptstadt habe ich bereits geschildert.

Als ich nach Begrüßung der Sultanin-Mutter in mein Quartier abrückte, hatten meine Leute kaum noch die Lasten abgelegt, als schon in langen Zügen, von Aufsehern geführt, Sklaven und Sklavinnen ankamen, die in hübsch gearbeiteten großen und kleinen Kalabassen und krugähnlichen Gefäßen, auf ornamentierten Holz-



Abb. 17. Industrie-Erzeugnisse von Bamum.
Etwa $1/3$ nat. Gr.

a) Geflochtener Strohteller (Ornamentik in Schwarz und Gelb). b) Geflochtene Basttasche (schwarz und gelb). c) Ornamentierte Kalabassenschale (rotgelb mit schwarzen Linien).



Abb. 16. Industrie-Erzeugnisse von Bamum.
Etwa $1/5$ nat. Gr.

a) Reiterlanze. b) Fußgängerspeer. c) Mit Fellstreifen (schwarz, weiß, grün) überzogenes und aus Därmen hergestelltes Gefäß; zur Aufnahme von Flüssigkeiten bestimmt. (Deckel und Schnabel abnehmbar.) d) Pfeife aus Bronze. e) Gummi (in dieser Form hierzulande in den Handel gebracht). f) Haumesser nebst Scheide. g) Geflochtenes Körbchen. h) und i) Ornamentierte Löffel (Verzierungen in Weiß-gelb bzw. Schwarz-gelb). k) Aus Baumwolle gestrickte, weiß-blaugemusterte Mütze (von Männern und Weibern getragen). l) Aus Holz geschnitzter Stöpsel (für Palmweinkalabassen); drei Köpfe darstellend.

schalen, auf ebenso geschmackvoll hergestellten, zum Teil mit an den Boden angeflochtenen Deckeln versehenen Haussastrohtellern alle möglichen festen und flüssigen Nahrungsmittel und Erfrischungen brachten. Alle diese Gefäße wurden auf dem Kopfe getragen, mit einer, oder beiden Händen leicht gestützt, und es boten sich bei den jugendlichen nackten Körpern und Formen ganz reizende anmutsvolle Bilder. Auf ein Zeichen der Aufseher kauerten sich die Züge nacheinander vor mir nieder, die Gefäße wurden auf den Boden gestellt, der auch in Bali übliche ehrfurchtsvolle Gruß durch dreimaliges in die Hände Klatschen erwiesen und dann die Dinge wieder aufgenommen und mir kniend entgegengeboten. Zu rein persönlicher Verwendung sandte mir die Sultanin fein geflochtene Schlafmatten, einen Pferdeschweifwedel, eine ganz besonders feine Qualität Palmwein in prachtvoll ornamentierter Metallkalabasse, sowie zwei der ganz eigenartigen Bamumstühle (Abb. 18). Ich sah sie nur im Sultanspalast und in ein paar Häusern der Hauptstadt; ihre Anfertigung soll übrigens ein spezieller Industriezweig Bamums sein. Sie sind aus dünnem, biegsamem Bambus und Raphiabast geschmackvoll geflochten und erinnern etwas an Madeirabordstühle.

Der so in allem zum Ausdruck kommende „großstädtische Zug“ macht sich übrigens auch in der etwas sehr freien Auffassung von Moral und geradezu sexuellem Raffinement, sowie in den Besuchs- und Empfangszeiten bemerkbar: vor 10 Uhr vormittags, ja oft noch später, sind J. Majestäten und die Vornehmen absolut unsichtbar; wie überhaupt das Leben auf der Straße und der richtige Verkehr nicht vor frühestens 9 Uhr vormittags beginnt. Dann aber ist das Getriebe auch an Nichtmarkttagen ein ganz reges. Zur Lebhaftigkeit des Bildes trägt der größere Bekleidungsreichtum wesentlich bei. Die zahlreichen Haussa zeigen sich in ihrer wohlbekannten Tracht: Tobe, weiß oder rot oder indigoblau, rot und grün gestreifte unendlich weite Hosen, gelbe Sandalen oder rote oder grüne Reitstiefel, Turban und Litam; ihre Weiber tragen die beiden langen, Ober- bzw. Unterkörper verhüllenden Tücher. Die Reichen und Vornehmen der Bamumleute haben gleichfalls vielfach diese mohammedanische Bekleidung angenommen, aber ohne Litam, wie sie auch ihren Pferden das malerisch schöne Haussareitzeug aufzulegen lieben; auch die Ortsvorsteher in den kleinen Dörfern tragen fast ausnahmslos Haussatracht. Die Masse der Bevölkerung allerdings geht nackt, nur den üblichen mehr oder weniger schmalen Zeugstreifen zwischen den Beinen durchgezogen, bzw. die Weiber mit kleinen herabhängenden Zeugfetzchen oder Grasbüscheln die Scham deckend. Aber immerhin sieht man auch unter dem Volke bedeutend mehr Individuen wenigstens mit kurzer hemdartiger Tobe ohne Ärmel oder mit Hosen nach Haussaschnitt bekleidet als in den Heidengebieten westlich des Nun. Einige alte, würdevoll einherschreitende Männer fielen mir durch ihre Tracht, wie ich sie ganz ähnlich auch in den Balilandschaften vereinzelt gesehen hatte, auf: den Kopf deckte eine blauweiße gestrickte Mütze mit einer Menge hörnchenartiger Erhebungen, der Oberkörper war nackt, ein langer breiter Zeugstreifen ist zwischen den Beinen durchgezogen und mit Lederriemen um die Hüften festgehalten; zwischen den Beinen fällt das Tuch fast bis zu den Knien herab, und die über den Lederriemen überhängenden Enden sind breit auseinandergelegt und die Ränder mit Kaurimuscheln besetzt. Dazu kam ein breites Haumesser, an zusammengedrehtem Tuchstreifen über die Schulter hängend, und in der Hand 3 bis 4 Speere. Das wäre die „alte Bamumtracht“, sagte man mir.

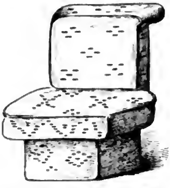


Abb. 18. **Geflochtener Stuhl.**

Fast alle diese Zeuge sind aus einheimischer Baumwolle im Lande gefertigte Stoffe; europäisches Fabrikat scheint noch nicht sehr verbreitet oder getragen zu sein. Der Rindenkleider und Penisfutterale der Badyuigim habe ich bereits oben Erwähnung getan.

Die landesübliche Bewaffnung ist das breite Haumesser (Abb. 16f) von ganz der gleichen Form wie in den Balilandschaften, größere und kleinere dolchartige Messer, Speer und Bogen. Die Reiterspeere sind 3 bis 4 m lang mit langem schmalen Blatt und einer wulstartigen Verstärkung am Lanzenfuß zum besserem Aufsetzen auf den Bügel bzw. den eigenen Fuß; die Speere der Fußgänger etwa 2 m lang und mit etwas breiterem und kürzerem Blatt versehen; Widerhaken habe ich an keiner der beiden Arten beobachtet. Die Pfeile dagegen tragen unter der eigentlichen Spitze eine oder mehrere angelhakenartige Spitzen und sind vielfach vergiftet, und zwar mit einer zähen, schwärzlichen, klebrigen Substanz, die ziemlich lange ihre Wirkung zu bewahren scheint. Ich schließe das daraus, daß ich mich zu Hause nach mehr als vier Monaten an einem der mitgebrachten Pfeile nur leicht ritzte und bald darauf die ganze Hand stark anschwoll.

Als eines in allerdings sehr indirektem, aber doch einem gewissen Zusammenhange mit der Besprechung der Bewaffnung stehenden Umstandes möchte ich hier der bei den Bewohnern des Konkämassivs — aber nur bei diesen — beobachteten Flötensignale Erwähnung tun, die mit dem Betreten des Gebirges von verschiedenen Seiten zu uns heruntertönten und so die Dorfbewohner avertierten. In meinem Falle war der Effekt ja nur, daß freundschaftlichst Lebensmittel usw. an den Weg herangebracht wurden, im Kriegsfalle dienen sie aber zweifellos als Signal zu Flucht bzw. Überfall, jedenfalls bewiesen sie die Tatsache eines eingerichteten Beobachtungsdienstes — ob auf Anordnung des Sultans oder nur von den Gebirgsbewohnern ausgehend, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

In religiöse und Kultverhältnisse endlich konnte ich natürlich keinerlei Einblicke mir verschaffen; vermag man doch über dieses ethnographische Kapitel bekanntlich oft nach jahrelangem Aufenthalt bei einem Stamme keine genauen, geschweige vollständigen Aufschlüsse zu bringen und muß man als gewissenhafter Forscher hinter jede Beobachtung und namentlich jede Folgerung daraus ein Fragezeichen setzen.

Das aber jedenfalls ist sicher, daß die Bamum Heiden sind. Ob und wieweit die mohammedanischen Haussa Propaganda für ihre Religion gemacht haben und machen werden, weiß ich nicht; auch hierzulande wird sich das nur auf Äußerlichkeiten beziehen wie bei allen anderen Sudanheidenstämmen auch, kann aber nur kulturell vorteilhaft sein: der Islam war und ist der Träger der Kultur im Sudan. Die Annahme der Haussagewandung in Bamum ist zweifellos diesem Einfluß zuzuschreiben. Die Sultanin-Mutter schenkte mir beim Abschied einen schön mit arabischen Lettern in der Fulfuldesprache geschriebenen Koran oder vielmehr Bruchstücke daraus — nebenbei bemerkt ein sehr interessantes ethnographisches Stück — in Ledereinband und geschmackvoll ver-

ziertem Ledertäschchen; ob sie Anhängerin des Islam ist, weiß ich nicht; lesen konnte sie das Buch nicht, das weiß ich.

Die große Trommel auf dem Marktplatz und meine Auffassung von ihr als Kultinstrument habe ich bereits oben erwähnt. Auf dem Kopfe des Fetischs sitzt ein Affe oder Hund (?), Fetisch und Tier und Trommel sind aus einem Stück in Holz geschnitzt bzw. gearbeitet (Abb. 7).

Außer diesem Trommelfetisch ist mir im Lande, wie schon gesagt, keinerlei bildliche Darstellung, die mit religiösen Vorstellungen in Verbindung gebracht werden kann, zu Gesicht gekommen. Nur in dem Bergdorf Nkunden im Konkä-Massiv sah ich außerhalb des Ortes einen großen Laubbaum, an dem allerlei verschnürte kleine Päckchen und Täschchen hingen, Amulette oder Weihgeschenke? Auch waren in dem Stamme mehrere Nischen ausgeschnitzt ähnlich den kleinen Nischen für Muttergottes- usw. Statuetten an den Häusern und auch Bäumen in katholischen Gegenden Europas; sie waren aber leer.

Den Gebrauch, den Körper mit weißer Tonerde da und dort zu bestreichen, fand ich auch hier. Ich habe übrigens diesmal in Bali für diese abergläubische Sitte, sofern die Beschmierung in der Nabelgegend statthat, folgende Erklärung erhalten: „Wenn jemand gestorben ist, so findet häufig ein Leichenmahl statt; alle, die daran teilnehmen, machen sich weiße Kreise oder runde weiße Flecke auf den Bauch, sonst würden sie von dem in Gegenwart des Toten Genossenen krank." Hier in Bamum nun begegnete mir einmal ein vollkommen nacktes Weib, das buchstäblich von oben bis unten, mit Ausnahme der Kopfhaare, weiß angestrichen war.

Daß auch die Sitte des sogenannten „Medizintrinkens", also Giftordale, in Bamum im Schwange ist, habe ich in der Hauptstadt selbst erlebt. Als ich einmal den Sultan besuchen wollte, sah ich schon von ferne einen großen, dicht geschlossenen Kreis um das Palastportal; eilig kam mir ein Höfling entgegen: der Sultan bäte mich, ihn jetzt nicht zu besuchen, da er „Medizin mache"; und suchte mich zu entfernen. Als ich nach etwa einer Stunde wiederkam, war der Kreis aufgelöst, am Boden lag ein totes Weib ohne Zeichen äußerer Verletzungen. Als Erklärung für den Vorgang brachte ich nichts weiter heraus als eben: „der Lamido habe sie Medizin trinken lassen".

Soweit das Ergebnis meiner leider nur flüchtigen Marschbeobachtungen. Neben wenig Positivem bringt ein kurzer Einblick in ein unerforschtes Gebiet meist nur neue Rätsel und Probleme, insbesondere hinsichtlich der Volkszugehörigkeit und volklichen Zusammensetzung, sowie religiös-kultureller Verhältnisse.

Die Ausnutzung der Kraft der Victoriafälle des Sambesi.

Der Plan, die Wasser der Victoriafälle als Kraftquelle für die Versorgung der Industrie am Witwatersrand auszunutzen, hat schnell feste Formen angenommen, und seine Ausführung erscheint gesichert. Es hat sich dazu die „Victoria Falls Power Company" gebildet, zu deren Direktoren unter anderen die Leiter der British South Africa Company, die des African Concessions Syndicate, der Vorsteher eines deutschen Bankinstituts und der Generaldirektor der Berliner Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft gehören; denn diese wird die Elektrizitätswerke einrichten. Die Unterlagen für die Anlage sind durch Ingenieure, die auch die Verhältnisse an den Niagarafällen studiert haben, gewonnen worden, worüber Sir Douglas Fox und Sir Charles Metcalfe einen Bericht erstattet haben. Diese sind auch die leitenden Ingenieure der Gesellschaft. Das Aktienkapital soll 3 Millionen Pfund Sterling betragen.

Die Aktien sind im Dezember zur Zeichnung aufgelegt worden, und die Zeitungen haben die Prospekte gebracht. Es seien ihnen einige Angaben entnommen, die über das kapitalistische Interesse hinaus ein allgemeines Interesse haben.

Zweck der Gesellschaft ist insbesondere, die jetzigen und in Aussicht stehenden Industrien des Rand und Rhodesias mit elektrischer Kraft zu versehen, die durch die Victoriafälle und durch mit Dampfkraft zu betreibende Hilfsnebenstationen bei Johannesburg erzeugt werden soll. Sie hat von der South Africa Company für 75 Jahre das alleinige Recht erhalten, die Kraft der Fälle nach der Transvaalkolonie zu übertragen. Zunächst — innerhalb von zwei Jahren — soll indessen eine durch Dampfkraft betriebene Station in der Nähe von Johannesburg installiert werden mit einer Krafterzeugungsfähigkeit von 24000 HP. (Pferdekräften), um die Kunden mit Kraft zu versehen, bis die Transmissionslinie von den Fällen und die dortigen Werke fertiggestellt sind.

Es wird angenommen, daß die Gruben- und Hüttenwerke des Rand starke Konsumenten sein werden; denn auf ihn entfielen im Jahre 1. Juli 1904 bis 30. Juni 1905 von 338522 in Transvaal installierten HP. 281000. Die Gesellschaft will diese und die im Laufe der späteren Entwickelung nötig werdende Kraft zu einem Preise liefern, der nur 40 Proz. des bisherigen beträgt. Die Goldgewinnung des Rand betrug im genannten Jahre 5192900 Unzen im Werte von 22058037 Pfd. Sterling. „Eine billige und reichliche Kraftlieferung würde die Einführung weiter arbeitssparender Maschinen für den Minenbetrieb gestatten und auf diese Weise vermehrte Gelegenheit für Beschäftigung geschulter weißer Arbeiter bieten und die Nachfrage für ungeschulte Arbeiter vermindern."

Die hydraulischen Anlagen in der Nähe der Fälle sollen fürs erste eine Entwickelung bis zu 50000 HP. ermöglichen. Die Fälle sollen hierfür „wunderbar geeignet" sein und sogar zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes reichlich Wasser liefern können. Technische Schwierigkeiten stellen der Anlage sich nicht entgegen. Auch fallen hier teure Felssprengungen und natürlich die am Niagara nötigen Schutzmaßregeln gegen das Eis fort. Die verfügbare Wassermenge ist so gut wie unbegrenzt. Die Gesellschaft will es sich auch angelegen sein lassen, durch ihre Kraftanlage die landschaftliche Schönheit der Victoriafälle nicht zu stören und sie so zu plazieren, daß sie von den von den Touristen bevorzugten Aussichtspunkten nicht zu sehen ist.

Über den voraussichtlichen Absatz für Kraft wird unter anderem noch bemerkt: Der künftige Bedarf Transvaals an billiger elektrischer Kraft wird nicht auf seine Mineindustrie beschränkt bleiben; es ist vielmehr zu erwarten, daß die Bewässerungsanlagen, die für große Landgebiete an der Transmissionslinie in Aussicht genommen sind, und die Vizinalbahnen in den Landdistrikten gleichfalls eine starke Nachfrage nach elektrischer Kraft erheben werden. Es dürfte analog dem Gang der Dinge an dem Niagarafall in Verbindung mit den Victoriafällen eine außerordentliche Entwickelung wichtiger Industrien Platz greifen, infolge der „vielen und weit verbreiteten Mineralschätze Rhodesiens" und seiner verschiedenen landwirtschaftlichen Produkte. „Der Boden ist reich und für die Tabak- und Baumwollkultur, ebenso wie für Getreide und Gespinstpflanzen geeignet. Die Täler des Sambesi und seiner Nebenflüsse bieten auch ein günstiges Feld zur Bewässerung, und, obschon es für den Augenblick nicht möglich ist, zu sagen, welche Entwickelung zuerst eintreten wird, so ist es doch genügend zu wissen, daß die größten Erwartungen auf die Zukunft des Marktes für Abnehmer elektrischer Kraft gesetzt werden können. Der bestehende große Markt für elektrische Kraft auf dem Witwatersrand, der dauernde Charakter dieses Absatzgebietes, die in ganz Südafrika bestehende Notwendigkeit, die menschliche Arbeit womöglich durch Maschinerien zu ersetzen, und die allgemeinen Erfordernisse der Industrien Transvaals und Rhodesiens verbürgen die Zuversicht, daß sich das Absatzgebiet der Gesellschaft rasch erweitern wird."

Da in Transvaal Mangel an Arbeitern herrscht, so daß man bereits zum Import von Chinesen gegriffen hat, so wird die geplante Anlage zum Segen für das Land dieses Element entbehrlich machen.

Bücherschau.

Prof. Dr. Eugen Mogk, Germanische Mythologie. Leipzig, Göschen, 1906. 0,80 M.

Diese kleine, nur 129 Seiten umfassende Schrift ist ein Kunstwerk; denn der Verfasser bringt es fertig, auf so engem Raume seinen gewaltigen Stoff unterzubringen, ohne in eine Nomenklatur zu verfallen, und zugleich die Darstellung gut lesbar zu gestalten. Das konnte nur durch eine völlige Beherrschung des Stoffes geschehen, die dem Verfasser, der in Pauls Grundriß denselben Gegenstand schon behandelt hatte, gegeben war. Ganz anders als in den älteren Lehrbüchern (zumal Simrock!) gestaltet sich hier die germanische Mythologie, die vom religionsgeschichtlichen Standpunkte aus behandelt ist. Die einzelnen Kapitel tragen die Überschriften: Naturverehrung, Seelenglaube, Götter, Mythen, Kultus. Ein empfehlenswerter kurzer Leitfaden, der Anfänger zu weiterem Studium veranlassen wird.

Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Herausgegeben von Dr. Friedr. S. Krauss. Dritter Bd. Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft, 1906. (Nicht im Handel.) 30 M.

In einer der Besprechungen der früheren Bände war beanstandet, daß diese Sammlung eigentlich nur Widerwärtiges bringe, gegen das sich unser sittliches Gefühl aufbäume; es fehle das anziehende, poetische Moment in der Schilderung usw., sagt die im Anhang angeführte Rezension (S. 8). Nun wollen wir nicht bestreiten, daß vielleicht auch die Lichtseiten des geschlechtlichen Lebens, besonders in dem ethisch begründeten Ehebündnis, zur Geltung gelangen könnten, allein es will uns bedünken, daß hier ein prinzipiell falscher Gesichtspunkt sich eingeschlichen hat. Es ist schon genügend darauf hingewiesen worden, daß für die strenge Wissenschaft jede Stimmung, jeder persönliche Geschmack unangebracht ist, daß es sich zunächst nur um eine einwandfreie Sammlung, bzw. Sichtung des zuständigen Materials handelt. Deshalb ist z. B. auch die Bemerkung des ungenannten Kritikers: Ob es gerade nötig ist, „mit breitem Behagen und ohne jede Scheu vor ästhetischem Widerwillen" diese Schnurren und Späße in unverblümtester Sprache aneinander zu reihen, möchten wir bezweifeln (S. 8), unzutreffend, da eben dies angebliche „Behagen" durchaus nicht auf das Konto des Forschers kommt, sondern höchstens des geneigten Lesers. Wir können diese Verkehrung der richtigen Perspektive nicht anschaulicher schildern, als wenn wir in aller Kürze auf die vielberufene, „berüchtigte Tempelprostitution" eingehen. Gibt es etwas Schändlicheres und Verruchteres als diese Vermischung der sündigen Fleischeslust mit göttlichen Dingen, so sollte man ausrufen! Und doch hängt die Sache, wie Krauss in einer Umfrage, die er in der Fassung: „Beischlaf als Kulthandlung" anregt, auseinandersetzt, ganz anders zusammen. Es handelt sich dabei keineswegs, wie er bemerkt, um eine berufsmäßige Ausübung des Geschlechtsaktes wider Sitte und Brauch der Gesellschaft, vielmehr um einen frommen, vom Glauben gebotenen, von der Gesellschaft gebilligten, gelegentlichen Opferdienst; die Bezeichnung Prostitution ist in diesem Falle ganz unangemessen (S. 20). Es liegt hier vielmehr, wie aus verschiedenen anderen Analogien unzweideutig erhellt, ein Symbol vor, freilich nach der Auffassung naiver, sinnlicher Naturvölker, ein sehr konkretes, und zwar das Abbild für die für das Wachstum der Früchte ersehnte Fruchtbarkeit. So ist es noch in Indien und auch Java, und ähnliche Beobachtungen hat Krauss in Bosnien machen können. Herodot aber, dem das Verständnis für den eigentlichen Zusammenhang des Gebrauches fehlte, mußte die ihm berichtete Sitte als eine schändliche orientalische Entartung auffassen, er sah nur mehr, wie Krauss erklärt, den kasernierten oder richtiger templisierten Brauch vor sich, ein Überbleibsel des älteren Feldopferkultes, von dem die einheimischen Männer, die Städter, nichts mehr wissen mochten, den jedoch die Frauen als die getreuen Bewahrerinnen des Glaubens ehrenhalber, wenn auch nicht mehr alljährlich, so doch noch einmal im Jahre einhielten (S. 22). Wie gesagt, wir müssen mit unseren persönlichen Empfindungen und Gefühlen, wie das schon verschiedentlich gerade mit Bezug auf die vorliegenden Jahrbücher betont ist, sehr vorsichtig und zurückhaltend sein, sonst versperren wir uns unweigerlich den Weg zum psychologischen Verständnis der betreffenden sozialen Erscheinungen, und darauf kommt doch wohl alles an. Der dritte Band, den ein warmempfundener Nekrolog des Leiters des Leipziger Völkermuseums, Prof. Obst, aus der Feder des Herausgebers einleitet, enthält wiederum einen reichen Inhalt, und aufs neue dehnt sich der Horizont für den Forscher weit über die landläufigen engen Grenzen unserer Weltgeschichte aus; es handelt sich auch hier um das Verständnis von Grundmotiven im Empfinden ursprünglicher Völker, von denen uns moderne Kulturmenschen vielfach ein Abgrund trennt.

Bremen. Th. Achelis.

Dr. C. Snouck-Hurgronje, The Achinese. Translated by the late A. W. S. O'Sullivan. With an Index by R. J. Wilkinson. 2 Bände. XXVI u. 439 + IV u. 384 Seiten. Leiden, E. J. Brill, 1906. 30 M.

Die sich lange hinziehenden, jetzt ziemlich beendigten Kriege der Niederländer gegen Atschin an der Nordspitze Sumatras haben das mohammedanische Land auch in Europa besser bekannt gemacht und länger in der Presse beschäftigt als irgend einer der kleinen oder großen Staaten Inselindiens, die den tatkräftigen Niederländern unterworfen sind. Wieviel aber bezüglich der Kriegführung und Ethnographie uns unbekannt war, ersehen wir erst aus dem vorliegenden umfangreichen Werke des berühmten Arabisten, das in englischer Übersetzung und mannigfach durch Verfasser und Übersetzer vermehrt uns hier geboten wird.

Da das religiöse Moment in den Kriegen gegen Atschin bei dem mächtigen Fanatismus der Eingeborenen sehr in die Wagschale fiel, so entschloß sich schon 1891 die niederländische Regierung, den Verfasser als vorzüglichen Kenner des Islam und aller seiner Bewegungen dorthin zu senden, um zu erforschen, wie dessen Einwirkungen auf das politische, soziale und häusliche Leben der Atschinesen beschaffen seien. Bald erkannte er aber, daß er seine Aufgabe, sollte sie von Erfolg sein, erweitern müsse; so viel auch über Atschin geschrieben war, Dr. Hurgronje sah, daß noch mehr zu tun sei, und erstreckte daher seine Studien auch auf die Sprache, das Land und die Ethnographie. So entstand 1894 sein holländisch geschriebenes Werk, welches O'Sullivan, früher Assistent des Kolonialsekretärs der britischen Strait Settlements, übersetzte.

In dem Buche wird mit vielen landläufigen Meinungen aufgeräumt, und wer es durchliest, wird weit gerechter über die „dreißigjährige Kriegführung" der Holländer urteilen, als dieses in der europäischen Presse der Fall war, die daran ungerechte Anschuldigungen über Hollands „Unfähigkeit zum Kolonisieren" knüpfte. Die Unterwerfung war im Interesse der Zivilisation nötig geworden, denn Atschin hatte in der Tat vom Mohammedanismus fast nur jene Dogmen angenommen und in die Praxis übersetzt, die sich auf den Haß gegen Andersgläubige bezogen; die Einwohner waren auf Kosten anderer Völker Seeräuber und Menschenjäger geworden. Raub und Mord gegenüber den pfeffersuchenden europäischen oder amerikanischen Schiffen waren an der Tagesordnung. Aber schwer wurde es den zunächst beteiligten und die Herrschaft über Sumatra führenden Niederländern, dagegen aufzukommen. Es gab keine Zentralmacht in Atschin, sondern nur eine große Anzahl von unabhängigen Kleinstaaten, die seit dem 17. Jahrhundert, als das Sultanat Atschin zerfiel, aufgekommen waren. Schwierig und langdauernd waren die Kämpfe, bis 1898 unter der tatkräftigen Leitung des Gouverneurs van Heutsz die glückliche Pazifizierung gelang. In mancher Beziehung gleichen die Kriege der Niederländer in Atschin unserem eigenen sich auch schon so lange hinziehenden in Südwestafrika. Wo die Holländer im offenen Felde den Atschinesen gegenüberstanden, war der Sieg niemals zweifelhaft. Aber an die Stelle solcher Kämpfe trat ein Kleinkrieg, der durch die Beschaffenheit des Landes den Eingeborenen zustatten kam, und dem erst dadurch ein Ende bereitet werden konnte, daß die Holländer ihrerseits selbst zu dieser Art Kriegführung übergingen und Guerilla gegen Guerilla stand. Das ganze ehemalige Königreich Atschin mit allen Nebenstaaten steht heute unter der Herrschaft der Niederländer. Die Distrikte werden von erblichen einheimischen Chefs unter Aufsicht von holländischen Zivilassistenten regiert, und holländische Besatzungen sorgen dafür, daß auch die letzten noch hier und da erscheinenden Banden bald unschädlich gemacht werden.

Das Werk ist eine Ethnographie im großen Stile, geschöpft zum größten Teile aus den Beobachtungen des Verfassers, die dadurch besonders wertvoll werden, daß überall die sprachliche Grundlage vorhanden ist. Die physische Anthropologie allerdings wird nicht behandelt, und hier müssen Ergänzungen stattfinden, die aber auch nur die allgemeine malaiische Grundlage der Bevölkerung feststellen werden. Geschichtliche Daten über den Ursprung der Atschinesen fehlen

gänzlich, sicher aber erscheint, daß sie ein gemischtes, aus verschiedenen Elementen zusammengesetztes Volk sind. In den Überlieferungen ist viel von Fremdlingen die Rede, die sich dem malaiischen Stamme beimischten, namentlich Klings, dann allerlei Sklaven, zumal solche von der Insel Nias, die in großer Menge eingeführt wurden, deren Blut nebst batavischem, chinesischem und selbst abessinischem zum Aufbau der Bevölkerung beitrug.

Die einzelnen Kapitel des Werkes mit vielen Unterabteilungen handeln von der Regierung und der Rechtspflege, vom Kalender, den Jahreszeiten, dem Ackerbau, der Schiffahrt und Fischerei, vom häuslichen Leben, von Geburt, Hochzeit und Tod, von den Wissenschaften und Schulen auf mohammedanischer Grundlage, von der Literatur und den Volksüberlieferungen (darunter epische Dichtungen), von Spielen, Musik und Festen, schließlich von der Form, die der Islam in Atschin angenommen hat, wobei die heidnischen Überlebsel, Krankheitsdämonen, Aberglaube, heilige Bäume und Steine usw. hervorgehoben werden. Sehr wertvoll sind die Vergleiche des Verfassers mit dem Islam in Arabien und seine über diese Religion und ihre Zukunft angestellten allgemeinen Betrachtungen.

Georg Wermert, Die Insel Sizilien in volkswirtschaftlicher, kultureller und sozialer Beziehung. VI und 486 S. Mit einer Karte. Berlin, D. Reimer, 1905.

Dies umfangreiche Buch über Sizilien stellt sich in der Hauptsache die Aufgabe, sizilianisches Leben in Kultur und Volkswirtschaft zu schildern. Verfasser stützt sich dabei teils auf eigene Beobachtung, teils auf das amtliche in den verschiedenen Untersuchungsberichten niedergelegte Material. Das Buch ist in gewisser Weise ein verdienstliches Werk, und zwar insofern, als es überzeugend dartut, in wie vielen, man möchte sagen, beinahe allen Dingen Sizilien hinter der Neuzeit und ihren Aufgaben zurückgeblieben ist. Die italienische Regierung soll mit Interesse von dem Inhalt des Buches Kenntnis genommen haben, das ihr freilich einen Spiegel vorhält, indem sie schwere eigene Verfehlungen und Unterlassungssünden ihrer Vorgänger verzeichnet findet. Das Hauptgewicht liegt, wie gesagt, auf der kulturellen Seite. Die ersten Abschnitte mit Oberflächengestaltung, Geologie, Vulkanismus, Bodenbeschaffenheit, Hydrographie, Klima und Küstenentwickelung sind daher gleichsam nur als Einleitung zu betrachten und dem Verfasser weniger geglückt. Das Kapitel über Geologie ist gar zu kurz, nämlich eine einzige Seite, vom Vulkanismus eigentlich nur der Ätna berücksichtigt; die Hydrographie stellt sich als eine trockene Aufzählung der Bach- und Flußläufe dar, und in dem geschichtlichen Überblick vermißt man Literaturangaben. Mit Recht wurde freilich die Leidenszeit der Insel unter dem bourbonischen Regiment eingehender behandelt, weil sich aus der Vernachlässigung und durch dessen Mißwirtschaft die heutigen traurigen Zustände einfach erklären. Alle diese Abschnitte füllen das erste Viertel des Buches, der Rest fällt folgenden Kapiteln zu: 1. Bewaldung, Viehzucht, Ackerbau, Obstkulturen, Schwefelbergbau, Industrie, Salz, Fischerei und Schiffahrt; 2. Handelsvertretung, Kredit- und Arbeitsverhältnisse; 3. Unterricht, kirchliches Leben, Kommunalverwaltung, Volkscharakter und Mafia, soziale Bewegung. Die sachliche, verständige und klare Darlegung dieser oft schwierigen Verhältnisse leidet nur ein wenig unter einer gewissen Breite und Wiederholung, so daß eine letzte kritische Durcharbeitung nicht geschadet hätte.

Sizilien ist auch heute noch ein Land des Ackerbaus, gegen den Industrie, Fischfang, Schiffahrt usw. ganz in den Hintergrund treten. Aus der unendlichen Rückständigkeit der Landwirtschaft, die mit ihren Instrumenten zum Teil nicht viel weiter gekommen ist als zur Römerzeit, und aus der überaus unrationellen Art des Betriebes, aus der unglückseligen Verteilung des Grundbesitzes und der Verpachtung rührt das ganze Leiden des Volkes her. Es herrscht Latifundienwesen, Kleinbesitz kommt nur distriktweise vor. Aber der Großgrundbesitzer kümmert sich selbst gar nicht um seine Besitzungen, sondern verpachtet sie in Losen an Unternehmer, die wieder in mannigfacher Weise, z. B. auf die Hälfte des Ertrages, das Land an Kleinbauern oder Arbeiter abgeben. Diese Pacht und Unterpachten werden genau und nach ihren schlimmen Wirkungen dargestellt: sie sind ein Wuchersystem schlimmster Art, dem der kleine Mann schutzlos preisgegeben ist. Verschiedene Berechnungen zeigen, daß sehr oft trotz unermüdlicher Arbeit für den eigentlichen Bebauer des Bodens nichts oder so gut wie nichts übrig bleibt, während sich die Oberpächter und Herren auf seine Kosten ernähren. Daher kommen das tiefe Elend des geringen Volkes, die Unmöglichkeit, sich emporzuarbeiten, seine körperliche und geistige geringere Entwickelung, das allgemeine Mißtrauen, die Geheimbündelei und die stete Wiederkehr von Rebellion und blutigen Aufständen. Zwar haben einsichtige Landsleute und die italienische Regierung durch mancherlei Einrichtungen und Gesetze Abhilfe zu schaffen versucht. Aber es hat alles nichts oder nur wenig genützt, weil Gesetze, die der herrschenden Kaste unbequem sind, einfach nicht durchgeführt werden oder andere, wie das Volksschulgesetz, unter den bestehenden Verhältnissen gar nicht durchführbar sind. Es besteht ein unlösbarer Gegensatz zwischen dem modernen Staat und der im Mittelalter stehenden, geknechteten, durch die Kirche in Verdummung und Unbildung gehaltenen Bevölkerung, der zurzeit gar nicht gelöst werden kann. Geradezu abschreckende Bilder entrollt der Verfasser in der Schilderung des Schwefelbergbaus, dem jahraus jahrein Tausende junger Männer zum Opfer fallen, und der trotzdem nicht der Insel den Wohlstand bringt, den er durch Einfuhr von Kapital zu erzeugen geeignet wäre, weil auch er unter veralteten Methoden und fiskalischem Drucke leidet. Trüb sind die sittlichen Verhältnisse auf dem Lande und unter der zahlreichen niederen, armen, auf allerlei Nebenverdienst angewiesenen Geistlichkeit, trübe auch die Ausblicke auf die körperliche Degeneration, auf den fast ganz ausgeschalteten Elementarunterricht und als Folge davon auf ein fast tierisches Hinleben der niederen Landbevölkerung. Zahlreiche Verbrechen, vor allem gegen das Leben, die auf jedem Fortschritt lastende Geheimbündelei, die sich sogar vor dem Morde nicht scheut, sind unvermeidliche Folgenerscheinungen.

Sizilien könnte das reichste, blühendste Land des Mittelmeeres sein. So aber gedeiht eigentlich nur die Obstkultur, d. h. die Gewinnung der Agrumen und des Weines. In allen anderen Dingen enthüllt sich in dieser von der Natur gesegneten, herrlichen Insel überall dem forschenden Blick die unendliche Verwüstung, die Unverstand und Mißwirtschaft seit den Römerzeiten angerichtet haben. Dies in allen Einzelheiten klargestellt zu haben, ist das Verdienst dieses Buches.

W. Deecke.

Knud Rasmussen, Neue Menschen. Ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols. Einzig autorisierte Übersetzung von Elsbeth Rohr. VIII u. 191 S. Mit 6 Abb. Bern, A. Francke, 1907.

Die „dichterisch frei“ als neu und als Nachbarn des Nordpols bezeichneten Menschen sind die aus Pearys verdienstlichen Schilderungen bekannten Kap York-Eskimo, die an der Melville-Bai weitab und ganz isoliert von den Eskimo des dänischen Westgrönland leben. Von ihrer Existenz weiß man schon seit Roß und Inglefield. Ihre Sitten und Gebräuche, insbesondere aber ihre Folklore zu studieren, war der Zweck der „literarischen“ dänischen Grönlandexpedition von 1903 bis 1904, an der außer Mylius-Erichsen und dem Maler Graf Moltke der Verfasser teilnahm. Rasmussen ist ein grönländisches Halbblut (Eskimomutter) und in Grönland aufgewachsen, man darf also annehmen, daß er der Expedition sehr nützlich gewesen ist. In vollem Umfange wird das aber wohl erst bei den zu erwartenden wissenschaftlichen Ergebnissen der Expedition hervortreten; denn dieses Buch enthält nur Einzelnes, was neu ist, und ist etwas romanhaft-feuilletonistisch gefaßt. Immerhin ist es interessant, unter anderen auch dadurch, daß der Verfasser seine Gewährsleute als redend einführt und — jedenfalls in stenographischer Treue — ihre Darstellung wiedergibt. Der erste Teil enthält Skizzen aus dem Leben des kleinen Stammes und der Expedition, der zweite Mitteilungen über die Anschauungen der Leute über die Schöpfung, die Menschen, das Leben, den Tod, über Geisterbeschwörung u. a. m. Die Sagen und Fabeln des dänischen Originals hat die Übersetzerin aus Rücksicht für zartbesaitete Lesergemüter fortgelassen. Die Übersetzung selbst liest sich gut; nur der Ausdruck „Walfischbeine“ kommt uns etwas bedenklich vor.

Dr. Alexander Rumpelt, Sizilien und die Sizilianer. Neue Folge. 339 S. Radeberg, Theodor Pfeil, 1907. 5 M.

Einem vor ein paar Jahren erschienenen ersten Bande hat der Verfasser nun einen zweiten folgen lassen, der zunächst zwei Städtebilder (Palermo und Messina) und die Schilderung eines Besuchs auf den Liparischen Inseln darbietet. Der übrige Inhalt beschäftigt sich mit einigen Seiten des sizilianischen Volkes. Zunächst bespricht der Verfasser die stark ausgebildete Fertigkeit der Sizilianer, sich durch Gesten und Zeichen einander verständlich zu machen, ja ganze kleine Gespräche zu führen. Der lebhafte Südländer entwickelt auf diesem Gebiete, wie man weiß, eine eigentümliche Vollkommenheit, wenn die Meinungen darüber auch oft ins Übertriebene gehen. Es folgen Kapitel über Rätselpoesie, über Sprichwörter, über die Art, wie das Volk Weihnachten und Fastnacht begeht, ein Bildchen „In der Ölmühle“

und schließlich ein umfangreiches Kapitel über die Volkslieder. Ist der Inhalt dieser Aufsätze auch nicht volkskundlich im streng wissenschaftlichen Sinne — die Rätsel-, Sprichwörter- und Liederproben werden nur in freier Übersetzung gegeben — so bieten sie doch vieles, was der Aufmerksamkeit wert ist. Im übrigen ist das Buch sehr geeignet, den Besucher der Insel in angenehmer Form in das Verständnis ihrer Bewohner einzuführen.

Prof. Dr. G. Gerland, Immanuel Kant, seine geographischen und anthropologischen Arbeiten. Berlin, Reuther und Reichard, 1906. 4 M.

Der Autor behandelt in umfassender Darlegung die Fragen: Was war Kant für die Geographie? Was war die Geographie für Kant?

Kant hat sich bekanntlich sehr viel auf geographischem Gebiet als Dozent betätigt (in 47 Semestern, worunter 29 in vierstündigem Kolleg!), und er hat eine Reihe von Schriften verfaßt, unter denen die „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ und die „Physische Geographie“ die erste Stelle einnehmen.

Während Kant aus seinen geographischen Studien viel Anregungen zu seinen philosophischen Schriften fand, hat, wie Verf. darlegt, die geographische Wissenschaft durch Kant nur geringe Bereicherung erfahren. Man erkennt, daß Kants Schriften sich nur wenig von denen seiner Vorgänger auszeichnen, sogar in vieler Hinsicht Rückschritte darstellen. Dies der Grund, weswegen sie so lange unbekannt geblieben sind, bis sie erst durch das Studium des Philosophen Kant ans Tageslicht gelangten.

In sehr ausführlicher Weise wird die „Naturgeschichte des Himmels“ dargestellt. Man sieht ohne weiteres, wie sich das Werk als eine merkwürdige Verquickung theologischer Betrachtungen mit selbstbewußten Formeln und vagen Theorien kennzeichnet. Dabei Ablehnung und Verspottung exakter Forschung (auf mathematisch-physikalischem Gebiet), mangelhafte Kenntnisse, die zum Teil weit hinter seiner Zeit zurückstehen! Das Ganze sagt, wie Verf. darlegt, seiner Zeit so gut wie gar nichts Neues und ist in Stil und Ausdruck als verfehlt zu bezeichnen, weswegen es nicht mit Unrecht der Vergessenheit anheim gefallen war.

Sehr richtig legt G. Gerland ferner dar, daß es ein grober Verstoß ist, wenn man, wie vielfach versucht wird, die Kantsche Arbeit in Parallele mit der „Mécanique céleste“ eines Laplace stellen wollte. Die „Theorie des Himmels“ sei dazu zu minderwertig in Auffassung, Methode, Absicht und Resultat, so daß man die unausgeführten durchaus unklaren Gedanken Kants nicht mit der wohldurchgeführten Theorie Laplaces als „Kant-Laplacesche Lehre“ vereinigen darf.

Wir müssen die einzelnen Punkte der kritischen Besprechung Gerlands hier übergehen und wollen nur kurz, die verschiedenen geographischen Gelegenheitsarbeiten Kants außer acht lassend, auf das zweite geographische Hauptwerk Kants, die „Physische Geographie“, zu sprechen kommen.

Auch dies Werk hat ebenso viele Irrtümer, wie die sehr viel früher geschriebene „Naturgeschichte des Himmels“; es läßt sogar mehr noch als jenes Kant auf dem Niveau der Geographen des 17. Jahrhunderts (und nicht des seinigen) erscheinen. Gleichwohl haben, wie der Verfasser unparteiisch anerkennt, auch manche der geographischen Studien Kants einen bleibenden Wert — aber das wenige scheint nach Gerland gegenüber dem Unbedeutenden zurückzustehen und wird gleichsam erdrückt von der Fülle des in Form und Inhalt Verfehlten.

Die Studien Kants auf dem Gebiete der Anthropologie wollen wir hier übergehen und auf die Darstellung Gerlands verweisen.

Die gesamte Darlegung von G. Gerland ist von Wichtigkeit einerseits für die Philosophen, die vielfach die Bedeutung von Kant für die geographische Wissenschaft überschätzten; sie ist andererseits auch interessant für den Geographen (obwohl für diesen die Studien Kants ja niemals eine Rolle gespielt haben), und zwar deswegen, weil das Bild eines — wenn auch weniger bedeutenden — Geographen im Spiegel der Kenntnisse seiner Zeit gegeben wird; und dies in einer Weise und auf Grund so umfassender Studien, wie sie eben nur die unnahbare Größe des Philosophen Kant (und nicht des geographischen Laien) zu rechtfertigen imstande ist.

Walther von Knebel.

Dr. med. Karl Opitz, Die Medizin im Koran. 92 Seiten. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1906.

Vorliegende Schrift bildet gewissermaßen eine Fortsetzung und einen Schluß zu den beiden Büchern Ebsteins, welche die Medizin im Alten, sowie im Neuen Testament und im Talmud behandeln. Nun bietet das Gesetzbuch der Mohammedaner ja allerdings nicht die gleiche Menge von medizinisch interessantem Stoff wie z. B. das Neue Testament oder in noch höherem Maße der Talmud. Indessen läßt doch auch der Koran mancherlei amüsante Einblicke tun in die hygienisch-medizinischen Anschauungen, wie sie durch Mohammed unter den Arabern gang und gäbe geworden sind.

Wie aus den flott geschriebenen Ausführungen des Verfassers hervorgeht, zeigt sich der mohammedanische Gesetzgeber „mit seiner Naturphilosophie und seinen Kenntnissen in der Medizin ziemlich auf der Stufe, die man in Anbetracht seiner Zeit und Umgebung erwarten kann“. Obwohl die von ihm vertretenen Vorstellungen hinsichtlich der Krankheitsentstehung völlig abergläubische waren, hat er doch bei seinen Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, auch auf dem weiteren Umkreise des hygienischen Gebietes, meist, man darf wohl sagen instinktiv, das Richtige getroffen, obwohl ihm manchmal auch gefährliche Irrtümer unterlaufen; so ist es z. B. erlaubt, mit Kranken zusammen zu essen. Hinsichtlich der religiösen Vorschriften, welche die Gesundheitspflege berühren, „steht Mohammed überall auf den Schultern derer, die vor ihm politische Religionen gestiftet haben, im besonderen Moses“. Es ist sein unverkennbares Verdienst, daß er die oft komplizierten Vorschriften jenes vereinfachte, wobei gerade die körperliche Sauberkeit gar nicht schlecht fährt. Auffällig erscheint in diesem Punkte nur, daß Mohammed trotz der bei so vielen Gelegenheiten vorgeschriebenen Waschungen nicht darauf verfallen ist, das Waschen der Hände vor und nach der Mahlzeit zu gebieten.

Allen denen, die sich für die medizinischen Ideen jener Zeit interessieren, kann das kleine Büchlein von Opitz empfohlen werden; sie werden mancherlei Interessantes und Wissenswertes darin finden.

Dr. med. Schnee.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Auf eine für die Siedelungskunde wichtige Abhandlung von Oberstleutnant Heinrich Meier über die Beziehung Braunschweigs zu den natürlichen Richtungen der mittelalterlichen Handelsstraßen (Braunschweigisches Magazin 1906, Nr. 11) möge hier hingewiesen werden, da sie schlagend an der Hand der Pläne im dritten Bande des Braunschweigischen Urkundenbuches nachweist, wie die Altstadt aus dörflichen Ansiedelungen an den alten Handelswegen entstanden ist. Im neu kolonisierten Gebiete östlich der Elbe wurden die Städte mit geometrischem Grundriß auf frei verfügbarem Boden angelegt, was leicht noch zu erkennen, auch bei Römerstädten wie Alexandria, „dessen Grundriß dem von Chicago wie ein Ei dem anderen gleicht“. Anders bei den deutschen Städten im Westen der Elbe, wo die Erbauer nicht unbeschränkte Herren des zu bebauenden Gebietes waren, wo sie Eigentumsgrenzen achten mußten und früher vorhandene dörfliche Anlagen, sowie die großen Heer- und Handelsstraßen die Entwickelung des städtischen Gemeinwesens bedingten. Ungemein treffend wird dieses Verhältnis, das noch heute genau erkennbar ist, an der Altstadt Braunschweigs mit ihren ohne Querstraßen verbundenen südnördlichen Straßen nachgewiesen, die alle aus alten Fahrstraßen entstanden sind. „Ihre Wagenspuren glichen denen, wie sie noch zu unserer Väter Zeiten in der Lüneburger Heide die Regel waren. Niemals geradlinig, niemals parallel, liefen sie dennoch ohne große Umwege nebeneinander her, um sich beim nächsten Heidekruge in eins zusammen zu finden.“ Als der Anbau an diesen sechs Fahrwegen sich vermehrte und durch Aufblühen des Handels seinen dörflichen Charakter verlor, ist dort die Altstadt Braunschweigs entstanden, wie dieses dann an der Hand der Quellen näher ausgeführt wird.

— Straußenzucht in den Vereinigten Staaten. Die Nordamerikaner, oder vielmehr ihre Damen, gehören zu den stärksten Verbrauchern von Straußenfedern, von denen im Rechnungsjahr 1903/04 für 2292515 Doll. eingeführt worden sind. Sie haben nun das Bestreben, diese Federn im eigenen Lande zu erzeugen, und sich deshalb auf die Straußenzucht verlegt. Sie ist noch jung, nimmt aber an Umfang zu, so daß die Amerikaner hoffen, in wenigen Jahren ihren Bedarf

selbst decken zu können. Es gibt jetzt nach dem Jahrbuch des Landwirtschafts-Departements 2500 innerhalb der Union auf Straußenfarmen gehaltene Vögel, von denen 1740 Stück auf Arizona entfallen, während der Rest sich zum größten Teil in Kalifornien, dann auch in Florida und Arkansas befindet. Die meisten dieser Strauße stammen von einem einzigen Exemplar ab, das 1891 jemand in Arizona besaß. Wo gute Alfalfaweide vorhanden ist, werden die Vögel größer, als es die zuerst importierten waren: ein ausgewachsener Strauß wiegt 190 bis 230 kg und wird $2^1/_2$ m, manchmal auch 3 bis $3^1/_4$ m hoch. Am besten gedeiht er in einem warmen, trockenen Klima, seiner afrikanischen Heimat entsprechend; doch kommt er in den südlichen Staaten der Union überall fort. Vor Kälte und Regen muß er geschützt werden. Als erwachsen und fortpflanzungsfähig gilt der Strauß, wenn er etwa vier Jahre alt ist. Bei den Weibchen tritt dieser Zeitpunkt um 6 Monate bis 1 Jahr früher ein als beim Männchen, doch legt es selten vor $3^1/_2$ Jahren ein fruchtbares Ei. Das Nest ist ein hohles Loch im Boden, das das Männchen mit den Füßen auskratzt. Zunächst will das Weibchen von diesem Nest nichts wissen und legt sein erstes Ei auf die Erde, worauf das Männchen es in das Nest zu rollen pflegt. Hat es so drei oder vier Eier dorthin gebracht, so legt das Weibchen die übrigen selber in das Nest. In etwa 30 Tagen werden es 12 bis 16 Stück. Dann beginnt das 42 Tage dauernde Brutgeschäft. Gewöhnlich werden die Strauße in Trupps von 25 bis 30 gehalten. Sind sie ein Jahr alt, so werden Männchen und Weibchen getrennt, und mit $3^1/_2$ Jahren werden sie paarweise zueinander gegeben und jedes Paar für sich in eine Einzäunung gebracht, die ihm genügend Nahrung bietet. Sind die Vögel ein Jahr alt, so geht man nicht ohne einen Strauch oder Stock unter sie, da sie manchmal angriffslustig sind; sonst sind sie sehr furchtsam. In Afrika soll der wilde Strauß lange ohne Wasser auskommen können, in Amerika trinkt er täglich Wasser, wenn er es bekommt. Die Strauße sollen sehr alt werden, doch fehlen darüber noch Erfahrungen; in Arizona versichert man, daß die Tiere, wenn sie gute, grüne Nahrung haben, selten sterben, es sei denn infolge eines Unfalls, wie Beinbruch. Daran gehen die Tiere ein, man tötet sie deshalb gleich in solchen Fällen. Sechs Monate alte Tiere werden mit 100 Doll. das Stück bewertet, vier Jahre alte brütende Tiere haben einen Wert von 800 Doll. das Paar. Mit sechs Monaten wird der Strauß zum ersten Male seiner Federn beraubt, dann kann es alle acht Monate geschehen. Die Federn des Männchens sind die wertvolleren. Der Strauß liefert jährlich etwa 0,7 kg Federn, deren Wert 30 Doll. beträgt, sowie 36 bis 90 Eier, die, soweit man sie nicht zur Zucht verwendet, als Nahrungsmittel gebraucht werden.

— Über die von dem Vermessungsschiff „Planet" bei seiner Ausreise nach der Südsee erzielten wissenschaftlichen Erfolge gelangen die erfreulichsten Berichte in die Heimat. Nachdem es ihm auf dem seitherigen Wege bis Sumatra gelungen war, schon in verschiedenen ozeanographischen Fragen entweder reiches neues Material beizubringen oder direkt zur Entscheidung derselben beizutragen, hat es (wie Nr. 12 der „Annalen der Hydrographie" meldet) bei Untersuchung der Tiefenverhältnisse des Meeres südlich von Java den seither vermuteten „Sundagraben" durch erneute Lotungen sicher belegen können. Zwischen diesem schmalen Hauptgraben und der Küste wurde außerdem noch eine wie der Graben der Küste parallel laufende weniger tiefe Einsenkung aufgefunden, die durch eine Schwelle von 1300 m relativer Höhe von dem Sundagraben getrennt ist. Die Lotung in dem Hauptgraben ergab eine Tiefe von 7000 m und stellt damit gleichzeitig die größte Tiefe vor, die bis jetzt im Indischen Ozean gelotet ist; die größte bisher bekannte Tiefe betrug 6459 m und liegt nordwestlich von Australien. Gr.

— Das „Riesengrab" von Kusseri. Ein heute verschwundener, ehemals mächtiger Stamm im südlichen Bornu sind die Sô. Nachtigal berichtet von ihnen („Sahara und Sudan", Bd. 2, S. 403), sie lebten noch im Munde des Volkes, doch schon mit dem Nimbus des Sagenhaften umkleidet, sie wurden als den späteren Generationen wenig ähnliche Menschen, ja als Riesen geschildert. „Umfangreiche Behälter werden noch in Ngala als ihr Hausgerät gezeigt, teils Krüge . . ., teils umfangreiche Schüsseln, aus denen sie ihre Mahlzeiten eingenommen haben sollen". Ihre alte Hauptstadt war Ngala, wo Nachtigal ein großes Erdmausoleum sah. Die Toten wurden in sitzender Haltung bestattet; man setzte eine kegel- oder zuckerhutförmige Zierde aus gebranntem Ton auf das Grab und bedeckte das Ganze mit Erde (ebenda, S. 426). Auch Bauer hörte von diesem Riesengeschlecht und ihren „mehrere hundert Liter" fassenden Töpfen („Die deutsche Niger—Benue—Tsadsee-Expedition", S. 96). Nun berichtet der Oberarzt der Kameruner Schutztruppe Freyer in Nr. 24 des „Kolonialblattes", daß im Mai 1906 bei Erdarbeiten an der Station Kusseri 1 m unter dem Boden zwei gebrannte Tongefäße freigelegt wurden, die nach Aussage der Eingeborenen einem Begräbnisplatz aus der „Riesenzeit" angehören sollten. Der eine Topf war mit der Öffnung nach oben, der andere mit der Öffnung nach unten gestellt. Die zuletzt genannte Stellung wurde von den Leuten als die richtige bezeichnet; die Leichen seien (vgl. Nachtigal) in eine hockende Lage gebracht worden, und dann habe man die Töpfe darüber gestülpt. Die Höhe der 3 cm dünnen und leicht zerbrechlichen Töpfe betrug ziemlich 1 m, der Durchmesser 58 und 41 cm. Der Inhalt des „ersten" Topfes (wohl des umgekehrten) bestand aus Erde und Knochenfragmenten, darunter Schienbein- und Schenkelstücken, der des anderen aus Zahnstücken, Perlenresten und einem kelchförmigen Tongefäß. Freyar nahm an den Beinknochen Messungen vor, und die (a. a. O. mitgeteilten) Zahlen ergaben natürlich keine Riesen- oder ungewöhnlich große Dimensionen. Der Resident von Kusseri, Oberleutnant Schipper, gibt zu dem immerhin interessanten Funde einen Kommentar. Danach hätten die Urnen große Ähnlichkeit mit den ebenfalls der Riesenzeit zugeschriebenen Kolossaltöpfen in Ngala, Ndufu usw. Seiner Ansicht nach ist die Riesensage dadurch entstanden, daß die heutige Bevölkerung in ihrer Phantasie zu den hier noch vielfach sich vorfindenden „unverwüstlich starken und mächtigen Töpfen auch ebenso mächtige Menschen konstruiert hat, die spielend ein halbes Dutzend jener schweren Riesentöpfe zum Wasser tragen konnten, während diese Töpfe höchstwahrscheinlich nichts weiter als Wassersammelbecken darstellen, die zum Auffangen des Regens dienten oder mit Hilfe kleiner Töpfe gefüllt wurden". Schwerer sind seiner Ansicht nach die dort vielfach vorkommenden Lehmhügel — z. B. bei Mafate, Ssau (= Sô) usw. — zu erklären, die von der heutigen Bevölkerung als Beweise für die Richtigkeit der Riesensage angeführt würden. Es sind aber wohl Gräber der Sô oder ihrer Nachfolger, der Makari (oder Kotoko), die die Begräbnissitte der Sô nach Nachtigal annahmen. Wenn einer unserer „Afrikaner" dort in Bornu soviel wissenschaftliches Interesse hätte, einige der Hügel aufzugraben, so wäre das gewiß verdienstlich und vielleicht nützlich. Aber an solchem Interesse fehlt es eben.

— Über archäologische Funde in der Umgegend des Issyk-Kul hat ein russischer Reisender, A. Cahn, der Londoner geographischen Gesellschaft einen Bericht gesandt (mitgeteilt im „Geogr. Journ.", Dezember 1906). Eine örtliche Tradition besagt, daß unter dem Wasser des Issyk-Kul Ruinen alter Städte liegen, die durch Erdbeben, wie sie auch in neuerer Zeit dort vorkommen, versenkt worden sein sollen. In Koisary am Südostufer des Sees, etwa 60 km von Prschewalsk, sind im Wasser Reste von Hausgerät gefunden, und Cahn, der die Stelle aufsuchte, machte den Versuch, darüber etwas Näheres zu ermitteln. Er untersuchte dazu einen breiten Streifen des schlammigen Ufergrundes, soweit die Tiefe dies gestattete, und fand dabei Bruchstücke von Töpfen aus gebranntem Ton, die mit geraden und Spirallinien verziert waren, einige Menschen- und Haustierknochen und harte viereckige Lehmplatten, die ihn an die Ziegel erinnerten, mit denen in den südlichen Teilen von Turkestan die Mauern der Moscheen geschmückt sind. Er fand auch eine glatte runde Scheibe aus schwarzem, versteinertem Holz mit einem Loch in der Mitte, die, wie er meint, in einer Mahlmühle gebraucht worden ist. Cahn erfuhr, daß die Kirgisen einmal eine unversehrte ovale Schale von etwa 25 cm Höhe und ein eisernes Armband gefunden hätten. Ferner wurde ihm berichtet, daß die undeutlichen Umrisse von Mauern und Gebäuden manchmal, wenn das Wasser klar sei, zu sehen wären. Für weitere Untersuchungen würde man Taucher oder wenigstens ein Boot gebrauchen; ein solches ist aber nirgends am Südufer, nicht einmal in Prschewalsk, zu haben. Prof. Nikolsky glaubt, daß diese Reste aus der Zeit der Ussunen stammen, die in der Gegend im 2. Jahrhundert v. Chr. sich niederließen, nachdem sie aus Westchina von den Hunnen vertrieben waren, und dort bis zum 5. Jahrhundert saßen. Sodann berichtet Cahn von Ruinen aus vielen Teilen des Alatau, von denen manche wie Bergfestungen und andere wie Forts an Handelswegen aussehen. Am Nordufer, bei dem Dorfe Preobraschenski, gibt es ein System winkliger Forts, die von aus dem See gefüllten Wallgräben umgeben sind. Sie sollen von Timur erbaut sein, und in der Mitte liegt eine rohe Granitfigur, die den in Südrußland gewöhnlichen Steinfiguren ähnelt, die menschliche Wesen in ruhender Stellung wiedergeben. Eine zweite Ruine liegt nicht weit vom Fort

Naryn am Athaschifluß in einem breiten Tale. Diese Befestigung hat äußerst dicke Mauern aus gestampftem Lehm, die einen regelmäßig viereckigen Hof umschließen, und ein alter Kirgise erklärte, daß sie von Koschol, einem General der Khans der Goldenen Horde im 14. Jahrhundert, erbaut worden sei. Diese Mauern stehen noch zum großen Teil und erreichen eine Höhe von über 20 m und eine Dicke von 6 bis $7^1/_2$ m. Auch das berühmte Tasch-rabat in der Gegend des Tschatyr-Kul wird von Cahn erwähnt. Es ist noch gut erhalten (vgl. den illustrierten Artikel im Globus, Bd. 86, S. 41). Sein Ursprung ist unbekannt. In der Schlucht des Barskaunflusses im Terskei-Alatau stehen zwei Granitscheiben mit kurzen arabischen Inschriften gegeneinander gelehnt. Sie werden von den Kirgisen sehr verehrt; diese kommen dorthin, wenn sie kinderlos sind, töten und essen Tiere und lassen zwischen den Steinen die Hufe und Hörner als Opfergaben zurück.

— Über die geologischen Verhältnisse der Gough-Insel und ihre Petrographie handeln J. H. Harvey Pirie, der Geolog der schottischen Südpolarexpedition, und R. Campbell in den „Proc. of the Royal Phys. Soc. of Edinburgh", Bd. 16, Nr. 6. Die Insel liegt im Südatlantic unter 40° 20' südl. Br., 280 Seemeilen von Tristan da Cunha und 1500 Seemeilen vom Kap der Guten Hoffnung entfernt. Das Expeditionsschiff besuchte sie im April 1904, doch war eine Landung nur für wenige Stunden möglich.

Die Insel ist unbewohnt. Sie gehört mit dem St. Paulsfelsen, Ascension, Tristan da Cunha und vielleicht auch der Bouvetinsel zu den über die Meeresoberfläche emporragenden Spitzen des mittelatlantischen Rückens. Ihre höchste Erhebung beträgt 1200 m; die Länge 13, die Breite 6,5 km. Steil steigt sie 60, im Norden gar 300 m empor. Das Antlitz der Insel ist stark von Schluchten zerfurcht. Die Ufer zeugen von schneller Zerstörung durch die Wellen, während die Denudation weniger heftig gewirkt zu haben scheint. Die Flüsse fallen meist unvermittelt in Kaskaden ins Meer, nur wenige haben ein tieferes, voll entwickeltes Tal. Der höchste Teil der Insel scheint ein in zwei Gipfel gespaltener Rücken zu sein; Anzeichen für einen Krater wurden nicht beobachtet, vielmehr sah man mit dem Fernrohr in der Nähe des Gipfels deutliche horizontale Terrassen. Wenn diese auf successiven Lavaschichten beruhen, so würde das für eine früher beträchtlich größere Ausdehnung der Insel sprechen; Pirie hält es sogar für möglich, daß sie einmal mit Tristan da Cunha zusammengehangen habe. An den Uferabstürzen sind ebenfalls, wenn auch weniger deutlich, verschiedene Lavaschichten zu erkennen. Der Fluß, an dessen Mündung die Landung ausgeführt wurde, glich einem typischen schottischen Hochlandsbach, er wies auch die bekannten Strudeltöpfe auf. Unterhalb des Gipfels erhebt sich die von den Seeleuten „The Apostle" genannte große, abgerundete Felsensäule, die vielleicht eine Art Mont Peléturm oder eine jener auf den vulkanischen Inseln des Südatlantic gewöhnlichen Phonolithfelsmassen sein mag. Am Landungsplatze zeigten sich Anzeichen einer leichten Änderung des Meeresniveaus zugunsten des Landes. Die Felsblöcke in den Flußbetten, die auf die Beschaffenheit des Innern der Insel hindeuten, waren meist ein graues, fast homogenes, nicht porphyrisches Gestein, andere, rot und braun, sahen trachytisch aus, auch wurde ein grauer, kompakter Tuff gefunden. Alles war vulkanisch, mit Ausnahme eines kleinen Stückes Kalkstein an der Mündung. Wäre dieses in natürlicher Lagerung gefunden worden, so wäre es ein sehr wichtiges Beweisstück für eine frühere große Landfläche zwischen Südafrika und Südamerika gewesen. Da aber die doppelte Möglichkeit besteht, daß es von einem Eisberg oder durch Menschenhand dort hingetragen ist, so lassen sich aus dem Funde keine Schlüsse ziehen.

— Eine Besteigung des Aconcagua, die zweite, die bisher ausgeführt worden ist, ist Ende Januar 1906 dem Schweizer Alpinisten Heltling geglückt. Er hat hierüber kürzlich in der Zeitschrift „Alpina" berichtet. Heltling brach mit einem Begleiter am 30. Januar von einem in 4000 m Höhe errichteten Standlager auf und erreichte vor Sonnenuntergang eine Höhe von 6000 m, wo die Nacht zugebracht wurde. Am nächsten Tage erstieg Heltling allein die Spitze. Die Kälte war stark und wirkte sehr schwächend, dagegen war es windstill. Erschwert wurde der Aufstieg auch durch den Mangel an Proviant und Wasser; denn Heltling hatte nichts mitgenommen (!). Im übrigen begegnete er nur sehr geringen Schwierigkeiten. Sein Weg entsprach ungefähr dem des Engländers Vines, der als erster den Aconcagua erstiegen hatte. Unter Aufbietung aller Kräfte gewann Heltling mit Einbruch der Dunkelheit die Spitze, deren Höhe er mit 7021 m angibt. Um 3 Uhr nachts war er wieder bei seinem Begleiter.

— Eine Expedition zu paläontologischen Forschungen im Nordwesten von Wyoming hatten im vorigen Sommer im Auftrage des Carnegie-Museums Roy L. Modie von der Universität in Chicago und E. B. Barthölow von der Kansas-Universität unternommen. Sehr reich war das Ergebnis an plesiosaurischen und amphicölen Krokodilresten. Es wurden die Haileyschiefer der oberen Bentonkreide untersucht. „Das gesammelte Material", so berichtet „Science" vom 30. November 1906, „wog über 5 t einschließlich zweier nahezu vollständiger, mit sehr guten Schädeln versehener Skelette von Plesiosauriern, eins vom Trinacromerum-Typus, das andere von breitköpfiger, kurzhalsiger Form; ferner 25 andere Plesiosaurier, die die meisten Skeletteile aufwiesen, mehrere Arten hohlknochiger, amphicöler Krokodile, wahrscheinlich Teleorhinus oder Hyposaurus, eins davon ein fast vollständiges Skelett mit Schädel; eine Anzahl sehr schöner Schildkröten mit gut verknöcherten Rücken- und Brustschildern, die vielleicht dem Toxochelys verwandt und zweifellos wissenschaftlich neu sind; einen kleinen Reptilienschädel von wenigen Zoll Länge von unbestimmter Zugehörigkeit und einige Fischreste. Dieses Material wird nach seiner Bearbeitung unsere Kenntnis der marinen Kreidefauna und insbesondere der Plesiosaurier Amerikas wesentlich bereichern."

— Die Tibetreise Dr. Erich Zugmayers hat einen vorzeitigen Abschluß gefunden; er ist Mitte Oktober v. J. in Leh angelangt. Wie im Globus (Bd. 90, S. 324) mitgeteilt wurde, hatte Zugmayer Ende Juni nach Überschreitung des Kysyl-Dawanpasses den Sarassee erreicht. Seinem Plane gemäß drang er während der nächsten beiden Monate in südlicher und südöstlicher Richtung in Tibet vor. Er hatte in den großen Höhen außerordentliche Strapazen, und die Paßübergänge verminderten in besorgniserregender Weise die Zahl seiner Tragtiere. Um Ersatz für den Verlust zu suchen, wandte Zugmayer sich wieder südwärts, doch vermochten ihm die tibetanischen Nomaden, die er antraf, Tiere in ausreichender Zahl nicht zu verkaufen. Unter diesen Umständen war es geboten, auf dem kürzesten Wege nach Kaschmir zu marschieren. Zugmayer ließ alles irgendwie entbehrliche Gepäck zurück und zog mit den Sammlungen westwärts über Rudok und an den Pangkongseen entlang über die Grenze nach Leh. Wie weit er vor der Umkehr in die unbekannten Teile Tibets hineingekommen ist, geht aus den vorläufigen Mitteilungen nicht hervor; es wird nur bemerkt, daß neben der Erkundung neuer Landstriche die Berichtigung der bisherigen Karten Westtibets erzielt worden sei. Zugmayer muß außer den Routen Wellbys und Bowers besonders die Reisewege Deasys von 1896 berührt oder gekreuzt haben. Er berichtet, daß er das Vorhandensein jungvulkanischer Gesteine in Tibet mit Sicherheit festgestellt habe. Die botanische und zoologische Ausbeute wird als reich, namentlich auch an neuen Arten, bezeichnet.

— In einer Abhandlung, die in der Pariser „Revue héraldique" 1906 erschienen ist, verfolgt A. van Gennep vom ethnographischen Standpunkte aus den Übergang der uralten Hausmarken und Eigentumszeichen zu den Wappen. Es führt, namentlich in der Einleitung, die darüber erschienenen deutschen Arbeiten, wie Homeyer, Meyermann (Göttinger Hausmarken) an und geht dann, nachdem die Universalität der Eigentumszeichen betont ist, auf die weniger bekannt gewordenen russischen Marken (platno, kleimo) ein, die er uns nach einer schon 1874 erschienenen Arbeit von Efimenko erläutert. Auch das Wesm der Araber, die Shirushi (Hausmarken) der Japaner, die gleichfalls die Grundlage der späteren Wappen bilden, das „Ohrmalen" der Renntiere bei Lappen u. a., die Schilde der Masai in Deutsch-Ostafrika, die Bedeutung der Farben, die Beziehungen der Marken zum Totemismus werden besprochen, und es wird durch alle diese Nachweise gezeigt, in welche uralte Zeit die Anfänge des Wappens zurückreichen, dessen systematische Ausbildung zur Heraldik allerdings erst im Abendlande erfolgte.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 4. BRAUNSCHWEIG. 24. Januar 1907.

Die wirtschaftliche Entwickelung der Ugandabahn-Länder.

Von Alfred Kaiser.

Als mir im Winter 1904/05 eine wirtschaftliche Untersuchung des Guasso Ngischu-Hochlandes übertragen wurde, war ich zum zweiten Male in die Lage versetzt, dem ostafrikanischen Kolonialgebiete des britischen Reiches meine Aufmerksamkeit widmen zu können.

Die Reise war mir diesmal sehr erleichtert, denn in Mombassa angekommen, konnte ich nunmehr ein modernes Verkehrsmittel, die inzwischen erbaute Ugandabahn, benutzen, während ich im Winter 1896/97, also acht Jahre früher, noch auf Schusters Rappen oder besten Falles im Sattel eines bedächtig dahintrabenden Grautieres den weiten Weg zwischen Viktoriasee und Mombassa zurückzulegen hatte.

Die neue Reise war zwar von kurzer Dauer, aber um so interessanter, als eine mehrjährige Beschäftigung mit kolonialen Fragen meine früher gewonnenen Eindrücke modifiziert und das Auffassungsvermögen nun auf andere als rein naturwissenschaftliche Gebiete übergeleitet hatte. Sie war aber besonders deshalb von größerem Interesse, weil durch die Ugandabahn die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes sich so sehr geändert hatten. Aus den ehemaligen Aussichten auf Entwickelung waren nun greifbare, reale Werte geschaffen.



Abb. 1. **Wakambamänner.**
Durch Umwinden mit Eisendraht und Kupfersaiten wird der Schädel stark deformiert und der Scheitel in die Höhe gedrückt.

Entgegen den englischen Gepflogenheiten ist die Ugandabahn nicht von einer privaten Unternehmergruppe, sondern von der englischen Regierung selbst, aus Staatsmitteln und auf eigenes Risiko, erbaut. Nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß diese Bahn vor allem einem politischen und strategischen Zwecke und erst in zweiter Linie wirtschaftlichen Aufgaben zu dienen habe. Schon Lord Granville hat in seiner Berliner Depesche vom 25. Mai 1885 zu dieser Annahme Veranlassung gegeben, und wenn wir auch nur einen sehr flüchtigen Blick auf die englischen Kolonialbestrebungen in Afrika werfen, so muß es uns klar werden, daß der Ausbau dieser Bahnlinie für die Sicherung der englischen Pläne das unabweisbare Postulat einer fürsorglichen Kolonialpolitik bilden mußte.

Daß dem Ausbaue der Ugandabahn aber auch in wirtschaftlicher Beziehung eine große Bedeutung beizumessen war, das wird auch damals schon von allen einsichtsvollen Kolonialpolitikern anerkannt worden sein.

Die Bahn ermöglicht die Besiedelung der schwach bevölkerten und den europäischen Kolonisten unzuträglichen Tieflandgebiete durch Inder, und sie allein nur kann den leitenden Einfluß der Europäer auf die Eingeborenen zur vollen Geltung bringen. Durch diese Bahn wird ein schneller und billiger Verkehr der afrikanischen Seengebiete mit dem europäischen Kontinent, mit Südafrika und Indien ermöglicht, und heute schon sehen wir nicht nur den englischen, sondern auch den deutschen und kongostaatlichen Handel diese Verkehrserleichterung sich nutzbar machen.

Die Bahn ist nicht ins „Blaue hinein“ gebaut worden. Ihre Trasse wurde sehr reiflich überlegt, und große Expeditionen haben die Vorarbeiten der endgültigen technischen Untersuchungen geliefert. Man hat die Bahn nicht gebaut, um vorerst einmal Kapitalwerte in der Kolonie festzunageln und den Erfolg dann einem günstigen Schicksale zu überlassen. Bevor man an ihre Ausführung herantrat, wurden genaue topographische und geologische Aufnahmen veranstaltet, die ungefähre Trasse jahrelang vorher mit einer Reihe von Regierungsstationen besetzt, eine Fahrstraße in der ganzen Längenausdehnung der Trasse ausgebaut und die umliegenden Interessengebiete durch wirtschaftlich gebildete Leute auf das eingehendste einer Untersuchung unterzogen. Erst nach diesen etwa sechs Jahre in Anspruch nehmenden Vorarbeiten wurde bei Mombassa die erste Schiene gelegt.

Trotz der geringen Geländeschwierigkeiten, die man auf der ersten Teilstrecke von 500 km Länge zu überwinden hatte, war man nach dreijähriger Bauzeit doch schon zur Überzeugung gekommen, daß die 60 Mill. M., die für den Bahnbau in Aussicht genommen waren, bei weitem nicht ausreichten, um die 935 km lange Strecke in Betrieb zu setzen. Es mußten weitere $38^1/_2$ Mill. M. zu diesem Baue bewilligt werden. Nun ging es aber rüstig vorwärts. In kaum $5^1/_2$ Jahren war die Strecke so weit ausgebaut, daß die erste Lokomotive den Viktoriasee erreichen konnte.

Heute führt uns der Eisenbahnzug in zwei Tagen, also in gerade so vielen Stunden an den See hinauf, als man früher Tage brauchte, um mit Trägerkarawanen dieses Ziel zu erreichen. Die Züge verlassen Mombassa

in den Nachmittagsstunden und durchfahren in vielen Windungen einen schmalen, regenreichen Küstenstreifen. Zahlreiche Pflanzungen, durch das satte Grün der Bananen und die schlanken Palmstämme schon aus der Ferne erkennbar, ziehen sich zu beiden Seiten des Dammes hin. Hier ist es, wo ein Teil jener frischen Gemüse angepflanzt wird, die auf dem Markte von Mombassa den Ankommenden überraschen. Die eigentlichen, großen Gemüsedistrikte liegen aber noch viel weiter landeinwärts, auf dem Hochlande von Kikuyu. In dieser Küstenzone ist es auch, wo die britische Regierung durch Ansiedelung indischer Landwirte und durch Hebung der Eingeborenenarbeit den Baumwollbau einzuführen gedenkt. Wenn es auch nicht gerade 500000 ha Bodenfläche sein werden, die nach Lintons Berechnung in der Küstenzone von Britisch-Ostafrika für Baumwollkultur geeignet sein sollen, und wenn einer Ansiedelung von Indern auch mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten gegenüberstehen, so wird die Energie der Engländer diesen ungesunden und für europäische Ansiedelung gar nicht geeigneten Ländereien doch einen gesteigerten Produktionswert abzugewinnen wissen. Eine hohe Entwickelung der Baumwollkultur ohne Zuhilfenahme indischer Siedler ist kaum möglich, denn die Arbeiternot spielt auch in Britisch-Ostafrika schon eine sehr große Rolle. Sie wird um so mehr sich fühlbar machen, je rascher die gesunden Hochlandsdistrikte durch Zuzug weißer Kolonisten sich zu füllen beginnen, und je mehr die Neger durch Steigerung ihres eigenen Feldbaues von der Lohnarbeit abgehalten werden. Daß die eingeborenen Neger in hohem Maße der Baumwollkultur sich widmen werden, ist nicht anzunehmen, denn ihr Feldbau ist viel zu primitiv, als daß sie mit anderen Rassen in der Produktion von Baumwolle wetteifern könnten. Wo die billigen Zeugstoffe bis dahin Eingang gefunden, da haben sie regelmäßig auch die schon vorhandene für den Eigenbedarf berechnete Baumwollkultur aus dem Felde geschlagen. Mit denselben Hindernissen ist auch in den deutschen Kolonien zu rechnen. Wir finden dort zwar eine zahlreichere und im allgemeinen arbeitswilligere Küstenbevölkerung, und der Arbeitermangel wird dort nicht in dem Maße durch neuankommende Siedler gesteigert wie in Britisch-Ostafrika. Aber es ist auch dort zu bedenken, daß billigere Baumwollpreise, wie sie doch sicher wiederkommen werden, den Neger um so weniger zu dieser Kultur veranlassen, je häufiger ihm die europäischen Mißerfolge vor Augen treten, je mehr er durch gesteigerte Lebensbedürfnisse und durch vermehrte Steuerpflichten zu einem höheren Lohnanspruche verleitet wird, und je weniger er mit der ihm gewohnten Hackarbeit im Baumwollbau mit anderen Völkern in Wettbewerb sich wagen darf.



Abb. 2. **Wakambafrauen.**

Bei Mayi ya Tschumvi, etwa 56 km von Mombassa entfernt, sehen wir große Holzlager, aus denen das Brennmaterial zum Heizen der Lokomotiven bezogen wird. Nicht mit Unrecht hat die Bahnverwaltung gerade diese Stelle zur Einrichtung ihrer Holzdepots ausgewählt; denn hier beginnt die Trockenzone der ostafrikanischen Steppenlandschaften. Das großblättrige, Feuchtigkeit liebende Buschwerk der Küstengebiete und die üppigen Bananenhaine sind hier seltener geworden. Feinblättrige Akazien und dorniges Strauchwerk sind dafür an ihre Stelle getreten. Hier und da streift schon eine blattlose Kandelabereuphorbie oder der felsblockähnliche Knollenstamm einer Steppenliane an unseren Augen vorbei. Wir sind im Grenzgebiete der unwirtlichen Tarosteppe, in einer Zone, wo die Niederschläge schon so selten sind, daß sie auch zur Zeit der wolkenschwangeren Passatwinde die aufgestapelten Brennholzlager nicht sehr zu durchnässen vermögen.

Es ist Nacht geworden. Der Ausblick durch die Waggonfenster schwindet um so rascher, als die Scheiben aus dunklem Rauchglase geschnitten und inzwischen auch die Coupélampen angezündet wurden. Man fährt natürlich nicht allein, sondern der ganze Zug ist sozusagen bis auf den letzten Platz besetzt. Während der ersten Nachtstunden fehlt es denn auch an guter Unterhaltung nicht. Viele der mitfahrenden Passagiere sind Sportsleute und Touristen, die entweder auf Löwen- und Elefantenjagd ausziehen oder als Globetrotters auf friedlichere Weise die Aufgaben ihres Lebens erfüllen.

Die Einnahmen der Kolonie durch diese immer mehr sich entwickelnde Fremdenindustrie sind schon ganz beträchtlich; denn abgesehen von den großen Summen, die diese Gäste als Zollabgaben, Hotel- und Eisenbahnspesen, Trägerlöhne usw. im Lande lassen, sind im Jahre 1903/04 nicht weniger wie 70000 M. und in den ersten neun Monaten des Berichtsjahres 1904/05 schon etwa 90000 M. nur an Jagdscheingeldern bei dem Gouvernement eingegangen. Diese Summen können uns allerdings nicht erstaunen, wenn wir wissen, daß Sportsleute für einen Jahres-Jagdschein 1000 M. zu zahlen haben, und daß Britisch-Ostafrika wohl eines der wildreichsten Gebiete der Erde genannt werden darf. Billig ist das Vergnügen des Jagdsportes freilich nicht, denn abgesehen davon, daß bestimmte Schonreviere bestehen und einzelne Tierarten überhaupt nicht geschossen werden dürfen, darf der Jäger von den meisten Wildarten nur zwei Stück im Jahre erlegen, wenn er für die mehrgeschossenen Tiere nicht eine Additionaltaxe von 25 bis 350 M. (letztere Summe allerdings nur bei Elefanten) entrichten will. Nur von kleinerem, gewöhnlichem Wilde darf man 10 Stück von jeder Art erlegen.

Die **Fahrt auf der Ugandabahn** ist lange nicht so unangenehm, wie ich es erwartet hatte, und jedenfalls nicht schlimmer, als die Fahrten auf den südafrikanischen Bahnen, die ich aus der Zeit vor dem Burenkriege in Erinnerung habe.

Die **Personenwagen** sind etwas über zwei Meter hoch und sehr bequem eingerichtet, mit breiten Lederpolstern, Waschraum usw. Sehr praktisch sind die außerhalb der Fenster angebrachten Blendwände, die in etwa 20 cm Entfernung von der Wagenwand die Fensteröffnung bis auf etwa 40 cm Höhe vor den Strahlen der Sonne schützen. Die Fenster können daher in ihrer ganzen Höhe offen bleiben und einen genügenden Luftwechsel ermöglichen, wenn es nicht gerade durch blendende Grassavannen oder über stauberfüllte Steppenniederungen geht. Die Rauchglasscheiben sind besonders für die Steppendistrikte berechnet; man schließt sie und sieht das trostlose Landschaftsbild dann in einer recht angenehmen mattgrünen Färbung, ein vielleicht nicht ganz wirkungsloser Trick der Kolonialverwaltung gegen die neuankommenden Siedler, die beim Passieren der großen Steppengebiete sonst sehr leicht ein ungünstiges Vorurteil gegen die Ertragsfähigkeit der Kolonie sich bilden könnten.

In der Nacht sind gewöhnlich nur drei Passagiere in einem Coupé, und es können dann unter Benutzung einer Aufklappebank drei verhältnismäßig gute Betten hergerichtet werden. Das Schlafen ist auf manchen Strecken allerdings mit einigen Schwierigkeiten verbunden, denn infolge der kleinen Geländekurven und der nicht überall sehr sorgfältig gelegten kurzen Schienenstücke wird man oft fürchterlich herumgeschüttelt.



Abb. 3. **Massonic-Hotel in Nairobi. Straße mit Eucalyptusbäumen.**

Nach den kleinen englischen Eisenbahnkarten reicht die **Tarosteppe** nur bis zum Voiflusse hin. Botaniker und Agronomen werden ihre Grenze aber noch viel weiter verschieben, über den Tsavo River hinaus bis in die Gegend von Masongoleni im Kikumbuliu-Distrikte. Die dicken Lagen roten Steppenstaubes, die sich während der Nachtfahrt auf uns niedergeschlagen, sprechen auch deutlich dafür, daß es kein „Beautiful country“ war, das wir am Morgen nun hinter uns hatten. Ich kenne diese Steppengebiete von meiner ersten Reise und erinnere mich noch lebhaft an den langweiligen trockenen Dornenbusch und die Umwege, die wir hier machen mußten, um in einigen Felslöchern das nötige Trinkwasser für unsere Karawane zu finden. Nur am Tsavo River war etwas üppigeres Pflanzenleben entwickelt, darüber hinaus aber sahen wir nichts wie rotgelbe Grasflächen, kleinblättrige Akazien und eine Menge andere zu den Trockengewächsen gehörende Steppenpflanzen. Etwa 30 km südlich der Bahnlinie gegen das deutsche Grenzgebiet und den Kilimandscharo hin geht dieser Florencharakter dann allerdings in etwas freundlichere Bilder über. Dort liegen die Farmen der Wateita, mit Bananen, Mais, Maniok, Negerhirse und Bohnen bestellt. Nach den Schilderungen, die mir von einem dort stationierten englischen Beamten gemacht wurden, sind jene Gebiete aber sehr ungesund. Wenn an einzelnen Stellen dieses Distriktes auch schon wilde Baumwolle gefunden wurde, und deren Anbau bei Taveta bis dahin auch günstige Resultate gezeitigt hat, so ist damit doch noch lange nicht erwiesen, daß eine Kultur im großen oder eine Kleinkultur der Eingeborenen oder indischen Siedler sich auch bezahlt machen werde.

Außer dem Tavetagebiete dürften in dieser ganzen etwa 160 bis 200 km breiten und von der deutschen bis zur italienischen Grenze reichenden Steppenzone nur noch einzelne Teile des Tana- und des Jubatales, sowie sehr beschränkte Teile des Sabakitales einer rationellen wirtschaftlichen Erschließung zugänglich sein. Die übrigen Gebiete aber sind völlig unproduktive oder nur von nomadisierenden Hirtenvölkern zu bewirtschaftende Bodenareale.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse in der Landschaft **Ukambani**, die wir in der Morgenfrühe bei der Station Masungoleni erreichen. Die direkt an die Bahnlinie anstoßenden Gebietsteile sind zwar noch von beschränkter Fruchtbarkeit, und die Unsicherheit und das geringe Quantum der Niederschläge vereitelt auch hier noch mancherlei Kulturversuche. Doch sind viele fließende Gewässer vorhanden, die durch Anlage von Staudämmen wohl an manchen Stellen eine erfolgreiche Bodenkultur ermöglichten. Als Weideland kommen die nächst gelegenen Gebiete wenig in Betracht, denn sie sind von minderwertigen Grasarten bestanden, meist schattenlos und zu alledem noch gefürchtete Tsetsedistrikte, in denen das Vieh durch den Stich der Naganafliege unfehlbar getötet wird. Um so wertvoller sind aber die von der Bahn etwas weiter abgelegenen, nördlichen Berglandschaften. Von ihren Paßhöhen genießen wir herrliche Ausblicke in die zahlreichen weiten Talsohlen, deren Bodenflächen, von klaren Forellenbächen durchfurcht, noch einer intensiveren landwirtschaftlichen Ausnutzung harren. Wir finden zwar schon eine 75000 Seelen zählende Negerbevölkerung, die **Wakamba**, auf diesem Gebiete; neben ihnen aber haben noch Tausende Platz, und es ist nicht ausgeschlossen, daß selbst europäische Siedler allmählich sich in diesem Lande niederlassen. Einen solchen **weißen Kolonisten**, und zwar einen **Deutschen**, Herrn Hübner, haben wir bei Kibwezi schon getroffen. Er besitzt dort eine Sanseviera-(Faserpflanzen) Farm und scheint sich ganz wohl zu be-

finden. Ich möchte hier aber beifügen, daß Herr Hübner eine sehr kräftige Natur und noch nicht sehr lange in der Gegend ist, und daß er natürlich nicht selbst in seiner Pflanzung arbeitet. Die Sansevieren wachsen wie die Agaven an verhältnismäßig trockenen Orten, und die betreffende „Pflanzung" wird daher in einer relativ gesunden Gegend von Ukambani sich befinden. Zudem dürfte Herr Hübner durch die zahlreichen Jagdtouren, die er macht, den schädlichen Einfluß eines beschaulichen Tropenlebens in bester Weise paralysieren und durch mäßige Körperbewegung und reichlichen Ortswechsel sich leichter in diesem Klima halten können als ein auf dem Felde arbeitender Farmer, der leicht sich überanstrengt, den ungesundesten Teil seiner Umgebung zum beständigen Aufenthaltsorte wählen und jahrelang in einer dunkeln, von Krankheitskeimen und Ungeziefer erfüllten provisorischen Farmhütte nächtigen muß.

Die Wakamba (Abb. 1 u. 2) waren anfangs nicht gerade erfreut über die Einschränkungen, die ihnen durch die Engländer erwuchsen. Es wurden hier Ende der neunziger Jahre noch bittere Kämpfe gefochten, denn die Wakamba waren bis dahin recht gefährliche Sklavenjäger und standen sogar im Verdachte der Menschenfresserei. Man hat ihnen auch alles Böse zumuten können, diesen unsympathischen Kerlen mit dreieckig zugefeilten Haifischzähnen und ausgerupften Brauen- und Augenwimpern-Haaren. Immerhin waren die Wakamba damals schon ein Volk mit ausgedehntem Ackerbau und ziemlich rege betriebener Viehzucht. Sie waren an ihren Boden gebunden und hätten sich niemals auf die Dauer in den umliegenden Steppen erhalten können. Daher war auch Hoffnung vorhanden, sie für die wirtschaftliche Hebung der Kolonie zu gewinnen, und wenn nicht alles täuscht, so haben sich diese Hoffnungen heute eher noch gefestigt. In allen Talwinkeln und auf allen Talterrassen sieht man ihre kleinen Getreidefelder, auf allen Akazien haben sie ihre Honigrohre ausgehängt, und schon bringen sie nicht unbeträchtliche Mengen von Tierfett, Wachs und Eingeborenen-Tabak auf den Produktenmarkt. Auf meiner Reise nach dem Guasso-Ngischu-Plateau hatte ich mehrere Wakamba als Träger mit, und ich muß sagen, daß sie sich nicht in unvorteilhafter Weise von den Küstenträgern und Wakikuyu unterschieden.

Für die Ansiedelung einer größeren Europäerkolonie wird Ukambani nur dann in Betracht kommen, wenn das Hochland von Kikuyu völlig besetzt ist, und wenn die Siedler sich nur mit Viehzucht oder mit der Leitung von Plantagen beschäftigen. Für bäuerliche weiße Kleinsiedler ist das Land seiner schlechten klimatischen Verhältnisse wegen nicht geeignet. Dagegen würde es vielleicht der Ansiedelung von Indern keine größeren Schwierigkeiten entgegensetzen; das Beste und Sicherste wird es aber freilich sein, wenn die Regierung die Wakamba selbst bei ihrem Feldbaue und bei ihrer Viehzucht unterstützt und einen großen Teil des freien Kronlandes für die an Zahl sich mehrende spätere Negerbevölkerung reserviert.

Bei der Station Simba, immer noch auf Wakambaboden, beginnt das berühmte Jagdgebiet der sog. Kapiti-und Athi-Plains. In bezug auf seinen Wildreichtum und seine bequeme Zugänglichkeit (man läßt sich auf der Bahnlinie durch Draisinen auf die Löwen- und Nashornjagd fahren) wird dieses Gebiet auf dem afrikanischen Kontinent wohl kaum mehr übertroffen. Mit Spannung sind unsere Blicke auf die nahen Felswände, die ferneren Hügelwellen und die weiten Grasebenen gerichtet. Nach kurzer Fahrt werden tatsächlich auch schon die ersten „Löwen" erspäht, zwei großköpfige braune Wildgestalten, die ich in meiner Prosastimmung aber eher für zwei Wildsauen als für zwei Wüstenkönige halten möchte. Aber es sollen meinetwegen leibhaftige Löwen gewesen sein, die Station „Simba" heißt ja schon „zum Löwen", und wie uns von glaubwürdiger Seite erzählt wurde, hat in dieser Gegend vor kurzer Zeit ein Löwe einen schlafenden Engländer aus dem Eisenbahncoupé heraus geholt.

Da plötzlich taucht das erste Großwild auf, eine kleine Zebragesellschaft, die flüchtend längs des Zuges hineilt und erstaunt dann stehen bleibt, wenn das schnaubende und pfeifende Dampfroß sie überholt. Auf einer offenen Bodenwelle steht ein Rudel Gnu-Antilopen, erst unerschrocken den herannahenden Zug fixierend und dann in wildem Galopp mit gesenkten Köpfen und hoch erhobenen Schweifen in die weite Steppe hinaus rennend. Auf 300 Schritt Entfernung sehen wir die ersten Strauße, kurze Strecken in leichtem Laufe dahineilend, dann ruhig stehen bleibend und dem vorbeibrausenden Zuge mit unbehilflichen Flügelschlägen ein Lebewohl zuwinkend. Ein fesselndes Tierbild reiht sich an das andere, die Gruppen mehren sich zu Herden, und mächtige Staubwolken verraten ihren Weg noch in weitester Entfernung. In buntem Durcheinander ist hier auf einigen tausend Quadratkilometern eine Tierwelt zusammengedrängt, wie reicher sie die Phantasie eines Knaben für die Staffage einer westamerikanischen Prärie sich nicht ausmalen kann.

Ich träume von jenen Tagen, wo ich dort drüben an dem mächtigen Felsbrocken des Doenyo Sabuk eine siebenköpfige Löwenherde wie ein Rudel harmloser Ziegen vor mir her getrieben habe, wo ein anderes Mal ein Löwe wie ein müder Jagdhund sich in den Schatten eines wenige Minuten vorher von mir geschossenen Nashornes niederlegte, und wo ich in einem Augenblicke einmal zehn Nashörner vor mir stehen sah. Was ist jetzt aus diesem merkwürdigen Wildparke der Natur geworden? Die Privatdomäne eines spekulativen Kolonisten, der gegen einige Pfund Entschädigung die letzten Reste jener ahnungslosen Wildherden niederknallen läßt.

Acht Sommer sind seit meinem letzten Hiersein verflossen; das Auge schweift von neuem über die staubige Ebene, da entrollt sich plötzlich ein modernes, ganz modernes Kulturbild. In scharfen Kurven nehmen wir das letzte Teilstück der baumlosen Athi-Plain. Da, am Fuße der bewaldeten Kikuyuhöhen winken uns ganz unerwartet die weißen Wellblechhäuser von Nairobi entgegen. Also gerade hier, wo ich am wenigsten eine menschliche Siedelung erwartet hätte, hat die Verwaltung der Ugandabahn die Stelle bezeichnet, wo der erste Quader der britisch-ostafrikanischen Siedlerschicht hingelegt werden sollte.

Daß die Wahl des Ortes, vom wirtschaftlichen und kommerziellen Standpunkte aus betrachtet, gerade eine sehr günstige war, wird niemand behaupten. Um die Depots und Reparaturwerkstätten haben sich allmählich in großer Zahl Privathäuser gruppiert, und so ist der Ort nun zu einem kleinen Städtchen herangewachsen. Dieses liegt allerdings in unmittelbarer Nähe der Bahnlinie, das hätte man aber auch haben können, wenn man seine Anlage etwas höher, in das eigentliche Kulturgebiet von Kikuyu verlegt hätte. Nun ist eine Verschiebung natürlich kaum mehr möglich.

Doch wir finden keine Zeit, um über die Lage von Nairobi lange Erwägungen anzustellen. Schon steht der Zug vor dem kleinen Stationsgebäude, und nun heißt es auf der Hut zu sein, daß jeder seine auf dem Perron ausgeladenen und zu einem wüsten Chaos aufgetürmten Gepäckstücke erwischt. Ein indischer Beamter scheint zwar eine Art von Kontrolle zu führen, doch ist es sehr

angebracht, wenn jeder Passagier die ihm gehörenden Koffer und Ballen möglichst eigenhändig aus dem fremden Gepäck hervorzieht. Unter großem Geschrei und unter verzweifelten Gesten eines sog. „Karawanenführers" werden nun die auf Vorbestellung in Nairobi angeworbenen Träger (Wasuaheli, Wakikuyu, Waniamwesi und Wakamba) vor uns aufgestellt, und dann los, jeder mit einem Gepäckstück beladen, nach dem Hotel.

Man sollte es nicht glauben, daß hier im afrikanischen Binnenlande, 520 km von der Küste entfernt, in einem Städtchen von nur etwa 4000 Einwohnern und darunter nur etwa 400 Europäern schon mehrere Hotels stehen. Aber es ist tatsächlich so, und ich mußte noch zufrieden sein, in einem derselben überhaupt einen Schlafraum zu bekommen, so überfüllt war alles bei meiner Ankunft. Das größte und beste Gasthaus, „Norfolk Hotel, the only stone-built and tile roofed Hotel in East Africa", war vollkommen besetzt, das „Stanley Hotel" so klein, daß es kaum mehr wie einige Gäste aufnehmen konnte, und im „Massonic Hotel" waren gerade noch die nötigen Betten für die ankommenden Passagiere frei (Abb. 3). Zum Lobe der Nairobi-Gastwirte sei aber gesagt, daß die Verpflegung hier eine bedeutend bessere und preiswürdigere ist wie in Mombassa. Im „Massonic Hotel" wohnen meist Farmer, Handwerker und kleinere Beamte, während „Norfolk Hotel" die höheren Beamten und die Sportsleute beherbergt. Ich habe in letzterem Hotel auf meiner Rückreise gewohnt, und ich war sehr angenehm überrascht über die relativ gute Aufnahme, die mir hier zuteil wurde. Ganz tadellos ist der Betrieb ja freilich nicht, denn es spricht nicht gerade für übermäßig große Bequemlichkeit, wenn man in einem Hotel mit „Ladies, Reading, Smoking, Dining, Luggage und Billard Rooms" nicht einmal eine Petroleumlampe oder auch nur etwas Zeitungspapier zum Verpacken von Sammlungsgegenständen erhalten kann.

Es ist begreiflich, daß die Siedelungskolonie von Nairobi zum größten Teile aus englischen Untertanen, Indern und Engländern, sich zusammensetzt. Die Engländer sind entweder Farmer, Professionisten, Kaufleute oder Beamte. Ihre Zahl dürfte einschließlich der nur vorübergehend sich aufhaltenden Sportsleute und umwohnenden Farmer 400 Seelen kaum überschreiten. Solange die Europäerkolonie noch in solchen kleinen Zahlen sich bewegt, werden die Engländer gegenüber jedem nichtenglischen Kolonisten begreiflicherweise im Vorteile sein. Von der Regierung werden den Fremden aber keinerlei Schwierigkeiten bereitet, und es ist jeder mit genügend Geldmitteln versehene Siedler willkommen, der hier sich ein neues Heim gründen wird. Sogar Buren, die bei den Engländern sonst nicht gerade gut angeschrieben sind, können in Britisch-Ostafrika als Siedler sich niederlassen.

Wenn ich von Nairobi-Farmern spreche, so darf man sich allerdings keinen Illusionen hingeben und etwa glauben, daß es für den Landwirt hier eine leichte Sache wäre, eine ertragsfähige Farm sich zu verschaffen. Das Klima setzt dem Weißen zwar nur geringe Hindernisse in den Weg, und Landbesitz ist immer noch zu erwerben, wenn die Kronländereien der Umgebung von Nairobi auch sämtlich in Privatbesitz übergegangen sind. Was dem Farmer aber die Ansiedelung erschwert, das sind die verhältnismäßig sehr hohen Landpreise, die für bahnnahe Kulturareale von den Spekulanten gefordert werden, die nicht sehr große Fruchtbarkeit des Bodens, die Unsicherheit der Niederschläge, das häufige Auftreten von Viehseuchen und Ackerbauschädlingen, der Mangel an eingeborenen Feldarbeitern und nicht zum wenigsten auch die sehr beschränkte Absatzmöglichkeit der meisten bis jetzt in Frage kommenden Feldfrüchte.

(Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Beobachtungen über die Nauru-Insulaner[1]).

Von Antonie Brandeis.

Die Insel Nauru ist eine isolierte Insel vulkanischen Ursprungs im Stillen Ozean unter 166° 51′ östl. L. und 0° 27′ südl. Br., westlich von der Gilbertgruppe. Ihr Umfang beträgt etwa 18 km. Ein 100 bis 150 m breites Korallenriff, das steil ins Meer abfällt, umgibt sie. Der flache, fruchtbare Gürtel steigt bis zu 5 m empor; dann kommen bis zu 30 m hohe Felsen. Die Mitte der Insel nimmt ein Hochplateau ein, das einige Einsenkungen hat. An einer Stelle befindet sich ein großer Teich, dessen Sohle mit dem Meerwasser in Verbindung stehen soll. Die Höhen der Insel sind steinig, wenig bewachsen und mehrere Fuß tief mit hochprozentigem Phosphat bedeckt.

Nauru hat sechs Distrikte: menin (= windig), hog me eiwu (= west), die beiden Busch-Distrikte boater und arunibeck, eowa und eniburi (Bedeutung unbekannt).

Die Hütten werden nur von einer Familie von je durchschnittlich drei bis fünf Mitgliedern bewohnt. Zu Vater, Mutter und Kindern gesellen sich zuweilen unverheiratete Brüder oder Schwestern der Eltern. Bei der Verheiratung zieht der Mann immer in das Haus der Frau. Heiratet die älteste Tochter, so übergeben ihr die Eltern ihr bisheriges Haus und bauen für sich in der Nähe ein neues Heim. Jede weitere Tochter erhält bei der Heirat ein neues Haus in der Nähe. Die Siedelungen sind ohne bestimmte Regel angelegt. Maßgebend in Nauru waren günstige Passagen im Riff und das Vorhandensein von Süßwasserlöchern oder wasserhaltigen Grotten. Die Siedelungen wurden immer von einer oder mehreren verwandten Familien angelegt und haben alle Namen. Die Zunahme der Bevölkerung ist langsam, ihr augenblicklicher Stand beträgt ungefähr 1500 Personen. Bei den Kämpfen vor 20 bis 30 Jahren kamen ungefähr 500 Personen um. Etwa 30 Jahre lang hatten die Kämpfe gedauert. Im Jahre 1888 wurde die Insel unter deutsche Schutzherrschaft gestellt, und die Insulaner wurden entwaffnet, was den Kämpfen ein Ende bereitete.

Die Bevölkerung in Nauru ist zusammengesetzt aus angetriebenen Gilbert-, Marshall- und Karolinen-Insulanern. Man kann aber noch deutlich eine rein malaiische Stammbevölkerung unterscheiden. Es sind Typen vorhanden, die an Hindus erinnern. Bei vielen Männern besonders fällt häufig eine edle Schädelbildung auf, ebenso feine Nase und wohlgeformter Mund (vgl. Abb. 1).

Das Kanubauen wird nur in gewissen Familien geübt. Das Fischen wird von allen Bewohnern des dem Meere nahen Gürtels betrieben, während die Hügelbewohner und solche im Buschdorf nur die Fische in den Binnenteichen fangen.

Die Häuser werden im Rechteck von 15 bis 25 Fuß gebaut; die Pfosten sind 4 Fuß hoch und bestehen aus dem harten Holze des Calophyllum, manchmal auch aus

[1]) Vgl. den Artikel von A. Krämer über Nauru, Globus, Bd. 74, Nr. 10.

Palmstämmen. Die Innenbalken sind aus Pandanusstämmen hergestellt. Alle Teile werden mit Kokosseil verschnürt. Die verschiedenen Teile des Hauses heißen: Yvar = Pfosten, Ikwoar = Dachstuhl, Oyao = Giebelrücken, Kadön = Dachsparren, Denapot = Blätterdach, Kaëb = Boden, Daman = Schmalseiten. Das Dach wird von Pandanusblättern gemacht und hält, da es in Nauru wenig regnet, vier bis fünf Jahre.

Versammlungshäuser gibt es nicht. In früherer Zeit existierten große Tanzhäuser, von denen jedem Distrikt eins zukam.

Die Kochhäuser sind eigentlich bedachte Erdöfen, wie sie in der ganzen Südsee gebräuchlich sind. Die Speisen werden entweder auf heiß gemachten Steinen gebraten oder gedämpft. Der hierzu notwendige Dampf wird erzeugt, indem etwas Wasser auf die Steine gegossen wird.

Früher hatten die Insulaner Entbindungshäuser in der Nähe der Wohnhäuser. 15 Tage wurde die Frau als unrein betrachtet und durfte das Haus nicht verlassen, das nur der Mann oder die Eltern betreten durften. Während einiger Tage im Monat müssen sich die Frauen noch heute sehr häufig in ein für diesen Zweck gebautes Haus zurückziehen und ihre Nahrung selbst besorgen. Die Kokosnüsse holen sie sich mittels einer an einen Stock gebundenen Schlinge vom Baume. Da es verboten ist, ihnen Nahrung zu bringen, kommt es oft vor, daß sie beinahe verhungern. Nachher müssen sie sich wieder einer Art Mast (Abb. 2) unterziehen, zu welchem Zwecke sie das Haus nicht verlassen dürfen.

Vorräte bewahrt man im Dachstuhl des Hauses auf. Schweine und Hühner laufen umher, halten sich aber zu den Häusern, wo ihnen zuweilen Futter gegeben wird. Die Umgebung der Häuser wird mit kleinen weißen Korallentrümmern vom Strande beschüttet und von den Frauen mit den Fingern von Unreinigkeiten abgesucht. Abfälle werden, falls nicht von Hunden oder Schweinen verzehrt, verbrannt, ebenso herabfallende Zweige und Blätter.



Abb. 1. **Junger Häuptling, Nauru.**

Die Wohnhäuser haben keine Türen und sind rundum offen. Bei Regenwetter werden Matten an die Windseite gehängt. In den Dachstuhl führt eine kleine Tür. Früher wurden die Pfosten schwarz und weiß bemalt. Weiß lieferte eine Art Lehm im Boden, Schwarz wurde von gebrannter Kokosschale hergestellt.

Zur Zeit der Kämpfe errichteten die Insulaner Wälle von Steinen um ihre Ansiedelungen, später zogen sie Draht mit daran gebundenen Flaschen, damit niemand sich nachts heranschleichen konnte.

Zum Schlafen dienen den Insulanern nur Matten, die auf den Muschelkies gelegt werden. Zuerst kommen grobe Matten von Palmenblättern, dann feinere Matten von Pandanus. Die Matten dienen als Fußbodenbelag den ganzen Tag über. Jedes Familienmitglied hat noch eine Extraschlafmatte, die am Tage zusammengerollt wird. Als Bedeckung dienen ebenfalls Matten, als Kopfkissen eine Rolle von mürbe gewordenen alten Matten. Die Schlafmatten werden am Tage unter das Dach gelegt. Dort fanden auch früher die Waffen Platz; jetzt noch bringt man dort die Angeln und andere Fischgeräte unter.

Von Hausrat besitzt der Nauruinsulaner sonst wenig. Aus dem harten Holze des Calophyllum werden Holznäpfe verschiedener Größe als Trinkgefäße oder zum Anrühren von Speisen hergestellt. Dann findet man noch Keulen aus Holz zum Reiben der Pandanuspaste und zum Klopfen der Pandanusblätter, bevor diese zu Matten verflochten werden. Palmwein wird in ausgehöhlten Kokosnüssen aufgefangen; auch dienen sie zur Aufbewahrung von Öl. Halbierte, glatt geschabte Nüsse werden ebenfalls als Trinkgefäße verwendet. Heißes Wasser wird gewonnen, indem mit Wasser gefüllte Nüsse in heiße Asche gelegt werden. Das Durchseihen von Palmwein geschieht vermittelst Kokosbast. Zum Hausrat gehören noch einige Körbe zum Aufbewahren von ölgefüllten Nüssen usw. Zum Reinigen der kleinen Kinder von Sand und Staub machen die Insulaner zierliche kleine Pinsel („Dida") von Kokosfaser. Für ein Häuptlingskind machen die Insulaner Trinkgefäß, Staubpinsel, Körbchen mit ölgefüllter Nuß sehr zierlich zurecht. Alles wird mit roter Pilgermuschel benäht und mit Fregattvogelfedern behängt. Diese Gegenstände dürfen von anderen nicht benutzt werden.

Feuer wird durch Reiben zweier Holzstücke gemacht. Ein Mann hält das größere Stück mit Knie und Hand, ein zweiter Mann reibt ein kleineres Stück darauf hin und her, bis in wenigen Minuten das Holz zu glimmen anfängt. Das größere Stück heißt Kainid, das kleinere Nettin. Die Holzart heißt Quani (wilder Hibiskus). Will man Feuer längere Zeit aufbewahren, so wird es mit der äußeren Kokosschale bedeckt, unter der es dann weiter glimmt. Zum Anfachen des Feuers dienen kleine, einfache Fächer von Palmblättern. Als Kochgeschirr werden halbe Kokosnüsse benutzt. Mit Holzstäbchen wird das Umrühren besorgt. Dünnflüssige Sachen essen die Nauruleute mit einem Stück Kokosblatt, andere mit Zeige- und Mittelfinger. Zum Schaben von Pandanus dient eine ringförmig geschnittene Kokosnuß. Diese ist an einem Holz befestigt, worauf die Männer sitzen. Dieser Gegenstand wird Ranenor genannt. Die Hauptnahrung der Nauruinsulaner bilden: Kokosnuß (ini), Pandanus (epo), Fisch in Asche gebraten (dschinen), Crustaceen (oar), Schwein (cumo), Huhn (tamno), Möwen (toron), Palmwein (carawe), Melasse von Palmwein (kumidare), Pandanuskonserve (edango), rohe Muscheln (murry) und Fisch auf Stein gebacken (omen).

Regelmäßige Mahlzeiten nehmen die Insulaner nicht ein, vielmehr ißt jeder, wenn er Lust hat, eigentlich den ganzen Tag über. Die Familienmitglieder kommen außerdem den Tag einige Male, besonders abends, zusammen, um zu essen, wenn gerade Fische gefangen sind usw. Bei Festlichkeiten können die Nauruleute unglaubliche Mengen verschlingen, andererseits ist es ihnen auch möglich, größere Pausen beim Essen eintreten zu lassen, nur müssen sie dann still sitzen oder liegen.

Nachdem sie Fisch gegessen haben, reinigen sie Mund



Abb. 2. **Gemästete Tochter des Häuptlings Jim, Nauru.**

und Hände sehr sorgfältig und rühren andere Speisen erst an, nachdem die Reinigung stattgefunden hat.

Es ist eine besondere Eigentümlichkeit der Nauruinsulaner, daß eine Frau niemals etwas genießt, was ihr ältester Sohn angerührt oder getragen hat. Bei Häuptlingsfamilien gilt dies auch für die älteste Tochter. Sie sind in dem Aberglauben befangen, daß es das Kind schwäche, der Mutter schade und in den Augen anderer Schande bringe. Schwangere Frauen dürfen bestimmte Sorten von Fisch nicht essen. In den Häuptlingsfamilien werden während dieser Zeit ganz besondere Zeremonien beobachtet. Es dürfen keine Nüsse berührt werden, die 100 Fuß um die Hütte im Umkreis herabfallen. Die Frau darf nichts essen, was Mann, Vater oder Mutter berührt haben. Vom fünften Monat ab darf im Hause kein Nagel eingeschlagen, nicht das geringste Geräusch verursacht werden. Nichts darf von der Wand genommen werden, bis das Kind geboren ist. Besonders bei Erstgeburten werden diese Regeln auf das peinlichste beobachtet.

Die Nauruleute waren niemals Kannibalen. Im Kampfe konnte früher die Erregung soweit gehen, daß sie sich Ohren oder Finger abbissen.



Abb. 3. **Junge Frau mit Kind, Nauru.**

Im Hause werden Fackeln benutzt von getrockneten Nüssen des Calophyllum, deren man zehn auf ein Stöckchen steckt; diese brennen mehrere Stunden. Zum Fischen stellt man Fackeln aus drei zusammengebundenen getrockneten Kokosblättern her. Die Insulaner machen sehr wertvolle Halsketten von einer roten Auster, andere von einer weißen Muschel und Kokosschale. Am Ende der Kette hängen meist Fregattvogelfedern. Die verschiedenen Arten der Ketten sind sehr zahlreich, die meisten erfordern viel Zeit und Ausdauer zu ihrer Herstellung. Beim Tanzen werden breite Gürtel mit Muscheln verziert getragen. Die Frauen schmücken sich den Kopf beim Tanz mit kleinen Vogelfiguren, die sie

aus dem Mark des Salzwasserbusches schnitzen. Eine Häuptlingsfrau trägt eine kleine viereckige Matte mit der Hand vor dem Leib, wenn sie guter Hoffnung ist. Diese Matte ist schwarz und weiß geflochten und mit roten Pilgermuscheln oder roter Auster verziert. Der Mann trägt in dieser Zeit eine geflochtene Halskette von Pandanusblättern. Die Haare schneiden die Männer immer kurz; nur wenn die Frau guter Hoffnung ist, bleibt das Haar des Ehemannes lang, bis das Kind geboren ist. Die Frauen tragen immer lang herabhängendes Haar, nur über der Stirn schneiden sie es manchmal kurz. Nachdem eine Frau ein Kind geboren hat, ist es Sitte, ihr das Haar ganz kurz zu schneiden (Abb. 3).

Beim Tanzen bemalen sich Männer und Frauen Gesicht und Oberkörper weiß mit Kalk, rot mit dem Saft einer Wurzel, schwarz mit gebrannter Kokosschale. Jede Familie hat dabei ihre bestimmten Muster, die niemand nachahmen darf. Viele Familien bemalen sich indessen gar nicht.

Tätowierung findet sehr spärlich statt, meist nur am Handgelenk oder an einzelnen Fingern. Jetzt verwendet man Nadeln bei der Prozedur, früher Dornen einer Akazienart. Als Farbe dient gebrannte Kokosnuß.

Den Kindern werden im Alter von 10 bis 12 Jahren mäßig große Löcher in die Ohren gestochen. Es werden Blumen oder Baummark darin getragen, beim Tanzen Muscheln usw. Männer hängen oft Fischhaken in die Ohrlöcher, was aus Bequemlichkeit geschieht, da sie keine Taschen haben.

Den Zähnen wird große Sorgfalt gewidmet. Kinder dürfen in der Zeit des Zahnwechsels nur kalte Speisen genießen. Jeden Morgen waschen jung und alt ihre Zähne mit Salzwasser; dunkle Stellen werden mit feinem Sand gerieben. Alte Zähne werden mit einem Faden ausgezogen, Backzähne mit zwei aneinander gebundenen Hölzchen. Die Zähne der Nauruleute sind sehr weiß und regelmäßig, aber sie brechen sehr leicht.



Abb. 4. **Junges Mädchen mit Blumenschmuck, Nauru.**

Männer und Frauen tragen als einzige Kleidung einen kaum bis zu den Knien reichenden Schurz von grünen oder getrockneten Palmblättern (Abb. 4). Zur Erhöhung der Haltbarkeit werden die Röckchen eingeölt. Besonders feine Röckchen werden aus weißen Palmblättern gemacht. Beim Tanzen binden die Männer eine kleine Matte mittels Schnüren von Haaren über die Palmröckchen, damit sie bei den schnellen Bewegungen zusammengehalten werden. Kinder gehen bis zu sechs oder sieben Jahren häufig ohne Kleidung; später tragen sie ein Röckchen (Abb. 5), nach der Pubertät zwei. Jetzt tragen die Anhänger der Missionen Kattunkleider, wenigstens am Sonntag, und nach zehn Jahren wird wohl niemand mehr im Palmröckchen zu sehen sein.

Die Nauruinsulaner nahmen ihren ganzen Schmuck von Ketten usw. mit in den Kampf, um beim Sterben alles bei sich zu haben. Außerdem schmückten sie sich wie zum Tanz mit Federn und Muscheln und bemalten sich mit Farbe. Als Amulett gegen Verwundung banden sie sich eine Fischgräte aus der Bauchflosse eines Fisches um, die vorher von besonderen Leuten bezaubert war.

Zum Fangen der Fische bedienen sich die Nauruleute einer Handleine, einer Angel oder der Netze. Als Köder werden kleine Fische, fliegende Fische, Einsiedlerkrebse und Taschenkrebse gebraucht. Früher machten die Insulaner große Fischkörbe, die am Rande des Riffes mit einer 100 bis 200 Fuß langen Kokosleine festgemacht und mit Steinen beschwert ins Meer gelassen wurden. Auf das Riff selbst wird noch jetzt eine kleine Reuse zum Fangen von Aalen gelegt. Große, oft armdicke Aale werden durch Taucher gefangen, die eine Schlinge am Ende eines Stockes befestigen und dem Aal einen Köder so vorhalten, daß er den Kopf durch die Schlinge stecken muß. Fischhaken wurden früher von dem Ohrenknochen eines Menschenschädels gemacht, oder von Perlschale mit Menschenknochen, oder von Kokosschale. Die Fischleine wird aus Hibiskusfaser gedreht und ist äußerst stark. Abends werden viele fliegende Fische mittels Fackeln vom Kanu aus gefangen. Eine Eigentümlichkeit der Nauruleute ist es, auf dem Riff eine Art Silberfisch zu fangen, wenn dieser die Größe einer Stecknadel hat. Sie heben die Fischchen mittels eines siebartigen Netzes von Kokosbast heraus, schöpfen sie davon mit einem Stück Kokosschale ab und in eine große ausgehöhlte Nuß hinein. Diese Nuß ist mit Henkeln versehen und hat am oberen Rande kleine Löcher, damit das Wasser nicht überfließen kann. Nun tragen sie behutsam diese Schalen nach dem eine halbe Stunde entfernten Binnensee, der brackiges Wasser hat. Der Anteil verschiedener Familien am See ist mittels Dämmen von Schlamm und Blättern hergestellt. In diesen Teichen bleibt der Fisch drei bis vier Monate und sieht, nachdem er ausgewachsen ist, wie ein großer Häring aus, schmeckt auch ähnlich. Die Insulaner können große Mengen davon roh genießen. Der Fisch wird ibiah genannt. Bei festlichen Gelegenheiten finden Fischzüge statt, zu denen viele Leute herbeiströmen. Zu diesem Zweck werden große, zwischen gegabelten Stöcken befestigte

Netze aus Hibiskusfaser gefertigt. Ungefähr 20 bis 30 Männer stürzen sich mit Geschrei in den See, die Netze hoch haltend, und eine Anzahl Knaben hilft treiben, wobei der Fisch in die Luft springt. Am anderen Ende des Teiches angekommen, schöpft man die zusammengedrängten Fische mit den großen Netzen heraus. Am Ufer stehen alte Frauen, welche die Fische unter einem Baume auf Matten schütten und dann mit Wohlbehagen den Fischen das Genick durchbeißen.

spritzt ein Mann etwas Wasser durch die Zähne, das der Vogel geschickt auffängt.

Als Haustiere hält der Nauruinsulaner Schweine mit sehr langer, spitzer Schnauze, die auf der Insel von Schiffen früher abgesetzt wurden und degeneriert sind; ferner gibt es Hunde, eine Mischung aller Rassen, die meist sehr verkommen aussehen und auch gegessen werden; auch Katzen und Ratten werden oft verzehrt. Dann haben sie noch Hühner zum Essen und außer Fregattvögeln Strandläufer und Dösköppe (eine kleine





Abb. 5. **Junges Mädchen mit Blumenkranz, Nauru.**

Zum Sport wird in den Monaten Mai bis Juli auf der Insel der Fregattvogel gefangen. Ein zahmer Vogel wird auf eine Plattform von Stöcken gesetzt. Wenn dann wilde Vögel durch ihn angelockt werden, so werfen die Insulaner Schlingen in die Luft, die den Vogel lassoartig umschlingen, und holen ihn herunter. Die Schlingen werden aus fein gedrehter Hibiskusfaser gemacht und am Ende mit einem Stück polierter, versteinerter Tridacnamuschel versehen. Das andere Ende wird am Daumen befestigt. Es werden Wetten darüber veranstaltet, wer die meisten Vögel herunter holt. Die Vögel, deren geschleißte Flügelfedern zu allerlei Zierat dienen, werden nun gezähmt und mit Fischen gefüttert. Der Vogel bedarf keines Trinkwassers; soll er einmal trinken, so

Möwenart), die zum Sport gehalten werden, da man Kämpfe von ihnen aufführen läßt.

Geerntet werden nur Kokosnüsse und Pandanus das ganze Jahr hindurch. Erntefeste finden nie statt. Es gibt eine Art Kokosnuß, die mit der grünen Schale gekocht wird; letztere wird dann besonders Kindern und Kranken gegeben. Sie schmeckt ähnlich wie Zuckerrohr. Oft bleibt lange Zeit hindurch der Regen auf der Insel aus, dann gibt es nur wenig Kokosnüsse, die ohne Faserschale oft nur die Größe eines Gänseeies haben. Die Nauruleute pflanzen Tabak, dessen Samen sie von den Gilbertinseln erhielten, in kleinen Mengen. Sie trocknen die Blätter ohne Bearbeitung in der Sonne oder am Feuer und rauchen ihn in kurzen Pfeifen. Diese machten sie

sich früher selbst vom Holze des Calophyllum. Es rauchen fast alle, auch Frauen und Kinder. Sie erhalten im Tauschhandel Virginiatabak. Ein bis zwei Stangen galten früher als Gegenwert für ein Huhn usw. Jetzt muß der Händler mehr dafür geben. Haben die Insulaner einmal keine Pfeife, so kauen sie auch den Tabak.

Der Naurninsulaner lebt zum großen Teil von Palmwein, karawe genannt. Es ist verboten, ihn gären zu lassen, da er nach 48 Stunden stark berauschend wirkt und der Rausch eine bösartige Wirkung hat. Zur Palmweingewinnung wird ein Zweig mit den Ansätzen junger Nüsse eingeschnitten und der heraustropfende Saft mit einem Blatt in eine untergehängte ausgehöhlte Nuß geleitet. Das Einschneiden muß mit Sorgfalt gemacht werden. Jeden Morgen und Abend wird ein neuer Schnitt gemacht. An einer Palme können zwei Schößlinge gleichzeitig angeschnitten werden. Nachdem die Schößlinge nichts mehr liefern, muß der Baum längere Zeit ausruhen. Schnaps ist den Insulanern von der Verwaltung verboten worden; früher waren sie oft betrunken.

Kinder spielen mit Bällen, die aus trockenen Pandanusblättern geflochten werden. Kegel spielen sie mit den Nüssen des Calophyllum. Früher machten sie Drachen aus aneinander genähten Pandanusblättern. Puppen schnitzen sie von einer Kokosnuß und hängen eine Strähne Frauenhaar daran. (Schluß folgt.)

Neuere Arbeiten zur Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde von Galizien, Russisch-Polen und der Ukraine.

Von Dr. R. F. Kaindl. Czernowitz (Bukowina).

Im Anschluß an die früheren Berichte gleichen Inhalts (vgl. zuletzt Globus, Bd. 86, Nr. 19) mögen im folgenden vorwiegend die Erscheinungen aus den Jahren 1904 und 1905 behandelt werden. Die Masse der angeführten Arbeiten bezieht sich auf Galizien, Russisch-Polen und die Ukraine; einige greifen aber über dieses Gebiet hinaus.

Zunächst lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser auf die Schriften der Akademie der Wissenschaften in Krakau. Von ihnen interessiert uns vor allem der im Jahre 1904 erschienene 6. Bd. der Materyaly antropologiczno-archäologiczne i etnograficzne, also die anthropologisch-archäologischen und ethnographischen Materialien, welche die anthropologische Kommission der genannten Akademie herausgibt. Im 6. Bde. dieses Sammelwerkes handelt zunächst I. Talko-Hryncewicz über Schädel, die einer Anzahl von Kurganengräbern des 13. bis 15. Jahrh. n. Chr. entnommen wurden, und schreibt sie den Krzywiczanen, den Vorfahren der heutigen Weißrussen, zu. — Derselbe bietet ferner interessante Mitteilungen über die Karaimen oder Karaiten, eine jüdische Sekte, die sich im 6. Jahrhundert von den Talmudisten abgelöst hat und unter anderen auch nach Litauen einwanderte. Auch um Halicz in Galizien haben sich Karaiten niedergelassen. — A. Bocheneck behandelt die wichtigsten anthroprologischen Merkmale der Landbevölkerung von Kutno und Łęk (Gouv. Warschau und Kalisch). — K. Hadaczek versucht die Echtheit des im Zbrucz gefundenen Steinbildes des „Swiatowid" nachzuweisen. — S. J. Czarnowski bietet weitere Beiträge zur Kenntnis der Höhlen bei Ojców. Er bringt Pläne der Höhlen in der Schlucht Korytanja am Flusse Prądnik und beschreibt in Wort und Bild die Funde in ihnen. Gefunden wurden Feuersteinmesser, Steinmeißel, Tongeschirr und Tierknochen, und zwar neben Knochen von wilden Tieren auch solche von Pferd, Schaf, Ziege, Schwein, Katze, Gans und Henne. Die Funde gehören der mittleren Steinzeit oder dem Anfang der neolithischen Periode an. Über einen von Czarnowski in der „Großhöhle" gefundenen Schädel handelt besonders Stolyhwo[1]). — M. Wawrzeniecki und S. Jastrzębowski berichten über archäologische Untersuchungen im Königreich Polen. Die Funde umfassen Objekte aus der Stein- und älteren Metallzeit. Auch Urnengräber sind gefunden worden. — W. Kosiński veröffentlicht in verschiedenen Gegenden gesammeltes ethnographisches Material. — J. Świętek bietet eine ethnographische Skizze des Dorfes Borowa (Bezirk Pilzno, Galizien) und veröffentlicht volkskundliches Material aus dieser Ortschaft. — K. Kaczmarczyk teilt Volksüberlieferungen aus Wiśnicz und Umgegend (Bezirkshauptmannschaft Bochnia, Galizien) mit, darunter viele interessante historische Sagen. — Regina Lilienthal handelt über das jüdische Kind und teilt zahlreiche abergläubische Gebräuche mit, die mit ihm zusammenhängen. Hingewiesen sei auf die Abbildungen von Kinderspielzeug. — Schließlich veröffentlicht St. Zdiarski aus dem Nachlasse des bekannten polnischen Volksforschers O. Kolberg Nachträge zu dessen vor 20 Jahren erschienenem Werke „Pokucie", welches die Ethnographie und Volkskunde des südöstlichen Galizien behandelt.

Einige wichtige Arbeiten sind auch in den Sprawozdania und im Anzeiger derselben Akademie enthalten.

St. Ciezewski handelt über die Couvade (Anzeiger 1904, Nr. 3). Die Ergebnisse seiner Untersuchung faßt er in folgenden Sätzen zusammen. Die Sitte, die sogenannte Couvade abzuhalten, läßt sich eigentlich auf zwei Pflichten des Gatten und Vaters zurückführen: 1. auf die Beobachtung einer sympathischen Diät im Essen und einer sympathischen Prophylaxis in seinen Geschäften im Interesse des Kindes; 2. auf das Parodieren des Gebärens. Die erste dieser Pflichten des die Couvade ausübenden Gatten und Vaters ist vom Gesichtspunkte der Naturphilosophie aus eine Konsequenz des Glaubens an die sympathische Abhängigkeit des Schicksals des Kindes von dem Verhalten des Vaters während des Wochenbettes. Was dagegen die zweite Pflicht, besonders die Parodie des Gebärens anbetrifft, so ist diese als Ausdruck der Ansicht aufzufassen, daß bei der Empfängnis der Anteil des Mannes und der Frau gleich wichtig ist, und daß die Teilhaber am Akte der Empfängnis später, sowohl Mann als Weib, auch Teilhaber am dem Akte der Geburt des Kindes sein müssen. Es ist klar, daß, insofern es sich um den Mann handelt, dieser einer derartigen Anforderung nur durch die Fiktion, durch die Parodie des Gebärens, genugtun kann. Mit allem Ernste ahmt er alle Funktionen der Gattin bei der Niederkunft möglichst genau nach und ist fest überzeugt, daß er ihr auf diese Weise Linderung verschafft, indem er auf sympathischem Wege einen Teil ihrer Leiden übernimmt. Somit sind beide Pflichten des Gatten und Vaters, welche die sogenannte Couvade aus-

[1]) Vgl. jetzt auch S. J. Czarnowski, Miejscowości przedhistoryczne i zarys mapy paleetnologicznej porzecza lewego Wisły od Przemszy do Nidy (Seperat aus „Wszechświat" Warschau 1905) und derselbe, Jaskinie i schroniska na Górze Smardzewskiej na lewym brzegu Pradnika pod Oicowem, sprawozdanie z badań (Separat aus Bd. XVIII des Pamiętnik fizyogr.", Warschau 1904).

machen, im Grunde genommen prophylaktisch-sympathische Handlungen, die sich nur insofern voneinander unterscheiden, als die eine von ihnen das Wohl des Kindes, die andere hingegen das Interesse der Gebärenden im Auge hat. Zum Schluß widerlegt der Verfasser die Vermutung, daß die sogenannte Couvade ein Überrest aus der Epoche der matriarchalischen Organisation sei, zu einer Zeit, da die patriarchalische bereits überhandnahm.

A. Schneider untersucht die Frage, ob die Geten an einen Gott glaubten (Anzeiger 1905, Nr. 3 bis 5). Er geht hierbei von der Ansicht Groddecks aus, der vor fast 100 Jahren bewies, daß die doppelte Bezeichnung des Gottes bei den Geten, Zamolxis und Gebeleidsis, aus dem phönizischen Moloch und aus der höchsten Gottheit der Babylonier Bel (biblisch Baal) entstanden ist. Dieser Hypothese Groddecks von der orientalischen Abstammung beider Benennungen der getischen Gottheit folgt der Verfasser, mit dem Unterschiede jedoch, daß er die ursprüngliche Verschiedenheit zwischen Zomolxis und Gebeleidsis nachweist. Dabei bedient er sich u. a. der ältesten griechischen, babylonischen, litauischen und slawischen religiösen Überlieferungen und gelangt zu dem Schluß, daß Zamolxis einen Drachen bezeichnet, der in einer künstlich erbauten unterirdischen Grotte hauste: in diese Grotte stiegen die Geten hinab, indem sie sich nach dem Jenseits zu ihrem Gotte begaben, um die Unsterblichkeit zu erlangen. Der zweite Name ist die Bezeichnung einer Gottheit, die auf den Gebirgshöhen unter der Gestalt eines Stieres oder in der verkümmerten Form von Hörnern verehrt wurde. Gebel = Djebel, Dschebel bedeutet türkisch so viel wie Berggipfel, und der griechische διάβολος stammt nicht von διαβάλλω her, sondern von jenem orientalischen Ausdruck, um den Ort, wo die gehörnte Gottheit verehrt wurde, zu bezeichnen. Der Verfasser führt zahlreiche Beispiele an, die von dem einst in vorchristlichen Zeiten weitverbreiteten Kultus des Urs oder Auerochsen zeugen, besonders in Mitteleuropa (in Deutschland, Polen, Litauen usw.) Mag auch Herodot behaupten, daß Zamolxis mit Gebeleidsis identisch war, so bedeutet dieser doch eine besondere Gottheit. Erst im Laufe der Zeit kam es unter phönizischem Einflusse zu einer Ausgleichung beider. Bevor die Geten sich der Verehrung des Zamolxis und Gebeleidsis zuwandten, standen sie dem Monotheismus und dem kosmischen Begriffe einer Gottheit im Sinne des pelasgischen Zeus nahe, dessen Name den Himmel, den Äther, die lichte Wohnung des Unsichtbaren bedeutet. Die Geten fielen von dem einen Gott im Himmel ab, ohne dessen Vermenschlichung zuzulassen, welcher z. B. mit dem Fortschritt der Zivilisation der Homerische Zeus unterlag; dagegen huldigten sie der Unterwelt, den Kulten des Zamolxis und Gebeleidsis, von denen zu einem Monotheismus im biblischen Sinne kein Übergang führt.

Potkański verficht die anregende Anschauung, daß die polnische Grod (Burg)-Verfassung der historischen Zeit aus den auf slawischem Boden überall nachgewiesenen prähistorischen Burgwällen hervorgegangen ist. Es ist dies leicht erklärlich, da diese Grode seit jeher die Zentralstätten des religiösen Lebens waren, in ihnen die Versammlungen des Volkes u. dgl. stattfanden. So wurden viele alte Stamm- und Volksburgen zu fürstlichen und damit zu Mittelpunkten der neuen Verwaltung. (Sprawozdania 1905, Nr. 4).

Aus einer vorläufigen Anzeige der Arbeit von J. Rozwadowski geht hervor, daß er verschiedene slawische Flußnamen zu erklären sucht, darunter Peltew, Skawa, Jana, Szreniawa, Dziwno, Nobel, Sukiel, Brenna u. a. Im Zusammenhange damit untersucht er die Endung -awa bei Flußnamen (Sprawozdania 1905, Nr. 4).

Von der Zeitschrift Lud, welche als Organ des Vereines für Volkskunde in Lemberg erscheint und von K. Potkański und Udziela redigiert wird, erschienen die Bände X und XI (1904/05). Im X. Bande sind vor allen folgende Artikel sehr interessant: Janik handelt über die Flößerei, deren Mittelpunkt das Städtchen Ulanów am San (Bezirkshauptmannschaft Nisko) bildet. Das Städtchen wurde wegen des regen Floßverkehres früher von den Deutschen oft „Galizisches Danzig" genannt. Seit 1612 hatte der Ort deutsches Recht. Die Flößer bildeten eine eigene Zunft, die Brüderschaft der heiligen Barbara[2]). In der Kirche, wo die Flößer einen Altar ihrer Patronin hatten, finden sich verschiedene Bilder, die in Beziehung zum Flößergewerbe stehen. Das interessanteste ist, daß aus den angeführten zahlreichen technischen Ausdrücken wie: bindnga oder winduga, szwele, tafel, rotman, majster, rajzetasz, na fracht usw. klar hervorgeht, daß die Lehrmeister der einheimischen Bevölkerung Deutsche waren. — Mátyás behandelt die Namen einiger Dörfer, Dorfteile, Äcker, Wiesen, Wälder usw. in dem Bezirke Brzesko. Interessant ist, daß im Dorfe Iwkowa die Erinnerung fortlebt, daß ursprünglich das Dorfgebiet in 60 Felder geteilt war, die nach ihren Besitzern benannt wurden. Da ein Grundkomplex den Namen Soltysie führt und die Überlieferung vorhanden ist, daß diese Gründe sich im Besitze von Soltysen befanden, die zum Kriegsdienste verpflichtet, sonst aber frei waren, so ist es klar, daß wir es mit einer dörflichen Ansiedelung mit deutschem Recht und mit einem Schulzen an der Spitze zu tun haben. — Ebenso wichtig ist der Artikel von Estreicher. Dieser handelt über den alten Rechtsbrauch, daß ein zum Tode Verurteilter dadurch gerettet werden konnte, daß ein Mädchen ihn als Mann heimzuführen sich bereit erklärte. Diese in Polen und insbesondere in Galizien bis ins 18. Jahrhundert nachgewiesene Sitte ist deutschen Ursprunges. Sie findet sich nur in Städten und in Dörfern, welche deutsches Recht hatten, und war dem eigentlichen polnischen Rechte fremd. Auch findet sie sich nicht unter slawischen Völkern, denen deutscher Rechtsbrauch fremd war.

Ferner seien folgende Artikel genannt:

Gonet teilt aus dem Dorfe Sucha, Bezirkshauptmannschaft Saybusch, zwei Weihnachtsspiele mit. Das erste führt den Titel „Der Umgang der Hirten" und wird von drei Hirten gespielt, das zweite, „Der Umgang mit dem Paradies", zählt zu agierenden Personen Adam, Eva, einen Engel, einen Teufel und den Tod. Der Dialog ist teils in Prosa, teils in Reimen abgefaßt. — Badura behandelt Tracht und Lebensweise der Bewohner von Husów, Bezirk Łańcut. — Udziela bietet Proben dörflicher Poesie, indem er gereimte Brieflein, Wünsche und Satiren mitteilt. Man vergleiche dazu auch den von S. Gonet mitgeteilten polnischen Brief eines Mädchens in derselben Zeitschrift, S. 337. — Siewiński bietet die Beschreibung der Hochzeitsgebräuche aus dem Dorfe Liski, Bezirk Belz; die Gebräuche zeigen eine sehr altertümliche Form. Die Hochzeitsfeier dauert sieben Tage. — Ferner finden sich in dem Bande volkskundlich interessante Mitteilungen aus neueren Gerichtsakten, welche die gegenwärtig noch herrschende Übung gewisser älterer Gebräuche beweisen, so z. B. die Austreibung des Teufels aus Besessenen, den Glauben an Wolfsmenschen usw. — Bujak teilt aus Gerichtsakten von Biecz aus dem Jahre 1604 volkskundliches Material mit. Aus einer Gerichtsverhandlung von 1642 geht hervor, daß hier der Brauch bekannt war, jenen Mädchen, welche im Fasching nicht geheiratet haben,

[2]) Ist die heil. Barbara auch anderwärts Schutzpatronin der Flößer oder Schiffer? Der Berichterstatter bittet um gütige Mitteilungen.

einen Klotz um den Hals zu hängen[3]). — Matusiak führt aus, daß die Polen einst selbst sich Lechen nannten, von den Nachbarn seit altersher so genannt wurden und zum Teil noch jetzt so genannt werden. Er hält Lech sowie Piast und Popiel für historische Persönlichkeiten. Lech hätte jedenfalls vor dem 8. Jahrhundert die verschiedenen Stämme der Polen geeinigt, so daß diese schon damals unter der Gesamtbezeichnung Lechen erscheinen. — Semkowicz teilt Weihnachtsgebräuche aus Radłow, Bezirk Brzesko, mit; das hier übliche Weihnachtsspiel wird von Hirten aufgeführt. — Udziela schildert in Wort und Bild die Tracht, die Baulichkeiten, die Geräte in der Gegend von Sandec (mit sehr hübschen Abbildungen von Stickereien). — Windakiewicz bespricht einige im 17. Jahrhundert erschienene polnische Sammlungen von Liedern und Gedichten, die vielfach volkstümliche Formen und Motive aufweisen. — Potkanski bietet Nachrichten über alte Benennungen des Weihnachtsfestes und über das Vorkommen gefärbter Ostereier im 13. Jahrhundert. — Gustawicz bespricht die heil- und zauberkräftigen Kräuter. — Cieplik gibt eine Schilderung des Weihnachtsfestes in Babka, Bezirk Myslenice. Aufgeführt wird hier ein Herodesspiel, wobei auftreten: Herodes, sein Marschall, die drei Könige, zwei Soldaten des Herodes, der Engel, der Tod und der Jude. — Udziela berichtet über das ethnographische Museum in Krakau. — J. Karlowicz bespricht die in Polen und anderwärts vorkommenden Überlieferungen, die von der Fußwaschung als besonderer Ehrenerzeigung handeln. In vielen Fällen soll auch noch das Waschwasser getrunken werden. — St. Zdziarski schildert volkstümliche Elemente bei den polnischen Dichtern, und N. Madlowna bietet Überlieferungen über die Gespenster Ertrunkener aus dem Gouvernement Piotrkow. — S. Udziela berichtet über die Gerichtsverhandlung gegen einen Hexenmeister aus den Gerichtsakten von Neu-Sandec, Galizien, aus dem Jahre 1901, und K. Potkanski über Fußstapfen (Fußabdrücke) und Hirschgeweihe als Grenzzeichen in polnischen Urkunden. — Im XI. Bde. bietet zunächst Czaja weitere Beiträge[4]) zur Kenntnis polnischer Weihnachtsspiele aus verschiedenen Ortschaften Westgaliziens. Diese Krippenspiele werden zumeist mittels eines primitiven Puppentheaters dargestellt. Dieses hat die Gestalt eines Hauses, einer Kirche oder Kapelle, ist aus Holz oder Papier gefertigt und besitzt am Boden einen Einschnitt, durch den die Puppen in Bewegung gesetzt werden. Durch eine Öffnung in der Rückwand beobachtet der Leiter der Figuren deren Bewegung; dazu wird der entsprechende, den Puppen in den Mund gelegte Text gesprochen und gesungen. Seltener wird das Spiel durch verkleidete Personen aufgeführt. Handelnde Figuren sind: König Herodes, sein Minister, verschiedene Soldaten, Volkstypen, besonders oft der Jude, Teufel, Hexen, Tod, Totengräber, Bettler usw. Außerdem werden von den Männern oder Knaben, die mit dem Krippenspiel von Haus zu Haus ziehen, auch Weihnachtslieder gesungen. — Smólski versucht die von einigen früheren Forschern behauptete Verbreitung der Slawen in Mitteleuropa (vgl. Globus, Bd. 86) zu stützen, indem er deren Spuren im alten Rätien und Vindelicien aufdeckt. Den Licus (Lech) bringt er mit dem Volksnamen der Polen (Lechen) in Zusammenhang. Die Vindelicier sind die Wenden am Licus, also die Lechen. Er verweist sodann auf die zahlreichen anderen Namen, die mit Lech zusammengesetzt sind, und zählt die Namen mit „Wenden" auf: lacus Venetus (Bodensee). Allewenden, Wendenrente, Winnenden, Windten, Winden, Wendenham, Windenhuhl, Michelwinden, Mitschwenden, Wendenau, Lohwinden, Oberwinden. Es wird darauf verwiesen, daß die Sedunen in Wallis in alten Quellen als „Winden" bezeichnet werden. Auch zahlreiche andere Namen werden als slawisch in Anspruch genommen. Die alte Ansiedelung Cisara bei Augeburg wird mit Cecora zusammengestellt oder von der Göttin Cycy abgeleitet. Bludenz (Blutenes, Plutenes) wird mit slawisch bloto zusammengestellt und würde Ort am Morast bedeuten. Auch in dialektischen Wörtern der Volksüberlieferung und in der Tracht sucht Smólski slawische Spuren nachzuweisen. Hier dürfte ebenfalls manches Mißverständnis unterlaufen sein. Immerhin verdient z. B. hervorgehoben zu werden, daß das Bachgespenst bluatschiuk im polnischen blotnik sein Gegenstück hat. Ferner daß der Innfall beim Stanzersee in Unterengadin von den Einwohnern Czarna djüra genannt wird, was slawisch Schwarzes Loch heißt. Die daran anknüpfende Drachensage entspricht jener, die von der Höhle am Wawel (Krakau) erzählt wird. — Bruchnalski bespricht die Bedeutung der Vögel und der Feder in der Volkskunde. Er untersucht die Gründe, wie es kam, daß gerade die Vögel eine so vielseitige Rolle in der Volksüberlieferung spielen, und zählt die Wunder- und Riesenvögel auf, welche die Tradition verschiedener Völker kennt. Auch die weissagenden Vögel und was damit zusammenhängt, wird behandelt. Besonders wird die Feder als ritterlicher Schmuck berücksichtigt. Es wird darauf verwiesen, daß schon in den Heldensagen von Firdesi der tapfere Rustem Federn des Wundervogels Simurg trägt, mit denen er seine Wunden streicht, damit sie heilen. Die Feder ist also ein schmückender Talisman. Daraus sind die zahlreichen Überlieferungen zu erklären, in denen die sogenannte Bitte um eine Feder vorkommt. Zuletzt wird auch die Feder als Schreibinstrument behandelt. — Von der Drachensage, die an den Wawel in Krakau anknüpft, ausgehend, verweist Rawita Gawroński darauf, daß schon seit dem 17. Jahrhundert die Drachensagen auf die Funde fossiler Tierknochen zurückgeführt wurden. Da man nun in Höhlen in der Nähe von Krakau Knochen des Höhlenbären fand, vermutet Rawita, daß dieses Tier den Anlaß zur Drachensage gab. — Janik bespricht die polnische Kolonisation in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ihre Verbreitung, ihre kirchliche Organisation, das Schulwesen usw. Erwähnenswert ist, daß ungefähr 40 polnische Zeitungen erscheinen. — Matusiak verweist darauf, daß neben dem Sammeln der geographischen Namen auch die Sammlung der volkstümlichen Formen der Personennamen wichtig ist. Unter Beziehung auf die slawischen Namen zeigt er, daß das Volk die Namen so entstellt, daß man ohne Kenntnis davon im Zweifel ist, wie man die Namenform deuten soll. Diese entstellten Formen liegen aber wieder Ortsnamen zugrunde. Ausgestorbene Personennamen leben noch in Ortsnamen fort (Wiek—Wiekowo, Dzwon—Dzonowa). — Lopaciński behandelt das sogenannte „Kota"-Spiel. Der Kot ist ein angezündeter Strohhalm oder ein Span, den die Spielenden einander rasch reichen; bei wem er erlosch, der wurde gestraft. Wenn Lopaciński annimmt, daß dieses Spiel wegen seiner Gefährlichkeit nicht mehr geübt wird, so irrt er. Es lebt noch heute als „oharczyk", d. h. Lichtendchenspiel, bei den Huzulen fort (vgl. meine „Huzulen", Wien 1894, S. 12). Vielleicht erklärt uns der huzulische Name auch den polnischen, den Lopaciński nicht zu deuten weiß, Kot heißt Katze; das gibt keinen Sinn; aber „gnot" heißt Docht, was dem huzulischen oharczyk nahekäme. Die Entstehung dieses Spieles führt Lopaciński auf die Übermittelung von Botschaften durch Übersenden und Weitergeben eines Gegenstandes (nuncius cum baculo) zurück; er verweist auf die griechischen Lampadodromia (Wett-

[3]) Ist diese Sitte nicht deutscher Herkunft? Der Berichterstatter würde für gütige Mitteilungen dankbar sein.

[4]) Vgl. auch unseren letzten Bericht im Globus, Bd. 86.

lauf mit brennenden Fackeln) und auf die von Herodot geschilderte persische Einrichtung der angaroi (Eilboten, die einander die Botschaft stationsweise zutrugen); ferner auf die lateinische Redensart: nunc cursu lampada tibi trado u. dgl. — Im Gegensatze zu den Grundsätzen der allgemeinen Volkswirtschaftslehre betont Gargas den Bestand von unterscheidenden wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völkerstämme. Diese werden zumeist übersehen; ihre Erforschung ist um so wichtiger, als gegenwärtig allmählich diese Unterschiede verwischt werden. — Swiętek bespricht die Bedeutung der Zahlen 3 und 9 in den Mythen, Volksglauben, mystischen Gebräuchen u. dgl. des Volkes. Er schreibt dem häufigen Vorkommen dieser Zahlen eine besondere Bedeutung zu und hält sie für das Kennzeichen einer gewissen Kulturperiode der Menschheit. — Nach Udziela kennt man an 6000 polnische Volkserzählungen (Sagen, Märchen usw.). Er betont, daß deren systematische Zusammenstellung von hoher Bedeutung wäre. Durch Beigabe französischer Auszüge und Indices soll die Sammlung auch fremden Forschern zugänglich gemacht werden. — Potkański teilt mit Sagen über Erdgeister, die Ertrunkenen, Hexen, Gespenster, die Seele nach dem Tode u. dgl. aus der Krakauer Gegend. Regen wird herbeigeführt, indem man die Weiber an Stricke bindet und in den Fluß taucht. Das letzte Mal soll dies vor etwa 15 Jahren geschehen sein. — B. S. K. z Gniezna veröffentlicht Nachrichten aus älteren Schriften über den latawiec, d. i. eine Art Teufel, von dem auch in Galizien erzählt wird. — M. Udziela bietet Beiträge zur Kenntnis der Volksmedizin aus verschiedenen Gegenden Galiziens, darunter auch einige aus älteren Schriften gesammelte. — S. Udziela teilt mit eine interessante Strafe für Verläumder in den galizischen Dörfern Paczoltowic und Jazowska. Im ersten Dorfe mußte nach der Verordnung von 1672 der Verleumder, nachdem er 100 Streiche erhalten hatte, unter eine Bank kriechen, dort wie ein Hund bellen und sodann sprechen: „Was ich von N. N. sagte, sagte ich nicht der Wahrheit entsprechend, sondern ich log wie ein Hund.“ Dieses Verfahren scheint deutschen Ursprunges zu sein. Man vgl. z. B. den § 18 des Schemnitzer Stadt- und Bergrechtes. Danach mußte der am Pranger stehende Verleumder „offenlich sprechen vor allen Leuten: Was ich geredt hab, das hab ich gelogen als ein Böswicht.“ Dabei mußte er sich selbst, „mit sein selbs Hand an das Maul schlagen“. — St. Dobrzycki bespricht die verschiedenen Äußerungen des Humors und des Witzes in der polnischen Literatur des 16. Jahrhunderts und bietet Proben von Anekdoten, lustigen Streichen, Witzen, Münchhausiaden dar. — Aus einem im Jahre 1800 in Warschau gedruckten Kirchenbuche („Nabozieństwo parafialne“) werden von B. J. K. jene Stellen herausgehoben, an denen volkstümliche Sitten und Gebräuche in der Regel mit der Absicht erwähnt werden, damit die Pfarrer auf deren Abstellung hinarbeiten. — F. Taroni, Wegkapellen und Wegkreuze in der Zips (Oberungarn). Mit vielen Abb. — J. Sadowski, Das Dreschen des Getreides im Bezirk Wadowice (Galizien). Beschreibung der Vorrichtungen, der Arbeit und der Gebräuche. — K. Potkański, Aus dem Volksglauben in Podhalien (Gegend von Zakopane, Westgalizien). — J. Cwikowski, Volkstümliche Tracht in der Pfarre Łącko, Bezirk Neu-Sandec (Galizien). (Schluß folgt.)

Die Oase Bilma.

Der Globus brachte in Bd. 90, S. 196 u. Bd. 91, S. 14 Mitteilungen über die Oase Dschanet, das Objekt der Streitigkeiten zwischen Frankreich und der Türkei; diese wurden durch das Nachgeben der Pforte beigelegt. Schon im März 1906 lenkte sich die Aufmerksamkeit in Frankreich außerdem auf den größeren Oasenkomplex von Bilma, der ebenfalls im Zuge der Karawanenwege zwischen Tripolis und den Tsadsee-Ländern, nur südlicher, liegt. Da die Pforte zu dem Vertrage vom 21. März 1899 zwischen England und Frankreich über die Festlegung der beiderseitigen Machtgebiete in der Sahara nicht zugezogen war und ihr Einverständnis dazu nicht erklärt hatte, so liefen verschiedene Gerüchte um, der Sultan beanspruche die Oberhoheit über Bilma, weil es zum Hinterlande von Tripolis gehöre. Um der Unsicherheit seiner Zugehörigkeit ein Ende zu machen, wurde im März v. J. von dem französischen Militärposten in Sinder eine Erkundungsabteilung nach Bilma entsandt, um hier die Hoheitsrechte Frankreichs geltend zu machen. Diese kleine französische Truppe wurde zwar von Kelowi-Tuareg überfallen, erreichte aber mit dem Verluste von nur zwei Verwundeten Bilma und besetzte vorübergehend diesen Oasenmarkt. Jener anfangs stark überschätzte Überfall und verschiedene andere Ereignisse in Nordafrika wurden in Frankreich in einen inneren Zusammenhang gebracht: Es war eine Verschwörung zur Niedermetzelung der damals nur aus 9 Europäern und 70 Tirailleurs Soudanais bestehenden Garnison von Sinder entdeckt worden; kurz vorher waren zwei französische Offiziere am Niger, und im südlich gelegenen Sokoto drei englische Offiziere ermordet worden; im fernsten Westen, in dem Militärdistrikt Mauretanien, war der im Auftrage der Regierung tätige Kommissar Coppolani in Tagant im März 1905 gefallen; die Maurenstämme der Hapan hatten ihre Plünderungszüge gegen die das rechte Senegalufer bebauende Bevölkerung wieder aufgenommen, und die Berberstämme im Tafilet zeigten eine auffällige Erregung. So rechnete man mit einer panislamitischen Bewegung in ganz Nordafrika als Folgeerscheinung der politischen Ereignisse von Akaba, Dschanet und Algesiras. Diese Annahme bestätigte sich jedoch nicht, die Einzelfälle sind Ausbrüche marabutischer Hetzereien, die, mehr örtlicher Natur, keinen politischen Zusammenhang besitzen, wenn auch eine Erregung der muselmanischen Bevölkerung nicht geleugnet wird.

Die Verstimmung findet ihren Grund in der Beschränkung der vermeintlichen Rechte der bisherigen Herren der Wüste durch die polizeiliche Überwachung der Karawanenwege durch die von Algier und vom Sudan her vorgeschobenen Militärposten und deren Sicherheitsmaßregeln. Ohne den Schutz der Wüstenstämme durchziehende Karawanen waren den Überfällen und der Ausraubung ausgesetzt; das teuer erkaufte Geleit schützte nur im Gebiete der Stämme vor Räubereien und hier nicht einmal, wenn diese mit anderen im Streite lagen. Man muß es der französischen Verwaltung nachrühmen, daß sie dieser Unsicherheit steuerte, einmal durch das durchgeführte Verbot des Sklavenhandels und zweitens durch die unausgesetzte Überwachung der Karawanenwege durch ihre auf Kamelen berittenen Meharisten-Kompanien. Das ungeheure Gebiet der französischen Sahara durchziehen drei große Handelsrichtungen. Die westlichen gehen von Marokko aus, vereinigen sich in dem Knotenpunkt Taodeni, von wo sie sich wieder nach drei Hauptrichtungen: nach dem unteren Senegal (Mauretanien), nach Nioro und Bandiagara (Territoire du Sénégal et Niger) und nach Timbuktu trennen. Die mittlere Richtung schlagen die Karawanen aus Südwest-Algier ein, sie finden ihren Vereinigungspunkt in den südlichsten Tuatoasen, um sich nach Durchschreiten des Tanesruft gleichfalls wieder zu verzweigen, sei es nach Timbuktu, Gao am Niger oder südöstlich nach Sinder. Die dritte, die östliche Handelsrichtung verläßt an verschiedenen Punkten die Südgrenze von Tripolis, sie führte früher über Mursuk, jetzt meist über Rhat — 60 km nordöstlich von der französischen, oben erwähnten Oase Dschanet, auf verschiedenen Anmarschwegen nach der Oase Bilma, dem Knotenpunkte und Hauptmarkte dieser Gegend, von wo wieder drei Handelswege südwestlich nach Sinder, südlich nach Kanem im Norden des Tsadsees und südöstlich nach dem Territoire du Tchad auslaufen. Überall findet man einen Knotenpunkt, und jeder ist wirtschaftlich von großer Bedeutung. Ein französischer Schriftsteller verwirft den Vergleich der Oasen in der Sahara mit Inseln im Meere und findet es richtiger, die Oasen als Hafen- und Marktplätze anzusehen. Wer auf sie die Hand legt, ist auch Herr des Wüstenhandels und Herr der sie bewohnenden Stämme, die in dem hier stattfindenden Handel die Hauptmittel für ihre Existenz finden. Der westliche Handelsweg über Taodeni ist tot; seitdem man den einträglichen Handel mit Sklaven verhindert hat, ist die Örtlichkeit selbst so gut wie verlassen; im Sommer 1906

von Oberst Laperrine von Tuat aus erreicht, ist sie jetzt von einer französischen Truppe des Sudan dauernd besetzt worden. Die mittlere Karawanenstraße über Tuat ist wenig begangen, erst in neuester Zeit soll eine Karawane mit sehr wertvollen Artikeln, Straußenfedern, Elfenbein, Gummi, sudanischen Geweben, von Timbuku diesen Weg nach Tripolis eingeschlagen haben. Diese Richtung ist durchaus sicher, ihr Knotenpunkt Tuat hat stehende französische Besatzung. Das gleiche kann man von dem östlichsten Handelswege mit dem Knotenpunkte Bilma nicht behaupten. Im Südosten von Algier bis über Rhat und Rhadames hinaus, südwärts bis gegen Bilma hin, durchstreiften bis Mitte dieses Jahres noch in altgewohnter Weise die Asger-Tuareg die Wüste. Wenn auch Frankreich sie als Untertanen ansieht, so behaupteten sie bis zum heutigen Tage ihre Freiheit, ohne an die Republik Abgaben zu zahlen. Das wird sich jetzt ändern, nachdem Dschanet eine dauernde französische Besatzung erhielt und Fort Flatters von Norden her angelegt wurde und als Militärposten eine Meharistenkompanie unter Kapitän Touchard bekam. So von Norden und von Südosten im Zaume gehalten, erkannten schon einige Stämme der Asger die französische Oberhoheit an (vgl. Bd. 91, S. 14).

Der Oasenkomplex von Bilma bildet den Mittelpunkt der ödesten, am meisten menschenleeren Gegend der südlichen Sahara mit einer aus sehr verschiedenen Stämmen zusammengesetzten Bevölkerung: Tibbu, Bellati-Tuareg, Iborghliten (weiße Tuareg gekreuzt mit Schwarzen) und Kelowi-Tuareg. Diese letzteren, die Karawanenbegleiter nach Sinder und dem Tsadsee, beanspruchen den Besitz dieses Gebietes, und es gelang ihnen, ihre Herrschaft in manchen blutigen Kämpfen zu behaupten. Außerdem steht die Bevölkerung unter dem Einflusse marabutischer Tribus, der Islemen im Südwesten. Schließlich machten die Uled-Sliman stete Einfälle, weil sie mit den Kelowi auf dem Kriegsfuße standen; seitdem aber Sinder ein französischer Militärposten wurde, hörten die Raubzüge mehr und mehr auf. Wenn Bilma als Schnittpunkt aller Karawanenwege zwischen Tripolis und dem Tsadsee von großer Bedeutung für den Handel ist, so gewinnt es noch einen großen Wert durch die Ausbeutung seiner Sebkas (Salzseen), deren Erzeugnisse das ganze Gebiet von Sinder, sowie den Norden, Osten und Westen dieses Teiles der Sahara mit Salz versehen. Die Salzausfuhr bildet das Hauptmittel für den Unterhalt der Oasenbevölkerung und führt jährlich zweimal große Karawanen aus der Mittel-Sahara nach Bilma. Man schätzt die Zahl der Kamele zum Transport der kostbaren Salzbarren auf 20000 jährlich. Die Handelsbeziehungen von Bilma mit dem Lande Aïr, mit Sinder und Borku sind sehr bedeutend. Der jährliche Abgang der Karawanen in jeder dieser Richtungen, Asalaï genannt, bildet das große Ereignis des saharischen Lebens und gibt zu religiösen Festen und Opfern Veranlassung, die mehrere Tage dauern. Bei der Durchreise bringen die Salzkarawanen Leben und Anregung den entlegensten Stämmen, sie sind die Überbringer der Neuigkeiten; in jeder Örtlichkeit schließen sich der Hauptkarawane neue Teile an oder scheiden von ihr aus, es ist ein unaufhörlicher Anschluß oder Abgang von Vertretern der verschiedensten Stämme; monatelang währt so die Kamelreise durch die sandigen Dünen bis in die entfernteste Gegend. Das Salz, das gegen Getreide und Industriewaren eingetauscht wird, gewinnt man aus flüssigem Zustande, indem man hölzerne, zylindrische Formen füllt und das Wasser verdunsten läßt. Hierdurch entstehen Salzbarren von einigen 20 kg Gewicht, und zehn solcher Barren machen die Last für je ein Kamel aus. Der Wert der Salzausfuhr von Bilma beläuft sich jährlich auf 300000 bis 400000 Frank. Man kann wohl sagen, Bilma versorgt den ganzen Mittelsudan, Sinder und Kano mit Salz.

Aus Vorstehendem erkennt man die große Bedeutung von Bilma als Schnittpunkt aller Karawanenwege in der östlichen französischen Sahara und als deren wichtigsten Marktplatz, als Zusammenkunftsort der verschiedensten Stämme. Da Bilma unzweifelhaft innerhalb des Gebietes liegt, den der englisch-französische Vertrag vom 21. März 1899 Frankreich überwies, so ist seine am 7. August 1906 erfolgte dauernde Besetzung durch Leutnant Crépin von Sinder aus sehr begreiflich; sie macht der Unsicherheit des Besitzes ein Ende. Der östlichste Karawanenweg der französischen Sahara steht nun von Dschanet im Norden und von Bilma im Süden ebenfalls, wie die beiden anderen in der Mitte und im Westen, unter französischer Überwachung.

v. Kleist, Oberstleutnant a. D.

Bücherschau.

Le Magnin de Rougemont, Contes licencieux de l'Alsace. Paris, Gustav Ficker, o. J.

In den französischen Teilen von Elsaß-Lothringen versteht man unter einem Magnin einen Hausierer, der umhergeht, um schadhaftes altes Gerät, zerrissene Schirme u. dgl. abzuholen und dann zu Hause zu flicken. Diese überall bekannten Leute sind zugleich eine Art wandernder Märchenerzähler und Rhapsoden, und die Dinge, die sie weiter tragen und von Vorgängern überkommen haben, sind nicht von der feinsten Art. In einem Vogesentale hat der Herausgeber sich von einem solchen Magnin diese derb erotischen Erzählungen aufschreiben lassen, wohl zunächst deutsch, denn überall klingen deutsche mundartliche Ausdrücke oder jüdische Idiotismen durch. Wo diese, oft grobsinnlichen Erzählungen novellistische Form annehmen, scheinen sie auf literarischen Einfluß, wahrscheinlich französischen, zurückzugehen. Diejenigen, meist kurzen und treffenden, bei denen mehr der Humor als das erotische Element wirkt, erscheinen deutschen Ursprungs und sind auch in anderen deutschen Landschaften weit verbreitet. Wer ein Liebhaber solcher Erzählungen ist, findet seine Rechnung in dem 20 Frank kostenden kleinen Buche, und der Literarhistoriker kann darin die Verbreitung und Varianten mancher den Volkshumor kennzeichnenden erotischen Schwänke ausfindig machen. Ein Beitrag zur Volkskunde derbster Art sind sie jedenfalls. A.

Helene Wiszwianski, Die Faktoren der Wüstenbildung. 50 Seiten mit Tafel. (Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde und des geograph. Instituts an der Universität Berlin, Heft 9.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1906.

Erfreulicherweise mehren sich die Schriften, welche sich mit der Wüste befassen, welche unseren Vorfahren so öde und uninteressant erschien.

Die Verfasserin führt aus, daß die Wüste vor allen Dingen eine Funktion des Klimas sei. Die in der Oberflächengestalt und Bodenzusammensetzung beruhenden Faktoren sind als sekundär von den klimatischen zu unterscheiden. Eine noch geringere Rolle ist der geographischen Lage in bezug auf Meeresentfernung und der Meereshöhe zuzuschreiben. Trotzdem stehen sämtliche die Wüstenbildung fördernde Agenzien untereinander im Verhältnisse beständiger Wechselwirkung. Dann ergibt sich, daß nicht nur die klimatischen, morphologischen und geographischen Faktoren in einem Sinne die Wüstenbildung, sondern daß auch die Wüste ihrerseits das Klima, die Oberflächengestaltung, die Bodenbeschaffenheit in demselben Sinne beeinflußt.

Immerhin tut man gut, die geologische Geschichte der Wüsten als Grundlage für eine richtige Anschauung von der Wüstenbildung anzusehen. Von einzelnen, wie der indischen, wissen wir genau, daß sie abwechselnd bald Land, bald Meer gewesen ist. Aber im großen und ganzen ist noch künftigen Forschungen vorbehalten, der Frage näher zu treten, wie groß der Einfluß der Eiszeit auf die Wüstenentwickelung in den verschiedenen Gebieten der Erde war. Die Ansichten über die klimatischen Wandlungen, welche beispielsweise die Wüsten Südafrikas und Australiens erlitten haben, haben durch die Untersuchungen Passarges ihren hypothetischen Charakter fast verloren.

Wind und Wasser sind die Hauptfaktoren in der Wüste. Ersterer zerstört, was er soeben aufgebaut; man kann nicht nur von einer nivellierenden Tendenz des Windes in der Wüste sprechen, viel eher von einem Bestreben, seinen größten Rivalen, das Wasser, unschädlich zu machen, indem er das Relief der Wüste in einem möglichst unregelmäßigen, rudimentären Zustande erhält.

Es bleibt aber noch genug zu tun, bis wir über alle Verhältnisse in der Wüste klar sehen.

Halle a. S. E. Roth.

Paul Sprigade und **Max Moisel,** Großer Deutscher Kolonialatlas. Herausgegeben von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts. Lief. 5. Berlin, Dietrich Reimer, 1906. 4 M.

Nur langsam geht es mit dem schönen Kartenwerk, das bereits vor sechs Jahren begonnen wurde, vorwärts; um so mehr freut man sich, wenn wieder eine Lieferung erscheint. Die vorliegende fünfte ist der vierten im Abstand von zwei Jahren gefolgt, sie erhöht die Zahl der fertigen Kartenblätter des auf 31 Blätter berechneten Atlasses auf 19. Damit ist Ostafrika zu zwei Dritteln abgeschlossen und Togo zur Hälfte, Südwestafrika steht noch ganz aus. Doch wird sich wohl auch noch eine baldige Neuzeichnung der Kamerunkarte

nicht umgehen lassen, die den Atlas eröffnete und heute veraltet ist; erwünscht wäre sie jedenfalls.

Die Lieferung bringt zunächst ein Übersichtsblatt zur Veranschaulichung des gesamten deutschen Kolonialbesitzes, wie auch des Besitzes der übrigen Kolonialmächte. Kabel und Dampferlinien — die deutschen durch besondere Signatur hervorgehoben — sind eingetragen. Eine Liste der großen Dampferverbindungen vervollständigt das Blatt. Dann wird uns von der Togokarte die südliche Hälfte geboten. Sie fällt mit dem Maßstab 1:500000 aus der Reihe der übrigen (fast durchweg 1:1000000) heraus; dieses Schutzgebiet verträgt ihn eben. Das dichte Routennetz und die Fülle des topographischen Stoffes stechen vorteilhaft ab von der nur eine dürftige Darstellung gestattenden benachbarten Goldküstenkolonie. Die beiden übrigen Blätter der Lieferung betreffen den äußersten Westen und Nordwesten Deutsch-Ostafrikas: Udschidschi und Usumbura. Das Blatt Usumbura verdient ein ganz besonderes Interesse und ist schon lange erwartet worden, bringt es doch jene fernen Länder Urundi und Ruanda mit dem Kiwusee zur Anschauung, wo jüngere Reisende auf die Suche nach der Nilquelle gegangen sind, wo ganz „unvorschriftsmäßig" inmitten eines großen Kontinents tätige Vulkane sich erheben. Von diesen Kirungavulkanen liegen nach der Karte übrigens nur der Karissimbi — allerdings der höchste — und ein Gipfel des Kirunga-tscha-Niragongo auf deutscher Seite, und es heißt, daß auf sie noch die Engländer Anspruch erheben, obwohl die dort nicht mit uns grenzen. Die Grenzen sind dort noch überall zu vereinbaren, mit England sowohl wie mit dem Kongostaat. Unsere Karte führt die deutsch-kongostaatliche Grenze durch den Kiwusee hindurch, was die belgischen Kartographen aber noch keineswegs anerkennen. Das in Rede stehende Blatt zeigt, daß der Nordwesten Deutsch-Ostafrikas, der selbst nach den Reisen Baumanns und Graf Götzens keine sichere kartographische Darstellung vertrug, heute topographisch ganz ausgezeichnet bekannt ist, auch in den Gebirgsgegenden. Heute gibt es hier in der Tat nichts mehr zu entdecken. Der Ostrand des zentralafrikanischen Grabens scheint dort nach der Karte wenig den Charakter einer geschlossenen Wand zu haben. Anders der Westrand. Aber der liegt auf der Kongoseite und ist noch wenig bekannt; es wird dort wohl auch nicht anders sein.

H. Singer.

J. Zemmrich, Landeskunde des Königreichs Sachsen Mit Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, G. J. Göschen, 1906. 0,80 M.

Man muß bewundern, wie der Verfasser es verstanden hat, auf so engem Raum eine derartige Vielseitigkeit zu entwickeln, wobei recht passend gewählte Illustrationen, wie beispielsweise das Durchbruchstal der Elbe bei Königstein, den Text wirksam unterstützen. Die Skizzen von typischen Dorfanlagen germanischer und slawischer Gründung reden beinahe deutlicher, als die Worte selbst es vermögen. Die Ergebnisse der Volkszählung von 1905 konnten bereits berücksichtigt werden. Recht wichtig erscheint das beigegebene Literaturverzeichnis, für das man die bekannte Flora von Wünsche noch hinzuerbitten möchte. Alles in allem hat man es aber mit einem empfehlenswürdigen Bändchen zu tun.

Halle a. S. E. Roth.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Von P. Sprigades Togokarte in 1:200000, die auf zehn Blätter berechnet ist, liegen jetzt die vier südlichen Blätter vor, nachdem im Dezember v. J. das Blatt Atakpame erschienen ist. Dieses Blatt bestätigt von neuem, daß der kartographische Standpunkt der Kolonie sehr befriedigend ist. Ein besonders dichtes Routen- und Wegenetz überzieht naturgemäß die nächste Umgebung der Station Atakpame, während die Zeichnung des Gebirges im Westen und Nordwesten davon auf verhältnismäßig wenigen Aufnahmen beruht. Einigermaßen überraschend ist es, daß das Grenzgebiet von Dahome, das Land östlich des Monu, noch so wenig bekannt und von den Beamten gar nicht aufgesucht worden ist. Nur eine Route, die des Hauptmanns v. Doering, durchkreuzt es, sie ist aber schon zehn Jahre alt. Allerdings scheint es sich um einen nur sehr schwach bewohnten Strich zu handeln, wie aus v. Doerings Route und der der Grenzkommission von 1898 hervorgeht. Übrigens liegt die Grenze gegen Französisch-Dahome noch immer nicht fest; es wird darüber verhandelt, wie auf der Karte vermerkt ist. Zeichner des Blattes ist G. Thomas.

— Hans Steffen über das Erdbeben in Mittel-Chile vom 16. August 1906. Die chilenische Regierung hatte eine Kommission eingesetzt, die die mit dem Erdbeben vom 16. August zusammenhängenden Erscheinungen studieren sollte. Als Mitglied dieser Kommission hat Dr. Hans Steffen von Ende August bis Mitte September Valparaiso und Umgegend, sowie die Täler von Nogales, La Ligua, Petorca, das mittlere Aconcaguatal bis Los Andes usw. besucht, und andere Kommissionsmitglieder sind nach der Gegend von Melipilla und San Antonio, nach den Ortschaften der großen Längsebene zwischen Santiago und Talca, sowie nach mehreren Punkten der Küste nördlich von Constitucion ausgesandt worden. Aus den Ergebnissen dieser Kommission und der Sammlung aller sonstigen Beobachtungen hofft man das Material für eine größere Monographie zu gewinnen. Einige vorläufige Mitteilungen darüber hat Steffen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gesandt; sie finden sich in Nr. 9, 1906, ihrer Zeitschrift abgedruckt. Es geht daraus zunächst hervor, daß bis zum 17. September 83 Nachbeben, zum Teil stärkerer Natur, gespürt worden sind. Sie dauerten auch noch bis Ende September an, und ein besonders heftiges Beben trat am 20. September mittags ein, das im Süden des Schüttergebiets auch Schaden anrichtete. Die Haupterschütterungszone des Bebens vom 16. August fällt in den Bereich der sogenannten Küstenkordillere und zentralen Längsebene von Mittel-Chile. Östlich geht das Gebiet umfangreicher Zerstörungen nur wenig über eine Linie hinaus, die der Küste in einem Abstande von 75 km parallel läuft. Festgestellt sind einige geringe Hebungen der Küstenlinie. Es ist der Kommission aber nicht gelungen, irgendwo neugebildete Verwerfungsspalten, also den Herd einer echten tektonischen Verschiebung, zu finden. Trotzdem aber — so schließt Steffen — darf man wohl behaupten, daß das Erdbeben in die Kategorie der tektonischen Beben gehört. Es scheint sich nicht um ein Erdbeben mit punktförmigem Epizentrum, sondern um ein von einer oder vielleicht mehreren Herdlinien ausgehendes lineares Beben zu handeln. Vorläufig kann nur der ungefähre Verlauf der Linien größter seismischer Intensität festgelegt werden. Es lassen sich zwei ungefähr parallele und nahezu gleiche Längsausdehnung erreichende Achsen größter Zerstörung erkennen: die eine fällt mit der von NNO nach SSW gerichteten, in der Luftlinie 160 km langen Küstenstrecke zwischen Zapallar und Matanza zusammen; die zweite läuft in einem Abstande von 25 bis 30 km östlich von ihr von La Ligua über Nogales, Quillota, Limache und Casablanca nach Melipilla, d. h. sie verbindet im wesentlichen die ungefähren Mittelpunkte der Durchbruchstäler des unteren Rio Aconcagua und Rio Maipo, setzt sich aber nordwärts noch bis in das Talbecken von La Ligua fort.

— C. Noren will (Botan. Studier till. F. R. Kjellman, Upsala 1906) an dem sandigen Ufer drei Zonen unterscheiden, wobei er besonders auf den Väner See exemplifiziert. Es handelt sich um den nassen Sandstrand, den trockenen Sandstrand und die Dünenreihe. Eine vierte Reihe repräsentieren die Sandfelder, welche gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen dem nassen und dem trockenen Seestrande einnehmen. Der nasse Sandstrand ist oft gegen den Seerand durch einen niedrigen Sandwall abgegrenzt und kann bei hohem Wasserstande ganz oder teilweise unter Wasser gesetzt werden; bei Sturm überschwemmen ihn oft die Wellen. Daher ist seine ziemlich spärliche Vegetation meist aus feuchtigkeitsliebenden Pflanzen zusammengesetzt. Charakteristisch sind dafür Scirpus palustris und acicularis, auf weniger durchtränktem Boden Juncus lamprocarpus und Agrostis stolonifera. Auf dem trockenen Sandstrande ist der Sand oberflächlich trocken und daher sehr beweglich, was ein großes Hindernis für die Entwickelung einer Vegetation darstellt. Im äußeren Gebiete laufen zudem die Pflanzen Gefahr, von den Wellen bei Sturm fortgerissen zu werden. Die spärliche Vegetation besteht in der Regel aus Salix repens, Sagina nodosa, Carex oederi, Viola canina, Spergula arvensis usw. Weiter einwärts, wohin die Wellen nicht reichen, tauchen Formationen von Calamagrostis neglecta, Equisetum palustre, Polytrichum juniperinum usw. auf. Die Dünen erreichen eine Höhe von 7 bis 9 m; dünenbindende Gewächse sind namentlich Carex arenaria, Calamagrostis ne-

glecta, wie epigejos, Epilobium angustifolium und Rumex acetosella, welche weit auslaufende Wurzeln besitzen. Auf den Sandfeldern ist der Sand meistens feucht, obschon die Oberfläche hier und da trocken erscheinen kann. Der innere Teil des Gebietes ist von einem weiten Phragmitesgürtel eingenommen, der äußere erinnert mit seiner spärlichen Vegetation an denjenigen des nassen Seestrandes. Morphologisch finden wir hier überall schmale Blätter, Blattsukkulenz, aufrechte Blattstellung, Färbung der oberirdischen Teile durch Anthocyan, starke Ausläuferbildung, kurz einen xerophilen Charakter. Da der Sand aber in einiger Tiefe stets feucht ist, scheint das xerophile Gepräge der Sandpflanzen eher durch andere Faktoren, wie z. B. die starke Insolation und Transpiration, wie die schnellen Temperaturschwankungen des Bodens hervorgerufen zu werden. E. R.

— „Die größte archäologische Entdeckung seit Layard und Rawlinson." Vor einigen Wochen wurde ein Reutertelegramm aus Bombay veröffentlicht, das auch in der deutschen Presse Verbreitung fand, von dem wir aber Bedenken trugen, an dieser Stelle Notiz zu nehmen; es lautete: „Dr. v. Lecoq, ein wissenschaftlicher Sendling der preußischen Regierung, ist nach einer Reise durch die entlegensten Teile Innerasiens wohlbehalten in Srinagar angekommen. Er hat eine Anzahl höchst interessanter Malereien auf Stuck mitgebracht, deren Hintergrund in vielen Fällen aus Blattgold besteht, wie bei italienischen Werken, sowie eine Anzahl von Manuskripten in zehn verschiedenen Sprachen, eins in einer ganz unbekannten Sprache. Dr. Lecoqs Entdeckungen stellen wahrscheinlich den größten archäologischen Fund seit den Tagen Layards und Rawlinsons dar." — Hierzu bemerkt die angesehene englische Wochenschrift „Nature" vom 13. Dezember sehr grimmig: „Dr. v. Lecoq wird über den letzten Satz dieses Telegrammes, für dessen Wortlaut er offenbar nicht verantwortlich ist, wahrscheinlich nicht übermäßig erfreut sein. Er ist zur Untersuchung solcher Stätten in Chinesisch-Turkestan ausgeschickt worden, wie sie von Dr. Stein vor einigen Jahren entdeckt worden sind; Dr. Stein veröffentlichte seine Entdeckungen in seinem wohlbekannten Buche »Sand-buried Cities of Khotan«. Dr. v. Lecoq ist offenbar mit Erfolg in Dr. Steins Fußtapfen gewandelt und hat, nach der Beschreibung in diesem Telegramm, Altertümer von demselben Typus gefunden wie die, die von dem älteren Forscher heimgebracht worden und jetzt im Britischen Museum ausgestellt sind. Für einen Vergleich mit den epochemachenden Entdeckungen Rawlinsons und Layards dürfte sogar die Arbeit des Pioniers der Archäologie Turkestans, Dr. Steins, bei weitem nicht das richtige Verhältnis haben. Solche Vergleiche sind immer mißlich und oft, wie bei diesem speziellen Beispiel, einfach albern."

Hoffentlich hat Dr. v. Lecoq trotzdem recht ansehnliche Erfolge gehabt, so daß er die Geringschätzung, die aus jenen Bemerkungen spricht, nicht verdient. Man ersieht aber hieraus, wohin es führt, wenn die von der preußischen Regierung nach Ostturkestan ausgesandten archäologischen Expeditionen sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit arbeiten, d. h. wenn nichts getan wird, diese in geeigneter Weise und schnell über die Ergebnisse zu unterrichten.

— Über den Rheingletscher spricht sich J. Früh in den „Mitt. d. Thurg. naturf. Ges.", Heft 17, 1906 aus: Von Schaffhausen nach Stein a. Rh. zeigt der sich zurückziehende Gletscher drei Etappen: Moränen, Langwiesen (Altebühl 444 m) und Schotterfelder nach Feuerthalen; dann Endmoränen Eichbühl-Rossiliberg (438 m) bei Diessenhofen mit fein nach Paradies abschrägender Kiesebene Ratchard—Scharenwald (420 bis 402 m); endlich die Moränen bei Etzwellen—Hemishofen, welche am Rhein heute 430 bis 435 m hoch anstehen, d. h. 32 bis 37 m über dem Strome. Vielleicht lagen sie nördlicher noch etwas tiefer. Durch rückläufige Erosion des Rheines werden auch die Hemishofer Moränen durchsägt, zunächst auf 24 m über dem See, dem höchsten nachweisbaren Niveau, wofür vielleicht auf Schweizerseite entsprechende Höhenmarken noch zu finden sind. Dann vertiefte sich der Ablauf auf 16 m und 11 m über dem heutigen Spiegel und bildete allmählich den ältesten oberen Talboden, die Terrasse von Wagenhausen. Die Deltas von Radolfzell erscheinen jetzt als Terrassengürtel; endlich sinkt das Wasser auf 403 bis 398 m über dem Meere; im Zellersee tritt der Seeboden auf 3 km gegen Überlingen a. Rh. zutage, heute in Wiesen und Torfländereien enthalten, welche den Seelehm bedecken, der bei Rickelshausen und Nord-Radolfzell in Ziegeleien verwertet wird. Das Grundwasser sinkt und erscheint heute aus den durchlassenden Schottern lokal in eigentlichen klaren und kühlen Quellbächen, wie der Egelbach von Überlingen a. Rh. und der Mühlbach bei Böhringen. Die Singener Aach ist zum See abgelenkt und gezwungen, sich auf dem Seeboden in zahlreichen Windungen einen Weg zu bahnen. Die Molassetäler vertiefen sich, und die aus dem Schutt höher gebauten Deltas dringen mehr und mehr hinaus in den See, zum Teil denselben bei Stiegen-Eschenz von neuem stauend, bis ein künstlicher Eingriff hier das Profil erweiterte und den Ursprung des heutigen Steiner Rheins durch vermehrte Strömung feststellte. Das Delta von Ober-Eschenz über Stad-Hörnli ist hierfür lehrreich. Noch ist zu beachten, daß das Rheintal Stein—Schaffhausen vor der letzten Eiszeit bereits als Stromrinne gedient haben muß. Man sieht auf der ganzen Strecke nur verrutschte Ufer aus Moräne, entsprechendem Schotter und Lehmen der Würm-Eiszeit. Die Materialien sind also hier eingelagert. Einzig bei der Bibermühle unterhalb Hemishofen bei Niederwasser treten felsige Bänke zutage, und es ist hier die Strömung eine starke.

— In seiner Abhandlung über geologische Probleme des Alpengebirges (Zeitschr. d. deutsch. u. österr. Alpenvereins, Band 37, 1906) zeigt G. Steinmann, daß ein sehr großer Teil des Gebirges nicht aus dem aufgefalteten Untergrund wie das Juragebirge gebildet wird, sondern aus übereinandergeschichteten wurzellosen Faltendecken besteht, die ihren Ursprung weit im Süden besitzen und von dort zum Teil um Beträge bis zu etwa 120 km nach Norden vorgeschoben sind. Sehen wir von den Süd- und Westalpen südlich des Iseretales ab, die relativ einfach gebaut sind und Überfaltungen nur in geringem Maße erkennen lassen, so unterscheiden wir drei große Decken oder richtiger gesagt Deckensysteme: das helvetische, lepontinische und ostalpine. Jedes Deckensystem weicht von dem anderen durch seine Zusammensetzung ab und hat seine eigene Geschichte gehabt. Bei der ersten großen Phase der Gebirgsbildung wurden die Gesteinsmassen aller drei Gebiete zum größten Teile aus ihren Ursprungsgebieten gegen Norden zu herausgepreßt und angenähert wagerecht übereinandergeschichtet, derart, daß die helvetische zu unterst lag, darüber sich die lepontinische und über dieser die ostalpine ausbreitete. Die südlichste wurde die oberste. Der gleiche Vorgang vollzog sich auch innerhalb jedes einzelnen der drei Deckensysteme im kleinen. Wenn man sich in kurzer Zeit einen Einblick in den Deckenaufbau der Alpen verschaffen will, quere man von West nach Ost das Grenzgebiet zwischen West- und Ostalpen von den Glarner Alpen bis zur Silvretta. Überall, wo die Verhältnisse einen guten Einblick gestatten, sehen wir die aus der gesteigerten Faltung entstandenen Decken vorherrschend wagerecht oder in schwacher Neigung übereinandergeschichtet und dabei die Gesteinsmassen in unglaublicher Weise gezerrt, ausgewalzt, zerfetzt und verknetet. Dieser uns bis heute noch schwer vorstellbare Vorgang beherrscht die Ost- wie die Westalpen. Die Theorie von der Deckenüberfaltung von Süden nach Norden hat eine Fülle von Problemen aufgehellt.

— Den Kanton Thurgau als Gewittergebiet schildert Clem. Heß in den Mitteil. d. Thurg. naturf. Gesellsch., 17. Heft, 1906. Die thurgauischen Gewitterstraßen besitzen ihre ziemlich bestimmten Lieferungsgebiete, nämlich der Hinterthurgau das Gebiet des Greifen- und Pfäffikersees und die Gegenden von Grüningen und Hinwil, wie die westlicher gelegenen See- und Flußgebiete in den Kantonen Zürich, Luzern, Aargau: die Straße Matzingen—Bodensee, das Glattgebiet von Dubendorf, Kloten und Bülach, wie die Gegenden der Lägern entlang und deren westlicher Verlängerung; die Straße Thurmündung—Thurtal—Bodensee, das Rafzer Feld; der Seerücken in seiner Längsrichtung und der Untersee, das Klettgau, untere Wutachgebiet und den Rhein bis Basel; die Straße Diessenhofen—Frauenfeld, Lauchegebiet, die obere Wutach und das höher gelegene Schwarzwaldgebiet; die Straßen, welche den Seerücken kreuzen, das Rondengebiet mit seiner östlichen Nachbarschaft. Weiterhin ergibt sich, daß die Steilhänge der kantonalen Bodenerhebungen als die Ergebnisse jahrhundertelanger Arbeit der Wanderer der kantonalen Gewitterstraßen erscheinen. Dann zeigt die Frequenzkarte der Hagelschläge, daß diejenigen Gegenden den Hagelschlägen am meisten ausgesetzt sind, die auf den Gewitterstraßen und deren Kreuzungspunkten liegen. In betreff des Einflusses des Waldes auf den Hagelschlag ist Verfasser der Meinung, daß wenigstens für kleine Waldkomplexe ein schützender Einfluß auf Hagelschläge nicht als durch die Erfahrung erwiesen betrachtet werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

// GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 5. BRAUNSCHWEIG. 31. Januar 1907.

Die wirtschaftliche Entwickelung der Ugandabahn-Länder.

Von Alfred Kaiser.

(Fortsetzung.)

In der Umgebung von Nairobi, d. h. in einer Zone von etwa 30 km beiderseits der Bahnlinie, wo gutes Farmland vor kurzem noch zu sehr billigen Preisen erhältlich war, sind die Bodenpreise um das Doppelte und Vierfache gestiegen. Bei Nairobi selbst ist der Boden nur etwa zwei bis drei Fuß tief, meist steinig und daher von einer sehr beschränkten Fruchtbarkeit. Billiges Land ist freilich auch zu haben, aber dieses Land „steht unter Gras“, wie die Engländer sagen, es ist nur als minderwertiges Weideland, nie aber als ertragsfähiger Ackerboden zu gebrauchen. Und dann die Arbeiterfrage, dieses überall schreiende Schmerzenskind der afrikanischen Kulturunternehmungen! Kaum haben sich 100 Kleinfarmer in der Nähe von Nairobi niedergelassen, so ertönt schon das gewohnte Wehklagen über den Mangel an ländlichen Arbeitern. Wie wird es erst werden, wenn noch weitere Farmer sich niederlassen und Handel und Transportwesen noch ein weiteres Kontingent von Arbeitern beanspruchen? Daß die 42000 Wakikuyu, die in der Umgegend von Nairobi ihre eigenen Farmen bestellen, noch eine größere Zahl von Arbeitern in die Dienste der Kolonisten stellen werden, ist ziemlich ausgeschlossen. Wo sollte man fremde Arbeitskräfte herholen? An einigermaßen ausgedehnten Farmbetrieb ist unter dem Beibehalte der gegenwärtigen primitiven und besonders viele Arbeiter erfordernden Kulturmethoden daher niemals zu denken. So billig die Arbeitslöhne zurzeit auch sein mögen (man bezahlt den eingeborenen Feldarbeitern 5 bis 8 M. Monatsgehalt), so bleibt zur Lösung der Landwirtschaftsfrage nur ein Weg offen: die Einführung von Pflügen und anderen verbesserten Boden- und Erntebearbeitungsgeräten. Zurzeit sind bei Nairobi aber erst etwa 25 Pflüge in Tätigkeit und bei dem passiven Widerstande, den die afrikanischen Ackerbauer der Einführung moderner Landwirtschaftsgeräte entgegenstellen, ist es nicht anzunehmen, daß der Feldbau der Kikuyu-Siedler in nächster Zeit schon sehr bemerkenswerte Fortschritte zu verzeichnen habe.

Heute jedenfalls sind die Farmen dieser Kolonisten noch von sehr geringer Ausdehnung. Die Leute verfügen wohl über ziemlich große Bodenareale, aber nur hier und dort sieht man eine kleine Fläche mit Bohnen, Kartoffeln, Mais oder Weizen bepflanzt. Diese Kulturen werfen sehr bescheidene Erträge ab, und mit Ausnahme des Weizenbaues dürften sich alle nur für den Kleinbetrieb der Eingeborenen, nicht aber für den zum Großbetrieb sich entwickelnden Feldbau der weißen Siedler eignen. Als einzig rentabler Zweig der von diesen in Angriff genommenen Landwirtschaft hat sich bis jetzt der Meiereibetrieb erwiesen, die Versorgung der Stadt Nairobi mit Milch, Butter und Eiern. Der Absatz ist aber ein beschränkter, und einer bedeutenden Erweiterung der Viehzucht zur Produktion von Schlachtvieh, Wolle u. dgl. stehen mancherlei nicht zu verkennende Schwierigkeiten entgegen. Es ist vor allem das kalte, rauhe Klima, das der Anzucht von großen Viehbeständen ein gewichtiges Hindernis entgegensetzt. Das relativ wertvolle Steppenvieh verträgt eine Transferierung in das feuchtkalte Hochlandklima nur sehr schwer, und wenn wir bei den Wakikuyu auch etwas Vieh antreffen, so sei hier beigefügt, daß die Bestände von der Steppe aus ersetzt werden, und daß die Schafe es bei Nairobi z. B. ohne feuererwärmte Nachträume gar nicht aushalten. Es kommt für Kikuyu ferner die Konkurrenz der Steppe mit ihren viehzuchtgewandten Masai in Betracht, Momente genug, die nicht sehr für eine belangreiche Hebung der Viehzucht sprechen. Man wird sich daher wenig wundern, wenn viele der heutigen Farmer sich lediglich nur auf die Bodenspekulation verlassen und den Moment abwarten, wo sie ihre provisorisch bestellten Farmen an einen unerfahrenen Neuling verkaufen können. Ungenügende Geldmittel sind bei fast allen Siedelungsunternehmen der Hauptgrund der anfänglich sehr langsamen Entwickelung. In nicht geringem Maße ist das auch in Kikuyu der Fall. Regierungsorgane glauben zwar, daß landwirtschaftliche Siedler mit 6000 bis 10000 M. Kapital auf dem Hochlande sich ruhig niederlassen können. Niederlassen freilich ja, aber eine dem eingelegten Kapital und der geopferten Arbeit entsprechende und für die Zukunft gesicherte Existenz sich zu verschaffen, das dürfte schwieriger sein. Abgesehen davon, daß die Regierung die erwähnten Summen als Minimalkapitalien eines Kolonisten betrachtet, ist zu bedenken, daß ein Fehljahr, ein Eingeborenenaufstand oder eine Seuche den größten Teil des Kapitales auf einen Schlag zu vernichten imstande ist. Will der Farmer einigermaßen sicher gehen, so sollte er nicht nur ein höheres Betriebskapital zur Verfügung haben, sondern durch ein entsprechendes Reservekapital auch so weit gedeckt sein, daß die ersten größeren Verluste — und solche sind doch immer zu erwarten — ihn nicht allzu sehr in der Fortsetzung des begonnenen Farmbetriebes stören. In An-

betracht, daß er mit einem zu kleinen Betriebe niemals auf seine Kosten kommt und die Anwendung von landwirtschaftlichen Maschinen allein nur einen Erfolg ihm sichert, darf man als Unternehmungskapital eines ostafrikanischen Farmers, gleichgültig, ob er der Viehzucht oder dem Ackerbau sein Hauptaugenmerk zu schenken gedenkt, eine Summe von 12000 bis 20000 M. in Anschlag bringen.

Kolonisten mit derartigen Einlagekapitalien werden mit der Zeit zweifellos auch nach Kikuyu kommen, aber sehr wahrscheinlich erst nach einer Farmerkrisis, nachdem der gut gelegene Boden wieder billiger geworden ist und sein objektiver Wert durch allerlei Vorarbeiten der vom Glücke weniger begünstigten Anfänger sich gesteigert hat. Sie werden sich dann um so leichter halten, als inzwischen auch die Handels- und Beamtenkolonie sich entwickelt hat und die Regierung dann auch zu größeren Unterstützungen sich entschließen wird. Wenn diese besser gebetteten Siedler dann ihre Grundstücke bewässern, mit rentablen Kulturgewächsen sie bepflanzen, dem Boden durch Düngerzufuhr die entnommenen Nährsalze wieder zuführen und dem Bedürfnis entsprechende Geräte und Maschinen in ihrem Farmbetriebe einstellen, so wird eine erfolggekrönte Zukunft nicht mehr in allzu weiter Ferne stehen. Bis dahin aber werden die Neusiedler nur als soziale Versuchskaninchen eine höhere Bedeutung einnehmen, sie werden die für das Kikuyu-Hochland geeigneten Nutzgewächse herausfinden, die Eingeborenen allmählich an den Gebrauch von europäischen und amerikanischen Geräten gewöhnen, das Studium der Einwirkung äußerer Schädlichkeiten und Reize, hemmender und fördernder Sozialwirkungen und die Lösung so mancher anderer biologischer Frage ermöglichen, für sich aber keine materiellen Erfolge erzielen.

Ob und wie die Kolonie der farbigen Siedler, der Inder und der Goanesen, sich entwickeln wird, das ist heute noch nicht vorauszusehen, denn ihr Schicksal hängt nicht nur von der Natur, sondern in hohem Maße auch von dem guten Willen der Landesregierung ab. Eine große Gefahr liegt für diese Kolonie darin, daß sie sich durch ihren höheren Grad von Kriminalität bei der Regierung, den weißen Siedlern und den Eingeborenen recht unbeliebt macht. Es ist auch nicht zu vergessen, daß ein großer Teil der indischen Farmer im Ackerbau gar keine große Erfahrung hat, aus Händlerkreisen hervorgeht und auch wieder zum Handel zurückgreifen wird, sobald Enttäuschungen im Landwirtschaftsbetriebe sich mehren. Aus naheliegenden Gründen wäre es sehr unvorteilhaft, wenn wir eine fremde Rasse da einführten, wo wir selbst unser Auskommen finden können, und wo brauchbare Autochthonen als Mitarbeiter unseres Kulturwerkes sich beteiligen. Man sollte die Inder daher nur in den für das Fortkommen unserer Rasse ungeeigneten und nur von wenigen oder wirtschaftlich unfähigen Eingeborenen besetzten Gebietsteilen als Landwirte ansiedeln. Eine Erweiterung ihrer Kolonie auf kühleren, dem Europäer zuträglichen Hochländern sollte auch deshalb erschwert werden, weil sie doch selten über ein Kapital verfügen, das ihnen die rationelle Bewirtschaftung dieser Kulturareale ermöglicht. Man soll sie in der feuchtwarmen Niederung ansiedeln, wo der Europäer als Arbeiter nicht leben kann, und wo sie dem altansässigen Neger durch den Mitbewerb im Ackerbau die Existenz und Weiterentwickelung nicht erschweren. Als ich Kikuyu vor acht Jahren besuchte, schrieb ich in mein Tagebuch: „Eine Ansiedelung von Indern dürfte für die Kolonie nur dann von Wert sein, wenn die Zahl der Ansiedler eine beschränktere wäre, so daß sie nur als eine Art von Lehrbauern eine Rolle spielten, nicht aber die sicherlich entwickelungsfähigen Wakikuyu durch ihre Übermacht verdrängten." Was ich damals schrieb, möchte ich heute noch unterstreichen.

Wir haben nun erst eine Seite der europäischen Siedelung, die des landwirtschaftlichen Berufes, einer genaueren Betrachtung unterzogen. Noch fehlt ein kurzer Blick auf die Kaufleute, Professionisten und Beamten. Wir sehen diese in nicht unbedeutender Zahl auf der Straße, in den Verkaufsmagazinen und Gasthäusern, auf Werkplätzen und in Amtsgebäuden, vergebens aber suchen wir sie auf dem Bahnhofe oder auf der Post in Diensten der Regierung, oder in den Quartieren des umsatzreichen Kleinhandels als erfolggekrönte Kaufleute beschäftigt. Wo sie fehlen, da nehmen Inder und Goanesen ihre Stelle ein, und wo wir sie finden, da haben wir das Gefühl, daß nur europäischer Geldnachschub ihre Stellungen sichert. Der europäische Kaufmann kauft wenig von dem Eingeborenen, und was er an ihn verkauft, das ist kaum der Erwähnung wert. Er handelt in Nairobi auch wenig mit dem Inder, denn dieser steht entweder direkt mit Großkaufleuten der Küste oder mit indischen Zwischenhändlern des Ortes in Verbindung. Der Inder ist es, der bei den Eingeborenen die Landesprodukte zum Wiederverkauf ersteht und in seiner engen Kaufbude hockend dem Eingeborenen seine Zeugstoffe und Garne, seine Glasperlen, seine schlechten Messer und Hacken, sowie eine ganze Menge anderer minderwertiger Handelsartikel aufzuschwatzen versteht. Im indischen Bazar kauft der farbige Soldat seine Waschseife, seine Gewürze und seinen Tabak. Beim Inder in der Viktualienhalle kauft der englische Hotelier frische Gemüse, Fleisch, Eier, Reis und eine Menge anderer Nahrungsmittel. Die indische Beamtenfrau ersteht bei ihrem Landsmann die bunten Seidenstoffe zu ihren Kleidern, das Schuhwerk und den eigenartigen Silberschmuck. Kurz und gut, das Hauptgeschäft von Nairobi liegt in den Händen der indischen Kaufleute. Ihre Warenbestände stammen zu einem großen Teile allerdings aus Europa, sehr vieles sogar aus Deutschland. Die billigen, ungebleichten Baumwollstoffe und, wie mir gesagt wurde, auch die billigen Sorten der farbigen Glasperlen kommen hingegen aus Indien. Im allgemeinen findet die europäische Industrie durch Vermittelung dieser indischen Kaufleute immerhin ein sehr wertvolles Absatzgebiet, und es sind nur große Vorsicht und eine eingehende Kenntnis der Konsumentenbedürfnisse erforderlich, um an der Hand solider Importfirmen und rühriger, mit der Fabrikation und dem Geschmack der Käufer vertrauten Agenten heute schon ein nicht unbedeutendes Geschäft nach Britisch-Ostafrika machen zu können.

Wie ganz anders ist dagegen das Bild der europäischen Kleinhandelsgeschäfte!

Da schauen wir uns erst einmal das Magazin eines sog. Produktenhändlers an. Rechts vom Eingange ein Pflug, für 100 M. im Preise, die einzig gangbare Marke und scheinbar von sehr leichter Konstruktion. Daneben eine im Lande hergestellte Egge, aus dem weichen Wacholderholz von Kikuyu gefertigt. Beide Geräte sind für den Verkauf an europäische Siedler bestimmt. Der Pflug steht wohl schon seit vielen Monaten da, die Egge wird nächstens in die Küche wandern, da das Holz überall gesprungen ist, und das Gerät daher kaum mehr einen Käufer finden wird. In der Mitte des Ladens ein Schreibtisch, bedeckt mit umfangreichen, aber wohl noch geringe Schätze verratenden Geschäftsbüchern, Briefschaften und den letzten Nummern der „Nairobi News" und des „African Standard". An den Wänden herum stehen Säcke mit Bohnen, Mais und Weizen gefüllt, die Landesprodukte, die eigentlich nach dem Auslande verschickt werden

sollten, des geringen Wertes und der hohen Transportkosten wegen aber im Detailhandel, d. h. in Lasten von 60 Pfund engl. an Ort und Stelle wieder verkauft werden.

Der Besitzer dieses Ladens ist ein sehr freundlicher Herr, er stellt uns seine Tabakdose zur Verfügung und informiert uns über seinen Geschäftsgang und über die Handelslage von Nairobi. Das Bild, das er uns entwirft, ist freilich kein sehr rosiges, doch hofft er auf ein allmähliches Besserwerden, da die billigen Bahnfrachten bei einigen Produkten doch schon einen Export nach Europa oder Südafrika ermöglichen. Es interessiert uns vor allem das Verkaufsgeschäft des Weizens, der in verschiedenen Sorten in der Umgebung von Nairobi angepflanzt wird, bis jetzt aber nur als Saatgut für den Siedler in den Handel gelangt. Es sind harte australische Sorten, die hier am besten gedeihen, doch hat man des Antilopen- und Vogelfraßes wegen von ihnen noch keine bedeutenden Erträge erzielt. Man muß die Frucht, um sie vor diesen Feinden zu retten, gewöhnlich schon vor der vollen Reife ernten, und wie ich mich an einem nach Europa mitgebrachten Muster überzeugen konnte, scheint der Weizenkultur auch von einem kleinen Kornwurm (Calandra) ein sehr beachtenswertes Hindernis zu erwachsen, wenn das aufzuspeichernde Getreide nicht durch Durchlüftungsmaschinen vor dessen Angriffen geschützt werden kann. In einem Liter Weizen habe ich nicht weniger wie 20 ccm dieses kaum drei mm langen Bohrkäfers gesammelt, also zwei Liter Käfer auf den 100 Liter-Sack Weizen! Die Preise, die in Nairobi für den Weizen bezahlt werden, sind zwei- bis dreimal so hoch wie in Europa oder Südafrika, und an eine Ausfuhrmöglichkeit ist daher gar nicht zu denken.



Abb. 4. **Kikuyu-Krieger.**

Auch Mais und Gerste sind in Nairobi zurzeit noch viel zu teuer, als daß diese Getreidesorten für die Ausfuhr in Betracht kommen könnten. Von Mais gelangen drei Sorten in den Handel: der großkörnige, weiße Hikory-King zu 97 bis 147 M. die Tonne, der große, gelbe Mais zu 97 bis 122 M. und der kleinkörnige, weiß und schwarz gemischte „Native-Mealies" zu 74 bis 86 M. die Tonne. Gerste kostet 122 bis 166 M. pro 1000 Kilo.

Von Getreidearten wäre nur das Negerkorn (Andropogon sorghum) zum Export fähig. Es kostet auf den südafrikanischen Märkten 132 bis 198 M. die Tonne, kann in Nairobi aber zu 74 bis 98 M. eingekauft werden.

Die Negerhirse (Pennisetum spicatum), die hier mit 170 bis 195 M. bezahlt wird, kommt nur in geringen Mengen auf den Getreidemarkt. Sie ist ein zu wenig gesuchtes Landesprodukt, als daß sie je einmal ein Rolle in der Ausfuhr von Britisch-Ostafrika spielen wird.

Am meisten verspricht man sich von den Hülsenfrüchten, die in verschiedenen Arten und in ziemlich großem Umfange in der Umgebung von Nairobi angepflanzt werden. Ich habe mich über ihre Preise bei einem Johannisburger Market Master erkundigt und erfahren, daß bessere Bohnensorten in den südafrikanischen Minendistrikten einen recht guten Absatz finden könnten. Für gute Tischbohnen (Phaseolus) bezahle man dort 320 M. die Tonne, während sehr schöne Sorten in Nairobi für 183 M. zu haben sind. Eine geringere Art, die white Cocoa bean, kostet hier sogar nur 147 M., und die für Arbeiterverpflegung beliebte purpurrote Posho bean 73 bis 98 M. Den gleichen Preis bezahlt man in Nairobi auch für die rundsamige, graue „Soggoo" (Vigna sinensis), während die schwarze oder schokoladebraune Helmbohne (Dolichos lablab) zu 61 bis 73 M. auf den Markt kommt. Für Erbsen scheint in Südafrika der Absatz gering zu sein, da sie dort selbst in großen Mengen gezogen und des geringen Wertes wegen oft nur als Schweinefutter Verwendung finden. Die großen europäischen Erbsen kosten in Nairobi zurzeit noch 240 M. die Tonne, und die etwas kleinere Uganda-Erbse 170 M., während verwandte Arten in Südafrika zu 110 bis 154 M. die Tonne verkauft werden.

Auch mit Erdnüssen (Arachis) sind gegenwärtig von Nairobi aus noch keine Geschäfte zu machen, denn für geschälte Ware bezahlt man hier 245 M. für 1000 Kilo, während die gleiche Menge in Europa nur 270 bis 285 M. erzielt. Wenn auch ziemlich viele Erdnüsse bei Nairobi angepflanzt werden, so dürften als Produktions- und Ausfuhrgebiete dieses Landesproduktes in Zukunft doch nur die Viktoriasee-Gebiete in Betracht kommen.

Früher hat man auf den Kartoffelhandel große Hoffnungen gesetzt, jetzt aber ist der Siegeslärm wieder verstummt, seit die südafrikanischen Farmer sich selbst mit dieser Kultur beschäftigen, die dortigen Zahlungsverhältnisse sich verschlechtert haben, und der Konsum ein geringerer geworden ist. Ein beschränkter Absatz für den Landeskonsum und eine kleine Ausfuhr für die Verproviantierung der Schiffe und der Hafenstädte Aden, Bombay, Sansibar, Beira, Laurenco Marques, Durban und Majunga wird zwar immer zu erwarten sein, die berechtigte Warnung der Regierung aber, dem Kartoffelbau eine allzu große Bedeutung beizulegen, wird diesem Handel keine erhebliche Entwickelung mehr gestatten.

Aus allen diesen Mitteilungen könnten wir zum Schlusse gelangen, daß in Nairobi für den europäischen Kaufmann überhaupt keine rentable Tätigkeit sich bietet. So weit wir nur den Detail- und Exporthandel ins Auge fassen, so dürfte diese Schlußfolgerung auch nicht ganz unrichtig sein. Unser Freund, den wir als Produktenhändler kennen lernten, hat dies auch eingesehen, und er betreibt neben dem Produktenhandel daher auch ein kleines Importgeschäft mit landwirtschaftlichen Geräten, Baumaterialien usw.

Da liegt ein Bündel Haumesser, die Klingen der einen etwa 30 cm lang und 5 cm breit und aus gewöhnlichem Eisenblech ausgestanzt, die anderen etwa 70 cm lang und gut gestählt. Diese Messer werden von den Eingeborenen zum Roden des Buschwaldes gebraucht und sollen gegenwärtig einen sehr guten Absatz finden. Daneben sehen wir große, drei bis vier Pfund schwere Äxte und breite Baumsägen, die in der Holzgewinnungsindustrie in Verwendung kommen. In einer Kiste liegen Halfterketten und Viehkoppeln, in einer anderen galvanisierte Schrauben und Muttern, hier zwei bis sechs Zoll lange Nägel u. a. m. Dort stehen Drahtnetzbündel, 50 Yard lang, drei bis sechs Fuß hoch und mit einhalb bis drei Zoll weiten Maschen. Auch Stacheldraht ist ein sehr

gangbarer Handelsartikel, und so sehen wir noch eine ganze Reihe von dergleichen Gegenständen zum Verkaufe ausgelegt. Man kann hoffen, daß dieser erfahrene Kolonist trotz seines unscheinbaren Magazins in wenigen Jahren doch auf seine Rechnung kommen werde.

Da treten wir aber in ein anderes Geschäftshaus, in die geräumigen, hellen Stores einer großen Mombassa-Firma. Ein Foxterrier bewacht den Eingang und ein schriftgelehrter Polizeisoldat, vielleicht ein gefürchteter Steuerkommissar, blättert in einem großen Buche auf dem Boden. Hinter dem Ladentische macht sich ein englischer Clerk zu schaffen, ein fahler junger Mensch, dem man noch kaum den Einfluß afrikanischen Kolonistenleben ansieht. Er spricht natürlich nur eine Sprache, das Englische, und kann sich mit niemand verständigen, der dieser Sprache nicht ebenfalls mächtig ist. Wir wollen nicht nachforschen, ob der Mann aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen, ein entgleister Schiffsjunge oder Schenkkellner eines Londoner Public House war. Jedenfalls verrät er wenig kaufmännische Regsamkeit und er verkauft eben nur das, was er zufällig auf Lager hat und was seine englischen Kunden zufällig von ihm verlangen. Daß ein solcher Mann die Bedürfnisse des Landes zu kennen und zu beurteilen in der Lage wäre, ist ziemlich ausgeschlossen. Er wird auf Kosten seiner Firma nur möglichst viele Waren in die ihm unterstellte Filiale zu erlangen suchen, denn seine ganze Rechnung geht darauf hinaus: je mehr Waren, um so größer die Chancen, etwas zu verkaufen. Mit dem, was liegen bleibt und in einigen Jahren verdirbt, rechnet er nicht, denn wer weiß, wie lange er in diesem Nairobi sitzen bleibt, und den Schaden kann dann sein Nachfolger wieder gut machen.

Auch hier wieder Pflüge, Pumpen, Mühlen und allerlei Feldgeräte vor dem Portal. Es wäre leichter zu sagen, was man hier nicht findet, als aufzuzählen, was hier alles auf Lager liegt. Kleidungsstücke und Kochgeschirre, Tabakpfeifen und Schreibmaterialien, Spirituosen und Bücher, Musikinstrumente und Bürstenbinderwaren, Konserven und Nähnadeln, Fahrräder und Photographien, Glaswaren und Waffen, Toilettenartikel und Pferdeputzkämme, alles in buntem Durcheinander, vieles verkäuflich, manches auch nicht, das ist der Eindruck, den der erste Umblick auf uns macht. Ein teures Haus, ein kostspieliges Warenlager, ein teurer Betrieb und ein mäßiger Umsatz, das sind die Quintessenzen solcher Unternehmungen, und die Kolonisten, die auf solche Gründungen sich einlassen, haben nur einen sehr geringen Ersatz für das Geld, das sie in ihre Warenlager stecken, und das Risiko und die Mühen, die sie sich machen.

Wir wandern weiter und kommen auf den Werkplatz eines sog. Holzindustriellen. Die Ugandabahn-Verwaltung hat einem Siedler die Mühlen verkauft, die sie ursprünglich für die Verpflegung ihrer Arbeiter gebrauchte, jetzt aber, seit der Bahnbau vollendet ist und bei Nairobi fast keine Arbeiter mehr beschäftigt sind, nicht mehr verwenden konnte. Die Mühlen waren wohl billig, aber der gute Käufer rechnete nicht damit, daß er nichts zu mahlen habe, wenn die Getreidesendungen der Bahnverwaltung ihren Abschluß gefunden haben. So kaufte er also, und die Enttäuschung folgte nach. Jetzt steht das im Bau begriffene Mühlengebäude leer, und die Lokomobile hat der Unternehmer mit einer Kreissäge verkoppelt. Die Maschinen werden von einigen Schwarzen bedient, und zwar mit anerkennenswertem Geschick, wie ich nebenbei bemerken will. Das Rohholz stammt von dem Kikuyu-Escarpment, und zwar von drei verschiedenen Baumarten, dem ostafrikanischen Wacholder, einer ihm nahe verwandten Podocarpusart und einem mir unbekannten, bei Nairobi „Misisi“ genannten Waldbaume. Das Wacholderholz ist weißrot gefärbt, nicht sehr hart, aber doch wertvoll, da es sehr wenig Astnester aufweist. Podocarpus und Misisi liefern viel härteres Holz. Die Preise des hier geschnittenen Holzes stellen sich auf 120 M. die Tonne, also billiger wie das Burma-Teakholz, das in Mombassa 160 M. kostet. Die Transportkosten (60 M. die Tonne) eingerechnet ist das Nairobiholz auch billiger wie das skandinavische Holz, das loco Nairobi auf 153 bis 160 M. zu stehen kommt. Mit Sägemühlen wäre hier also etwas zu verdienen, schade nur, daß der Konsum sehr beschränkt und Eisenkonstruktion seiner größeren Widerstandskraft wegen in so vielen Fällen zu bevorzugen ist.

So sehen wir eine Menge und zum Teil sehr große Hindernisse dem europäischen Siedler im Wege stehen, und ihre Zahl würde sich noch mehren, wenn wir unsere Schritte weiter lenkten, in die Werkstätte des Bauschlossers, des Schmiedemeisters und Stellmachers, in das Atelier des Photographen und in die Druckereistube des Zeitungsverlegers. Wir wollen uns diese Schritte aber sparen und rasch noch in der Beamten- und Touristenwelt an den Tafeln des „Norfolk-Hotel“ uns umsehen. Da sitzen Richter und Ärzte, Offiziere und Ingenieure, junge Damen und graubärtige Herren an langen Tischreihen beisammen. Die Herren sind in Frack oder Smoking, wenige nur im besseren Touristenkostüm, keiner aber in der unbeengten Kleidertracht des Kolonisten, wie man es hier erwarten möchte. Englisch steif und zeremoniell, dabei aber auch wieder englisch frei und ungeniert setzt man sich hin, wie es gerade kommt. Man sucht sich auf der Speisekarte seine Gerichte aus und trinkt verhältnismäßig sehr wenig; die Whiskys und Brandys kommen erst in späterer Abendstunde. Die Preise sind bescheiden, 13½ M. für Tagespension und 230 M. im Monatsabonnement, Getränke und Wäsche natürlich extra.

Während wir im Massonic-Hotel bei den Farmern und Professionisten eine gedrücktere Stimmung antrafen, herrscht hier großer Optimismus. Grelle Lichtfarben stören vielfach das sonst sehr trefflich entworfene Schilderungsbild. Andere Lebensstellung und andere Lebensauffassung sind die Faktoren dieser frohen Stimmung und Urteile. Als entgegenwirkende Kräfte werden sie aber wechselseitig mit den Stimmungen der Farmer, Kaufleute und Professionisten den Entwickelungsgang der Kolonie in sicherem Tempo halten, bremsen, wenn durch übereiltes Vorwärtsrollen die Gefahr eines Unglückes sich zeigt, und neuen Antrieb schaffen, wenn durch die vorliegenden Hindernisse der Gang des Kulturwerkes zu ruhen droht.

Verlassen wir nun Nairobi und fahren wir weiter nach dem Viktoriasee zu. Ungefähr eine Stunde lang geht es aufwärts zwischen verlassenem und mit dichtem Busche bedecktem Farmboden der Eingeborenen. Aus dem frischen Grün der breitblättrigen Sträucher und Kräuter winkt hier und da ein kleines weißes Siedlerhaus, von Zeit zu Zeit fahren wir auch an bestelltem Farmboden vorbei.

Dann kommen wir in die Reservate der Wakikuyu, teilweise bebaut, teilweise aber noch mit Busch und Urwald bestanden. Wo sind aber jene kraftstrotzenden, halbnackten Krieger (Abb. 4) geblieben, die vor acht Jahren noch um unser Lager sich scharten und gegen Glasperlen und Eisendraht die Beutestücke ihrer Kriegszüge verkauften? Sind diese in zerlumpte Fräcke, zerrissene Beinkleider und schmutzige Reisemützen gekleideten Gestalten jene selben Menschen, die ehedem aus dem Lianendickichte des Urwaldes huschend auf freien Lichtungen ihren Kriegertanz aufführten? Sind diese in

bunte Umschlagetücher gehüllten und nach Suaheliart frisierten Weiber jene „Wakikuyu Girls“, die ehedem durch einen dicken Aufstrich von roter Ockerfarbe, durch ein flatterndes Ziegenfell oder auch nur einen Perlengürtel vor den Temperaturschwankungen des Tages sich schützten und nun als „Modeaffen“ den letzten Akt ihres Lebens beschließen? — Sie sind es, und diese alten Vagabunden da, die im Schatten eines Stationsgebäudes friedlich dem Kartenspiele zweier Somalsoldaten zuschauen, sind vielleicht jene gleichen Leute, die im Sturmnachtdunkel einst das Fort Smith umschlichen und durch Schleuderfackeln das befestigte Militärlager in Brand zu stecken versuchten.

Für den Ethnographen ist von dem alten Kikuyuvolke nur wenig Interessantes mehr geblieben. Wenn er sich nicht mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigt, so wird er froh sein, mit Schnellzugeile diesem Neulande des modernen Weltbürgertums entrinnen zu können. Alles hat sich verändert, sehr gründlich verändert, und manches wohl nicht gerade zu seinem Vorteil. Doch wir müssen die Nachteile als kleine Übel in den Kauf nehmen und uns freuen an der Tatsache, daß die Wakikuyu unseren Kulturbestrebungen nicht mehr feindlich gegenüberstehen und unter dem wachsenden Einflusse der Zivilisation in zunehmender Zahl an dem Hebewerke der produktiven Arbeit sich beteiligen. Kaum zehn Jahre sind verflossen, seit die ersten Pioniere der Zivilisation sich in diesem Lande niedergelassen haben. Und schon sind Massenmord und Sklavenjagd verschwunden, schon hat unsere Kultur bis in die tiefsten Teile des Kikuyuvolkes sich eingegraben. Schon sehen wir die Wakikuyu mit großen Körben voll Bohnen, Mais, Negerhirse und Kartoffeln nach der Markthalle von Nairobi wandern. Ihre Produktion wird um so eher sich steigern, je leichter sie für ihre Landeserzeugnisse einen Absatz finden, und je eher sie durch Aufgabe ihrer altherkömmlichen Negerkulturen und Aufnahme wertvollerer Nutzgewächse eine höhere Stufe der Landwirtschaft erreichen werden.

Ein intensiverer Ackerbau wird auch auf die Entwickelung der Viehzucht eine fördernde Wirkung ausüben, wenn man des rauhen Hochlandklimas und anderer früher erwähnten Gründe wegen auch niemals darauf hoffen darf, daß dieser Zweig der Landwirtschaft hier je einmal eine so große Bedeutung erlangen werde wie in der Masaisteppe. Als Nebenbetrieb des Ackerbaues wird die Viehzucht sich aber dennoch heben und zu einem rentablen Gewerbe sich ausgestalten.

Die fortschreitende Produktionskraft des Landes und die vielen durch unsere Kultur eingeführten Verbesserungen der sozialen Lage müssen auch in bezug auf das Volkswachstum einen äußerst günstigen Einfluß auf die Wakikuyu haben. Während sie früher durch Hunger und Epidemien, durch Krieg und Sklavenfang in ihrer Bevölkerungszahl fortwährend geschmälert wurden und in vielen Jahren sicher nicht ersetzen konnten, was Tod und Sklaverei ihnen in wenigen Monaten entrissen, werden sie sich jetzt in Ruhe entwickeln und durch einen hohen Geburtenüberschuß ihre Seelenzahl vermehren können.

Wenn die englische Regierung wie bisher mit derselben Strenge über Waffen- und Spirituosenhandel zu wachen und durch Frachtbegünstigungen der billigen Landesprodukte den Exporthandel zu heben sich bemüht, so darf nicht daran gezweifelt werden, daß Kikuyu in kurzer Zeit das wertvollste Produktionsgebiet von Äquatorial-Ostafrika darstellen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Beobachtungen über die Nauru-Insulaner.

Von Antonie Brandeis.

(Schluß.)

Sehr sehenswert sind die Tänze. Es sind zumeist Pantomimen, wobei der schöne Körperbau und die graziösen Bewegungen bei Männern und Frauen sehr zur Geltung kommen. Die Tänze sind zumeist von den Gilbertleuten eingeführt, und die Sprache der begleitenden Gesänge ist fast immer die Gilbertsprache. Früher hatten die Insulaner große Tanzhäuser auf verschiedenen Stellen der Insel, jetzt wird der Tanzplatz zumeist unter großen schattigen Bäumen hergerichtet. Die durchaus dezenten Tänze sind leider von der amerikanischen Mission ihren Anhängern verboten worden. Auf Anregung der Verwaltung finden alle ein bis zwei Jahre große Tänze statt. Um die bewundernswerte Präzision zu erreichen, muß wochenlang vorher geübt werden. Ungefähr 40 Personen tanzen in jeder Abteilung. Der Schmuck ist bei Männern und Frauen oft sehr geschmackvoll. Jede Familie hat seit langen Zeiten ihren eigenen Schmuck. Eingeleitet werden die Tänze durch einen Chor von Männern, die zur Bekräftigung ihrer Worte heftig mit den Händen gegen die ihren Unterkörper bedeckenden Matten klopfen. Die verschiedenen Tänze heißen: dedaru = Kriegstanz; djidere = Stöckchentanz (die Tänzer schlagen mit kleinen Stöcken in allen Figuren gegeneinander, Abb. 6); cabura: die Tänzer sitzen und führen mit Armen und Händen die verschiedensten Figuren auf; cadio: Frauen tanzen allein, Männer stehen dahinter in Reihen; ägiba: drei Reihen sitzen, ein Mann und eine Frau begegnen sich in allerlei Figuren; dibino: Frauen sitzen in Reihen, rechts und links von zwei Reihen Männern flankiert, die mit den Armen allerlei Bewegungen gegeneinander und durcheinander ausführen.

Nach den Tänzen, die oft einen ganzen Tag über andauern, finden Schmausereien statt, die der Distrikt, in dem getanzt wurde, abhält. Am nächsten Tage geht alles in den Nachbarort, wo wieder getanzt wird.

Als Sport treiben die Nauruleute ein interessantes Ballspiel. Es wird von Holz und Blättern ein sehr harter Ball in der Größe einer sehr großen Apfelsine zurecht gemacht und mit großer Kraft gegen die Gegenpartei geschleudert, die ihn mit der Hand auffangen muß, d. h. nur einer der drei Vordermänner. Die Spielregeln sind sehr strenge, es wird bis zu zehn Punkten gezählt und es spielt Distrikt gegen Distrikt. Hat eine Partei nicht fangen können, falls der Ball zu erreichen war, so gilt dies einen Punkt zugunsten der Gegenpartei, und diese stimmt laute Freudengesänge an.

Früher machten die Insulaner 12 bis 14 Fuß große Drachen von abgezogenen Pandanusblättern, die sie bei Westwind fliegen ließen, wobei gewettet wurde. Auch fertigten sie kleine Kanumodelle, die, mit sehr großen Segeln versehen, aufs Riff gesetzt wurden, wobei ebenfalls gewettet wurde. Ringkämpfe finden manchmal noch heute statt; auch wird geboxt; es ist aber nicht das englische Boxen, sondern es geschieht mehr aus dem Handgelenk mit schwingenden Bewegungen.

Aus mehreren halben Kokosschalen, die peinlich genau

ineinandergepaßt werden, machten die Insulaner Kreisel, die sie geschickt auf ein Stück Schildpatt heben und dort weiter laufen lassen. Trommeln, die jetzt ganz außer Gebrauch gekommen sind, wurden aus Pandanusstamm gemacht und sowohl von Männern wie von Frauen geschlagen. Der Name ist: debugibngi. Tritonshörner wurden zu Signalen im Kampfe benutzt oder um Geister zu verscheuchen oder zu zitieren.

Zum Tragen von Lasten werden Körbe von Palmblättern geflochten, die, zu beiden Enden eines Stockes gehängt, auf der Schulter balanciert werden. Schwere Lasten werden von zwei Leuten, Männern wie Frauen, getragen: dann hängt die Last in der Mitte. Wasser wird in ausgehöhlten großen Kokosnüssen aus den Erdlöchern geschöpft. Sechs bis acht solcher Nüsse werden, zu Bündeln vereint, an jeder Seite der Stange getragen. Alte Leute werden ebenso wie Kranke auf einer roh gezimmerten Plattform getragen.

Klafter (von einem Arm zum anderen) und Spanne. Schweine werden nach Armlänge gemessen.

Die Insulaner machen sehr hübsche, dauerhafte Körbe von Pandanusblättern, die um feine Kokosrippen geflochten und mit Frauenhaar oder schwarz gefärbtem Bast verziert werden. Diese Flechtarbeit scheint aber von den Weißen eingeführt zu sein und wird nur von wenigen Familien betrieben. Matten werden nur in gröberer Art von den Frauen geflochten. Material ist das Pandanusblatt in verschiedener Bearbeitung, weiß gebleicht, grün, grau oder braun. Männer tragen Matten beim Tanz und geflochtene Verzierungen an Hals und Armen. Kleine Mädchen bekommen Häubchen, nachdem sie gemästet sind, oder bei der Pubertät. Zum Tragen kleiner Gegenstände werden Taschen geflochten (vgl. Abb. 7).

Aus der roten Auster machen die Insulaner allerlei Zierat. Die Muschelstücke wurden auf Korallenstein rund gerieben, jetzt auf einem Schleifstein. Gebohrt



Abb. 6. **djidera, Tanz mit kleinen Stöckchen, Nauru.**

Die Nauruleute bauen nur kleine Kanus zum Fischfang, in denen gewöhnlich drei Personen Platz finden. Das Material ist das Holz des Calophyllum. Diese Fahrzeuge sind sehr stabil in der hohen Brandung. Seeboote werden nicht gebaut, da der starken Strömungen wegen, welche um die Insel laufen, die Bewohner weitere Reisen nicht wagen. Mit kurzen Paddeln bewegen sie die Kanus in die See und setzen sie äußerst geschickt über die zuzeiten sehr hohe Brandung. — Kanu heißt equna, Heck murin, Bug man, Kiel robin, Seiten bibich, Auslegerstöcke eka, Auslegerquerstock ethen, Ausleger egom, Zierat an den Enden ebar, Seitenplanke karoga, Sitze engo und Paddel oats.

Handel besteht nur in Kopra und Haifischflossen, Artikeln, die die Händler gegen Tabak, Reis, Hartbrot usw. eintauschen; in letzter Zeit auch gegen Kattun, Hüte und dergleichen.

Geld ist in nur ganz geringer Menge eingeführt; als Bezahlung gilt in den meisten Fällen Tabak. Als Kuriosum ist anzuführen, daß die Briefmarken auf der Post zumeist mit Eiern bezahlt werden.

Gewichte gibt es nicht. Als Längenmaße gelten

wird mit einem Drillbohrer, dessen Herkunft unbekannt ist. Kleine Sachen werden mit einem Haifischzahn gebohrt, der an ein Stöckchen gebunden ist; dieser wird dann zwischen den Händen gequirlt. Früher wurden schöne Ketten von roter Auster gemacht, die hoch im Werte standen und mit deren Herstellung sich nur wenige Leute befaßten.

Zu Seilen und Bindfaden wird Kokosfaser verwandt, die nur einfach zwischen der Hand auf dem Schenkel gedreht wird. Eine feste, dauerhafte Schnur wird aus dem Baste des wilden Hibiskus (quani) gemacht und mittels zweier Hölzer gedreht. Angelhaken wurden aus Perlschale und Schädelknochen gefertigt, Haifischhaken noch heute aus Calophyllumholz. Kanus wurden früher und werden zum Teil noch jetzt mit Muschelbeilen behauen. Die versteinerte Tridacnamuschel wird an verschiedenen Stellen der Insel gefunden und ausgegraben.

Früher waren Kämpfe auf der Insel sehr häufig. Besonders die Gilbertleute brachten kriegerische Gewohnheiten mit. Die Ursache bildete oft nur ein kleiner Zank, manchmal ein Totschlag. Es war Kampfregel, daß immer Sektionen von drei Mann sich gegenüberstanden.

In der Mitte stand ein großer Mann, dessen Kräfte durch häufige Mastkuren aufrechterhalten wurden, mit einem dicken, sehr langen Speer von Kokosholz, der die Hiebe abwehrte, die gegen seine beiden Kameraden rechts und links mittels kurzer, dicker Speere gegeben wurden. Fiel ein Mann von diesen, so wurde er sofort aus den dahinter stehenden Reihen ersetzt. Fiel ein großer Mann in der Mitte, so war der Kampf der Sektion beendet. Durch Boten kündete ein Distrikt dem anderen den Kampf an. Die Frauen folgten den Kämpfern und holten



Abb. 7. **Mann mit Tabakpfeife und Körbchen, Nauru.**

Wasser und Vorräte herbei. Die Angegriffenen erwarteten das Nahen der feindlichen Partei, und der Kampf wurde fortgesetzt, bis eine der Parteien geschwächt war. Durch Heulen suchten die Männer sich gegenseitig anzufeuern, wie es noch jetzt in den Kriegstänzen geschieht. Gefangene wurden nur selten gemacht und dann nur kurze Zeit behalten. Von den Händlern erhielten die Insulaner später viele Flinten, worauf die Kämpfe sehr ausarteten. Frauen und Kinder wurden nicht geschont. Alte und einflußreiche Männer schlossen den Frieden zwischen den Parteien.

Eigentliche Häuptlinge gibt es nicht, nur Dorfälteste (Abb. 8). Ihr Einfluß beruht meist auf ihrem größeren Grundbesitz, der durch Erbschaft oder Gefecht erworben ist. Mit Errichtung der deutschen Verwaltung wurden im Jahre 1888 die jetzigen Häuptlinge angewiesen, für die Ordnung im Distrikt zu sorgen. Viele früher (und jetzt noch) einflußreiche Männer schoben damals andere vor, da sie sich fürchteten. Früher hatten auch die Zauberer viel Einfluß. Mehrere Dörfer bilden einen Distrikt. Auf Nauru leben 13 Stämme. Nach ihrer Mitgliederzahl geordnet sind es folgende: amit (Seeschlange), iruwa (Fremde), täboi (Bedeutung unbekannt), emea (Auge), emnitemit (Heimchen), eruníbeck, emanum, ano, emidera, äoadö (Bedeutung dieser fünf Namen unbekannt), edidji (Fremde), iwii (Läuse), anobao (Haifisch). Der anobao-Stamm ist fast ganz ausgestorben.

Sklaven wurden selten gemacht. Entweder geschah das im Kampf, anstatt den Gefangenen zu töten, oder wenn ein Mann im Unrecht war; manchmal auch bei Angetriebenen. Es gibt jetzt noch einige Sklaven, deren Kinder ebenfalls als solche gelten. Es wird ihnen aber häufig ein Stückchen Land geschenkt.

Dem Häuptling im Ansehen folgt der älteste Sohn,

falls dieser nicht vorhanden, der ältesten Schwester Sohn.

Kinder erben von Eltern, Onkeln und Tanten. Kinderlose Leute vermachen ihren Besitz an ihre Neffen und Nichten. Reiche Landbesitzer teilen armen Verwandten Land aus, selbst wenn sie Kinder haben. Bei Ehetrennung gehen die Kinder bald zum Vater, bald zur Mutter, wie sie wollen, hin und her. Fast jedes Kind hat eine Patin, die eine alte Verwandte oder Freundin der Eltern ist. Diese wählt den Namen des Kindes





Abb. 8. **Alter, angesehener Mann, Nauru.**

und sorgt stets für es. Viele Väter verteilen oft noch bei Lebzeiten ihr Land an ihre Söhne, falls diese gut für sie sorgen. Den Schmuck der Mutter erbt die älteste Tochter, die jüngeren können ihn aber benutzen.

In der Ehe besteht keine Gütergemeinschaft. Auf Nauru herrscht das Mutterrecht; alle Kinder folgen der Familie der Mutter. Wurden als Zwillinge ein Knabe und ein Mädchen geboren, so wurde stets der Knabe getötet. Man findet selten ausgewachsene Zwillinge, da eins der Kinder gewöhnlich an Schwäche zugrunde geht. Alte Leute wurden früher manchmal erwürgt, falls sie der Familie zur Last waren. Die Enkel, die dies getan hatten, genossen aber wenig Ansehen.

Diebstahl kommt vor, wird aber verachtet. Nachdem die Leute Kleider tragen sollen, wird das Stehlen von Kattun u. dgl. häufiger. Wird ein verlorener Gegenstand gefunden, so kann der Finder ihn behalten; er gibt ihn aber meist aus Gutmütigkeit zurück.

Die Nauruleute machen und nehmen Geschenke; nach einem Streit fordern sie diese oft zurück. Sie leihen sich auch manchmal Sachen aus, vergessen es aber meist, sie zurückzuerstatten. Liegt dem Besitzer an dem Gegenstande, so kann er ihn zurückfordern.

Das Ansehen der Familie richtet sich zumeist nach dem Besitz. Einige Leute verstehen es aber auch, ohne einen solchen Einfluß zu gewinnen.

Einen Gruß kennen die Bewohner von Nauru nicht. Sie sagen nur beim Begegnen: „Wo gehst du hin?“

Die Stellung der Frau ist gut. Gehört die Frau einer höheren Familie als der Mann an, so ist ihr Ansehen größer, und der Mann ordnet sich ihr unter. Vielweiberei kommt vor, aber nicht zu häufig, da kein Überschuß an Frauen vorhanden ist. Vielmännerei ist selten;

nur zuweilen haben mehrere Brüder eine Frau. Eine Witwe wird häufig von einem Bruder des Verstorbenen geheiratet; sonst bleibt sie meist bei der Schwiegermutter, die auch für einen zweiten Mann sorgt. Die Pubertät eines Mädchens wurde früher durch eine große Schmauserei gefeiert.

Heiraten finden nur zwischen Angehörigen zweier Stämme statt. Heiratet ein Mann ein Mädchen aus demselben Stamme, so wird er nicht geachtet; es gilt sogar als Sünde. Das gilt auch für die Verwandtenheirat, selbst wenn beide Teile verschiedenen Stämmen angehören. Es lebt auf der Insel ein Mann, der mit Mutter und Tochter verheiratet ist. Zuerst hatte er sich mit der erst zehnjährigen Tochter verlobt, und da die Mutter nun fürchtete, der Mann möchte bis zur Heiratsfähigkeit der Tochter seine Gunst einer anderen Frau zuwenden, so heiratete sie den Mann, und später nahm er die Tochter als zweite Frau. Da Kinder von beiden vorhanden, so sind daraus merkwürdige Familienverhältnisse entstanden. Vor der Heirat kann ein Mädchen tun, was es will, es werden ihm keinerlei Beschränkungen auferlegt; doch wird in Häuptlingsfamilien auf Reinheit mehr geachtet. Hat ein Mädchen ein Kind, so gilt das als Schande, und das Kind wird als Bastard angesehen. Abtreibung der Frucht ist häufig; es geschieht das gewöhnlich im dritten Monat.

Schwangere werden sehr geschont und in Ehren gehalten. Bei Geburten leisten alte, geübte Frauen Hilfe, manchmal auch Männer. Bei schweren Geburten werden Zauberer hinzugezogen. Meist verlaufen die Geburten schnell und leicht; es sind aber auch Fälle von Lähmungen u. dgl. bekannt. Findet in einer Familie eine Erstgeburt statt, so dürfen alle Sachen im Hause, die nicht niet- und nagelfest sind, von den Nachbarn mitgenommen werden, die schon auf den Moment warten und dann nehmen, was sie finden. Von jungen Männern wird aus Freude über das Ereignis gleich ein Ringkampf in der Nähe aufgeführt. Gestillt wird zumeist zwei Jahre; es kommen aber auch Säuglinge bis zu fünf Jahren vor.

Die Toten werden in den Hütten im Boden vergraben, nur wenige Fuß tief, und ein naher Verwandter des Verstorbenen schläft auf der Stelle. Später wird der Schädel ausgegraben und im Hause aufbewahrt. Oft werden auch nur die Vorderzähne herausgenommen, die dann als Amulett am Halsbande von den Verwandten getragen werden. Nach der Beerdigung kommen alle Verwandten und bringen Eßwaren, die dann zusammen verzehrt werden. Nachdem das Grab eingesunken ist, etwa nach zwei bis drei Monaten, finden abermals Familienzusammenkünfte mit Festessen statt, und alle Matten im Hause müssen umgedreht werden. Geringe Leute werden in die Höhlen im Innern der Insel geworfen oder vom Kanu aus in die See gelassen, doch stets ohne Mattenbedeckung, da man der Meinung ist, daß die Matten die Seele hindern würden, ins Geisterreich einzugehen. Die Nauruleute glauben, daß die Geister der Verstorbenen auf ihr Handeln und Tun Einfluß ausüben, ihnen auch schützend zur Seite stehen. Daher hielten sie früher die Schädel der Vorfahren sehr in Ehren. Sie wurden häufig mit Öl eingerieben, was zur Erhaltung diente, und bei Festlichkeiten mit einem Blumenkranz geschmückt. Bei Streitigkeiten, Landdisputen usw. führten ältere Leute noch bis vor kurzem einen Schädel in einem Körbchen an den Ort der Streitigkeit mit sich. Geglaubt wird, daß beim Tode eines Menschen der „Schatten“ den Körper verläßt, um in das Geisterland (bitani) zu gehen. Von dort aus kehrt er als Geist (ani) in die Nähe der Lebenden zurück und lebt in der Luft. Fetischhäuser waren auf Nauru nicht üblich. Ihren Göttern opferten die Insulaner an großen, aufrecht gestellten Steinen. Diese Götter hatten die Gilbertleute von ihren Inseln eingeführt. Der Hauptgott war Taburik, der Donnergott, den sie sich als Vogel vorstellten, der das Donnern durch seine Flügelbewegung hervorbrachte, während das Feuer (der Blitz) aus seinem Schnabel kam. Andere Götter waren: Tormagai, Wuddia und Tabago (Haifisch), der mit Wassersucht strafte. Diesen Göttern, von denen jede Familie sich einen als Schutzpatron ausgewählt hatte, opferten die Insulaner Eßwaren, um einen guten Fischfang zu erlangen, oder Erfolg im Kampfe, oder günstigen Verlauf einer Krankheit. Nur bestimmte alte Männer durften die Eßwaren an den Steinen berühren oder davon genießen. Waren in der Nacht die Speisen von Vorübergehenden aus Schabernack oder in der Absicht, dem opfernden Hausstande Schaden zuzufügen, entfernt worden, so glaubten die Leute, die Götter hätten die Opfer angenommen. Jede Familie hatte ihren eigenen Opferstein.



Abb. 9. **Knabe mit Negerblut.**

Als Zaubermittel wird Wasser oder eine junge Kokosnuß von einem Zauberer besprochen und dies dem Kranken zu trinken gegeben. Bei Verwundungen wird das Blut aufgefangen und dem Verletzten zu trinken

gegeben. Die Nauruleute haben bis jetzt wenig Krankheiten außer Frambösie, die im Jahre 1887 durch ein Schiff eingeführt wurde und einige hundert Leute befallen hat. Durch geeignete Maßnahmen sind die Fälle geringer geworden. Außerdem gibt es eine Hautkrankheit, die helle, runde Flecke verursacht, so daß die Leute getigert aussehen; dieses Leiden ist aber ungefährlich.

Auf Wunden legt man kühlende Blätter oder einen Absud davon. Die Kranken werden oft gemästet, damit sie bei Kräften bleiben, und Massage wird bei allen Körperteilen häufig angewendet. In Schußwunden goß man kochendes Öl und steckte darauf ein fingerlanges und -dickes Stück Seife hinein. Bei allerlei Beschwerden brennt man die Kranken meistens im Rücken. Ein Stück Hartholz wird glühend gemacht und damit ein $^1/_2$ Zoll tiefes Loch gebrannt, und in dieses legt man einen glühenden Pandanuskern, der, durch Blasen glühend erhalten, eine Viertelstunde lang das Loch ausbrennt. Brüche schient man mit einem Stück Holz und Kokosbast. Bei Verrenkungen wird meist ohne Erfolg gereckt.

Festlichkeiten finden statt, wenn ein Haus fertiggestellt ist, am Tage, an dem die Blätter des Daches gerade geschnitten werden, oder wenn ein Kanu oder ein Fischkorb vollendet ist. Kommt eine Häuptlingstochter zum erstenmal in Hoffnung, so wird im fünften Monat ein Fest veranstaltet, in manchen Familien auch beim zweitenmal. Auch der Eintritt der Pubertät wird bei Häuptlingstöchtern durch ein Fest gefeiert, ebenso wenn ein tabu über Kokosbäume aufgehoben wird. Nach großer Trockenheit wird nämlich fünf bis sechs Monate tabu über Kokosbäume verhängt, bis diese sich erholt haben. Vor 30 Jahren herrschte eine große Trockenheit auf der Insel und infolgedessen eine Hungersnot, da es auch an Fischen mangelte. Einzige Nahrung waren Wurzeln, und die Leute starben in großer Zahl. Hin und wieder ist die Insel auch von Flutwellen heimgesucht gewesen, die das fruchtbare Tiefland überspülten.

Die Nauruleute rechnen nach Mondmonaten. Die Zeit bis zur Wiederkehr des Großen Bären an dieselbe Stelle wird als Jahr gerechnet. Sollen Tage gezählt werden, z. B. die 15 Tage, an denen eine Wöchnerin eingeschlossen gehalten wird, so werden Knoten in eine Schnur geschlagen.

Die von den Insulanern am meisten beobachteten Sterne sind: Siebengestirn (ejuwit), Orion (aramanamada), Morgenstern (men'ewak), Abendstern (ediwaranbia) und Sirius (tangineparowa).

Die Nauruleute sind große Rechenmeister. Sie üben sich durch Muschelspiele, bei denen sie schließlich 100 Muscheln mit einem Blick schätzen können. Besonders sind auch die Frauen sehr geübt darin. Um große Summen auszurechnen, gelten Muscheln als Hilfsmittel.

Wie Nauru bevölkert wurde, darüber haben die Insulaner folgende Ansicht: Die Nauruleute hatten in alten Zeiten, bevor die Gilbertinsulaner auf der Insel landeten, einen großen Gott, der nach ihrer Annahme die Insel geschaffen und bevölkert hatte. Dieser Gott hatte eine Anzahl Untergötter, deren einflußreichster Ligi (Schmetterling) war. Als Nauru geschaffen wurde, halfen alle Untergötter. Am Anfang waren die Wolken und der Himmel eine dichte Masse, die auf der Erde lagen. Da befahl der große Gott Ligi, dazwischen zu fliegen und Himmel und Erde zu trennen, indem er seine Flügel hob. Der große Gott machte darauf zwei Wesen, seine Welt zu beleben, einen Mann und eine Frau, die, nachdem sie viele Kinder gezeugt hatten, in Steine verwandelt wurden. Ihre Nachkommen heirateten untereinander, und nach einiger Zeit fingen sie an, sehr böse zu werden, und folgten nicht den Worten des Gottes. Da verdarb er, um sie zu strafen, alle Frucht der Kokosbäume, was eine große Strafe bedeutete; denn diese bildeten ihre Hauptnahrung. Auch machte er das Fleisch des Haifisches ungenießbar. Einige Zeit darauf starb ein Mann, der in Verbindung mit den Geistern zu sein schien; denn aus seinem Grabe wuchs eine Kokospalme. Und weil der Baum aus einem Schädel gewachsen war, so haben alle Nüsse zwei Augen und eine Nase und sind rund wie ein Kopf. Die beiden Steine, in welche die Ureltern der Insulaner verwandelt wurden, kann man heute noch sehen.

Neuere Arbeiten zur Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde von Galizien, Russisch-Polen und der Ukraine.

Von Dr. R. F. Kaindl. Czernowitz (Bukowina).

(Schluß.)

Von den Schriften der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg erschien zunächst der V. Band der „Materyaly“ (Matériaux pour l'Ethnologie ukraïn-ruthène). Er enthält den 3. Band der schönen Arbeit von W. Šuchevyč „Hučulščyna“ (Das Huzulenland). Darin gelangen zur Behandlung: Geburt, Hochzeit, Musikinstrumente, Tanz, Lieder, Tod und Leichenbegängnis. Auch dieser Band bietet viel interessantes neues Material. Den VI. Band eröffnet ein sehr interessanter Aufsatz von Th. Volkov über die Spuren der altmykenischen Kultur in neolithischen Fundstätten der „Ukraine“ [5]). In unserem letzten Berichte ist bereits auf diese Funde ausführlich verwiesen worden; auch wurden daselbst einige der Bukowiner Funde abgebildet [6]). Nunmehr bietet Volkov eine ausführliche und eingehende Übersicht dieser Funde. Die ersten derselben wurden 1884 in Kukuten bei Jassy in Rumänien gemacht und vom rumänischen Gelehrten Odobesku im Pariser archäologischen Kongreß von 1889 besprochen. Seither sind zahlreiche Funde in benachbarten Teilen Rußlands (Ukraine), Galizien, Bukowina und Ungarn gemacht worden. Volkov verzeichnet sie unter Anführung der entsprechenden Literatur. Auch eine Übersichtskarte ist beigeschlossen. Leider ist die interessante Studie noch nicht beendet. Ferner enthält dieser Band folgende Arbeiten: M. Zubrycki, Die Schafzucht und der Handel mit Schafen im Alt-Samborer Bezirk (Galizien). M. Rusow bietet interessante Beiträge zur Kenntnis der Hausindustrie im russischen Gouvernement Poltawa, indem er über die Töpferei, die Holzindustrie und die Kammacherei in einigen Orten dieser Gegend handelt. Lehrreiche Abbildungen sind beigegeben. Über die Ölfabrikation bei den Dorfbewohnern einiger galizischer und russischer

[5]) Auch an dieser Stelle muß ich mit Nachdruck gegen den irreführenden Gebrauch des Namens „Ukraine“ auftreten. Dieser Namen bezeichnet nur einen Teil des südöstlichen Rußlands, darf also nicht auch auf Galizien, die Bukowina und Rumänien bezogen werden, die alle in den Bereich dieser Arbeit fallen.

[6]) Vgl. jetzt die Artikel des Berichterstatters im Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien I und II mit zahlreichen Abbildungen.

Dörfer handeln C. Bartosz, A. Veretelnyk und M. Szyszkewycz. Auch in diesen Artikeln sind die Ölpressen und sonstigen Vorrichtungen abgebildet. V. Domanyczkij bietet Beiträge zur volkstümlichen Medizin im Bezirk Rovno (Wolhynien). Insbesondere wird das Verfahren der Beschwörer (znachur) und der Wahrsagerinnen (woroszka) bei Krankenheilungen geschildert, dann die bei inneren und äußeren Krankheiten angewandten Mittel besprochen. Von H. Radovak rührt ein Artikel über die Anfertigung von volkstümlichen Schmucksachen im Distrikt Starobilsk (Gouvernement Charkow) her. Gußvorrichtungen, Formen, Stichel, Bohrer usw., die dabei verwendet werden, sind abgebildet. Schließlich hat M. Dikarev den volkstümlichen Festkalender aus dem Bezirk Waluïky (Gouvernement Woronejе) veröffentlicht. Die Feste mit allen ihren Gebräuchen, Volksglauben, Liedern usw. werden durch das ganze Jahr hindurch geschildert. Es sei noch bemerkt, daß kurze französische Inhaltsangaben und Erklärungen der Abbildungen einigermaßen die Benutzung dieser Publikation auch jenen ermöglichen, die des Slawischen unkundig sind.

Von der Publikation der Ševčenko-Gesellschaft interessiert uns ferner der Etnograaficznyj Zbirnyk. Der XIV. Band enthält eine Sammlung von 32 Erzählungen, die Lesevyč aus dem Munde des alten Kosaken Čmychala aus dem Dorfe Dynesinka (Gouvernement Poltawa) niedergeschrieben hat. In der Vorrede ist eine Charakteristik des Erzählers und seiner Erzählungen gegeben. Auch ein Bildnis des Čmychala ist beigefügt. Hierauf folgt der Abdruck der Volksüberlieferungen (Märchen, Legenden, Novellen und Anekdoten). Die Sammlung bietet wenig Neues; doch enthalten auch die bekannten Stücke interessante Einzelheiten. Bei jeder Nummer sind die Parallelen verzeichnet; am Schlusse sind kurze Inhaltangaben der Erzählungen abgedruckt. — Der XV. Band umfaßt 400 bis jetzt noch nicht gedruckte Erzählungen über verschiedene mit übernatürlicher Kraft begabte Wesen, die diese Kraft dem Menschen gegenüber meistenteils zu ihrem Schaden ausnutzen. Die Erzählungen handeln von Teufeln, verschiedenen Schreckbildern, Spukgeistern, Gespenstern, Kobolden personifizierter Krankheiten, von Gehängten und Ertrunkenen, von Toten, büßenden Seelen, Hexen, Zauberinnen, von Wahrsagern und Zauberern, Medizinmännern, Besitzern von Zaubergeld und vergrabenen Schätzen. Die Erzählungen wurden in verschiedenen Gegenden Galiziens gesammelt von Hnatiuk, V. Lewynskyj, A. Veretelnyk, Al. Derewyanka, L. Harmantyj und von anderen. — Band XVI enthält den zweiten Teil der großen galizisch-ruthenischen Sprichwörtersammlung von Franko. Der erste Teil bildete den X. Band des Zbirnyk. — Im XVII. Band des „Ethnographischen Sammlers“ ist der erste Teil der von V. Hnatiuk herausgegebenen Sammlung von ruthenischen Kolomejki veröffentlicht. Es sind dies kurze Volksliedchen, die am besten mit den Schnadahüpfeln verglichen werden können. Sie behandeln alle möglichen Stoffe und Beziehungen und sind daher für die Erkenntnis des Volkscharakters sehr wichtig. Hnatiuk, der selbst bekanntlich ein verdienter Sammler von Volksüberlieferungen ist, benutzt für seine Publikation eine Reihe handschriftlicher Sammlungen. Im ganzen zählt er 76 Mitarbeiter auf; die Aufzeichnungen sind in 213 Orten gemacht worden, und zwar zumeist in Galizien; auf die Bukowina entfällt nur ein kleiner Teil. Die Sammlung ist sehr reich; der vorliegende erste Teil enthält 2653 Nummern, die in folgenden Gruppen angeordnet sind: Nationen, geographische Stoffe, die Taufnamen, Musik und Tanz, die Tracht, Soldatenleben. Voran geht eine Einleitung über die Kolomejka. Auf ältere Publikationen wird dort hingewiesen.

Auch der von der Ševčenko-Gesellschaft zu Ehren des Lemberger Professors M. Hruševskyj herausgegebene Nankowyj Zbirnyk (Lemberg 1906) enthält einige Aufsätze, welche hier genannt werden mögen. So beschreibt M. Zubryčkyj die Art, wie die Ruthenen im galizischen Gebirge Tabak rauchen und kauen. Zunächst wird eine Portion Tabak in den Mund genommen und gekaut. Der mit Speichel benetzte Tabak wird in die Pfeife gestopft und diese in die glühenden Kohlen gelegt, bis sie genug durchwärmt ist. Erst dann wird auf den Tabak eine glühende Kohle gelegt und dieser geraucht. Da der Rauch sehr scharf und beißend ist, spuckt der Raucher fortwährend. Der zu unterst in der Pfeife befindliche Tabak gilt als besonderer Leckerbissen zum Kauen. Andere kauen nur den reinen, trockenen Tabak. Auch Knaben und ältere Frauen frönen diesen Unsitten; den Kindern gibt man oft die Pfeife, damit sie damit spielen; die Knaben müssen oft die Pfeife für den Vater in Brand setzen und lernen so das Rauchen. Junge Leute unterlassen wohl schon das Erwärmen der Pfeife und zünden sie mit einem Zündholz an. — Vouk stellt fest, daß zwischen der Tracht, gewissen Geräten, Schnitz- und Einlegarbeiten u. dgl. Beziehungen zwischen den Huzulen und den Kaukasusvölkern sich finden, so in den langen Mänteln, dem Tragsack aus Tierfell (hordiuch), den hölzernen Steigbügeln, den Hakenstöcken (toporecz, kelef), den Holzschnitzereien mit Metalleinlagen u. dgl. Doch sind diese Beziehungen kaum genügend, um sichere Schlüsse zu ziehen. — Kuzela teilt slawische Balladen mit, welche Varianten zu dem internationalen Stoff bieten: ein Jüngling verkleidet sich als Mädchen oder läßt sich im Sack ins Frauengemach tragen, um seiner Geliebten zu nahen. — Franko handelt über die ruthenischen Personennamen, deren Entstehen aus den Namen der Eltern und Verwandten. Die meisten sind von dem Tauf- oder Zunamen des Vaters, seltener der Mutter abgeleitet. — Hnatiuk beschreibt die volkskundlichen Nahrungsmittel und Speisen im Bojkengebiete (Galizien).

Schließlich bieten die „Zapyski“ der genannten Gesellschaft einige uns interessierende Artikel. So gibt J. Franko eine Übersicht der ruthenischen Gedichte, die von Polen verfaßt wurden, und mit anderen ruthenischen Liedern auf polnischen Herrenhöfen gesungen wurden. Veranlassung dazu gab das Bestreben, die Entfremdung des Adels vom Volke zu beseitigen. Diese Richtung, die bei einem Teil der polnischen Jugend um 1830 in Volhynien und Podolien herrschte, nannte man „Balegulentum“. Ihr wichtigster Vertreter war Anton Šaškevič, den man den König der Balegulen nannte. Franko teilt über diesen biographische Nachrichten mit und bespricht seine von St. Buszczyński publizierten Lieder, denen er drei neue aus Handschriften beigefügt. Eines von ihnen ist für die Charakteristik der sozialpolitischen Ansichten des Dichters wichtig. Da diese Dichtungen eine volkstümliche Richtung verfolgten, ist Frankos Aufsatz für den Volksforscher interessant (Bd. 57). — Nachdem W. Hnatiak schon früher sich einigemal mit der Abkunft der slawischen Kolonisten im Komitat Bacs (Südungarn) beschäftigt hat, rollt er wieder die Streitfrage auf, ob diese zu den Ruthenen oder Slowaken zu zählen seien. Es zeigt sich, daß seine frühere Ansicht der ruthenischen Abkunft nicht ganz sicher ist. Die mit ihnen den gleichen Dialekt sprechenden Bewohner Nordungarns ist er geneigt, für eine Mischung aus Ruthenen und Slowaken zu halten. Die Kolonisten im Komitat Bacs möchte er aber, da sie sich selbst für Ruthenen halten, doch auch jetzt diesen zuzählen (Bd. 63). — Z. Kuzelja liefert eine sehr eingehende Übersicht über den Inhalt der anthropologischen und archäologischen Zeitschriften in den letzten Jahren

(Bd. 60/61, 63/64). — B. Domanyčkyj schildert das Leben des Zorian Dolęga-Chodakowski, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich Verdienst um die ruthenische Ethnographie erwarb (Bd. 65). — J. Franko setzt seine Studien über die Legende des heil. Klemens fort. Er handelt über die Wiederauffindung der Reliquien des Heiligen, ferner über dessen Kultus in Mähren, Rußland und Westeuropa. Zum Wunder des hl. Klemens bietet M. Hruševskj Nachträge (Bd. 66 und 68). — Z. Kuzela handelt über den ungarischen König Mathias Korvinus in der slawischen Volksdichtung. Er gibt eine Analyse der mit seinem Namen verbundenen Volksdichtungen. Es zeigt sich, daß Mathias aus den vom Verf. dargelegten Gründen überaus populär war und daß über ihn unter den Ungarn, Serben, Kroaten und Slowenen zahlreiche Überlieferungen vorhanden waren und viele Lieder gesungen wurden. In einem besonderen Kapitel werden die Lieder über die Wahl und die Krönung des Königs behandelt (Fortsetzung folgt Bd. 67/68). — S. Tomašivskyj befaßt sich mit der in letzter Zeit aktuell gewordenen Frage über die Denationalisierung der ungarischen Ruthenen. Da die Kenntnisse darüber hauptsächlich auf den Resultaten der amtlichen Konskriptionen basieren, versucht er ihre Genauigkeit auf einem zweifelhaften Territorium zu prüfen und gelangt zu dem Schlusse, daß die amtliche ungarische Statistik bei der Entscheidung über das ungarisch-ruthenische Territorium und dessen eventuelle Verluste fast ganz wertlos ist, daß daher die Forscher zu lingnistischen, ethnographischen und vor allen geschichtlichen Studien ihre Zuflucht nehmen müssen (Bd. 67).

Am Schlusse der Besprechungen dieser ruthenischen Arbeiten muß auch an dieser Stelle gegen den unrichtigen Gebrauch der Ausdrücke „Ukraina" und „ukrainisch" Stellung genommen werden. Es geht absolut nicht an, den Ausdruck Ukraina auch auf Galizien auszudehnen, und ebensowenig darf man das von diesem Gebietsnamen abgeleitete Eigenschaftswort als gleichbedeutend mit „ruthenisch" nehmen und auf alle Ruthenen, auch die in Galizien, Ungarn und der Bukowina anwenden. Richtiger kann man den schon im 12. Jahrhundert bezeugten Ausdruck Rutenia auch auf die Ukraine ausdehnen, ihn also zur Bezeichnung des ganzen von Ruthenen bewohnten Gebietes gebrauchen, wie auch die Ausdrücke Ruthenen und ruthenisch diese allgemeine Bedeutung haben.

Viele interessante Aufsätze enthalten die letzten zwei Jahrgänge der bekannten polnischen Zeitschrift Wisła, die von E. Majewski in Warschau herausgegeben wird. Im 18. Bde. bespricht Majewski mit besonderer Beziehung auf Polen die verschiedenen geographischen Berichte des Altertums und des Mittelalters unter Beigabe der Reproduktionen einiger alter Karten. Er betont, daß die mittelalterlichen Berichte noch wertloser sind als die aus dem Altertum. Es sei daher vergebliche Mühe, diese Quellen für wissenschaftliche Zwecke verwerten zu wollen. Majewski zeigt dies an einigen Beispielen. Diese alten geographischen Werke haben nur insofern Wert, als sie uns über die geographischen Kenntnisse ihres Zeitalters belehren. — B. Majewski bietet eine Charakteristik der Volkstracht in Polen. Die interessanten Ausführungen des Verfassers, denen auch gute Abbildungen beigegeben sind, stützen sich auf eine reichliche Literatur. Besonders bemerkenswert ist der Nachweis, daß die heutige Tracht sich sehr wenig von jener vor Jahrhunderten, ja Jahrtausenden unterscheidet. Die huzulischen Hakenstöcke, die noch jetzt im Gebrauche sind, unterscheiden sich weder in der Form noch in der Ornamentik von den vorhistorischen aus Bronze. Sehr wichtig sind die reichen literarischen Nachweise. — Ferner sei genannt die kleine Studie von P. Sterling, in der er dafür eintritt, daß der Urmensch zur seßhaften Lebensweise neigte; das Nomadisieren könne nicht eine allgemein ursprüngliche Erscheinung gewesen sein. — Daran reihen sich ethnographische und folkloristische Schilderungen einzelner Ortschaften, und zwar behandelt W. J. Jasklowski das Dorf Mnichów im Bezirk Jędrzejow, und S. Dąbrowska das Dorf Żabno im Bezirk Krasnostaw (Gouvernement Lublin). Dazu gehört der Aufsatz von M. R. Wierzbowski über die Typen der Bevölkerung in Krasnostaw. An anderen volkskundlichen Arbeiten seien genannt: M. Parczewska, Kinderspiele in Kalisz. R. Lilienthal, Gebräuche, Aberglauben und Lieder der Juden. Eine Sammlung litauischer Volkslieder mit polnischer Übersetzung. J. Magiera, Die Osterfeier und Weihnachtsfeier im Gebiete von Sandec (Galizien). J. Kibort behandelt mehrere mythische Gestalten der Litauer: Laume, eine Art von bösen Kobolden; die Kauks, eine Personifikation von Glück und Unglück; Ajtwaris, Verstorbene, die im Grabe keine Ruhe finden; Kipszas erscheint in Gestalt des Windes oder eines Hirsches ohne Hörner; Perkunas-Berkuna-Donner. Der dritte Tag der Feste Weihnacht, Ostern und Pfingsten heißt Ladun dienas und wird gefeiert, damit Hagel und Sturm keinen Schaden anrichte, u. a. W. Klinger regt Untersuchungen über die ursprüngliche Bedeutung des Hahnes auf Kirchen, Kreuzen u. dgl. an. J. Nakonieczny bietet eine reiche Sammlung volkskundlicher Rechtsanschauungen aus dem Dorfe Garbowa Miesiąców. M. Parczewska, Feiertagsgebräuche bei den Polen in Oberschlesien. Fr. Krček, Nachträge zur Sprichwörtersammlung von S. Adalbert. Witowt teilt einige Schwänke aus Olszewnica mit und A. Rumelówna Spiele, Kettenmärchen und Lieder aus Masiów.

Von den Aufsätzen im 19. Bde. sei jener von Majewski und K. Stolyhwo über die Ziege in der Sprache hervorgehoben. Daraus geht hervor, daß der Name der Ziege im Slawischen auf eine Menge von Orts- und Familiennamen überging, ferner zur Bezeichnung von Pflanzen, Tieren, einer Menge von allerlei Geräten verwendet wurde. Zusammengestellt werden ferner die Rufe, mit denen die Ziegen in verschiedenen Gegenden gelockt werden; Ausrufe, Flüche, Sprüche u. dgl., die mit der Ziege im Zusammenhange stehen; ebenso Rätsel, Lieder, Überlieferungen, in denen die Ziege eine Rolle spielt. Eine ähnliche Studie desselben Verfassers handelt über das Schaf in Sprache und Volksglauben. Sie verzeichnet die verschiedenen volkstümlichen Benennungen des Tieres; ferner eine große Anzahl Ortsnamen, die vom Schaf genommen sind; ebenso Personen-, Tier- und Pflanzennamen desselben Ursprunges; Lockrufe und Scheuchrufe für Schafe; Schimpfnamen, Sprüche, Lieder, Sagen, Aberglauben, Redensarten, die mit dem Schafe in Verbindung stehen; endlich Volksmedizin, die das Schaf zum Gegenstande hat. — Wichtig sind ferner die Nachträge von Łopaciński zu der im „Lud" (s. ob.) erschienenen Arbeit von Estreicher über die Befreiung von zum Tode Verurteilten durch Mädchen und Frauen. Er macht auch andere darüber erschienene Arbeiten namhaft. Alle bieten den Beweis, daß in Polen diese Sitte weit verbreitet war und sich lange erhielt. Dazu bringt Łopaciński auch in einem zweiten Artikel einige weitere historische Beilagen aus den Gerichtsakten von Warschau aus dem Jahre 1660 und 1670, und aus dem Trauungsbuch von Radom von 1634. Eine Begebenheit aus 1830, die sich in Włocławek zutrug, erinnert ebenfalls noch an diesen Brauch. Ein Mädchen, das einen katholischen Seminarzögling zum Manne haben wollte, warf diesem bei dessen Weihe zum Priester ein Tuch über den Kopf. Aus anderen Gegenden sind mündliche Über-

lieferungen über den Brauch erhalten. Die lateinischen Texte aus den Warschauer Stadtbüchern über die oben erwähnten Begebenheiten von 1660 und 1670 findet man im Warschauer Przeglad hist. I (1905), S. 143 f. — Stołyhvo handelt ferner über die Hochzeitsreden. Beim Aufsetzen des Brautkranzes pflegt nämlich in verschiedenen Gegenden einer der ältesten Hochzeitsgäste eine Rede zu halten, bevor der Hochzeitszug sich in die Kirche zur Trauung begibt. Diese Reden charakterisieren die Bedeutung der Handlung und enthalten Segenswünsche. Zwei solche Reden aus Krzymosz und aus Wielgorze werden mitgeteilt. — Ohr teilt mit, daß unter den Juden in hebräischer und deutschjüdischer Sprache gedruckte Schriften verbreitet sind, die von dem Versuche des Rabbiners Josef Dala-Rana und seiner Schüler erzählen, alles Böse von der Erde zu bannen und den Messias auf dieselbe herabzuführen. Ohr gibt einen Auszug aus dieser Überlieferung. Die Beschwörung mißlang. Der Rabbiner ward ein arger Sünder, der seine Künste zur Befriedigung seiner Lüste benutzte. — Drzażdżyński stellt 78 slawische Ortsnamen aus dem Ratiborer Kreis (Preußisch-Schlesien) zusammen. Bei jedem Namen werden seine seit Jahrhunderten belegten Formen sorgfältig nach den Quellen verzeichnet. Die Arbeit wird fortgesetzt. — Kibort teilt weitere Gebräuche und Meinungen der Litauer mit, darunter Hausbaubrauch; Gebräuche, die sich an die Haustiere anknüpfen; ferner solche beim Säen (Beobachtung der Mondphasen); Volksmedizin u. dgl. — Als Ergänzung seiner im Bd. 18 der Wisla gebotenen ethnographischen Schilderung des Dorfes Zabno (Bezirk Krasnostaw, Gouvernement Lublin) bietet Dąbrowski eine Sammlung von Volksmärchen und Schwänken aus diesem Dorfe, wie sie bei den Spinnstubenzusammenkünften erzählt werden. Sie zeichnen sich durch Originalität aus, so daß wenig ähnliche in anderen Sammlungen vorkommen. — Dygasiński bietet eine anschauliche Schilderung des polnischen Bauernhauses und Hofes, sowie des Lebens auf demselben. Geräte, Kleidung, Speisen u. dgl. werden ebenfalls berücksichtigt. — Cichanowski teilt eine Anzahl Volkslieder aus Österr.-Schlesien unter Notenbeigabe mit. — Stołyhvo teilt ein Weihnachtsspiel aus Podlasien mit, das einen starken Zug ins Komische aufweist. In demselben treten auf: der König Herodes, sein Feldmarschall, der Engel, der Tod, der Teufel, Adjutanten, ein Ritter, zuweilen auch ein Jude als Spaßmacher. Die Personen erscheinen in entsprechender Verkleidung. Die ganze Ausstattung besteht aus einer als Vorhang an zwei Pflöcke gehängten Leinwand. — Regina Lilientål teilt jüdische Überlieferungen mit über böse Geister, Teufel, Gespenster, Zauberei, bösen Blick, Träume, Wahrsagerinnen, Schicksalstage (Lostage), über Rechts und Links, das Niesen, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett, Erde, Feuer und Wasser, das Brot, Heilkunst u. a. — F. Krček bietet schließlich weitere Nachträge zur bekannten großen polnischen Sprichwörtersammlung von S. Adalbert.

Im Anschlusse an die oben zitierte Arbeit von Smólski über die Verbreitung der Slawen in Mitteleuropa und ähnliche frühere Arbeiten (man vgl. dazu unseren Bericht im Globus, Bd. 86) sei auch die Schrift von Żunkowicz genannt[7]). Er verficht die Anschauung, daß die Slawen allem Anscheine nach ein in Mitteleuropa autochthones bis weit in die Diluvialzeit zurück durch sprachliche Spuren nachweisbares Volk sind. Nach ihm ist z. B. Tergeste = Trgovišče (Marktplatz), Celeja = Selje (Ansiedlung); Karner, Karantanien kommt vom slawischen Krn (Bergspitze); Norikum vom slavischen nor (Höhle); Pannonien kommt von pan, ban (Herr); Gallier, Halonen, Hall von slawisch gal, galun (Salz); die Markomanen sind gleichzusetzen den Moravani; der Name der Deutschen bedeutet tupec (Fremde); Donau = tonja (tiefe Stelle) usw. Dieselben Tendenzen verfolgt eine Arbeit von Strekelj[8]). Er erklärt eine Reihe steirischer Ortsnamen aus dem Slawischen. Admont kommt von voda und mąt = Wassertrüber (Bach); Andritz von jędr = raschfließend; Fehring von bor, borownik (Föhre); Fernitz ebenfalls von bor, borovnica; Grundlsee ist Krąglo jezero = runder See; Irduink von jedla (Tanne); Obgrünn aus Dobrun[9]).

Zu den im letzten Berichte besprochenen Schriften über die Hauskommunion ist noch die Arbeit von Marković, einem Serben, nachzutragen[10]). Im Gegensatz zu Peisker sieht Marković in der Zadruga tatsächlich die Urform des südslawischen Wirtschaftslebens und wendet sich mit einer lebhaften Kritik gegen die Peiskersche Beweisführung, wonach die Zadruga ein künstliches, durch die byzantinische Steuergesetzgebung hervorgerufenes Gebilde wäre, vielmehr sucht der Verf. den Beweis zu erbringen, daß die Zadruga so wie jede andere Form einer Hauskommunion die natürlich und selbstverständlich sich ergebende Wirtschaftsform eines Volkes darstellt, das über die Naturalwirtschaft noch nicht hinaus ist und Boden genug zur Verfügung hat, um ihn extensiv bewirtschaften zu können. Damit ist natürlich auch schon gesagt, daß diese Institution heute bei dem Eindringen der Geldwirtschaft und der Unmöglichkeit freier Bodenokkupation im Niedergang befindlich ist und sein muß. Dies will aber das ausgeprägte Nationalgefühl des Verf. doch nicht in seiner vollen Konsequenz gelten lassen. Es wird ihm zu schwer, zuzugeben, daß diejenige Institution, deren stramme Geschlossenheit das Nationalbewußtsein auch unter der Türkenherrschaft bewahrte, und der allein schließlich die Befreiung vom türkischen Joche zu danken war, heute überflüssig sein soll. Vielmehr will Marković auch heute noch die Zadruga erhalten sehen zum Schutze gegen die Verschuldung und Proletarisierung des Bauernvolkes.

Aus dem Lemberger Kwartalnik Hist. Bd. XVIII (1904) interessiert uns eine Arbeit. Darin äußert sich A. Prochaski über die oft besprochene Streitfrage, ob im alten Litauen Priester und Richter unter der Bezeichnung „Krywe" vorkamen, im bejahenden Sinne, indem er auf ein Dokument des 14. Jahrhunderts hinweist, in dem diese Bezeichnung genannt wird.

Erwähnt müssen hier auch die ersten zwei Hefte der Arbeit von D. Jurkovič werden. In prächtigen Abbildungen, die in der rühmlichst bekannten Wiener Kunstanstalt Schroll u. Cie. hergestellt sind, werden uns hier einige slowakische Bauten und Geräte vorgeführt (Erbrichterei, Bauernhaus, Friedhof, Malereien von Häusern, Schöpfgeschirr, bemalte Möbel und Betten, Rathaus in Rožnov, alter Laubengang in Vsetin, Glockenturm in Unter-Becva, bemalte Vorhäuser, Herdräume, allerlei andere Geräte, Messing- und Perlmutterspangen u. dgl.). Es sind wertvolle Beiträge zur Hausforschung in den Karpathenländern[11]).

[7]) M. Żunkowicz, Wann wurde Mitteleuropa von den Slawen besiedelt? Beitrag zur Klärung eines Geschichts- und Gelehrtenirrtums (Kremsier 1905).

[8]) Strekelj, Prispevki k poznovanju slovenskich krajevnih imen po nemskem Štajerju Časop. Zgd. Narod I (Marburg 1904) S. 70/71.

[9]) Vgl. jetzt auch S. Zaborski, L'autochtonisme des Slaves en Europe. Les premiers défenseurs. Revue de l'école d'anthropologie 1905, p. 1—17.

[10]) M. Marković, Die serbische Hauskommunion (Zadruga) und ihre Bedeutung in der Vergangenheit und Gegenwart (Leipzig, Duncker und Humblot 1903). Vgl. Allg. Literaturblatt XIV, 118.

[11]) D. Jurovič, Prace ludu našeho. Slowakische Volks-

Von Interesse sind auch die Arbeiten von E. Kałużniacki, die im 26. und 27. Bande des Archivs f. slaw. Philologie erschienen sind. Er teilt eine Anzahl Sonnwendlieder der westgalizischen Ruthenen mit. In denselben nimmt noch das Feuer den ersten Platz ein, wie es im Mittelpunkt des Festes steht. Das ist weiter nach dem Osten nicht der Fall. In einem der Lieder gelangt speziell die wundertätige, Menschen wie Tieren gleich zuträgliche Kraft der durch den Flammenschein der Sonnenwendfeuer versinnbildlichten Sommersonne zum Ausdruck, während in einem anderen Liede der direkte Hinweis auf den Umstand vorliegt, daß der Sommer zu der Zeit, da die Sonnenwendfeuer brennen, bereits seinen Höhepunkt erreicht hat und bald, nur zu bald, dem rauhen Winter mit dessen unzertrennlichem Begleiter, dem „kahlen" Froste, werde weichen müssen. Ebenso interessant ist die Studie über die volksetymologischen Attribute des heiligen Kyrikos bei den Huzulen. Dieser wird hier nämlich als Patron der Hühner verehrt. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß man im Namen des Heiligen eine Beziehung zu Kur = Huhn fand. In einem dritten Artikel handelt Kałużniacki über die volkstümlichen Monatsnamen bei den Huzulen.

arbeiten. 1. u. 2. Heft. Wien, A. Schroll. Von diesem Werke werden jährlich vier Hefte erscheinen, jedes Heft zehn Blätter enthaltend. Das ganze Werk wird etwa 20 Hefte umfassen. Preis des Heftes 7 Kr.

Nur kurz sei hier noch auf folgende Arbeiten hingewiesen. Radzikowski hat eine interessante Beschreibung der Tatra herausgegeben [12]) und setzt seine Studien zur Tracht der Polen und ihrer Nachbarn fort [13]). Łopaciński handelt über die im Tatragebirge verbreitete Überlieferung über den Schlangenkönig [14]). Ferner ist ein interessantes polnisches Werk über den hölzernen Hausbau erschienen [15]). Schließlich sei nachträglich auch auf die Abhandlung von P. Bieńkowski über antike Völkerschaften mit dem sogenannten suebischen Haarknoten hingewiesen. In ihr wird unter Herbeiziehung einer großen Anzahl von Reliefs, Statuetten u. dgl. die betreffende Stelle in Tacitus, Germania 38, 5 erklärt. (Anzeiger der Krakauer Akademie der Wissenschaften 1902, S. 61).

[12]) M. Chrościński, Opisanie ciekawe gór Tatrów, wydał Stanisław Eljasz Radzikowski (Bd. 8, S. 78. Krakau, G. Gebethner u. Cie., 1905).

[13]) W. E. Radzikowski, Ubiory w Polsce i u sąsiadów w wieku XV. Ogólnego zbioru cz. IV, wydana z pomocą Akad. Umiejętności. Krakau, G. Gebethner u. Cie. Mit Tafeln.

[14]) K. Łapczyński, Baśń tatrzańska o królu wężów, wedle opowiadania górali szczawnickich. Krakau, G. Gebethner u. Cie.

[15]) Budnictwo drzewne. Wydawnictwo Tow. „Polska sztuka stosowana". Materyały zesz. VI. Société de l'art apliqué Polonais, fasc. VI. Architecture en bois. Krakau, G. Gebethner u. Cie.

K. Th. Preuß' Forschungen in Mexiko.

Wie wir einem kürzlich eingegangenen Briefe K. Th. Preuß' entnehmen, war er zuletzt auf einer Wanderung durch den Westen und Südwesten des Gebietes der Huichol-Indianer begriffen, die sich bis über den Rio Chapalagana erstreckt hatte. Von hier kehrte er zunächst noch einmal nach dem Coradorfe Jesus Maria zurück. Während der Regenzeit gedachte er wieder unter den Aztekenstämmen der Sierra Madre zu verweilen und dann nochmals zu den Huichol-Indianern zu gehen.

Preuß trat — im Auftrage der preußischen Regierung, mit Mitteln aus der Loubatprofessur-Stiftung versehen — seine Reise zu den Indianerstämmen der Sierra Madre in Mexiko Ende 1905 an. Er war dazu durch sein langjähriges Studium der mexikanischen Altertümer wohl vorbereitet. Diese Studien hatten ihn unter anderem zu neuen Gesichtspunkten für das Gebiet der allgemeinen Religionswissenschaft geführt, und es interessierte ihn nun naturgemäß die Frage, inwieweit seine aus Literatur- und Museumsforschung gewonnenen Anschauungen in den Sitten und Gebräuchen der noch jetzt lebenden Nachkommen der alten Mexikaner ihre Bestätigung finden würden.

Die Hauptschwierigkeit, die dabei zu überwinden war, war die, das Vertrauen der Indianer in solchem Maße zu erlangen, daß sie ihm ihre geheimsten Anschauungen und Gebräuche offenbarten. Dazu war es vor allem erforderlich, möglichst lange bei dem einzelnen Stamme zu verweilen, was bei der großen Abneigung der Indianer gegen Fremde sehr schwierig schien. Der Grund dieser Abneigung beruht auf einem alten Zauberglauben. Es ist nämlich eine alte noch lebendige Tradition der Mexikaner, daß die siegreichen von Osten kommenden weißen Sonnensöhne ihr Land in Besitz nehmen und dann alle fortschleppen würden. Dieser Glaube hat ja einst der Handvoll Spanier unter Cortez ganz Mexiko in die Hand gegeben. Erst allmählich faßten die Indianer Vertrauen, besonders als Preuß mit seinen Medikamenten mehrere Krankenheilungen gut gelangen und er auch sonst sich ihnen hilfreich erwies, und nun war ihm sein Ruf als „Zauberer" nicht mehr schädlich, sondern sehr nützlich. Schließlich hat er selbst in ihren Zaubertänzen bei den großen religiösen Festen feierlich mittanzen müssen. Sogar in die verborgenen Berghöhlen und Grotten der Indianer konnte er dringen, in denen sich die seltsamen und geheimen Weihegaben für ihre alten Götter befanden, von denen nun manche den Weg ins Berliner Völkermuseum finden werden. Manche von diesen uralten Höhlen hatten die Indianer selbst schon vergessen, so daß sie völlig neu entdeckt werden mußten.

Als Gast hat der Gelehrte allen ihren Festen und Zeremonien beigewohnt, und die Indianer haben ihm deren Bedeutung erklärt, soweit sie diese alten von den Vätern überkommenen, mit christlichen Zeremonien versetzten und vielfach ins Christliche umgedeuteten Gebräuche selbst noch verstanden. Ihre Tänze hat Preuß größtenteils photographiert. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist aber, daß Preuß ihre sämtlichen Mythen, Hymnen und Gesänge, die zur einwandfreien Erklärung der Feste unumgänglich notwendig sind, gewann. Er hat sie schriftlich fixiert und sie aus der Cora- und Huicholsprache ins Deutsche übertragen. Damit ist eine sichere Grundlage der religionswissenschaftlichen Erklärungen gewonnen. Auch ihre Erzählungen, Gebete und Krankenbeschwörungen sind im Originaltext aufgenommen worden. Einen Teil der Mythen und Gesänge konnte der Forscher in seinem Phonographen festhalten. Es ist eine sehr umfangreiche, primitive, auf alter Überlieferung beruhende Volksliteratur von Preuß entdeckt, mit philologischer Genauigkeit aufgenommen und erklärt, übersetzt und so der Wissenschaft gewonnen worden, und diese Befunde sind um so wertvoller für die Auffassung aller primitiven Zustände, als es sich hier um die Reste einer alten, ohne jeden Einfluß europäischer oder asiatischer Kultur entstandenen Literatur handelt.

Unter Preuß' großen Sammlungen befinden sich ältere, besonders wertvolle Stücke, sowie mehrere Masken der Phallophoren des Osterfestes. Einen kleinen Bruchteil seiner Sammlungen sandte er schon im März 1906 nach Berlin, er ist im Museum für Völkerkunde ausgestellt.

Preuß fand — wie er schreibt — auf seiner Reise die volle Bestätigung der Ideen, die er auf Grund seiner theoretischen Forschungen gewonnen hatte (vgl. seine Arbeiten „Ursprung der Religion und Kunst" im „Globus", Bd. 86 u. 87, „Einfluß der Natur auf die Religion" in „Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin" 1905 und „Phallische Fruchtbarkeitsdämonen als Träger des mexikanischen Dramas" im „Arch. f. Anthropologie", N. F. 1). Mit eigenen Augen sah Preuß nun seinen Mitteilungen zufolge auch bei den Wildstämmen Mexikos dieselben zauberischen Phallophoren, die den Zaubertanz des Urmimus in Hellas und Altmexiko tanzten. Überhaupt erläutern und bestätigen die Gebräuche dieser mexikanischen Indianer völlig die Auffassung, mit der der Gelehrte den Schlüssel zum Verständnis der altmexikanischen Religion gab, es haben sich wunderbare und höchst aufschlußreiche Parallelen gezeigt. Besonders aber hat jetzt Preuß die dämonische Macht des Zauberglaubens in alter primitiver Kunst und Religionsübung im Leben der Indianer wirksam sehen dürfen.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Von der Entstehung des Grundeises handelt die Züricher Doktordissertation von Gottlieb Lüscher (Aarau 1906). Nach seinen Ausführungen hat die große Menge des in den Gewässern entstehenden Grundeises ihren Ursprung in der gestörten Eisbildung an der Wasseroberfläche, oft auch in dem ins Wasser gefallenen Schnee. Setzen sich unter dem Einflusse von Geschwindigkeitsstörungen im Wasser treibende Eiskristalle an einen durch Wasser oder Eis bereits hinreichend gekühlten Gegenstand, so kann an diesem die Grundeisbildung vor sich gehen. Die unter Grundeis bekannten Eisbildungen unterscheiden sich nach ihrem Vorkommen, nach Art und Stadium ihrer Entwickelung und in der Folge auch nach ihren speziellen Eigenschaften als drei bestimmt abgegrenzte Spezies. Befinden sich die antreibenden Kristalle noch im ersten Stadium ihrer Entwickelung — gleichviel ob in festem Zustande, als Gallerte oder bereits in Verflüssigung begriffen — so bildet sich in nicht zu großer Strömung das blätterige Grundeis aus, als gesetzmäßiger Kristallisationsprozeß unter Einwirkung der Molekularkräfte. Werden dagegen bei größerer Kälte die Treibeiskristalle in bedeutenden Mengen, auch schon als versammelte Kristallgruppen spontan zusammengetrieben und in stärkerer Strömung mit Kraft massiert, so entsteht das körnige Grundeis als mechanisches Gemenge unter Einfluß der Regelation. Große Mengen ins Wasser fallenden Schnees, massenhafter Grundeisauftrieb oder zerbröckelte und in großer Zahl ins Wasser getriebene Stückchen einer zerstörten Oberflächeneisschicht können nun die Bildung des Gallerteises veranlassen, in der Weise, daß das ganze Wasser gallertartig fließt und etwa an seichten Flußstellen ins Stocken gerät. Streng genommen gehört das Gallerteis nicht zum Grundeis, wird aber seines durchaus ähnlichen Aussehens wegen allgemein als solches bezeichnet. Es tritt meist auf bei Umschlag von großem Frost in Tauwetter oder umgekehrt und hat seinen Grund in der Grenzflächenspannung verschiedener temperierter Wasserblasen oder Wasserschichten. Bereits die geringsten Mengen gelöster Salze, wie sie in keinem Wasser fehlen, genügen, um bei den kleinsten Temperaturdifferenzen Grenzflächenspannung hervorzurufen. Gelangen im Wechsel von Tauwetter und Frost große Mengen Eispartikel in das Wasser von etwas höherer Temperatur, so entsteht unter dem Einfluß ihrer Schmelzgallerte starke Grenzflächenspannung, so daß es sich in der Folge in Schaum und Gallerte verwandelt, und auf diese Weise der Wassertransport eines ganzen Flußkanals ins Stocken geraten kann. Solche Eisstopfungen treten namentdort gern auf, wo große Mengen Grundeis, Schnee und zerbröckeltes Oberflächeneis an einer Stromschnelle unter eine an stauer Flußstelle gebildete Oberflächeneisschicht getrieben werden. Auf diese Weise können ganze Flußläufe verlegt und angestaut werden, so daß deren Wasser sich über die Ufer ergießt. Eine dem Grundeis ähnliche Eisbildung kommt auch in wasserzügigem Boden vor, auch hier in blätteriger oder körniger Gestalt, je nach Umständen, wobei an das Bodeneis in Sibirien erinnert sei. E. R.

— Über die Judenkolonien in Palästina handelt ein im Dezemberheft 1906 der „Österreichischen Monatsschrift für den Orient" abgedruckter Bericht des österreichischen Konsulats in Jerusalem. Der Berichterstatter versteht hier unter „Judenkolonien" nur die durch Großkapitalisten oder Gesellschaften aus rein humanitären und national-religiösen Gründen veranlaßten Ansiedelungen von Juden auf käuflich erworbenen Grundstücken zum Zwecke landwirtschaftlicher und in geringerem Maße auch kommerzieller und industrieller Tätigkeit. Die ersten dieser Kolonien, wozu Rischon el-Zion, Ekron, Gederah und Petach-Tikvah gehören, sind von dem Baron Alphonse Rothschild gegründet, jetzt aber der „Jewish Colonisation Association" in Verwaltung übergeben. Ihr Bestreben geht dahin, die Kolonisten auf eigene Füße zu stellen und die finanzielle Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte zu verbessern. Die größten Schwierigkeiten bieten die Kolonien, die sich fast ausschließlich mit dem Weinbau befassen. So liefern die Keltereien in Rischon el-Zion jährlich gegen 50000 hl Wein, doch können davon kaum 15000 hl ohne Verlust abgesetzt werden. Viel günstiger sind die Aussichten der Kolonisten in Ekron und Maskereth-Bathia, wo man sich auf Ackerbau und Obstbau geworfen hat. Die Schulen in den Kolonien trugen früher vorwiegend französischen Charakter, jetzt ist das Französische etwas zurückgedrängt worden. Kolonien finden sich in Judäa, in Samaria, in Galiläa und im Ostjordanlande. Der Bericht verzeichnet ihrer im ganzen 25 mit etwa 4200 Einwohnern (von einigen fehlen die Angaben). Das Hauptkontingent stellen Russen und Rumänen, die hier günstigere Existenzbedingungen zu finden hoffen als in ihrem Vaterlande. An tüchtigen Feldarbeitern ist noch immer Mangel. Nur in Ekron sind Russen angesiedelt, die sich bereits in ihrer Heimat mit dem Feldbau befaßt haben, während im allgemeinen die neu angekommenen Ansiedler sich erst in die ihnen fremde landwirtschaftliche Tätigkeit hineinfinden müssen. Das Palästinakomitee der genannten Association hat Kolonien und Farmen in der Gegend von Tiberias gegründet, um hauptsächlich Kolonistensöhne und bewährte Feldarbeiter zu kolonisieren. In der Ausdauer sind die gegen das heiße Klima abgehärteten Araber den Kolonisten weit überlegen; zu landwirtschaftlichen Arbeiten aber, die größere Sorgfalt und Intelligenz verlangen, sind jene nicht zu verwenden. Im Hauran wird die Bebauung des Bodens ausschließlich den Fellachen überlassen.

— Interessante Ausblicke gewährt die Arbeit von Otto Flückiger über die obere Grenze der menschlichen Siedelungen in der Schweiz abgeleitet auf Grund der Verbreitung der Alphütten (Zeitschr. f. schweiz. Statist. 1906). Vor allem fällt das Maximum von 2400 m im Kern der Penninischen Alpen auf. Von diesem Zentrum der Massenerhebung aus sinkt die Siedelungsgrenze mit zunehmender Entfernung. Sekundäre Minima finden sich im Zentrum der Massenerhebung des Engadin, im Samnaun und am Gotthard. Die Siedelungen halten sich hier mit Vorliebe auf den Schultern des Gebirges und meiden die unteren, relativ steilen Partien. Die Begünstigung des Finsteraarhornmassivs und des Grindelwaldtales markiert sich in einer Ausbuchtung der Linie von 2000 m. Der größte Teil Bündens liegt zwischen den Isolinien von 2100 und 2200 m. Die Höhenlage der Siedelungsgrenze wird durch die Menge der Niederschläge im betreffenden Gebiete beeinflußt. Eine geringe Niederschlagsmenge in Verbindung mit bedeutender Massenerhebung bedingt in großen Höhen eine relativ hohe Sommertemperatur. Wo die beiden Faktoren zusammentreffen, steigen Schneegrenze, Waldgrenze, die Zone der obersten Weiden und somit die Siedelungsgrenze. Das Wallis ist das trockenste Gebiet der Schweiz: Siedelungsgrenze über 2400 m. Auch Graubünden hat eine verhältnismäßig geringe Niederschlagsmenge. Das Gebiet des Kantons Tessin wirkt infolge seiner Lage am Südabhang der Alpen als Regenfang. Andererseits ist im Gotthardgebiet, trotz des Regenreichtums, die Siedelungsgrenze hoch. Die Bodengestaltung kann Unterschiede in der Höhe der Siedelungsgrenze bewirken. Für die großen charakteristischen Züge der Höhenlage der Siedelungsgrenze ist dieser Faktor aber nur von untergeordneter Bedeutung; die Unterschiede sind in der Schweiz wesentlich den Differenzen im Betrage der Massenerhebung zuzuschreiben.

— Land- und Seewinde an der deutschen Ostseeküste erörtert Max Kaiser in seiner Berliner Dissertation 1906, wobei er hervorhebt, daß noch sehr wenige ausführliche Arbeiten über diese Verhältnisse in mittleren und höheren Breiten vorliegen. Die Seebrise ist auf die Zeit von April bis September beschränkt, da in den übrigen Monaten das Meer wärmer wie das Land bleibt. Für die Erscheinung des Land- und Seewindes finden sich in den einzelnen Jahren große Unterschiede. Aus den Tabellen geht ferner hervor, daß eine allmähliche Abnahme der Windgeschwindigkeit am Vormittag zu erkennen ist, der eine Steigerung zu Mittag oder am Nachmittag mit einem Maximum zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags und eine Abnahme wiederum am Nachmittag und eine Steigerung in der Nacht gegenübersteht. Die Stärke der Seewinde schwankt zwischen 0 und 3 der Beaufortskala. Die Seewinde treten im allgemeinen nur an antizyklonen Tagen mit kleinen Gradienten auf und bei heiterem Wetter. Die Ursprungsstätte der Seebrise an der deutschen Ostseeküste liegt zwischen 4 bis 5 Seemeilen von der Küste; die Landwinde erstrecken sich ziemlich weit seewärts. Die Beobachtungen ergeben an günstigsten Tagen ein Vordringen des Landwindes bis 8 Seemeilen seewärts. Der Landwind der Ostseeküste dringt deshalb so weit vor, weil er wegen der Ebenheit des Untergrundes verhältnismäßig geringe Reibung zu überwinden hat. Leider ist es unmöglich, umgekehrt das Vordringen der Seebrise landeinwärts zu verfolgen, ebenso können wir zunächst nichts über die Geschwindigkeit mitteilen, mit der sich die Seebrise landeinwärts fort-

pflanzt, aber wohl annehmen, daß sie sich etwa 20 bis 30 km in den Küstensaum fortpflanzt, nach Analogie mit den nordamerikanischen Verhältnissen in New England.

— Dankbar ist anzuerkennen, daß ein Jurist, Dr. Albert Hellwig, sich neuerdings eingehend in die Literatur der Volkskunde vertieft, um daraus zu schöpfen, wie Aberglauben und Verbrechen zueinander in Beziehung stehen, ähnlich wie dieses schon 1878 der unvergeßliche Mannhardt mit besonderer Berücksichtigung der »Provinz Preußen« in seiner Schrift „Die praktischen Folgen des Aberglaubens" getan hat. Dr. Hellwig behandelt jetzt (in der Ärztlichen Sachverständigen-Zeitung, 1906, Nr. 6 ff.) den kriminellen Aberglauben in seiner Bedeutung für die gerichtliche Medizin, wobei er seinen Stoff in drei Teile gliedert: Von der Entstehung der Krankheiten (Hexenglaube, böser Blick, Vampyrglaube usw.), von den abergläubischen Heilkuren (Sympathiemittel, Sittlichkeitsverbrechen, Verwendung von Menschenblut, Gesundbeten u. dgl.) und drittens von der Erlangung von Zaubermitteln (Leichenschändung, Ermordung Schwangerer, Erlangung von Talismanen) — alles mit reichen Beispielen, meist aus der Gegenwart, belegt.

— Die Einwohnerzahl von Neuseeland beträgt nach der Zählung vom 29. April 1906 888437 ohne die Maori, dagegen mit Einschluß der Chinesen und Mischlinge. 1896 hatte Neuseeland erst 508000 Einwohner. Die Zunahme ist insbesondere auf der Nordinsel groß gewesen; die Einwohnerzahl hat sich hier nahezu verdoppelt. Von der angegebenen Zahl entfallen 476891 auf die Nordinsel, 411258 auf die Südinsel und 288 auf die Stewartinsel.

— Bewässerungsprojekt für Neusüdwales. Im „Scott. Geogr. Mag." 1906, S. 551 teilt Dr. J. P. Thomson einige Einzelheiten über ein großes Bewässerungsprojekt mit, das die Regierung von Neusüdwales für das Murrumbidgee-Tal und die Lachlan-, Namoi- und Gwydorbecken zur Ausführung vorschlägt. Zunächst handelt es sich um die Herstellung eines Dammes und eines Reservoirs bei Barren Jack, das etwa 50 km von der Station Bowning der Eisenbahn Sydney—Melbourne abliegt. Die Stelle ist eine 90 bis 120 m tiefe Schlucht, in der der Fluß sich durch einen Granitriegel hindurchgefressen hat. Das Projekt sieht nun den Bau eines 60 m hohen Dammes quer durch den Murrumbidgeefluß vor, durch den das Wasser bis auf eine Entfernung von 60 km aufwärts angestaut wird. Dieses Reservoir würde $1^1/_2$ mal mehr Wasser enthalten als Sydney Harbour und nur wenig kleiner sein als das große Reservoir des Nil. Das Gebiet ist jetzt unter Kultur, es liegen dort Ackerbaufarmen, die alle aufgegeben werden müssen. Das Fassungsvermögen des Reservoirs würde 944678450 cbm betragen und die Kosten des Dammes einschließlich der für den Ankauf der zu entfernenden Farmen 758000 Pfd. Sterl. Vorerst soll der Damm nur 40 m hoch geführt werden und in sieben Jahren bis auf die volle Höhe von 60 m vollendet werden. Das zu bewässernde Areal wird auf 13000 qkm angegeben und das ganze Land umfassen, das von den Quellflüssen des Murrumbidgee entwässert wird. Bemerkenswert ist bei dem Projekt, daß das Wasser auf natürlichem Wege dem Lande zugeführt wird, nicht durch Pumpwerke. In Verbindung mit dem Projekt steht, daß die Regierung von Neusüdwales für die Errichtung der künftigen Bundeshauptstadt der australischen Commonwealth eine Stelle — Makoolma — in der Nachbarschaft des Reservoirs ausgewählt und vorgeschlagen hat. Zwei oder drei Eisenbahnlinien sollen Bowning mit dem Damm verbinden.

— Hans v. Staff faßt seine Bemerkungen über Wind und Schnee, Zeitschr. des deutsch. u. österr. Alpenvereins, Bd. 37, 1906, in folgende Sätze zusammen: Die Rippelmarken sind ihrem Wesen nach völlig von den Dünen zu trennen. Zur Erklärung einiger Wolkenformen ist der Begriff der Rippelung heranzuziehen. Die typischen Schneedünenformen sind Hufeisendünen (Barkhane) und Windgräben. Die Hindernisdüne zeigt verschiedene Entwickelungsstadien, deren Ausbildung sich nur im Schnee zeigt. Die Küstendünen sind nur eine erste, bald in Hufeisendünen und Winddünen zerfallende Sandanhäufung. Jedes gefestigte Oberflächengebilde auf ebenen Schnee-, Firn- und Sandflächen wird zuletzt durch Windgräben in Kämme zerlegt, welche der herrschenden Windrichtung parallel sind.

— Regenstärke und Regendauer in Batavia schildert A. Woeikof in der „Meteorol. Zeitschr." 1906 folgendermaßen: Die Intensität der tropischen Regen ist im Mittel größer als in mittleren Breiten. Die intensivsten Platzregen sind bis jetzt in mittleren Breiten beobachtet worden; Landregen und selbst sehr feine, schwache Regen sind in vielen Gegenden der Tropen bekannt und haben selbst besondere Namen. Die größten Regenfälle an einem Tage sind außerhalb der Tropen beobachtet worden, so in Cherrupunschi (Assam) 1040 mm, in Tanabe in Japan 902 mm und an zwei anderen Orten im nördlichen Indien über 800 mm. Es ist wahrscheinlich, daß die intensivsten Regen in den Tropen während großer Zyklonen fallen. Eine größere Zahl Regenautographen wie detaillierte Bearbeitung der Resultate, wenigstens für die intensivsten Regen, ist wünschenswert. Es wäre interessant zu wissen, ob auch in den Tropen wie in mittleren Breiten die große Regenmenge der Stationen an der Windseite der Berge nicht von der größeren Intensität, sondern von der längeren Dauer der Regen abhängt, was Verfasser sehr wahrscheinlich findet.

— Den Anteil der Vereinigten Staaten an der Erforschung der Erdgestalt durch Gradmessungen stellt B. Pattenhausen (Mittlg. d. Vereins f. Erdkde. zu Dresden 1906, 2. Heft) folgendermaßen dar: Der die Union umfassende Teil der Erdrinde wird nicht in seiner Lage über dem Meeresniveau durch die Starrheit der Erde gehalten, sondern wird der Hauptsache nach schwebend erhalten, weil er aus vergleichsweise spezifisch leichtem Material besteht. Für das bezeichnete Gebiet hat sich als wahrscheinlichster Wert der Kompensationstiefe, wenn die Dichtigkeit der kompensierenden Massen als bis zu dieser Tiefe gleichmäßig vorausgesetzt wird, der Betrag von 114 km ergeben; es ist als sicher anzunehmen, daß die Tiefe nicht kleiner als 80 m und nicht viel größer als 160 m ist. Für das betrachtete Gebiet ist der durchschnittliche Fehler der unter der Annahme vollständiger isostatischer Kompensation berechneten Lotabweichungen weniger als ein Zehntel des Betrages, den man unter Annahme vollständiger Starrheit der Erdoberfläche erhält. Die in den Vereinigten Staaten gegenwärtig nutzbaren Beobachtungen der Lotablenkung lassen keinen sicheren Schluß auf die Verteilung der isostatisch kompensierenden Massen mit der Tiefe zu; durch solche Beobachtungen allein läßt sich nur die Tiefe der Kompensation unter bestimmten Voraussetzungen über die Verteilung jener Massen bestimmen. Aus den in den Vereinigten Staaten beobachteten Lotablenkungen ergeben sich für das Erdellipsoid, das sich der Geoidfläche in jenem Gebiete am vollkommensten anschmiegt, als wahrscheinlichste Werte: Äquatorial-Halbmesser 6378283 m, Polarhalbmesser 6356686 m, Abplattung 1/297,8 m. Nach den Untersuchungen und Berechnungen Helmerts erhalten wir: Äquatorialhalbmesser 6378035 m, Polarhalbmesser 6356715 m.

— Die Nguruberge, die etwa 100 bis 120 km westlich von Sadani, im äußersten Westen des Bezirkes Bagamojo (Deutsch-Ostafrika), liegen, haben 1904 und 1905 durch den Bezirksamtmann Spieth eine sehr eingehende Aufnahme erfahren. Das Ergebnis ist eine in Danckelmans „Mitteilungen" 1906, Heft 4 erschienene von H. Nobiling gezeichnete schöne „Karte des südlichen Teiles der Nguruberge" in 1 : 150000. Die Aufnahmen werden als sehr zuverlässig bezeichnet. Auch hat Spieth in dem Gebiete 50 Höhen gemessen. Die höchsten sind der Mabega (2110 m) und der Lussingisso (2050 m) westlich von Mhonda; dazwischen liegt die größte Höhe des Gebirges, die auf 2400 bis 2500 m geschätzt wird. Vom Bau und den Höhenverhältnissen des Gebirges ist in dem Moiselschen Begleitwort zu der Karte die Rede.

— Der neue Vulkan auf Sawaii hat seine Tätigkeit fortgesetzt. Der Lavastrom hat sich zum Teil ins Meer ergossen, so daß die Küste ein etwas verändertes Aussehen erhalten hat. Am 5. September war der Ausfluß besonders stark, er füllte bei Satapulu einige Meerestiefen von 60 m aus, schuf Vorland, schloß die Meereseinfahrt zum größten Teil und wälzte sich 400 m weit über die französische Missionsstation hinaus. Die Ironboundküste von Asuisui bis zur französischen Missionsstation ist ein einziges Lavafeld. Am 13. September wurde die Mündung des Flusses zugeschüttet, so daß dieser den Ort Satapulu überschwemmte und ein Warenhaus fortgerissen wurde. Am 16. September kam ein neuer Lavastrom von Maloelolo her und versperrte die Meereseinfahrt bei Satapulu gänzlich, so daß dieses, sowie die Orte Samalaeulu und Patamea ihre Produkte nicht mehr verschiffen können. Der ganze Ort Satapulu ist verschüttet. Durch den Aschenregen werden die Bananen- und Brotfruchtbäume vernichtet; auch die Kokospalmen leiden stark. („Kolonialbl." vom 15. Dez. 1906.)

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 6. BRAUNSCHWEIG. 7. Februar 1907.

Die wirtschaftliche Entwickelung der Ugandabahn-Länder.

Von Alfred Kaiser.

(Fortsetzung.)

Nach ungefähr zweistündiger Fahrt quer durch die Reservate der Wakikuyu führt uns die Bahn an den Ostabhang des Grabentales, des sog. Rift Valley. Kikuyu fällt hier steil ab in die Masaisteppe. Mit Flechten überwucherte Wacholder- und Podocarpusbäume sind die letzten Zeugen der kühlen Hochlandzone. Es empfängt uns der duftende „Elelescho“, der erste Vorbote der wärmeren und trockeneren Grabentalsteppe. Je tiefer wir steigen, um so dürrer und trostloser wird das ganze Florenbild. Kaktusähnliche Kandelaber-Euphorbien, struppiges Krummholz und ein staubiger Grasfilz sind die sichersten Zeichen des herannahenden Steppentriumphes. Vor uns erhebt sich der „Longonot“, ein einsamer Vulkankegel, dem Kraterberge einer Mondlandschaft vergleichbar, mit deutlich erkennbarem Schlundtrichter und einem Mantel längst erstarrter Lavaströme bedeckt.



Abb. 5. Viehfarm des südafrikanischen Siedlers London am Ngare Rongai.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß dieser Fleck der Erde schon seit grauester Urzeit durch ein regenarmes Steppenklima beherrscht war. Niemals scheint der kleine Mensch über die gewaltige Macht dieser Steppenfaktoren triumphiert zu haben. Wie gehetztes Wild haben vielleicht wandernde Urmenschen diese Steppe belebt, mit Dickhäutern und blutgierigen Raubtieren zusammen, wie der Masaijäger heute noch mit Elefanten und Nashörnern, Löwen und Hyänen die weiten Gebiete durchzieht. Aus jenen Urmenschen ist vielleicht der erythräische Völkerkreis hervorgegangen, jener merkwürdige Menschenschlag, der, nicht Neger, nicht Weißer, im Morgenrot unserer Kulturentwickelung schon das nördliche Afrika und den südlichen Teil von Europa bewohnte und heute als Berber, Nubier, Masai usw. die Wüsten und Steppen des nordäquatorialen Afrika durchstreift.

In diesem Länderstriche hat der Sturm nur Steppenstaub auf Steppenboden getragen, aber keinen Kulturboden vernichtet und keine Kulturschöpfungen unter seinem schweigenden Sande begraben. Die Tierwelt, die wir heute in der Masaisteppe treffen, ist im wesentlichen die gleiche, die in vorgeschichtlicher Zeit schon an diese Durst- und Hungergebiete sich angepaßt hatte. Akazien und Euphorbien, Elelescho und Sanseviera haben wohl schon vor hundert Jahrtausenden auf diesem Boden geblüht. Den Masai, diesen unverfälschten Wüstensöhnen, ist heute noch ein alter Barbarismus eigen, und wenn wir die wenigen Reste älterer Steppenbewohner ins Auge fassen, so sehen wir auch an diesen nur das Abbild einer äußerst niedrigen Kulturstufe.

Ein uraltes Einerlei also. Nur in seinen feineren Details durch die Zeit und den Eingriff des Menschen etwas verändert, sonst aber noch dieselbe kulturfeindliche Steppe, die schon der Ahne des alten Ägypters geschaut, die nach ihm den Berber vom Kultureinflusse seiner Nachbarvölker abgeschlossen, den Nubier und Masai in seinem ursprünglichen Barbarismus erhalten hat.

Diese Steppe bleibt eine Steppe, auch wenn wir alle unsere Kräfte und alle unsere Kunstgriffe gegen sie anwenden. Wohl sehen wir von Zeit zu Zeit eine Wellblechhütte über dem niedrigen Grase sich erheben, wohl wissen wir von dem Bestehen einer gouvernementalen Versuchsfarm am Morendat River und von den Viehzuchtprojekten einiger Privatpersonen; am Bilde der Steppe ändert dies nichts.



Abb. 6. **Fort Eldoma (Schimoni) mit Eucalyptus-Anlagen.**

vereitelt. In diesen von der Natur des Steppenklimas bedingten Nachteilen liegen Gefahren, die auch den Siedler treffen können und die Aufteilung des Landes in beschränkte Pachtgebiete, wie sie leider schon eingeführt ist, zu einer ungenügend überlegten Maßnahme der Regierung stempeln.

Dem europäischen Farmer liegen aber noch andere Schwierigkeiten im Wege. Das Vieh der Eingeborenen ist klein und sehr milcharm, und die Schafe liefern selbstverständlich keine Wolle. Um bessere Rassen heranzuzüchten, muß daher entweder eine langsame Reinzucht der vorhandenen Schläge oder eine Kreuzung derselben mit fremden Rassen vorgenommen werden. Ein dritter Weg zur Lösung der schwierigen Viehzuchtfrage wäre endlich

Die Morendatfarm ist eine Regierungsanlage zum Zwecke der Viehzuchtverbesserung. Als solche hat sie natürlich mehr eine indirekte als direkte Bedeutung. Die Berichte, die von dieser Farm einlaufen, sind auch gar nicht danach, daß man auf große Erfolge rechnen möchte. Die künstliche Anzucht von Futterpflanzen wird durch den Mangel der Niederschläge erschwert, und der Viehbestand hat nicht nur unter Hunger, sondern viel mehr noch unter allerlei Seuchen und Krankheiten zu leiden. Wenn die Rinderpest, die früher so furchtbare Verheerungszüge abgehalten, heute auch gänzlich verschwunden ist, so wird die Zahl der Viehherden doch immer noch durch mancherlei Krankheiten bedroht. Tierische Parasiten und infektiöse Erkrankungen töten alljährlich einen großen Teil des Viehbestandes, und wie wir wissen, sind diese Krankheiten durchaus nicht allein auf die Herden der Morendatfarm beschränkt.

Der Wandersinn ist keine ererbte Charaktereigenschaft der Masai, sondern bedingt durch die wirtschaftlichen Verhältnisse ihres Wohngebietes. Wären diese Verhältnisse günstiger, so hätten sich die Masai niemals zu so ausgeprägten Nomaden entwickelt, und wäre es ihnen möglich, jeder einzelnen Familie ihre bestimmten, engbegrenzten Weideplätze anzuweisen, so würden sie auch nicht in Stammesgemeinschaft ihre Herden durch die Steppe treiben.

Die Weidegründe des Grabentales sind aber von wechselnder Güte, und was in dieser Steppe einen besonders wichtigen Nachteil darstellt, das ist die große Unsicherheit der Niederschläge, die nicht nur ein regelmäßiges Grünen, sondern sehr oft selbst das Betreiben der ohnehin sehr spärlich verteilten Tränkeplätze

noch die Einführung und Reinzüchtung fremder Rassen ohne Berücksichtigung der einheimischen Schläge. Die Einführung guten Fremdviehes kostet aber sehr viel Geld, denn in der Nähe von Britisch-Ostafrika gibt es kein einziges Land, das einen bedeutend besseren Viehschlag liefern könnte, als wir ihn in den Herden der Masai sehen. Bei Zufuhr von europäischem oder australischem Vieh sind schon die Transportkosten so enorm, daß ein nicht mit sehr großem Betriebskapital ausgerüsteter Farmer nur ganz kleine Herden, einige Dutzend Schafe und Ziegen und einige Stück Großvieh, einführen könnte. Dazu kommt die Gefahr des Seetransportes, die bei einem Viehbezuge aus England oder Australien gar keine geringe ist, die große Gefahr der Akklimatisation und schließlich noch das Risiko, daß die Nachzucht der eingeführten und eingewöhnten Schläge unter dem andauernden Einflusse ungünstiger Klima- und Weideverhältnisse nach und nach ihre wertvollen Eigenschaften verliert. Auch der Einführung fremder Zuchttiere zur Kreuzung mit dem einheimischen Vieh stehen große



Abb. 8. **Elgeyo-Gebiet.**
Lager am Samabullo, an der Grenze zwischen Hochwald und Grasland.
Auf dem Abhang, wo die Zelte stehen, Hunderte von Erdferkel-Hügeln.

Schwierigkeiten entgegen. Neben den hohen Transportkosten und der Akklimatisationsgefahr kommt in diesem Falle die Möglichkeit eines Rückschlages der Nachzucht um so eher in Betracht, als es sich bei der Kreuzung oftmals um phylogenetisch verschiedenaltrige Rassen handelt und bei diesen das minderwertige afrikanische Element gerade die ältere und daher in den Bastarden am meisten zum Ausdrucke kommende Rasse darstellt.

Daß die vom Gouvernement unterhaltene Viehfarm Morendat der Beantwortung der Viehzuchtfragen sich widmet, ist sehr anerkennenswert. Auf ihre bis dahin gemachten Erfahrungen hin aber heute schon ein größeres Versuchskapital zu wagen, ist jedem Siedler, wenn er mit einem derartigen Unternehmen nicht andere Zwecke verfolgt, entschieden abzuraten. Die Regierung ist wohl in der Lage und vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkte aus sogar verpflichtet, eine größere Anzahl fremder Rassetiere hier einzuführen; wenn der Siedler dies aber tut, so riskirt er bei einem solchen Vorgehen zu sehr den Verlust seines Betriebskapitales. Unter der Heranziehung besonders erfahrener und gut bezahlter Viehzüchter wird es der Regierung ohne Zweifel auch gelingen, allmählich bessere Resultate zu erzielen und in wenigen Jahren eine definitive Beantwortung der Viehzuchtfrage dem Siedler vorlegen zu können. Ein gleiches wird vielleicht auch der Fall sein bei den beiden kapitalkräftigen Großfarmern, die im Grabentale Weideplätze erworben und schon sehr erhebliche Viehstände (besonders Schafe) aus dem Auslande eingeführt haben. Größere Schwierigkeiten erwachsen aber dann wieder, wenn die Herden sich mehren und zu einem produktiven Kapital werden sollen. Dann kann man den Tieren nicht mehr dieselbe Pflege angedeihen lassen, und die ungenügend überwachte Reinzucht und Kreuzung wird allmählich wieder zu einem rückgeschrittenen Rassenelement führen.

Wie ganz anders steht es aber erst bei den Kleinfarmern, die nur über sehr geringe Geldmittel verfügen und daher keine großen Auslagen für die Beschaffung von gutem Zuchtvieh machen können. Sie sind gewöhnlich keine gelernte Viehzüchter und können zur Wartung und Überwachung ihrer Herden nur den unzuverlässigen Eingeborenen verwenden.

Schauen wir uns zur Beleuchtung dieser Frage einmal auf einer solchen Kleinfarm um. Das Unternehmen liegt am Ngare Rongai (Abb. 5) in einer verhältnismäßig guten Weidegegend der Masaisteppe. Eine Lehmhütte, schlechter, wie ein Küstenneger sie bewohnt, bildet das Wohnhaus des Farmers. Für ein krankes Kalb ist nebenan ein kleinerer Raum gebaut, dunkel, unrein und muffig wie eine altägyptische Felsenhöhle. In der Nacht wird dieser Stall hermetisch verschlossen, damit keine Hyäne und kein Löwe das arme leidende Tierchen von seinem Elend erlöse. Ein schwarzer Gehilfe wärmt einen Topf voll Erde über dem Feuer, diese Erde soll eine künstliche Brutanstalt ersetzen, aus der man zehn Straußenkücken erwartet. Zwei Strauße, die in der Nähe weiden, sind aber nicht etwa die Rabeneltern dieser verlassenen Eier, sondern ein wildes Paar, das gar nicht zur Farm gehört und in nächster Zeit wohl unter den Kugeln eines vorbeikommenden Jägers verenden wird. Neben den Gebäudeanlagen, zu denen auch noch eine Eingeborenenhütte zu rechnen ist, befindet sich eine sog. Seriba, ein Dornenverschlag zum Schutze der Herden vor nächtlichen Raubtieren und Diebereien der Masai. Eine 50 Köpfe zählende Rinderherde und ein kleiner Bestand von Masai-Schafen bilden den ganzen Viehbestand, von europäischen oder australischen Zuchttieren natürlich keine Rede. Bei der Farm fließt ein Bach vorbei, der zurzeit etwa 70 Liter Wasser in der Sekunde

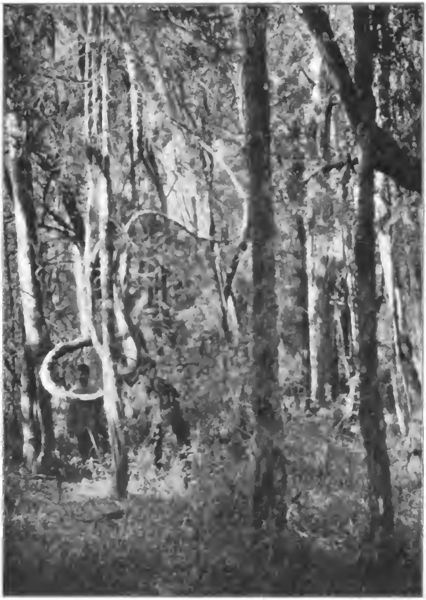


Abb. 7. **Podocarpus- und Juniperus-Hochwald bei Schimoni, von Lianen durchwachsen.**

liefert, gegen Ende der Trockenzeit aber in seinen Spenden viel spärlicher sein wird. Also ein Bächlein, das unter der Voraussetzung eines jährlichen Niederschlagsmaßes von etwa 3150 mm unter normalen Verhältnissen dazu hinreichte, etwa 70 ha Ackerboden zu bewässern! Aber dieses Bächlein fließt im Grabentale, unter der brennenden Sonne des Äquators und in einem Steppengebiete mit nur etwa 1200 mm Niederschlägen! Der Farmer hat das Gewässer zur Berieselung einer kleinen Ackerfläche verwendet, auf der die Gemüse für seine Küche und ein kleiner Futtervorrat für die Viehherde gedeihen sollen. Der Ertrag aus dem Gemüsegarten mag bei guter Pflege für den Unterhalt dieses einzelnen, unverheirateten Farmers gerade genügen, mit dem Viehfutter steht es aber sehr übel. Einige Dutzend meterweit voneinander gepflanzte Maisrohre, vor der Reife schon durch Maulwurfsgrillen an der Wurzel abgenagt, ein von Raupen zerfressenes kleines Matammah-Feld und ein Bohnenbeet, das ist alles, was wir an gepflanzten Futtergewächsen hier entdecken können. Mir schien es vorteilhafter, wenn die Zeit, die auf ein solches Ackerfeld verwendet wird, dazu gebraucht würde, um von den vielen Akazien, die hier wachsen, die Blätter abzuschlagen und diese dem Vieh zur Stallfütterung vorzulegen.



Abb. 9. **Senecioart auf dem Guasso Ngischu-Hochlande.**

Wir sind weit abgeschweift von der Ugandabahnlinie. Die Kleinfarm, von der ich gesprochen, liegt etwa 25 km von der Station Nakurro entfernt am alten Karawanenwege, der von Mombassa über Eldoma-Ravine, Nandi und Mumia an den Viktoriasee hinführte. Sind wir nun aber einmal da, so marschieren wir gleich weiter nach der Westmauer des Grabentales, dem Lande, wo die Zionisten für die ausgewiesenen Juden ein neues Heim zu gründen dachten.

Wir passieren nach dem Ngare Rongai eine zweite Farm, nicht besser als die vorige und daher keiner weiteren Schilderung wert. Die Sonne brennt mächtig, bei der hohen Seehöhe, in der wir uns befinden (etwa 1700 m), ist die Hitze aber sehr erträglich, und wir machen mit Leichtigkeit Tagemärsche von 30 km Länge, auch wenn dabei sehr bedeutende Steigungen zu überwinden sind. Schon bei Eldoma, in etwa 2000 m Seehöhe, ist das Klima so vorzüglich, daß der Europäer nicht im mindesten darunter zu leiden hat und wie auf dem Kikuyu-Plateau (1700 bis 2200 m) in dieser Beziehung ohne Gefahr sich ansiedeln könnte.

Zahlreiches und gut genährtes Groß- und Kleinvieh der Maneria-Masai ist beiderseits unseres Weges bemerkbar. Die Leute, die wir hier zu Gesichte bekommen, gehören zum Guasso Ngischuvolke, einem Masaistamme, der lange Zeit das Hochland zwischen der Westrampe des Grabentales und dem Kawirondogebiete bewohnte, dann aber von den Naiwascha-Masai ausgeraubt und in den Schutz der Militärstation Eldoma verschlagen wurde. Im Gegensatze zu ihren Verwandten und Bedrängern am Naiwaschasee sind sie noch wenig von der Kultur beleckt, wenn manche ihrer Frauen sich auch sehr stark an den Verkehr mit Küstennegern und Sudanesen, die hier in Garnison stehen, gewöhnt haben.

Wie ich in einer früheren Arbeit [1]) schon angedeutet habe, halte ich diese Guasso Ngischu-Masai nicht für echte Nomaden, sondern für Halbnomaden, die an günstig gelegenen Stellen ihres alten Wohngebietes kleine Äcker bestellten, daneben aber hauptsächlich mit Viehzucht sich beschäftigten. Eldoma ist für den Ackerbau ungeeignet, denn das mittlere Maß der jährlichen Niederschläge dürfte 1400 mm nicht überschreiten, und der Eldoma River, das einzige Gewässer auf weite Entfernung, ist noch unbedeutender als der Ngare Rongai, den wir eben kennen lernten. Die Masai sind hier denn auch Hirten und zwar wandernde Hirten auf einem weiten, relativ weidenreichen Bodenareal. Sie treiben ihre Herden in die Grabentalebene, auf die buschreichen Vorberge des westlichen Plateaugehänges und auf die Waldlichtungen der höheren Hochlandzonen.



Abb. 11. **Akazienhain am Oberlauf der Nsola.**

Für den europäischen Siedler, so schön und gut das Klima hier auch sein mag, ist die Gegend aber belanglos, wenn er nicht nach Masai- oder Burenart zu einem Nomadenleben sich entschließt. Wohl sehen wir um das Fort Eldoma herum einige Baumalleen (Abb. 6), die auf die Möglichkeit weiterer Kulturanlagen hinzudeuten scheinen. Man täusche sich beim Anblicke solcher landwirtschaftlicher Scherzprodukte aber nicht und sei sich immer bewußt, daß die Pflanzen, die wir hier gedeihen sehen, eine Auslese Trockenheit liebender Blattgewächse darstellen und, in ihrer Jugend wenigstens, von den arbeitslosen Soldaten eine sehr sorgfältige Pflege genossen haben. Die Eucalyptus-

[1]) Rassenbiologische Betrachtungen über das Masaivolk. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1906.

bäume, die nun mit 15 m hohen Stämmen das Fort überragen, haben wir auch bei Nairobi gesehen, in einem Klima, das für den Ackerbau wenig Chancen bietet. (Ich spreche hier von den Eucalyptusanlagen in der Stadt Nairobi und nicht von der fruchtbareren Umgebung dieses Ortes.) Diese Bäume leiden auch bei Eldoma in hohem Maße unter den starken Winden und sind zudem durch Termitenfraß so sehr angegriffen, daß binnen wenigen Jahren eine ganze Anzahl ihr Wachstum beschließen wird.

Eldoma verlassend, kommen wir in das Waldland von Kammassia, in den sog. „Ndim" oder „Olmíranet", wie die Masai diesen auf der Grabentalrampe sich erstreckenden Podocarpus- und Juniperuswald nennen (Abb. 7). Der Pfad sucht alle Lichtungen auf und schlängelt sich unter schattigen Lianendächern, über sumpfige Talniederungen, grasbestandene Anhöhen und zwischen Bambushalmen hindurch bergauf, bergab, in buntem Bilderwechsel. Aus dem Grasfilze, oft schon so dürr, daß jedes weggeworfene Streichholz einen verheerenden Brand erzeugen kann, winken uns heimatliche Bekannte entgegen, ein weißer Köpfchenklee, eine dunkelblaue Veronika, Wicken und Strohblumen. Sie alle schützen sich im Schatten des hohen Grases vor den brennenden Strahlen der Äquatorsonne. Unter die graugrünen Flechtenbärte der Waldbäume mischen sich ziegelbraune Mistelnester, feuerrote Loranthusblüten und fruchtschwere Kletterzweige einer Brombeerenart. An blühenden Akazien und an einer blauen Labiate (von den Masai Osédian genannt) heimsen wilde Bienen den Nektar ein, und lautlos fliegen kleine Falterzüge über die Waldlichtungen hin. Hier und da sieht man noch eine Rinderherde von scheuen Kammassiahirten auf die Weide getrieben und bei unserer Annäherung im Busche sich versteckend. Dann aber wird es stiller und menschenleer. In den Baumwipfeln nur machen sich einige Guerezzaaffen und der nirgends fehlende Helmvogel bemerkbar, im Walde keine Elefanten, im Sumpfe keine Büffel und auf den Grasflächen nur äußerst selten ein kleines Antilopenrudel. Vom Winde zerstörte Termitenhügel und verlassene Erdhöhlen einer Säugerart (von den Masai werden die Höhlen Engúmodo, das Tier Ölbibirr genannt) bestimmen das Landschaftsbild, und der Führer bedeutet uns, daß wir nunmehr Elgeyogebiet betreten haben (Abb. 8).



Abb. 10. **Sirgoiberg. Guasso Ngischu-Plateau.**

Das Klima ist hier noch angenehmer wie im Waldlande von Kammassia. Die Minderwertigkeit in bezug auf einen Siedelungsversuch macht sich aber auch hier geltend, und zwar in noch höherem Maße als auf dem Kammassia-Escarpment. Auch hier liegt die Schwierigkeit im Mangel genügender Niederschläge, der sich für den einigermaßen bewanderten Forscher in dem Xerophytentypus der wildwachsenden Gewächse kundgibt. Die Nähe des Kammassiawaldes und in geringem Maße die Waldbedeckung des Elgeyogebietes selbst verursachen zwar sehr häufige Morgennebel und einen zeitweise ziemlich hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, zu bedeutenden Niederschlägen aber kommt es nur sehr selten, und die höhere Pflanzenwelt, die doch vornehmlich an das Vorhandensein von Bodenfeuchtigkeit gebunden ist, findet in dieser Zone daher nur dann ihr Fortkommen, wenn die einzelnen Arten an ein Trockenleben sich angepaßt, durch wunderbare Saugvorrichtungen sich die minimalsten Lösungen zunutze ziehen, durch Schutzeinrichtungen vor einer allzugroßen oberflächlichen Wasserabgabe und durch Reservestoffanhäufungen sich vor dem Hunger zu schützen in der Lage sind. Aus diesem Grunde finden wir auf dem Elgeyo-Escarpment so manche Pflanze mit typischen Luftwurzeln, reduzierten Blattgebilden (Abb. 9) und großen Zwiebelbildungen. Bei unseren Kulturpflanzen sind derartige Anpassungen an eine geringe Bodenfeuchtigkeit nur in sehr beschränktem Maße vorhanden. Es dürfte daher große Schwierigkeiten verursachen, auf diesem Hochlande, das allem Anscheine nach

weniger Regen empfängt als das Kikuyuplateau, und durch heftigere Windströmungen und einen bedeutend höheren Insolationsgrad in seinem ökologischen Werte geschmälert wird, ertragreiche Kulturgewächse anzupflanzen. Mit dem Phrasenkram eines ungebildeten Kolonialschwärmers ist da nichts getan, sondern nur vorsichtige Urteile und langjährige Versuchsreihen können über die Kolonisationsfähigkeit eines derartigen Gebietes uns Aufschluß geben. So absurd es ist, von einem solchen Hellseher die Behauptung zu vernehmen, daß der Waldstreifen des Elgeyo-Escarpment — nebenbei bemerkt in seiner kürzesten Entfernung über 50 km von der Ugandabahnlinie und etwa 850 km von der Küste abgelegen — einstmals eine Holzausfuhr nach Europa oder Südafrika aufweisen werde, so unüberlegt und unverantwortlich ist auch die Behauptung, daß dieses Gebiet sich je zu einem intensiveren und ertragreichen Ackerbau eignen werde. Wenn Siedler sich im Elgeyolande niederlassen, so werden sie froh sein müssen, wenn sie den Eingeborenen gleich im Bereiche einiger wenigen perennierenden Gewässer ihre Feldfrüchte in einer Art Gartenbau gewinnen können, ähnlich den Siedlern im Grabentale und entsprechend dem Siedelungsunternehmen der Buren am Mossigioibache.



Abb. 12. **Alte Befestigung (Mognan) in der Sirgoi-Ebene.**

Elgeyoland haben wir in wenigen Stunden durchquert, und wir ziehen nun seiner Westgrenze entlang noch einige Tagereisen weiter nach Norden, um das „Promised Land“ der Zionisten, das Guasso Ngischuplateau, kennen zu lernen.

Der Vegetationscharakter wird hier nicht mehr durch Wald und Busch, Grasnarben und Sümpfe, Bergrücken und tiefe Talschluchten bestimmt, sondern durch eine auf viele Meilen hin ununterbrochene Grasflur, eine reliefarme, langsam gegen Kawirondo hin abfallende Hochebene. Ein einziger Granithorst, die Sirgoi-Kuppe (Abb. 10), überragt diese weite Savanne. Er stellt den Zeugen eines fast vollkommen abgetragenen alten Massengebirges dar, das vor der Ausbreitung der mächtigen Phonolith-Ergüsse, die dieses Plateau kennzeichnen, vielleicht noch mit Gletschern bedeckt war. Nur auf ganz kurze Strecken hin werden die aus dem Elgeyowalde hervortretenden seltenen Bächlein durch ein schmales Band von Galeriewald begleitet. Die Grasflur ist im allgemeinen ein dichter, bis an die Hüften reichender Campinenfilz, jahrelang grau, bis ein Savannenbrand über die Ebene prasselt und ein darauffolgender Regen dann eine neue Pflanzengeneration erweckt. Die Masai nennen solche dürre Grasflächen „Ossâdje“, und sie wissen wohl, daß sie für ihre Viehherden auch dann keinen Wert haben, wenn die Regen unter dem Filze neue Halmsprößlinge und Samenkeimlinge erweckt haben. Sie brennen sie daher nieder, wenn sie ihre Herden auf sie treiben wollen. Monatelang, ja sogar jahrelang bleibt eine solche Brandflur unter Umständen aber von Regenschauern gemieden, und aus der Asche, „Embunua“, keimt auch nicht die Spur eines jungen Grassprosses. Erst muß ein gewaltiger Regen niedergehen, der die vom trockenen Steppenstaube begrabenen Samen befeuchtet und die Fläche dann in die wertvolle grünende Grasflur, „Embedjotó“, den beliebten Tummelplatz des zahlreichen Wildes, verwandelt. Dann erst treibt der Steppennomade auch seine Herden auf die frische Weide. Aber selbst jetzt ist es nicht sicher, daß das Vieh hier seine genügende Nahrung findet. Ich bin über Flächen marschiert, die auf mehrere Wegstunden hin von der Raupe einer Graseule vollkommen kahlgefressen waren, und wo der Unrat dieses Insektes in fingerdicken Lagen den Boden bedeckte. An anderen Stellen des Guasso Ngischu-Hochlandes haben ungeheure Schwärme der Wanderheuschrecke den jungen Pflanzenwuchs zerstört, und unzweifelhaft wäre bei genauerer Untersuchung noch eine große Zahl anderer Schädlinge zu entdecken. Das Gesagte genüge aber, um die optimistischen Hoffnungen eines überall nur Gutes und Brauchbares sehenden Reisenden uns nicht zu eigen zu machen und der Beurteilung dieses zionistischen „Gelobten Landes“ eine besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen.

Selbst weit im Norden des Guasso Ngischu-Plateaus, beim Oberlaufe des Nsoia River, 100 km von der Ugandabahn entfernt, nimmt die Grassavanne noch eine vorherrschende Stellung im Vegetationscharakter ein. Während wir im Süden, in den sog. „Langata-la-niuki“ (in der „roten Ebene“), nur kleine Rinnsale von 2 bis 15 m Breite und 20 bis 60 cm Tiefe zu durchqueren hatten (allerdings so selten, daß man nur alle vier bis sieben Stunden an ein solches Wasser kam), fließt hier die Nsoia, der größte Fluß des Guasso Ngischu-Hochlandes, durch die Savanne (Abb. 11). Bei einer Vereinigung mit dem Ennologerru (Guasso Ollogerru), nördlich der Eldalatkuppen, hat aber auch dieses Gewässer nur



Abb. 14. **Sirgoisee, ausgetrocknet.**

mögen, sind doch immer noch viel zu klein, als daß sie nicht in ihrer Gesamtausdehnung den in Afrika so häufig wiederkehrenden Dürren und Hungerperioden anheim fielen. Unter normalen Verhältnissen darf man auf dem Guasso Ngischu-Plateau für die Ernährung eines Rindes wohl etwa 50 ha Weidefläche rechnen, doch gibt es hier Distrikte, die in trockenen Jahren einen noch viel geringeren Nährwert aufweisen. Es ist aber nicht nur die Ausdehnung der Weidefläche, sondern auch das Vorhandensein hinreichender und nicht allzuweit voneinander abgelegener Tränkeplätze zu berücksichtigen. Wasserläufe sind auf dem Guasso Ngischu-Plateau sehr selten, und einem Weideareal von 1000 bis 5000 ha Fläche stände in den meisten Fällen nur eine einzige Wasserlinie zur Verfügung. Da man von den als Tränkeplätze in Betracht kommenden Wasserläufen aus das Weideareal nicht beliebig weit nach der wasserlosen Richtung ausdehnen darf, und das weidende Vieh pro Tag höchstens 6 km zurücklegen soll, um die Tränke zu erreichen, so müßten sich die Weideflächen in ihrer Hauptausdehnung den Gewässern entlang ziehen. Es könnten dadurch große Flächen, d. h. $^1/_3$ bis $^1/_2$ des gesamten Guasso Ngischu-Gebietes überhaupt nicht zunutze gezogen werden. Die trockeneren Gebiete sind gewöhnlich aber gerade diejenigen, die periodisch die besten Weideplätze in sich bergen. Weil aber kein Siedler auf sie Anspruch machen wird, wenn ihm nur 1000 bis 5000 ha Boden zugesprochen werden, so können bei einem derartigen Wirtschaftssystem nur die relativ häufig brauchbaren, aber etwas minderwertigen Weiden zur Ausnutzung gelangen.

Ganz anders könnte sich die Viehzucht entwickeln, wenn ein größeres Gebiet als Gemeingut einer Genossenschaft betrachtet würde. Die Weideflächen könnten dann so ausgenutzt werden, wie es die natürlichen Verhältnisse mit sich bringen. Auf einem Areal, das in nicht ausnahmsweise guten Jahren nur für etwa 100 Rinder die

etwa 15 m Breite bei $^1/_2$ bis 3 m Tiefe und einer äußerst langsamen Strömung. Daß man im Bereiche dieses Flusses etwas Ackerbau treiben könnte, liegt klar auf der Hand, ich möchte aber nicht unerwähnt lassen, daß der Wasserspiegel dieses Flusses zur Trockenzeit 3 bis 4 m unter dem Feldbanniveau liegt, und daß Niederschläge hier in dieser westlichen Zone des Hochlandes noch viel seltener sind als am Rande des Elgeyo-Escarpments. Als Feldfrüchte kämen auf dem Guasso Ngischu-Plateau wohl hauptsächlich Bohnen und Kartoffeln in Betracht, ihre Kultur müßte sich aber natürlich nur auf die Produktion für den Selbstverbrauch beschränken, und an einen Export irgendwelcher Ackerbauerzeugnisse wäre hier niemals zu denken.

Viel aussichtsvoller würde sich für den Siedler der Betrieb der Viehzucht gestalten. Die älteren Bewohner dieses Hochlandes und auch die später von hier vertriebenen Masai waren nicht nur Ackerbauer, sondern sicherlich auch Viehzüchter. Sie haben Ackerbau nur nebenbei betrieben, in früheren Jahren etwas mehr, später dann weniger. Ihre Wohnplätze, von den Masai Moguan genannt, findet man heute noch als große muldenförmige und von mannshohen Steinwällen umgebene Vertiefungen auf dem Guasso Ngischu-Plateau. Man erkennt diese Stellen schon aus großer Ferne an den in der Vertiefung angesiedelten Sträuchern, die als Buschparzellen aus dem grauen Grasteppich sich erheben (Abb. 12). Die Steinwälle sind als Schutz vor wilden Tieren und nicht zum wenigsten wohl auch gegen Einfälle fremder Volksstämme aufgeführt worden. Mancherorts scheinen sie auch Gräberstellen zu bezeichnen, wie die Tuareg-Couchets in der Sahara. Wenn man die unabsehbaren Grassavannen der Langata-la-niuki und die weiter nördlich sich findenden Buschsteppen und Parklandschaften durchwandert, so wird man keine Zweifel daran hegen, daß diese Gebiete der Viehzucht äußerst günstige Bodenflächen darstellen (Abb. 13). In diesem Glauben werden wir noch bestärkt durch die zahlreichen abflußlosen Muldenvertiefungen, in denen sich saure Gräser angesiedelt oder periodisch trockene Salzlecken sich gebildet haben. Dem weidenden Vieh bieten solche Stellen einen äußerst wertvollen Nahrungswechsel, und die Masai bleiben, solange es die Wasserverhältnisse erlauben, in der Nähe dieser „Sauerfelder". Ein den Masai noch sehr wohl bekanntes Sauerfeld dieser Art zeigt Abbildung 14, das ausgetrocknete Seebecken Sirgoi.

Die Zuteilung von kleinen, nur etwa 1000 bis 5000 ha großen, in sich abgeschlossenen Weideflächen an die Siedler wäre aber sehr unzweckmäßig, denn solche Areale, so groß sie uns auch erscheinen



Abb. 15. **Wandernde Masai.**
Rinder und Esel mit Hüttenbaumaterial und Schilden beladen.

Gewähr einer ungestörten Entwickelung leisten könnte, wäre dann die doppelte und dreifache Zahl von Tieren unterzubringen. Es könnten dann jene „Sauerfelder“ in Bewirtschaftung kommen, die unter dem System einer weitgehenden Bodenparzellierung und Einzelwirtschaft niemals zur Benutzung herangezogen würden. Das Vieh hätte unter einem solchen Genossenschaftsprinzip viel weniger zu leiden, denn es wäre nur periodisch zur Wanderung gezwungen, es müßte nicht die weiten Wege zu den Tränkeplätzen zurücklegen und wäre durch freiere Bewegung in viel höherem Maße von den Seuchen verschont, als dies durch Absperrungsmaßregeln zu erreichen ist.

Wenn es sich nicht um die Flucht vor Viehseuchen handelt oder kriegerische Ereignisse zu Eilmärschen drängen, so geht die Wanderung der Masai eigentlich sehr langsam vor sich. Am frühen Morgen werden die Kühe und Ochsen vom alten Lagerplatze weggetrieben, dann folgt das Kleinvieh und zuletzt die jungen und kranken Tiere, die am neuen Lager durch die inzwischen wieder gestärkten Tiere und eingesammelte Futtervorräte wieder in bessere Verhältnisse gebracht werden (Abb. 15). Nach einem oder zwei Marschtagen ist die Wanderung gewöhnlich beendet, oder sie findet durch eine kurze Rast eine Unterbrechung. Um auf den neu besetzten Lagerplätzen den Tieren möglichst große Weideflächen zu bieten, werden die Herden in einzelne Gruppen aufgelöst und jede für sich von besonderen Hirten beaufsichtigt.

Das Wandern ist nur dann mit großen Strapazen verbunden, wenn Seuchen ausgebrochen sind und die Masai in wilder Flucht die Reste ihrer Herden auf entferntere Gründe zu treiben versuchen. Dann gehen Hunderte von Tieren an den Strapazen des langen Marsches zugrunde. Dieser Übelstand könnte von einer gut geleiteten und verständnisvollen Genossenschaft aber beseitigt werden, indem sie die von der Seuche befallenen Tiere rechtzeitig aus der Herde entfernte und durch prophylaktische Impfungen ihren Viehstand zu immunisieren versuchte.

Noch viel schwieriger und kostspieliger wie im Grabentale wird auf dem Guasso Ngischu-Plateau die Einführung fremder Viehrassen sich gestalten. Tiere aus der Niederung gehen in dem rauhen Hochlandklima an Erkältungen zugrunde und sie sind, soweit es sich um ostafrikanische Rassen handelte, nicht wertvoller als das eingewöhnte Masai-Vieh. Der Milchertrag der besten ostafrikanischen Rinderrasse übersteigt drei Liter im Durchschnitt nie. Wenn man Wollschafe einzuführen denkt, so muß man darauf bedacht sein, daß die Langhaarigkeit nur eine Anpassung an das Klima ist, und daß diese Eigenschaft trotz der sorgfältigsten Zuchtwahl wohl nach wenigen Generationen wieder latent werden wird. In den Kreuzungsprodukten von europäischen mit eingeborenen Viehrassen liegt die Gefahr einer geringeren Widerstandsfähigkeit gegen mancherlei Krankheiten. Die Klimaverhältnisse des Guasso Ngischu-Hochlandes, so günstig sie auch auf den Menschen einwirken, sind nicht derart, daß das Vieh nicht sehr darunter zu leiden hätte. Man muß die Masai selbst sehen, um zu erkennen, wie sehr sie gegen die großen Temperaturschwankungen gestählt sind, und um zu begreifen, wie gut auch ihr Vieh an diese Verhältnisse angepaßt ist. Fremdes Vieh, und namentlich europäische Tiere, die niemals solche Temperaturschwankungen zu ertragen haben, würden sich an die Guasso Ngischu-Verhältnisse viel schwerer gewöhnen als die wetterfesten Masai-Rinder, die früher auf diesen Höhen tatsächlich auch geweidet haben. Zweifelsohne würde es für die Neusiedler daher nur darauf ankommen, durch Einführung von Masaivieh und eine damit verbundene allmähliche Veredelung sich einen Viehstand zu beschaffen, der an die eigenartigen Klima- und Nahrungsverhältnisse des Guasso Ngischu-Landes angepaßt ist und durch Hebung seiner Ertragseigenschaften ihm zugleich ein genügend hohes Einkommen sichert.



Abb. 13. **Kleinviehweide im Norden des Guasso Ngischu-Hochlandes.**

Unter der Voraussetzung, daß Siedler sich auf dem Guasso Ngischu-Plateau niederlassen und durch Genossenschaftsbetrieb die Gesamtfläche dieses Hochlandes zu bewirtschaften in der Lage sind, wird die Viehzucht hier ganz sicher Boden fassen. Ihre Bedeutung wird eine um so größere werden, als für Rinder der Absatz ziemlich unbeschränkt ist und gut genährte Tiere im Preise eher noch steigen werden. In Nairobi, das von sehr produktiven Viehzuchtgebieten umgeben ist, werden gegenwärtig für Kühe 100 bis 135 M. bezahlt, für Kälberkühe 90 bis 170 M., für Schlachtochsen 40 bis 46 M. und für Zugochsen 67 bis 80 M. Ein Pfund Rindfleisch kostet auf dem Nairobi-Markte 1,3 M.

Schafe dürften ebenfalls als Fleischtiere zu züchten sein, wenn das den Absatzgebieten näher gelegene Rift Valley in dieser Hinsicht auch als gefährliches Konkurrenz-

gebiet in Betracht kommen müßte. Tiere mit 35 bis 55 Pfund Gewicht werden gegenwärtig in Nairobi, wo allmonatlich 800 bis 900 Schafe geschlachtet werden, mit 4,7 bis 7,5 M. bezahlt und kleinere Tiere mit 2,2 bis 4 M. das Stück, während das Fleisch für 20 bis 25 Pf. das Pfund in der Markthalle zum Kaufe angeboten ist.

Ziegenzucht könnte natürlich überall betrieben werden. Als Handelsware kämen aber nur die Häute in Betracht, die im Ausfuhrhandel von Britisch-Ostafrika heute schon eine sehr große Rolle spielen. Sie werden gegenwärtig in Nairobi mit 32 bis 40 M. das Bündel von 20 Stück verkauft. Im nördlichen Teile des Guasso Ngischu-Plateaus, wo sich genügend Wasser und Gerbstoffpflanzen vorfinden, könnten diese Häute mit großem Vorteil zum direkten Verbrauch zubereitet werden.

Zu einer sehr lohnenden Einnahmequelle der zukünftigen Farmer könnte sich ohne Zweifel auch die Eselzucht gestalten. Sie fände überall günstige Vorbedingungen und dürfte um so eher Erfolg haben, als die widerstandskräftigen, an die Terrain- und Klimaverhältnisse angepaßten Masai-Esel sehr gesucht und gut bezahlt werden. Ihr Absatz wird sich um so mehr steigern, als durch die Ugandabahn auch entferntere Gebietsteile erschlossen werden und der Esel als Lasttier gerade hier in dem gebirgigen Hinterlande eine zunehmende Bedeutung gewinnen muß.

Dem Nsoiaflusse folgend, durchqueren wir nun das Guasso Ngischu-Hochland in westlicher Richtung. Wir sind in der Luftlinie über 100 km von der Ugandabahn abgekommen und haben den nördlich von unserem Wege liegenden Gebieten daher kein weiteres Augenmerk mehr zu widmen. Wohl würde sich das nahe Maragnettiland, jenes zerklüftete und von dem Chibcharagnani-Rücken überragte Bergmassiv, zum Ackerbau eignen; seine Ausdehnung ist aber keine sehr große, seine Verkehrslage eine sehr ungünstige, und seine Bewohner sind noch so wenig von europäischem Einflusse berührt, daß es einer wirtschaftlichen Ausnutzung wohl noch auf lange Zeit hinaus verschlossen bleiben wird.

(Schluß folgt.)

Neue französische Forschungen in der westlichen Sahara.

Es wurde auf S. 19 des laufenden Globusbandes die letzte Saharaexpedition des Oberst Laperrine besprochen. Sie richtete sich nach Taodeni und rechnete mit einem dort für Anfang Mai 1906 verabredeten Zusammentreffen mit einer anderen, von Timbuktu ausgesandten Militärexpedition. Dieses Zusammentreffen fand dann auch in der Tat am 20. Mai statt, zwar nicht in Taodeni selbst, doch bei dem 130 km südöstlich liegenden Brunnen Gattara, wohin der Leiter der Südabteilung, Kapitän Cauvin, den Leutnant Cortier vorgeschickt hatte. Nach dem Zusammentreffen zog Cortier — der Ausmarsch war von Arauan geradeswegs auf Taodeni gegangen — in südöstlicher und südlicher Richtung nach Bu-Dschebeha, einem Orte 100 km ostsüdöstlich von Arauan, um dort mit seinem Chef sich wieder zu vereinigen. Cortier hat nun diesen Zug der Südabteilung unter Beigabe einer Übersichtskarte in 1:2000000 im Dezemberheft von „La Géographie" eingehend geschildert, und wir kommen deshalb hier darauf zurück.

Die Route Arauan—Taodeni war, abgesehen von einer Abweichung in ihrem nördlichen Teil, dieselbe, die Lenz 1880 in umgekehrter Richtung verfolgt hatte. Völlig neu ist dagegen Cortiers nach Osten ausbiegender Rückweg. Es zeichnet diese Wüstenteile ein großer Brunnenmangel aus. So existiert auf der 500 km langen Strecke Arauan—Taodeni nur ein Brunnen, der Bir-Oûnan (nach Lenz' Karte Onan, im Text Unan), der aber nur 500 bis 600 l Wasser in 24 Stunden zu geben vermag. Auch Lenz bemerkt („Timbuktu" II, S. 77), daß der Brunnen sehr wenig ergiebig sei und seine Karawane verloren gewesen wäre, wenn sie dort kein Wasser vorgefunden oder am selben Tage schon eine andere Karawane dort gelagert hätte. Ebenso steht es mit dem östlicheren Gebiet, wo zwischen Gattara und dem Brunnen Inischaig eine wasserlose Wanderdünenstrecke sich ausdehnt. Hier wäre Cortier nahezu von einer Katastrophe ereilt worden, da der Führer aus Taodeni den Brunnen Inischaig anfangs verfehlt hatte. Glühende Winde hatte er dort zu überstehen, und die Lufttemperatur stieg einmal an geschützter Stelle auf 50° C. Die Richtung der Dünen ist in dem ganzen Gebiet Ostnordost—Westsüdwest (nach Lenz Nordost—Südwest), doch besteht ein Unterschied zwischen der Dünenbildung im Süden und im Norden. Von Timbuktu bis zur Breite von Arauan sind die Dünen fast alle fest, und es liegt die schwache Neigung auf der Südseite, der Steilabfall auf der Nordseite. Weiter im Norden ist das Verhältnis umgekehrt, und es sind alle Dünen im Wandern begriffen.

Über Arauan besitzen wir eine ausführliche Beschreibung von Lenz. Cortier fügt einen Plan hinzu und gibt die Einwohnerzahl auf 900 bis 1000 an. Scherif von Arauan ist ein großer Marabut namens Arruata, ein Greis von 70 bis 80 Jahren. Das zu Lenz' Zeiten dort vorhandene Stadtoberhaupt war ebenfalls ein sehr alter Mann.

Taodeni, der berühmte Salzort, ist von René Caillié 1828 berührt worden. Lenz hatte ihn 1880 auf den Rat seines Führers im Norden und Osten umgangen. Beide teilen einiges über die dortige Salzgewinnung mit, doch haben sie selber die Salzlager nicht besuchen können. Cortier, der sieben Tage in Taodeni vergeblich auf Laperrine wartete, hat die Zeit benutzt, den Ort und die Salzgewinnung zu beobachten; er ist der erste, der uns darüber genauere Kunde gibt. Auch hat er einen Plan von Taodeni gefertigt und die geographische Breite bestimmt: sie beträgt 23° 40′ 19″ N. Danach liegt Taodeni etwa 40 Bogenminuten nördlicher als nach Lenz' Karte. In einer Einsenkung gelegen, wird es von einem Felshügel, dem Gart-Hamu-Sala, beherrscht und hat etwa die Form eines nordsüdlich verlaufenden Rechteckes von 130 m Länge und 50 m Breite. Umgeben wird es von einer mit einigen Bastionen versehenen Mauer aus Lehmblöcken, deren einziges Tor sich nach Westen öffnet. Spuren eines Grabens finden sich ebenfalls an der Westseite, und die Ostseite begleitet im Abstand von 10 m eine gegen 60 m lange Steinmauer, die Sandverwehungen verhindern soll. Das Innere zeigt enge, winklige, furchtbar unsaubere Gassen, die an den Eingängen der Gehöfte endigen. Deren Zahl beträgt 40 bis 50, die der Einwohner 200. Das Gehöft des Scherifs im nördlichen Teil hat einen Turm. Der einzige Brunnen liegt im südlichen Teil, mehrere andere Brunnen finden sich im Süden der Mauer.

Die Salzminen, denen Taodeni seit alter Zeit seinen Ruf in der westlichen Sahara und im Nigerlande verdankt, liegen 3 km südlich des Ortes an der tiefsten Stelle der Einsenkung. Der Boden ist dort mit Gips gemischter,

roter Lehm, der unter dem Einflusse der Salzkristalle aufgebläht erscheint und geborsten ist. Diese Salzkristalle durchsetzen den Boden bis zur Oberfläche. Hier nun höhlen die Sklaven des Schechs und der freien Bewohner rechtwinklige Gruben von 8 bis 10 m Breite und Länge aus. Der Lehm, oben rot, wird weiter unten grünlich und durchsetzt sich immer mehr mit Salzkristallen. In 5 bis 6 m Tiefe begegnet man plötzlich einer 25 bis 30 cm dicken Schicht reinen und weißen Salzes, das in Blöcken von 1,30 m Länge und 40 cm Breite herausgeschnitten wird. Die Blöcke werden dann behauen und der Länge nach gespalten, so daß man zwei zugerichtete und glatte Barren von je gegen 30 kg Gewicht erhält. Unter dieser ersten Salzschicht und durch ein ein paar Zentimeter dickes Lehmlager von ihr getrennt, findet sich eine zweite und unter ihr in gleicher Weise eine dritte Schicht, die in derselben Weise ausgebeutet werden. Weiter unten trifft man noch auf weitere Salzschichten; wenn aber die dritte ausgehoben worden ist, so springt von allen Seiten Wasser empor, das die Gruben ausfüllt und das Weiterarbeiten unmöglich macht. Hat man also die dritte Schicht ausgehoben, so gräbt man, um die Abbaufläche zu erweitern, an den Ecken noch kurze Gänge seitwärts in die Salzschichten hinein, um sie unter der Erde auszubeuten. Ist das geschehen, so wird die Grube verlassen, sie füllt sich wieder nach und nach mit dem Schutt und mit dem Sande, den der Wind darüber fegt. Inzwischen aber beginnt man an einer anderen Stelle die nämliche Arbeit; in den verlassenen Gruben — so meinen die Arbeiter — bilden sich mit den Jahren die Salzschichten wieder. In Jahrhunderten mag es vielleicht der Fall sein.

Diese Salzminen zählen im ganzen 100 bis 150 in Betrieb befindliche Gruben. Die alten liegen im Süden, die neuen rücken nordwärts vor. Im Winter 1905/06 wurden 32000 Salzbarren gewonnen, die die Händlerkarawanen der Berabisch und Kunta nach Süden exportierten. Angesichts dieser Menge und der mühsamen Arbeit sollte man das Schicksal der Sklaven für hart halten; sie werden indessen gut behandelt, reichlich genährt und beklagen sich über ihr Los nicht. Viele von ihnen sind verheiratet, mehrere haben sich Familien geschaffen und Hütten an der Saline erworben.

Die Minen gehören niemand. Jeder darf sich dort auf eigene Rechnung eine Grube anlegen und ohne alle Steuern das Salz gewinnen. Das tun auch einige Händler, doch setzt das immer die Anwesenheit eines Vertreters in Taodeni und den Besitz von Sklaven voraus. Die Berabisch- oder Kuntanomaden haben solche aber nicht, und der Mangel an Weide hindert sie, sich dort länger als einige Stunden aufzuhalten. Sie ziehen es also vor, die erforderlichen Salzbarren bereits fertig vorzufinden. Dieser Nachfrage entspricht die Produktion der Taodeniter, die den Händlern für Baumwollstoffe, Reis, Hirse und andere Waren im Wert von 1 Fr. (in Timbuktu) einen Salzbarren geben, der auf den Märkten des Nigerlandes für 10 bis 12 Fr. weiter verkauft wird. Da ein Kamel vier Barren trägt, so würde in der Theorie jede Last dem Händler wenigstens 36 Fr. einbringen. Aber dieser Nutzen verringert sich stark: am Niger ist an die französischen Behörden der zehnte Teil des Wertes als Steuer zu entrichten; die Kamele halten nur 6 bis 7 Jahre die Reise nach Taodeni aus, und das in ihnen steckende Kapital muß daher amortisiert werden; und endlich sind die Verluste an Tieren während des mühsamen und gefährlichen Transports außerordentlich beträchtlich. Es ist indessen dieser Salzhandel das einzige Existenzmittel für alle die am Niger wohnenden Berabisch- und Kuntastämme, und er ist auch die einzige Hilfsquelle, die es den Taodenitern gestattet, in ihrem von allem entblößten Orte zu leben; er ist aber auch der Grund für den Mangel an Neigung unter den Nomaden für die Franzosen, der in der Furcht wurzelt, daß sie ihnen künftig in diesem Handel Konkurrenz machen könnten.

Auf der Stelle, wo Taodeni selbst sich erhebt, gibt es kein Salz. Während das Wasser der Salinen außerordentlich brackig und zum Trinken ungeeignet ist, treffen 3 km davon entfernt die 12 bis 15 m tiefen Brunnen bei Taodeni nicht auf die salzführenden Schichten; ihr Wasser ist zwar mit schwefelsaurer Magnesia gesättigt, wenig durststillend und stark purgierend, schmeckt aber nicht salzig. Während alle Schichten des Gart-Hamu-Sala, die aus rotem und grünlichem Ton und aus Kalkerde bestehen, vollkommen horizontal streichen, wird ein langgezogener westöstlich gerichteter Kamm weiter im Süden, der sich durch eine Ader am Boden bis südlich vom Gart-Hamu-Sala verlängert, durch eine Schicht graublauen Lehms gebildet, die fast vertikal mit ganz leichter Neigung gegen Süden hervortritt und den Boden des Beckens zu bilden scheint, auf dem die Salzschichten lagern.

Nach der mündlichen Überlieferung existiert Taodeni erst seit etwa 300 Jahren. Vorher und bis in die graue Vorzeit befanden sich die Salzminen in Taghasa, fünf Tagereisen nordwestlich von Taodeni, und gehörten und wurden ausgebeutet von dem Stamme El-Agardaui. Indessen hatte Taghasa ums Jahr 1600 einem marokkanischen Heer den Einlaß verwehrt, es wurde deshalb auf Befehl des Sultans zerstört, seine Einwohner wurden zerstreut und die Minen verschüttet. Einige Taghasaner ließen sich darauf in der Gegend des heutigen Taodeni nieder. Das geschah um die Zeit der marokkanischen Okkupation Timbuktus. Ein Kaid namens Ayuni entdeckte an der heute abgebauten Stelle als erster das Vorhandensein von Salz, er erkannte sofort die Wichtigkeit dieses infolge des Aufhörens des Salzexports von Taghasa um so nützlicheren Fundes, begab sich nach Marrakesch und erhielt vom Sultan Muley-Sliman den Befehl über das Land. Mit Waffen und Gepäck kam er zurück, die El-Agardaui flohen bei seiner Annäherung, und er konnte sich zunächst eine Häusergruppe bei Telik, 28 km weiter östlich, einrichten, dann aber sich endgültig in dem heutigen Taodeni niederlassen, sobald dort genügende Brunnen erbohrt waren. Der Sultan schickte darauf ein Verstärkungsheer von 10000 Mann nach Timbuktu, die aber alle in der Wüste umkamen. Ein zweites, ein Reiterheer, erreichte Taodeni, grub bei Telik die zahlreichen Brunnen, festigte die Autorität Ayunis und gelangte glücklich nach Timbuktu. Seitdem lebte Taodeni von der Ausbeutung seiner Salinen. Es hatte einige Kämpfe mit einem Nachbardorf, das die Taodeniter schließlich zerstören konnten, doch wurde es von den marokkanischen Banden respektiert, wenn auch regelmäßige Erpressungen durch diese Banden vorkamen. Allmählich ist die Autorität des Sultans von Marokko in Taodeni geschwunden und dieses vollkommen unabhängig geworden. Die Herrschaft blieb in der Familie Ayunis, der heutige Häuptling Aba-Kaïna ist sein Nachkomme.

Lenz verzeichnet einige Kilometer westlich von Taodeni die Ruinen einer „uralten Stadt"; es finden sich dort alte Mauerreste, Schmuckgegenstände und Werkzeuge, „die auf eine andere Kultur als die gegenwärtige hinweisen". Ob es die Ruinen des nach Cortier von den Taodenitern zerstörten Nachbardorfes sind? Lenz erwähnt dann noch steinzeitliche Funde der Salzarbeiter. Es sind gut gearbeitete und geglättete Meißel und hammerartige Instrumente aus einem harten Grünstein. Lenz bildet einige davon ab (a. a. O. II, S. 72 u. 73) und bemerkt,

die Leute stießen nicht allzu selten auf solche Geräte und ließen sie nach Timbuktu und Arauan mitnehmen, wo sie zum Zerreiben des Getreides benutzt würden. In Cortiers Bericht finden wir nichts über solche Funde; er erwähnt aber noch, die Eingeborenen behaupteten, sie hätten in dem mit Salz gemischten Lehme Knochen und Abdrücke von Flußpferden und Krokodilen gefunden. Nach einer Sage (in Arauan?), die Cortier verzeichnet, soll der Niger früher in der Gegend des Felsenpasses Foum-el-Alba (etwa 200 km nordnordwestlich von Arauan auf der Straße nach Taodeni) vorbeigeflossen sein.

Der Glockenberg von Hermosillo.

Von Johann A. Spring. Los Angeles.

Der westlichen Seite der Stadt Hermosillo, der Hauptstadt des mexikanischen Staates Sonora, entlang verläuft die lange, enge Carmelstraße, so genannt nach der an ihrem südlichen Ende gelegenen Carmelkirche. Unmittelbar an der der Stadt abgekehrten Seite erhebt sich ein Felshügel, dessen höchste Spitze um etwa 200 m die Umgebung überragt. Diese Felsenmasse ist wohl das Resultat alter vulkanischer Tätigkeit, da alle ihre Bestandteile die Eigenschaften aller Lavagesteine aufweisen. Nichts wächst auf diesem Berglein, ausgenommen hier und da spärliches Gebüsch oder Gras in einer Felsspalte, wo die Verwitterung des Gesteins etwas Erdreich geschaffen und der Wind oder ein Vogel einige Samenbeeren hingebracht haben mögen. Die Oberfläche besonders des oberen Teiles des Berges ist vielfach durch Höhlen, Klüfte und Spalten unterbrochen, neben denen sich zackige Spitzen und Steine von allen Größen und Formen befinden.

Dieser Felsenhügel ist im ganzen Lande unter dem Namen „el cerro de las campanas" (der Glocken) bekannt, weil zu gewissen Zeiten, scheinbar aus seinem Innern, langgezogene Töne, die oft eine schöne Harmonie bilden, herauskommen. Je nach der Richtung der herrschenden Winde verändern sich die Töne in ihrer Stärke und Klangfarbe. Bald scheinen sie das Geläute ferner Glocken zu sein, bald Orgeltöne in ziemlicher Nähe; bei sehr schwachem Winde wird der aufmerksame Lauscher unwillkürlich an leises Flötenspiel erinnert. Bei gänzlicher Windstille bleibt der Berg stumm.

Trotz ernster Bemühung und endlosen Befragens der Einwohner war es mir unmöglich, die Ursache dieser merkwürdigen Naturerscheinung zu ermitteln. Die Besteigung des Berges allein ist zwar leicht genug, aber das Herumklettern in den unzähligen Klüften und Spalten in der Suche nach einem unfaßlichen Problem ist höchst anstrengend, besonders während der dortigen Sommerhitze. Auch fehlte mir dazu die Zeit. Endlich erinnerte sich ein alter Oberrichter einer „merkwürdigen Geschichte", die er einmal von einem Yaqui-Indianer über das Glockenspiel des Berges gehört, und sagte mir, wo dieser Indianer wahrscheinlich zu finden wäre, da er seit Jahren auf der Farm eines französischen Pflanzers arbeite. Hier fand ich auch den Yaqui ohne viele Mühe.

Von allen Indianerstämmen, mit denen ich an der Küste des Stillen Meeres, von Alaska bis Acapulco, in Berührung getreten bin, sind die Yaqui-Indianer unbedingt die intelligentesten und arbeitsamsten. Daß sie im Kriege mit den mexikanischen Truppen ihre Tapferkeit und Ausdauer bewiesen haben, weiß wohl jedermann. Sie sind aber auch gelehrige Handwerker, fleißige und zuverlässige Landarbeiter. Die Männer sind meist hoch gewachsen, nervige Gestalten, schnelle, nie ermüdende Dauerläufer und zu allen athletischen Übungen wie geschaffen. Die jungen Frauen und Mädchen sind zwar von kleiner Statur, aber üppig gebaut; ihre Hände und Füße sind klein und zierlich, ihre Formen rund und voll. Die meisten Yaqui verstehen und sprechen geläufig Spanisch, besonders diejenigen, die längere Zeit als Viehhirten und Landarbeiter auf mexikanischen Haciendas oder in Städten und Dörfern als Handwerker gearbeitet haben. Merkwürdigerweise jedoch hat sich bei ihnen ein auffallender, unrichtiger Sprachgebrauch sozusagen eingebürgert, der darin besteht, daß sie stets den männlichen Artikel vor einem weiblichen Hauptworte (und umgekehrt) gebrauchen, sofern sie von Sachen sprechen: so sagen sie z. B. la camino (der Weg) statt el camino und el mesa (der Tisch) statt la mesa. Sprechen sie jedoch von Menschen und Tieren, bei denen das Geschlecht klar ist, so setzen sie stets den richtigen Artikel vor.

Als ich Manuel — so hieß der von mir gesuchte Indianer — gefunden hatte, brachte ich das Gespräch bald auf den Glockenberg und sein Getöne, worauf er mir die darüber bestehende Sage erzählte, die mir übrigens auf meiner bald darauf folgenden Reise nach dem Seehafen Guaymas, und in dieser Stadt selbst, mit unbedeutenden Abweichungen so ziemlich alle Yaqui wiederholten, die ich darüber befragte. Anstatt jedoch von einem Glockengeläute zu sprechen, wie die Mexikaner, bezeichneten sie alle die aus dem Berge kommenden Töne als „Stimmen", wie es auch in der Natur der Sage lag.

Die Yaqui behaupten, daß der Berg vor langen, langen Jahren ein schöner, grasbewachsener Hügel gewesen sei mit saftigen Weiden und schattigen Bäumen; daß die umliegenden Täler, in denen unzählige Herden weideten, von Gräsern und Blumen dufteten, da in jenen längst vergangenen Zeiten die Regengüsse viel häufiger und reichlicher gewesen wären, so daß das Flußbett niemals trocken geworden sei, wie es jetzt häufig der Fall ist. Ihre Nation war reich und mächtig und so zahlreich wie die „Sandkörner an der Küste". Die Yaqui bewohnten das ganze Land der Pimeria alta (jetzt Sonora und der südliche Teil des Territoriums Arizona) bis hinunter an das Meer. Auch an metallenen Schätzen waren sie reich, besonders an Goldstaub, Silber und Kupfer. Ihr Moctezuma (Herrscher, Kaiser) war ein großer Krieger, hoch und stark gewachsen; seine Augen waren scharf wie die des Adlers; kein anderer konnte seinen Bogen spannen, seine Kriegslanze handhaben; sein Schild war aus lauter Silber und glänzte wie der Vollmond. Seine Wohnhäuser, große aus Lehmziegeln aufgeführte Gebäude, standen auf dem Gipfel des Hügels. Vor dem Haupttore hing an einem Querbalken zwischen zwei Pfosten eine große Scheibe von gehämmertem Silber, und wenn der Herrscher mit seiner kräftigen Faust auf sie schlug, tönten die Schläge bis weit hinunter ins Tal und riefen seine Häuptlinge zur Beratung. Das ganze Land war ihm untertan. Auf der Frontseite der Ratshalle war über dem Dache ein hoher Wart- und Wachtturm errichtet, auf dem bei Tage Rauch- und bei Nacht Feuersignale gegeben wurden, die nach allen Richtungen hin in gewissen Entfernungen wiederholt wurden, so daß in ganz kurzer Zeit des Moctezumas Befehle bis an die

Küste sowohl wie bis an die äußerste östliche Grenze gelangten. Überdies standen unter seinem Befehle viele Schnelläufer, die schnell wie ein Präriewolf des Herrschers Gebote über Berg und Tal trugen. Es gab keinen mächtigeren Herrscher als Takahuitl, dessen Untertanen in größere und kleinere Heerhaufen für den Krieg eingeteilt waren. Um seinen Palast herum zerstreut lagen in einem Halbkreise die der obersten Räte. Etwas abseits befanden sich die Wohnungen seiner Frauen, seiner Knechte und Mägde, so daß der Gipfel des Hügels das Ansehen eines Dorfes darbot.

Takahuitl hatte alle angrenzenden Nachbarvölker unterjocht und sie tribut- und kriegspflichtig gemacht. Sie fühlten das Joch der Yaqui und beugten sich darunter wohl oder übel, denn ihre Unterdrücker waren zu mächtig. Jedoch von Zeit zu Zeit wurde das Land an der östlichen Grenze von einem nomadischen, kriegerischen Volke heimgesucht. Dessen Krieger kamen plötzlich wie eine windgetriebene Wolke über die Grenzen und drangen mordend und plündernd in das Land, die Männer tötend, die Frauen und Kinder fortschleppend, die Hütten und Ernten verbrennend und die Herden forttreibend. Die Yaqui hießen diese Räuberbanden Comanches. Zuerst kamen sie zu Fuß, später waren einige Berittene dabei. Als sich dann ihre Pferde vermehrt hatten, kamen schließlich alle Comanches beritten und sausten daher wie der Sturmwind. Die Yaqui, die früher nie Pferde gesehen, waren nicht wenig beunruhigt über diese neue Erscheinung, um so mehr, als sie der schnellen Bewegungen der Feinde halber diese nicht zum Stehen und Kämpfen bringen konnten.

Da begab es sich, daß während der Regierung des damals noch jungen Herrschers Takahuitl die Comanches wieder einen Überfall machten. Sie überfielen eine Niederlassung am Sonoraflusse, da, wo jetzt das Städtchen Magdalena steht, und überrumpelten die Einwohner mit oben angedeutetem Resultate. Takahuitl geriet in fürchterlichen Zorn und schwur bei dem großen Sonnengotte, daß er blutige Rache nehmen würde. Er versammelte ein Heer, zusammengesetzt aus den tüchtigsten jungen Kriegern, und verfolgte die Comanches unablässig bei Tag und Nacht. Diese zogen sich gegen Nordosten zurück. Als sie jedoch auf die steinigen Hochebenen vom jetzigen Arizona und Neu-Mexiko kamen, wurden die Hufe ihrer unbeschlagenen Pferde wund und die Yaqui brachten sie zum Stehen. Unweit vom „großen Flusse" (unzweifelhaft ist damit der Rio Grande gemeint, der die jetzige Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko bildet) kam es zu einer sehr blutigen Schlacht, in der die Comanches völlig unterlagen und viele Gefangene einbüßten, von denen die Yaqui die Weiber und Kinder nach Hause schleppten.

Unter diesen Gefangenen erkor sich Takahuitl ein wunderschönes Mädchen von ungewöhnlich heller Farbe und hoher Anmut. Die Yaqui gaben ihr den Namen Lotumaia (die Zaunwinde). Es dauerte nicht lange, so entwickelte sich zwischen Takahuitl und dem Comanchemädchen ein intimes Liebesverhältnis, was des Moctezumas erste, bereits ältere Frau bald merkte. Doch wagte sie es nicht, darüber ihrem Herrn und Gebieter Vorwürfe zu machen.

Nun kam eines Tages Takahuitl müde und hungrig von einer erfolglosen Jagd nach Hause. Es war bereits spät am Abend. Der ganze Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt; zackige Blitze durchzogen die Finsternis unaufhörlich, obschon kein Regen fiel; die Luft war erstickend schwül. Takahuitl setzte sich vor der Wohnung seiner Frau auf ein Bündel von Tierfellen und verlangte Speise und Trank. Sein Bogen und leichter Jagdspeer standen neben ihm an die Hüttenwand angelehnt. Auf Geheiß seiner Frau brachte ihm eine Dienerin ein Stück trockenes Brot und eine Kürbisschale voll Wasser. Entrüstet über solch ein ungewohntes, eines Herrschers unwürdiges Mahl rief er zornig seine Frau herbei. Unwillig und zögernd erschien diese vor ihm; ihre Augen funkelten in grünlichem Glanz, und auf seinen Befehl, bessere Nahrung zu bringen, antwortete sie höhnisch: „Einem armseligen Jäger geziemt armselige Speise." In diesem Augenblick trat Lotumaia, von ihrer Hütte kommend, herzu und setzte vor ihren Herrn ein angenehm duftendes Fleischgericht und frisch gebackenes Brot. Er dankte ihr und sagte: „Süßes Kind, wieviel gütiger ist dein Herz als das . . . ." Weiter kam er nicht, denn wie eine Furie hatte sich das eifersüchtige Weib der haarscharfen Lanze ihres Mannes bemächtigt und stieß sie mit aller Kraft mitten in das Herz des Comanchemädchens, das sofort hinfiel und starb.

Als ob die Natur selbst sich über den grausamen Mord erzürnt, erschollen schnell hintereinander Donnerschläge, begleitet von fortwährenden Blitzen. Der Hügel fing an zu zittern; seine Oberfläche hob und senkte sich; plötzlich öffnete sich die Erde und verschlang, was da war, in einen großen Schlund, aus dem Feuer und schweflige Dämpfe in großen Säulen aufstiegen. Nichts blieb als der Steinhaufen, den man jetzt den „Berg der Glocken" heißt. In seinem Innern liegen, durch Felsmassen getrennt, die beiden Liebenden, die sich noch im Jenseits zurufen. Ihre Stimmen sind die Glockentöne des Berges.

Unzweifelhaft besteht irgendwo am Eingange einer Höhle oder einer Kluft oder in einem durchlöcherten Felsen eine gigantische natürliche Flöte, die je nach der Richtung und Stärke des Windes die auf andere Art nicht erklärlichen Töne hervorbringt.

Dr. Steins letzte Forschungen in Ostturkestan.

Dr. M. A. Stein, von dessen neuer Reise nach Ostturkestan in Bd. 90, S. 148 Mitteilung gemacht wurde, hat im November seine Arbeiten abgeschlossen und kündigte seine Heimreise an. Steins Aufgaben waren archäologische Forschungen und topographische Aufnahmen, welch letztere wieder sein alter indischer Reisegefährte Ram Singh ausgeführt hat. Über Sarhad (Wakhan) erreichte Stein Anfang Juni Kaschgar und organisierte dort seine Karawane. Einem Briefe Steins an die Londoner geographische Gesellschaft aus Kerija vom 10. Oktober (abgedruckt im „Geogr. Journ.", Januar 1907) ist zu entnehmen, daß Ram Singh, während Stein in Kaschgar war, den noch unerforschten Teil des Taschkurgantales und die Osthänge des Mustag-ata bis zur Breite von Janggihissar (39°) aufnahm. Nachdem beide in Jarkand sich wieder vereinigt hatten, zogen sie durch das Hügelland bei Kokyar nach Khotan. In jenem Hügellande erlangte Stein eine ansehnliche Menge anthropologischer Messungen und Angaben über das Pakhpovolk, einen interessanten kleinen Volksstamm, der in seiner Gebirgsisolierung seine Hauptcharakteristika sich noch unberührt erhalten hat; er ist eng verwandt mit den heutigen Galchas der Pamir, deren Sprache iranisch ist, und muß in alten Zeiten östlich bis Khotan sich erstreckt haben. Während Stein diesen Stamm untersuchte, nahm Ram Singh die Schneekette am Karlik Dawan auf und erforschte unter großen Schwierigkeiten das wilde Gebirge, in dem das noch unbekannte Stromstück zwischen den Läufen des Karakasch und des Jurunkasch sich ausdehnte. Dieses Stromstück wurde nun also auch aufgenommen.

Anfang August war Stein in Khotan. Er machte von dort einen Abstecher südwärts, um seine Forschungen von 1900 über die großen Gletscher im Quellgebiete des Khotanflusses zu vervollständigen. Hierauf drang er zwecks archäologischer Untersuchungen ostwärts von Khotan in die Wüste vor. Zunächst ging er nach den 1900 von ihm zum Teil

ausgegrabenen Ruinen bei Rawak und dem weiten Trümmerfelde (Tati) von Hanguja. Stein fand den Hof der Stupa von Rawak noch mehr unter den Sanddünen vergraben als früher, entdeckte aber in der Nähe weitere Spuren früherer Besiedelung. Die Ausgrabung des Ruinentempels auf dem Hanguja-Tati ergab viele kleine Terrakottareliefs, die einst die Wände geziert hatten. Der Stil dieser Reliefs ist durchaus von Vorbildern griechisch-buddhistischer Kunst abgeleitet und stimmt genau mit den aus dem 5. bis 6. Jahrhundert n. Chr. stammenden Rawak-Stupareliefs überein. Von Interesse ist das Vorherrschen reichlich vergoldeter Stücke. Die Stätte scheint noch einige Zeit nach dem Verfall des Tempels bewohnt gewesen zu sein. Die Ruine liegt nur 3 km von der heutigen Grenze der bewässerten Fläche, und der Anbau in dem fruchtbaren Hangujastriche rückt jetzt beständig auf die Areale vor, die früher der Wüste überlassen worden waren. In den vom Jurunkasch gespeisten Kanälen ist genug Wasser für eine ausgedehnte Berieselung vorhanden, und wenn die jetzigen günstigen wirtschaftlichen Bedingungen und das Anwachsen der Bevölkerung anhalten, erscheint es möglich, daß ein großer Teil des verlassenen Tati, das teilweise von Dünen überflutet wird und stellenweise der Winderosion unterliegt, in nicht ferner Zeit der Wüste entrissen wird. In den von ihm wieder besuchten Teilen der Khotanoase war Stein überrascht von der Ausdehnung des kultivierten Bodens seit den sechs Jahren seines ersten Besuches. Große Flächen, die 1900/01 wüst lagen oder mit Triebsand bedeckt waren, sind jetzt wieder unter Kultur genommen worden, z. B. die Stätte des ehemaligen Chalma-Kasan. Auch die Bewohnerzahl von Khotan wächst, und in den anderen westlichen Oasen Chinesisch-Turkestans nimmt der Wohlstand ebenfalls stark zu. Dieser Vorgang hat, wie Stein bemerkt, sowohl ein historisches wie ein geographisches Interesse und sollte im Auge behalten werden bei der Beurteilung der Frage nach früheren physikalischen Bedingungen in historischer Zeit.

Östlich von der Khotanoase beschäftigte sich Stein zuerst mit der Gruppe kleiner Ruinenstätten bei dem Dorfe Domoko. Er hatte 1901 den nördlichsten Teil berührt, wo einige Reste von Wohnhäusern vom Winde freigelegt waren. Ein unternehmender Dörfler hatte hier dann nach „alten Papieren" gesucht, um sie auf dem Antiquitätenmarkt von Khotan zu verkaufen. In Begleitung dieses Mannes ging Stein nach der Stätte von Khadalik. Die wichtigste Ruine war ein buddhistischer Altar, der durch „Schatzgräber" schon in früherer Zeit in einen Trümmerhaufen verwandelt worden war. Bei sorgfältiger Klärung desselben fand Stein aber doch noch eine große Zahl von Manuskripten auf Papier in Sanskrit, Chinesisch und in der „unbekannten" Sprache des alten Khotan, sowie viele Holztäfelchen mit derselben Sprache und einige in tibetanischer Sprache. Zumeist enthalten die Handschriften Teile buddhistischer Texte, die als Opfergaben dort niedergelegt worden sind. Zahlreich waren ferner die Reste von Stuckreliefs, von Fresken, die die Tempelwände geziert hatten, und von gemalten Feldern, deren Stil es sehr wahrscheinlich macht, daß der Altar derselben Zeit angehört, wie die von Stein in Dandan-Uilik (zwischen Jurunkasch und Kerijafluß) ausgegrabenen Tempel, nämlich dem Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr. Dieses Datum wurde aber noch bestätigt durch auf Fäden gezogene Rollen chinesischer Kupfermünzen, die Stein auf einem anderen Altar ganz in der Nähe fand. Dasselbe Heiligtum ergab dann noch unter anderem Teile eines viel älteren Sanskritmanuskripts auf Birkenrinde, das zweifellos von Indien importiert ist, und einige vorzüglich erhaltene breite Rollen eines buddhistischen Textes in Chinesisch, die auf der Rückseite offenbar die Übersetzung in die „unbekannte" Sprache des alten Khotan tragen, werden vielleicht den lange ersehnten Schlüssel für die Entzifferung jener Sprache abgeben [1]).

Auch die Nachforschungen auf den benachbarten Ruinenstätten ergaben noch manchen Fund. Auch hier stellte sich heraus, daß sie, ebenso wie Dandan-Uilik und Khadalik, gegen Ende des 8. Jahrhunderts verlassen worden sind. Diese chronologische Tatsache hat auch geographische Bedeutung: Khadalik liegt nur 5 km von dem Flusse ab, der den nördlichsten Teil von Domoko bewässert, während Dandan-Uilik, das nach den Untersuchungen Huntingtons ehemals sein Wasser aus demselben Irrigationssystem erhielt, volle 90 km nördlicher in der Wüste liegt; es fragt sich also, inwieweit die Tatsache, daß solche weit voneinander getrennte Örtlichkeiten zu ein und derselben Zeit verlassen worden sind, aus rein physikalischen Veränderungen zu erklären ist. In diesem Zusammenhange haben ferner die Resultate der Ausgrabung eines alten Schutthügels am Südrande der Domokooase, an der der Wüste abgekehrten Seite, ein besonderes Interesse. Es fand sich dort außer Dokumenten in der Schrift des alten Khotan eine umfangreiche Sammlung auf Holz geschriebener chinesischer Berichte über Verwaltungsangelegenheiten. Die Schuttlager der Örtlichkeit datieren ebenfalls annähernd vom Schlusse des 8. Jahrhunderts, und es war das gerade die Zeit, als die Chinesenherrschaft in Ostturkestan und mit ihr eine Periode der Blüte durch eine tibetanische Invasion beendet wurde. Stein will mit diesem Hinweis offenbar andeuten, daß die Verödung Ostturkestans vielleicht doch nicht auf Klimaänderungen, sondern auf menschliche Eingriffe (Kriege) zurückzuführen ist.

Schließlich zog Stein nach Kerija, von wo er noch die Ruinenstätte in der Wüste jenseits Nija untersucht hat. Hierüber liegen noch keine Mitteilungen vor.

[1]) Es handelt sich wohl um die unbekannte Sprache, von der, wie kürzlich berichtet, der deutsche Forscher v. Lecoq Manuskriptproben aus Chinesisch-Turkestan mitgebracht haben soll. Vgl. Globus, Bd. 91, S. 68.

Bücherschau.

A. V. Williams Jackson, Persia Past and Present. A Book of Travel and Research. XXXI u. 471 S. Mit über 200 Abb. und 1 Karte. London, Macmillan u. Co., 1906. 17 s.

Die persische Reise des Verfassers, der Professor der indoiranischen Sprachen an der Columbia-Universität ist und mit Arbeiten aus seinem Fache auch in deutschen Zeitschriften vertreten war, fand von März bis Mai 1903 statt. Sein Zweck waren archäologische Studien und Forschungen über Zoroaster und die heutigen Anhänger von dessen Lehre. Er hat hier manche neue Einzelheit ermitteln, manchen dunkeln Punkt erhellen oder zu seiner Aufklärung Fingerzeige geben können, und es erscheinen auch mitunter längst bekannte historische Tatsachen in neuer Gruppierung und Beleuchtung. Diese Dinge sind teils in in sich geschlossenen Kapiteln des vorliegenden Buches behandelt, teils als geschichtliche und philologische Notizen in den Reisebericht verwebt, wobei sehr reichlich auf die Literatur verwiesen wird. Der Verfasser hat aber auch den Verhältnissen im modernen Persien seine Aufmerksamkeit geschenkt, und seine auch weiteren Kreisen zu empfehlende Reiseschilderung ist an Bemerkungen hierüber nicht arm. Zahlreiche gute Abbildungen unterstützen überall die Ausführungen.

Der Verfasser betrat, von Tiflis kommend, bei Tabriz persischen Boden und machte von da eine Reise um das Westufer des Urmiasees. Es interessierte ihn diese Gegend, da Zoroaster dort geboren und lange gelebt hat, das Avesta auch Notizen über sie enthält, z. B. über die dortigen Vögel und Hunde. In einigen der „Aschenhügel" bei Urmia nahm der Verfasser Ausgrabungen vor; es sind dort Steinsarkophage mit je mehreren Skeletten gefunden worden, deren Alter aber nicht sicher ist. Nach Südosten weiterziehend, besuchte der Verfasser die damals (Ende März) noch größtenteils im Schnee vergrabenen Ruinen von Takht-i Suleiman, das Rawlinson fälschlich für das alte Ekbatana gehalten hatte. Wahrscheinlich, meint der Verfasser, war Takht-i Suleiman das Ganjak der Pahlavitexte. Dann gelangte der Verfasser nach Hamadan, das heute allgemein für Ekbatana gilt. Er bemerkt, daß Nachgrabungen dort vielleicht Interessantes zutage fördern dürften, bespricht die unter der heutigen Bevölkerung noch herrschenden Überlieferungen und erwähnt, daß die berühmten Keilinschriften des Darius und Xerxes bei dem nahen Ganj-Namah, die Rawlinson die vollständige Entzifferung der Keilschrift ermöglichten, sehr unter den Witterungsunbilden zu leiden haben. Einen Abstecher nach Südwesten bis Kermanschah unternahm der Verfasser in der Hoffnung, die Keilinschriften an den sehr schwer zugänglichen Felsen von Bisutun, von denen nur Rawlinson Abdrücke hatte machen können, kopieren zu können. Er hielt sich dort eine Woche auf. Die persische Inschrift hat seit Rawlinson durch darüber sickerndes Wasser stark gelitten, doch gelang es dem Verf., die meisten zweifelhaften Stellen zu ergänzen und die ersten Photographien zu gewinnen. S. 196 bis 208 werden diese Ergänzungen mitgeteilt und erörtert. Die unvollendete, leer gebliebene Inschriftentafel scheint der Verfasser für älter als die beschriebenen zu halten. Einen Steinblock mit Reliefs in der Nähe, den der Verfasser nicht photographieren konnte und für bisher nicht erwähnt hält, hatte 1902 O. Mann

gefunden. Eine Photographie ist im Globus, Bd. 83, S. 328, wiedergegeben, was dem Verfasser entgangen ist. Während der Verfasser meint, diese Reliefs gehörten der Achämenidenzeit an, denkt Mann an sassanidischen Ursprung. Sassanidisch, d. h. viel jünger als die Tafeln von Bisutun, sind die Basreliefs von Tak-i Bostan bei Kermanschah, die darauf besichtigt wurden. Auf der Rückreise nach Hamadan sah der Verfasser sich die Ruinen des Tempels der persischen Diana bei Kangavar an. de Morgan hatte an ihm einen verworrenen griechischen Stil aus parthischer Zeit erkennen wollen, während der Verfasser ihn der Achämenidenzeit zuzusprechen geneigt ist. Bei Ispahan nahm der Verfasser die Ruinen des noch wenig beachteten Feuertempels in Augenschein. Er ist den Achämeniden zugeschrieben worden; der Verfasser versucht indessen zu zeigen, daß die heutigen Reste um 1000 Jahre jünger sind und aus der Sassanidenzeit stammen dürften. Weiter führte den Verfasser sein Weg nach Schiraz über die berühmten Ruinenfelder von Pasargadä (Grab des Cyrus) und Persepolis (Königsgräber und große Plattform). Sie sind wohlbekannt, doch widmet ihnen der Verfasser zwei lesenswerte Kapitel. Das als Grab des Cyrus bezeichnete und auch vielfach dafür anerkannte Bauwerk erklärt auch der Verfasser als die Ruhestätte des Begründers des Perserreiches. Von Schiraz ging der Verfasser nach Norden zurück und beschäftigte sich in Yezd, der Hochburg der Anhänger der Lehre Zoroasters, mit den Bekennern dieser Religion. Lange konferierte er mit den Häuptern der Sekte, Texte wurden geprüft und photographiert, und eingehend beschreibt der Verfasser die Riten und Gebräuche dieser Feueranbeter. Von unterrichteter Seite in Teheran wurde die Zahl der persischen Jünger Zoroasters auf etwa 11000 angegeben; davon wohnen 8000 bis 8500 in und bei Yezd und 2400 in Kerman. Bei Teheran endlich besuchte der Verfasser das Ruinenfeld von Rei, des medischen Ragha, dessen bis zu 15 m hohe Nordumwallung noch ziemlich gut erhalten ist. Demoliert werden die Ruinen durch Leute, die nach Münzen und Töpfen suchen und die Ziegel ausbrechen, um sie in Teheran bei Bauten zu benutzen. In Rescht verließ der Verfasser persischen Boden; seinen Ausflug nach Samarkand hat er nicht mehr beschrieben.

—r.

Duc d'Orléans, A travers la banquise. Du Spitzberg au Cap Philippe. Mai—août 1905. 349 S. Mit 400 Abb. u. 3 Karten. Paris, Plon-Nourrit et Cie., 1907. 20 Fr.

Über die interessante Fahrt des Herzogs Philipp von Orleans von Spitzbergen nach der Ostküste Grönlands und deren Rekognoszierung nördlich von Kap Bismarck war bisher nichts Näheres zu hören gewesen, und auch die Teilnehmer hatten sich in Schweigen gehüllt: sie wollten dem Veranstalter der Expedition anscheinend nicht vorgreifen. Dieser hat nunmehr sein Tagebuch mit dem vorliegenden Werke veröffentlicht. Es ist außerordentlich glänzend ausgestattet mit einer fast erdrückenden Fülle technisch schöner Abbildungen, darunter zehn farbigen Tafeln und zwei guten Karten, von denen die eine ein Übersichtsblatt ist, während die andere im Maßstabe von etwa 1:2000000 die neuentdeckten Küstenteile Ostgrönlands darstellt. Der Herzog hatte für die Reise die „Belgica", das Schiff der belgischen Südpolarexpedition, erworben und sie für eine etwa nötig werdende Überwinterung ausgerüstet. Der erste Teil des Forschungsprogramms umfaßte insbesondere ozeanographische Arbeiten an den Nord- und Westküsten Spitzbergens und zwischen diesem Polarlande und Ostgrönland. Zu diesem Zwecke sind zahlreiche Lotungen und Temperaturmessungen ausgeführt und Boden- und Wasserproben genommen worden. Ferner wurde dem Tierleben viel Aufmerksamkeit geschenkt. Die Packeisverhältnisse waren dem Unternehmen zunächst nicht günstig. Die undurchdringlichen Eismassen im Norden von Spitzbergen ließen Ende Juni an dessen Küste einen nur schmalen fahrbaren Kanal frei, und der Versuch, nach Westen vorzudringen, erschien anfangs wenig aussichtsvoll. So fuhr man an der Eiskante entlang nach Westen und dann nach Südwesten, und erst am 21. Juli war das Packeis passierbar und gestattete den Westkurs zur grönländischen Küste. Diese erreichte man einige Tage darauf bei Kap Bismarck, dem nördlichsten Punkte, bis zu dem 1870 die zweite deutsche Nordpolarexpedition die Ostküste Grönlands hatte aufklären können. Hier bot sich zwischen dem Packeis und der Küste ein gut fahrbarer offener Kanal, der nun benutzt wurde. Wie günstig die Lage dort im Sommer 1905 war, ergibt sich aus der Versicherung des Kapitäns einer Tromsöer Fangjacht, die der Herzog bei Kap Bismarck antraf; dieser behauptete, er suche jenen Küstenteil schon seit 30 Jahren auf, habe aber noch niemals ein gleich gutes Eisjahr erlebt. Die „Belgica" gelangte somit nordwärts bis zur Breite 78° 16′, dann wurde das Packeis aber wieder so dicht, daß die Umkehr notwendig erschien. Es wurde unter jener Breite noch ein Vorstoß nach Osten gemacht, wobei das Vorhandensein einer Bank, der „Belgicabank", festgestellt wurde; hierauf ging man nach Süden zurück und vervollständigte in den klaren ersten Tagen des August, die sehr neblige Tage abgelöst hatten, die Aufnahmearbeiten bis zum Südende der Koldeweyinseln (76° nördl. Br.). Jene Aufnahmen haben zwar nur den Charakter einer Rekognoszierung, zumal Landungen nur bei Kap Bismarck und dem neuentdeckten Kap Philipp (77° 38′) ausgeführt werden konnten; sie ergaben aber wichtige Aufschlüsse über die dortige Küstenbildung. Es begleitet danach von der Südspitze der Koldeweyinseln (die übrigens nur aus zwei Eilanden, darunter einem von „vorlandartigem" Typus, bestehen) bis Kap Philipp die Küste eine Inselreihe, deren Höhen im Gegensatze zu denen des südlichen König Wilhelmlandes gerundete Formen zeigen. Die Festlandsküste dahinter weist in den nackten Erhebungen die gleichen Formen auf, und dahinter steigt die Kalotte des Inlandeises auf. Kap Philipp selbst liegt auf einer solchen Insel (Ile de France), und von Kap Bismarck ist das sehr wahrscheinlich (mit Sicherheit wird dies in Text und Karte nicht behauptet). Der fernste gesichtete Punkt, Kap Bourbon, liegt nach den Peilungen unter 78° 55′ nördl. Br. Die neuentdeckte Küste selbst hatte der Herzog „Terre de France" genannt; da aber die dänische Regierung dagegen Einspruch erhoben hat (!), so soll sie jetzt „Terre du Duc d'Orléans" heißen. Das Pflanzenleben ist in jenen Breiten, wie wir aus den Berichten der zweiten deutschen Nordpolarexpedition und Nathorsts wissen, nicht arm und recht farbenreich. Die Beobachtungen über das Tierleben ergaben die Anwesenheit von Polarhase, Fuchs, Eidergans, Ammer, Schnepfe, Raubmöwe, Schneehuhn und Lemming. Auch eine Mücke wurde gesehen! Rentier- und Moschusochsenknochen, die vielfach gefunden wurden, gehören der nach dem Verfasser nun wohl schon mehrere Jahrhunderte zurückliegenden Zeit an, da jene Küstenteile von Eskimo bewohnt waren. Deutliche Spuren ehemaliger Eskimosiedelungen sah man sowohl auf Ile de France wie bei Kap Bismarck und auf den Koldeweyinseln. Die erwähnte Belgicabank scheint sich ostwärts gegen Spitzbergen fortzusetzen; denn eine Lotung am 14. Juli unter 78° nördl. Br. und 5° westl. L. an der Ostkante des Packeises ergab nur 1425 m, während im Norden und Süden davon Tiefen von doppelter Größe gemessen wurden. Auf der Heimfahrt kam die „Belgica" unter 70° 34′ nördl. Br. und 14° 30′ westl. L. aus dem ostgrönländischen Packeise heraus. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition sind noch zu verarbeiten.

Sg.

Justus Perthes' Wandkarte von Afrika zur Darstellung der Bodenbedeckung. Bearbeitet von Paul Langhans. Maßstab 1:7500000. Gotha, Justus Perthes.

Diese Karte zeigt die Blätter der prächtigen Afrikakarte von Habenicht, Domann und Barich der letzten Auflage des Stielerschen Handatlasses vereinigt und mit einigen Nachträgen versehen. Das politische Kolorit ist zwar beibehalten worden, doch hat Langhans außerdem durch Flächenkolorit die Hauptformen der Bodenbedeckung auf ihr zum Ausdruck gebracht, nämlich: Geschlossener tropischer Urwald; Baum- und Buschsavanne mit Höhen- und Galeriewäldern, Wald und Kulturland der gemäßigten Zone, Oasen; offenes baumarmes Grasland; Steppe mit zeitweiligem Pflanzenwuchs; Sanddünen; Sand- und Steinwüste. Nebenkarten stellen in größeren Maßstäben dar den unteren Kongo, das südwestliche Kamerun, Oberguinea und Südafrika. Außerdem veranschaulichen acht kleine Übersichtskarten die allmähliche Vervollständigung des Kartenbildes von Afrika von 1800 bis 1900 oder richtiger 1906. Man ersieht daraus, daß es unbekannte oder nur erkundete Gebiete von erheblicher Ausdehnung heute fast allein noch in der Sahara gibt, wo aber, dank der Aufklärungsarbeit der Franzosen, das Routennetz auch immer enger wird. Den oberen Rand der Karte schmücken die Porträts von 14 großen Afrikaforschern, eine gut und glücklich gewählte Galerie, an der die Deutschen mit sechs Männern beteiligt sind. Daß auf der Karte auch fast die ganze arabische Halbinsel hat Platz finden können, muß als Vorzug betrachtet werden.

Edgar Thurston, Ethnographical Notes in Southern India. With 40 plates. Madras, Government Press, 1906. 6 s.

Der Verfasser dieser ethnographischen Notizen ist der Leiter des Regierungsmuseums in Madras. Er hat lange Jahre in Indien gelebt, unter den verschiedenen Kasten und Stämmen eifrig geforscht, gesammelt und schließlich dieses an Tatsachen reiche, fast 600 Seiten starke Werk verfaßt, welches uns zeigt, wie auch für Vorderindien die Zeit gekommen ist, schnell noch mit verstärkten Mitteln alles Ethnographische

einzuheimsen. „Später", heißt es da, „wird einmal für anthropologische Zwecke genug Geld vorhanden sein, wenn es keine Eingeborenen mehr gibt." Also auch hier tut Eile not. Nur einzelne Sitten und Gebräuche, religiöse Handlungen und abergläubische Gebräuche sind es, welche der Verfasser schildert, wobei Hindu, Tamilen und drawidische Ureingeborene gleichmäßig berücksichtigt werden. Gründlich und mit sorgfältigem Eingehen auf alle Einzelheiten werden Hochzeitsbräuche und Totenfeiern, Omina, Zaubermittel, Körperverunstaltungen, Torturen, Sklaverei, das Feuerbereiten durch Reibung, Kindesmord, die Menschenopfer der Meriah, die Namen der Eingeborenen, die Couvade, das Erdeessen usw. behandelt. Ein überreicher Inhalt, welcher häufig zu interessanten Vergleichen herausfordert oder die Frage nach der Entstehung und Herkunft mancher Bräuche nahe legt. Indessen auf Spekulationen läßt sicht der Verfasser nicht ein, und wir sind ihm dankbar für die Vermittelung der kritisch gesichteten wertvollen Tatsachen. (Vgl. auch die Notiz S. 100.)

The Voyage of the „Scotia". Being the Record of Exploration in Antarctic Seas. By Three of the Staff. XXIV u. 375 S. Mit 105 Abb. und 3 Karten. Edinburg und London, Blackwood and Sons, 1906. 21 s.

Der schottischen Südpolarexpedition, die anfangs von mancher Seite für überflüssig und unnötig erklärt worden ist, wird heute wohl allgemein ein angesehener Platz in der Reihe der Unternehmungen zugebilligt, die die jüngste Ära der Südpolarforschung darstellen. Sehen wir von dem mehr zufälligen Erfolge ab, daß ihr allein die Entdeckung „neuen Landes" geglückt ist, so sind ihre ozeanographischen Arbeiten und die fast zweijährigen Beobachtungen auf den Süd-Orkneys von großem Wert, und zwar letztere um so mehr, als die dortige meteorologisch-magnetische Station nun durch die argentinische Regierung weiter aufrecht erhalten wird. Sonst überall unvermittelter Abschluß der Expeditionen, hier ein lobenswertes Weiterarbeiten auf der gewonnenen Grundlage — und das dank dem Verständnis eines der bei uns als so rückständig verschrienen südamerikanischen Staaten! Drei Mitglieder der Expedition, ihr Botaniker (R. N. Rudmose Brown), ihr Meteorolog (R. C. Mossman) und ihr Geolog (J. H. Harwey Pirie) haben sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, in dem vorliegenden Buche ein Bild von den Schicksalen und Arbeiten der Expedition zu entwerfen. Das ist ihnen aufs beste gelungen, es ist ein ebenso anschaulich geschriebenes, wie gehaltvolles Reisewerk entstanden, das auch mit Karten und Abbildungen zweckmäßig und schön ausgestattet ist. Der Verlauf der Expedition wird noch bekannt sein; es mögen daher einige andere Einzelheiten berührt werden. Bei dem ersten Vorstoß nach Süden (1903) traf man bereits unter 60° 28′ auf die Packeiskante am 2. Februar; denn der letzte Winter war (Nordenskjölds Erfahrungen) im Weddellmeer sehr hart gewesen. Am 22. Februar erreichte das Schiff unter 70° 25′ südl. Br. seinen südlichsten Punkt in jenem Jahre, ohne auf Anzeichen von Land zu stoßen. Der zweite Vorstoß nach Süden, im Jahre 1904, begann erst Ende Februar. Hierbei wurde unter 72° 18′ südl. Br. und 17° 58′ westl. L. eine neue Küste entdeckt, die nach zwei Mäcenen der Expedition den Namen Coats-Land erhielt. Man verfolgte sie 150 Seemeilen weit nach Südwesten, allerdings hinderte das besonders dicke und schwere Packeis eine größere Annäherung als bis auf zwei Seemeilen. Eigentliches Land sah man nicht, man segelte vielmehr an einer Eisbarriere entlang, die der bekannten Roßschen am Victorialande glich, aber die Tiefenabnahme (bis auf 160 Faden), der Charakter der Eisverhältnisse und das Vogelleben ließen über die Natur dieser Barriere keinen Zweifel. Das Eis schien nach dem Innern hin anzusteigen. Man war auf diese Entdeckung um so weniger gefaßt, als Roß für eine Stelle unter 68° 32′ südl. Br. und 12° 49′ westl. L. in 4000 Faden keinen Grund angibt. Diese Angabe erwies sich aber als falsch — die Schotten fanden nur eine Tiefe von 2660 Faden — und Roß' Irrtum scheint auf eine merkwürdige, von der schottischen Expedition ermittelte Tiefenströmung, die die Lotleine fortgeführt hat, zurückzugehen. Der Führer der schottischen Expedition, Bruce, vertritt die Meinung, daß Coatsland bis Enderbyland sich fortsetze und Kontinentalküste sei; darauf deuteten die Blöcke auf dem Meeresgrunde davor hin, die die Eisschicht hergebracht habe. — Mannigfach und eingehend sind die Beobachtungen an der Scotiabai der Laurieinsel in den Süd-Orkneys. Seit 1838, als Dumont d'Urville die Gruppe besuchte, ist dort nicht mehr exakt wissenschaftlich gearbeitet worden. Allerdings hat 1893 Larsen die Gruppe angelaufen, aber von dessen Mitteilungen halten die Schotten offenbar nicht viel (sein „wundervoller Pinguin" wurde nicht gefunden). Charakteristisch ist das Antlitz der Gruppe; sie ist eine Kette versunkener Inseln, von denen nur noch die Spitzen aus dem Meere emporragen. Ein Fossilienfund führte zu weitreichenden Schlüssen auf eine ehemalige kontinentale Landverbindung zwischen Südamerika und Südafrika. Eine Eigenheit der Süd-Orkneys ist das ausnehmend schlechte Wetter. Wirklich schönes Wetter hatte man nur selten. Es gab 180 sonnenlose Tage im Jahre. Die mittlere Bewölkung betrug 82 Proz. Im Januar 1904 war der Himmel zu 93 Proz. bewölkt, und man hatte nur 49 Stunden Sonnenschein. Man erlebte sehr starke Temperaturschwankungen während des Südwinters 1903. Diese Verhältnisse werden durch die dem Packeis so nahe Lage der Inseln hervorgerufen. Die während der Expedition erlebte überhaupt höchste Temperatur in der Antarktis, +8,2° C, fiel infolge eines zweitägigen Föhns mitten in den Winter 1903 (31. Mai). Ende November 1903 wurde das in der Scotiabai liegende Schiff vom Eise frei; 1904 wich das Eis erst mit Ende des Jahres aus der Bucht. Der stärkste Regenfall wurde mit ¾ Zoll am 16. November 1904 beobachtet. Die Hitze an diesem Tage in den Strahlen der Sonne war „wirklich schrecklich". Die Gletscher der Orkneys rücken außerordentlich langsam vor: knapp 1 m in neun Monaten. Viel Interessantes bot das Tierleben. Zwischen dessen Äußerungen und den klimatischen Vorgängen bestand natürlich Zusammenhang. Ende April 1903 zogen die Vögel nach wärmeren Gegenden. Ende August 1903 bereits kündigte der nahende Frühling sich durch die Rückkehr der Weddellrobbe an. Am 9. Oktober kamen dann die Pinguine in großen Scharen aus Norden; 1904 geschah das am 14. Oktober. Beide Male erfolgte die Ankunft nach dem letzten Kältesprung der Jahreszeit. Von den wichtigen Lotungen der Expedition war schon früher im Globus die Rede. Auf der Heimreise der „Scotia" 1904 wurden unter anderem noch auf der Goughinsel und auf Ascension Beobachtungen gemacht (vgl. Globus, Bd. 91, S. 52 und 37). Sg.

Kleine Nachrichten.

— Graf Eugen Zichy von Vasonykeö, geboren am 5. Juli 1837 in Mihaly, ist am 26. Dezember v. J. in Meran gestorben. Er entstammte einer alten ungarischen Familie, deren Name oft in der Geschichte ihres Vaterlandes erwähnt wird, und war selber ein häufig genannter Politiker und eifriger Förderer Ungarns auf kulturellem Gebiet. Ein Ausfluß seiner Liebe zu Ungarn waren Graf Zichys Versuche, die asiatische Urheimat seiner Landsleute durch zwei Forschungsreisen festzustellen, um deretwillen seiner jetzt hier gedacht werden muß. Die Jahre 1895 bis 1896 führten ihn zum erstenmal nach dem Kaukasus und Zentralasien, eine zweite Reise, 1897 bis 1899, ebendahin, schließlich über Urga nach Peking. Über die erste Reise berichtete Graf Zichy in einem Buche „Voyages au Caucase et en Asie centrale" (1897). Die besonders reichen und sehr mannigfaltigen wissenschaftlichen Ergebnisse der zweiten Reise erscheinen in mehreren Bänden seit 1900 unter dem Titel „Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy" (deutsch und ungarisch). Die einzelnen Bände des noch unvollendeten Werkes, dessen Fertigstellung aber hoffentlich gesichert ist, sind von verschiedenen Fachleuten bearbeitet. Allgemeiner Art ist der von Graf Zichy selbst geschriebene 6. Band („Forschungen im Osten zur Aufhellung des Ursprungs der Magyaren; Geschichte, Übersicht, Wahrnehmungen und Ergebnisse meiner Expedition"), der 1905 erschien. In der im Globus, Bd. 88, S. 241, abgedruckten Besprechung der letzten Bände des Werkes ist auch eingehender der wissenschaftlichen Verdienste des Verstorbenen gedacht.

— England und der Kongostaat sind übereingekommen, ihre Grenze nördlich vom Albert Edwardsee endgültig festzulegen. Zu diesem Zwecke hat im Januar eine englisch-kongostaatliche Kommission die Ausreise dorthin angetreten. Sie soll den Grenzstreifen von der deutschostafrikanischen Nordwestgrenze ab den 30. Meridian entlang und weiter nördlich auf der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil vermessen, worauf die beiden Regierungen sich über den Verlauf der Grenze einigen wollen. Die An-

regung dazu scheint von England ausgegangen zu sein, denn der Kongostaat zeigt erfahrungsgemäß immer wenig Neigung zu solchen Grenzfestsetzungen. Ist doch z. B. zwischen uns und ihm die sogenannte Kiwugrenze vor Jahren schon vermessen worden, und noch immer mangelt es dort an der nötigen Formulierung der Grenze, über die die Ansichten hüben und drüben noch sehr weit auseinandergehen. Englischer Kommissar ist Major Bright, derselbe, der zur letzten deutsch-englischen Grenzkommission in Ostafrika gehört hat, und kongostaatlicher der Kommandant Lemaire, der durch seine Arbeiten in Katanga und bei Lado bekannt ist.

Daß England den dringenden Wunsch hatte, die Grenze zwischen Uganda und dem Kongostaat endgiltig festzulegen, erklärt sich daraus, daß sich eine starke Veränderung der Lage des Grenzmeridians im Verhältnis zum Albert Edwardsee und zum Runssoro ergeben hat. Der See und das Gebirge sind nach Westen gerückt. Der See wird nicht mehr vom Meridian in eine englische und in eine kongostaatliche Hälfte zerschnitten, sondern liegt jetzt vollständig im Kongostaat, und diesem wird auch der größte Teil des Runssoro mit seinen höchsten Spitzen infolge jener Verschiebung zugewiesen. Es ist ziemlich klar, daß das nicht so bleiben wird. Englands Wunsch nach einer Revision der alten, auf Grund mangelhafter Karten geschlossenen Abkommen und nach einer sogenannten natürlichen Grenze läßt vermuten, daß es sich nicht vom Albert Edwardsee und vom Runssoro zurückdrängen lassen will, und diesem Verlangen wird später bei der Grenzfestsetzung sicher Rechnung getragen werden. Eine Kompensation für den Kongostaat würde sich dadurch ermöglichen, daß England auf die Wasserscheide als Grenze nördlich vom Semliki verzichtet und den Kongostaat an den Albertsee heranläßt. Es ist sogar möglich, daß England sich auch noch die Kirungavulkane vom Kongostaat abtreten läßt. Es hält sie für die Mfumbiroberge Spekes und Stanleys (was sie ja auch sicher sind), und auf diese hat es immer Anspruch erhoben. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß die Vulkane mit Ausnahme wahrscheinlich des Karissimbi auf kongostaatlicher Seite liegen.

— In einer Zeit, wo bei uns die Körperstrafen in den Schulen so gut wie abgeschafft sind (wiewohl manchem unnützen Buben eine Portion ungebrannter Asche recht heilsam ist), mag es von Belang sein, darauf hinzuweisen, wie die Körperstrafen in den Hindu- und Tamilenschulen beschaffen sind, an der Hand der kürzlich veröffentlichten „Ethnographic Notes" des Leiters des Madraser Museums, Thurston (vgl. S. 98). Zum Teil erinnern diese Körperstrafen, deren 42 Arten aufgezählt werden, an Torturen, andererseits aber wieder an Leistungen der Turner und Equilibristen. Der Stock aus Rotangrohr mit silbernen Knöpfen ist das untrennbare Zeichen des Schulmeisters, mit dessen Hilfe er Handflächen oder Hinterteil bearbeitet. In einigen Schulen ist es Sitte, daß die Schüler ihr Hinterteil stets entblößt haben müssen, damit der Lehrer schnell genug die Strafe ausführen kann. Zupfen am Ohrläppchen und Backenstreiche sind ganz gewöhnliche Dinge, die unartige Buben auch gegenseitig an sich auf Befehl des Lehrers auszuführen haben. Körperverzwängungen schmerzhafter Art, Stehen auf den Zehen, Knien auf scharfen Gegenständen werden häufig angeordnet; auch das Peitschen mit Nesseln ist häufig, wobei dem Sünder die Hände zusammengebunden sind, damit er sich nicht kratzen kann. Wird die lange andauernde Schwellung zu stark, so wird sie mit Kokosöl eingerieben. Noch schlimmer ist es, wenn der Sträfling entkleidet und gebunden mit einem süßen Wasser begossen wird, das die zahlreichen Ameisen und anderen Insekten anlockt, die den Unglücklichen auf das schmerzhafteste peinigen. Aufhängen an den Händen, Aufstellen in der Tropensonne sind häufige Strafen; auch das Kauen von trockenem Stroh soll nach indischen Begriffen pädagogisch wirken, u. dgl. m. Die Einführung der Schulbänke durch die Engländer hat zu einer neuen Art von Strafe geführt. Man schnallt die Unartigen lange Zeit mit dem Rücken nach oben darauf und bearbeitet sie mit dem Rohre, wobei denn auch die Eltern und Verwandten des Sträflings vom Lehrer mit gemeinen Schimpfworten belegt werden. Und trotzdem wird der Schulmeister von seinen Zöglingen geachtet und geliebt, und ein Tamilensprichwort sagt: Der Lehrer kommt zu Wischnu (in den Himmel), der Doktor in die Hölle. In neuester Zeit ist vieles von den barbarischen Strafen abgeschafft worden.

— Moisels Studienreise nach Kamerun. Wie Kartograph Paul Sprigade Anfang Januar eine Studienreise nach Togo angetreten hat (vgl. Globus, Bd. 90, S. 324), so wird auch sein Kollege Max Moisel eine solche Reise nach Kamerun unternehmen. In die Kosten teilen sich die Kolonialabteilung und das Gouvernement von Kamerun, während für Sprigade neben dem Gouvernement von Togo die Deutsche Kolonialgesellschaft die Mittel hergegeben hatte. Moisel will im September d. J. die Ausreise antreten. Als Marschroute ist bestimmt: Viktoria—Buea—Johann Albrechtshöhe—Fontem—Bali—Bamenda—Bamum—Mbo—Manengubagebirge—Jabassi—Duala.

— Herrmanns Pilcomayo-Expedition. Der Ingenieur Wilhelm Herrmann, der im Auftrage einer deutschen Vereinigung von Kapitalisten und Gelehrten vor nahezu Jahresfrist nach Bolivia ging, um von da aus den Pilcomayo auf seine Brauchbarkeit als Schiffahrtsweg zu untersuchen und ihn zu diesem Zwecke bis nach Asuncion hinunterzufahren, hat über seine bisherigen Ergebnisse in einem Briefe vom 20. September aus Fortin Guachalla berichtet (Zeitschrift d. Berl. Ges. f. Erdkde. 1906, S. 710). Guachalla liegt im südöstlichen Bolivia am mittleren Pilcomayo unter 22° 25' südl. Br. Herrmann verließ es am 4. August v. J. auf einem 6 m langen kastenartigen Fahrzeuge und in Begleitung eines Argentiniers und einiger bolivianischer Soldaten, während die übrige Mannschaft am Ufer entlang marschierte. Die Fahrt ging im allgemeinen glatt vonstatten, und Herrmann gelangte bis zu den Patiñosümpfen, die er unter 24° südl. Br. verlegt. (Nach Frič' Karte, Globus, Bd. 89, S. 214, liegen sie etwa ½° südlicher.) Stromschnellen oder Wasserfälle waren den Angaben unserer bisherigen Karten widersprechend nicht vorhanden. Hindernisse bildeten nur die Sandbänke und die im Fluß liegenden Baumstämme, sowie die zahlreichen Fischbarrieren, die die dort zu vielen Tausenden wohnenden Indianer von Ufer zu Ufer gezogen hatten, um das Entweichen der Fische nach dem Nachbargebiet zu verhindern. Es bestehen diese Barrieren aus armstarken Baumstämmen, die von Ufer zu Ufer in den Boden geschlagen und durch Weidengeflecht verbunden sind, und es kostete stets viel Arbeit, ein Loch zum Durchfahren zu eröffnen. Die Ufer waren anfangs 10 bis 12 m hoch, wurden aber immer flacher. Es war die trockenste Zeit des Jahres, unter gewöhnlichen Umständen überschwemmt der Pilcomayo hier bereits weit und breit seine Ufer. Diese wurden ungangbar, und hinter ihnen breiteten sich Sümpfe aus. Am 1. September, in der Nähe der Patiñosümpfe, begann der Pilcomayo sich zu verästeln, und der Hauptstrom teilte sich schließlich in zwei große Arme, die mit Sandbänken, Bäumen und Gestrüpp erfüllt waren, sich aber wieder vereinigten. Mit dem Fahrzeug hier einen Weg zu finden, war nicht möglich; denn die Beseitigung der Hindernisse hätte Monate erfordert. Man zog also zu Fuß weiter. Am 4. September teilte der Fluß (wohl in den Patiñosümpfen, vgl. Frič' Karte) sich wieder, und zwar in ein Netz von unzähligen Armen, die durch sumpfiges Terrain flossen. Man versank hier bis zu den Knien, mußte sich schließlich ganz ausziehen und bis an den Hals im Wasser waten, Kleidung und Gewehr auf dem Kopfe. Herrmann sah, daß es unmöglich war, hier zu Fuß oder mit dem Fahrzeug weiter vorzudringen, und so entschloß er sich am 5. September zur Umkehr. Diese wurde zu Lande, am Ufer entlang, bewirkt. Am 19. September war Herrmann wieder in Guachalla. Er bemerkt, daß die Karten von Thouar, Campos, Fontana u. a. gänzlich falsch oder gar gefälscht seien. Zur Kenntnis der Anwohner, der Tapiete, Toba, Mataco und Charoti, hat er durch seine Beobachtungen beitragen können. Hiernach sieht es leider nicht so aus, daß der Pilcomayo, wie angenommen, als Wasserstraße für Bolivia sonderlich in Betracht kommt, wenn er auch zwischen dem 24. und 22. Breitengrade ungeteilt und für kleinere Fahrzeuge benutzbar ist. Er soll es auch weiter aufwärts bis San Francisco (etwa 21° 25' südl. Br.) sein, und dieses Stück wollte Herrmann nun zunächst untersuchen. Die Erfahrungen des Norwegers Lange (vgl. Globus, Bd. 89, S. 370) sind bezüglich der Benutzbarkeit des Pilcomayo auch nicht sehr tröstlich.

— Hans Vischer hat seine Reise durch die Sahara von Tripolis über Mursuk nach Nigeria beendet, wie er der Londoner Geographischen Gesellschaft mitgeteilt hat. Einzelheiten über den Weg, den er zurückgelegt hat, fehlen noch, doch scheint er die bekannte Straße über Bilma begangen zu haben, die zuletzt Monteil 1902 in umgekehrter Richtung gezogen war. Tibesti hat Vischer entgegen seiner Absicht offenbar nicht besuchen können.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

// GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 7. BRAUNSCHWEIG. 21. Februar 1907.

Die wirtschaftliche Entwickelung der Ugandabahn-Länder.

Von Alfred Kaiser.

(Schluß.)

Volle 56 km Weges müssen wir zurücklegen, bis wir, der Nsoia folgend, an ein erstes Nebengewässer, den Guasso Ologerru, gelangen, dann weitere 35 km bis an den Guasso Masa, der, vom Elgeyo-Escarpment kommend, an der Grenze von Kawirondo mit der Nsoia sich verbindet. Also überall noch das gleiche, wasserarme Savannen- und Steppenbild. Mit Ausnahme einiger herumstreifender Jäger nirgends ein menschliches Leben, nur Gras und Busch und den genannten Wasserläufen entlang ein schmales Band von sog. Galeriewald. Wenn nicht das Elgongebirge und einige isolierte Felskuppen, an der Nsoia der Esoi Sambu (Abb. 16), am Masaflusse die Eldalatberge, uns als Wegweiser dienten, würden wir uns wohl kaum zurecht finden in dieser reizlosen, eintönigen Landschaft. Einige Abwechslung bietet nur der reiche Wildstand, in den Niederungen die Moor- und Kuhantilopen, die Busch- und Wasserböcke, die Zebraherden und die flüchtigen Schweine. Auf den weiten Grasebenen gewahren wir von Zeit zu Zeit den dunklen Riesenkörper eines Nashornes oder als Seltenheit auch eine Elefantenherde, in den Akazienhainen treffen wir auf die fünfhörnige Giraffe, und des Nachts umkreisen Löwen und hungrige Hyänen unser Lager.

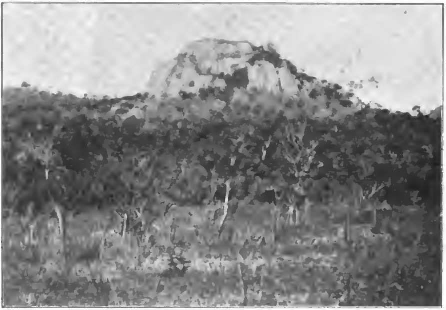


Abb. 16. **Esoi-Sambuberg.** Von Kaiser entdeckt 1905.

Wir nähern uns dem Elgongebirge, jenem breitfußigen, etwa 2500 m über seine Umgebung sich erhebenden Vulkankegel im Norden der Ugowebai und auf der Grenze des Ugandagebietes. Hier sehen wir wieder etwas Waldwuchs, in breitem, nach Norden hin sich verlierendem Bande das untere Drittel des Berges umfassend. Überall steigen weiße Rauchsäulen über dem Graugrün dieses Waldes empor, wie am Kilimandscharo die Farmfeuer der Wadschagga und am Meruberge die Rauchwolken der Waruscha und Wameru. Auch hier handelt es sich um die Farmfeuer einer ansässigen Ackerbauerbevölkerung, der Wakitosch, eines den Masai verwandten, mit Nilnegern vermischten Volksstammes (Abb. 17). Diese Siedelungen liegen aber noch 25 bis 30 km von der Nsoia entfernt und können für uns kein weiteres Interesse haben.

Durch ein enges Felsentor ziehen wir hinein in das Kawirondogebiet, ein ausgedehntes Hügelland mit weniger ausgesprochenem Steppen- und Savannencharakter. Schon nach wenigen Marschstunden kommen wir bei den ersten, allerdings verlassenen, Dörfern vorbei, dann aber wird es bald lebendig, und auf allen Anhöhen beobachten wir die Spitzkegeldächer und Farmanlagen der ansässigen Wakawirondo. Es sind die Kabraschleute (Abb. 18), die hier wohnen, der am weitesten nach Osten vorgedrungene Kawirondostamm, interessant durch die Lippenpflöcke, deren die Frauen sich zur Verschönerung bedienen. Schon die Ausdehnung der Ackerfelder deutet uns an, daß wir es hier mit einem neuen Volke zu tun haben, und bald lernen wir die Leute

selbst kennen, ein nicht gerade intelligenter, aber verhältnismäßig arbeitsamer Negerstamm aus der Verwandtschaft der Schilluk und oberen Nilvölker. Immer dichter werden die Siedelungen und häufiger die bebauten Ackerflächen. Der starke Morgentau, die dunstige Abendluft und die heftigen Nachtgewitter zaubern eine üppigere Vegetation hervor, als wir sie auf dem Guasso Ngischu-Plateau oder im Grabentale kennen gelernt haben. Die Wälder beschränken sich allerdings auch hier nur auf die Infiltrationszone der Gewässer; die letzteren sind aber viel häufiger und durchziehen, von Süden und von Norden her kommend, das gesamte Kawirondogebiet. Hier braucht man keine vier und sieben Stunden mehr zu gehen, um an ein fließendes Bächlein zu gelangen, sondern alle halbe oder sogar alle Viertelstunden kreuzt ein solches Gewässer unseren Weg, und wo in einer Talmulde ein trockenes Rinnsal verläuft, da fließt doch wenigstens einmal im Jahre ein rauschender Bach in seinem Bette. Gräbt man ein Loch in die Erde, so findet man auch auf den trockensten Stellen meist schon in zwei Fuß Tiefe eine reichliche Bodenfeuchtigkeit. Will man sich ein Ackerfeld anlegen, so braucht man also gar nicht die niederen Lagen auszusuchen, sondern man kann in den meisten Fällen selbst die höheren Bodenwellen behauen. Auch die Temperaturverhältnisse sind nicht gerade ungünstig zu nennen, denn den Tag über weht meist eine frische Brise, und die Nächte sind eher kühl als warm zu nennen. Aber dennoch ist Kawirondo kein Land für den weißen Siedler, denn es ist ein Horst des gefürchteten Malariafiebers, der Dysenterie und so mancher anderer gefährlicher Krankheiten. Wo die reichlichen Niederschlagswasser stagnieren, da summt das Heer der Anophelesmücken, da entwickeln sich die Larven der zahlreichen zur Zeit von Epidemien als Krankheitsüberträger sehr gefährlichen Fliegen, wo trockener Boden sich findet, da bohrt der Sandfloh den Arbeitern sich in Füße und Hände ein, und wo wir uns dem Seegestade nähern, da droht die Schlafkrankheit ihren verheerenden Todeszug abzuhalten. Wenn eine Siedelung hier gelingt, so ist es nur die der Inder; da wir in den Wakawirondo aber eine sehr zahlreiche Ackerbaubevölkerung vor uns haben, so dürfte eine größere Ansiedelung von Indern auch hier nicht sehr zu empfehlen sein. Vielmehr wird es sich bei der Hebung der Bodenwirtschaft auch hier nur um Förderung der Eingeborenenarbeit und um Einführung eines von Europäern geleiteten, aber nicht durch ihre eigene physische Kraft ausgeführten landwirtschaftlichen Großbetriebes handeln können. Zurzeit ist freilich noch wenig zu erwarten, denn die Wakawirondo (Abb. 19) sind ein äußerst niedrig stehendes, für wirtschaftliche Fortschritte wenig empfängliches Negervolk. Sie werden fremde Sprachen und fremde Sitten annehmen, neue Tauschartikel zu erwerben suchen und selbst dem silbernen und kupfernen Mammon nicht abgeneigt sein, zur geregelten Arbeit werden sie sich aber sehr ungern bequemen, und wenn man ihnen das Recht der Sklaverei und der sklavischen Behandlung ihrer Weiber entzieht, so werden sie in ihrer Produktion viel eher zurück wie vorwärts gehen. Man sieht zwar einzelne Wakawirondo als Arbeiter an der Ugandabahn (ich traf eine kleine Kolonie bei Nakurro), aber im allgemeinen sind sie noch keiner geregelten Arbeit fähig und nicht einmal als Schiffsleute auf dem See zu brauchen. Das bißchen Verstand, das diese Leute in ihrer kleinen Schädelkapsel bergen, wird durch reichlichen Weißhiergenuß und namentlich durch Haschischrauchen und geschlechtliche Exzesse abgetötet. Daß auch die physischen Kräfte unter den schwächenden Folgen dieser Laster leiden, ist selbstverständlich, und wenn man schließlich in Betracht zieht, daß ein großer Teil der Bevölkerung durch klimatische und andere sehr schwer zu bekämpfende Krankheiten in seiner Produktionskraft geschmälert wird, so wird man trotz der großen Kopfzahl der Wakawirondo und trotz des fruchtbaren Bodens ihres Wohngebietes aus diesem Teile des Ugandabahnareals nicht allzuviel erwarten dürfen. Vorwärts gehen wird es aber dennoch, und zwar um so eher, als die Wakawirondo viel leichter unter Aufsicht zu halten sind als die übrigen Negerstämme und die Masaivölker, die wir schon kennen gelernt und in Sotiko-Lumbwa noch antreffen werden. Daß die Wakawirondo nicht kriegerisch sind, das beweist die Zone niedergebrannter Ortschaften, die ihr Wohngebiet umgibt, die primitive Herstellung ihrer Lanzenklingen und die ganz abnorme Größe ihrer Schilde. Sie haben den Engländern tatsächlich noch wenig Schwierigkeiten bereitet und sind trotz ihrer Volkszahl ein viel ungefährlicheres Element als die ihnen benachbarten Wanandi, die schon viel mehr von dem unruhigen und nicht leicht zu führenden Masaiblute in sich haben.



Abb. 17. **Wakuafi vom Elgon.**

Um den Ackerbau der Wakawirondo auf eine höhere Stufe zu heben, genügt es nicht, sie einer besonders scharfen Überwachung und einem direkten Arbeitszwange zu unterstellen, sondern es müssen auch hier neue Kulturen eingeführt und es muß dafür gesorgt werden, daß die Landesprodukte einen hinreichenden Absatz nach außen finden. Man hat hierbei an den Baumwollbau gedacht und mit der Anpflanzung von Baumwolle auch schon kleine Versuche gemacht. Diese haben leider zu keinem befriedigenden Resultate geführt, und wenn die Pflanze hier auch gedeihen möchte, so wäre vorderhand wenigstens, d. h. solange als die Wakawirondo fortschrittlichen Neuerungen noch mit so großer Gleichgültigkeit gegenüberstehen, an eine rasche Entwickelung ihrer Kultur als ein Eigenunternehmen der Eingeborenen nicht

zu denken. Eher schon könnte diese Kultur als ein Unternehmen europäischer Großfarmer unter Zuzug landwirtschaftlicher Maschinen sich zu einiger Bedeutung entwickeln, aber — wie schon angedeutet — es liegen noch keine Anhaltspunkte dafür vor, daß die Baumwolle hier alle ihre Existenzbedingungen erfüllt finden werde, die zur Erzeugung einer guten und gleichartig bleibenden Faserqualität erforderlich sind. Nach den meteorologischen Beobachtungen, die in den Jahren 1903 und 1904 bei Port Florence am Viktoriasee gemacht wurden, ist der Regenfall des Kawirondogebietes jedenfalls sehr unsicher und großen Schwankungen unterworfen. Während im ersten Jahre etwa 1600 mm Niederschläge fielen, erreichten sie in den darauf folgenden 11 Monaten nur etwa 1100 mm, und die einzelnen Monate weisen in den beiden Jahren so verschiedene Niederschlagewerte auf, daß man aus ihnen nicht einmal ein deutliches Bild der Trocken- und Regenperioden konstruieren kann.

Von großer Wichtigkeit kann für die trockeneren Striche von Kawirondo die Einführung der Erdnußkultur werden. Sie liefert ein Produkt, das viel eher wie Mais und Matamma, ja sogar wie Bohnen die Kosten des langen Eisenbahntransportes erträgt. Da ihre Kultur ferner keine technischen Schwierigkeiten verursacht und sogar bei dem primitiven Hackbau noch ganz beträchtliche Ernten abwirft, dürfte sie sich für die Wakawirondo sehr gut eignen. Die Erdnußausfuhr auf den Schienen der Ugandabahn hat sich im Laufe der letzten drei Jahre von 9 auf 603 Tons gesteigert. Es ist um so eher anzunehmen, daß zukünftig auch Kawirondo sich an dieser Produktion beteilige, als der Boden sich ebensogut für diese Kultur eignet wie in den übrigen Seegebieten, und Kawirondo auch dann noch ganz bedeutende Mengen dieser Feldfrucht erzeugen könnte, wenn die Bevölkerung nur einigermaßen für ihren Anbau sich gewinnen ließe.

Die Bohnenkultur spielt schon seit alten Zeiten eine große Rolle in Kawirondo. Als ich auf meiner ersten Reise etwa zwei Monate lang mit 400 Trägern bei der Ortschaft Mumia lagerte, konnte ich als Proviant der Mannschaft fast nur Bohnen erhandeln. Wenn wir zeitweise auch etwas knapp bemessen waren, so ist es immerhin doch erwähnenswert, daß ich, ohne vom Hunger vertrieben zu werden, so lange Zeit und mit so vielen Leuten am gleichen Orte lagern konnte. Das wäre auf unserer Reise durch Deutsch-Ostafrika (von Pangani über den Kilimandscharo und Ngurumani) nirgends möglich gewesen, und ich glaube, daß wir damals selbst in Kikuyu nicht so lange uns hätten aufhalten können.

Die Schwierigkeit für eine bedeutende Hebung der Bohnenkultur, wie auch des Matamma- und Maisbaues, liegt meines Erachtens in den Rücksichten, welche die Regierung auf die Entwickelung von Kikuyu und Ukamba nehmen muß. Diese letzteren Gebiete müssen in erster Linie für die Küstenversorgung und den Ausfuhrhandel in Betracht kommen, und das Gouvernement würde daher nicht sehr logisch handeln, wenn es die Ausfuhr dieser minderwertigen Landesprodukte aus den entferntesten Teilen der Kolonie zum Schaden von Kikuyu durch besonders niedrige Frachtsätze künstlich heben wollte. Es wird wohl andere Landesprodukte, die in Kikuyu und seinen Nachbargebieten nicht erzeugt werden können oder erzeugt werden sollen, mit weitgehenden Frachtermäßigungen bedenken, nicht aber Feldfrüchte, die auch in küstennäheren Gebieten anzubauen sind und zudem nur einen sehr geringen ökonomischen Wert in sich bergen. Diese letzteren werden aber heute noch mit einem Frachtsatze von 5,2 Pf. pro Tonnenkilometer befördert, was einer Transportauslage von 49 M. die Tonne gleichkommt, wenn man sie von Port Florence zur Küste schickt, während bei einer Versendung von Nairobi aus nur 27,5 M. in Anschlag kommen. Die Frachtermäßigung müßte daher eine sehr bedeutende und von keiner anderen afrikanischen Bahnverwaltung erreichte sein, wenn sie den Export von solchen minderwertigen Landesprodukten aus Kawirondo zur Küste irgendwie ermöglichen sollte. Ihre Kultur wird also nur für den Konsum der Seegebiete selbst und nur ausnahmsweise, in Jahren der Mißernte anderer Gebiete, für diese letzteren in Betracht kommen. Wir haben früher gesehen, daß die meisten von Eingeborenen produzierten Feldfrüchte nicht einmal von dem küstennäheren Kikuyu aus über See



Abb. 19. **Wakawirondo. Frauen und Mädchen.**

exportiert werden können, wieviel weniger wird dies bei den minderwertigen Landesprodukten von Kawirondo der Fall sein!

Hier kann also nur die Einführung eines europäischen Großbetriebes unter Mitwirkung der eingeborenen Arbeitskräfte und Anwendung moderner Ackergeräte und Maschinen, sowie die Einführung neuer Eingeborenenkulturen, insbesondere der Erdnußkultur, eine baldige Änderung schaffen. Ob das eine oder das andere mehr Erfolg haben wird, muß die Zukunft zeigen, heute jedenfalls spielt Kawirondo in bezug auf seinen Ackerbau noch eine sehr geringe wirtschaftliche Rolle, und die Epidemien, die sich seit einigen Jahren um den Viktoriasee herum bemerkbar machen, sind durchaus nicht dazu angetan, besonders rosige Hoffnungen auf die rasche Entwickelung dieses Landes in uns zu erwecken.

Auch hinsichtlich der Viehzucht läßt Kawirondo nur äußerst unsichere Schlüsse zu. Die Weideplätze sind zwar gut und wohl noch um ein bedeutendes besser wie im Grabentale, in Ukamba oder auf dem Guasso Ngischu-Hochlande. Das einzige, das daran auszusetzen ist, ist der Salzmangel, der sich in wasserreicheren Distrikten, wo die Larven der Distomumarten sich entwickeln können, durch das häufige Auftreten der Leberegelkrankheit kundgibt. Von den Guasso Ngischu-Masai hörte ich, daß in Kawirondo überhaupt viele Viehkrankheiten vorkommen; sie nannten mir „ol Gúlub“ (Maul- und Klauenseuche), Engiroget (eine Lungenerkrankung), Enjalán (Klauenfäulnis), Engón (eine Lymphdrüsengeschwulst), ol Digana (Kälberseuche), Engamoniak (Ausschlag) und ol Lotua (die Rinderpest). Außerdem scheint auch die Malaria dem Viehstande sehr gefährlich zu sein, und wie wir wissen, haben Schafpocken und Lungenseuche immer von Westen, also von Kawirondo kommend, sich über Britisch-Ostafrika verbreitet.



Abb. 18. **Häuptling der Kabrasch.**
Östliches Kawirondo.

Der Rinderschlag von Kawirondo ist verhältnismäßig gut und könnte durch sorgfältige Zuchtwahl wohl noch sehr gehoben werden. Die Tiere sind oft weiß, seltener schwarz, braun oder gefleckt, wie das Masaivieh. Der Fettbuckel ist weniger stark entwickelt als bei dem Steppenrind, dafür aber die Wamme. Von Ziegen gibt es zwei Arten, eine kurzhaarige und eine langhaarige, die namentlich gegen Ussoga hin sehr verbreitet zu sein scheint. Schafe werden nur wenig gezüchtet und Esel gar nicht. Das größte Interesse scheinen die Wakawirondo der Hühnerzucht zu widmen, für die Großviehzucht hingegen haben sie wenig Verständnis, und sie überlassen ihre Rinderherden daher meistens den in ihren Diensten stehenden Olgurido-Masai (gegenwärtig nach ihrem Häuptlinge auch Kirisna genannt).

Am Viktoriasee und an den großen Flußläufen der Nsoia und des Yalu wird natürlich viel Fischfang getrieben. Wie schwarze Reiher sieht man hier die schlanken Gestalten der Wakawirondo im seichten Wasser herumstelzen und hier ihre Fischreusen auslegen (Abb. 20). Es ist aber vollkommen ausgeschlossen, daß die Fischerei je einmal eine handelswirtschaftliche Bedeutung erlangen werde, denn die Fische dieser Gegend (Karpfen und Welse) liefern in der Mehrzahl ein sehr wenig gesuchtes Fleisch, und die Wakawirondo wären jedenfalls nur mit großer Mühe an eine sorgfältige Konservierung ihrer Fischbeute zu gewöhnen.

Trotz seiner relativ großen Fruchtbarkeit und seiner verhältnismäßig zahlreichen Bevölkerung sehen wir gegenwärtig in Kawirondo also noch keinerlei wirtschaftliche Fortschritte. Wenn wir von diesem Lande aber dennoch nicht scheiden, ohne vorher noch einige Worte über die Ugandabahn beigefügt zu haben, so geschieht dies nur darum, weil die Bahn hier ihre Endstation hat und weil diese letztere auch für die Zukunft der sämtlichen Seegebiete eine große Rolle zu spielen berufen ist.

Diese Endstation ist der Hafenplatz **Kisumu** oder **Port Florence**, wie ihn die Engländer tauften. Der Ort liegt 940 km von Mombassa entfernt und wird mit den Hauptplätzen am Viktoriasee **Entebbe, Jinja** und **Munyonyo, Schirati, Muansa** und **Bukoba** durch zwei je 600 Tons große **Doppelschraubendampfer** der Ugandabahn-Verwaltung in regelmäßiger Verbindung gehalten. Nächstens wird noch ein dritter, 1000 Tons haltender Dampfer in Verkehr gesetzt und das Pier von Kisumu so ausgebaut, daß Güter direkt vom Schiffe auf die Eisenbahn verladen werden können.

Wenn die Verwaltung der Ugandabahn auch die kleinsten in Afrika in Anwendung kommenden Frachtsätze angesetzt hat, so können der großen Entfernung und der dadurch verursachten Frachtspesen wegen natürlich nur sehr wenige der gegenwärtigen Landesprodukte ausgeführt werden. Es werden zurzeit daher hauptsächlich nur Häute, Fasern, Kautschuk, Elfenbein, Vieh, Reis und Erdnüsse küstenwärts befördert, während andere Produkte wie Bohnen, Mais, Matamma, Hirse und Sesam noch nicht die Ausfuhr lohnen.

Der niedrigste Frachtsatz ist 5,1 Pf. für das Tonnenkilometer, also kleiner wie in England, Frankreich und Rußland und nur wenig höher wie in Deutschland, wo ungefähr 4 Pf. für das Tonnenkilometer berechnet werden. Es ist kaum denkbar, daß der Tarif für Landesprodukte noch bedeutend erniedrigt werden kann, denn die Frachtsätze der Einfuhrgüter sind schon so hoch, daß sie zugunsten der Ausfuhrwaren nicht mehr erhöht werden können, und die Leistungsfähigkeit der Ugandabahn ist im Verhältnis zu unseren europäischen Bahnen zu gering, als daß hier billiger gearbeitet werden könnte als auf jenen. Nur in Amerika mit seinen Riesenlokomotiven und seinen großen Güterwagen können kleinere Frachtsätze in Anwendung kommen (1,3 bis 2 Pf. für das Tonnenkilometer), nicht aber auf den Kleinbahnen von Afrika. Wenn wir die Frachttarife der übrigen afrikanischen Bahnen übersehen, so finden wir tatsächlich auch nur sehr wenige, bei denen die Minimalfracht unter 10 Pf., also das Doppelte der Ugandabahn heruntergeht.

Außer den Bahnspesen kommt für die in Uganda und am deutsch-ostafrikanischen Seeufer gelegenen Handelsplätze aber auch noch die Dampferfracht nach Port Florence in Betracht. Die englische Bahnverwaltung ist dem deutschen Handel so weit entgegen gekommen, daß sie für die Transporte aus deutschen Häfen nur wenig mehr Frachten erhebt als für die Sendungen von Uganda. Für Ausfuhrgüter kommen drei verschiedene Frachtsätze in Betracht:

1. Erdnüsse und Sesam. Man bezahlt für sie pro Tonne:

von Entebbe (Uganda)	nach Port Florence . .	7,70 M.
„ Schirati (Deutsch-Ostafr.)	„ „ „ . .	7,70 „
„ Muansa	„ „ „ „ . .	12,28 „
„ Bukoba	„ „ „ „ . .	12,28 „

2. Häute, Fasern, Fett und Reis pro Tonne:

von Entebbe (Uganda)	nach Port Florence . .	14,26 M.
„ Schirati (Deutsch-Ostafr.)	„ „ „ . .	8,73 „
„ Muansa	„ „ „ „ . .	13,77 „
„ Bukoba	„ „ „ „ . .	17,29 „

3. Felle pro Tonne:

von Entebbe (Uganda)	nach Port Florence . .	32,18 M.
„ Schirati (Deutsch-Ostafr.)	„ „ „ . .	19,48 „
„ Muansa	„ „ „ „ . .	49,01 „
„ Bukoba	„ „ „ „ . .	38,74 „

Für Erdnüsse, Sesamsaat und Mais werden die Frachtsätze um ein sehr bedeutendes ermäßigt, wenn in einem Kalendermonat von einem oder mehreren Häfen zusammen mindestens 100 Tonnen Mais oder 150 Tonnen Erdnüsse und Sesamsaat verschickt werden. Die Gesamtfracht von einem der oben erwähnten Hafenplätze nach Mombassa kommt dann billiger zu stehen als unter gewöhnlichen Verhältnissen die Bahnfracht, doch sind bis jetzt noch keine derartigen Verladungen zur Ausführung gelangt. Schirati hat im Jahre 1904 nur 152 Tonnen Ölfrüchte, darunter 113 Tonnen Erdnüsse, exportiert, Muansa 581 bzw. 579 Tonnen und Bukoba sogar nur 10 Tonnen. Mais kommt von den deutschen Häfen natürlich gar nicht zur Ausfuhr, dagegen sehr viel Reis (Muansa 432 Tonnen), der aber keine Frachtermäßigung genießt. Von Uganda kommen noch keine nennenswerte Mengen dieser mit einer Frachtreduktion bedachten Landesprodukte zur Ausfuhr, und wenn man von Transportspesen der im Seegebiete erzeugten Landesprodukte spricht, hat man daher immer noch mit den obenerwähnten aus Dampfer- und Bahnfracht sich zusammensetzenden Auslagen zu rechnen.

Für Einfuhrgüter kommen außer der Bahnfracht folgende Zuschläge in Betracht.

Erste Klasse-Güter nach Entebbe 26,70 Mark, nach Schirati 26 Mark, nach Muansa 40 Mark, nach Bukoba 23,25 Mark; alle anderen Klassen nach Entebbe 40 Mark, nach Schirati 24,20 Mark, nach Muansa 60 Mark, nach Bukoba 43 Mark.

Nach diesen Frachtsätzen würde für Ausfuhrgüter aus dem nicht an der Ugandabahn gelegenen Seegebiete eine Minimalbelastung von etwa 87 Mark die Tonne und für Einfuhrgüter aus Europa eine solche von etwa 165 Mark die Tonne in Betracht kommen. Für entferntere Hafenplätze, wie Muansa und Bukoba, würden sich die Frachtspesen noch etwas vergrößern. Zu diesen Kosten kommen nun noch etwa 20 Mark Umlade- und Verfrachtungskosten, 6 bis 10 Proz. andere mit dem Transportwesen zusammenhängende Auslagen und bei Einfuhrgütern ein Wertzoll von weiteren 10 Proz.

Daß der Kaufmann trotz dieser großen Unkosten immer noch in der Lage ist, die Produktions- und Aufnahmefähigkeit der Seegebiete sich zunutze zu machen, ergibt sich am klarsten aus den anwachsenden Ziffern der durch die Schiffe der Ugandabahn-Verwaltung beförderten Warenmengen. An Einfuhrgütern transportierten diese Dampfer im Jahre 1904 1378 Tons, im Jahre 1905 aber schon 3920 Tons, an Ausfuhrgütern 741 bzw. 2602 Tons. Der Handelsverkehr auf dem Viktoria Niansa hat sich somit im Laufe eines Jahres verdreifacht. Zu gleicher Zeit ist der Güterverkehr der Ugandabahn um das 6½ fache angestiegen, und in Anbetracht dieser Tatsachen wird niemand zweifeln, daß die Seegebiete, auch wenn sie nur zum Teil einer Mehrproduktion zugänglich sind und wenn nur einzelne ihrer Landeserzeugnisse zur Ausfuhr kommen können, in absehbarer Zeit eine große wirtschaftliche Bedeutung erlangen.

Von den deutsch-ostafrikanischen Ufergebieten dürfen wir einen solchen Fortschritt mit Sicherheit erwarten, und Uganda ist in wirtschaftlicher Beziehung dem Kawirondogebiet schon so sehr voraus, daß man viel größere Hoffnungen auf dieses Land setzen darf, als auf irgend ein anderes Gebiet im Norden des Viktoria Niansa. Zu einer starken europäischen Besiedelung wird es freilich auch in Uganda nicht kommen, denn wenn die Lufttemperatur hier auch eine sehr mäßige ist, so wird die starke direkte Sonnenstrahlung dem Europäer dort nie eine dauernde Beschäftigung im Felde gestatten. Wie verschieden die Lufttemperatur von der Radiationskraft der Sonne ist, konnte ich auf meiner letzten Reise feststellen. Ich maß am 30. Januar mittags 12 Uhr bei 13° C Lufttemperatur und 34 Proz. Luftfeuchtigkeit 52,6° C Insolation ab, am 3. Februar bei 18° C und 38 Proz. Luftfeuchtigkeit nur 23° C und am 11. Februar bei 28° C und 18 Proz. Luftfeuchtigkeit 52,5° C Insolation. Bei diesen starken Radiationsschwankungen, die nicht nur durch den Stand der Sonne, die absolute Höhe der Gegend und die Bewölkung, sondern auch durch den Feuchtigkeits-, Rauch- und Staubgehalt der Luft bedingt werden, ist es für den Europäer äußerst gefährlich, ohne genügenden Sonnenschutz in der freien Luft sich zu bewegen. Die britische Regierung wird daher auch in Uganda keine Siedelungen von europäischen Kleinfarmern schaffen wollen. Sie wird dagegen jedes europäische und auf Landwirtschaft abzielende Großunternehmen fördern und auch hier die Eingeborenenkulturen in höchstem Maße zu pflegen beabsichtigen. Der Anfang für europäische Großunternehmungen ist durch die Verpachtung großer Kautschukareale an weiße Händler bereits gemacht. Diese Unternehmungen werden sich allmählich zu Kautschukpflanzungen umwandeln, und wenn erst einmal eine geregelte Großkultur eingeführt ist, so werden ihr wohl sehr rasch andere folgen. Die Eingeborenen dürften durch die zunehmenden Versendungen von Muansa-Reis zu dessen Anbau geleitet werden und in Zukunft auch der Erdnuß- und Matammakultur ein größeres Augenmerk schenken. Die Viehzucht, die heute so große Mengen von Häuten auf den Markt liefert, dürfte an Bedeutung aber etwas einbüßen, da der Handel mit Rinderhäuten und Ziegenfellen bekanntlich nur auf Raubwirtschaft beruht und eine Menge von Tieren nur getötet wurde, um das Fell gebrauchen zu können. Noch schlimmer ist in dieser Beziehung ja in Deutsch-Ostafrika gehaust worden, wo die Regierung für gewisse Gebietsteile den Fellhandel völlig verbieten mußte. Berühmt wegen seiner schönen Rinder ist der Distrikt Ankole, aber auch anderorts sind wertvolle Viehherden vorhanden, so daß gute Kühe, die in Nairobi mit 100 bis 170 Mark bezahlt wurden, in Uganda für 40 bis 60 Mark und Schlachtochsen für 20 bis 30 Mark verkauft werden.

Bevor wir unsere Betrachtungen über die Entwickelungsfähigkeit der Ugandabahngebiete schließen, möchte ich den Leser noch rasch in eine Gegend führen, die

heute zwar noch als wirtschaftliche Terra incognita abseits vom Bahngeleise liegt, binnen wenigen Jahren aber die ihr gebührende Beachtung finden wird. Es ist der Berglandkomplex von **Nandi, Sotiko** und **Lumbwa**, der, südwärts der Bahnlinie gelegen, die Fortsetzung des Guasso Ngischu-Hochlandes darstellt, aber viel eher als jenes einer wirtschaftlichen Erschließung sich fähig zeigen wird.

Wie in Kikuyu entrollt sich dem Besucher hier ein höchst eigenartiges Landschaftsbild, nur wilder noch und in frischerer Ursprünglichkeit. Mit dem Verlassen des Nyandotales verschwindet der schwarze Schwemmlandboden, auf dem die Wakawirondo ihre Farmen anlegen, und an seine Stelle tritt wieder die typische **Roterde**, die wir auf dem Kikuyu- und Guasso Ngischu-Hochlande angetroffen hatten. Zum letzten Male sehen wir den silberglänzenden Wasserspiegel des Viktoria Niansa, die felsigen Eilande der Kawirondobucht und das dunstblaue Vulkanmassiv des Elgon-Gebirges. Dann geht es hinein in tiefe Waldschluchten, über rauschende Bergbäche, nackte Felsenriffe und sanft gewellte Grasfluren in das Wohngebiet jener freien Bergvölker, die, wild und kulturfeindlich wie sie sind, mit scheuen Blicken den Wanderer verfolgen und manchen der neuen Ankömmlinge mit ihren Lanzen durchbohren. Wo wir hinschauen, sehen wir nichts wie Zeichen größter Fülle und tropischer Ertragsfähigkeit. Hirse, Mais, Kürbis, Ziegen, Hühner, Eier und Honig so viel, als man nur haben will. Auf den grünen Weiden, die wie Alpenteppiche die vielen Hügelwellen überziehen, stehen zahlreiche Rinder, blökende Schafe und bemähnte Ziegen. Die Talsohlen sind durch großblättrige Laubbäume ausgepolstert, und an den Gehängen wächst ein mannstiefer Rasen üppiger Farren in die Höhe, behangen von glitzernden Tauperlen und überragt von farbenprächtigen Liliaceen. Blaue Schwertlilien, feuerrote Königskronen, weißer Klee und rankende Brombeeren mischen sich unter die formen- und farbenreichen Tropengewächse, und so geht es weiter in endlosem Wechsel. Auf den Höhenkämmen erspähen wir die Spitzkegelhütten der Eingeborenen (Abb. 21), und auf den Talterrassen glimmt der frisch gebrannte Urwald der neu okkupierten Farmflächen. Im Walde ertönen die Kriegshörner, und zu Hunderten schon umschwärmen uns die kampfbereiten Bergsöhne. Doch es kommt nicht zum Gefecht, denn die Alten haben unsere Übermacht erkannt, und nun sucht ein jeder auf friedlichem Wege etwas von uns heraus zu schlagen. Die schweren Eisenlanzen werden in den Boden gesteckt, und hinter ihren Schilden kauernd, warten die beutegierigen Männer den Ablauf der von den Kindern und Weibern inszenierten Tauschgeschäfte ab. Alles geht glatt und ohne Zwischenfall. Auf ausgebreiteten Baumwolltüchern türmen sich die in Körben und Ledersäcken herbeigeschleppten Nahrungsmittel zu großen Haufen an, und vergnügt ziehen die kleinen Händler mit den dafür erhaltenen Kaurimuscheln, Glasperlen und Zeugstoffen zu den in der Nähe lagernden Kriegern. Jetzt wächst auch bei diesen der Mut, und sorglos sehen wir sie einige Stunden später zwischen unseren Zelten herumstehen. Auch sie bringen nun Lebensmittel, sie verkaufen hin und wieder sogar eine Lanze oder ein Schwert, und gegen eine Handvoll Perlen oder Kaurimuscheln kann man bei ihnen sogar die wunderwirkenden Amulette ihrer Frauen und Kinder erstehen.



Abb. 20. **Reusenfischerei am Viktoria Niansa.**

Wir haben **Lumbwa** passiert und sind mitten in **Sotiko**, dem Grenzgebiete von Deutsch-Ostafrika. Die Ugandabahn ist in der Luftlinie kaum 60 km entfernt, und dennoch befinden wir uns in einem völlig unerschlossenen, noch ganz jungfräulichen Kolonialgebiet. Wie kommt das, werden wir uns fragen, und warum hat die britische Regierung den kulturfördernden Schienenstrang nicht durch dieses vielversprechende Bergland geführt? Die Antwort liegt nahe; denn es sind 860 km von hier bis zur Meeresküste, und die Ausfuhr von Landesprodukten könnte niemals das große Mehr von Bau- und Betriebsauslagen bezahlen, das ein Bahnbau durch dieses stark kupierte Terrain verursacht hätte. Es ist zwar anzunehmen, daß in nicht allzu ferner Zeit eine Geleis-

verbindung mit der Ugandabahn hergestellt wird. Diese Verbindung wird aber ohne Zweifel nur durch eine Schmalspur-, vielleicht sogar nur durch eine Drahtseilbahn hergestellt werden. Gewinnbringende Kulturen, wie Tabak, Tee oder Kaffee, können von Eingeborenen, wie sie uns in den Walumbwa, Wanandi und Wasotiko entgegentreten, unmöglich ausgeführt werden. Wenn das Land sich zu deren Anbau eignet, was nebenbei gesagt kaum zu bezweifeln ist, so werden nur europäische Siedler sie in Angriff nehmen können. Warum soll man die Siedler aber vorerst in diese küstenfernen Gebiete führen, derweil in Kikuyu durch Eröffnung von Nebengeleisen und Fahrstraßen noch so ausgedehnte Pflanzungsareale zur Verfügung stehen? Kolonialschwärmer hätten hier wohl wieder mit kühnen Bleifederstrichen die „richtige Trasse" vorgezeichnet, die praktischen Engländer aber machen so etwas nicht so rasch. Sie ließen sich von der Fruchtbarkeit und der gesunden Lage dieses Hochlandes nicht verblenden. Sie erkannten die Rückständigkeit dieser Bergvölker und die Gefahr eines drohenden Arbeitermangels und ließen das Land in seiner Abgeschlossenheit beiseite liegen. Den ursprünglichen, den politischen und strategischen Zweck ihrer Ugandabahn nicht vergessend, ließen sie sich nicht beirren durch einige wirtschaftliche Aussichten. Sie werden dieses abgelegene Land erst dann durch eine Bahn erschließen, wenn küstennähere Gebiete in vollem Maße bewirtschaftet sind. Nur eine Möglichkeit könnte diesem Lande ein beschleunigtes Aufblühen verschaffen, das Vorfinden bergbaulicher Schätze nämlich, die in diesem vielfach zerklüfteten, von gewaltigen Eruptivgängen durchsetzten und von jüngeren Ergußgesteinen umfluteten Urgebirge nicht ganz ausgeschlossen sind. Solange von solchen Funden aber keine verbürgte Nachrichten an die Öffentlichkeit gelangen, wollen wir die bloße Annahme einer solchen Möglichkeit nicht zum Grundstocke eines phantastischen Zukunftsbaues machen.



Abb. 21. **Sotikomädchen.**
Mit Ohrschmuck der Masaifrauen.

Auf steilem Bergpfade führen uns unsere Schritte wieder hergab in eine wasserarme, durstende Hochlandsteppe. Nachdem wir die waldbedeckte Talniederung des Dabaschflusses überschritten haben, gelangen wir wieder in offenere Weidegründe eines dem Ostrande des Guasso Ngischu-Gebietes nicht unähnlichen Hochlandes. Die hohen Rauchsäulen im nördlichen Waldlande versteckter Jägerlager und die kahlen Baumleichen vom Feuer verzehrter Waldparzellen möchten uns die Vermutung nahe legen, daß dieses ganze Hochplateau früher von einem zusammenhängenden Urwalde überwachsen war und erst später durch das sorglose Eingreifen des Menschen in das dürftige Steppengewand gekleidet wurde, in dem der nördliche Teil des Hochlandes jetzt vor unseren Augen sich ausbreitet. Bei genauerem Zusehen merken wir aber bald, daß es nur der Bodenwechsel ist, der einen solchen Unterschied des Vegetationscharakters bedingt. Die Waldbrände, durch sorgloses Verlassen von Lagerfeuern und noch öfter durch das Honigsuchen der Eingeborenen hervorgerufen, mögen mancherorts an der Erweiterung der Steppe etwas mithelfen, die eigentlichen Steppenbildner sind sie aber nicht. Die letzteren müssen wir vielmehr in der physikalischen Zusammensetzung der Verwitterungsböden und der unter ihnen liegenden Grundgesteine suchen, sowie in den trocknenden Luftströmungen, die hier auf diesen Hochländern eine so große biologische Rolle spielen. Die gleichen Faktoren, die auf dem nördlich des Mauwaldes gelegenen Guasso Ngischu-Plateau das Vorherrschen trockener Grassavannen und das Zurückbleiben des Waldes bedingen, sind auch hier im Süden des Maugebietes maßgebend. Wir sehen unendliche Grasflächen in flachen Wellen gegen die deutsche Grenze sich ausdehnen und in weiten Zwischenräumen hier und da eine Felskuppe, das hervorgebrochene altkristallinische Urgebirge, über die Ebene sich erheben, ein Pendant zu den Felsenriffen auf dem Guasso Ngischu-Plateau, den Sirgoi-, Sambu- und Eldalatkuppen. Auch hier finden wir jene abflußlosen Vertiefungen, die auf dem Guasso Ngischu-Hochlande als Weideplätze eine so hohe Bedeutung gewinnen. Hier sind sie von den Masai aber nicht verlassen, sondern regelmäßig begangen und an manchen Stellen wie zur Zeit der Mognan-Erbauer sogar noch mit kleinen Pflanzungen bestellt. Wo die jüngeren Eruptivgesteine, auf dem Guasso Ngischu-Plateau dunkelgraue Phonolithe, hier ein hellerer Basalt, den tiefer gelegenen Gneis oder die Quarzgesteine zutage treten lassen, da finden wir wieder die hübschen Akazienhaine, die kindskopfgroße Zwiebel einer Buphaneart (von den Masai Olgesélelwa genannt) und eine mir unbekannte blau blühende Rute (Elörowid), welche die Masai und Wandorobbo mit großer Vorliebe essen, und die wirklich auch sehr gut schmeckt. Nur die wilde Dattelpalme und den Affenbrotbaum, den ich am Nsoiaflusse so häufig beobachtet habe, suchen wir hier vergebens, dafür aber ist eine malerisch verzweigte Raphiapalme, eine Baumaloe und ein Pachypodium nicht selten auf diesen Höhen. Wie in allen Steppengebieten, so ist auch hier der Wildstand wieder recht reichlich vertreten. Die zahlreichen Wandorobbofeuer bedeuten ein häufiges Vorkommen von Elefanten; auf den grünenden Grasflächen weiden unzählbare Antilopen und kleine Straußenfamilien; im dürren Busche stehen die grauen Riesenleiber von Nashörnern, im Staube wälzen sich spielende Zebras, und in stillen Talmulden scheuchen wir struppige Warzenschweine auf. Wo Schwärme der Wanderheuschrecke sich niedergelassen haben, da kreisen Hunderte von Milanen in der Höhe, und wo die Raupe der Grasmotte den kahl gefressenen Boden bedeckt, da haben sich Tausende von Hausstörchen und große Marabugesellschaften zum Schmause versammelt. In der Nacht ballen sich schwarze Gewitterwolken über dem Horizont zusammen, die Luft wird von zuckenden Blitzen durchleuchtet, und fernes Donnerrollen mischt sich in das Konzert der Hyäuen, Löwen, Paviane und Kröten. Ein kalter Sturmwind droht Zelt und Lagerfeuer mit sich fortzufegen, es fallen einige schwere Regentropfen, beim Morgengrauen ist aber alles wieder trocken. Genau so, wie wir es auf dem Guasso Ngischu-Plateau erlebt haben. Es ist dieses Land wie das Guasso Ngischu-Hochland ein Gebiet für Viehzucht und sehr beschränkten Ackerbau, am besten von Eingeborenen oder südafrikanischen Buren zu bewirtschaften, für den europäischen Kleinsiedler aber nur dann von Bedeutung, wenn er im Genossenschaftsverbande seine Herden auf die unberechenbaren Weidegründe treibt.

Wir haben unsere Umschau beendet und sind von der Peripherie des Wirkungsfeldes der Ugandabahn nun dem lebhaft pulsierenden Hauptstrome, dem Schienengeleise selber, wieder näher getreten. Aus der Summe der gewonnenen Eindrücke in ihrer Kombination mit den kulturellen und wirtschaftlichen Erfahrungen aus anderen Tropengebieten durften wir wohl manches Urteil uns erlauben. Wir haben uns überzeugt von der fruchtbaren Kulturarbeit, welche die Engländer mit dem Ausbaue ihrer Ugandabahn geschaffen haben. Auf der anderen Seite haben wir aber auch gegen mancherlei überschwengliche Hoffnungen angekämpft und irrige Vorurteile zu beseitigen versucht. Der sittliche Einfluß des Bahnbaues auf die Eingeborenen ist uns klar vor Augen getreten, und an manchen Punkten haben wir auch einen großen wirtschaftlichen Fortschritt entdeckt. Wohl haben wir den kulturfördernden Einfluß des Schienenstranges nur auf 30 bis höchstens 50 km Entfernung hin zu verfolgen vermocht. In der Längsachse seines kulturellen Arbeitsfeldes aber haben wir nur eine sehr geringe Abnahme der wirkenden Kräfte konstatieren können. Unsere Erfahrungen haben vielmehr gezeigt, daß die Intensität und das Tempo der kulturellen Arbeit von der sog. Küstenferne nur in geringem Maße beeinflußt werden. Wo wir unproduktive Steppen durchwanderten, einerlei, ob sie sich in der Nähe der Küste oder im fernen Innern fanden, da hat die Bahn nur wenig und nur sehr ephemere Leistungen zu vollbringen vermocht. Wo barbarische Nomaden und Halbnomaden, wilde Bergvölker und verkommene Negerstämme ihr Dasein fristen, da hat sie höchstens den Zerfall der alten Sitten herbeigeführt, eine gefährliche Scheinkultur gezüchtet, einer gesteigerten Produktivität aber nur sehr schmale Wege eröffnet. Wo sie hingegen durch fruchtbare und von intelligenten Eingeborenen bewohnte Gebiete führt, da hat sie in wenigen Jahren schon sehr erfreuliche Früchte gezeitigt, den Handel gehoben und die Ansiedelung von weißen und farbigen Kolonisten ermöglicht. Sie gestattet hier eine intensivere Bearbeitung des Bodens auch ohne die Mithilfe großer farbiger Arbeiterrotten; sie ermöglicht dem Eingeborenen den Absatz der von ihm erzeugten Landesprodukte und bietet durch die Konzentration größerer Menschenmassen auch dem Handel, dem Handwerk und der Kleinindustrie die Möglichkeit einer ruhigen Weiterentwickelung.

Überall drängt sich aber die eine Tatsache hervor, daß ohne die Gunst der natürlichen Vorbedingungen, worunter wir sowohl die physischen Eigenschaften des Landes als auch die klimatischen Verhältnisse und den intellektuellen Wert des Eingeborenen oder des Siedlers verstehen, der Einfluß des Bahnbaues nur sehr beschränkt sein könnte. Eisenbahnen zu bauen ohne vorhergehende genaueste wissenschaftliche Untersuchungen hat daher keinen Zweck, und wenn Kapital zur Erschließung der Kolonien sich findet, so soll es im Interesse unserer Kulturbestrebungen und zum ferneren Wohle der Kolonialgebiete nicht ohne weiteres zum Ausbau irgend einer unmotivierten, nur von phantasiereichen Schwärmern und Spekulanten vorgeschlagenen Bahnlinie verwendet werden. Bautechnische Urteile sollen erst in zweiter Linie berücksichtigt werden, denn wenn ein Land in wirtschaftlicher Beziehung eines Bahnbaues würdig erscheint, so kommt es wahrlich nicht darauf an, ob das Kilometer Bahnstrecke nun 80000, 100000 oder gar 120000 Mark kostet. In dieser Hinsicht kann man vieles von den praktischen Engländern lernen. Sie bauen erst diejenigen Bahnen, die ihnen am aussichtsvollsten erscheinen, und lassen manche Kolonien daher jahrelang brach liegen, bevor sie mit Bahnbauten sie zu erschließen beginnen. Erst das Notwendigste, das andere läßt sich dann um so besser ausführen. So haben sie in ihrem Kanada schon im Jahre 1836, also gleichzeitig mit Deutschland, die erste Eisenbahn eröffnet und bis zur Gegenwart jenes Bahnnetz auf nicht weniger wie 30000 km Länge ausgebaut. In den Jahren 1845 und 1848 folgten Jamaika und Guayana und 1853 erst Indien mit heute über 40000 km Bahnlinien. Australien, mit gegenwärtig 22000 km Bahngeleise, erhielt erst 1854 den ersten Schienenstrang, und Kapland mußte bis zum Jahre 1863 auf den ersten eisernen Verkehrsweg warten. Es folgten im Bahnbau dann Mauritius (1864), Ceylon, Trinidad und Natal (1870), New Foundland, Barbados und Labuan, und erst im Jahre 1899 wurden im eigentlichen Tropengürtel von Afrika die ersten englischen Bahnen erbaut. Bei Beginn dieses Jahrzehnts hatten diese in Sierra Leone, Lagos und Aschantiland gelegten Bahnen eine Länge von etwa 400 km. Seither sind aber eine Menge neuer Linien eröffnet, so daß im tropischen Afrika England heute schon etwa 5000 km Bahnen dem Betrieb übergeben haben dürfte. Der Ausbau einer Kap—Kairobahn scheint keine Utopie mehr zu sein, und bald werden wir auch in der Breitenrichtung den schwarzen Kontinent durchqueren können.

Die Heidenstämme der Malaiischen Halbinsel.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben die heidnischen Stämme der hinterindischen Halbinsel, die als Urbevölkerung angesehen werden und nach Rasseneigenschaften, Sprache und urtümlicher Lebensweise von den benachbarten Malaien wesentlich sich unterscheiden, die Aufmerksamkeit der Ethnographen, Anthropologen und Sprachforscher in ganz besonderer Weise angezogen. Es war über sie eine sehr reiche, aber recht zerstreute Literatur vorhanden, die vor einem Jahre von Prof. Rudolf Martin in seinem hervorragenden großen Werke „Die Inlandstämme der Malaiischen Halbinsel" zusammengefaßt und in seine eigenen Reiseerfahrungen eingefügt wurde. Und jetzt wieder erscheint über jene Völker ein ebenso umfangreiches, gleichfalls auf eigener Forschung beruhendes Werk, das ebenso die gesamte bisherige Literatur berücksichtigt[1]). Die Verfasser, Skeat und Blagden, haben beide jahrelang als Beamte mit diesen Stämmen zu tun gehabt, die sie liebevoll erforschten. So reich an Tatsachen auch das vorliegende Werk ist, jenes Martins wird dadurch nicht entbehrlich, beide ergänzen einander, namentlich ist jenes Martins in bezug auf die somatische Anthropologie das ausführlichere. In gewisser Beziehung kann die Ethnographie der heidnischen Stämme mit diesen beiden Werken als abgeschlossen betrachtet werden, wenn auch noch vieles im einzelnen zu erforschen ist und dem Gebiete der Hypothesen, z. B. über den Zusammenhang dieser Heiden mit anderen Stämmen, immer noch ein weiterer Spielraum offen bleibt.

Bekanntlich ist die Nomenklatur der Inlandstämme eine etwas verwirrte; die Verfasser des vorliegenden Werkes bevorzugen daher, ohne die Einzelheit zu übersehen, die allgemeiner übliche, einfachere Einteilung und reden, abgesehen von den Unterabteilungen, 1. von den negritoartigen Semang, 2. von den drawido-australischen (?) Sakai und 3. den einheimischen malaiischen Jakun. Damit kommt man im allgemeinen auch aus. Die Gesamtzahl der in Rede stehenden „Wilden" wird auf etwa 40000 angegeben. Wir übergehen hier die, namentlich durch Martin, ausgiebig geschilderten körperlichen Eigenschaften der verschiedenen Stämme und verweisen nur noch auf die besonders für das Werk aufgenommenen sehr zahlreichen Photographien, die fast sämtlich allerersten Ranges sind und von der äußeren Erscheinung, der Lebensweise, Wohnart usw. der Stämme uns ein ganz vorzügliches Bild geben.

Erfreulich wirkt, daß die Verfasser sich von unnötigen Hypothesen in ihrem Werke frei halten und uns ein klares

[1]) W. W. Skeat und Ch. O. Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula. 2 Bände. Mit zahlreichen Abbildungen. London, Macmillan u. Co., 1906. 42 s.

Tatsachenmaterial vorlegen. Freilich ist das Studium des in seinem Aufbau sehr zerstückelt erscheinenden Werkes kein sehr leichtes, was auch die Verfasser selbst gefühlt haben, da sie, entschuldigend, sagen, daß die heterogene Natur ihres Stoffes, des eigenen und fremden, eine harmonische Darstellung verhindert hätte. Überreich aber quellen uns die Tatsachen entgegen, und aus diesen einige zur Kenntnis des Werkes herauszugreifen ist der Zweck dieser Anzeige.

Die am niedrigsten stehenden Stämme sind durchaus nomadischer Natur, da sie selten länger als drei bis vier Tage an einem Orte weilen, den sie sofort verlassen, wenn er „abgeweidet" ist, d. h., wenn die dort vorhandenen pflanzlichen Nahrungsmittel erschöpft sind, da sie nur wenig Fleisch ohne Zubereitung zerreißen und aus der Hand verzehren, gleich Tieren. Ihr Getränk ist Wasser, und hier erfahren wir, daß einer der Stämme, die Orang Laut, es versteht, das in der Handfläche aufgefangene Wasser auf die Entfernung von einem Fuß sich in den Mund zu werfen, ohne dabei das Gesicht zu benetzen. Reis, das malaiische Hauptnahrungsmittel, verzehren sie ausnahmsweise nicht. Feuer erzeugen Semang und Sakai noch durch Reibung von Hölzern, während die mehr malaiisierten Stämme Stein und Stahl benutzen. Da das Fleisch, was noch hervorzuheben, durchaus roh verschlungen wird, wenn auch nicht von allen Stämmen, so ist die Bezeichnung des Menschen als eines „kochenden Tieres" in bezug auf sie hinfällig. Die gleichen urtümlichen Zustände herrschen bezüglich der Kleidung. Unrichtig ist aber die von einzelnen aufgestellte Behauptung, daß sie völlig nackt gingen; die Scham wird bedeckt. Niemals aber benutzen sie Tierhäute; Gürtel aus einer Schwammart und Rindenstoffe treten an ihre Stelle, wo nicht etwa schon von den Malaien erhaltene Stoffe benutzt wurden. Unter den nicht fehlenden Zieraten spielen die Haarkämme aus Bambus eine Rolle, von beiden Geschlechtern als Zaubermittel gegen Krankheiten getragen, eigentümlich ornamentiert, worüber ein ausführliches Hauptstück des Werkes handelt.

Urtümlich, wenn auch Entwickelungsstadien zeigend, sind die Wohnungen: Felsüberhänge, Höhlen, Zweiganhäufungen und Schirme aus Palmblättern, bienenkorbähnliche, aus Palmblättern hergestellte Hütten, endlich den Malaien nachgeahmte, auf Pfosten stehende Behausungen mit Dächern. Ja, die seefahrenden Orang-Laut haben überhaupt keine Wohnungen, sondern drängen sich in einem kleinen Boote von 6 bis 7 m Länge zusammen und verbringen da ihr Dasein.

Ist auch die Hauptnahrung vegetabilischer Art, so haben die Inlandstämme doch die Jagd, das Fallenstellen und die Fischerei in überraschender Weise entwickelt, und bedienen sich dabei zum Teil recht sinnreicher Apparate. Bekanntlich ist (neben Bogen und Pfeil) das Blasrohr mit vergifteten Bolzen ihre Hauptwaffe. Nur selten fehlen sie selbst im dichtesten Gestrüpp, und Tiger wie Elefant erliegen ihren Waffen. Dazu kommen ihre scharfen Sinne; Gesicht und Gehör sind vorzüglich entwickelt, namentlich der Geruch. Sie riechen z. B. die Fährten einer Schlange. Bogen und Pfeil, sowie das Blasrohr sind jedoch nicht gleichmäßig den Stämmen eigen; erstere kommen den Semang, letzteres den Sakai zu. Bemerkenswert ist, daß die Sakai Fischdämme und Wehre in den Flüssen bauen, die sie wohl den Malaien entlehnt haben.

Irgend etwas, was als Wertmesser und Geld angesprochen werden kann, gibt es ursprünglich nicht bei diesen Stämmen, aber sie treiben mit ihren Landeserzeugnissen, Guttapercha, Damarharz, Kampfer, wohlriechenden Hölzern, Tauschhandel, und zwar in der Form des stummen Handels, indem sie ihre Erzeugnisse an einer Waldstelle niederlegen, sich zurückziehen und dann sehen, was die Malaien ihnen dafür an Tabak, Salz, Stoffen, Geräten, Perlen, Spiegeln usw. niederlegen.

Heute sind Blasrohr, Bogen und Pfeil, eingeführte Messer und Beile die Waffen der Stämme. Die nicht selten im Lande vorkommenden Steinbeile werden gewöhnlich auf ihre Vorfahren zurückgeführt. Indessen die Verfasser weisen diese Ansicht zurück und erwähnen dabei eine Überlieferung, daß vor den Sakai, Semang und Malaien noch eine andere Rasse die Halbinsel bewohnte, von der die zahlreichen Steinbeile herrühren. Niemals zeigen diese paläolithischen Charakter, sie gleichen vielmehr unseren neolithischen Beilen; durch ihre Massenhaftigkeit beweisen sie, daß die Steinzeit sehr lange auf der Halbinsel gedauert haben muß.

Vom Landbau zeigen sich die allerdürftigsten Anfänge, und gerade aus diesem Grunde sind sie erwähnenswert. Die Besisi (zu den Jakun gehörig) verzehrten gewisse Früchte immer unter einem Schutzdache an einer bestimmten Stelle. Dort warfen sie auch die Kerne fort, und nun sproßten dort dicht und massenhaft die neuen Fruchtpflanzen auf. Das war für deren Verbreitung nicht vorteilhaft, und sie wechselten nun öfter die Orte, wo sie die Früchte verzehrten, damit diese sich weiter verbreiteten. Ausgerodete Waldstellen, wo Aussaaten stattfanden, und von denen verwüstende Tiere durch Zaubersprüche ferngehalten werden, sind vorhanden. Meister sind die Wilden im Fällen von Bäumen; ihre Axthiebe fallen haarscharf stets auf die gleiche Stelle, und die Schnittfläche eines gefällten Baumes „ist so glatt wie eine Billardtafel".

Von Belang erscheint, was das Werk über die Arbeitsteilung von Mann und Frau beibringt, die danach eine durchaus gerechte, den Geschlechtern angemessene ist, so daß von einer Unterdrückung und Ausnutzung des Weibes auf jener niedrigen Kulturstufe nicht die Rede sein kann. Alles, wozu körperliche Kraft notwendig ist, besorgt der Mann, das übrige die Frau. Zur Töpferei sind die Stämme noch nicht vorgeschritten, sie ist sonst gewöhnlich Sache der Frauen. Die Künste sind natürlich sehr gering entwickelt, und hier spielen die Verzierungen an Kämmen, Blasrohren usw. eine große Rolle, welche die Aufmerksamkeit der Ethnographen längst erregt haben und den Reisenden des Berliner Museums für Völkerkunde, Vaughan Stevens, zu einer Theorie geführt haben, die nach den Verfassern auf Sand gebaut ist. Seine Blumentheorie, die er den fast nackt gehenden Negritostämmen zuschreibt, und die „auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut erscheint, würde einem botanischen Werke nicht zur Schande gereichen", heißt es.

Die Gesellschaftsordnung der Stämme steht, wie vorauszusehen, auf sehr niedriger Stufe. Die Semang haben die Anfänge eines Häuptlingswesens, und nur die Jakun sind in dieser Beziehung weiter gelangt. Endlich ist alles, was in das Gebiet der Gesetze und der öffentlichen Ordnung gehört. Unter den Semang z. B. kommen nur wenig Verbrechen vor, und Diebstahl oder Verführung von Weibern wird mit Wertstrafen belegt; im Falle der Nichtzahlung tritt Prügelstrafe ein. Eine Art Richter (Penghulu bei den Sakai) ist vorhanden und besitzt absolute Autorität. Auf Mord steht bei den Sakai Todesstrafe, ausgeführt von den Verwandten des Ermordeten.

Sehr ausführlich sind die Mitteilungen über Geburt, Heirat und Totenbestattung. Auch den Semang erscheint die Seele als Vogel, wie so vielen Völkern, und das schwangere Weib führt ein Bambusbehältnis mit sich, in dem sie einen Vogel bewahrt, den sie gelegentlich verzehrt, um dem Embryo eine Seele zuzuführen. Ehen erfolgen durch Kauf; bei den Semang herrscht große eheliche Treue, während die Sakai bis zu einem gewissen Grade Polygamisten sind, und bei den Jakun ein bemerkenswerter Brauch, das Rennen der Verlobten um einen Hügel oder Ameisenhaufen stattfindet, wobei der Bräutigam hinter der Braut herlaufen muß, bis er sie erhascht. Im übrigen beschließen den einfachen Akt einige Fragen der Braut: „Kannst du gut mit dem Blasrohr umgehen?" „Verstehst du es gut, Bäume zu fällen?" „Kannst du gut klettern?" „Rauchst du Zigaretten?" Damit ist die Heirat fertig. Die Negritostämme fürchten sich nicht vor den Geistern der Verstorbenen, was dagegen bei den Sakai im höchsten Maße der Fall ist. Erstere begraben daher ihre Toten einfach, während die Sakai sie entsetzt liegen lassen, ohne jede weitere Fürsorge, und fortan die Todesstätte meiden. Die Jakun endlich, die allerdings auch die Geister der Toten fürchten, sorgen in religiöser Art für diese, bauen ihnen kleine, mit Nahrung versehene Seelenhütten und führen selbst durch die Erde Bambusrohre zum Munde des Bestatteten, um ihm Nahrung einzuflößen.

Daß die Künste gering bei diesen Naturvölkern entwickelt sind, wurde schon erwähnt. Sie besitzen ein einfaches Saiteninstrument, einige Arten Flöten aus Bambus und Trommeln. Hervorzuheben ist die Nasenflöte, die bekanntlich ihre Verbreitung bis in die Südsee hat.

Aus dem reichen Kapitel über die Religion bemerken wir folgendes: Die Semang kennen einen Donnergott, Kari, und verschiedene kleine Götter. Zeremonien besitzen sie keine, und nur schwache Spuren von Dämonenverehrung sind vorhanden. Animistische Vorstellungen fehlen. Dagegen ist die Religion der Sakai fast ganz Dämonenverehrung, auch kennen sie eine unter verschiedenen Namen vorkommende Hauptgottheit. Zwischen Menschen und Geistern vermittelt der „Hala", ein Schamane. Die Jakun besitzen die altmalaiische, vorislamische Religion der Halbinsel. Indische und mohammedanische Einflüsse lassen sich in allen drei Religionen erkennen.

Der überaus wichtige Abschnitt über die Sprachen rührt von Blagden her. Diese ungeschriebenen, in zahlreiche Mundarten zerfallenden Idiome bieten dem Sprachforscher eine große Anzahl Probleme dar. Karten zeigen uns ihre Verbreitung, und die Zersplitterung ist so groß, daß oft ganz kleine Sippen, ja einzelne Familien ihren besonderen Dialekt reden. Das Malaiische, als Lingua franca der Halbinsel,

dient dabei als allgemeines Verständigungsmittel auch für Europäer und Chinesen und greift unter den Stämmen immer mehr um sich, die heimischen Idiome verdrängend. Früher zogen sich die von den Malaien gehetzten Urbewohner in die Wälder zurück; jetzt, wo Engländer und Siamesen Ordnung geschaffen haben, verkehren sie mehr mit den Fremden, und dadurch wird der Untergang der heimischen Mundarten beschleunigt; in einigen Generationen werden sie erloschen sein. Blagden unterscheidet eine typische Semangsprachgruppe, die gänzlich von der typischen Sakaisprachgruppe verschieden ist. Der Unterschied liegt wesentlich auf phonologischem Gebiete, ganz abgesehen von der völligen Verschiedenheit des Wortvorrates. Im großen Ganzen fallen hier also die Sprachunterschiede mit den anthropologischen zusammen. Wohin aber diese Sprachen zu stellen sind, darüber sind wir durch zahlreiche neuere Arbeiten (E. Kuhn, W. Schmidt u. a.) jetzt klar. Sie gehören zu der großen Mon-Khmer-Gruppe, in welche Völker in Annam, dem nördlichen Siam und Vorderindien (die Mundasprache) eingereiht werden. So erscheinen denn die Sakai und Semang als versprengte Überreste einer einst zahlreicheren Rasse, die sich in Urzeiten über die Malaiische Halbinsel verbreitet hatte. A.

Der ehemalige Königs-, Tegern- und Kochelsee.

Historisch-geographische Skizze von Georg Breu. München.

Das rapide, in den letzten Jahrhunderten durch das Eingreifen des Menschen beschleunigte Zurückweichen der Seen zeigt, daß die zerstörenden Kräfte der Natur beständig an der Arbeit sind. Ein genauer Beobachter kann deshalb mit Sicherheit behaupten, daß die Zahl und Größe der Seen im Laufe der Jahrtausende mehr und mehr abnehmen mußte, und zwar in dem Maße, als Flüsse und Bäche die Gebirge benagten. Von allen großen Alpenseen läßt sich der Nachweis erbringen, daß ihre Fläche vorzeiten größer war, als sie heute ist, und die Zahl der kleinen Alpenwannen, die in geschichtlicher Zeit, ja in den letzten zwei Jahrhunderten völlig verschwunden sind, ist erstaunlich groß.

Die historische Geographie findet daher kein besseres Feld für ihre Tätigkeit als dort, wo sie jenen morphologischen Änderungen am besten nachgehen kann. Wenn wir also hier in diesem Sinne unseren romantischen Seen, dem Königs-, Tegern- und Kochelsee, eine Betrachtung widmen, so glauben wir nicht nur der Limnologie im besonderen, sondern auch der historischen Geographie im allgemeinen einen Dienst zu leisten.

I. Der ehemalige Königssee.

Als zuflußarmer See ist der Königssee gleich dem Walchensee mehr vor der Zuschüttung bewahrt geblieben als andere Seen, und infolge dieses Umstandes wird er noch in vollster Schönheit prangen, wenn die weiten Becken eines Würm- oder Kochelsees längst von sterilen Moorflächen erfüllt sind.

Dennoch arbeiten auch hier, wenngleich nicht so mächtig, die zerstörenden Kräfte der Natur und besiegeln sein einstiges Ende. Der See reichte ehemals im Süden bis zum Fuße der Seilstatt- und Röthwand, und der heutige Obersee ist noch ein Teil dieses Restes. Gegen Norden hat ein gewaltiger Bergsturz den Obersee vom heutigen Königssee abgetrennt, und eine weitere, aber anders geartete Abgliederung dürfte einst der Eisbach vollziehen. Dieser hat bereits durch seinen Schuttkegel die Breite und Tiefe des Sees bei St. Bartholomä auf die Hälfte reduziert und dadurch den oberen Teil des Königssees merklich gegenüber dem unteren abgeschnürt. Hier soll gleich betont werden, daß gerade von dieser Stelle aus die Zuschüttung unseres Wasserbeckens am raschesten vor sich geht, da hier der bröcklige Hauptdolomit an die Ufer des Sees tritt. Ein einziger Regenguß am 7. September 1885 genügte, berichtet uns Penck, um hier eine Aufschüttung von 2,5 m im Bette des Eisbaches am Königssee hervorzubringen. Auch brach im gleichen Jahre ein Stück von der Größe des Schlosses Bartholomä in den See, dessen Becken verkleinernd. Freilich treten solche Katastrophen nur selten auf. Dagegen erfolgt unablässig und kaum merklich die Zerstörung des Landes durch ununterbrochen und kontinuierlich wirkende Kräfte: unmerklich unterminieren sie das Ufer, bis plötzlich ein kleiner Anstoß erfolgt, um ein großes Werk katastrophenartig zu vollenden. So muß zuletzt auch der Königssee aus der Landschaft verschwinden, freilich viel später als Dutzende andere seiner Genossen.

Auf immer? — Gewiß nicht!

Wenn jene Zeit hereinbricht, in der unsere Alpen wieder von einem mächtigen Eismantel überdeckt sind und gewaltige Gletscher wieder ihre erodierende Tätigkeit entfalten, wenn diese Gletscher dann wieder nach jahrtausendlangem Dasein von der Energie der Sonne besiegt in ihre Berge sich zurückziehen: dann bricht für unseren Königssee und alle seine Brüder wieder ein frischer junger Tag aus Grabesnacht herein, ein neuer Schöpfungsmorgen, der leider bei seiner Geburt schon wieder den Vernichtungskeim mit Sicherheit in sich birgt: Schon am ersten Tage, nachdem die Becken von den Fesseln der alpinen Eisberge befreit sind, beginnen die zerstörenden Agenzien abermals ihr Werk, teils unheimlich langsam, teils katastrophenartig, wie wir sie heutzutage oft vor unseren Augen sich abspielen sehen.

II. Der ehemalige Tegernsee.

Auch dieser herrliche See ist eine ephemere Erscheinung der Landschaft. Die zahllosen Gebirgsbäche schieben unablässig ihre Schuttablagerungen in das stille Gewässer, zum Teil in regelmäßigen Deltas. Die Wellen sichten, sie lassen die groben Gerölle an den Mündungen der Zuflüsse liegen, spülen den Sand am Ufer entlang, wo er an Ausbiegungen sich festlegt und spornartige Vorsprünge bildet, und lassen den Schlamm weit hinein in den See gelangen, soweit die Transportkraft des zufließenden Wassers reicht. Auf dem seichten Seeboden fassen Algen und Rohrgräser Fuß; haben sie ihn mit ihrem Abfall bereichert, dann tauchen schwimmende Wasserpflanzen, wie Seerosen, Wasserranunkeln, Myriophyllen, auf, und ist der Boden hoch genug geworden, daß er zeitweise oberflächlich trocken liegt, so entsteht durch Ansiedelung von Ried- und Wollgräsern eine Sumpfwiese. Die bedeutendste Längenausdehnung hatte der See nach Süden zu, und er reichte, wie die Alluvionen der Rottach und der Weißach beweisen, früher bis zum Fuße der Bodenschneid und des Wall- und Setzberges. Diese Ablagerungen führten den See auf ein Drittel seiner früheren Ausdehnung zurück, der ehedem 10 bis 12 m höher als heutzutage war, wie mehrere schön ausgeprägte Terrassen auf der West-, Ost- und Nordseite bezeugen. Söllbach, Zeiselbach, Breitenbach und Filzbach arbeiten unablässig im Westen an seiner Vergänglichkeit. Dieses Werk wird noch weiter unterstützt durch vereinzelte Moore zwischen Wiessee und Villa Tauereck; außerdem zieht sich ein Streifen „alter Seeboden“ von Kaltenbrunn bis Gmund, von hier am Ostufer entlang etwa $^1/_2$ km lang und 100 bis 200 m breit. Am süd-

lichsten Ende des Ringsees schlängelt sich etwa 250 m lang ein Altwasser des Sees dahin, das vor 40 Jahren noch mit dem eigentlichen Wasserbecken zusammenhing. Erwähnt muß außerdem werden, daß sich am Ostufer von der Villa „Am See" bis gegen Augermann eine 1000 m lange und etwa 200 m breite Schilfzone erstreckt, wodurch der beste Boden zur Verlandung gegeben ist. So geht auch der Tegernsee seinem Untergange entgegen. Obersee und Ringsee werden sicherlich zuerst zugeschüttet; dann entsteht natürlich durch die auffüllende Tätigkeit der gegenüberliegenden Bäche, des Aalbaches einerseits und des Söllbaches andererseits, ein Doppelbecken, und in etwa 18000 bis 20000 Jahren hat der See vollständig seine Existenz eingebüßt, so daß nur mehr ein Fluß, gespeist von den Quellflüssen Rottach und Weißach, träge durch die Ebene zieht.

III. Der ehemalige Kochelsee.

Von sämtlichen alpinen Vorlandsseen fällt wohl der Kochelsee am schnellsten der Zerstörung anheim. Während von Süden und Südwesten her die Alpenflüsse und -Bäche daran arbeiten, diesen lieblichen See aus der erhabenen Landschaft zu verdrängen, tun dies in ungleich größerem Maßstabe noch die geheimnisvoll arbeitenden Moorkräfte von Norden und Nordwesten her. Wenn man in alten Urkunden und Chroniken liest, daß vor mehreren Jahrhunderten noch die Klosterherren von Benediktbenern zu Schiff von ihrem Kloster aus Besuche bei den Kollegen zu Schlehdorf machten, so muß man staunen, wie rapid dieser Vermoorungsprozeß vor sich geht. So ist das ganze Gebiet von Kochel bis gegen Bichl hin im Osten einerseits und von Schlehdorf bis Sindelsdorf im Westen andererseits, sowie von der Linie Schlehdorf — Kochel im Süden bis zum Moränenzuge Sindelsdorf — Bichl im Norden ganz vermoort und vertorft, eine Fläche etwa von der achtfachen Größe des heutigen Wasserbeckens. Daß der Spiegel des Kochelsees ehemals viel höher lag als heutzutage, beweisen kräftig ausgebildete Nischen bei der Burg und Nase, sowie markante Strandlinien am Südostende des Sees. Diese Strandlinien liegen 3 cm, 1 m und 2 m hoch und decken sich vollständig mit den als Wahrzeichen der früheren Größe des Sees in die Felsen eingemeißelten Nischen. Eine Schifferhütte bei Schlehdorf, jetzt 7 m vom See entfernt, war vor etwa 15 Jahren noch vom Seewasser bespült. Genaue Messungen zeigten, daß das Wasser hier nun volle 5 m zurückgegangen war; die übrigen 2 m waren versumpft. Wer überdies die Zone der Seerohre und Schilfe schon gesehen hat, wird sich bald im klaren sein, daß es nur noch weniger Dezennien bedarf, bis diese große „Schilfzone" vermoort ist. So rasch erleidet der See auch eine Veränderung von Westen her. Nur der Nordwesten des Gebietes macht eine Ausnahme, wo die Loisach mit ihrem starken Gefälle und ihren großen Geröllmassen der Vermoorung einigermaßen Einhalt gebietet.

So haben wir gesehen, daß die Zuschüttung eines Sees bald zusehends rapid, bald langsam und unmerklich vor sich geht. Und welcherlei Art sind die Kräfte? Die Zuflüsse führen beständig Material in den See und erhöhen ihn, die Abflüsse nagen sich tiefer in die Erdkruste und erniedrigen so den Seespiegel. Dazu kommt die Vegetation, die ihr Werk meistens am Rande beginnt. Die organischen Stoffe, die sich stets in dem See ablagern und langsam vermodern, geben von diesem Zeitpunkte an den Verwesungspflanzen reichlichen Nahrungsstoff. Es beginnt am äußersten Saume, wo die günstigen Verhältnisse am frühesten eintreten, eine Moorbildung, die mehr vom Rande in das Innere des Wasserbeckens hineinwächst. Endlich zeigt sich, daß die Geschwindigkeit des Aussterbens sich in den letzten anderthalb Jahrhunderten gesteigert hat. Das Eingreifen des Menschen trägt auch daran die Schuld. „Wiesen-, Streue- und Torfland werden nämlich weit höher gewertet als je zuvor, und um sich vor Überschwemmungen der Alpenbäche durch plötzliche Hochwasser zu schützen, leitete man diese in Seen."

So haben durch diese Kräfte unsere betrachteten alpinen Wannen das Stadium der Reife längst erreicht; freilich wird es noch Jahrhunderte dauern, bis sie erloschen sind. Den Kochelsee wird dies Schicksal, wie gesagt, am ersten treffen, dann kommt der Tegernsee an die Reihe, zuletzt erst der wildromantische Königssee, der schönste aller Alpenseen.

Die Ablösungsformen im Alten und Neuen Testament.

Von Dr. F. Maurer.

Die Erinnerung an das Menschenopfer, speziell Kindesopfer, hat sich bei den meisten Völkern erhalten. Die griechische Mythe und Sage ist reich an solchen Erinnerungen. Beginnt doch die Geschichte der jüngeren Zeit mit dem Sturz des alten kindermordenden Gottes. Im Alten Testament liegen die Ablösungsmythen in zahlreicher Ausprägung vor.

Wir können drei Arten von Ablösungsformen unterscheiden: die blutigen, die unblutigen und eine auf priesterliche Konstruktion gegründete.

1. Die älteste Form der blutigen Ablösungen dürfte wohl die Hingabe eines Teiles statt des ganzen Lebens und Blutes sein. Daher hat die Beschneidung eine so weite Verbreitung gefunden. Daß sie eine Ablösung involviert, ist aus der Erzählung Ex. 4, 24 ersichtlich. Dem mit seinem Weib und Kindern nach Ägypten ziehenden Moses tritt Jahve im Zorn entgegen. „Da nahm Zippora einen Stein [1]) und beschnitt die Vorhaut ihres Sohnes und berührte seine Füße [2]) und sprach: Wahrlich, ein Blutsverbundener (Blutbräutigam) bist du mir. Da ließ er (Jahve) von ihm ab, als sie gesagt hatte, Blutbräutigam um der Beschneidung willen." Die Beschneidung wird zum Bundeszeichen Jahves, das von jedem männlichen Israeliten zu tragen ist. Denn Ex. 13, 2 heißt es ausdrücklich: „Weihe mir alle Erstgeburt, alles, was die Mutter bricht bei den Söhnen Israels, bei Menschen und Vieh, mein ist es."

2. In der Erzählung von der Opferung Isaaks wird weiter die Ablösung durch das Tieropfer angebahnt.

[1]) Die Beschneidung reicht bis in die Zeit des Mutterrechts zurück; später wurde sie von Männern vollzogen. Steinmesser blieben bei diesem Akt noch lange üblich. Noch 1716 kam zu Rendel in der Wetterau eine jüdische Beschneidung mit einem Schieferstein vor; vgl. Schudt, Jüdische Denkwürdigkeiten. 6. Buch, 28. Kap., Nachtrag, S. 227.

[2]) Diese Stelle wird verschieden übersetzt. „Sie bestrich seine Füße damit"; „sie warf sie ihm zu Füßen"; „sie berührte seine, d. i. Mosis Geschlechtsteile". Ob darin eine Adoption liegt, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden. In Babylonien siegelte man die Fußsohlen der Adoptierten; vgl. Meißner, Altbabyl. Privatrecht, Leipzig 1893, S. 152, Anm. 2. Eine andere Adoptionsform ist das „Schoßgebären"; Gen. 30.

Abraham[3]) soll seinen erstgeborenen Sohn opfern und darf dafür auf Jahves Befehl den in der Hecke hangenden Widder[4]) schlachten. Die Ablösung ist von der Gottheit gewollt und ihr angenehm.

3. Die Ablösung durch das Tieropfer liegt auch dem Passahmythus zugrunde. Bei den Mexikanern[5]) ging die göttliche Urmutter Centeotl bei ihren Festen durch das Land und die Wohnungen der Menschen. Zum Schutze des Lebens zerstachen sie sich die Glieder, sammelten das Blut und hingen es in altertümlichen Gefäßen an die Türpfosten der Häuser. Der gleiche Gedanke kommt im Passahmythus zum Ausdruck. Zur Festzeit kommt der Engel Jahves und tötet die Erstgeburt der Ägypter. Die Israeliten aber hatten sich durch die Opferung eines Lammes und durch Bestreichen ihrer Türen mit Blut geschützt. An die Stelle der israelitischen Erstgeburt tritt die der Ägypter. Der biblische Passahmythus benutzt die Vorstellung der Ägypter, daß die Begegnung mit einer Gottheit todbringend sei, ferner die Tatsache, daß bei ihnen das Menschenopfer längst abgeschafft war, und verlegt daher die Ablösung der israelitischen Erstgeburt nach Ägypten.

Die Ablösung durch die Beschneidung und durch das Passahlamm gehört zwei verschiedenen Kulturperioden an. Wenn im späteren Gesetz die Beschneidung zur Bedingung für die Teilnahme am Passahmahl gemacht wird, so geht daraus hervor, daß die Beschneidung die ältere Ablösungsform darstellt. „Die Ablösung durch das Blutopfer der Leibeseinschnitte[6]) und die Stellvertretung durch das zahme Haustier teilen die Juden mit zahlreichen Völkern, die erstere insbesondere mit den afrikanischen, die zweite mit den asiatisch-europäischen Hirtenvölkern."

4. Bei den blutigen Ablösungsformen ist noch zu erwähnen die Hingabe alles Blutes als Ablösungswert an die Gottheit. „Denn das Leben des Fleisches ist im Blute, und ich habe es für euch auf den Altar gegeben, um eure Seele zu versöhnen, denn das Blut versöhnt das Leben" (Lev. 17, 11). Den Israeliten ist deshalb der Genuß des Blutes verboten. So kann die Enthaltung vom Blutgenuß auch als Ablösungsform gelten. Das Blut gehört Jahve allein. Darauf gründet sich das ganze Opfersystem der Israeliten.

5. Von den unblutigen Ablösungsformen sind zwei erwähnenswert. Eine große Rolle spielen die ausgesetzten und später berühmt gewordenen Männer, wie Sargon, Cyrus, Moses, Romulus und Remus. Die Aussetzung stellt gleichfalls einen Versuch der Ablösung des Kindesopfers dar. Ohne das Kind zu opfern, wird es der Gottheit angeboten, die ihr Wohlgefallen durch Erhaltung des Kindes ausdrückt. Die Gottheit hat gesprochen und die Ablösung gutgeheißen. Diese Ablösungsform tritt uns auf israelitischem Boden in der Lebensgeschichte Mosis entgegen (Ex. 2).

6. Eine andere Form gründet sich auf die Kompatibilität. Um die Gottheit für den Entgang des Blutes zu entschädigen, muß der Vater des Kindes sich bestimmten Vorschriften unterwerfen. Daher liegt David bei der Geburt und Erkrankung seines Kindes auf der Erde und fastet[7]). Denn „wer weiß, Jahve erbarmt sich wohl meiner, daß der Knabe am Leben bleibt". (2. Sam. 12, 16—22.)

7. Die jüngste Ablösungsform ist die Hierodulie. Sie wird Num. 3, 39—46 erwähnt. Danach ist jeder Erstgeborene dienstpflichtig am Heiligtume Jahves. Diese Dienstpflicht hat der Stamm Levi übernommen und muß dafür entschädigt werden. Für den Überschuß von 273 Erstgeburten über die Zahl der Leviten ist eine Geldentschädigung von 1365 Silbersekel zu leisten. Die dem Grundgedanken des Priesterkodex entsprechende Konstruktion liegt klar zutage und hat wohl niemals Geltung erlangt.

8. Alle diese Ablösungsformen beziehen sich auf den Menschen. Auch die Erstgeburt der Tiere ist tabu und soll Jahve geopfert werden. Nur die Erstgeburt des Esels darf durch ein Lamm oder Schaf gelöst werden. Wenn es nicht geschieht, soll dem Esel das Genick gebrochen werden (Ex. 13, 13; 34, 20).

Wenn wir alle Ablösungsformen zusammengestellt haben, so läßt sich aus ihrer großen Anzahl schließen, wie tief dieses Problem das Volk beschäftigte. Denn das Kindesopfer ist von großer kultischer, aber auch wirtschaftlicher Bedeutung, zumal für ein Volk, das wie die Israeliten vom Nomadenleben zum Ackerbau übergeht. Wir sehen jedoch, wenn in späterer Zeit das Kindesopfer wieder aufgenommen wurde, daß die alte Kultform auf die jüngere wirtschaftliche Form keine Rücksicht nimmt (Ezech. 20, 25).

Die zahlreichen Ablösungsmythen zeigen, „wie sich allmählich der Mensch der Schlinge zu entwinden versuchte, die ihm der unabwendbare Gang seines eigenen Denkens um den Hals geschlungen hatte"[8]). In der Erzählung vom Auszug aus Ägypten klingt noch etwas von dem Kampf dieser gewaltsamen Selbstbefreiung aus dem Banne des Tabugedankens („alle Erstgeburt ist mein") nach. Daß die Ablösungsmythen in so mannigfaltiger Ausprägung vorliegen, hat seinen besonderen Grund: sie sind Kultsagen der verschiedenen Stämme, ausgegangen von ihren Lokalheiligtümern. So steht der Mensch im Mittelpunkt des wirtschaftlichen und kultischreligiösen Lebens; aber erst allmählich hat er seine eigene Bedeutung und seinen Wert erkannt.

Von den Ablösungsformen des Alten Testaments findet sich im Neuen die Beschneidung und das Passah. Luc. 2, 21 wird erzählt, daß Jesus beschnitten wurde. Mit diesem Akt war die Namengebung verknüpft. Auch das Passah hat er gleich seinen Volksgenossen festlich begangen.

1. Die Enthaltung vom Blutgenuß war gewiß damals allgemein üblich. Daher wurde auf der Apostelversammlung zu Jerusalem beschlossen, dies Gebot auch auf die Heidenchristen auszudehnen. Die israelitische Anschauung sollte auch für sie verbindlich sein (Apost. 15, 20).

2. Der Gedanke der Kompatibilität ist erhalten in der I. Kor. 15, 29 erwähnten Totentaufe. Schon zur Zeit des Apostels Paulus muß es Sitte gewesen sein, daß Lebende zugunsten der Toten sich taufen ließen. Diese Sitte mag analog der Totensühnung (II. Makk. 12, 43) oder der stellvertretenden Übernahme heidnischer Taurobolien entstanden sein. Verbürgt ist, daß sie sich bei den Sekten der Montanisten, Kerinthianer, Markioniten lange erhalten hat. Verwandt hiermit ist die volkstümliche Vorstellung, den Toten durch Almosengeben oder Seelenmessen zu erlösen.

Der Gedanke der Kompatibilität liegt überhaupt der Taufe im allgemeinen zugrunde. Röm. 6, 4 heißt es: „So

[3]) Die Ablösung steht mit dem Vaterrecht in engem Zusammenhang.

[4]) Vgl. Iphigenia und die Hirschkuh.

[5]) Lippert: Kulturgeschichte, II, S. 314.

[6]) Lippert II, S. 318.

[7]) Die Höflinge wundern sich über Davids Benehmen; sie halten das Fasten mit Unrecht für einen Trauerritus. Aber das Kind war ja noch nicht gestorben. Als Kulthandlung kann es auch nicht aufgefaßt werden, denn sonst hätten die Höflinge diese Zeremonie verstehen müssen. Es ist vielleicht eine Art „Männerkindbett", eine damals nicht mehr verstandene Ablösungsform. Das einzige Beispiel!

[8]) Lippert II, S. 311.

sind wir mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod[3]), auf daß, gleich wie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln." Die Taufe ist nicht nur ein Lustrationsritus, sondern auch eine Ablösungsform. Deshalb wurde früher in der christlichen Kirche eine wirkliche abrenuntiatio diaboli vom Täufling gefordert.

3. Die einzige blutige Ablösungsform im Neuen Testament ist der Opfertod Jesu. Im Anschluß an das Passahmahl spricht er von seinem Tode als von der Hingabe seines Lebens zur Lösung der Menschen, damit „wir haben die Erlösung durch sein Blut" (Eph. 1. 7). Dadurch sind die Tieropfer unnötig geworden und aufgehoben. Ein Mensch hat sich für alle dahingegeben (Hebr. 9).

Vom Standpunkte der Religionsgeschichte aus sollte man eine Fortbildung erwarten. Das Menschenopfer sollte völlig überwunden sein. Wir sehen jedoch, es wird noch einmal aufgenommen. Mit diesem einen Menschenopfer aber sollen alle anderen Opfersysteme fallen.

So steht das Menschenopfer am Anfang und am Ende aller Versuche, die Gottheit zu versöhnen.

[3]) Jeder Getaufte hat teil am Opfertode Jesu, wird gleichsam mitgeopfert.

Bücherschau.

Vinc. Pollack, Über Erfahrungen im Lawinenverbau in Österreich. 90 Seiten mit Abbildungen. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke, 1906. 5 M.

Das Buch ist ein erweiterter Sonderdruck aus der Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- u. Architektenvereins und schildert an der Hand der gewonnenen Erfahrungen, unter welchen Bedingungen sich ein Verbauen von Lawinen in den Abbruchsgebieten und, wenn erforderlich, auch tiefer im Sturzkanal als ökonomisch gerechtfertigt zeigt. Dabei wird ausführlich beschrieben, wie eine im Lawinenbereich zu liegen kommende Eisenbahnstraße zu behandeln ist. Als ungefähren Durchschnittspreis für 1 qm Verbauungsfläche berechnet, gibt Verfasser 0,4 bis 2 Kronen an; gewöhnlich genügt jedoch 1 Krone für 1 qm. Welche Summen trotzdem dabei herauskommen, ergibt sich beispielsweise aus den zu etwa 800000 Kronen veranschlagten Arbeiten in den Abbruchs- und Sturzgebieten der Arlberg-Westrampe von Langen bis Brenz.

Die einzelnen in Betracht kommenden Arbeiten variieren natürlich in hohem Maße und sind durch 87 Abbildungen noch besonders erläutert. E. Roth.

Dr. Friedrich Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwumagebiet, Land und Leute, nebst Bemerkungen über die Schireländer. (Deutsch-Ostafrika. Wissenschaftliche Forschungsresultate über Land und Leute unseres ostafrikanischen Schutzgebietes und der angrenzenden Länder. Bd. IX.) XX u. 636 S. Mit 200 Abb. und einem Atlas, enthaltend 119 Lichtdrucktafeln und 2 Karten. Berlin, Dietrich Reimer, 1906. Textband 60 M. Atlas 65 M.

Der Verfasser, früher Arzt der ostafrikanischen Schutztruppe, hatte in den Jahren 1897 bis 1900 Gelegenheit, den Süden Ostafrikas zwischen der Küste und dem Rukwasee kennen zu lernen: er war Teilnehmer an Expeditionen gegen die Wahehe und Wangoni und durchstreifte, unterstützt durch die Mittel der Heckmann Wentzelstiftung der Preußischen Akademie der Wissenschaften, vorzugsweise zwecks zoologischer Forschungen das Njassa- und Kingagebirge. Die zoologischen und botanischen Ergebnisse sind bereits veröffentlicht worden, auch hat der Verfasser selbst sein anthropologisches Material vor vier Jahren in einem reich ausgestatteten Werke („Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Njassaländer", Berlin 1902) herausgegeben. In dem gleichen opulenten Gewande liegen nunmehr hier die ethnographischen Studien Fülleborns vor. Den Textband zieren zahlreiche Abbildungen, und die Tafeln des Atlas bieten in prächtiger, klarster Lichtdruckwiedergabe gegen 800 Ansichten von Landschaften, Dorfanlagen, Hausbau, Gerätschaften, Jagd- und Fischereibetrieb, Begräbnisstätten, Tänzen, ferner Volkstypen und auch einige Stationsbilder und Reiseszenen — einen bildlichen Stoff, dessen Wert für Geographie und Völkerkunde gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Den Text eröffnet und schließt je ein Kapitel, das die Form der Reiseschilderung trägt. Die übrigen Kapitel beschäftigen sich mit der großen Reihe von Stämmen, die den Süden der Kolonie bewohnen, wobei auch die geographischen Verhältnisse (z. B. Rukwasee, die Kraterseen im Norden des Njassa) nicht vernachlässigt sind. Der Jagd und dem Fischfang der Eingeborenen ist dann noch ein in sich geschlossenes Kapitel gewidmet, das unter anderem viel Interessantes über Fallen enthält. Der Verfasser hofft, mit dieser Bearbeitung des Stoffes auch größere Kreise zu interessieren; aber dazu dürfte das Werk leider zu teuer sein.

Der Verfasser hat sich nicht darauf beschränkt, seine eigenen Beobachtungen niederzuschreiben, sondern er hat sich in die bereits bestehende Literatur vertieft und deren Angaben mit seinem Material verschmolzen, dabei aber durch eine sehr detaillierte, wenn auch etwas unpraktisch durchgeführte Quellenzitierung für den Leser das Fremde von dem Eigenen sorgfältig geschieden. Vielleicht wäre es empfehlenswerter gewesen, nur das eigene Material zu bieten und auf das übrige in Fußnoten zu verweisen; doch mag ja die Kenntnis von Land und Leuten zu solchen Zusammenfassungen einen Reisenden oft mehr befähigen als einen anderen lediglich die Literaturkenntnis. Diese Literatur ist, wie der Verfasser sich immer mehr überzeugen mußte, gar nicht so arm, und hätte er sein Buch nicht schon sehr früh abgeschlossen — die zitierten Quellen reichen über das Jahr 1905 oder gar 1904 meist nicht hinaus — so würde er noch manches andere gefunden haben, z. B. Booth' schöne Arbeit über die Wangoni (Oktober 1905). Als einen Mangel kann man es wohl auch bezeichnen, daß Mitteilungen über den geistigen Kulturbesitz der besprochenen Völker im allgemeinen sehr zurücktreten. Es liegt das an den Quellen sowohl wie an den eigenen Beobachtungen. Denn nur wenige unserer „Afrikaner" haben Geschick und Neigung, und die meisten haben auch keine Zeit, mehr als den materiellen Kulturbesitz, der sich dem Auge darbietet, zu inventarisieren. Speziell des Verfassers Hauptaufgaben lagen ja auch auf anderen Gebieten. Jedenfalls aber haben wir alle Ursache, mit dem in dem vorliegenden Werke Aufgezeichneten zufrieden zu sein. Das Buch ist ein Lichtblick in der jetzigen trüben Zeit unserer Afrikaliteratur. Sg.

Max Förderreuther, Die Allgäuer Alpen. Land und Leute. XVI u. 525 S. Mit 423 Abb. im Text, 2 Karten und 26 Kunstbeilagen. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung, 1907. 10 M.

Die um die heimatskundliche Literatur des Allgäu verdiente Köselsche Buchhandlung in Kempten und ein guter Kenner der Landschaft, M. Förderreuther, haben sich vereinigt, um in diesem Buche eine populäre Landeskunde des Allgäus zu schaffen. Der Erfolg kann als erfreulich bezeichnet werden, und das Buch wird nicht zuletzt auch unter denen sich viele Freunde erwerben, die in großer Zahl allsommerlich als Erholungsbedürftige oder Touristen jenen Teil der schönen deutschen Alpen und sein Vorland aufsuchen. Obwohl, wie angedeutet, das Buch für einen weiteren Leserkreis bestimmt und in einzelnen Abschnitten touristisch gehalten ist, so ist doch nirgends eine gewisse wissenschaftliche Basis verlassen worden, und manche Abschnitte können als gute volkskundliche Bilder gelten. Die Morphologie kommt im ersten Abschnitt für den vorliegenden Zweck ausreichend zu ihrem Recht. Dann werden dem Freunde des Allgäus dessen landschaftliche Schönheiten in beredten Worten vorgeführt. Es folgen Abschnitte über Pflanzen- und Tierwelt mit vielen Dreifarbendruckabbildungen blühender Pflanzen, wobei auch die pflanzlichen Naturdenkmäler (die alte Eibe im Hintersteiner Tal u. a.) nicht vergessen sind. Von Interesse ist, daß noch 1881 ein Bär die Gegend unsicher gemacht hat, während der letzte Luchs schon 1838, der letzte Wolf gar schon 1827 erlegt worden ist. Die Geschichte des Allgäus wird im fünften Abschnitt skizziert. Zahlreiche Burgruinen sind noch vorhanden, und eine Burgenkarte veranschaulicht ihre Lage und Verteilung. Dem Volk, seinen Ansiedelungen und Erwerbszweigen gelten die Abschnitte 6 bis 8. Die Siedelung wird sehr eingehend behandelt, der Eigenart des Hauses viel Auf-

merksamkeit in Wort und Bild geschenkt. Der Erwerb ist sehr vielgestaltig und hängt natürlich insbesondere mit der berühmten Viehzucht und der Milchverwertung zusammen, doch hat jetzt dort auch manche andere Industrie ihre Stätte. Ein Schlußkapitel, „Die vier Jahreszeiten" überschrieben, bietet noch einige Ergänzungen zu der Schilderung des Lebens des Allgäuers. Erscheint die topographische Übersichtskarte des Buches in 1:250000 etwas dürftig, auch technisch, so verdient der reiche Bilderschmuck alles Lob. Er ist nicht nur schön (Comptonsche Aquarelle usw.), sondern auch zweckentsprechend; auch zahlreiche Reproduktionen alter Bilder sind von Interesse.

Dr. J. Decorse, Du Congo au Lac Tchad. (Mission Chari — Lac Tchad. 1902—1904). Carnet de route. VII und 347 Seiten. Mit 1 Abbildung. Paris, Asselin et Houzeau, 1906. 3 Fr.

Der Verfasser war Mitglied der Expedition Chevaliers in die Schari- und Tsadseeländer und hatte die zoologischen und ethnographischen Arbeiten übernommen. Die Expedition ging über den Ubangi zum Schari und diesen abwärts zum Tsadsee, doch trennten sich die Mitglieder mehrfach und machten Abstecher in die links und rechts vom Schari liegenden Gebiete. Decorse selber hielt sich längere Zeit in Fort Archambault auf und konnte unter anderem die Sara genannten Stämme mit ihrer verworrenen Ethnographie genauer als seine Vorgänger kennen lernen. Später besuchte er einen Teil von Deutsch-Bornu. Die vorliegenden Reiseskizzen treten in unscheinbarem Gewande auf, enthalten aber viele im Text zerstreute nicht unwichtige Notizen vornehmlich ethnographischen Inhalts. Am Kemo gibt es große Kanus, die bis 80 Menschen fassen können. Sie wurden von den Dorfbewohnern gemeinsam hergestellt und waren Dorfeigentum. Heute baut man sie nicht mehr, aus berechtigter Furcht, daß die Weißen sie sich aneignen. Von hier wird (S. 28) ein Kindermusikinstrument beschrieben, das einem von Schweinfurth für die Bongo („Im Herzen von Afrika" II, S. 314) angegebenen ähnlich ist. Viel Aufmerksamkeit hat Decorse den Hüttenformen und den Fischereimethoden geschenkt, so denen der Horo, Tunia und Kaba bei Fort Archambault. Bei den Niellim wird unter anderem die Weberei beschrieben (S. 115), bei den Sara (S. 153) eine eigentümliche Mannhaftigkeitsprobe. Der durch Maistre eingeführte Name Sara umfaßt physisch sehr verschiedene, doch sprachlich uniforme Stämme. Sara bedeutet die Umzäunung der Hütte; der Name kommt nie allein, sondern immer in Verbindung mit einem Stammnamen vor. Der breite Kopf der Sara scheint auf künstlicher Deformation des Schädels zu beruhen. Über die Begräbnisart bei den Kotoko um Fort Lamy teilt Decorse folgendes mit: Der Tote wird, die Hände unter den Knien vereinigt, in eine etwas gekrümmte Stellung gebracht und in einer Grube seitlich liegend, den Kopf nach Süden, das Gesicht nach Osten gewendet, beigesetzt; die Grabzelle wird dann vermauert. Wie Nachtigal, so hält auch Decorse die Kotoko für die direkten Nachkommen der So oder Sao. Die Bewohner des Ortes Sao im deutschen Gebiet sprechen einen dem Kotoko sehr nahen Dialekt. Hier fand Decorse zwei vom Regen frei gelegte Skelette, die ebenfalls mit dem Kopfe nach Süden und mit dem Gesicht nach Osten lagen. Aus Zeit- und Geldmangel konnte er leider keine eingehende Grabungen vornehmen. (Vgl. hierzu Freyers Bemerkungen über die Knochen in den „Riesentöpfen" von Kusseri, Globus, Bd. 91, S. 51). Bezüglich des Tsadsees bemerkt Decorse, daß die, die dem See den Untergang prophezeiten, den Schari ganz außer acht ließen, der doch zuvor aufhören müßte dem See Wasser zuzuführen. Die Fischarten des Tsad seien dieselben wie im Kongo und Nil. Über die „Tuburistraße" äußert sich Decorse sehr skeptisch; er hebt auch hervor, daß nicht Lenfant, sondern Faure der erste gewesen ist, der sie erforscht hat. In Krebedje ist Rabehs letzter Sohn Niebe interniert, der Decorse einen Bericht über Béhagles Besuch in Dikoa gab. Rabeh ließ dort Béhagle schließlich hinrichten; der Franzose hat durch sein höchst unkluges Auftreten offenbar selbst die Schuld an seinem Tode. Von einem in Archambault lebenden Manne, dessen Vater Rabeh nahe stand, erfuhr Decorse einige Einzelheiten über die Geschichte jenes Eroberers (S. 122 fg).

R. E. Dennett, At the Back of the Black Man's Mind or Notes on the Kingly Office in West Africa. London, Macmillan and Co., 1906. 10 s. 6 d.

Ein etwas schwierig zu bewältigendes Buch, in dem eine solche Fülle von durch Kapitalschrift ausgezeichneten afrikanischen Eigennamen und Appellativen sich drängen, daß man dadurch den englichen Faden fast verliert. Bei dem langjährigen Aufenthalte des Verfassers in Westafrika und seiner Bekanntschaft mit Negersprachen bietet das Werk jedenfalls eine Fundgrube für den Ethnographen, wenn man auch nicht mit dem übereinstimmt, was der Verfasser alles im tiefsten Hintergrunde des Gemütes der schwarzen Menschen sieht. Das Buch soll zeigen, daß neben dem Fetischismus noch eine Art höhere Religion und Gotteserkenntnis in Afrika vorhanden ist, als man gewöhnlich annimmt, und dann zweitens, daß die Königswürde in den sozialen Verhältnissen gleichfalls von weit größerer Bedeutung ist, als man glaubt. Wenn beides genügend erkannt sein wird, meint Dennett, dann werden sowohl Missionare als die Kolonialregierungen davon reichen Gewinn haben.

Zwei westafrikanische Gebiete sind es, mit denen das Werk sich beschäftigt, einmal die Loangoküste, dann Benin, und daß der Verfasser hier gut zu Hause ist, lassen seine früheren Arbeiten erkennen, namentlich sein hier schon angezeigtes Buch „Folk-Lore of the Fjort". Unter diesem Namen begreift er die anderweitig Fioti genannten Loangoneger, die heute unter französischer Herrschaft stehen und 1873 durch die mißglückte deutsche Expedition in die Literatur eingeführt wurden. Etwa 15 Jahre hat dann Dennett unter ihnen zugebracht, die Sprache völlig erlernt, aber immer noch, sagt er, sei ihm mancherlei unklar geblieben. Das gibt natürlich zu denken gegenüber manchen abschließenden Urteilen, die Reisende nach oft sehr kurzem Aufenthalt abgeben, und mit Recht warnt Dennett vor solchen Schreibern. Der längere Aufenthalt in Benin, allerdings nach seiner Zerstörung durch die Engländer, gab dem Verfasser Gelegenheit, mancherlei Aufklärungen über dessen nun in den europäischen Museen zerstreute Altertümer mitzuteilen. Noch arbeiten dort Handwerker in Eisen und Bronze, doch sind ihre Erzeugnisse mit den alten nicht zu vergleichen, und das gleiche ist bei den Elfenbeinschnitzereien der Fall; doch sind die Tonskulpturen vortrefflich. Aufklärung erhalten wir z. B. über die eisernen sog. Zauberstäbe, die bei dem zerstörten Königspalaste standen und in verschiedenen Exemplaren in Berlin, Stuttgart usw. sich erhalten haben. Sie heißen Ematon und die Chamäleonfiguren daran sind „Zeichen der Weisheit". Das Blätterbüschel am Ende stellt Aja vor, den Wald, wo Feen den Leuten die Kenntnis der Medizin vermittelten; ebenso werden andere Figuren gedeutet, die uns bisher unklar waren. Von Belang ist auch, was über die Monatsnamen der Beniner berichtet wird; man numeriert sie einfach mit den Zahlwörtern 1 bis 14; aber jedes Zahlwort hat eine auf den Landbau bezügliche Benennung, und diese sind recht sinnreich. Der sechste Monat z. B. heißt Ihan, das Wort für sechs, das aber zugleich Verknüpfung bedeutet. Nun heiratet man meistens in diesem Monat und treibt in ihm die Pfähle bei den Yamswurzeln ein, an denen diese ihre Reben emporwinden können (S. 217). Dieses nur als Proben, wie der Verfasser infolge langen Aufenthaltes und seiner Sprachkenntnis in die feinsten Einzelheiten einzudringen vermochte.

Kleine Nachrichten.

— Eine nachgelassene Schrift des 1906 verstorbenen berühmten Münchener Philologen W. Christ handelt von der sprachlichen Verwandtschaft der Gräko-Italer (Philosophisch-philologische Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften 1906, Heft II), wobei er sich nur auf die Sprache stützt. Er untersucht für den vorliegenden Fall den Wortschatz, die Laute und die Flexion und kommt bei allen dreien zu im wesentlichen übereinstimmenden, wenn auch nicht ganz gleichen Ergebnissen. Das Gesamtergebnis aber ist, daß tatsächlich vor der Sonderentwickelung des Griechischen und Lateinischen eine gemeinsame gräko-italische Vorstufe anzunehmen ist, die jedoch schon verschiedene Dialekte aufwies. An Raab und Leitha wohnten die Vorfahren beider Völker in regem Wechselbeziehungen nebeneinander, jedoch nicht allzu lange, „dann zogen sie wieder aus, aber nicht zusammen, sondern nur in gleicher Richtung nach Süden, und nicht zu gleicher Zeit, sondern die Urgriechen früher, die Uritaler geraume Zeit später". Die ersteren zogen nach

Griechenland, die anderen nach Italien. Eine Berührung der Getrennten trat erst wieder ein, als die Griechen, die in der Kultur Vorgeschritteneren, ihre Kolonien nach der Ost- und Westküste Italiens aussandten.

— Weitere Durchforschung der Stätte La Tène. In der Vorgeschichte bezeichnen wir die Zeit gallischer Größe, die Ausbreitung kostbarer heimischer und fremder Geräte über Mitteleuropa im 3. und 4. Jahrhundert v. Chr., nach einem kleinen Fundorte in der Schweiz: La Tène. Es ist ein stilles Plätzchen am Neuenburger See, da gelegen, wo die Thielle den See verläßt, und doch stand hier einst ein helvetisches Oppidum, das einer ganzen Kulturperiode den Namen gegeben hat. Seit 1876 besaß dort die historische Gesellschaft Neuenburgs das Recht zu den Baggerungen und Ausgrabungen im See, und die von ihr zutage geförderten Schätze finden sich im Museum zu Neuchâtel. Seit 1883 waren keine systematischen Ausgrabungen mehr gemacht worden; aber jetzt (Februar 1907) hat die historische Gesellschaft sie wieder begonnen, wofür 20000 Fr. bewilligt wurden. Die ganze Area, innerhalb deren man Funde vermutet, wird Schritt für Schritt (solange der Wasserstand es erlaubt) durchforscht, und in einigen Jahren hofft man dann vollständig damit zu Ende zu sein.

— Die Seen Neuvorpommerns und Rügens, sowie einige der bemerkenswertesten Sölle dieser Landschaft untersucht Bellmer im X. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald (1906) in geologischer und morphologischer Beziehung. Da Neuvorpommern und Rügen Gebiete gleichmäßiger glazialer Ablagerung mit dem Charakter der Grundmoränenebene sind, so treten Seen hier seltener auf als in anderen Gebieten Pommerns. Nur im Südostwinkel Neuvorpommerns zwischen Anklam und Wolgast liegt in einer stärker kupierten Moränenlandschaft eine Gruppe von etwa 20 Seen, mit Ausschluß der Sölle und solcher früherer Seen, die inzwischen durch Vermoorung oder künstliche Entwässerung trocken gelegt und erloschen sind. Auf ganz Rügen kommen nur 12 Seen vor, von denen nur fünf Produkte der früheren Vereisung sind, während die übrigen zur Kategorie der Strandseen gehören. Verfasser hat im ganzen 14 Seen ausgelotet, von denen der Borgwallsee mit 375 und der Krummenhagener See mit 231 ha bei weitem die größten sind; der tiefste der untersuchten Seen, der Berliner-see (16,5 m), ist nur 6,9 ha groß, der bekannte Herthasee auf Rügen ist 2 ha groß, erreicht aber eine Tiefe von 11 m; er ist der letzte Rest einer jetzt zum größten Teil vermoorten Senke, die keineswegs, wie manche annehmen, als ein Erdfall zu bezeichnen ist, sondern durch die Tektonik des Untergrundes oder durch den Aufbau der Glaziallandschaft bedingt wurde. Verfasser hat von den zahlreichen Söllen der Landschaft 26 vom Eise aus mittels Peilstangen ausgelotet und gefunden, daß nur zwei von ihnen ihre ursprüngliche Gestaltung beibehalten haben, während alle übrigen durch verschiedene Umstände sehr bedeutende Änderungen ihrer Bodenkonfiguration erfahren haben; in den Söllen bei Dargelin und Zestelin wurden Bohrungen bis zu 3,5 m Tiefe unternommen. Endgültig die Frage nach der Entstehung der Sölle (ursprüngliche Bodenformen, Erdfälle infolge von Auslaugung, Erosionen) zu lösen, lehnt der Verfasser ab, da das Vermessungs- und Beobachtungsmaterial, das bisher vorliegt, dazu nicht ausreicht. Ein nur 50 m langes, 28 m breites, oval geformtes Söll bei Hohenmühl erreichte die ansehnliche Tiefe von 7 m. Halbfaß.

— Prof. v. Luschan veröffentlicht in der „Zeitschrift für Ethnologie" (1906, Heft 6) einen „Bericht über eine Reise in Südafrika" (Vortrag vor der Berliner anthropologischen Gesellschaft). Der Verfasser war Gast der „British Association", die im Herbst 1905 ihre Jahresversammlung in Südafrika abhielt. Zunächst erwähnt er die vorläufig noch recht sagenhaften Kattea, einen Pygmäenstamm auf denkbar niedrigster Kulturstufe, der im nördlichen Transvaal hausen soll. Gesehen hat einen solchen Kattea allerdings noch kein Beobachter, und man kann nicht sagen, ob der Stamm wirklich existiert oder existiert hat. Weiter wird die Frage der Stellung der Hottentotten zu den Buschmännern besprochen. Man beginnt jetzt, die Unterschiede zwischen beiden Rassen schärfer zu fassen, und erkennt eine höchst merkwürdige Übereinstimmung der Grammatik der Hottentottensprache mit hamitischen Sprachregeln. Dem Verfasser erscheint hier die Annahme eines direkten hamitischen Einflusses unabweisbar: es seien Leute mit einer hamitischen Sprache vor langer Zeit bis nach Südafrika vorgedrungen, die dann in ihren physischen Eigenschaften in der angetroffenen alten Bevölkerung aufgegangen seien, nicht aber in psychischer wie Sprache, Grammatik, Religion. Die Schnalzlaute der Hottentotten spricht Meinhof als Leihgut (von den Buschmännern) an. v. Luschan verweist noch auf einen wesentlichen ethnographischen Unterschied zwischen beiden Völkern, der nicht übersehen werden sollte: Die Buschmänner sind noch heute Jäger und „Sammler", die Hottentotten aber Hirten, wie alle Hamiten seit Jahrtausenden. Die Entschleierung der hamitischen Wanderungen sei eine der dringendsten Aufgaben der afrikanischen Völkerkunde. Weiterhin wird die afrikanische Steinzeit berührt. Man findet in Südafrika Mengen geschlagener Steinwerkzeuge, und es erhebt sich die noch aufzuklärende Frage nach ihrem Alter. Mit Bezug auf das Alter und die Herkunft der Ruinen Rhodesias (Simbabye usw.) schließt v. Luschan sich der bekannten Anschauung Randall-MacIvers an, der in ihnen Kaffernbauwerke sieht, die nicht älter als vier bis fünf Jahrhunderte seien und nichts Phönikisches oder Südarabisches an sich hätten. Im Anschluß daran werden die Petersschen „Beweismittel" dafür, daß man hier Ophir oder Punt zu suchen habe, kritisiert und abgelehnt. Diese sind zum Teil allerdings sehr schwach; so hat sich herausgestellt (Heinrich Schäfer weist das in der dem Bericht folgenden Arbeit „Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia" nach), daß die Petersche „ägyptische Grabfigur" eine Fälschung ist und daß Flinders Petrie, der sie für echt erklärte, sich geirrt hat. Ob die MacIverschen Ansichten allgemeine Geltung erlangen werden, ist allerdings noch sehr zweifelhaft; die historische Geographie hat hier auch mitzureden. Daß Bent in die Ruinen zu viel hineingeheimnißt hat, weil er aus seinen ungenauen Messungen auf allerlei mathematische und astronomische Kenntnisse der Erbauer geschlossen hat, ist übrigens nicht erst, wie v. Luschan meint, durch MacIver, sondern schon durch Mennell (vgl. Globus, Bd. 84, S. 177) erwiesen worden. Bei der Kritik der Ausführungen Peters' empfiehlt es sich unseres Erachtens, die über Ophir von denen über Punt zu trennen. Seine Idee, daß dort das ägyptische Punt zu suchen sei, ist wohl schon gleich allgemein abgelehnt worden, und es wurde auch sofort darauf verwiesen, daß die Figur, selbst wenn sie echt sein sollte, nichts beweist, weil man ihren Fundort nicht kennt und weil sie wahrscheinlich durch Händler dorthin gebracht worden ist. Schließlich beschäftigt sich der Verfasser mit der Chinesenfrage und der britischen Eingeborenenpolitik in Südafrika. Wir unterschreiben durchaus des Verfassers Standpunkt, daß in unserem Südwestafrika der Krieg zu vermeiden gewesen wäre, wenn man es der Mühe für wert gehalten hätte, die Völkerstämme zu verstehen.

— Das Ergebnis der Volkszählung in Frankreich vom 4. März 1906 ist Anfang Januar d. J. vom französischen Handelsminister veröffentlicht worden. Danach betrug die Einwohnerzahl (mit Ausschluß von Algier) 39252267, so daß die Zunahme seit der vorangehenden Zählung (1901) nur 290322 beträgt. Bekanntlich geht der Überschuß der Geburten über die Todesfälle in Frankreich, d. h. der Betrag der Bevölkerungszunahme ständig zurück. In dem Jahrfünft 1896—1901 betrug er noch 444613 Seelen. Zugenommen hat die Bevölkerung in nur 32 Departements, am stärksten in Alpes-Maritimes, Bouches-du-Rhône, Finistère, Meurthe-et-Moselle, Nord, Pas-de-Calais, Rhône und Seine. Es liegt das an den großen Städten dieser Departements, die die ländliche Bevölkerung anziehen. So beträgt die Zunahme im Departement Seine, wo Paris liegt, allein 178688. Paris' Einwohnerzahl selbst hat um 49325 zugenommen. Um etwa 26000 Einwohner ist Marseille, um etwa 13000 Lyon gewachsen. Dagegen haben Bordeaux, Lille und Toulouse an Einwohnerzahl abgenommen: um 4700, bzw. 5100 und 400. Die Bewohnerzahl von Saint-Etienne ist sich fast gleich geblieben, Nizza dagegen ist um fast 30000 gewachsen. Die größte Abnahme mit je über 10000 Seelen zeigen die Departements Orne und Lot. Folgende 15 Städte hatten über 100000 Einwohner:

Paris	2763393	Nantes	133247
Marseille	517498	Le Havre	132430
Lyon	472114	Roubaix	121017
Bordeaux	251947	Rouen	118459
Lille	205602	Nancy	110570
Toulouse	149438	Reims	109859
St.-Etienne	146788	Toulon	103549
Nizza	134232		

— Regulierung der Grenze zwischen Ägypten und Syrien. Der englisch-türkische Konflikt über den Verlauf der Grenze zwischen Ägypten und Syrien, der „Akabakonflikt", wurde im vorigen Jahre dadurch beigelegt, daß eine englisch-türkische Kommission eingesetzt und damit beauftragt wurde, den Grenzstreifen zwischen dem Golf von Akaba und dem Mittelmeer topographisch aufzunehmen und eine den „natür-

lichen Verhältnissen" entsprechende Grenzlinie zu vermarken. Diese Aufgabe wurde bald beendet, und die beiden Mächte acceptierten die Grenze durch ein Abkommen vom 1. Oktober 1906, das vor kurzem veröffentlicht worden ist. Die Grenze war dort bisher unsicher, doch führten sie unsere Karten gewöhnlich in gerader Linie von der Nordecke des Golfs von Akaba nach El-Arisch am Mittelmeer; El-Arisch blieb auf der ägyptischen Seite. Während nun England diese Grenzlinie noch etwas nach Osten — Endpunkt am Mittelmeer Rafah — verschoben haben wollte, glaubte die Pforte auf den ganzen Norden der Sinaihalbinsel Anspruch zu haben; sie zog die Grenze von Akaba westwärts nach Sues und von da in nordöstlicher Richtung nach Rafah. Das Recht scheint auf der Seite der Pforte gewesen zu sein, aber sie mußte natürlich England nachgeben, das die Edelsteinminen der Halbinsel allein ausnutzen wollte. Die endgültige, durch 13 Pfeiler bezeichnete Grenze beginnt bei Taba, westlich vom Fort Akaba, und geht im allgemeinen in gerader Richtung — nur in den Gebirgen weicht sie davon etwas ab — nach Rafah, das türkisch bleibt. Die südliche Hälfte des Grenzstreifens, von Taba bis Mayein, ist eine gebirgige, wasserarme, nur von wenigen Beduinen bewohnte Wüste. Dann wird das Gelände etwas wertvoller. Im Wadi el-Jaifi und bei El-Kosseima auf ägyptischer Seite wächst etwas Gerste, und es liegen dort einige sehr ergiebige Brunnen, die die Herden der Beduinen das ganze Jahr über mit Wasser versehen. Dasselbe gilt von der Landschaft El-Auja auf der türkischen Seite. Nordwärts von Auja auf Rafah zu geht die Steinwüste von Arabia Petraea in Sanddünen und Steppe über.

— Über Eiswirkung an Seeufern bringt G. Braun einen durch photographische Aufnahmen unterstützten Aufsatz in den Schriften der physikal.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg, Jahrg. 47, 1906. Bekanntlich bilden sich bei starkem Frost in vollständig mit Eis bedeckten Seen Spalten, die sich natürlich mit Wasser füllen, das ebenfalls gefriert und einen beträchtlichen Druck auf die Uferränder ausübt. Bei plötzlich zunehmender Temperatur dehnt das Eis sich stark aus, kann seinen ursprünglichen Raum nicht wieder einnehmen und drückt so stark gegen flache Ufer, daß sich vor dem Eisrand ein Wall auftürmt, dessen Höhe und Beschaffenheit nach dem Material des Ufers sich richtet. Braun hat diese Erscheinung, die sonst meist nur in nördlichen Klimaten, z. B. in Kanada und in dem nördlichen Teile der Vereinigten Staaten vorkommt, im Januar 1906 am Nordufer des Löwentinsees in Masuren beobachten und photographisch festhalten können. Die größte Höhe des Walles, östlich von der Stadt Lötzen, betrug 1,5 m. In einem später erscheinenen Nachtrage wird auf die neueste ausländische Literatur über diese Erscheinung Bezug genommen. Halbfaß.

— Über abergläubische Vorstellungen und Gebräuche des Volkes in Anatolien, und zwar zumeist der Christen, macht P. W. de Jerphanion in der Monatsschrift „Die katholischen Missionen" (Januar 1907) einige Angaben. Neben Hitze, Kälte und Furcht gilt der „böse Blick" als eine Hauptursache von Krankheiten. Kindern und Haustieren ist er besonders gefährlich. Zum Schutz dagegen bringt man am Halse der Kinder und Tiere, bei Zugtieren wohl auch an Mähne oder Schwanz, blaue Perlen oder Amulette an. Es sind dies in der Regel Dreiecke aus Kupfer oder einem anderen Metall, an denen Papierschnitzel mit arabischen Beschwörungsformeln, gewöhnlich einem Spruch aus dem Koran, befestigt sind. Ebenso gibt es Glücksamulette, die man sowohl an Mensch und Tier als auch an Häusern und Gartenmauern anbringt. Knaben der Mohammedaner in Amasia ziehen ihren Fes über die Augen, wenn sie einen Missionar sehen, Mädchen bedecken die Stirn mit beiden Händen. Gärten und Reben schützt man vor dem bösen Blick auch dadurch, daß man Schädel von Kühen, Pferden und Kamelen an den Bäumen befestigt oder auf hohen Stangen rings an der Umzäunung einpflanzt. Als Unglückstag gilt der Dienstag. Unglückbringend sind die Stunden nach Sonnenuntergang. Es ist nicht geraten, dann etwas zu kaufen: Milch würde dann gerinnen, Essig zu Wasser werden. Doch kann man das verhindern, indem man ein Stückchen Kohle hineinlegt. Manche Holzhauer schlagen nach dem 15. eines Monats kein Holz mehr, weil sie meinen, es käme dann der Wurm hinein. An bestimmte Tage knüpfen sich allerlei abergläubische Vorstellungen und Gebräuche. Beim ersten Donnerschlag im Jahre wälzt man sich am Boden, um die Flöhe fern zu halten. Das Brot ist heilig und ehrwürdig, es wird als etwas Lebendiges behandelt, das man nicht leiden lassen dürfe. Das wäre z. B. der Fall, wenn man es mit senkrecht aufliegender Messerschneide, wie mit einer Säge das Holz, schnitte. Man muß die Klinge vielmehr sanft in wagerechter Neigung durchgehen lassen. Der uralte Kult der Bäume und Quellen im Orient lebt noch heute in der Verehrung derselben fort, allerdings in der Hauptsache bei Mohammedanern, aber auch besonders bei dem halb mohammedanischen, halb christlichen Stamme der Kessel-Basch. Kann man in der Nacht nicht schlafen, so ist in dem Viertel jemand gestorben. Bei Tisch Wein verschütten beweist, daß die Toten danach begehren. Während der Nacht auf den Boden stampfen stört die Toten in der Ruhe. Begibt sich jemand auf Reisen und will man, daß er gesund wiederkehren soll, so gießt man hinter dem Wagen einen Krug Wasser aus; will man das Gegenteil, so zerschlage man einen Krug. Schreit eine Elster, so besagt das, daß ein Gast kommt. Wäscht man seine Hände nach einem anderen, so hüte man sich, die Seife aus seiner Hand zu nehmen; man warte vielmehr, bis er sie hinlegt. Wird sie angeboten, so lasse man sie auf den Handrücken legen. Zum Schluß wird die Totenverehrung besprochen. Bei Pilgerfahrten nach einem geheiligten Grabe legt man als ex voto-Gaben Stäbe darauf oder knüpft an die umstehenden Bäume Tuchenden, Lappen, Bänder, Schnüre und Bindfäden.

— Bahnprojekt für Französisch-Kongo. Es hat nicht an Bahnprojekten zur Verbindung der Gabunküste mit einem der schiffbaren nördlichen Kongozuflüsse gefehlt, und einmal, 1894 bis 1896, ist die Trasse einer solchen Bahn unter Benutzung des Flußtales des Kwillu-Niari auch studiert worden; sie sollte von Loango nach Brazzaville führen, 477 km lang werden und 82 Millionen Frank kosten. Es sind aber diese Projekte eben nur Projekte geblieben. Neuerdings ist wieder ein Projekt aufgetaucht, dessen Urheber der bekannte Generalkommissar Gentil ist und für das er den französischen Kolonialminister insoweit interessierte, als dieser dem Vorschlage zustimmte, den Verwaltungsüberschuß des Congo français vom Jahre 1904 für die Vorarbeiten einer Bahn vom Gabun nach dem Likuala-Mossaka zu verwenden. Es wurde eine Kommission bestellt, die 1905 und 1906 draußen gearbeitet und nun eine Trasse angegeben und Kostenanschläge gemacht hat. Eins der Kommissionsmitglieder, Kapitän Cambier, hat in „La Géographie" vom Dezember v. J. darüber einiges (mit Kartenskizze) mitgeteilt. Danach soll die Bahn bei Owendo am Gabunästuar, 12 km südöstlich von Libreville, beginnen und bei Ndjole den Ogowe erreichen. Dieses Stück ist 200 km lang und soll 112000 Fr. pro Kilometer, im ganzen also 22,4 Millionen Fr. beanspruchen. Von Ndjole ab soll die Bahn dem nördlichen Ufer des Ogowe bis zur Einmündung des Ivindo folgen. Dieses Stück ist ebenfalls 200 km lang, infolge der schwierigen Arbeit im Ogowetal aber erheblich teurer: es soll 35 Millionen Fr., der Kilometer also rund 175000 Fr. kosten. Von der Ivindomündung endlich soll die Bahn ostwärts nach Makua führen, von wo ab der Likuala-Mossaka bis zum Kongo schiffbar ist. Hier sind wesentliche Schwierigkeiten nicht zu überwinden. Das Stück ist 430 km lang, die Baukosten sollen 120000 Fr. pro Kilometer, im ganzen also rund 50 Millionen Fr. betragen. Demnach würde diese ganze Bahn 830 km lang sein und 107 Millionen Fr. kosten, was für den Kilometer etwa 125000 Fr. ergibt. Cambier glaubt, daß die Bahn sich rentieren würde, das Ogowegebiet sei reich an Kautschuk. Natürlich würde die Bahn auch dem Verkehr mit dem französischen Schari- und Tsadseegebiet dienen. Die Mittel sollten durch eine Anleihe der Kolonie aufgebracht werden. Es ist immerhin möglich, daß dieses Projekt ein günstigeres Schicksal hat als seine Vorgänger.

— Die französischen Höhlen, die uns schon so manches prähistorische Rätsel aufgegeben haben, bereichern uns abermals mit einem Problem. Felix Regnault in Toulouse hat in der Höhle von Gargas (Hautes-Pyrénées) auf den schön weiß glänzenden Stalagmiten eine große Anzahl roter und schwarzer Handabdrücke gefunden. Sie sind so entstanden, daß man die ausgebreitete Hand auf die weiße Fläche legte und dann mit schwarzer oder roter Farbe umfuhr, so daß die Hand selbst als eine Art weißer Silhouette auf dem Stalagmit erscheint. Die französischen Prähistoriker Cartailhac und Breuil haben sich von dem Vorhandensein der Handabdrücke überzeugt (L'Anthropologie 1906, S. 624), wissen aber auch keine Erklärung. Handabdrücke spielen bei Naturvölkern eine große Rolle: unter den australischen Piktographien kommen sie vielfach vor, ebenso unter den nordafrikanischen Petroglyphen, und häufig sind sie unter den altmexikanischen Felsritzungen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

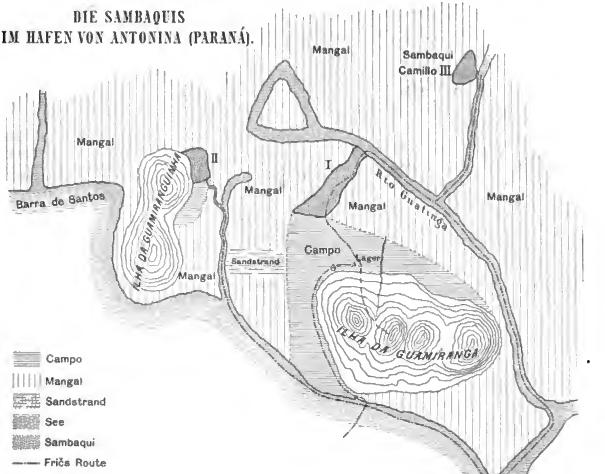
Bd. XCI. Nr. 8. BRAUNSCHWEIG. 28. Februar 1907.

Sambaqui-Forschungen im Hafen von Antonina (Paraná).

Ausgeführt im Auftrage des Museums für Völkerkunde in Hamburg von Vojtěch Frič.

Curitiba, im Oktober 1906.

Obwohl mir leider nur kurze Zeit zur Verfügung stand, war ich dennoch in der Lage, die Sambaquis in der Nähe von Antonina im Staate Paraná ziemlich genau zu studieren. Diesen Erfolg habe ich der mir von allen Seiten gewährten Hilfe zu verdanken. Mein Dank gebührt hauptsächlich dem Gouverneur des Staates, der mir viele Empfehlungen mitgab, sodann Professor Dario Velloso und Senhor Julio Perneta, dessen Gastfreundschaft ich genossen habe. Infolge der mir mitgegebenen Empfehlungen kam mir die Bevölkerung überall sehr liebenswürdig entgegen, und es wurden mir von der Munizipalität ein Boot mit Mannschaft und die für die Ausgrabungen nötigen Arbeiter zur Verfügung gestellt.



Viele Fragen waren es, deren Beantwortung ich von diesen Untersuchungen erhoffte, aber nur wenige haben Antwort gefunden; vielmehr tauchte eine ganze Reihe neuer auf, die wahrscheinlich erst nach dem Studium der im Innern des Paranástaates lebenden Botocudos = Šokleng-Indianer, über die wir bisher so gut wie

nichts wissen (Zeitschr. f. Ethnologie 1904, Heft 6), zu beantworten sind.

Es ist schwer zu erklären, wie es möglich ist, daß sich über die Sambaquis so lange auch unter den Gebildeten eine so lächerliche Ansicht halten konnte: ich war oft gezwungen, den Leuten klar zu machen, daß die Sambaquis nicht von der Sintflut angehäufte Knochenmengen, und daß die Skelette, die man in ihnen findet, nicht die von Sündern aus Noahs Zeiten sind. Das nämlich ist noch heute beim Volke die herrschende Ansicht, von der es sich durch keine Beweise abbringen läßt. Das macht gewissermaßen einen Teil ihrer Religion aus, ist für sie ein Beweis für die Wahrheit der heiligen Schriften; es ist sozusagen ein Dogma, an das man, ohne zu denken, glauben muß, gegen das keinerlei Beweis acceptierbar ist. Wie ich glaube, stammt diese Ansicht noch aus der Jesuitenzeit.

Gleich am ersten Tage, nachdem ich um 4 Uhr von Curitiba angekommen war, besuchte ich den nächsten Sambaqui in Begleitung des Senhor Ignacio da Costa Pinto, der sich mit diesen Studien aus Liebhaberei schon seit Dezennien beschäftigt. Er hat verschiedene interessante Sachen gesammelt, von denen ich leider — er hat sie alle fortgegeben — nur die Zeichnungen sehen konnte.

Dieser Sambaqui ist etwa $1^1/_2$ Stunde von der Stadt entfernt und liegt inmitten der herrlichsten Vegetation der Serra de Mar, wo jeder Baum einen wahren Botanischen Garten darstellt. Die Rinde ist mit Hunderten von Farnen, Moosen und anderen epiphytischen und parasitischen Pflanzen bedeckt; da sieht man zwischen den Ästen riesige Bromeliaceen (Vresia hieroglyphica u. a.), Aroideen (Philodendron, Anturhinum), Rhipsalideen und Orchideen; welche Schätze für den Botaniker, welcher Anblick für den Naturfreund!



Abb. 1. **Sambaqui-Austernschalen.** Etwa $^1/_4$ n. Gr.

Am Ufer verändert sich diese schöne Flora des Urwaldes und wird zu einer stark kontrastierenden Sumpfvegetation: „Mangal". Zwischen diesen beiden Vegetationskontrasten liegt nun der Sambaqui an einer vor den Stürmen geschützten Bucht. Hier lebten viele Jahrhunderte glückliche Menschen, ohne von der Zivilisation gestört zu werden, hier feierten sie ihre Austernbankette, schütteten sie die Schalen auf einen Haufen, hier blieben absichtlich oder unwillkürlich zerbrochene Steinwerkzeuge liegen, eine Schicht legte sich über die andere; und so ging es von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, und heute sind diese Sambaquis der einzige Beweis für die einstmalige Existenz von großen Völkern.

Die Entwickelung eines Sambaqui können wir bei den heutigen Uferbewohnern gut beobachten. Man ist, um sich nicht die Füße zu verletzen, gezwungen, die Austernschalen auf einen Haufen zu werfen, und so entstehen noch heute mächtige Haufen — oft nur durch einige wenige Individuen —, die sich nur dadurch von den alten Sambaquis unterscheiden, daß man unter den Schalen statt der Steinäxte zerbrochene Porzellanteller, Glasflaschen, Stücke von eisernen Instrumenten und Blechgefäßen findet.

Heute leben an diesem Sambaqui zwei Menschen, die diese Reste zum Kalkbrennen ausnutzen und so mit schwerer Arbeit und Mühe das Nötigste zum Leben verdienen. Ihr Kalkofen ist sehr primitiv. Sie legen in einem Kreise von 6 bis 10 m Durchmesser bis zu einer Höhe von 1 bis 2 m Hölzer in strahlenförmiger Anordnung, bedecken diese bis zu gleicher Höhe mit Austernschalen, die sie (mit einem primitiven Handsieb aus Bambus) von der Erde gereinigt haben, und dann wird das Ganze angezündet; irgend eine Mauer oder ein Ofen, durch die man die Hitze konzentrieren oder ausnutzen könnte, wird dabei nicht angewandt. Da die Steuern dieses Staates so hoch sind, daß nur noch wenige Kalkbrenner weiter arbeiten können, so werden die größeren Sambaquis noch für spätere Studien erhalten bleiben.

An dieser Stelle habe ich nur sehr wenig gesehen, da sie schon vor vielen Jahren umgewühlt wurde; jetzt benutzt man hier schon die kleinen Schalen, die sich früher nicht lohnten. Nur die ganz tiefen Schichten, die im Niveau des Wassers liegen, sind bisher unberührt geblieben, aber Ausgrabungen in diesen Schichten wären zu schwierig gewesen und versprachen zudem gar zu wenig Erfolg.

Den nächsten Tag verbrachte ich mit Vorbereitungen in der Stadt; am nächsten Morgen um 4 Uhr war das Boot mit 5 Matrosen fertig, und wir fuhren nach der gegenüber der Stadt Antonina in einer Bucht des Hafens gelegenen Ilha da Guamiranga (oder wie sie jetzt heißt „Vamiranga"). Kurz vor Sonnenaufgang kamen wir mit Hilfe der Flut zur Insel, wo ich dann in der Nähe eines kleinen Bauernrancho meine Zelte

aufbaute und wo ich auch Arbeiter für die Ausgrabungen mietete.

Unweit unseres Lagers liegt einer der größten Sambaquis, der eine Länge von 266 m und eine Breite von 60 bis 70 m hat. Er beginnt an einem hohen trockenen Kamp und bildet einen in den Mangalsumpf hineinreichenden Kai (vgl. die Karte).

Bei genauer Betrachtung der Gegend bemerkt man, daß der Sambaqui absichtlich in dieser Form angelegt wurde, um den Zutritt zum Rio Cuatinga, in dem sich viele Austern finden, zu erleichtern, und daß die verbrauchten Schalen dazu dienen sollten, eine Brücke über den Sumpf zu bilden.

Aber noch zu einem anderen Zwecke diente den damaligen Bewohnern diese riesige Mauer: Zur Zeit der Flut verschwindet der ganze Mangal unter Wasser, und es bildet sich zwischen dieser Insel und der Ilha da Guamiranguinha ein großer See, der sich mit Fischen füllt, die mit der Ebbe wieder zur See zurückzukehren suchen. Durch die Mauer aber ist die Möglichkeit der Rückkehr für sie nur auf das Bett des Cuatingaflusses beschränkt, und man kann so mit Netzen oder geflochtenen Körben ohne viel Arbeit große Mengen an Fischen fangen.

Bei meinen Ausgrabungen in diesem Sambaqui habe ich große Mengen von Gräten riesiger Fischarten gefunden, ein Beweis dafür, daß die Leute hier verhältnismäßig mehr Fische gegessen haben als die Bewohner anderer Plätze. Die Höhe dieser Mauer, die an manchen Stellen bis 10 m beträgt, ist gewiß dadurch geringer geworden, daß das Ganze durch sein eigenes Gewicht um mehrere Meter tiefer in den Sumpf gesunken ist.

Bei der Ausgrabung fand ich an Geräten nur sechs roh gearbeitete Steinwerkzeuge. Sie stammen alle aus tieferen Schichten; die oberen wurden schon vor 40 Jahren zum Kalkbrennen verwendet.

Diese Steine dienten wohl zum Öffnen der Austern. Man kann bei vielen der von mir gefundenen Austernschalen (Abb. 1) beobachten, daß sie, nachdem man ihnen zuerst mit dem Stein die Spitze abgeschlagen, dann mit einem anderen scharfen Stein geöffnet wurden. Zu diesem Zwecke also dienten die verschiedenen Steine, die ich in den Schichten fand; sie sind mehr oder weniger bearbeitet und oft nur ein abgebrochenes Stück Granit.

Als wir eines Tages — wir hatten unsere Arbeit ziemlich früh angefangen und konnten der Ebbe wegen nicht nach unserem Lager zurückkehren — gezwungen waren, unsere Mahlzeit zu improvisieren und uns mit rohen Austern zu begnügen, konnte ich beobachten, daß meine Arbeiter genau in gleicher Weise den Muscheln erst mit einem Stein die Spitze abschlugen und sie dann mit einem Buschmesser öffneten.

Die Sambaquis zeigen verschiedene periodisch sich wiederholende Schichten, die entweder verschiedene Kulturperioden oder verschiedene den Ort bewohnende Völkerschaften charakterisieren. Die Schicht, die man am häufigsten findet und die daneben die größte Mächtigkeit besitzt, besteht ausschließlich aus rohen, nicht gebrannten Austernschalen, ohne jede Spur von Feuer.

Außerdem findet man Schichten, in denen die Austern mit andern Muschelarten (Bacucu oder die ähnliche Sururu) gemischt sind, und in denen man oft zwar Holzkohle, aber nie Asche oder Erde findet. Diese zwei Schichten bezeichnen meiner Ansicht nach Perioden, in denen die Bewohner in der Nähe der Sambaquis wohnten und dort nur die Abfälle aufhäuften.

In anderen Schichten wieder findet man viele Bacucumuscheln, dagegen sind die Austern selten, und alles ist mit Erde und Kohle gemischt; die Austern sind im Feuer gewesen, gebrannt. In dieser Periode bewohnte ein Volk offenbar die Gipfel der Sambaquis, ein Volk, das nur gekochte oder gebratene Aulurcns aß.

Hier findet man auch vereinzelte Fischgräten, Zähne von jagdbaren Tieren und sehr selten Menschenknochen, an denen man keine künstliche Beschädigung beobachten kann.

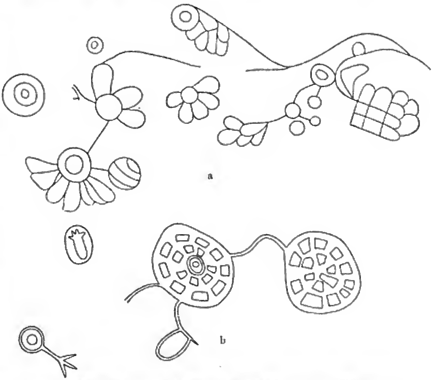


Abb. 3. **Felszeichnungen von St. Domingo bei Corumba (Bolivia).**
Die Linien der Zeichnung a sind alle Doppellinien.

In allen diesen Schichten kamen, wie mir gesagt wurde, begrabene Leichen vor. Ich habe keine gefunden und muß mich auf die Wiedergabe von Mitteilungen beschränken, die mir auf meine Fragen verschiedene Arbeiter und Kalkbrenner machten. Herrn Pinto verdanke ich viele Notizen darüber.

Die Leichen liegen immer mit dem Kopfe nach NO und sind entweder mit einem Stein bedeckt oder ein Stein liegt unter dem Kopfe oder unter der Schulter. An Beigaben findet man Steinwerkzeuge, besonders Äxte, Pfeilspitzen und Steinperlen.

Man soll ganze Kirchhöfe von so regelmäßig Begrabenen gefunden haben. Bei einer Ausgrabung hatte man viele Skelette ohne Beigaben aufgedeckt und gemeint, sie stammten aus einem Kriege. Im Sambaqui Camillo (III) habe ich Schichten gefunden, die von den vielen in ihnen enthaltenen Kohlen ganz schwarz waren, und in denen recht häufig zerschlagene Menschenknochen vorkamen.

Die Steinwerkzeuge sind ganz roh und unpoliert.

Es handelt sich hier offenbar um ein Volk, das mit großer Vorliebe Menschenfleisch aß, oder um eine Abteilung, die mit vielen Kriegsgefangenen an diesem Platze ausruhte und hier ihre Orgien feierte.

Nach dem Sambaqui von Guamiranguinha (II) fuhren wir mit einheimischen Kanus.

Diese hier sind sehr schön gearbeitet und haben eine elegante Form, wie ich sie bisher auf meinen Reisen nur bei den Guatoindianern beobachtet habe. Ich glaube, daß die Form dieser Einbäume in den verschiedenen Gegenden Brasiliens aus den ursprünglichen Formen herzuleiten sind, wie sie die Portugiesen bei den Indianern vorfanden. Dort, wo ursprünglich Guarani wohnten, findet man bei der jetzigen Bevölkerung ganz roh gearbeitete Kanus, die genau so aussehen wie die, welche die Indianer in wildem Zustande in Gebrauch haben.

Sambaqui II liegt ebenso wie fast alle anderen an der der See oder der Bucht abgewandten Seite des Berges; der Zweck war wohl, sich gegen die Seestürme zu schützen. In einem tiefen Einschnitt, der sich in einer Tiefe von 7 m ausheben ließ, waren alle die besprochenen Schichten recht gut sichtbar und wiederholten sich mehrmals.

Die in der Nacht eintretende Flut benutzte ich dazu, mit dem Kanu den anderen Hafen am Ende des Sambaqui II zu besuchen, und am nächsten Tage fuhren wir dann nach dem schon besprochenen Sambaqui Camillo (III). Er liegt inmitten des Mangalsumpfes, wo durch einige Steine eine kleine Insel „Em tempo da onça" gebildet wird. Der Name des Sambaqui stammt daher, daß vor langen Jahren ein Negersklave namens Camillo täglich hierher kam, um für seinen Herrn Kalk zu brennen. Jetzt hat man hier wieder mit Kalkbrennen begonnen, und deshalb habe ich einen Teil des Sambaqui vom Wald befreit gefunden.



Abb. 2. **Schädel im Sambaqui Camillo.**

Einige in einem Haufen von Austernschalen steckende Menschenknochen haben die Arbeiter unberührt gelassen; in der Umgebung ließ ich rings weiter graben. Die ersten Spuren der Reste wurden unter den Wurzeln eines gefallenen Baumes entdeckt; beim Weitergraben fand sich dann der Schädel (Abb. 2), vermischt mit anderen Knochen. Im ersten Moment dachte ich an eine Sitte, wie ich sie beim Kadiuveostamm beobachtet, nämlich daß man einen fern von der Heimat gestorbenen Indianer provisorisch so lange eingräbt, bis das Fleisch verfault ist, und daß man dann erst die Knochen auf den Begräbnisplatz transportiert; nur dadurch konnte ich mir zunächst erklären, daß Schlüsselbein und Oberarmbein unter dem Schädel lagen. Bei meiner Ausgrabung eines Kadiuveokirchhofs (vgl. Man 1906) hatte ich die Skelette in ähnlicher Lage gefunden. Erst bei genauerer Untersuchung entdeckte ich dann, daß alle Knochen zerschlagen waren, offenbar zu dem Zwecke, das Mark herauszuholen und zu essen. Aus diesem Grunde glaube ich, es handelt sich hier nicht um einen Bewohner des Sambaqui, sondern um einen Feind dieses Volkes, den man im Kriege gefangen und dann gegessen hat.

Während ich die Photographie fertigstellte, fand Senhor Pinto ein zweites Skelett unter denselben Verhältnissen, nur daß auf diesem zweiten ein Stein lag. Dieser Stein war flach und zeigte keinerlei Anzeichen einer Bearbeitung, so daß es sich hier wohl nur um einen Zufall handelt.

Der Schädel des Skelettes Nr. 1 lag ursprünglich in horizontaler Lage im Wurzelwerk, war aber durch das Fallen des Baumes zusammen mit dem Wurzelwerk vertikal aufgerichtet worden. Die Wurzeln haben ihn völlig durchwachsen und gesprengt.

Der Schädel des zweiten Skelettes lag mit den Augen nach oben. Auf den ersten Blick ist hier zu erkennen, daß die Menschenknochen nach Verzehrung des Fleisches ebenso wie die Austernschalen auf diese Stelle geworfen wurden. Beide Skelette sind natürlich ohne Beigaben.

Wer waren nun die Bewohner des Meeresufers, die hier jahrhundertelang Austernorgien gefeiert und diese riesigen Berge von Schalen aufgehäuft haben?

Waren es die Ahnen der heutigen Wilden, über die wir so gut wie gar nichts wissen und die wir unter dem Namen Botocudos kennen? Botocudos übrigens, die nichts mit den Botocudos von Nordbrasilien zu tun haben, die von den Caingangindianern Šoklengs genannt werden.

Ich glaube, daß es sich bei den Bewohnern der Sambaquis nicht nur um ein Volk handelt; wie man aus den verschiedenen Schichten ersehen kann, gab es da verschiedene Sitten, verschiedene Kulturstufen. Viele Merkmale aber weisen darauf hin, daß auch Botocudos am Aufbau der Sambaquis beteiligt waren, daß sie erst vor kurzer Zeit durch die Weißen von der Küste abgedrängt wurden.

Einige Tage, bevor ich meine Sambaquistudien begann, kam ein Telegramm aus Paranaguá: „Na madrugada do dia 13 do corrente, uma horda de ferozes botocudos tentou atacar uma casa nas proximidades da villa de União da Victoria. Presentidos a tempo os traiçoeiros selvicolas não conseguiram levar a effeito o seu sanguinolento intento. A policia, que se conserva em actividade por ter percebido a sua approximação, é que devemos a esta hora não estar lamentando mais uma desgraça. Um forte destacamento seguía ao encalço dos perigosos indios, que se internaram nas matas."

Ich habe gleich versucht, Näheres über diesen Überfall zu erfahren, und wenn es mir möglich sein sollte, die Indianer zu erreichen, will ich eine Reise dorthin machen.

Es genügte, daß einige Indianer nachts an eine Fazenda kamen und dort laut riefen — was, das hat niemand verstanden —, um Soldaten gegen sie auszuschicken; und nicht nur das, es machten sich auch einige Privatleute unter Führung eines Italieners auf, um die bösen, gefährlichen Wilden zu strafen und das Vergnügen zu haben, Menschen zu töten. So etwas geschieht täglich überall im Botocudosgebiet. Jeder Indianer, den man findet, wird erschossen, und außerdem hat man auch ganze Expeditionen ausgerüstet, um die Wilden zu töten, kleine Kinder zu stehlen und sie dann für 100 Milreis das Stück zu verkaufen. So etwas geschieht in diesem Jahrhundert in den zivilisiertesten Staaten Brasiliens! Dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Wilden dem Beispiele der Zivilisierten folgen und dasselbe tun; so wurde in diesem Monat erst in der Nähe des Rio Negro im Süden des Staates eine Familie ermordet.

Eine ganze Anzahl von Forschern hat über diese Zustände geschrieben und hat dabei immer die Brasilianer als den schuldigen Teil bei diesen Menschenschlächtereien bezeichnet. Ich halte es für meine Pflicht, hiergegen zu protestieren. Soweit ich feststellen konnte, sind es gerade die europäischen Kolonisten, die die Schuld an diesen Zuständen tragen; sie unternehmen zwar nie einen richtigen Feldzug gegen die Indianer, wenn ihnen aber einige Dutzend Maisähren gestohlen werden, dann schicken sie gleich lange Telegramme über eine „Ataque de indios“ und verlangen von den Behörden, daß die „traiçoeiros selvaticos“ für ihren Frevel mit dem Tode ihrer Kinder und Weiber bestraft werden. Der Kolonist vergißt dabei, daß er in einem Lande lebt, das den Indianern gehörte, daß er nur aus diesem Grunde das Land für einen lächerlich billigen Preis gekauft hat, daß eher die Wut und die Rache der Indianer berechtigt sind.

Zu diesen Indianerverfolgungen werden sogenannte „bugreiros“ benutzt, die in der Regel selbst Indianer sind oder doch dieser Rasse nicht allzufern stehen. Ich habe bereits auf meiner ersten Reise im Staate São Paolo derartige Individuen kennen gelernt, die ihre Winchesterkarabiner mit Indianerzähnen „geschmückt“ hatten, die für jedes Paar Menschenohren bis 130 Mark bekommen und die ausschließlich durch Jagd auf Bugres ihren Lebensunterhalt verdienen. Es ist peinlich, solche vertierten Menschen von ihren Waldzügen erzählen zu hören: „Es ist herrlich, zu sehen, wie ein von einem Baume heruntergeknallter Indianer von Ast zu Ast herabfällt und dann tot auf der Erde liegen bleibt.“ — „Und können die Bugres wohl auch sprechen?“ ist die gewöhnlichste Frage von Neugierigen. „Sim Senhor, fallam, parece gente, mais é bicho de matto“ („Jawohl, sie sprechen, sie sind den Menschen sehr ähnlich, aber es sind Waldtiere“).

Es sind das sehr traurige Verhältnisse, aber man soll die Schuld daran nicht den Brasilianern zuschieben, wenn die polnischen und deutschen Kolonisten der schuldige Teil sind, Leute, die selbst eine Heidenangst vor den Indianern haben und sehr selten selbst gegen sie ausziehen. Ich konstatiere, daß, bevor diese europäischen Kolonisten in diesen Staat kamen, derartige Überfälle auf die Botokuden zu den größten Seltenheiten gehörten.

In dem oben erwähnten Vorstoß der Botokuden bis zum Seeufer nach Municipio de Guarotuba haben wir einen Beweis dafür, daß sie wieder eine Verbindung mit dem Meere suchen. Dieser Versuch kann keinen anderen Zweck haben, als wieder in den Besitz von Austern zu gelangen, wobei dann neue Sambaquis aufgeschichtet werden würden. Sollte es ihnen gelingen, so würde man bei späteren Untersuchungen eine Schicht finden, die aus Erde, vermischt mit zerbrochenen eisernen Instrumenten, Weinflaschen, Porzellantellern und anderen Resten der modernen Zivilisation und Austernschalen bestände.



Abb. 4. **Petroglyphe in der Nähe von Antonina.**

Es ist sicher, daß die Indianer nicht deshalb hier in diese Gegend eingedrungen sind, um einige Fazendeiros durch Schreien und Schläge gegen die Türen zu erschrecken, sondern daß sich wohl bei ihnen eine Erinnerung an den leichten Nahrungserwerb am Meeresufer erhalten hat, und daß sie nun deswegen den Versuch machen, hier wieder Fuß zu fassen.

Wer waren aber die anderen Völker, die diese Gegenden einst bewohnt haben, die uns ihre Steinwaffen und die Reste ihrer Menschenfresserei in den Austernhaufen hinterlassen haben? Wir können ihre Spuren in ganz Brasilien finden. Überall dieselben Steinäxte, dieselben merkwürdigen bis 75 cm langen Steinstöcke. Die modernen Schamakoko finden, wie sie mir erzählt haben, im Innern des Chaco, am Ufer eines Flusses solche Steinäxte, versehen sie wieder mit langen hölzernen Stielen, schmücken sie mit Federn und benutzen sie bei religiösen Maskentänzen („digilibut“). Erst jetzt finde ich eine Erklärung dafür, weshalb die Schamokoko, die schon lange gute eiserne Äxte besitzen, immer ihre viele Kilogramm schweren Steinäxte mitschleppen. Sie wissen wohl, daß diese Äxte von den früheren Bewohnern des Landes benutzt wurden, daß diese Äxte Eigentum der Geister sind, und deshalb versuchen sie in ihrem Geistertanze auch die Waffen der Geister nachzumachen. Fehlen ihnen derartige Steinwaffen, so stellen sie auch aus

hartem Holze Äxte her, mit denen sie — sie taten das in meiner Gegenwart — Palmkohl gewinnen. Das war aber zur Zeit einer riesigen Überschwemmung des Paraguayflusses, als wir an allem Mangel litten. Dieser Mangel war wohl der Grund, weshalb sie auch diese religiösen Äxte zum praktischen Gebrauch benutzten, eine Ausnahme, die in mir die Ansicht hervorrief, diese Äxte wären im täglichen Gebrauch.

Nach einem Regen entdeckte ich in Punto Casado im Paraguay-Chaco einige Menschenknochen und grub sie aus; dabei fand ich denn außer den zerschlagenen Knochen eine Steinaxt.

Aber noch mehr; im Norden hat Boggiani große Ausgrabungen in Punto Casado unternommen. Die dabei zutage geförderte Sammlung habe ich nach seinem Tode von seinem Bruder für den lächerlichen Preis von 80 Mark für das Museum für Völkerkunde in Berlin erworben. Sie besteht aus einigen Bruchstücken von Menschenschädeln, die sich durch ihre besondere Dicke auszeichnen, und aus Topfscherben, die drei verschiedene Typen repräsentieren. Der eine Typus gleicht genau den Töpfen der modernen Kadiuveo, die früher dort gelebt haben, der zweite denen der heutigen Tumanaha (Schamakoko), und der dritte endlich zeigt dieselben Ritzornamente, die man auch in den hiesigen Sambaquis findet.

In Punto 14 de Mayo finden sich 0,80 bis 1,00 m hohe Sambaquis, die aus Schneckenschalen bestehen. Boggiani hat diesen Haufen, der ihm gehörte, untersucht und dabei zerschlagene Menschenknochen gefunden, also Menschenfresserei konstatiert. Er hält die Leute für unlängst ausgestorbene Mbayavorfahren der Kadiuveo.

In Bolivien bei St. Domingo hat Boggiani Petroglyphen entdeckt, die ich später besucht habe. Leider waren meine photographischen Apparate damals nach meiner Borororeise in so elendem Zustande, daß ich keine Aufnahmen machen konnte. Und da mein Gesundheitszustand nicht besser war als meine Apparate, habe ich nur vom Sattel aus kleine Skizzen gemacht (Abb. 3). Diese Petroglyphen sind schon von Boggiani beschrieben[1]). Sie sind in einen flach liegenden Stein eingraviert und bedecken die Lageados von St. Domingo.

Hier in Paraná, in der Nähe von Antonina, wurde ich von Herrn Ignacio da Costa Pinto auf einen Stein aufmerksam gemacht, der eine Art Gravierung zeigt (Abb. 4). Die regelmäßigen Linien haben riesige Dimensionen und sind sehr grob in Hochrelief aus dem Stein herausgearbeitet. Dieser bearbeitete Stein hat mich schon durch seine horizontale Lagerung gleich an die Petroglyphen von St. Domingo erinnert. Ebenda habe ich bei einem Ansiedler eine Steinaxt gesehen, die dieselbe Form, dieselbe Schleifung zeigte wie die oben erwähnten.

Diese Petroglyphe findet sich auf einem riesigen Stein, der aus einer schrägen Bergwand herausragt und jetzt zerbrochen ist. Der abgebrochene zweite Teil liegt am Ufer eines Sumpfes, das vor nicht langer Zeit noch Meeresufer war; denn das Land dehnt sich hier infolge der vom Gebirge herunterkommenden Erdmassen immer mehr auf Kosten des Meeres aus, doch bei Sturm und Hochflut gehen die Wellen noch heutzutage über das Sumpfgebiet hinweg. Auf den ersten Blick ist zu sehen, daß dieser Stein einst eine Grotte gebildet hat, die jetzt durch das Abbrechen des Decksteins aufgehört hat zu existieren. Dieses Dach der Grotte hatten nun die Indianer mit der Skulptur verziert.

Natürlich glaubt die hiesige Bevölkerung, es handele sich hier um ein von den Jesuiten hergestelltes Zeichen, das die Stelle bezeichne, wo sie ihre Schätze vergraben hätten.

Ich will hier keine Theorien aufstellen, will nicht behaupten, diese Plätze oder die Grotte wären Stellen, wo die Indianer ihre Steinäxte geschliffen hätten, oder es handele sich um Altäre, oder noch andere Ansichten äußern, wie es viele Leute so gern tun; denn solche Vermutungen bleiben eben immer nur Vermutungen, die nicht begründeter sind als der Volksglaube von den Jesuitenschätzen.

Sollten all die Stämme, die die Sambaquis am Amazonasufer, die von Punto 14 de Mayo, die von Punto Casado, die an der ganzen Ostküste Brasiliens aufgehäuft, die die Petroglyphen am Orinoko (Crevaux), am Rio Negro (Dr. Koch), am Rio Araguaya (Dr. Ehrenreich), in St. Domingo in Bolivien (Boggiani und Frič) und die von Antonina hinterlassen haben, die in all diesen Gegenden die gleichen behauenen oder polierten Steinwaffen, Steinidole und Töpfe hatten, die überall Menschenfresser waren — sollten die nicht zu einem und demselben Volke gehören? Und sollten sie mit den modernen Botocudos identisch sein?

Werden diese Fragen einmal gelöst werden? Meiner Ansicht nach ist eine Lösung erst nach einer gründlichen Erforschung der fraglichen Botocudos möglich, eine Aufgabe, der sich aber ein Forscher mit geringen Geldmitteln nicht unterziehen kann.

Und dann taucht noch eine andere Frage auf: Sind diese Völker dieselben wie die, deren Reste Dr. Lund in Minas Geraes entdeckt hat und die er für die ursprüngliche amerikanische Menschenrasse hält?

[1]) Ich glaube im Boll. Società geogr. Italiana. (Ich habe meine Bücher leider nicht zur Hand.)

Zur Frage nach der Zukunft der Deutschen Geographentage.

Von Prof. Dr. W. Halbfaß.

Nachdem zu meinem Aufsatz über dies Thema, den ich in der „Geographischen Zeitschrift“, Novemberheft 1905, veröffentlichte, nach einem Vertreter der Schulgeographie (Heinrich Fischer im „Geographischen Anzeiger“, Dezemberheft 1905) und der Kartographie (Dr. Eduard Wagner in der „Geographischen Zeitschrift“, Februarheft 1906) auch ein Vertreter der Hochschule (Prof. W. Ule in derselben Zeitschrift, Dezemberheft 1906) in dieser Frage das Wort ergriffen haben und ich außerdem brieflich und mündlich die Ansichten von Vertretern der Erdkunde sowohl an Hochschulen wie an höheren Lehranstalten kennen gelernt habe, möchte ich an dieser Stelle noch einmal auf das in Rede stehende Thema zurückkommen und die Punkte herauszuschälen suchen, auf die es mir besonders anzukommen scheint. Über einen Punkt scheint allerseits Einstimmigkeit zu herrschen, daß nämlich die Bedeutung der Deutschen Geographentage seit den letzten Sessionen entschieden im Abnehmen begriffen ist.

Ich will nicht auf der Redewendung beharren, daß die Zeit der großen Deutschen Geographentage mit der Bremer Tagung 1895 abgeschlossen sei, aber ich glaube doch, daß die Vorträge auf den Deutschen Geographentagen seitdem an epochemachender Bedeutung — von Ausnahmen natürlich abgesehen — verloren haben. Wenn Ule die Ursache, daß große Entdeckungsreisen in

den letzten 12 Jahren nicht mehr auf der Tagesordnung der Geographentage standen, in dem zufälligen Umstande sieht, daß diese seit der Karlsruher Tagung nur alle zwei Jahre stattgefunden hätten, und daß gerade in den Jahren, in denen Entdeckungsreisende zurückgekehrt wären, keine Tagungen gewesen seien, so geht er meines Erachtens entschieden zu weit; von dieser Zufälligkeit hängt dieZukunft der Geographentage nicht ab. Der Hauptgrund scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß die akademischen Lehrer und die Forschungsreisenden, d. h. die bedeutendsten Träger unserer Wissenschaft, mehr und mehr den Tagungen fern geblieben sind und daß insbesondere, wie Fischer klagt, der akademische Nachwuchs von den schulgeographischen Sitzungen, in denen zuweilen der Schwerpunkt der Geographentage zu liegen schien (Breslau), sich fern gehalten hat. Ule hat dies Fernbleiben mit dem seit Breslau (nicht Jena) üblichen Pfingsttermin der Versammlungen zu motivieren gesucht. Ich will dahingestellt sein lassen, ob der Mehrzahl der Hochschuldozenten die Pfingstzeit in der Tat ungünstig liegt; für die Lehrer der höheren Schulen, die durch Ministerialerlaß stets zum Besuch der Geographentage beurlaubt werden, ist der Pfingsttermin jedenfalls kein Anlaß, den Tagungen fern zu bleiben, sie haben im Gegenteil auch in letzter Zeit durch regen Besuch gezeigt, daß sie den treuesten Stamm der Geographentage bilden. Nein, die Forschungsreisenden und die Hochschuldozenten kommen einfach deshalb nicht mehr so zahlreich wie früher zu den Tagungen, weil ihnen viel mehr Gelegenheit als früher geboten ist, die Resultate ihrer Forschungen einem mehr oder weniger empfänglichen Publikum vorzulegen. Abgesehen von den zahlreichen Spezialkongressen, die in vielfacher Beziehung das Gebiet der Erdkunde streifen und erst im letzten Jahrzehnt allmählich eingerichtet wurden, dem Deutschen Naturforscher- und dem Geschichtstag, haben sich die verschiedenen geographischen Gesellschaften zu einer Bedeutung und in einem Umfang entwickelt, die ihnen früher fremd waren. Hat z. B. jemand eine Forschungsreise in irgend einem Gebiete Asiens, sei sie überwiegend wissenschaftlicher oder mehr wirtschaftlicher Natur, hinter sich, so ist ihm nach seiner Rückkehr sofort Gelegenheit geboten, die Resultate in der Berliner Asiatischen Gesellschaft vorzulegen; er braucht deshalb nicht erst auf den nächsten Geographentag zu warten. Alle diese Veranstaltungen entziehen den Deutschen Geographentagen sozusagen nach und nach langsam aber sicher ihre natürliche Nahrung. Die großen Treffer und Schlager, die weit reichenden Ereignisse sind ihnen allmählich dadurch verloren gegangen, ihr heroisches Zeitalter ist unwiderruflich dahin; dabei bleibe ich stehen. Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür bietet unsere Deutsche Südpolarexpedition, über die, wie Ule sehr richtig sagt, in Tagesblättern und Zeitschriften, in Kongressen und Vereinssitzungen bereits in ausführlichster Weise berichtet war, lange bevor die Danziger Tagung den Bericht brachte. Die Stelle der Berichte über Forschungs- und Entdeckungsreisen in den Tagungen haben jetzt teils wissenschaftliche Erörterungen über einzelne geographische Fragen, teils die Berichte über Forschungen in eng begrenzten, topographisch meist schon in allgemeinen Umrissen bekannten Gebieten, teils endlich schulgeographische Themata eingenommen. Für diese Detailarbeit, so wichtig sie selbstredend für die Entwickelung der Erdkunde ist, fehlt dem größeren Publikum das Interesse, daher namentlich der Rückgang in der Frequenz bei der einheimischen Bevölkerung, wie er in besonders erschreckender Weise in Köln auftrat. Aber auch den Fachgeographen bietet sich in neuester Zeit nicht bloß in Kongressen und Vereinen, wie ich oben hervorhob, sondern auch in Zeitschriften und Büchern viel mehr als früher Gelegenheit, mit Fachgenossen Spezialfragen zu besprechen und gegenseitig Ansichten auszutauschen, so daß ihnen die Aussicht, die Geographentage zu besuchen, lange nicht mehr so dringlich erscheint wie vordem.

Wir haben nun also einen verhängnisvollen circulus vitiosus vor uns! Die Fachgeographen halten den Geographentag für überflüssig, infolge davon bietet er auch den Schulgeographen das frühere Interesse nicht mehr, und auch sie werden anfangen ihn zu meiden; und umgekehrt: je mehr die Schulgeographen die Geographentage beherrschen, desto weniger finden die Fachgeographen Veranlassung ihn zu besuchen.

Wie kann da geholfen werden? Wagner und Fischer hoffen alles von einem Appell an die Träger der geographischen Wissenschaft in Deutschland, in ihrer Gesamtheit an den Tagungen wieder teilzunehmen und diese dadurch wieder auf ihre frühere Höhe zu bringen. Ule hofft Besserung durch Verlegung der Tagungen auf eine den Hochschuldozenten angenehmere Zeit, also zu Ostern, durch häufigere Tagung und mehr Freiheit im Programm der Verhandlungen. Wenn wirklich der Pfingsttermin die Ursache des Fernbleibens der Mehrzahl der deutschen Hochschuldozenten ist, so wäre ich der erste, der wieder zum Ostertermin zurückkehrte, obwohl für Exkursionen die Jahreszeit weniger günstig ist. Jährliche Tagungen würden, glaube ich, noch weniger besucht als zweijährliche, doch käme es ja in dieser Beziehung auf einen Versuch an. Auch eine größere Freiheit in der Wahl der Themata, etwa wie es bei den englischen oder italienischen Versammlungen üblich ist, wäre vielleicht von Vorteil für den Besuch der Tagungen. Doch möchte ich vor einer zu großen Zahl verschiedenartiger Vorträge entschieden warnen, denn sie führen notwendig zu Sektionen, wie in Italien, und dadurch zu unerträglichen Zersplitterungen. Was für die großen internationalen Tagungen notwendig ist, paßt deswegen noch lange nicht für beschränkte nationale.

Ich bin nun der Ansicht, man könnte bei der nächsten Tagung den Versuch recht gut machen, sie erstens wieder in die Osterzeit zu verlegen und zweitens eine größere Freiheit in der Wahl der Vorträge walten zu lassen. Hat diese Maßregel dann den Erfolg, eine bedeutend größere Zahl von Fachgeographen heranzuziehen und dadurch gewiß auch eine höhere Frequenz im ganzen, die für die finanzielle Sicherung der Tagungen recht wünschenswert ist, herbeizuführen, nun gut, dann ist alles erreicht, was wir wünschen, und man könnte fürs erste wieder bei diesem Modus bleiben. Bleibt aber der Erfolg, wie ich glaube, aus, dann möchte ich doch vorschlagen, eine Reform zu versuchen, die wesentlich auf dem Wege liegt, den ich in meinem ersten Aufsatz (Novemberheft 1905 der „Geogr. Zeitschr.“) andeutete, nämlich die allmähliche „Umwandlung der Geographentage in Ausflugsserien“, wie sich Fischer ausdrückte. Die Umwandlung brauchte ja nicht so radikal zu geschehen, wie ich sie damals vorschlug; beispielsweise wären den Verhandlungen zwei Tage einzuräumen, von denen der erste vormittags allgemeinen Fragen, nachmittags der Schulgeographie gewidmet werden könnte, während am zweiten Tage ausschließlich Themata zu behandeln sind, die mit der nachfolgenden Exkursion in Verbindung stehen, also wesentlich landeskundlichen Charakter tragen würden, und zwar sowohl nach der morphologischen wie nach der anthropogeographischen Seite hin. Bei dieser Einrichtung ständen den Exkursionen ein Tag mehr als nach der bisherigen Gepflogenheit zur Verfügung, im ganzen also, wenn der Sonntag mit herangezogen würde, vier

Tage. Als Termin müßte dann natürlich Pfingsten festgehalten werden, da zum Ostertermin im allgemeinen die Natur in den meisten Teilen Deutschlands noch zu weit zurück ist. Die Beteiligung der Lehrer an den höheren Schulen dürfte nach den bisherigen Erfahrungen kaum auf irgend welche Schwierigkeiten stoßen.

Mit Ule sehe ich in dem Zusammentreffen zahlreicher Fachgenossen und dem dadurch bedingten Gedankenaustausch den Hauptnutzen der Geographentage. Sollten sie unter Mitwirkung der eigentlichen Fachgeographen nur zur Osterzeit zustande kommen, so halte ich diesen Gesichtspunkt für wichtiger als größere Exkursionen und verzichte auf sie; sollte die Mitwirkung im Großen aber nicht mehr zu erreichen sein, so bin ich der Überzeugung, daß dann die Exkursionen allmählich in den Vordergrund treten müßten, da diese allein dann imstande wären, das Interesse einer größeren Zahl von Freunden der Erdkunde auf die Dauer zu fesseln und sie zu einem regelmäßigen Besuch der geographischen Tagungen zu veranlassen.

Die Herkunft der Juden.

Von Ferdinand Goldstein.

Da die meisten Ethnographen auf dem Boden des Naturrechts stehen, dies aber im menschlichen Gefühl wurzelt, so haben sie sich, sobald sie die einfache Beschreibung verließen, weit mehr durch das subjektive Empfinden als durch die Tatsachen leiten lassen, die die Grundlage des positiven Rechts bilden. Es ehrt die Menschen, daß sie sich nach einem höheren Recht als dem bestehenden, auf der Gewalt des Besitzes beruhenden sehnen, aber ob das Ideal, daß alles, was Menschenantlitz trägt, nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch im alltäglichen Leben gleich ist, jemals erreicht werden wird, muß vorläufig dahingestellt bleiben, die Wissenschaft hat jedenfalls die Pflicht, unter Hintansetzung persönlicher Tendenzen und Wünsche das Tatsächliche zu erforschen und zu ergründen.

Bei den Juden ist das der Ethnographie am wenigsten gelungen. Der tief wurzelnde Haß gegen sie wurde im Mittelalter durch die Religion begründet, die ja damals auch die Basis für die Wissenschaft war. Als sie in unserer Zeit diese Bedeutung verlor, suchte man nach einem neuen Trennungsmittel und glaubte es in ihrer Sprache gefunden zu haben. Die Juden, sagte man, sind Semiten. Damit verstieß man zunächst gegen die biblische Überlieferung. Denn da die Juden aus Kanaan stammen sollen, dies aber von der Völkertafel im 10. Kapitel der Genesis als Sohn Hams bezeichnet wird, so müßten die Juden Hamiten sein. Da indessen die biblische Überlieferung nicht mehr bindend war, und der Urtext der Bibel in einer Sprache geschrieben ist, die man zum semitischen Sprachstamm zählt, so verband man mit dem Ausdruck „Semiten" nicht die natürliche Abstammung von Noahs Sohn Sem, sondern verstand darunter die auf die Sprache gegründete „semitische Rasse". Folgerichtig hätte man dann die Assimilierung der Juden Deutschlands mit den Anhängern der Staatsreligion anerkennen müssen, denn sie sprechen nicht Hebräisch, sondern Deutsch, während das Hebräische für sie eine tote Sprache ist[1]). Da man sich mit diesem Gedanken aber absolut nicht befreunden konnte, so verließ man bei dieser Entgegnung schleunigst das Gehör und wandte sich dem Gesicht zu, indem man erklärte, die Semiten, d. h. Menschen, die eine semitische Sprache sprechen, seien dunkelhaarig und hätten krumme Nasen, während Arier, d. h. Menschen, die eine arische Sprache sprechen, blond seien und gerade Nasen hätten. Hier beginnt die unglückselige Konfusion, denn die Begriffe Semiten und Arier waren von der Sprache genommen, jetzt aber machte man die Sprache zu einem somatischen, durch das Auge wahrnehmbaren Einteilungsprinzip. Natürlich wird diese Doktrin, da sie den tatsächlichen Verhältnissen Gewalt antut, vom Leben sofort Lügen gestraft, denn die Franzosen, Italiener, Spanier und vor allem die Urarier Indiens haben ebenfalls dunkles Haar und anderseits gibt es Juden mit blondem Haar, während die Nase überhaupt kein ethnographisches Einteilungsprinzip ist; man hat sich dem Nasenstudium bisher zu ärztlichen, aber nicht zu ethnographischen Zwecken gewidmet. Man mag also die Menschen nach der Sprache oder der Hautfarbe oder den Haaren einteilen — eine lediglich auf den Schädel gegründete Rasseneinteilung hat schließlich Virchow selber aufgegeben — da die Juden eine sogenannte arische Sprache sprechen, da sie in Europa wenigstens weiße Haut und blonde oder schwarze Haare haben ebenso wie die anderen Europäer, so müssen sie auch von der Wissenschaft als Teile von ihnen betrachtet werden.

Gerade hierin liegt für die heutige Ethnographie eine gar nicht hoch genug zu bewertende Schwierigkeit. Denn da sie auf dem Boden des Naturrechts steht wie die Menge, alle Völkererscheinungen also von ihm herleitet, so muß es ihr äußerst schwer werden, sich von dem allgemeinen Vorurteil frei zu machen. Dennoch ist hier wie bei allen ethnographischen und politischen Fragen das positive, von Menschen geschaffene Recht der allein richtige Standpunkt. Zwischen den Juden und den Anhängern der Staatsreligionen bestehen die denkbar größten Gegensätze, die durch die Emanzipation etwas, aber nicht viel gemildert worden sind; der Grund dafür liegt in ihren verschiedenen Weltanschauungen und der darauf gegründeten Erziehung, die beide der Ausfluß ihrer geschichtlichen und rechtlichen Entwickelung sind, aber nicht in einer besonderen natürlichen oder Rasseveranlagung. Juden, die sich von den überkommenen, spezifischen Ideen frei machen, hören auf, Juden zu sein, während sie umgekehrt Juden bleiben können, selbst wenn sie sich äußerlich nationalisiert haben; die Religion spielt in beiden Fällen die kleinste Rolle. Treitschke sagt: „Einem Teile der europäischen Judenschaft ist es allerdings gelungen, sich ganz und gar zu nationalisieren in dem Volke, in dem sie leben, und gute Deutsche, Franzosen und Engländer zu werden. Daß Benjamin Disraeli ein Engländer war durch und durch, bis auf gewisse Äußerlichkeiten, wird jedermann erkennen; und so finden wir in der deutschen Literaturgeschichte verschiedene Juden, bei denen wir das deutsche Wesen als

[1]) Es ist mir nicht bekannt, ob die Juden Englands und Frankreichs im Hause sich des Englischen und Französischen bedienen. Jedenfalls lassen die zahlreichen German jews in London die Vermutung zu, daß die niedere Klasse Deutsch spricht. Eine höchst auffallende, von Ethnographie wie Philologie übersehene Tatsache ist es, daß die Juden in Rußland, Skandinavien, Ungarn, den Balkanstaaten und der asiatischen Türkei im Familienleben und bei ihrem Gottesdienst sich fast ausschließlich der deutschen Sprache bedienen (v. Fircks, Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik, S. 379). Den bequemen Schluß einer Einwanderung erlaube ich mir nicht zu ziehen.

vorherrschend bezeichnen müssen. Das war bei Moses Mendelssohn im höchsten Grade der Fall. Ebenso unzweifelhaft aber ist, daß es in Berlin und gar noch weiter nach Osten hin viele Juden gibt, welche trotz der Sprache in ihrem Inneren unverfälschte Orientalen geblieben sind" [2]).

Die amtliche Statistik hat alle Doktrinen über die Juden unbeachtet gelassen, obgleich der Statistiker, ja er, der mit dem praktischen Leben vertraut sein muß, vielleicht am besten die Besonderheiten kennt, die sich bei ihnen infolge ihrer langen Unterdrückung ausgebildet haben. Freiherr von Fircks, ehemals Mitglied des preußischen statistischen Bureaus, war von ihrem orientalischen Ursprung überzeugt, er wußte auch, daß sie biologisch minderwertig und häufiger als die Angehörigen anderer Völker mit körperlichen und geistigen Gebrechen behaftet sind, dennoch hat er niemals eine besonders Rasseveranlagung dafür verantwortlich gemacht und ihr völliges Aufgehen in der Bevölkerung Deutschlands von der Aufgabe einiger, mit großer Zähigkeit festgehaltener Einrichtungen abhängig gemacht [3]). Indem ich mich jetzt zu meinem eigentlichen Thema wende, erkläre ich, daß ich mich ebenfalls von den landläufigen Verallgemeinerungen fernhalten werde, daß man insbesondere das Nebelgebilde der semitischen Rasse, wie Bastian dergleichen Generalisationen nannte [4]), bei mir nicht finden wird, und wer die ernste Absicht hat, sich in dieser Frage Klarheit zu verschaffen, muß es gleichfalls aufgeben. —

Die Heimat der heutigen Juden Europas soll Kanaan sein. Ihre Handelsinteressen sollen sie zur römischen Kaiserzeit aus ihrem ursprünglichen Wohnsitz fortgeführt und sie zur Ansiedelung in allen möglichen Ländern gezwungen haben. Sie wären dann dort geblieben, hätten sich stark vermehrt, hätten allen Stürmen zum Trotz ihr ursprüngliches Volkstum bewahrt, und so wären die Juden in Europa als „Nachkommen der Propheten" anzusprechen. — Es ist glaubhaft überliefert, daß Juden aus Kanaan in nachexilischer Zeit sich in größerer Anzahl des Handels wegen in den Städten der alten Kultur aufhielten, die Schlußfolgerung indessen, daß ausschließlich von solchen Auswanderern die heutigen Juden abstammen, ist unzulässig, weil man damals unter Juden nicht nur Menschen verstand, die aus dem Lande Judäa stammten, sondern alle, die sich zur jüdischen Religion bekannten, ganz gleichgültig welcher Nationalität sie waren. So erzählt z. B. die Apostelgeschichte, daß der Jude Aquila mit vielen anderen Juden aus Rom ausgewiesen worden war; Aquila aber war ein Pontier von Nation (XVIII, 2). Diese Vorstellung dürfte keine Schwierigkeiten machen, denn wir verfahren analog. Wer heute zum Judentum übertritt, wird zum Juden, gleichgültig, ob er deutscher, französischer, englischer, russischer, türkischer oder irgend einer anderen Nationalität ist, und wenn man ihm selber vielleicht auch den Übertritt anmerkt, nach einigen Generationen ist jeder Unterschied verschwunden, seine Nachkommen — stammen aus Kanaan. Schwieriger aber wird die Sache dadurch, daß man in der ersten Zeit des Christentums Christentum und Judentum identifizierte. Christen wie Juden beteten zu demselben Gott, feierten dieselben Feste, benutzten dieselben Gotteshäuser und bewohnten denselben Stadtteil. Die Hauptsache aber war, daß beide beschnitten waren.

Bei dem schroffen Gegensatz, in dem sich heute die christliche und jüdische Religion befinden, wird vielen die Vorstellung jüdischer Christen nicht leicht werden. Da man der Ansicht ist, daß gleich die ersten Christen die alte jüdische Religion vernichten und an ihre Stelle ihre neue setzen wollten, so scheint eine Vereinigung von Judentum und Christentum undenkbar zu sein. Die tatsächliche Lage der Dinge war aber eine ganz andere. Die ersten Christen waren der Religion nach ebensogut Juden wie alle anderen Bewohner Judäas, sie benutzten die Tempel und Synagogen, feierten dieselben Feste, übten die vorgeschriebenen Zeremonien und hielten vor allem streng an der Beschneidung fest, nur die Verzerrungen der Priester, die Unsittlichkeit, die Heuchelei, die Rechtsbeugungen, also die Auswüchse von Staat und Gesellschaft, bekämpften sie und lehrten statt ihrer ihre Sittlichkeit. Erst durch die Apostel, vor allem durch den Apostel Paulus, wurde die Sachlage geändert. Diese erst griffen die jüdische Religion an und veranlaßten dadurch die heftigen Kämpfe unter den Christen selber, die schließlich zu einer Spaltung unter ihnen führten. Niemand hat das klarer erkannt und zum Ausdruck gebracht als Reimarus und Lessing. Ich will sie daher sprechen lassen [5]). „Ich wollte ferner erweisen, daß Jesus weder das Ceremonien-Gesetze abzuschaffen gesucht oder befohlen, noch selbst neue Ceremonien eingeführet habe. Das erkenne ich freylich wohl, und habe es auch schon oben erinnert, daß Jesus das Sitten-Gesetz, und die innere Bekehrung des Herzens, dem Ceremonien-Gesetze und denen äußerlichen Geberden weit vorziehe: und wenn eins dem anderen im Fall der Noth weichen muß, das Ceremonien-Gesetz zurücke stelle; und die gegenseitige Heucheley der Pharisäer und Schriftgelehrten hart bestrafe, welche bloß auf ehrliche äußerliche Scheinheiligkeit hielten und die großen Gebote der Liebe und Barmherzigkeit darüber hindan setzten. Allein übrigens lässet Jesus das ganze Ceremonial-Gesetze in seinem Werth und Gange. Er bezeugt sich demselben in seinem Wandel selbst alle Wege gemäß: er wohnet dem Gottesdienst in den Synagogen und im Tempel fleißig bey: er höret Mosen und die Propheten nach alter Gewohnheit an den Sabbathern lesen: er reiset nach Verordnung des Gesetzes auf die hohen Feste, insonderheit Ostern, sodann auch Laubhütten und Kirchweihe nach Jerusalem, und verrichtet daselbst, was die Ordnung des Gottesdienstes mit sich brachte; lässet auch für sich und seine Jünger das Osterlamm schlachten, und isset es, mit den gewöhnlichen Lob-Gesängen. Allein er betheuret auch überhaupt, daß er nicht kommen sey, das Gesetze aufzuheben, sondern alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Er verwirft nicht, daß die Pharisäer auch die geringsten Kräuter verzehndeten; er tadelt nur, daß sie dabey das vornehmste im Gesetz verabsäumten: dieses, spricht er, sollte man thun, und jenes nicht lassen. Er erklärt es an sich nicht für unrecht oder thöricht, daß die Pharisäer Gedenk-Riemen trügen, wobey sie sich der Beobachtung des Gesetzes erinnerten, wie es Moses befohlen hatte, und Christus auch vermuthlich selbst that; er bestraft nur, daß sie dieselbe vor andern groß und breit hätten, um sich damit sehen zu lassen, als ob sie vor andern auf das Gesetz sorgfältig acht hätten. Er befiehlet dem Aussätzigen, nachdem er rein worden war, sich den Priestern zu zeigen, und die Gabe zu opfern, welche Moses im Gesetze geboten hatte. Er sagt dem Volke und seinen Jüngern: auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer: alles nun was sie euch sagen daß ihr halten sollet, das haltet und

[2]) Politik I, S. 276.
[3]) Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik, S. 380.
[4]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. I, S. 7.

[5]) Die Arbeit, aus der ich zitiere, führt den Titel „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger". Sie wurde seinerzeit polizeilich beschlagnahmt und fehlt in fast sämtlichen Lessingausgaben, nur die Hempelsche und die von Muncker besorgte Lachmannsche enthält sie. Die zitierte Stelle findet sich Teil I, § 19.

thuts: aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Er spricht von sich selber: ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn, Amen, ich sage euch, bis daß der Himmel und die Erde zergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Strichlein im Gesetze, bis daß es alles geschehe. Wer nun eins von diesen geringsten Geboten auflöset, und lehret gleichwohl die Leute also, der wird der kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich. Dis zeigt so klar als immer möglich ist, daß Jesus das Gesetze Mosis in allen Stücken bis auf die geringsten Kleinigkeiten (so wie andere Juden auch thaten) für ewig und so lang die Welt stehet, unveränderlich gehalten, das nicht allein nicht abgeschaffet werden und aufhören würde, sondern hauptsächlich in seinem Himmelreich, welches nahe herbeykommen wäre, in dem Reiche Gottes unter dem Messias, gelten und genau beobachtet werden sollte; so daß wer auch nur der geringsten Gebote eins (als das Verzehnden bis auf alle Kleinigkeiten, und dergleichen) nicht hielte, und andere Leute überreden wollte, daß mans so genau nicht halten dürfe, in diesem Reiche des Messias der kleinste sein sollte; wer es aber alles genau hielte und zu halten lehrte, der würde in seinem Himmelreich groß seyn. Es ist also sonnenklar, daß Jesus die Absicht in seinem Lehramte und bey seinem vorstehenden Himmelreiche nicht gehabt, ein einzig Buchstab oder Strichlein im Gesetze, das ist, nach seiner Sprache ein einziges Ceremonial-Gesetz, welches in Vergleichung der Liebe und Barmherzigkeit und anderen solchen Pflichten des Sitten-Gesetzes klein heißet, abzuschaffen, aufzulösen, und als nicht mehr nöthig vorzustellen: sondern vielmehr das ganze Gesetze in diesem bevorstehenden Himmelreiche noch besser im Schwange zu bringen. Da nun die Jüdische Religion durch das Ceremonial-Gesetze hauptsächlich die Jüdische wird, und sich von anderen Religionen unterscheidet: so ist auch zugleich offenbar, daß Jesus die Jüdische Religion in keinem Stücke abschaffen, und statt derselben eine neue einführen wollen. Es folget demnach hieraus auch unwidertreiblich, daß die Apostel der Lehre, Absicht und Befehl ihres Meisters Schnurgrade entgegen gelehret und gehandelt: da sie nicht allein die Heiden von diesem Gesetz entbunden, sondern auch die aus dem Judentum Bekehrten von solcher Bürde, als die weder sie noch ihre Väter tragen können, los gemacht. Sie hörten nämlich selber auf, das Gesetze Mosis zu beobachten, ohne nur wenn sie aus Noth und zum Schein noch so was mit machen mußten: und lehreten öffentlich, das Gesetze sey nur ein Schatten und Vorbild auf Christum; nun aber der, als der Cörper selbst kommen sey, so höre das Schattenwerk auf: es sey nur ein Zuchtmeister auf Christum, der für Kinder gehöre; nun sie aber in die Freyheit der Kinder Gottes versetzet wären, hätten sie dieses Zuchtmeisters nicht mehr nöthig: ja, sie sagten, dieses Gesetze sey nicht allein in sich nicht nütze und vermöge nicht selig zu machen, sondern wenn einer auch z. E. sich beschneiden ließe, dem sey Christus nichts nütze. So wurden denn bald Beschneidung, Opfer, Reinigung, Sabbathe, Neumonden, Festtage, und dergleichen gänzlich abgeschaffet, und das Judentum zu Grabe gebracht."

Danach ist also eine Vereinigung von Christentum und Judentum in der ersten Zeit nicht nur möglich, sondern sogar unbedingt notwendig gewesen. Wer der neuen christlichen Sittlichkeitslehre folgen wollte, mußte sich vor allem zur jüdischen Religion bekennen, mußte sich also beschneiden lassen. Allerdings wurden der Ausbreitung des Christentums über die Grenzen Judäas hinaus in der ersten Zeit noch andere Schwierigkeiten in den Weg gelegt, es erübrigt sich indessen, darauf näher einzugehen. Erst später brach man mit dieser Vorschrift, indem man auch Unbeschnittene in die christliche Gemeinschaft aufnahm, doch hielt sich die alte Richtung neben der neuen; noch Justinus Martyr (gest. 165?) polemisierte gegen sie.

Bei der Beschneidung setzte denn auch zuerst die Verfolgung der römischen Regierung ein. Ein römischer Bürger, der sich beschneiden ließ, wurde durch Gesetz Vespasians mit Konfiskation seiner Güter und ewiger Verbannung bestraft, ja dieselbe Strafe traf ihn, wenn er seine Sklaven beschneiden ließ, und der Arzt, der die Operation ausgeführt hatte, wurde mit dem Tode bestraft. Auch Juden, d. h. Menschen, die sich zur jüdischen Religion bekannten, wurden mit denselben Strafen belegt, wenn sie ihre Sklaven beschnitten [6]). Es kann sich hierbei nicht um Jüdisch-Rechtgläubige gehandelt haben, denn gegen diese war man von derselben weitgehenden Toleranz wie gegen alle Andersgläubigen. Kaiser Claudius hatte den Juden ausdrücklich freie Ausübung ihres Kultes zugesichert, Josephus war persona gratissima am römischen Hof, und Bürger Judäas, z. B. Paulus, erhielten das römische Bürgerrecht. Im schreiendsten Widerspruch würde dazu stehen, daß derselbe Kaiser Claudius die Juden aus Rom vertrieb. Vergegenwärtigt man sich aber das vorher über die jüdischen Christen Gesagte und ferner, daß durch das Claudische Edikt der jüdische Christ Aquila aus Pontus betroffen wurde (Apostelgesch. XVIII, 2), so verschwindet der Zickzackkurs, da es unzweifelhaft wird, daß die Verfolgung sich nur gegen die Beschneidung der **christlichen**, nicht der rechtgläubigen Juden gerichtet haben kann. So erklärt es sich auch, warum selbst Josephus, von dem wir ausnahmsweise wissen, daß er jüdischer Religion **und** Nationalität war, vier Juden, die eine vornehme römische Dame bekehrt hatten, als ganz verworfene Subjekte brandmarkte (Ant. XVIII, 3. 5). Hätte es sich hierbei um das Judentum gehandelt, das **er** meinte, so hätte er sie zweifellos mit hohen Lobsprüchen geehrt; stand doch in Judäa die Proselytenmacherei im höchsten Flor. Es zeigen sich hier aufs deutlichste die beiden Gesichter der Religion, das gefühlspolitische oder psychische oder, wie man heute sagt, das sittliche und das realpolitische. Gegen die religiösen Lehren und Auslegungen haben die Regierungen noch niemals etwas einzuwenden gehabt, solange sie nicht gegen die positiven Zwecke verstießen, die sie mit der Religion verbanden, erst wenn dies geschah, schritten sie ein. Noch heute ist nach der Auffassung des Klerus nur der rechtgläubig, der seine Politik unterstützt; Taufscheinkatholiken sind noch keine Katholiken. Das Judaisieren, d. h. die Bekehrung zur jüdischen Religion der Christen und die dazu ausgeführte Beschneidung, widersprach aber nicht nur der Religionspolitik der Regierung, sondern galt sogar bei Römern wie Griechen wie rechtgläubigen Juden für staatsgefährlich.

Selbstverständlich waren die außerhalb Kanaans Judaisierten in ihrer erdrückenden Menge, wenn nicht ausschließlich, nichtjüdischer Nationalität. Auf erwachsene Männer judäischer Herkunft konnte sich das Beschneidungsverbot gar nicht beziehen, da diese bereits als Säuglinge beschnitten worden waren, ein Beschneidungsverbot für Säuglinge ist uns aber nicht überliefert. Wenn es also wirklich wahr sein sollte, daß die heutigen Juden von den Juden abstammen, die man in den Städten des römischen Kaiserreichs traf, so ist damit keineswegs erwiesen, daß sie auch aus Kanaan stammten. Im Gegenteil, da man unter Juden auch die Judaisierten, d. h. die

[6]) Duruy, Hist. des Romains. Nouvelle édition (1890), IV, S. 233.

jüdischen Christen verstand, deren Zahl aber fast ausschließlich durch den Übertritt von Leuten nichtjüdischer Nationalität ihre gewaltige Vermehrung erfuhr, so könnte von den heutigen Juden nur ein verschwindender Bruchteil als kanaanäisch bezeichnet werden.

Indessen die gesamte Lehre, daß die heutigen Juden von einigen versprengten Kaufmannsfamilien Judäas abstammen, muß in sich zusammenfallen, seitdem wir wissen, daß isolierte Familien bald erlöschen. Der natürliche Stammbaum jedes heute lebenden Menschen muß bis in die älteste Urzeit hinaufreichen, ja wir müssen sogar das natürliche Geschlecht jedes Menschen als ewig ansehen, denn sonst wäre die Menschheit schon längst ausgestorben. Von diesem natürlichen Geschlecht, das in analoger Weise jedem Tier und jeder Pflanze zukommt, ist aber das historische zu unterscheiden, also das Geschlecht, das der Sprachgebrauch auch schlechthin als solches bezeichnet. Das historische Geschlecht wird durch willkürlichen, menschlichen Eingriff kreiert, indem aus der Masse der Individuen an einem bestimmten Zeitpunkt ein einzelner Mann herausgegriffen, mit einem bestimmten Kennzeichen behaftet und als Stammvater bezeichnet wird. Von diesem Stammvater wird das historische Geschlecht gerechnet, während sein Geschlecht, physisch beurteilt, nicht älter und nicht jünger ist als jedes andere. Das historische Geschlecht ist also immer ein Teil des physischen, und zwar ein sehr kleiner. Das gewöhnliche Mittel, einzelne Geschlechter aus der großen Masse herauszuheben, ist der Name. Es kann aber auch eine große Tat oder ein großes Ereignis sein, dessen Erinnerung sich durch viele Generationen erhält, oder auch eine besondere Religion, durch die sich einzelne Familien von einem Volksganzen abheben, wie es bei den Juden in der Diaspora der Fall gewesen sein soll. In der Sache ist das alles dasselbe, denn es handelt sich immer um einzelne gekennzeichnete Familien oder, da sie eine Folge bilden müssen, um gekennzeichnete, also historische Geschlechter, nur daß das Kennzeichen verschieden ist.

Unter den Namen sind die der adligen Geschlechter besonders ausgezeichnet, und da der Adel von jeher auf Tradition gehalten hat, so lassen sich durch Untersuchung seiner Geschlechterfolge wichtige Aufschlüsse über die Lebensdauer historischer Geschlechter überhaupt gewinnen. In dieser Beziehung ist eine Publikation von Pontus Fahlbeck über den schwedischen Adel von grundlegender Bedeutung für uns [7]). Durch diese ist festgestellt worden, daß die Adelsgeschlechter in großer Zahl aussterben. In der Zeit von 1626 bis 1890 sind 2890 Adelsgeschlechter kreiert worden, und von diesen lebten im Januar 1896 nach dem offiziellen Verzeichnis nur noch 802, so daß nicht weniger als 2088 oder 71,9 Proz. ausgestorben waren. Besonders ist der Stadtadel gefährdet, während der Landadel viel mehr Aussicht hat, seine Geschlechter zu erhalten (Fahlbeck, S. 48, 51, 79f.).

Diese statistisch ermittelte Tatsache läßt sich ohne Bedenken auf die hypothetischen, über die ganze Erde zerstreuten Kaufmannsfamilien aus Judäa anwenden, denn es handelt sich in beiden Fällen um einzelne Familien, die den Zusammenhang mit dem Volksganzen verloren hatten, nur daß die Aussichten der hypothetischen Kaufmannsfamilien viel schlechter waren als die des schwedischen Adels. Zwar bestand die Abneigung der Römer gegen die Juden nicht in dem niedern Antisemitismus unserer Zeit, denn die Juden hatten ihren Staat, sie hatten ihn auch noch nach dem großen Kriege mit Rom, sie hatten sich in ihm tapfer geschlagen, und die Römer waren politisch zu fähig, als daß sie ein solches Volk mit der geringschätzigen Verachtung des Pöbels verfolgt hätten. Der Haß, den sie gegen die Juden empfanden, war derselbe, der noch heute unter den Staaten in so unerfreulicher Blüte steht: der nationale, auf wirtschaftlicher Basis ruhende, und er wurde vielleicht durch das von der ganzen gebildeten Welt verabscheute Christentum, dessen Mutterland Judäa war, noch geschürt. Es ist klar, daß dadurch den hypothetischen Kaufmannsfamilien das Leben erschwert wurde, und rechnet man dazu, daß sie in der Fremde lebten, und daß der Kaufmannsstand keine privilegierte Klasse bildete, so müssen die Bedingungen für sie, ihre Familien fortzupflanzen, wesentlich ungünstiger gewesen sein als für den schwedischen Adel. Die Hauptsache aber war, daß sie in Städten wohnten, und daß gerade die Stadt so leicht das Grab von Geschlechtern wird. Das haben auch die großen Bürger- und Patrizierfamilien der Reichsstädte erfahren müssen [8]). Die Stadt Augsburg zählte im Jahre 1368 51 ehrbare Geschlechter, im Jahre 1468 13, und im Jahre 1538 waren nur noch 8 von ihnen übrig. Um den Rat besetzen zu können, waren sie in diesem Jahr um 42 insgesamt vermehrt worden, aber im Jahre 1649 lebten von diesen nur noch 12, während die alten auf 6 reduziert waren. Im ganzen gab es in Augsburg 124 Geschlechter, deren Zahl im Jahre 1649 auf 28 gesunken war, und von diesen haben sich einige bis auf die Gegenwart erhalten können, weil sie in den Landadel übergingen. In Nürnberg gab es im Jahre 1490 112 ehrbare Familien, von denen aber nur 49 auf eine hundertjährige Geschichte zurückblicken konnten. Die eigentlichen Patrizierfamilien Nürnbergs schnitten besser ab, weil sie zu einem in der Stadt lebenden Landadel geworden waren. In Lübeck sind die einst zahlreichen und mächtigen Patrizierfamilien vollständig ausgestorben. Ihr letzter Sproß wurde im Jahre 1848 zu Grabe getragen; er war Vereinsdiener gewesen. In Bern waren von 1583 bis 1654 487 Familien in die Bürgerschaft aufgenommen worden, von denen innerhalb zweier Jahrhunderte 379 ausgestorben waren und heute nur noch 58 übrig sind. In Mühlhausen wurden im Jahre 1552 im ganzen 629 Familien gezählt, doch nur 152 oder kaum 25 Proz. haben sich erhalten. Von diesen stammen nur 46 aus dem Jahre 1552, während 18 im 16. Jahrhundert, 82 im 17. und 6 im 18. zugewandert sind. In Lindau wurden seit 1650 306 Familien gezählt, aber heute blühen von ihnen nur noch vier.

Somit sinkt die Lehre, daß die vielen Millionen der heute lebenden Juden von einigen wenigen versprengten Kaufmannsfamilien Judäas stammen sollen, auf das Niveau derjenigen herab, die sämtliche Menschen von Sem, Ham und Jafet und alle Tiere von den Tierpärchen der Arche herleitet, auf das des Märchens. Von wem die Irrlehre stammt, weiß ich nicht, sie ist wahrscheinlich im Mittelalter erfunden worden, und da sie eine willkommene Basis für die Theorien abgab, die man für die Juden brauchte, so wurde sie zur „populären Wahrheit“, d. h. sie wurde von Laien und Gelehrten ohne Nachprüfung angenommen und mit großer Zähigkeit festgehalten, obgleich jedermann heute weiß, daß der Handel noch niemals die Länder mit einer größeren Menschenmasse bevölkert hat. Denn Karl Bücher sagt zutreffend, daß es in den meisten Wissenschaften populäre Wahrheiten gibt, die ihr handliches Gepräge zu Münzen des geistigen Verkehrs macht und weit über ihr eigentliches Gebiet hinausträgt. Und dieser Übergang in den Wissens- und Sprachschatz der gebildeten Welt dient auf der anderen

[7]) Der Adel Schwedens (und Finnlands). Eine demographische Studie von Pontus E. Fahlbeck, Professor an der Universität Lund. Jena 1903.

[8]) Im folgenden schöpfe ich aus Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen, S. 174 ff.

Seite wieder dazu, ihre Geltung innerhalb des engeren Forschungsgebietes, dem sie entstammen, zu befestigen[9]).

Da also die alte Lehre, daß die heutigen Juden von einigen versprengten Kaufmannsfamilien Judäas abstammen, widerlegt ist, und eine Kolonisation Europas von Kanaan aus, soweit wir wissen, nicht stattgefunden hat, so entsteht die Frage, welches ihre eigentliche Heimat ist. Diese Frage ist gleichbedeutend mit der, woher die Christen stammen. Die christliche Religion stammt aus Kanaan ebenso wie die jüdische, sowenig aber die Träger des Christentums daher stammen, sowenig ist es bei den Trägern der jüdischen Religion der Fall, und ebensowenig wie jene bilden diese eine somatische Einheit. Es gibt chinesische Juden, die aus Indien stammen[10]), dunkelhäutige Juden im Kaukasus (s. u.), blonde und schwarze Juden in Europa, es ist daher völlig unzulässig, zu fragen, woher „die" Juden stammen. Es existiert indessen ein bestimmter Typ, der zwar überall in der Welt vorkommt, den man aber dennoch als spezitisch jüdischen oder, wie man sich schamhaft auszudrücken pflegt, als semitischen bezeichnet. Am besten ist er aus der Karikatur bekannt, wie der spezifische Negertyp aus Reklamefiguren in Tabaksläden[11]). Dieser spezifische Judentyp findet sich — natürlich ohne die gehässige Verzerrung — in auffallend großer Zahl und in verhältnismäßig großer Dichte unter den Völkern des Kaukasus. Bei den Tschetschenzen ist er weit verbreitet. Namentlich zeigt ihn die gebildete Klasse, besonders wurde er auch bei den hohen Befehlshabern Schamyls bemerkt[12]). Bei den Kürinern ist er ebenso allgemein wie bei den Zachuren[13]). Die Stämme der Andier gelten für Juden, und ihr Aussehen ist so unbedingt jüdisch, daß sie von Warschauer Juden gar nicht zu unterscheiden sind. Bei der verachteten Stellung der letzteren und dem tiefgreifenden Haß der Russen gegen sie ist es erklärlich, daß sie aus den Andiern niemals Mannschaften zu dem National-Kavallerieregiment des Daghestan ausheben[14]). Ebenso erinnern die Taten an Juden und werden im Kaukasus vielfach für solche gehalten[15]), und die Georgier zeigen den jüdischen Typ in edelster Form[16]). Auch bei den Swaneten wird er gefunden[17]), und daß die Armenier große Ähnlichkeit mit Juden haben, ist ziemlich bekannt. Pantuchow, ein russischer Schriftsteller, sagt, daß der semitische Typ, der sich nach dem allgemeinen Eindrucke durch eine besondere Lage der Lippen und den Ausdruck der Augen kennzeichnet, mehr oder minder unter allen Nationen des Kaukasus beobachtet wird[18]). Ich könnte mich auch auf v. Luschan berufen, trage aber Bedenken es zu tun, weil bei ihm der Schädel eine zu große Rolle spielt. Dagegen haben die kaukasischen Bergjuden mit den europäischen Juden weder somatisch noch sozial etwas gemein, denn sie haben dunkle Hautfarbe[19]) und sie hassen die europäischen Juden so sehr, daß sie sagen, es ist nicht gut, sie durch einen Schnitt in den Hals zu töten, sondern man muß sie in den Nacken stechen, um sie länger zu quälen[20]). Übrigens haben sie sich erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit zum mosaischen Gesetz bekehrt[21]).

Bei der großen Energie, mit der der menschliche Körper seine Eigentümlichkeiten festhält, wird man schwerlich einen Zusammenhang zwischen den Völkern des Kaukasus und einem Teile der europäischen Juden in Abrede stellen können, und die Überlieferung weist ebenfalls auf einen solchen hin. Ich würde indessen den Leser überlasten, wenn ich jetzt schon darauf einginge. Ich will daher nur auf die Forschungen der Assyriologie hinweisen, die den Zusammenhang unserer Kultur mit der altbabylonischen nachgewiesen haben.

[9]) Die Entstehung der Volkswirtschaft, 4. Aufl., S. 331.
[10]) Laufer im „Globus", Bd. 87 (1905), S. 246.
[11]) Ratzel, Völkerkunde, Bd. II, S. 3.
[12]) v. Erckert, Der Kaukasus und seine Völker, S. 138 f.
[13]) v. Erckert, a. a. O., S. 225, 239, 243.
[14]) v. Erckert, a. a. O., S. 278 f.
[15]) v. Erckert, a. a. O., S. 296.
[16]) v. Erckert, a. a. O., S. 334 f.
[17]) Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus, Bd. 1, S. 357.
[18]) Bei Merzbacher, a. a. O., S. 215, Anm.
[19]) v. Hahn, Aus dem Kaukasus, S. 203.
[20]) v. Hahn, a. a. O., S. 182.
[21]) v. Hahn, a. a. O., S. 183.

Die Vegetation der subantarktischen Inseln[1]).

Die deutsche Südpolarexpedition von 1901 bis 1903 verbreitet über so manche Seiten des antarktischen Lebens neues Licht. E. Werth hat es unternommen, auf Grund der gemachten Aufzeichnungen und mitgebrachten Pflanzen uns die Vegetation der Kergueleninseln, der Possession- und Heard-Insel zu schildern, welche Arbeit wir den folgenden Zeilen zugrunde legen.

Als besonders charakteristisch erweist sich die Azorella Selago Hook. f., sie ist überall bestimmend für das Landschaftsbild, namentlich im weiten Innern der Hauptinsel mit seinen seenreichen Tälern und öden Bergplateaus.

Bestimmend für das pflanzengeographische Klima von Kerguelen ist der Wind, der folgende Pflanzenformationen schafft: die Wüste mit ganz vereinzelten Pflänzchen, die Tundra mit gleichmäßiger, aber durchbrochener Vegetationsdecke, die Heide mit ganz oder fast zusammenhängendem Pflanzenteppich.

Der wüstenartige Charakter der klimatischen Vegetationsform von Kerguelen ist im wesentlichen ein Produkt der stürmischen Winde; die austrocknende Wirkung derselben wird dann noch durch die niedrige Sonnenwärme des Sandes unterstützt, welche die Bodentemperatur herabdrückt. Die antarktische Windwüste von Kerguelen zeigt eine reichlichere Vegetation nur an den windgeschützten Ost- und Südostabhängen und in weniger hohem Grade auch an besonnten Nordseiten der Berge.

So bildet dann die Umbellifere Azorella dort dichte, 1 Fuß bis 1 m oder mehr im Durchmesser haltende Polster, die zuweilen direkt infolge ihrer Größe Anlaß zur Terrassenbildung an abschüssigen Gehängen geben. Der Polsterform bedienen sich auch andere Gewächse, da sie in hohem Maße geeignet ist, gegen die mechanische wie austrocknende Wirkung des Windes den denkbar besten Schutz zu gewähren.

Besonders markant ist der sogenannte Kerguelenkohl, Pringlea antiscorbutica R. Br., welchen man den Rosettenstauden zurechnen kann.

Überall mit Azorella wächst Acaena adscendens Vahl. als Kriechstrauch, wobei ihr Variationsvermögen dasjenige von allen anderen Pflanzen von Kerguelen übertrifft. Neben anderen Phanerogamen beteiligen sich Moose in großer Zahl an der Zusammensetzung der klimatischen Formationen, auch eine reichliche Begleitschaft von Flechten bildet einen wesentlichen Bestand in der Vegetationsdecke, zumeist den Krustenflechten zugehörend.

Werth glaubt an eine erst in unverhältnismäßig junger Zeit stattgehabte Veränderung des Vegetationsbildes und meint die erst 1874 eingeführten Kaninchen als die Urheber derselben hinstellen zu müssen.

Auffallend fällt das Häufigkeitsgebiet der Acaena mit dem der Kaninchen zusammen; erklärlich dadurch, daß die Acaena-Arten Hakenfrüchte aufweisen, welche auch in der mutmaßlichen südamerikanischen Urheimat der Acaena sich in den Pelz der dortigen Säugetiere hingen und so verbreitet wurden. In das Innere dringt Acaena deshalb nicht vor, weil dort die Kaninchen nicht zu leben vermögen. Im Winter müssen sich diese an den durch Sturm ausgeworfenen Riesentang der Küste halten, da im Innern kein Blatt zu finden ist.

Was die edaphischen Vegetationsformen anbelangt, so ist zunächst die Felsformation zu nennen. Die Pflanzengenossen-

[1]) E. Werth, Die Vegetation der subantarktischen Inseln. Deutsche Südpolarexpedition. Herausgegeben von Erich v. Drygalski. Bd. VIII. Botanik, Heft 1. 40 M.

schaft des felsigen Bodens bietet eine Auswahl der extremen Formen der allgemeinen Vegetationsformen des Landes. Charakteristisch sind für die Felspflanzen die Farnpflanzen, typisch für die Pflanzengenossenschaft der steilen Basaltabstürze die Gräser Festuca erecta und Poa kerguelensis; auch Agrostis antarctica ist zu nennen, Azorella, Colobanthus kerguelensis, Lyallia kerguelensis usw. In der die Felswände bewohnenden Pflanzengenossenschaft treten die Moose in den Vordergrund, während zahlreiche Flechten allenthalben die Felsen überziehen. Im Bereiche der Spritzwogen geht die Formation der Felspflanzen in die Strandformation über.

Auf den großen sumpfigen Teichen spielt Acaena ebenfalls eine große Rolle, doch ist sie hier mehr oder minder kriechend. Dazwischen ist Ranunculus biternatus Sm. überall zu finden und andere Gewächse. Zahlreiche Algen beherbergen die Seen, Tümpel und Bäche, Laub- und Lebermoose besiedeln in Masse die Sümpfe. Charakteristisch sind die Pilze Coprinus plicatilis Fr. und Barlaeina kerguelensis Herm. sowie Lachnea Werthiana Herm. Dabei fehlt eigentliche Moorbildung vollständig auf den Kerguelen.

Die Strandformation auf Kerguelen ist floristisch stärker charakterisiert als die übrigen. Von Blütenpflanzen sind typisch Cotula plumosa Hook. f., Tillaea moschata DC., Ranunculus trullifolius Hook. f., dann die orangegelbe Krustenflechte Placodium lucens Nyl., die Laubmoose Bryum argenteum L. und Pottia fusco-mucronata C. M.

Possession-Eiland zeigt eine ganz ähnliche Gliederung in der Vegetation der Insel; charakteristisch ist wieder die klimatische Azorellaformation, doch fehlt Acaena adscendens, ob infolge des ungünstigen Klimas oder sonstiger historischer Momente, ist zunächst nicht festzustellen.

Wichtig ist ferner der jährliche Entwickelungsgang der Kerguelenvegetation, welcher sich auf Grund der phänologischen Beobachtungen feststellen ließ, und eine nicht unwesentliche Ergänzung zu den Mitteilungen früherer Expeditionen liefert.

Lassen wir die speziellen Einzelheiten beiseite, die mehr den Botaniker angehen, so können wir den Satz aufstellen: alle Kerguelenpflanzen blühen und fruchten nur einmal im Jahre. Die Hauptblütemonate sind die des Hochsommers: Dezember und Januar, die Hauptfruchtzeit ist der wärmere Spätsommer: Februar und März. Die Reifung der Früchte erfordert oft eine lange Dauer; Pringlea z. B., welche Pflanze bereits Ende Dezember im Verblühen ist, trägt erst gegen Ende Februar in größerem Umfange reife Früchte.

Die zeitig im Frühjahr bezüglich Frühsommer blühenden Arten, wie Pringlea und Poa Cookii, entwickeln die neuen Laubblätter bereits im Herbst und Winter, bei Pringlea ist überdies der ganze Blütenstand schon im letzten Sommer in allen Einzelheiten angelegt worden. Die winterliche Wachstumstätigkeit der Laubblätter ist charakteristisch und bezeichnend für die Vegetation von Kerguelen und entspricht dem geringen Unterschiede in der Temperatur des Sommers und Winters.

Alle Kerguelenpflanzen sind mehrjährig, häufig sind auch die einzelnen Sprosse mehrjährig. Die ältesten Sprosse besitzt Pringlea; Verfasser schätzt das Alter mancher Stöcke auf ein Vierteljahrhundert und darüber. Die Stöcke von Acaena scheinen nur alle zwei bis drei Jahre Blütenstände zu bilden.

Das größte Lebensalter von den Kerguelenpflanzen besitzt wahrscheinlich Azorella Selago; manche Polster im Innern des Landes an geschützteren Lagen sind sicher mehr wie 100 Jahre alt.

Von den Moosen scheinen die meisten steril zu bleiben. Die Hauptfruchtzeit der übrigen fällt in den Frühling und Sommer, d. h. den September bis Februar; nur ungefähr 15 Proz. der gesammelten Moose entstammen den Wintermonaten oder März bis August.

Die zinnoberroten Fruchtschüsseln von Lachnea Werthiana Herm. erschienen im Februar in großer Menge, auch Ende März zeigten sie sich noch; im Mai sah man nur noch schäbige Fruchtkörper.

Von Interesse sind auch die phänologischen Beobachtungen an eingeschleppten Pflanzen und gesäten Gewächsen. Am 17. Februar 1902 ausgesät, keimten bereits am 26. Kresse, am Tage darauf Radieschen; am 2. März ging Kopfsalat auf, am 4. Winterrettich, Winterporree und Spinat.

Wir kommen auf die folgenden Hefte bei allgemein interessierendem Inhalt zurück. E. Roth.

Bücherschau.

J. Peisker, Neue Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Slawen. I. Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung. Sonderabdruck aus der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte III. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1905.

Obgleich ich in die Lage komme, im 3. Bande meiner „Ethnogr. Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde" mich eingehend auf demselben osteuropäischen Boden mit den hier vorgetragenen Aufstellungen des Verfassers auseinanderzusetzen, möchte ich doch nicht versäumen, schon hier kurz auf das merkwürdige Buch aufmerksam zu machen. Wie die früheren Schriften Peiskers, so fesselt auch diese durch die Neuheit der Gedanken, den Spürsinn der Beweisführung, aber auch durch die Kühnheit der Kombinationen, die den bisherigen Gesichtspunkt für die Beurteilung der urslawischen Zustände vollständig zu verrücken verspricht. Wenn der Verfasser sich bisher damit begnügt hat, den slawischen Baum von einigen dürren Ästen zu befreien („Die serbische Zadruga", Zeitschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte VII), so legt er hier seine Axt an die Wurzel des Stammes selbst, indem er behauptet, daß dieser durch die fortdauernden und schließlich in eine Überschichtung auslaufenden Einbrüche der Turanier nicht nur in seiner natürlichen Entwickelung gehemmt, sondern in seinem innersten Lebensmark unheilbar geschädigt wäre (S. 55). Die Turkotataren, in denen Peisker von Urzeiten her die Nachbaren und Feinde der Slawen sieht, überschwemmten ihre Sitze, vergewaltigten ihre Weiber, schändeten ihr Blut, raubten ihnen nicht nur ihr Vieh, sondern nahmen auch ihre Weiden in Beschlag, so daß sie sich außerstande sahen, eine geregelte Viehwirtschaft zu führen. Auf diese Weise erklärt sich nach Peisker der allerdings auffällige Umstand, daß das Slawische ein eigenes Wort nur für die Biestmilch hat (mlézi), die die Kuh dem Kalbe gibt, keines für die Nutzmilch (mléko), das es vielmehr erst samt den Ausdrücken für Rindvieh (nuta, skotŭ) dem Germanischen entnommen hat. Wie der Verfasser den Bericht des fränkischen Fredegar über die jährliche Einlagerung der Awaren in die böhmischen Dörfer als Beispiel heranzieht für die von ihm behaupteten Gepflogenheiten der Turanier, so einen Bericht des Konstantin Porphyrogenet, dem zufolge die „Russen" kein Vieh besäßen, daß sie vielmehr von den Petschenegen kaufen müßten (!), als Zeugnis für die abträglichen Folgen derartiger Unbilden; indessen hergenommen, wie sie sind von exponierten Außenposten einer späteren Zeit, beweisen diese Fälle nichts für die wald- und sumpfbedeckten, schwer zugänglichen Ursitze der Slawen im Rücken der Karpathen. Es bleibt das Zusammentreffen jener drei Lehnwörter, deren Beweiskraft schon dadurch leidet, daß sie nicht allein stehen, sondern einer förmlichen Sturmflut von germanischen Entlehnungen angehören, die sich im Anfange unserer Zeitrechnung über die Slawen ergossen hat, die aber noch weniger besagen angesichts der Tatsache, daß ihnen auf der anderen Seite keine entsprechende Anzahl von alten turanischen Entlehnungen gegenübersteht, denn solche fehlen so gut wie gänzlich (am auffälligsten noch klobuk „Hut" vom turanischen kalpak, wiewohl nicht russisch; auch das von Peisker angeführte tvarog „Quark" ist nicht gemeinslawisch). Diese von Peisker nicht beachtete Lücke ist durch nichts auszufüllen, auch nicht durch den letzten und stärksten Trumpf, den er aus der Wüste Gobi hervorholt, einen „anthropogeographischen Beweis", wie er es nennt, der nicht weniger besagt, als daß nur Turkotataren, als Nomaden von Anbeginn, in den südrussischen Steppen ausdauern könnten, während ein seßhaftes Volk, auch wenn in die Steppe gedrängt, aus Mangel an Vieh untergehen müßte. Gegen diese neue Art der Beweisführung verwahre ich mich entschieden; wohin man damit kommt, zeigt uns Peisker selbst, indem er die Möglichkeit offen läßt, daß sogar die arabischen Beduinen nichts als semitisierte Turanier seien (S. 47). Was wissen wir denn von den Anfängen der Arier zu einer Zeit, als die Unterschiede in der Lebensweise noch fließender waren! Nichts einfacher, als heute, wo es keine arischen Nomaden mehr gibt, alles, was man nur noch bei Turaniern beobachten kann, für eigens turanisch zu erklären, und das, was in die Beweisführung nicht paßt, auf Mischungen hinzuführen, mit denen Peisker sich genötigt sieht, z. B. bei der Frage der Skythen, fortwährend zu operieren. Sind die alten Preußen verkappte Turanier, weil ihre Vornehmen, die noch dazu germanisch benannten Witinge, sich in Kumys berauschten (Altpr. Monatsschr. IX, S. 330 ff.), wie danach wohl auch ihre nächsten Verwandten, die Litauer,

das blondeste Volk der Welt, bei denen mitten im Walde noch heute alles reitet, Weiber und Kinder (O. Glagau, Litauen, S. 102)? Selbst die „aller Sitte arischer Völker widerstrebende Roheit" (S. 41 nach Kiepert), die Lieblingsfrau, Dienerschaft usw. auf dem Grabe zu schlachten, findet ihr Gegenstück im heidnischen Schweden, nur mit der Verschärfung, daß die Frau (des Königs) lebendig mit ihm im Hügel beigesetzt wurde (Weinh., Altnord. Leben, S. 277). Noch genauer entspricht der Bericht des Arabers Ibn Fadhlan, wie die heidnischen „Russen" ein Mädchen, das sich einem verstorbenen Großen zu Ehren dem Tode geweiht, unter wahrhaft bestialischen Bräuchen abschlachteten (Schiemann, Gesch. Rußlands I, S. 33—36). — Übrigens ist die Skythenfrage nebensächlich, Tatsache ist, daß gerade die eigentlichen Skythen iranisch sprachen (S. 22) und ihre Familien auf Wagen mit sich führten (S. 51), was allem turanischen Brauch widerspricht, und daß die Männer nebenher ritten (oder sollten sie ihre Pferde am Zügel führen?), ist bei einem Steppenvolke nur selbstverständlich und kann nicht, wie Peisker seltsamerweise will, als Beweis für einen turanischen Kern geltend gemacht werden. Auch die Kopfbedeckung der Skythen (Abb. 2, 3) zeigt nicht den turanischen kalpak. Andererseits scheinen die straffen, groben Haare der Bilder auf fremde, wo nicht turanische, so ugrische Mischung zu deuten (von Bartlosigkeit, wie Peisker erklärt, finde ich bei Hippokrates nichts, S. 36 vgl. mit S. 41).

Ganz anders steht es mit dem zweiten schon früher (Zeitschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte V, S. 351 ff.) von ihm behandelten, hier weiter begründeten Satz (S. 143 ff.), für den der Raum mir aber nur einige Worte läßt. Hier hat Peisker dargetan, daß unter den steirischen Slowenen gegen das ausgehende Mittelalter eine Zweischichtung bestand, bei der die „Supane" gegen die gemeinen Bauern durch größeren Landbesitz, umfassende Weiderechte und vielleicht ursprünglich ausschließliche Verfügung über die Mark bevorzugt waren. Wenn die Stellung der Supane in Meißen, wo sie etwa um die gleiche Zeit vorkommen, gegenüber den Smurden anders geartet ist, so kann das der deutschen Neuordnung zugeschrieben werden, die ja auch bei den steirischen Supanen, wie die Besiedelung des Pettauer Feldes zeigt (S. 164 vgl. mit S. 134 ff.) in ähnlicher Weise eingegriffen hat. (Die Annahme Rachfahls in den Jahrb. f. Nat.-Ökon. u. Statist., Bd. 74, S. 204, daß nicht die slawisch benannten Smurden, sondern die germanisch benannten Lazzen den Kern der altslavischen Bevölkerung ausmachten, ist unhaltbar.) Einerlei aber, wie man sich zu diesen Schwierigkeiten stellt, der Versuch des Verfassers, von einer bisher unbeachteten Seite in die slawische Urzeit einzudringen, behält seinen Wert, auch wenn es sich herausstellen sollte, daß der Angriffspunkt nicht richtig gewählt war. K. Rhamm.

Ernst von Hesse-Wartegg, Indien und seine Fürstenhöfe. VIII u. 464 S. Mit 142 Abb. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 14 M.

Die Zahl der touristischen Bücher über Indien hat sich wieder um ein neues vermehrt, dessen Verfasser der bekannte Reisefeuilletonist v. Hesse-Wartegg ist. Man wird nicht erwarten dürfen, darin etwas Neues zu finden, zumal der Verfasser sich zumeist mit den oft besuchten und geschilderten Touristenzielen beschäftigt. Gelegentlich werden wir allerdings auch in seltener von Globetrottern beschriebene Örtlichkeiten geführt, so gleich zu Anfang in die südindischen Fürstentümer Kotschin und Travancore, später nach dem Duodezstaate Bundelkhand, dem Fürstentum Alwar (bei Delhi) und dem Opiumstaate Rutlam. Besondere Kapitel betreffen das Reisen auf den indischen Eisenbahnen, von dem der Verfasser nicht viel Gutes zu berichten hat, Kuriosa aus dem Kastenwesen, die Kunststückchen der „Fakire", militärische Verhältnisse und Elefanten- und Tigerkämpfe, die indessen wohl nicht aus eigener Anschauung beschrieben werden. Der Verfasser ist ein gewandter Erzähler und weiß die Dinge in ein interessantes Licht zu rücken, und darin liegt der Wert auch seines neuen Buches. Flüchtigkeiten und Irrtümer muß man mit in den Kauf nehmen, und mit den Millionen und Jahrtausenden wird etwas leicht umgesprungen. Gleich im Vorwort wird en passant gesagt, Indiens Großstädte seien Jahrtausende alt und reichten bis über die Zeit der Erbauung der Pyramiden hinaus. Möglich; aber darüber wissen wir nichts. S. 85 wird das Areal Indiens auf 2 Millionen, S. 450 auf gegen 5 Millionen Quadratkilometer (richtig) angegeben. Womit läßt sich erweisen, daß (S. 17) die Judengemeinde von Kotschin von König Salomo gegründet sei? Gleich dahinter wird von der Einwanderung dieser Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus gesprochen. Mythen und Legenden werden für bare Münze dem Leser gegenüber ausgegeben (Tod des Märtyrers Thomas bei Madras). Von Darjeeling aus will der Verfasser den Gaurisankar gesehen haben. Wir wissen nicht, ob das sein kann; jedenfalls aber hätte er nicht von diesem Berge sagen dürfen, er trage den englischen Namen Mount Everest (S. 141). Man weiß doch schon seit einigen Jahren, daß das zwei ganz verschiedene Berge sind. Durch solche Angaben in populären Büchern wird Schaden angerichtet. Manches von dem, was über die englische Herrschaft und die sozialen Zustände gesagt wird, ist beachtenswert, doch sind diese Dinge nur kurz berührt. Bezweifeln möchten wir indessen, ob man (S. 313) sagen kann, es gebe von England „ganz unabhängige" Staaten in Indien. Bhutan hat der Verfasser hier nicht im Auge. Das Buch ist mit einer Fülle schöner Abbildungen und auch sonst gut ausgestattet.

A. van Gennep, Mythes et légendes d'Australie. Études d'Ethnographie. Paris, E. Guilmoto, 1906.

Der Verfasser von „Tabou et Totémisme en Madagascar" hat sich neuerdings den Problemen der australischen Ethnologie zugewandt. Wie schon der Untertitel andeutet, ist dem Verfasser selbst die umfangreiche Einleitung der wesentlichste Teil des Werkes, eine Darstellung der für das Verständnis der Erzählungen wichtigen australischen Zustände und Anschauungen, eine Beleuchtung der daran sich knüpfenden Fragen und eine Kritik der versuchten Lösungen. Da wird über die somatische und kulturelle Stellung der Australier, über die Verwandtschaftssysteme, über die Primitivität der Arunta, über Wandlungen der sozialen Einrichtungen, über die Anschauungen von Geburt und Wiedergeburt, über Wiedergeburt und Totemismus, über das Schwirrholz und seine Rolle in dem Gegensatz der exoterischen und esoterischen Religion, über Zauber und magische Kräfte, über den Zusammenhang von Mythus und Kulthandlung, endlich über Art, Bedeutung und Einteilung der australischen Erzählungen gesprochen. Mit Eifer und einem dem Franzosen besonders eigenen Geschick hat sich van Gennep in ein ihm bis dahin augenscheinlich ziemlich fremdes Gebiet hineingefunden und wenigstens in einigen der strittigen Fragen mit sicherem Gefühl eine Stellung ergriffen, die trotz der bisweilen ungenügenden Beweisführung im wesentlichen richtig ist. So kann ich der Ablehnung der Schoetensack-Klaatschschen Theorien nur beistimmen, wenn auch der Grundfehler dieser Theorien nicht erfaßt ist. Und ganz zweifellos hat er Langs autoritativer Ansicht gegenüber recht, daß bei der Verbindung von Vater- und Mutterrecht in Australien wenigstens im allgemeinen Kombination, nicht Entwickelung des einen aus dem anderen vorliegt. Schwächer ist seine Ableitung der verschiedenen Deszendenz von den verschiedenen Anschauungen über Konzeption, und ebenso unglücklich seine Stellungnahme bei den Verteidigern der Arunta-Primitivität. Immerhin ist er doch Lang gegenüber auch hier im Recht, daß Primitivität eben ein relativer Begriff und jedenfalls größere Komplexität nicht immer ein Beweisgrund für hohe Entwickelung ist. Der entscheidende Punkt, daß nämlich die Aruntaform des Totemismus selbst nichts weniger als ursprünglich ist gegenüber der der übrigen Australier, ist von beiden nicht erfaßt worden. Ganz unglücklich und leider nicht scherzhaft gemeint ist die geflissentliche Vergleichung australischer Vorstellungen und Mythologeme mit Anschauungen der neuesten Naturwissenschaft, voll anzuerkennen aber wiederum die Bedeutung der Tatsache, daß selbst in primitivsten Völkern wie den Australiern das Individuum eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt und den eigentlichen historischen Faktor darstellt. Von der Verwendbarkeit der Arunta-Legenden als historische Quellen wird uns der Verfasser dagegen wieder nicht überzeugen können.

Die Erzählungen selbst, die in sachlicher Anordnung durchweg bekannten Werken entnommen sind, lesen sich fließend und sind im wesentlichen gut übersetzt. Dankenswert sind die zahlreichen und teilweise umfangreichen Anmerkungen, die das Verständnis erleichtern und mit ihren mannigfachen Verweisen von einer recht guten Durcharbeitung Zeugnis ablegen. Auch hier ist noch eine ziemliche Anzahl kritischer Bemerkungen enthalten. Alles in allem ist van Genneps Buch ein erfreuliches Zeichen, daß auch in Frankreich das ethnologische Interesse lebendig bleibt oder wieder zum Leben erwacht. F. Graebner.

Kleine Nachrichten.

— Endrös hat seine Seichesuntersuchungen neuerdings auch auf die Seen des Salzkammergutes ausgedehnt (Petermanns Mitteilungen 1906, Heft 11). Mittels des von ihm vereinfachten transportablen Limnimeters und des von ihm ersonnenen Zeigerlimnimeters gelang es ihm in zehn Tagen, die wichtigsten Seichesgrößen von sieben Seen zu finden. Die Übereinstimmung mit der neuen exakten hydrodynamischen Theorie der Seiches von Chrystal im Gegensatz zu der unzulänglichen Theorie von du Boys ist in den meisten Fällen vorhanden. Geographisch besonders interessant ist das Resultat, daß die Beckenform des Mondsees, soweit sie aus den Simonyschen Lotungen hervorgeht, mit der Wirklichkeit wahrscheinlich nicht übereinstimmt und die größte Tiefe dieses Sees noch nicht gefunden ist, da der Knoten der Hauptschwingung nach der Berechnung an die Stelle der größten Tiefe fallen müßte, während nach der bisherigen Auslotung diese Stelle 1 km nördlicher fällt. Der St. Wolfgangsee bildet ein Gegenstück zum Waginger-Tachingersee, da auch er in der Mitte eine starke Einschnürung und infolgedessen eine nach der du Boysschen Regel viel zu große Periodendauer der Hauptschwingung besitzt. An diesem See haben Grund- und erste Oberschwingung das Verhältnis von 1 : 0,19, das kleinste bis jetzt an Seen beobachtete.

Folgende Tabelle faßt die beobachteten Seichesperioden zusammen:

See	Dauer der Hauptschwingung in Minuten	Dauer der Oberschwingung in Minuten	Verhältnis beider Schwingungen zueinander
Altausseer See	5,0	3,0	0,60
Mondsee	15,4	9,6	0,62
Grundlsee	9,5	—	—
Zellersee	11,2	6,5	0,58
Attersee	22,4	11,8	0,53
Hallstätter See	16,4	6,4	0,39
St. Wolfgangsee	32,0	6,24	0,19

Halbfaß.

— Fast unglaublich klingt, was Salomon Reinach nach einem Berichte der Alliance israélite in L'Anthropologie 1906, S. 633 von einem kurdischen Regenzauber berichtet. Bleibt im Frühling oder zu Beginn des Winters der Regen in Kurdistan aus, dann gehen die Kurden auf einen jüdischen Friedhof, reißen die kürzlich Bestatteten aus den Gräbern, schneiden ihnen die Köpfe ab und werfen diese in einen Fluß. Die Kurden glauben auf diese Weise den Zorn des Himmels zu stillen und Regen hervorzurufen. Beschwerden der Juden gegen solche Barbarei beim Gouverneur blieben erfolglos.

— Den so oft erörterten Fetischismus der Neger hat Missionar Spieß in Togo aufs neue zum Gegenstande einer Abhandlung gemacht, die den Vorzug hat, eine große Anzahl gut beglaubigter Beispiele zur Grundlage zu haben. Fetisch, vom portugiesischen feitiço (aus dem lateinischen factitius), ist bekanntlich etwas Gemachtes, ein künstliches Gebilde. Mit dem Gottesglauben der Neger hat es nichts zu tun; es ist der Fetischismus vielmehr dem Aberglauben, Zaubereiund Wahrsagewesen bei uns gleich zu stellen, die ja auch nicht zur Religion gehören, wenn sie auch oft an diese heranstreifen. Der Evhesprache kundig, hat nun Missionar Spieß, um ganz klare Vorstellungen über die verschiedenen Formen des Fetischismus zu erhalten, eine große Anzahl Neger und Negerinnen über ihre Fetischhandlungen ausgefragt und genau die Angaben niedergeschrieben. So hat Spieß uns recht zuverlässige Kunde vermittelt und namentlich die Grenze zwischen Fetischismus und Religion der Neger genau festgestellt. Die Abhandlung steht in „Deutsche Geographische Blätter" 1906, Band 29, Heft 4.

— Der Direktor des ethnographischen Museums in Wien, Franz Heger, berichtet in den Annalen des Naturhistorischen Hofmuseums, Bd. 21, über seine erfolgreiche Studienreise nach Niederländisch-Indien, die er 1904 zu Sammelzwecken unternommen. Der Hauptaufenthalt wurde auf Java genommen, außerdem wurde eine größere Anzahl anderer Inseln: Bali, Timor, die Saleier, Celebes, Sumbawa, besucht. Eingehend behandelt Heger das in Weltevreden bei Batavia gelegene Museum der Bataviaasch Genootschap, das in bezug auf Schätze aus dem malaiischen Archipel überreich ist, über deren Aufstellung und Konservierung aber kein günstiges Urteil gefällt wird.

— Das kanadische Regierungsschiff „Arctic", das frühere deutsche Südpolarschiff „Gauss", hat im Sommer 1906 unter dem Kommando des Kapitäns Bernier eine Fahrt nach dem arktischen Amerika ausgeführt, zu dem Zwecke, die dortigen Inseln (Parryarchipel usw.) für die kanadische Regierung förmlich in Besitz zu nehmen. Die „Arctic", die als Polizeischiff in der Baffinbai stationiert war, erreichte am 16. August die Bylotinsel und fuhr in den Lancastersund und die Barrowstraße ein. Sie lief hier Port Leopold an (an der Nordostecke von North Somerset), wo die Amundsensche Gjöa-Expedition ein Depot angelegt hatte, und segelte der Ostkante eines dichten Packeisfeldes entlang zur Griffithinsel, dann nach der Cornwallis- und Bathurstinsel, deren Besitzergreifung vollzogen und durch Errichtung von Steinhaufen mit Dokumenten darüber ausgedrückt wurde. Bei dieser Arbeit wurde die „Arctic" einmal auf drei Tage vom Eise besetzt. Bei Kap Cockburn auf der Bathurstinsel wurde noch McClintocks Bericht von 1851 vorgefunden. Weiter ging die Fahrt westwärts zur Byam Martininsel, wobei sehr schweres Eis zu passieren war; doch wurde eine Landung etwas westlich von der Südspitze, Kap Gillman, ausgeführt. Die nächste der Parryinseln, Melville, wurde am 30. August an einer unter 75° 6' nördl. Br. und 106° westl. L. liegenden Stelle (etwa bei Point Griffith) erreicht und Kanada einverleibt. Dem gleichen Schicksal verfielen hierauf die Inseln Prince Patrick, die westlichste bekannte Insel des Archipels, Eglinton und Emerald. Auf der Rückreise fuhr Bernier ein Stück den Peelsund hinauf und besuchte die Erebusbai (Beecheyinsel), wo am 2. und 3. September das Franklindenkmal ausgebessert wurde. Schließlich wurde der Admiralty Inlet, der vom Lancastersund südwärts in Cockburnland einschneidet, untersucht. In den Verzweigungen des Admiralty Inlet gelangte Bernier bis zu einer Stelle unter 71° 12' nördl. Br. und 85° westl. L., wo das Wasser sich noch weiter ost- und südwärts fortsetzte. Er glaubte indessen, daß hier ein Schiff wie die „Arctic" südwärts nicht durchkommen würde, und ging nach Ponds Inlet zurück, wo er am 9. September anlangte. Berniers Karte seiner Fahrt im Admiralty Inlet wird von Interesse sein. Hoffentlich hat er auch sonst mehr heimgebracht als seine „Besitzergreifungen"; die meisten der von ihm besuchten Meeresteile hat seit der Franklinsucherzeit kein Forscher mehr befahren.

— Im Frühjahr 1906 wurden von der Kolonialverwaltung zwei wissenschaftliche Forschungsexpeditionen auf Vorschlag und nach dem Plane der Landeskundlichen Kommission des Kolonialrates nach Deutsch-Ostafrika ausgesandt. Die eine Expedition unter Dr. Fritz Jäger (mit Eduard Oehler als Begleiter) sollte geographische Studien in dem Gebiete zwischen dem Kilimandscharo und dem Victoria Njansa vornehmen. Die andere unter Prof. Dr. Weule (nach Abänderung der ursprünglichen Aufgabe) sich der Untersuchung der ethnologischen Verhältnisse im Hinterlande von Lindi und Mikidani (vgl. die Notiz Globus, Bd. 90, S. 338) in umfassendster Weise widmen (Danckelmans Mitteilungen, 1906, 4. Heft. Zur genügenden Orientierung eignet sich am besten Dr. Dantz' Karte von Deutsch-Ostafrika [1 : 2000000], Danckelm. Mitt., Jahrg. 1902).

Dr. Jäger brach Ende Juni 1906 von der Ostküste auf und folgte zuerst der Karawanenstraße von Korogwe (am Südrande von Usambara) über Mgera (an der Nordspitze von Ungun) bis zu den Kidjungubergen in der großen Massaisteppe. Als nächstes Ziel setzte er sich die Erreichung des in den Karten wohl eingezeichneten, aber noch von keinem Europäer besuchten Kiniarokseees. Die allgemeine Lage des vermeintlichen Sees im Norden der Kidjunguberge war richtig, doch in zu geringer Entfernung von denselben; der See befindet sich ziemlich nahe am Pangani, da, wo dessen linkes Ufer an die Lassitiberge herantritt. Ferner stellte sich heraus, daß Kiniarok nur eine Grassteppe, ohne jede Spur von Wasser, selbst nach kaum beendeter Regenzeit, ist. Dagegen finden sich in den Talmulden und in den Hohlungen flacher Felskuppen weit zerstreut in der ganzen Massaisteppe Wasser-

löcher, von denen einige nie völlig austrocknen und 60 m lang, 20 m und 1 bis 1½ m tief sind. Von diesem noch unerforschten Teile der Massaisteppe konstatierte Dr. Jäger, daß er eine ebene Abtragungsfläche mit einzelnen Inselbergen sei, bestehend aus Gneis und Granit, überdeckt von Laterit, in den Muiden mit schwarzem Moorboden erfüllt. Die Fläche ist nicht, wie man bisher annahm, ein abflußloses Becken, sondern besitzt eine nordöstliche Neigung zum Graben des Panganiflusses. Mit diesen neuen geographischen Beiträgen schließt einstweilen der Reisebericht ab. Interessant dürfte außerdem noch sein, was Dr. Jäger, der von Moschi aus vom 10. bis 23. August die Südwestseite des Kibo bis zum Penckgletscher bestieg, über die Entstehung des „Büßerschnees" (Nieve penitente) bemerkt: „Zuerst entstehen schmale, steil stehende Firnblätter, die in der Kompaßrichtung 285° hinziehen, unbekümmert um die Neigung der Firnoberfläche, über Täler und Rücken hinweg. Erst nachträglich werden diese Firnblätter in der Richtung des größten Gefälles zerschnitten, also offenbar durch Schmelzwässer. So entstehen dann einzelne Zacken, die „Büßer". Für die Entstehung der Firnblätter, die 285° streichen, vermag ich ebensowenig eine befriedigende Erklärung zu geben, wie sie bisher gegeben wurde. Ich vermute auch, daß die Blätter durch die Sonnenstrahlung ausgeschmolzen werden, kann aber noch nicht sagen, wie." Von Aruscha, am Fuße des Kilimandscharo, wendete er sich nach Westen und erreichte über Iraku und den Hohenlohe-See am 15. November 1906 Muansa am Victoria Njansa, und er gedenkt nach der Durchforschung des abflußlosen Seengebietes im Nordosten etwa im Juni 1907 an der Küste wieder einzutreffen.

Aus den kurzen Berichten des Dr. Weule ist vorläufig nur die eingeschlagene Reiseroute zu entnehmen. Am 11. Juli marschierte er durch das Lukuledital nach Massassi ab, wo er sich zwei Wochen aufhielt. Von hier durchstreifte er die Gegenden südlich bis zur Mündung des Bangala in den Rovuma und östlich längs des Makondeplateaus bis Newala. Am 18. November kam er nach Lindi zurück, um im Dezember die Heimreise anzutreten. Zur Hauptaufgabe hatte er sich gemacht, Sprache, Abstammung, Gebräuche und Lebensweise der Wajao, Makua, Wakonde und Wamuera eingehend zu studieren, ausgerüstet mit photo-, phono- und kinematographischen Apparaten. Eine sehr wesentliche Beihilfe bei der Enträtselung des auch den benachbarten Küstennegern unbekannten Wajaodialekts leistete ihm der Norweger Knudsen, seit Jahren Handwerkslehrer in Lindi. Die Kenntnis des Ki-jao hat nicht nur einen wissenschaftlichen, sondern auch einen praktischen Zweck, da es in den Ländern zwischen der Küste und dem Njassasee dieselbe Rolle als Verkehrssprache spielt, wie das Ki-Suaheli im äquatorialen Ostafrika.

Da Dr. Weule die Lebensweise und Handwerkstätigkeit und die Wohnstätten der Eingeborenen bis in alle nur möglichen Einzelheiten studierte, mittels des Kine-, Photo- und Phonographen das Gesehene und Gehörte lebendig getreu fixierte und überdies an ethnographischen Gegenständen gegen 1200 Stück gesammelt hat, so ist zu erwarten, daß die Resultate seiner Expedition von außergewöhnlichem Interesse sein werden. B. F.

— A. Delebecque hat drei Seen im Zirkus von Rabuons (Seealpen) ausgelotet (Compt. rend. de l'académie française, 29. Oktober 1906), welche die höchstgelegensten Seen Frankreichs sind, die bisher ausgepeilt wurden. Es sind dies der große See von Rabuons (2520 m hoch, 54 m tief) und die beiden oberen Seen des gleichen Namens in 2615 bzw. 2630 m Höhe und 19,7 bzw. 10,5 m Tiefe. Die Durchsichtigkeit des großen Sees ist 8,5, des tiefer gelegenen kleinen Sees 10 m (am 28. Juli 1906). Der 32 ha große Rabuonssee ist der vierttiefste See der französischen Alpen und wird an Tiefe nur von den Seen von Girotte, Cotepen und Lovitel übertroffen. Halbfaß.

— Eine Reise in den zentralen Teil von Borneo beschreibt Kapitän J. J. Stolk in der „Tijdschrift van het Nederl. Aardrijkskundig Genootschap", 1907, Heft 1. Beigegeben ist eine Routenkarte in 1 : 200000. Die Reise, die den Oktober 1905 in Anspruch nahm, begann in Puruk Tjahu am Barito (0° 30′ südl. Br.) und ging den vom Tumbang Babuat ab unbekannten Oberlauf dieses Flusses hinauf. Dieser ist vielfach von Schnellen durchsetzt, über die die Boote hinübergeschafft werden mußten. Schließlich hörten die Dörfer auf, und man kam vom Tumbang Djuloi (etwa 0° 10′ südl. Br.) ab in unbewohntes Gebiet. Der Fluß heißt dort Busang. Stolk überschritt dann die Wasserscheide zwischen dem Barito und dem Mahakam und erreichte am Kasaufiusse die Reisewege Nieuwenhuis'. In den dortigen Gebirgen, die die Hauptwasserscheide der Insel, einen Quellenknoten bilden, traf man häufiger auf die Ansiedelungen der Dajaks. Den Rückweg bewerkstelligte Stolk, indem er zunächst nach Südwesten und Westen abbog und sich auf der Wasserscheide Mahakam—Kapuas und Kapuas—Barito bewegte. Schließlich erreichte er einen westlichen Nebenfluß des Busang-Barito und fuhr nach seinem Ausgangspunkte zurück.

— Erland Nordenskiölds archäologische Untersuchungen in den Grenzgebieten von Peru und Bolivia sind in den Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 42, Nr. 2 jetzt erschienen. Die Expedition fand in den Jahren 1904 bis 1905 statt und erstreckte sich auf das im Norden des Titicacasees gelegene Berggebiet, in dem heute namentlich Quichua hausen. Sehr zahlreiche Gräber wurden geöffnet und deren Inhalt genau untersucht, wobei reiche Ausbeute gemacht wurde, trotzdem sich zeigte, daß die Gräber schon vielfach vorher geöffnet worden waren. Schon Bandelier hatte gezeigt, daß die alte Art der Bestattung noch über 100 Jahre nach der Ankunft der Spanier fortgesetzt wurde, ja daß teilweise die Gräber, mindestens bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, von den Indianern erneuert wurden; man brachte wiederholt Speise und Trank in die alten Gräber, woraus hervorgeht, daß die jetzt darin gefundenen Gefäße nicht die ursprünglichen sein konnten. Nordenskiöld fand bei seinen Nachgrabungen dieses bestätigt, indem er in vielen Fällen moderne Beigaben in den wiedergeöffneten Gräbern entdeckte, moderne Glasflaschen, Kreuze, vergoldete Glasperlen, Kuhhörner u. dgl., alles Dinge, die erst mit den Spaniern ins Land kamen. Es war daher genau auf die Untersuchung von alt und neu zu achten. Unter den der alten Kultur angehörigen Sachen fielen namentlich, abgesehen von den bemalten Gefäßen, die Nadeln (Topo) mit Doppelköpfen auf, die aus einer Kupferlegierung bestanden und Lamaköpfe zeigen. Von Belang ist auch, was Nordenskiöld über das nicht seltene Vorkommen der Petroglyphen mitteilt, die er nach schwedischer Art als Hällristningar bezeichnet. Diese Felsritzungen von Tieren (Hirschen usw.) und Menschen sind in der bekannten urtümlichen Weise hergestellt und werden in guten Abbildungen, z. B. aus der Höhle von Corani in Peru, wiedergegeben. Reich war die Ausbeute an Geräten aus Kupferlegierungen, die Nadeln mit breitgeklopfter Scheibe, die Messer, zungenförmigen Meißel, die hölzernen Puppenfiguren, Knochenahlen, Kämme, Steinäxte von typischer T-Form usw., vertreten.

— Eine dialektologische Karte Rußlands wird von einer besonderen Kommission bei der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg bearbeitet. Diese Kommission besteht schon seit drei Jahren, und der Plan zur Sammlung und Verarbeitung des Materials wurde gleich bei ihrer Begründung unter Vorsitz des Akademikers F. E. Korsch festgestellt. Es wurde dann ein spezielles Programm zum Sammeln von Material ausgearbeitet und in alle Gegenden Rußlands gesandt.

Wertvolle Materialien aus verschiedenen Gouvernements sind inzwischen schon eingelaufen; sie werden beim Eingang registriert und dann nach einem bestimmten System verarbeitet. Über die Bücher und Abhandlungen bezüglich der Dialektologie und Geschichte der russischen Sprache wird ein besonderer Zettelkatalog geführt, der später im ganzen Umfange veröffentlicht werden soll.

Zur Vervollständigung ihrer Materialien hat sich die Kommission mit den Akademien der Wissenschaften in Krakau und Prag, der Wissenschaftlichen Gesellschaft Schewtschenko, der galizisch-russischen Matiza (letztere beide in Lemberg) und anderen Organisationen in Verbindung gesetzt, wodurch sich namentlich die Bibliothek der Kommission bereichert hat.

Als besonders nützlich haben sich die Reisen von Mitgliedern der Kommission zu dialektologischen Zwecken ins Innere Rußlands erwiesen. So hat z. B. der Dozent der Moskauer Universität N. N. Durnowo wertvolles Material über die südlichen großrussischen Dialekte zusammengebracht. Sie haben die Kommission zu dem Schlusse geführt, daß der südgroßrussische Dialekt in den zehn zentralen und Schwarzerd-Gouvernements zu hören ist. Andere Mitglieder der Kommission haben die Grenzen der südgroßrussischen und weißrussischen Dialekte in den einzelnen Gouvernements untersucht, die Materialien über die Dialekte der einzelnen Kreise verschiedener Gouvernements ausgearbeitet u. a. Auch die Frage einer Grammatik der Sprache Puschkins wurde erhoben. P.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON **H. SINGER** UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. **RICHARD ANDREE.**

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 9. **BRAUNSCHWEIG.** **7. März 1907.**

Eine Reise durch Ostturkestan und Westtibet.

Von Dr. Erich Zugmayer. Wien.

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Um nach Tibet zu gelangen, dem unwirtlichen und bis in die jüngste Zeit noch sehr geheimnisvollen Hochland im Norden des Himalaja, gibt es drei Hauptrouten, die alle bereits mehr oder weniger oft von Expeditionen begangen oder doch in Angriff genommen wurden. Die eine führt auf dem Landwege durch das russische und chinesische Turkestan, die zweite erfordert eine völlige Durchquerung Chinas von einem der pazifischen Hafenplätze aus nach Westen, die dritte ginge von Indien über einen der Pässe im Himalaja oder einem der großen Durchbruchstäler entlang. Diese letzte Route bringt den Reisenden am raschesten an die Grenzen des verbotenen Landes und gestattet ihm, sich noch kurz vor dessen Betreten in relativ recht zivilisierten Gegenden zu bewegen; der Weg über Indien wäre also der kürzeste und bequemste, und man würde kaum nach einem anderen zu suchen brauchen. Und doch kann gegenwärtig und bis auf weiteres diese Route für europäische Reisende nicht in Betracht kommen. Nicht nur, daß von altersher die Zugänge von Indien aus stets von den Tibetern sorgsam bewacht werden und daß der Eindringling nur minimale Aussichten hat, ungehindert vorwärts zu kommen, es ist vielmehr in der allerletzten Zeit den Tibetern ein mächtiger Verbündeter in Gestalt der britischen Regierung entstanden, die das Überschreiten der Grenze von ihrem Schutzgebiet aus allen Europäern kurzerhand verbietet. Diese Maßregel ist eine Folge der letzten englischen militärischen Invasion nach Tibet und hat den doppelten Zweck, einerseits das durch die kriegerischen Ereignisse erregte Volk von Tibet allmählich wieder zu beruhigen, andererseits nach Möglichkeit das Bereisen des Landes durch nichtenglische Expeditionen zu verhindern. Den Tibetern gefällt dieses System natürlich sehr gut, und sie haben nicht versäumt, ihrerseits alle auf die Verschließung des Landes vor den Europäern abzielenden Gesetze und Vorschriften aufs neue aufzufrischen. Es wird sich erst zeigen müssen, ob sich bei diesem Spiel die Engländer oder die Tibeter als die Klügeren gezeigt haben, jedenfalls aber bedeutet die englische Grenzsperre für die Tibeter nur eine Unterstützung in einem von ihnen seit jeher angewendeten System. Die Route von Osten her wurde zwar erst vor drei Jahren und in diesem Jahre selbst mit Erfolg von der Expedition Filchner-Tafel versucht, aber auch dieser kühne Vorstoß konnte nicht ganz bis zum Ziele durchgeführt werden, und die Gefahren dabei gingen weit über das Mittelmaß hinaus. Auch ist verständlich, daß eine Expedition nicht allzuviel Aussicht auf Erfolg hat, wenn sie erst eine monatelange Reise durch resistentes Gebiet bewältigen muß, bevor sie an die Schwelle des eigentlichen Arbeitsfeldes gelangen kann; je weiter die Basis abliegt, desto schwieriger die Operation; aber gerade aus dieser Erwägung stellt sich das Unternehmen der obengenannten Reisenden als eine Glanzleistung dar, die einen neuen Typus der Tibetforschung geschaffen hat.

Der dritte Weg, der durch Turkestan, ist zurzeit der aussichtsreichste und bietet den Hauptvorteil, daß die durch Menschen hervorgebrachten Schwierigkeiten erst dann eintreten, wenn man auf jeden Fall bereits ein großes Stück von Tibet bereist hat. Der ganze Norden und der größere Teil von Mitteltibet sind menschenleer, und wer es nicht auf eine Nordsüd-Durchquerung abgesehen hat, kann beliebig lange im Lande weilen oder wandern, ohne im geringsten belästigt zu werden. Vollends für den Naturforscher ist diese Route die günstigste, zumal sie ihm noch den Vorteil bietet, daß er in den unbewohnten Hochländern die Tier- und Pflanzenwelt in ihrer urwüchsigen, durch keine Art von Kultur beeinflußten Gestalt kennen lernt. Dazu kommt noch, daß der von Turkestan vordringende Reisende Tibet mit frischem Material an Mann und Tier und mit ungeschmälerten Vorräten betreten kann.

Allerdings muß dem gegenübergehalten werden, daß „unbewohntes Land" in diesem Falle gleichbedeutend ist mit „unbewohnbares Land" und daß, wenngleich der Mensch nicht als hemmender Faktor auftritt, die Natur selbst um so grimmigeren Widerstand leistet; mit einem Gleichnis könnte man sagen, daß zwar kein bissiger Hofhund da ist, aber dafür eine hohe Mauer mit Dornen und Glasscherben.

Mein Plan war eine Durchquerung Tibets von Nordwest nach Südost mit vorwiegend zoologischen Zwecken. Ich will gleich hier bemerken, daß die Durchquerung bei weitem nicht glückte, wenngleich der naturwissenschaftliche Erfolg sehr befriedigend war. Ich hatte das chinesische Turkestan als Basis ausersehen und konnte dank den großen Bahnbauten der Russen sehr rasch ins Herz von Asien gelangen. Die Bahnfahrt von Mitteleuropa nach Andischan, am Nordwestfuße des Pamir, erfordert nur elf Tage, und ich konnte bereits vier Wochen nach der Abfahrt aus Wien die russisch-chinesische Grenze überschreiten. Mein Ausgangspunkt für die erste ernst-

haftere Etappe der Reise, den Gebirgsübergang vom russischen nach dem chinesischen Turkestan, war die Stadt Osch, die ich durch eine eintägige Wagenfahrt von Andischan aus erreichte. Hier wurde eine Karawane von 19 gemieteten Pferden und vier Mann zusammengestellt, von denen einer, ein sartischer Dschigit (Postreiter), mich auf der ganzen Reise begleitete. Außerdem befand sich in meiner Begleitung noch mein Diener Weichbold, ein Jäger aus den steirischen Alpen, der mit mir früher bereits im Kaukasus, in Persien und im russischen Turkestan gewesen war. Der Weg von Osch nach Kaschgar ist ungefähr 450 km lang, und eine mittelgroße Karawane braucht dazu 10 bis 14 Tage; wir bedurften deren 12 und begegneten nur auf dem noch tief verschneiten Grenzpaß Terek Dawan (bei Stieler Kindschabai) einigen Schwierigkeiten. Die Rasthäuser, die man am Ende jedes Marsches antrifft, sind sehr primitiv, aber bei Wind und Frost doch weit angenehmer als das Lagern in Zelten.



Abb. 1. **Paß Su Baschi.**
Grenze zwischen Turkestan und Tibet. 4810 m.

Am 12. April 1906 trafen wir in Kaschgar ein, wo ich im Hause des russischen Konsuls Herrn S. A. Kolokoloff gastfreie Aufnahme fand. Die kleine europäische Kolonie — einschließlich der 60 Konsulatskosaken noch nicht 100 Köpfe — wohnt außerhalb der Stadtmauer; auf einem Grundstück beisammen liegen das Konsulat, die Kaserne, Offiziers- und Beamtenwohnungen und die Filiale der russisch-chinesischen Bank, die von einem Deutschrussen, Herrn Th. Th. Hammerbeck, geleitet wird. Der britische diplomatische Agent und die wenigen schwedischen Missionare wohnen auf besonderen Grundstücken. Die mauerumschlossene Altstadt enthält die chinesischen Regierungsgebäude, die Moscheen und hauptsächlich die ausgedehnten Basare, aber nur die kleinere Hälfte der etwa 75000 Einwohner; die andere Hälfte lebt in den gartenumgebenen Vordörfern, die sich rings um die Stadt erstrecken. Alt-Kaschgar selbst kann in architektonischer Beziehung keinen Vergleich mit Samarkand, Chiwa oder Buchara aushalten; man findet darin kein Gebäude, das durch Schönheit oder Großartigkeit auffiele. Was aber die Stadt interessant macht, ist das überaus bunte Völkergemisch, das viel mannigfaltiger ist, als in den Städten des russischen Turkestan. Zwar sind die Chinesen fast nur durch Beamte und Militär vertreten, aber sie werden ergänzt durch die Zahl der Dunganen, chinesische Mohammedaner, die meistens Kleinkaufleute sind und als wandernde Händler weit herumkommen. Hindus und Juden haben eigene Viertel für sich, die übrigen mohammedanischen Asiaten, die Kaschmirer, Afghanen, Tadschiken, Perser und Nordinder, mischen sich in die Hauptmasse der sartischen Bevölkerung.

Kaschgar und mit ihm die ganze Tarim-Ebene kam im 7. Jahrhundert zuerst unter chinesische Herrschaft; um das Jahr 1000 entzog es sich dieser infolge des Vordringens des Islam und war ein selbständiges Land bis zum Auftreten Dschingis Khans. Nach dessen Tod gehörte es bis um 1360 zum Besitz seiner Nachfolger, um dann von den ölöthischen Kirgisen unterjocht zu werden. China setzte sich erst 1758 wieder im Lande fest und herrscht dort noch heute; die kurze Unterbrechung dieses Verhältnisses unter dem Usurpator Jakub Beg könnte übergangen werden, wenn sich nicht an sie das Auftreten der Europäer in Ostturkestan knüpfte. Jakub Beg benutzte um die Mitte der sechziger Jahre des 19. Jahr-

hunderts den Aufstand der Dunganen, um sich zum Herrn über Kaschgarien zu machen, und knüpfte als solcher Handelsverbindungen mit Rußland an. Als Jakub Beg im Jahre 1877 starb und die Chinesen das Land wieder besetzen wollten, mußten sie sich bereits eine starke russische Kontrolle gefallen lassen, die sich in kleinen Gebietsabtretungen und in der Errichtung russischer Konsulate in Kaschgar und Urumtschi äußerte.

Jakub Beg hat aber während seiner kurzen Regierung mehr Bleibendes für das Land getan als irgend jemand vor und bisher auch nach ihm. Die meisten schönen und soliden Bauwerke, die man antrifft, rühren von ihm her, eine große Zahl von Brücken, Straßen und Kanälen ebenso; und ein Karawansarai von Jakub Beg kann man bereits auf einen Kilometer von den chinesischen Rasthäusern unterscheiden. Auf meinem Wege am Rande der Wüste Takla Makan hätte ich drei Tage ohne Wasser und Quartier durch den Sand ziehen müssen, wenn nicht Jakub Beg große, aus festem Stein erbaute Sarais errichtet und tiefe Brunnen darin gebohrt hätte; diese Gebäude wirkten wie Paläste im Vergleich zu den baufälligen niederen Lehmhütten, die ich sonst meistens antraf. Auch in Jarkend, der der Einwohnerzahl nach größten Stadt des Tarimbeckens, macht sich sein Einfluß geltend, und selbst jenseits von Khotan noch stößt man auf Zeugen seiner Fürsorge.

Khotan war die letzte Stadt, die ich auf meinem Wege gegen Tibet antraf, und hier hatte ich mich mit allem zu versorgen, was mir noch an Mannschaft, Tieren, Geräten und Lebensmitteln fehlte. Die chinesischen Behörden, die mir einen glänzenden Empfang bereitet hatten, und der sartische Bürgermeister, bei dem ich wohnte, unterstützten mich dabei in freundlichster Weise. Meine Leute hatte ich teils unterwegs aufgelesen, teils warb ich sie in Khotan an; es waren ihrer sieben, und zwar der Nationalität nach ein Afghane, drei Turkestaner und drei Kaschmirer; unter den letzteren verdient besonders mein Dolmetscher erwähnt zu werden; er war ein Tibeter aus Ladak, der in seiner Kindheit bei englischen Missionaren in Nordindien gewesen war, von denen er außer der englischen Sprache in Wort und Schrift noch ein bescheidenes medizinisches Wissen erworben hatte. Dieses ausnutzend, hatte er in der letzten Zeit in verschiedenen Städten Turkestans als Arzt praktiziert und stand eben im Begriff, in seine Heimat zurückzukehren. An dem Umweg, den ich ihm zumutete, lag ihm nichts, und so konnte ich diesen wertvollen Mann um mäßigen Lohn in meinen Dienst nehmen. Die Löhnungen bei längeren Reisen sind relativ gering, richten sich aber natürlich nach den Fähigkeiten der Leute; ein gewöhnlicher Pferdeknecht erhält nach deutschem Gelde 20 bis 25 M. monatlich, ein guter Koch oder Schütze 25 bis 30 M., ein Karawanbaschi, d. i. ein Mann, der für das Wohlergehen der Lasttiere, regelmäßige Fütterung, bestmögliche Pflege usw. zu sorgen hat, je nach seiner Erfahrung 30 bis 40 M. Allerdings kommt dazu die vollständige Verpflegung der Mannschaft, und es ist ebenso üblich wie notwendig, die Leute mit Schuhwerk, Filzdecken und Schafpelzen auszustatten. Die Preise für Lasttiere können, gutes Durchschnittsmaterial vorausgesetzt, mit 70 M. für ein Pferd, 60 M. für einen Yak, 50 M. für einen Esel und 3 bis 4 M. für einen feisten Hammel angenommen werden. Maultiere kosten zwischen 400 und 700 M., Kamele zwischen 150 und 300 M. das Stück. Erprobte und gut zugerittene Reitpferde variieren ebenfalls stark im Preise, doch kann man für 100 M. schon ein hübsches Tier bekommen. Meine Karawane bestand, als wir Polu, das letzte Dorf am Nordfuß des Kuen Lün, verließen, aus 8 Yaks, 16 Pferden, 36 Eseln, 16 Hammeln und 3 Hunden. Von der Idee, die Hammel zum Tragen leichterer Lasten zu verwenden, kam ich sehr bald wieder zurück, da die ungewohnte Anstrengung die Tiere sehr rasch abmagern läßt; und gerade ihr Fleisch war es, womit sie uns dienen sollten.



Abb. 2. **Lager am Sagüs Kul.** 4860 m.

Am 18. Juni begannen wir, verstärkt durch aus dem Dorf Polu bis über den Grenzpaß angeworbene 20 Mann und 10 Esel, den Anstieg. Der Su Baschi oder Kisil Dawan (Abb. 1) ist einer der schwierigeren Zugänge nach Tibet, wurde aber wiederholt von Europäern überschritten, da er dem von Europa kommenden Reisenden zunächst liegt und ohne Zwischenstadien direkt auf das Hochplateau führt. Er wird auch von turkestanischen Goldsuchern gelegentlich benutzt, doch ist von einem gebahnten Wege nichts zu finden, sondern es handelt sich im besten Falle um mehr oder weniger erkennbare Steige. Eine ausgesprochene Markierung erhält der Weg durch die Skelette von Eseln, Pferden und Yaks, zu denen jede neue Partie einige hinzufügen muß. Die Skelette der

armen Tiere, die man in Gräben und Schluchten sieht, nehmen meist ganz abenteuerliche Stellungen ein, hervorgerufen, wie Crosby treffend bemerkt, durch drei Faktoren, Schwerkraft, Totenstarre und Aasgeier. An den schwierigsten Stellen müssen die Tiere abgeladen werden, und nachdem man sie Stück für Stück über die kritische Stelle geführt hat, kann das Gepäck, das durch die Leute nachgebracht ist, wieder aufgepackt werden. Trotz dieser Vorsicht fehlt es nicht an Gelegenheit zu Abstürzen, und mich kostete der Paß insgesamt fünf Tiere; dieser Wegfall konnte aber noch aus den gemieteten Eseln ergänzt werden. Das Dorf Polu liegt 2560 m hoch; bei unserem ersten Lager maß ich 2810 m, beim zweiten ziemlich genau 3000 m Seehöhe; am dritten Tage erreichten wir 3650 m, das Lager vor der Paßhöhe lag um volle 1000 m höher; die Paßhöhe selbst, die wir am fünften Tage überschritten, liegt 5180 m über dem Meer und das erste Lager in Tibet, das am gleichen Abend bezogen wurde, maß ich wieder mit 4650 m. Diese für Nordwesttibet geringe Seehöhe ist durch lokale vulkanische Absenkung zu erklären; das Becken des Sagüs Kul (Abb. 2) und Atschik Kul, um das es sich hier handelt, gehört seiner ganzen Bildung nach zum Gebiet des Keria Darja, ist aber durch Senkung abflußlos geworden. Von unserem siebenten Lager an befanden wir uns wieder in Seehöhe von über 5000 m, und es verflossen zwei Monate, bis wir wieder in die Viertausender hinabstiegen. Die dünne Höhenluft veranlaßte bei mir und meinen Leuten keinerlei Krankheitserscheinungen, von der angeworbenen Hilfsmannschaft mußte ich aber noch vor der Paßhöhe fast die Hälfte wegen Bergkrankheit heimschicken. Rasches Gehen und besonders Steigen fällt allerdings in solchen Höhen sehr schwer, aber das Unangenehme dabei war für uns lediglich die übermäßig gesteigerte Tätigkeit von Lungen und Herz, die in kurzen Zwischenpausen zum Stillstehen und Atemschöpfen nötigt.

Es war meine Absicht, nach dem Betreten von Tibet in südlicher und südöstlicher Richtung möglichst lange Zeit durch unbewohntes Gebiet zu ziehen, um mit den Eingeborenen möglichst spät in Berührung zu kommen; denn nach den Erfahrungen aller bisherigen Reisenden schwinden die Aussichten auf ungestörten Weitermarsch sehr, wenn die Tibeter erst Kunde von dem Herannahen einer europäischen Karawane haben. Daß mich dieser Weg über das bisher von Europäern kartographierte Gebiet hinausführte, war mir nur recht; denn wenngleich ich mein Hauptaugenmerk auf zoologische Studien richtete, unterließ ich es nicht, regelmäßig astronomische Ortsbestimmungen vorzunehmen und in dem allerdings bescheidenen Ausmaß zu triangulieren, auf das sich der an zahlreiche andere Arbeiten gebundene Reisende eben einlassen kann. Die Seehöhen aller Lagerplätze, Pässe und anderer wichtiger Punkte maß ich mittels Siedethermometer und Aneroid, ebenso wie ich über die barometrischen, meteorologischen und Temperaturverhältnisse ständig Journal führte.

Auf den bestehenden Karten von Tibet sind natürlich nur die schmalen Streifen genauer aufgenommen, die längs der Marschlinien der wenigen Reisenden liegen; alles dazwischen befindliche Land ist in den Karten nur ungenau und nach mehr oder minder begründeten Vermutungen eingezeichnet. Das Beste, was der nachfolgende Reisende also tun kann, ist, daß er sich auch in den bereits kartographierten Gebieten nach Möglichkeit nicht auf, sondern neben der Route seines Vorgängers bewegt. Freilich läßt sich dies nicht immer durchführen, da der einzuschlagende Weg vielfach durch Flußtäler und Pässe eindeutig bestimmt wird. Bei meinem ersten Versuch in der erwähnten Taktik fanden wir zwar einen sehr hübschen Anstieg auf einen bisher unbegangenen Paß, der Abstieg aber war ein von einem Bergsturz ausgefülltes Couloir, und wir brauchten elf Stunden, um eine Horizontale von 4 km bei einer Höhendifferenz von etwa 600 m hinter uns zu bringen. In diesem Falle wird mein Nachfolger sicher gut tun, nicht genau meiner Route zu folgen.



Abb. 3. **Landschaft in Westtibet.**

Der Oberlauf des Keria Darja bildet auf ein längeres Stück die Grenze zwischen bekanntem und unbekanntem Gebiet, und ich wollte den weißen Fleck durchqueren, um beim Markham-See wieder den Anschluß an die Landkarte zu finden. Der Plan schlug fehl, und dieser Mißerfolg war das erste Glied in der Kette von widrigen Umständen, die mich schließlich von der vorgesteckten Route ganz abbrachten. Ich hatte am rechten Ufer des Keria Darja ein Tal gefunden, das weit in die Schneeberge hinein und nach einem Paß führte. Wir folgten diesem Tal, und im Anfang ging alles gut. Wir hatten den Bach, Gras fand sich in genügender Menge, wir kamen

gut von der Stelle und rasch in die Höhe. Es war am Mittag des 4. Juli, als wir eine kleine Talerweiterung vor dem letzten Anstieg erreichten. Die Örtlichkeit lag 5950 m ü. M., und ich rechnete sicher darauf, an diesem Tage noch einen Grasplatz jenseits der Höhe erreichen zu können. Aber wir sollten nicht weiter kommen. Das Tal verengte sich plötzlich zu einer eis- und schneegefüllten Schlucht mit steilen Wänden, und trotzdem ich zu Fuß und unter mühsamem Klettern durch die Schlucht bis auf die 6100 m hohe Paßscharte kam, zeigte sich keine Möglichkeit, die Tiere und das Gepäck nachzubringen. Wir suchten nach einem Ausweg aus dieser Falle, fanden aber keinen und mußten, da die Nacht hereinbrach, an Ort und Stelle kampieren. Zwischen den Steinen des zugefrorenen Baches wurde mein Zelt aufgestellt, und bei einem Minimum von — 11° C und einem Schneesturm, der wütend durch das enge Tal herabtobte, verbrachten wir die Nacht, die vier Eseln, einem Yak und einem Pferde das Leben kostete. Am folgenden Morgen blieb nichts als der Rückzug nach dem Keria Darja übrig. Wir erreichten ihn am Abend des dritten Tages und lagerten dort bis zum 10. Juli. Aber meine Lasttiere waren zu hart mitgenommen; wieder verendeten ihrer fünf in diesem Lager, und, um nicht noch mehr zu verlieren, beschloß ich, den Jeschil Kul aufzusuchen, den tiefstgelegenen Punkt, der mir in der Nähe bekannt war. Unsere Hammel hatten wir bei einem neuerlichen Schneesturm verloren, aber der Schade war nicht groß, da uns fortan die Jagd auf Antilopen, Hasen und Vogelwild stets genügend Fleisch lieferte. Mit kurzen Märschen fanden wir den Jeschil Kul, der 5050 m Seehöhe hat, aber dort kein Wasser. Die nächste Grasgegend mit Süßwasser — denn der See ist bittersalzig — mußte im Westen liegen, und wir fanden sie auch am folgenden Tage. Von den Tieren aber waren wieder mehrere eingegangen; wir hatten bereits ein Zelt, mein Faltboot, alle Konserven, viel Reis und andere entbehrliche Vorräte zurücklassen müssen, und noch immer verminderte sich die Zahl der brauchbaren Tiere in erschreckender Weise. Es mußte eine neue Änderung im Plan getroffen werden. Wir nahmen Richtung nach dem großen Süßwassersee Apo Zo (Arport Tso, Horpa Tso) und erreichten ihn nach Durchquerung größtenteils nicht aufgenommenen Gebietes in den letzten Julitagen. Während die Karawane sich dort auf ein längeres Lager einrichtete, sandte ich meinen Dolmetscher, der sich dort als ladakischen Händler ausgeben sollte, auf die Suche nach Nomaden, von denen neue Lasttiere gekauft werden konnten. Er kam nach acht Tagen zurück, brachte aber nur drei Yaks; und da in der Zwischenzeit die Zahl der brauchbaren Tiere auf 18 gesunken war — 60 waren es zu Beginn gewesen —, war der Ersatz viel zu geringfügig, als daß man mit der so verminderten und geschwächten Karawane weiter hinaus ins Unbekannte hätte ziehen können. Wohl oder übel mußten wir alle nach Südwesten, denn von der Beschaffung neuer Tiere hing nun alles ab. Ich sagte mir im Inneren bereits, daß der Marsch auf Ladak das Ende der ganzen Sache sein würde, hatte aber doch noch etwas Hoffnung, die Südrichtung oder sogar die nach Südost wieder aufnehmen zu können, wenn es nur gelang, die Stadt Rudok zu erreichen; dort konnte man sich dann frisch verproviantieren und ausrüsten. Wir ließen das meiste Gepäck in einem sicheren Depot zurück und zogen, so rasch es ging, nach Südwesten. Wieder führte der Weg durch unbekanntes Gebiet, und erst am 11. August kreuzten wir die Route Wellbys. Dort trafen wir auf Nomaden (Abb. 4), denen ich nach vieler Mühe acht Yaks und drei Pferde abkaufen konnte. Zwei Leute gingen zurück, um das Depot zu holen, und nach ihrer Wiederkehr setzten wir den Marsch gegen Rudok fort. Aber wir sollten es nicht erreichen. Schon drei Tage



Abb. 4. **Zelt tibetanischer Nomaden.**



Abb. 5. **Paßhöhe des Ki Su La (5640 m).**
Grenze von Tibet und Kaschmir.

vor der Stadt kamen uns zwei Abgesandte entgegen, mit der Forderung, sofort nach Norden umzukehren. Ich gab ihnen kein Gehör, ebensowenig einer Kommission von sechs Mann, die uns am übernächsten Tag anhalten wollte. Bei dem Dorfe Noh jedoch, nur mehr einen halben Tagemarsch von Rudok, wurden wir von einer größeren Anzahl Bewaffneter gestellt, und stündlich kamen neue hinzu. Ich mußte mich mit dem Befehlshaber der Stadt durch Boten auf Verhandlungen einlassen. Der Kurier ritt täglich hin und zurück, brachte immer frische Leute mit sich, und die Forderung, daß wir unseren Weg zurückgehen sollten, wiederholte sich unter wachsenden Drohungen. Ich erklärte aber, lieber in Noh überwintern zu wollen, bevor ich zurückginge, und erreichte schließlich, daß man mir den Weg nach Ladak freigab. Als ich dann erklärte, ich würde Tibet in dieser Richtung verlassen, wurden unsere Gegner wieder freundlich, verkauften uns bereitwillig Yaks, Gerste und Schafe, und ich erhielt ein „Ehrengeleit", dessen wirkliche Funktion natürlich die einer Sicherung meines rascheren Verlassens von Tibet war. Man schrieb mir den Weg längs den Panggongseen vor, doch gelang es mir, trotz des Widerstrebens meiner Eskorte, eine mehr nördliche Route einzuschlagen, die mich zu guter Letzt noch einmal auf unbetretene Pfade brachte. Wir überschritten einige bedeutende Pässe, schließlich den Grenzpaß Ki Su La (Abb. 5), und am 1. Oktober traf ich in Leh ein, der Hauptstadt von Ladak.

Von hier an wickelten sich die Dinge rasch und einfach ab. Ich blieb zehn Tage in der malerischen kleinen Stadt, in der zwei Missionsfamilien leben, löste meine dürftige Karawane auf und entließ meine turkestanischen Begleiter, die sich beeilten, noch vor Beginn des strengeren Winters über den Karakorumpaß in ihre Heimat zurückzukehren. Ich selbst reiste mit meinem Diener und einer gemieteten Karawane von 18 Pferden nach Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir. Von dort aus erreichte ich nach einer zweitägigen Fahrt im Hausboot auf dem Dschelam und einer ebenso langen Eilwagenfahrt am 4. November die Eisenbahn in Rawal-Pindi. Auf meinem Wege nach Bombay besuchte ich noch Lahore, Amritsar, Delhi und Agra, Benares, Jaipur und Udaipur. Am 25. November war ich in Bombay und am 1. Dezember schiffte ich mich auf dem „Imperator" des österreichischen Lloyd nach Triest ein.

Der Berg Mindif in Adamaua.

Von Hauptmann Marquardsen.

Als Heinrich Barth auf seinem Zuge von Bornu nach Adamaua den Marghiort Isge erreichte, gewann er von einer kleinen Granitkuppe den ersten Ausblick auf das Mandaragebirge. „Hier war es", schreibt er[1]), „wo ich die erste Ansicht vom Berge Méndefi oder Méndif gewann, der, seitdem er von Major Denham auf seiner abenteuerlichen Unternehmung gegen einige der Fellataansiedelungen im Süden von Mora zuerst erblickt worden, in Europa so berühmt geworden ist und Veranlassung zu allerlei Vermutungen und Theorien gegeben hat." Im Jahre 1903/04 habe ich von derselben Bergkuppe, wie auch von anderen Punkten, vergeblich den von Barth beschriebenen und skizzierten Berg festzustellen versucht. Auch die Eingeborenen wußten mit dem Namen Mindif nichts anzufangen. Da das Barthsche Werk ein unerschöpflicher Ratgeber für unsere Kamerunreisenden ist und für lange bleiben wird, dürfte es sich lohnen, die Barthschen Angaben über diesen Punkt richtigzustellen und die Entdeckungsgeschichte desselben aufzufrischen.

Der Mindif wurde im Jahre 1823 zuerst von Denham gesehen. Er erregte die Aufmerksamkeit des Reisenden durch die kühne Form seiner schlanken Spitze[2]), die in einer Profilzeichnung niedergelegt wurde. Der nicht genau angegebene Ort der Entdeckung ist entweder bei Mora selbst oder südlich Mora zu suchen. Der Streifzug Denhams in das Mandaragebirge ist kartographisch sehr mangelhaft in der Übersichtsskizze des Denhamschen Werkes niedergelegt. Auf dieser erscheint der Mindif in süd-süd-westlicher Richtung von Mora.

Denselben Berg glaubte Barth 1851 von jenem Granithügel bei Isge wiederentdeckt zu haben. Nach der Lage des Mindif auf der Denhamschen Karte und nach der Ähnlichkeit des von ihm gesehenen Berges mit der Denhamschen Profilzeichnung lag auch keine Veranlassung zu Zweifeln vor, als die Eingeborenen auf Befragen diesen Berg als Mindif bezeichneten. Auf der Konstruktion der Barthschen Aufnahmen findet sich der Mindif daher jetzt auf dem Westrande des Mandaragebirges in der Nähe der bekannten Berge Kamalle und Mitschiga.

Der Reisende Rohlfs, der Mandara 1866 besuchte, hat den Mindif nicht gesehen. Seine in Peterm. Mitteil., Erg.-Heft 34 veröffentlichten Berichte sind von einer vortrefflichen Karte von Zentralafrika begleitet, auf der Petermann die gesamten Forschungsergebnisse von Rohlfs und allen seinen Vorgängern zusammengestellt hat. Auf dieser Karte, die sich sonst eng an die Barthschen Aufnahmen hält, erscheint der Mindif in einer völlig veränderten Lage, nämlich als eine isolierte Berggruppe östlich des Mandaragebirges. Da seit Barth nichts Neues über den Berg geliefert worden war, muß die neue und richtige Lage auf konstruktivem Wege gefunden sein. Ich glaube, daß eine peinliche Konstruktion der zahlreichen von Barth nach bloßen Erkundigungen niedergelegten Routen, von denen eine Anzahl am Mindif vorbeiführt, die Verschiebung des Berges an eine andere Stelle zur Folge gehabt hat. Diese Verbesserung macht nicht nur dem Konstruktionstalent Petermanns alle Ehre, sondern ist ein weiterer Beweis für das außerordentliche Ausfragetalent des Forschers Barth. Die Barthschen Erkundigungen sind an vielen Stellen praktisch erprobt worden und haben sich stets glänzend bewährt. Hier gaben sie dem Konstrukteur die Möglichkeit, einen Fehler zu berichtigen, an dem Barth um so weniger ein Verschulden trifft, als die falsche Karte Denhams die Aussagen der Eingeborenen zu bestätigen schien.

Passarge ist der erste nach Denham, der den richtigen Mindif gesehen hat (1893). Er erblickte ihn von einem Hügel bei Marua in südlicher Richtung, also in Übereinstimmung mit der eben erwähnten Petermannschen Karte. Passarge weist auf die Verwirrung[3]) hin, die in den Angaben über die Lage des Berges bestanden. Irrtümlicherweise gibt er aber an, daß Rohlfs den Mindif von Mora gesehen und die Verschiebung seiner Lage

[1]) Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentral-Afrika, Bd. II, S. 480, u. Karten.

[2]) Travels and Discoveries, Bd. II, S. 315 u. f.

[3]) Adamaua, S. 380 u. f.

gegenüber den Barthschen Angaben veranlaßt habe; da man aber von Mora aus den Mindif wegen der Entfernung und wegen des dazwischenliegenden Gebirges nicht sehen könne, sei die Übereinstimmung der Rohlfsschen Karte mit seiner eigenen sehr merkwürdig. Daß hiernach die bestehenden Zweifel noch nicht gehoben waren, kommt auf der Kamerunkarte des Großen Deutschen Kolonialatlas zum Ausdruck, auf der zwei Mindifs verzeichnet sind — der falsche Barthsche am Westrande des Mandaragebirges und der von Passarge gesehene isolierte Berg östlich des Gebirges.

Während meiner Reise in Adamaua konnte ich feststellen, daß am Westrande des Mandaragebirges ein Berg dieses Namens nicht existiert. Es besteht demnach kein Zweifel, daß nur die isolierte Berggruppe südlich Marua den Anspruch darauf hat, der einst so berühmte Mindif zu sein.

Im Januar 1904 ist der französische Reisende Lenfant[4]) am Fuße des Mindif vorbeigezogen und hat auch den Ort Mindif besucht. Leider scheint ihm die Entdeckungsgeschichte des Berges nicht bekannt gewesen zu sein; denn er begnügt sich mit seiner bloßen Erwähnung. Unseren Adamauareisenden ist somit die erste Besteigung des Mindif, die Erforschung seiner geologischen Beschaffenheit und die Bestimmung seiner Höhe, über welche die Angaben sehr schwanken, vorbehalten. Wenn auch der Berg an sich heute kaum mehr Interesse beansprucht als manche anderen des schönen Mandaragebirges, so ist es doch für den Forscher ein besonderer Genuß, den Spuren früherer Entdecker nachzugehen. An dieser Stelle sei daher auch eine nachträgliche Routenaufnahme des Denhamschen Zuges von Mora nach Musfeia angeregt. Auf dieser waghalsigen Expedition hatte Denham sicher keine Muße, sich viel mit dem Kompaß zu beschäftigen, woraus sich auch die ganz fehlerhafte Einzeichnung des Mindif erklärt. Durch einen geraden Strich im Mandaragebirge wird seine Route auf den Karten bezeichnet. Die Beschreibung des Zuges in dem Denhamschen Werke bietet so viel Anhaltspunkte, daß ein Wiederauffinden der genauen Route auf keine Schwierigkeiten stoßen dürfte.

[4]) La grande route de Tchad, S. 231.

Die Rechtssitten der Jap-Eingeborenen.

Von Arno Senfft. Jap.

Vorbemerkung.

Zur Beurteilung bzw. zum richtigen Verständnis der Rechtssitten eines Volkes ist natürlich die Kenntnis seines Charakters notwendig; aus ihm heraus wird es uns erst möglich werden zu verstehen, wie vieles, was uns mit unserem durch die hochzivilisierten Verhältnisse und den härteren Kampf um das Dasein geschaffenen Egoismus als natürlich erscheint, ganz fehlt, und man muß sich ferner gegenwärtig halten, daß sich das Leben der Bewohner einer einsam im Meere gelegenen Insel, die nur selten von wenigen Nachbarinseln besucht und vor einigen Dezennien kaum einen Angehörigen der weißen Rasse kannte, vollkommen zuschneidet auf ihre einfachen Bedürfnisse, die durch die Produkte der Insel, was des Leibes Notdurft und Nahrung anbetrifft, reichlich gedeckt werden. Eine Reihe von Eigentumsdelikten scheidet also von vornherein aus. Einfach wie das Leben gestalten sich auch die Rechtsanschauungen.

Was nun den Charakter des Japers, der zur mikronesischen Rasse gehört, anlangt, so habe ich bereits vor drei Jahren darüber folgende Beobachtungen [1]) niedergelegt:

„Mir ist neben den Bewohnern der Insel Nauru kein Volk bekannt, welches an edler Gesinnung mit ihnen wetteifern könnte. Sie sind freie und stolze Naturmenschen, sie sind feinfühlig und besitzen einen Herzenstakt, der über jedes Lob erhaben ist. Bei meinem engen Verkehr mit ein und denselben Personen mehrere Jahre hindurch hat sich doch kaum einer eine plumpe Vertraulichkeit gestattet. Sie zeigten ein sehr feines Empfinden für das, was angenehm berührt, sie stellten keine Fragen, deren Beantwortung etwas Peinliches an sich getragen hätte, sie hielten Unangenehmes fern und waren stets höflich, gehorsam und bescheiden. Zu bewundern ist ihre würdige Haltung in der Häupterversammlung und vor Gericht. Heftige Redeweise oder Beschuldigung des Gegners der Lüge habe ich nie gehört. In dem Rechtsstreite eines Oberhäuptlings gegen einen übel beleumundeten Tagalen behauptete der letztere, Zahlung an ersteren geleistet zu haben; dieser bestritt es und erklärte bei der wiederholten Behauptung, obschon er genau wußte, daß der Tagale log: „Dann muß ich es vergessen haben.“ Ein Beispiel für das Feingefühl der Japer ist folgendes: Vor Jahren war ein Weißer auf Jap von seinem Prinzipal entlassen worden und, da ihm kein anderer seiner Rasse ein Unterkommen anbot, auf Einladung eines Eingeborenen zu ihm unentgeltlich in Kost und Logis gezogen; dieser hatte ihn nach Möglichkeit verborgen. Nach längerer Zeit wurde der Japer von einem neu hinzugekommenen Europäer darüber befragt. Er war über das Bekanntwerden erschreckt und bat, es nicht weiter zu verbreiten, „weil es für seinen Gast peinlich sein müßte“. Derartiger Beispiele ließen sich noch viele anführen. Gerade dem Fremden gegenüber zeigt sich der Japer von seiner besten Seite; er ist entgegenkommend, hilfsbereit und duldsam gegen fremde Gewohnheiten, er überläßt, was man vielleicht nirgends wieder findet, dem Fremden alles weit billiger als seinen eigenen Landsleuten. Bei ausstehenden Forderungen drängt er nicht, es kommt ihm nicht darauf an, Zahlungsfristen auf Jahre hinaus zu bewilligen, dabei ist er ein ehrlicher Schuldenzahler. Es ist mir mehreremal vorgekommen, daß er seine Schuld als größer bezeichnete wie der Gläubiger. Die in die Polizeitruppe eingestellten jungen Männer haben sich als pflichttreu, aufrichtig und verständnisvoll für ihre Aufgaben erwiesen; eifrig und selbstbewußt in ihrem Dienst, blieben sie doch immer höflich und rücksichtsvoll gegen jedermann.

„Das Vertrauen und der Gehorsam, den die Jap-bevölkerung der deutschen Regierung entgegenbringt, wird kaum übertroffen werden können. Es ist zuweilen geradezu rührend, mit welcher Ergebenheit sie für ihre meist nur kleinen Vergehen die Strafe auf sich nahmen; so hatte ich beispielsweise über einen Jüngling wegen Zuwiderhandlung gegen eine Verordnung eine Strafe zu verhängen. In der Begründung führte ich aus, daß er, obschon ihm die Verordnung nicht bekannt gewesen sei, doch bestraft werden müsse, daß ich ihn aber nur zur Zahlung von 100 Kokosnüssen verurteilte, während er sonst 500 zu zahlen haben würde. Er erwiderte darauf,

[1]) Petermanns Mitteilungen 1903, Heft 3.

wenn er ein ballebalean (Dummkopf) sei, der sich nicht um das bekümmere, was verboten, so müsse er auch 500 Nüsse bezahlen."

Jetzt, nachdem ich weitere Jahre unter ihnen lebe, brauche ich mein Urteil nicht umzuändern, ich hätte ihm höchstens noch eine hervorstechende Eigenschaft hinzuzufügen, das ist die Verachtung des Klatsches und eine geradezu übertriebene Diskretionssucht. So hält es beispielsweise äußerst schwer, daß ein Häuptling in der allmonatlich stattfindenden Versammlung, die eben den Zweck hat, einzelne Themata zur Diskussion zu stellen, mit irgend einem selbst unbedeutenden Anliegen, einer Beschwerde, einem Ersuchen an die Verwaltung öffentlich hervortritt. Ich muß mich dem beugen und nach Schluß der Versammlung hinter geschlossener Tür mir in Flüsterstimme von einem Häuptling mitteilen lassen, daß ein Untertan beim Wegebau faul sei und bestraft werden müsse, daß ich aber um des Himmels willen nicht den Angeber nennen solle, oder daß ein Untertan sich schon seit längerer Zeit besuchshalber außerhalb des Häuptlingsbereichs aufhalte und ich ihn veranlassen sollte, zurückzukehren.

Ich glaube, daß diese Scheu einem Gefühl der Unsicherheit entspringt, denn die Einrichtung der Häuptlingsversammlung ist etwas Neues. Verwaltungsbefugnisse in unserem Sinne sind den Häuptlingen erst verliehen, sie fürchten deshalb jedenfalls, in den Augen der unbeteiligten Dritten sich mit diesen oder ähnlichen Fragen zu blamieren, denn andererseits empfindet es unsere Anschauung als einen Widerspruch, wenn Angelegenheiten auf politischem und selbst mit einem Einschlag ins sexuelle Gebiet breit in Gegenwart von Kindern verhandelt werden.

Freilich muß man sich von vornherein mit Widersprüchen abfinden, für die uns jede Erklärung fehlt, dafür ist mir aber von einem vertrauten alten Eingeborenen entgegengehalten worden, daß er bei Beobachtung der Weißen auch auf Widersprüche stößt; so würde z. B. von der Mission allgemeine Menschenliebe gelehrt, und Amerika und Spanien hätten sich bekriegt und Matrosen sich auf den Schiffen und an Land geprügelt und ihnen Früchte gestohlen.

Als ein Ausfluß ihres Charakters stellen sich die Strafen dar; abgesehen von dem ursprünglichen Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" auf kriminellem und Kompensation auf zivilrechtlichem Gebiet, laufen sie zumeist auf eine Kennzeichnung der Moral hinaus, auf eine Kennzeichnung des Übeltäters als einen Nicht-Gentleman in der Öffentlichkeit.

Für die absolute Richtigkeit der Angaben läßt sich, wie jeder weiß, der solche Arbeiten zu lösen versucht hat, keine Gewähr leisten. Erst seit Einrichtung der deutschen Verwaltung findet ein Verkehr aller mit allen statt, vorher standen sich viele Ortschaften seit Generationen feindlich gegenüber und besuchten sich deshalb nie. Unter einheitlicher Leitung hat sich Jap, soweit die Erinnerung reicht, nie befunden — nur für den Kriegsfall gab es bis heute ein Oberhaupt oder besser einen Oberschiedsrichter — es konnten sich deshalb auch verschiedene Rechtsanschauungen ausbilden, wie sich auch auf anderen Gebieten Verschiedenheiten finden, und so empfahl es sich, nur die Beobachtungen niederzulegen, die durch Befragen von Vertretern verschiedener Teile der Insel übereinstimmend beantwortet sind. Dann aber fällt es dem Eingeborenen, da er zu denken nie gelehrt worden ist, außergewöhnlich schwer, sich in den Gedankengang des Fragenden hineinzuversetzen, selbst wenn ihm immer nur ganz einfache konkrete Fälle vorgelegt werden. Nach kurzer Zeit wird er durch das ungewohnte Denken müde oder konfus, und ich konnte mehr als einmal beobachten, daß, wenn ich mehrere befragte und mich mit dem einen längere Zeit befaßte, der eine oder andere einnickte. Man erhält auch häufig eine selbst gemachte Antwort, nur um den Fragenden zufrieden zu stellen. Auf die Frage: „Was geschieht mit X, wenn er zur Nachtzeit das Haus des Y ohne Genehmigung betritt?" erhielt ich den Bescheid: „Das ist keine Art, nachts in anderer Leute Häuser zu gehen." Ich habe mir auch die Antwort gefallen lassen müssen: „Was fragst du eigentlich? Du weißt das doch besser als wir." Bei Prüfung der Aufzeichnungen durch andere Ratgeber stellen sich unter solchen Umständen oft große Abweichungen dar, es ist aber kaum möglich, durch Gegenüberstellung der Auskunfterteilenden das Richtige zu ermitteln, weil bei der oben geschilderten übermäßigen Rücksichtnahme dem, der die erste Antwort gibt, meist sofort beigestimmt werden wird; so kam einige Tage nach einer Besprechung einer der Teilnehmer wieder, um geheimnisvoll zu sagen, ich wäre falsch unterrichtet worden; nach langem Hin- und Herreden wußte er aber schließlich auch nichts anderes zu bekunden.

Immerhin wird sich ein annähernd genaues Bild über die Rechtssitten der Japer bilden lassen und vor allem meinen Nachfolgern manchen Anhalt für die Beurteilung der ihrer Verwaltung und Rechtsprechung anvertrauten Insulaner geben, auf Grund der Praxis werden sie manches richtig stellen oder ergänzen können.

Als Ratgeber hatte ich vorzugsweise über die Oberhäuptlinge Lirau, Ronnewei, Indifell, sowie die angesehenen Eingeborenen Ruhebung, Tomangin und Wuak von Ngollog zu verfügen, als Dolmetscher über die Eingeborenen Gumanru nnd Mafäl.

Daß einzelne Angaben, die ihrem Inhalte nach unter mehrere Gebiete gehören, sich auch dort wiederholen, rührt daher, daß ich bemüht war, jede Materie für sich möglichst vollständig zu gestalten.

Als Unterlage hat unter anderem der Fragebogen zur Erforschung der Rechtsverhältnisse der sog. Naturvölker von Professor Kohler und derjenige der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin gedient.

I. Familien- und Personenrecht.

Allgemeines. Die Bevölkerung teilt sich in zwei scharf getrennte Klassen, den freien Japer (Pi-Uap) und den Hörigen (Milingei), erstere machen 80, letztere 20 Proz. der Bevölkerung aus. Auf welche Weise diese Verschiedenheit entstanden ist, wissen die Japer nicht mit Bestimmtheit anzugeben, sie sagen, soweit ihre Tradition reicht, sei es schon immer so gewesen. Nach der einen Ansicht sollen die Milingei von fremden Inseln aus Nahrungsmangel nach Jap gekommen sein, dort wäre ihnen Land zur Benutzung gegen Arbeitsleistung bei ihren Herren überlassen worden. Nach einer anderen Version seien die Japer von fremden Inseln gekommen, hätten die Bewohner unterworfen und sich zu Herren, jene zu Hörigen gemacht. Augenscheinlich handelt es sich aber um Ur- und zugewanderte Bevölkerung, denn da die Lebensbedingungen für beide dieselben sind, könnte ein äußerer Unterschied nicht auftreten; dieser besteht aber in der Tat, denn die Japer sind imposantere Erscheinungen, meist heller und kräftiger als die Milingei, und da Heiraten unter den beiden Rassen nicht vorkommen, können die Milingei zur Aufbesserung der ihrigen auch nichts tun. Die Pi-Uap teilen sich in fünf dem Range nach verschiedene Klassen, die Milingei in zwei. Auf der am Schluß folgenden Übersicht sind die Namen der einzelnen Dörfer mit der Bewohnerzahl an-

gegeben. Die rechtlichen und sozialen Unterschiede sind unter den einzelnen Rechtsmaterien behandelt.

Vaterrecht. Die Familienorganisation gründet sich auf ausgeprägtes Vaterrecht im Gegensatz zu den meisten Inseln Mikronesiens, insbesondere zu den benachbarten Palau und Zentralkarolinen.

Das Kind gehört also dem Vater, deshalb folgt es ihm auch bei Auflösung der Ehe durch Tod oder Trennung. War die Witwe zu Zeiten des Todes ihres Mannes schwanger, so tritt der Posthumus in dessen Familie; trennen sich dagegen schwangere Frauen von ihren Männern oder diese von jenen, so gehören die nach der Trennung geborenen Kinder in die Familie der Frauen.

Erbrecht. Nur die Söhne beerben die Väter, die Töchter und die Witwe haben, solange sie nicht verheiratet oder wiederverheiratet sind, nur den Nießbrauch an dem Nachlaß der Verstorbenen derart, daß sie in ihren Häusern wohnen und die Felder weiter bearbeiten und abernten können. Ist kein Sohn vorhanden, so fällt der Nachlaß an den Vater des Erblassers, ev. an den Bruder oder dessen Söhne in der aufgeführten Reihenfolge; beim Fehlen dieser Verwandtschaftsgrade an entferntere männliche Familienmitglieder des Verstorbenen. Die Söhne teilen sich in die Erbschaft, der ältere übernimmt in der Regel das Wohnhaus des Vaters, und der jüngere baut sich auf dem väterlichen Grund und Boden ein neues Haus. Zwist unter den Erben scheint kaum vorzukommen, wenigstens ist innerhalb sechs Jahren kein Streitfall vor die Behörde gebracht worden. Gute Freunde setzen sich auch mündlich in Gegenwart von Zeugen zu Erben ein, hierbei handelt es sich aber nur um die Verfügung über einzelne Nachlaßobjekte, weil der Erblasser sonst seine Kinder, die alle nur von seiner Scholle leben, nicht nur besitz-, sondern auch heimatlos machen würde; er muß ihnen einen Pflichtteil, d. h. Grund und Boden für einen Haushalt vermachen.

Der Bruder des Erblassers gilt als gesetzlicher Vormund von dessen Kindern.

Eheschließung. Eine Verlobung in unserem Sinne geht der Ehe nicht voraus. Diese kann schon vor der Pubertät der Nupturienten durch deren Eltern geschlossen werden, ein Zusammenwohnen findet aber in diesem Falle noch nicht statt. Zur Eheschließung ist die Genehmigung der Eltern erforderlich; wenn die Ehe von diesen nicht selbst gestiftet ist, hat der Jüngling nach Aussprache mit dem erwählten Mädchen bei deren Vater anzuhalten und ihm nach seinen Vermögensverhältnissen Geschenke zu geben, die in Perlmuscheln, Farbstoff oder Bananenfaser bestehen, er erhält für diese ein Gegengeschenk. Das Geschenk an seinen Schwiegervater liefert er nach Überlassung der Frau ab, es wird auch im Falle der Trennung der Ehe nicht zurückgegeben. Die Mädchen werden aus einem in demselben oder möglichst gleichem Range stehenden Dorf gewählt, sie können auch dem Dorf des Bewerbers angehören. Auf Virginität wird kein Wert gelegt, denn Enthaltsamkeit verlangt die Sitte weder vom Manne noch von der Frau. Mitgift bringt die Frau nicht in die Ehe. Besondere Feierlichkeiten sind mit einer Hochzeit nicht verknüpft, es findet nur ein Mahl statt, zu dem die näheren Verwandten beider Familien hinzugezogen werden.

Das Alter, in dem die Ehen geschlossen werden, ist sehr verschieden, es setzt Geschlechtsreife voraus, die bei den Mädchen 100 Tage nach der ersten Blutung als vorhanden gilt.

Polygamie besteht, aber nur im beschränkten Maße bei den Pi-Uap. Mehr wie vier Frauen hat zurzeit kein Mann, in den weitaus meisten Fällen herrscht Monogamie. Mehrere Frauen desselben Mannes bewohnen getrennte Häuser, die, wenn er an verschiedenen Plätzen Grundbesitz hat, auch in den verschiedenen Plätzen liegen. Die Frauen bzw. die Kinder haben alle dieselben Rechte, eine gesetzliche Bevorzugung gibt es nicht. Vettern und Basen können einander nicht heiraten, früher galt es auch als ein Verstoß gegen die Landessitte, wenn ein Brüderpaar ein fremdes Schwesterpaar ehelichte. Die Schwestern seiner verstorbenen oder getrennt lebenden Frau zu heiraten ist erlaubt, dagegen darf der Vater nicht seine verwitwete oder geschiedene Schwiegertochter heiraten oder ein Mann sein Pflegekind. Eben unter Geschwistern gelten als Blutschande. Jüngere Geschwister können vor älteren heiraten.

Nach der Landessitte heiraten Pi-Uap und Milingei nur unter sich. Wennschon Pi-Uap-Männer aus den höchsten Plätzen Mädchen aus allen Schichten heiraten können, so kommen doch Ehen zwischen ihnen und Milingeimädchen fast gar nicht vor, sie haben außerdem zur Folge, daß der Mann, abweichend von der Regel, sein Heim in des Mädchens Dorf zu verlegen hat. Wenn ein Mädchen aus einem hohen Platz sich mit einem Mann aus nicht standesgemäßem Platz verheiratet, so kann sie kaum nach ihrem Ort zurückkehren, am allerwenigsten mit ihrem Mann, denn sie werden beide gesellschaftlich gemieden. Daß ein Mädchen aus einem hohen Platz einen Milingeimann geheiratet hätte, soll noch nicht vorgekommen sein. Als standesgemäß für Eheschließungen gelten die Plätze 1. bis 3. Ordnung und 3. bis 5. untereinander, ebenso die beiden Klassen der Milingei.

Weiberraub zum Zwecke der Ehe ist nicht bekannt, nur zu Prostitutionszwecken, wie weiter hinten dargetan werden wird.

Die Ehen werden zwar nicht mit der Absicht der späteren Auflösung geschlossen, aber de facto gibt es kaum ein Ehepaar selbst mittleren Alters, das von jeher zusammengehört hätte; wohl aber ist die Beobachtung häufig zu machen, daß ein Ehepaar nach verschiedenen Zwischenehen sich wieder zusammenfindet. Schürzenrecht, Schein- und Gruppenehen, sowie Polyandrie sind ganz unbekannt, ebenso die Leviratsehe als öffentliche Einrichtung.

Stellung der Frau. Die Frau ist dem Manne unterstellt, ihr gebührt der weitaus größte Teil der häuslichen Arbeit. Während sich der Mann darauf beschränkt, zu fischen, sein Besitztum in Stand zu halten, Kokos- und Betelnüsse zu ernten, Tauwerk und Schmuckstücke anzufertigen, Fischreusen aufzustellen, Kanus zu zimmern und Kalk als Gewürz für die leidenschaftlich gekauten Betelnüsse zu brennen, ruhen auf den Schultern der Frau alle übrigen Arbeiten. Ihr Tagewerk beginnt morgens um 6 Uhr mit dem Reinigen der Häuser und deren Umgebung, dann hat sie zu kochen und die Kinder zu versorgen, danach begibt sie sich auf das Feld, jätet, gräbt und pflanzt Taro und Süßkartoffeln, Bananen und Yams, sie hat Farbstoff zu pressen, Pandanus- und Kokoswedel als Dachmaterial zu bearbeiten, Matten und Körbe zu flechten, das feinere Strickwerk zu drehen, für ihre und ihres Mannes Kleidung zu sorgen, Feldfrüchte, Wasser und Feuerholz nach Hause zu schleppen, zu kochen und die Kinder zu warten. Den Frauen einzelner Milingeidörfer liegt ferner noch die Topf- und Hutfabrikation ob.

Die Frau bewohnt ein Haus für sich und ißt auch allein. Solange die Kinder klein sind, wohnen sie alle bei der Mutter, von größeren Kindern ziehen die Knaben in das Haus des Vaters, die Mädchen bleiben bei der Mutter oder erhalten eine eigene Hütte.

Schwangerschaft. Schwangere Frauen werden insofern von ihren Ehemännern geschont, als nach dem

dritten Monat der Schwangerschaft der Geschlechtsverkehr aufhört. Vom siebenten Monat ab bekommt die Schwangere Medizin aus Gräsern und Kokoswasser, jeden Neumond und bei der Nachricht vom Tode eines Bekannten wird eine harmlose Zauberei getrieben, um die Mutter vor Mißgeschick zu bewahren. Vom vierten Monat der Schwangerschaft an darf der Ehemann keine Bananen oder heruntergefallene Kokosnüsse essen oder ein Haus niederreißen, weil man sonst einen Abort fürchtet, er darf keine Bäume fällen, weil sonst die Gliedmaßen der Kinder brechen oder sie eine Hasenscharte bekommen, keinen roll (eine Art Scholle) essen, weil das Kind kraftlos, und keine Schildkröte, weil es ohne Finger geboren werden würde. Er darf auch in dieser Zeit keine Geldsteine, Farbstoffe und die üblichen kleinen Gebrauchsartikel, die er in einem Korbe bei sich zu tragen pflegt, fortgeben.

Das Verbot des Bananenessens erstreckt sich nur auf die Zeit vom vierten bis sechsten Monat. Es dürfen von den Ehemännern ferner keine Krabben und gesprenkelte Fische genossen werden, weil sonst das Kind gesprenkelt zur Welt käme, und keine Bindfaden gedreht werden, weil man fürchtet, die Nabelschnur wickele sich um den Hals des Kindes. Kurz vor der Geburt sind einige Frauen ständig bei der Wöchnerin. Ihre Mutter oder Schwiegermutter schneidet die Nabelschnur 1 dem vom Leibe und vergräbt sie in der Erde, sie ist nicht Gegenstand abergläubischer Gebräuche, ebensowenig wie die Nachgeburt. Die Entbindung wird in einem besonderen Hause abgewartet, das Kind von der Mutter getrennt und von einer Frau gepflegt.

Werden Zwillinge geboren, übergibt man ein Kind dem Bruder des Vaters oder bei Ermangelung dessen einem anderen nahen Verwandten, weil man glaubt, daß sonst eins der beiden Kinder stürbe. Das fortgegebene Kind kann auch dann nicht zurückgefordert werden, wenn das andere sterben sollte.

Zwillinge, Mißgeburten und Blödsinnige nehmen keine Ausnahmestellung ein, die Letztgenannten erben aber nicht und stehen nach dem Tode ihres Vaters unter der Vormundschaft von dessen Bruder oder ihrer eigenen Brüder, wenn diese erwachsen sind. Die Neugeborenen werden so lange mit Muttermilch genährt, als diese vorhanden ist.

Das Kind erhält seinen Namen zwei Tage nach der Geburt, die Schwester des Vaters fragt diesen, welchen Namen der Neugeborene erhalten soll, und überbringt die Nachricht der Mutter; vorzugsweise pflegt man die Kinder nach Vorfahren zu benennen.

Nach der glücklichen Geburt bringt der Großvater des Kindes mütterlicherseits dem Vater Früchte (Bananen, Taro, Süßkartoffeln und Nüsse), sowie einen Geldstein, jener macht seinen Schwiegereltern wiederum Geschenke mit Kokosnüssen, Bananen, Fischen, Perlschalen und Farbstoff. Bei hohen Häuptlingsfamilien gibt der Schwiegervater seinem Sohne Geldsteine, die dieser an die Dörfler verteilt, während diese ihm Perlschalen, Farbstoff und Nahrung bringen, die er wieder seinem Schwiegervater übereignet.

Kinder. Unter den einzelnen Familienmitgliedern herrscht tiefe Zuneigung, besonders der Eltern zu den Kindern. Die Kinder werden in der ersten Zeit sorgfältig und überhaupt sehr milde behandelt, man läßt ihnen die größte Freiheit, züchtigt sie kaum schmerzhaft, die Knaben werden von ihren Vätern selbst mit in die Versammlungen genommen, in denen Familien- und öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden; man entfernt sie auch nicht, wenn Themata angeschlagen werden, deren Erörterung bei uns auch in Gegenwart erwachsener Kinder ganz ausgeschlossen ist. Ein Recht, die Kinder zu töten, hat der Vater nicht. Er haftet für die Vergehen unerwachsener Kinder bzw. bis sich diese einen eigenen Hausstand gegründet haben. Teknokratie ist unbekannt, ebenso die Beschneidung und Jünglingsweihe. Kindern wird etwa bis zum achten oder zehnten Jahre das Haar kurz geschoren, sie tragen in der ersten Zeit keine Kleidung und heißen bitir, später legen die Knaben eine schmale Leibbinde an und heißen dann kapolpol. Wenn sie das Jünglingsalter erreichen, heißen sie hagäl, sie lassen sich dann das Haar lang wachsen und knoten es zusammen, bei Ausgängen und in Gegenwart von Frauen tragen sie über der Schambinde noch einen Bastbüschel. Sie dürfen dann auch einem Faluklub beitreten.

Nach dem zweiten oder dritten Jahre erhalten die Mädchen ein Grasröckchen. Bis zur Zeit der ersten Menstruation heißen sie buliel, nach der ersten Menstruation wird über das Röckchen noch ein großer bauschiger Gras- oder Bastrock gebunden und um den Hals eine schwarze Schnur; sie heißen dann rugor. Hat das Weib geboren, wird es lukan arro, und in höherem Alter nach Eintritt der Unfruchtbarkeit buelwol genannt.

Ehetrennung. Die Ehe kann jederzeit von jedem aufgelöst werden und ohne besondere Formalitäten, es muß aber ein Grund — es genügt sogar ein Scheingrund (gall) — vorhanden sein. Ehebruch, Abtreibung und Unfruchtbarkeit sind ohne weiteres Gründe für den Mann, desgleichen ein böses Mundwerk. Gegenseitige Abneigung wird nicht eingestanden. Vor allem hat sich die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter gehorsam und aufmerksam zu benehmen. Der Mann kann seine Frau verkaufen, wenn sie Ehebruch getrieben oder sich gegen ihre Schwiegermutter ungebührlich benommen hat.

Der Ehebruch des Mannes gibt, sofern er mit einer anderen als einer Prostituierten begangen ist, der Frau einen Scheidungsgrund, ebenso Mißhandlung. Das uneheliche Kind hat rechtlich keinen Nachteil, aber vom sittlichen Standpunkte aus haftet ihm ein wenn auch nur kleiner Makel an. Es tritt, wenn sich sein Vater seiner nicht annimmt, in die Familie seiner Mutter und beerbt seinen Großvater. Der Verführer der Mutter hat nichts zu zahlen. Geschlechtsverkehr steht den Unverheirateten frei.

Kurz vor der ersten Blutung wird das Mädchen in eine kleine, von dem Wohnhaus entfernt gelegene Hütte gebracht, die sie erst drei Tage nach Eintritt der menses verlassen darf, um sich in der Nähe des elterlichen Hauses aufzuhalten. Der Vater baut dann eine weitere kleine Hütte, ebenso wie die erstere in der Nähe des Menstruationshauses des Dorfes gelegen, in welcher sie mit einer Milingeifrau noch 100 Tage schlafen muß; erst dann ist ihr erlaubt, in das väterliche Anwesen zurückzukehren. Nach der ersten Blutung steht der geschlechtliche Verkehr frei, sie bekommt das schon früher beschriebene schwarze Band (marafa), und ihre Zähne werden schwarz gebeizt wie folgt: Es wird eine in dem Dorfe Gatschalau, aber auch in den Tarosümpfen gefundene Erde (rungedu) mit dem Blättersaft von käll (Terminalia catappa), aberur (Sonneratia acida) und ngumat (?) gemischt, daraus werden sechs wurstähnliche Rollen geformt; diese werden nach und nach während einer Nacht zwischen Lippen und Zähne geschoben, wo jede etwa zehn Minuten bleibt. Dies genügt, um die Zähne für Lebenszeit schwarz zu beizen. Am Morgen nach der Färbung kommt die Familie zur Besichtigung und bringt eine Perlschale als Geschenk.

Die Bluthäuser für die Frauen der hohen Orte befinden sich nie an diesen Plätzen, sondern in den zu ihnen gehörenden Milingeidörfern oder Dörfern niederen Ranges. Wenn ein Mädchen von der ersten Blutung auf dem

Wege befallen wird, so darf es sich nicht auf die Erde setzen, sondern hat unter Angabe des Grundes um eine Kokosaußenschale als Unterlage zu bitten.

Der Verkauf bzw. die Übergabe der Frau erfolgt in listiger Weise so, daß der Ehemann seine Frau unter einem plausibeln Vorwande mit nach dem Platze nimmt, an dem der Käufer wohnt, dort wird sie dann festgehalten. Der Preis beträgt etwa zwei Geldsteine, sowie einige Perlschalen; ist der Käufer ein guter Freund des Ehemannes, so genügen auch ein paar Perlschalen allein.

Eine Verpfändung von Frauen ist unbekannt, wohl aber besteht die Sitte, die Frauen für eine Nacht intimen Freunden oder dem Oberhäuptling zu überlassen; dieser Liebesdienst wird hoch bezahlt, den Preis erhält der Ehemann.

Im Falle der Auflösung der Ehe durch den Tod ist es den Männern gestattet, ohne an eine bestimmte Zeit gebunden zu sein, eine andere Ehe einzugehen, bei den Witwen verlangt die gute Sitte eine Wartezeit von etwa 18 Monaten. Eine Ausnahmestellung ist für Witwen nicht begründet. Sie haben die Wahl, in dem Hauswesen ihres verstorbenen Mannes zu bleiben oder zu ihren Eltern zurückzukehren.

Adoption. Adoption ist bekannt und üblich, sie ist weder bei dem Adoptierenden noch bei dem Adoptierten an ein Alter gebunden, ein Preis wird von keiner Seite gezahlt. Der Adoptierte tritt in dieselben Rechte wie die leiblichen Kinder seines Adoptivvaters, er scheidet aber aus seiner eigenen Familie aus und kann von ihr nur wegen schlechter Behandlung zurückverlangt werden. Kinderlosigkeit des Adoptierenden braucht nicht vorzuliegen.

Früher soll wegen Nahrungsmangel bzw. Menschenüberfluß der Kindesmord durch Erdrosseln geübt worden sein. Zweifellos ist Jap in alten Zeiten dicht bevölkert gewesen; denn man findet mitten in den unfruchtbarsten Teilen Zeichen ehemaliger Ansiedlungen. Es geht die Rede, daß es Zeiten gab, in denen auf den Kopf der Bevölkerung nicht eine Kokospalme kam.

Tätowierung. Tätowierung ist nicht von alters her in Jap geübt worden, sie ist von Ugoi, der nordöstlich benachbarten Insel, eingeführt, angeblich erst vor etwa 100 Jahren durch einen Bewohner des Dorfes Maki, deshalb ist auch diesem Platze bis heute noch erlaubt, sich zu tätowieren. Eine andere Bedeutung als die des Schmuckes, bzw. — wie weiter unten ausgeführt wird — der Auszeichnung für Tapferkeit wird ihr nicht beigelegt. Die Prozedur wird nur von Männern bei Männern vorgenommen; benötigt wird dazu ein aus dem Knochen eines in Jap nicht heimischen Seevogels — anscheinend des Kormoran — gemachtes Hämmerchen und der Ruß der Nuß des Calophyllumbaumes. Der zu Tätowierende muß 100 Tage in seinem Hause bleiben und wird während dieser Zeit besonders gut genährt. Man unterscheidet zwei besondere Arten von Tätowierungen, die des Oberkörpers vom Nacken bis zum Beginn der Oberschenkel einschließlich der ganzen Arme (joll) und die der Beine bis zu den Knöcheln herunter (thillepatschar). Joll dürfen nur die Plätze der ersten drei Rangstufen haben mit Ausnahme der hohen Plätze Gillefith und Malai. Während thillepatschar ursprünglich nur eine Auszeichnung für hervorragend tapfere Krieger war, findet man sie jetzt auch ohne diese Voraussetzung; beide Arten sind den Milingei verboten, diese dürfen nur einige schmucklose Streifen an den Armen oder Beinen sich tätowieren. Die joll-Tätowierung ist außerordentlich geschmack- und kunstvoll, sie ist im Globus, Bd. 87, S. 147 wiedergegeben; bei thillepatschar ist mit Ausnahme weniger schmaler Ringe um die Schenkel das ganze Bein blauschwarz gefärbt. Es liegt in dem freien Ermessen der Berechtigten, ob sie sich tätowieren lassen wollen, ein Zwang besteht also nicht; der höchste Häuptling Lirau ist beispielsweise tätowiert, der nächste nach ihm aber nicht.

Auf Ziernarben (nun) wird kein Wert gelegt; sie werden nur am Oberarm angebracht und können von allen Klassen getragen werden. Charakteristisch ist aber, daß die Knaben sie sich selbst beibringen zum Zeichen, daß sie Mut haben und Schmerz nicht fürchten. Die Narben werden mit einem glühenden Stäbchen, meist dem Stiele der Kokosnuß, gebrannt.

Die Ohren werden bei Kindern im Alter von zehn bis zwölf Jahren von bestimmten Männern durchstochen, die Wundstelle wird mit warmem Öl bestrichen und in das Loch ein feines Bambusstäbchen (morr) gesteckt; jeden zweiten Tag wird die Öffnung vergrößert und später mit den Blättern der rietj-Pflanze (Cordyline terminalis) ausgefüllt. Das Loch dient zum Befestigen von Ohrschmuck aus Muschelscheiben, Blumen, Blättern, Federn u. dgl. Bei den Mädchen werden die Öffnungen größer gemacht als bei den Knaben.

Durchbohrung des Septums kommt auch vor, wenn auch nicht allgemein. Es wird bei Erwachsenen wie bei Kindern beiderlei Geschlechts von ihnen selbst oder anderen ausgeführt; ein Zierart wird aber nie in die Öffnung gesteckt. Nach dem Tode wird jedem, bei dem es nicht bereits zu Lebzeiten geschehen ist, die Nasenscheidewand durchbohrt, damit er, wie sie sagen, „das richtige Haus im Himmel findet". Erwähnt werden mag an dieser Stelle, daß sie künstliches Nasenbluten hervorrufen, indem sie sich mit dem Rande eines Pandanusblattes, an dem sie den obersten Stachel belassen, so hoch, wie sie können, in die Nase stechen; sie behaupten, nach dem Nasenbluten einen klareren Kopf zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einführung von Kamelen nach Deutsch-Südwestafrika.

Der Gedanke, in Südwestafrika Kamele als Last- und Reittiere zum Durchqueren der wasserlosen und vegetationsarmen Durststrecken der Kolonie zu verwenden, ist fast so alt wie diese Kolonie selbst. Es war jedoch bis zum Ausbruch des Aufstandes immer nur bei Versuchen geblieben; trotzdem diese Versuche im allgemeinen bewiesen hatten, daß die Tiere bei richtiger Behandlung gute Dienste leisten konnten, sich verhältnismäßig leicht akklimatisierten und — vorausgesetzt, daß ihnen Gelegenheit dazu geboten wurde — auch fortpflanzten.

Die ersten Kamele brachte der damalige Landeshauptmann v. François 1893 nach Südwest. Einige Jahre darauf wurde eine neue Herde von 20 Tieren eingeführt, mit denen auch Zuchtversuche gemacht werden sollten. Die Beschaffung der Kamele war einem deutschen Konsulat in Nordafrika übertragen worden. Aber die ersehnte Nachkommenschaft entsprach an Zahl bei weitem nicht den in sie gesetzten Hoffnungen. Als man genauer nach der Ursache forschte, stellte sich heraus, daß unter den Tieren nur eine einzige Stute war. Darauf wurden weitere Versuche leider nicht mehr gemacht. Auch eine in Keetmanshoop ansässige Firma führte übri-

gens um dieselbe Zeit eine kleine Herde von Dromedaren von Las Palmas aus ein, die seitdem mit Erfolg zum Transport zwischen Keetmanshoop und der Küste verwandt wurde. Erst der jetzige Aufstand in Südwestafrika hat zur Einführung von Kamelen in größerer Zahl geführt. Es wurden in fünf verschiedenen Transporten im ganzen 2000 Dromedare nach der Kolonie gebracht. Sie stammen von beiden Ufern des Roten Meeres. Von ihnen waren 170 Reitdromedare, der Rest Lasttiere. Mit Rücksicht auf spätere Nachzucht waren unter den Lastkamelen 300 Stuten mit angekauft worden. Der Rest bestand aus Hengsten und Wallachen, die im östlichen Afrika die Hauptarbeitstiere sind.

Mit den Kamelen wurden gleichzeitig 350 arabische Kamelreiter als Begleiter, Pfleger der Tiere usw. für Südwestafrika angeworben.

Es ließe sich an der Hand der Geschichte der Kämpfe in Südwest leicht nachweisen, welche Vorteile es gebracht haben würde, wenn die früheren Versuche, Kamele in der Kolonie heimisch zu machen, energischer und rationeller betrieben worden wären, wenn man bei Ausbruch des Aufstandes schon über ein Kamelreiterkorps verfügt hätte. Die neu eingeführten Kamele haben sich gut bewährt. Den an der Grenze des Sandfeldes und der Kalahari stehenden Feldkompagnien wurden kleinere auf Kamelen berittene Trupps angegliedert. Diese haben wiederholt treffliche Dienste geleistet, besonders wenn es galt, die weiten Durststrecken zu überwinden und den Feind von den versteckt liegenden wenigen Wasserstellen in der Wüste zu vertreiben. Aber auch noch für die Zukunft wird die Unterhaltung einer solchen Truppe von Wert sein. Erinnert sei nur an die Möglichkeit eines Ovambokrieges und die Schwierigkeiten, die in einem solchen die großen Durststrecken, die es auch dort oben gibt, im Verein mit der im Norden besonders heftig auftretenden Pferdesterbe einer auf Pferden berittenen Truppe entgegensetzen können. Daß es auf die Dauer ohne Krieg mit den Ovambo abgehen wird, kann kaum angenommen werden. Aber auch für die dauernde Aufrechterhaltung der Ruhe in dem jetzt unterworfenen Teile der Kolonie wird ein stets bereites Detachement von Kamelreitern mit einer Anzahl Lastkamelen für Munition, Wasser und Proviant von Nutzen sein. Es wird vor allen Dingen bei plötzlichem Auftauchen von Räuberbanden oder zur Unterdrückung lokaler Aufstände **schnell** zur Stelle sein können. Und welchen Wert rasches Handeln im Eingeborenenkriege hat, das haben der Zug des Hauptmanns Francke sowohl wie der Ritt des Hauptmanns v. Koppy deutlich gezeigt. Ein weiterer Vorteil einer solchen Truppe ist es, daß sie — unabhängig nicht nur von den schwerfälligen Ochsenwagenkolonnen, sondern (infolge der Genügsamkeit der Reittiere) auch von Weidefeld und Wasser unabhängiger, als eine Pferdereitertruppe — den in die Berge oder Sandwüsten entweichenden Banden bis in die entferntesten Schlupfwinkel zu folgen vermag.

In den zahlreichen Feldzügen der Franzosen, Engländer und Italiener im nördlichen und östlichen Afrika, wie der Türken in Arabien, also in Ländern, die in vielen Beziehungen ähnliche Schwierigkeiten für europäische Truppen bieten wie Südwest, finden wir überall die Verwendung von Kamelreiterkorps. Auf Dromedaren berittene Infanterie ist eine ständige Einrichtung bei den Franzosen in Algier und Tunis, bei den Engländern im Sudan und im Somalilande und bei den Italienern in Eritrea. Allerdings sind — was nicht außer Berücksichtigung gelassen werden darf — die Kamelreiter hier meist eingeborene Soldaten. Nichts aber hindert uns, in Südwestafrika, ähnlich wie in Deutsch-Ostafrika, einen Teil unserer Schutztruppe aus Nordafrika zu rekrutieren. Ein Anfang dazu ist ja mit der Einführung von über 300 nordafrikanischen bzw. arabischen Kameltreibern nach Südwestafrika gewissermaßen schon gemacht.

Auch zur Verwendung in friedlichen Verhältnissen wäre für Südwestafrika die dauernde Einbürgerung des Kamels an Stelle des Treckochsen, oder wenigstens neben ihm, wünschenswert. Herr Karl Hagenbeck, der in solchen Fragen wohl als Autorität angesehen werden kann, und der auch die Lieferung der nach Südwestafrika eingeführten 2000 Tiere ausgeführt hat, empfiehlt in einer mir liebenswürdigerweise erteilten Auskunft über die Verwendung von Kamelen, das Lastkamel für Transportzwecke nicht als Trag-, sondern als Zugtier zu verwenden. Nach seinen Erfahrungen vermag das Kamel etwa das Fünf- bis Sechsfache von dem zu ziehen, was es auf dem Rücken vorwärts schaffen kann. In Südrußland wie in Sibirien wird daher auch das dort gezüchtete zweihöckerige, eigentliche Kamel ausschließlich als Zugtier — sogar zur Landbestellung — benutzt. In Syrien, Algier und in Ägypten wird das Dromedar ebenfalls schon als Zugtier benutzt; in Südarabien, besonders in der alten englischen Besitzung Aden, sogar fast allgemein; seine Anwendung als solches dehnt sich hier immer weiter aus. Benutzt werden dabei zum Lastentransport primitiv gebaute, zweiräderige Karren, die mit einem oder mehreren Tieren bespannt werden können. In den Feldzügen der Engländer gegen den Mullah in Somaliland wurden mit solchen von Dromedaren gezogenen Wagen gute Erfahrungen gemacht.

Erwähnt sei noch, daß auch in Australien (Westaustralien), sowie in den Wüstengegenden Nordamerikas (Arizona, Neumexiko) die dort eingeführten Kamele sich bewährt haben und teilweise sogar verwildert sind. Die Frage der Eingewöhnung, die übrigens durch die früheren Versuche in Südwestafrika eigentlich schon im bejahenden Sinne gelöst war, dürfte daher auch hier kein Hindernis für die dauernde Beibehaltung dieses nützlichen Haustieres sein.

Gentz, Oberleutnant.

Bücherschau.

Dr. Otto Arendt, Die parlamentarischen Studienreisen nach West- und Ostafrika. Reisebriefe aus Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika. 174 S. Mit 2 Abb. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1906. 3 M.

Die in bester Absicht von der Kolonialgesellschaft veranstalteten, aber doch nur komisch wirkenden sogenannten Studienreisen von Reichstagsabgeordneten nach West- und Ostafrika hat der Verfasser, der an beiden teilgenommen hat, in Reisebriefen an eine Berliner Zeitung geschildert, wo sie am besten der Vergessenheit anheimgefallen wären. Es ist aber für nötig befunden worden, sie zu einem Buche vereinigt nochmals dem Publikum vorzusetzen. Wenn wir uns hier kurz mit ihnen beschäftigen, so geschieht es nur, um vor ihnen zu warnen. Waren die Bücher von Semler und Paasche wenigstens insofern einigermaßen beachtenswert, als aus ihnen eine daheim betriebene eingehende Beschäftigung mit den kolonialen Verhältnissen sprach, so läßt das vorliegende an Flachheit nichts zu wünschen übrig. Ganz besonders gilt das von Briefen über die Fahrt von 1905 nach der Küste von Kamerun und Togo. Kein Tourist, der etwas derartiges schriebe, könnte darauf rechnen, sich irgendwo „gedruckt" zu sehen; ein Reichstagsabgeordneter aber darf

sich damit als „Kenner“ anstaunen lassen und wird auch vielfach angestaunt! Darin liegt die überaus große Gefährlichkeit solcher an sich bedeutungsloser Veröffentlichungen. In Viktoria sieht der Verfasser unter den Europäern gesunde, kräftige Leute; damit ist für ihn der „Beweis“ erbracht (S. 33), daß es mit den gesundheitlichen Gefahren „von Kamerun“ — also des ganzen großen Kamerun! — nicht so schlimm steht. Ebenso sicher ist das Urteil über die Entwickelung Deutsch-Ostafrikas, der Kolonie, die größer ist als das europäische Deutschland, das gewonnen ist am Tage der Ankunft in Dar-es-Salam, nachdem die Herren vorher noch ein Weilchen in Tanga gewesen: die Entwickelung der Kolonie — so wird dem stellvertretenden Gouverneur am Abend beim festlichen Mahle versichert — sei weiter vorgeschritten, als man sich gedacht. Und nachdem der Verfasser sich ein paar Tage in Usambara umgesehen, in einigen Küstenorten feierlich empfangen worden ist, auf einer Fahrt auf dem Viktoria Njansa die Stationen Bukoba, Muansa und Schirati angelaufen hat, schließt er seine Briefe mit der Versicherung, Ostafrika sei für uns ein Indien. Hat der Verfasser denn gar keine Ahnung davon, wie lächerlich derartige Behauptungen sind? Recht bedenklich wird man auch, wenn der Verfasser seine Leser über die Geographie Afrikas unterrichtet. So erzählt er wiederholt, er sei in Guyana (!), so läßt er Stanley Uganda entdecken, den Nil in den Riponfällen entspringen.

H. Singer.

Dr. E. Stephan und **Dr. F. Graebner**, Neu-Mecklenburg (Bismarck-Archipel). Forschungsergebnisse bei den Vermessungsarbeiten von S. M. S. Möwe im Jahre 1904. Mit 10 Tafeln, 3 Notenbeilagen, zahlreichen Abbildungen und 1 Übersichtskarte. Berlin, Dietrich Reimer, 1907. 12 M.

Dr. E. Stephan, Südseekunst. Beiträge zur Kunst des Bismarck-Archipels und zur Urgeschichte der Kunst überhaupt. Mit 13 Tafeln, 2 Kartenskizzen und zahlreichen Abbildungen. Berlin, Dietrich Reimer, 1907. 6 M.

Mühsam haben die Verfasser älterer ethnographischer Handbücher wie Waitz, Peschel, Müller sich den Stoff zu ihren Werken aus einzelnen Reiseberichten zusammensuchen müssen. Der in die Welt hinausziehende Forscher war mehr Entdeckungsreisender und Geograph oder Naturforscher; ethnographische Fragen kamen nur nebenhin in Betracht. Sollte jetzt wieder ein Gelehrter es unternehmen, das Gesamtergebnis ethnographischer Forschung etwa in dem Umfange wie Waitz zusammenzufassen, so würde ihm eine ganz andere, kaum von einem einzelnen zu bewältigende Stoffülle zu Gebote stehen, die aber im Gegensatz zu jenen älteren Arbeiten verfaßt ist von Leuten, die mit der vollsten Kenntnis der nötigen Fragestellung hinauszogen in die bunte Völkerwelt. Und zu diesen gut vorbereiteten Forschern gehört auch der Marinestabsarzt Dr. Stephan, dem im ersten der hier angezeigten Werke sich Dr. Graebner vom Kölner Rautenstrauch-Museum als Mitarbeiter angeschlossen hat, während das zweite, nur auf die Kunst bezügliche Werk allein von Dr. Stephan herrührt. Man kann wohl sagen, daß er mit Liebe sich seiner Aufgabe unterzogen hat, deren Wichtigkeit er stark betont, ausklingend in dem ernsten Mahnworte, rasch und tatkräftig noch bei den hinschwindenden Naturvölkern zu sammeln und zu buchen, ehe sie und ihre Sprachen, diese unschätzbaren Urkunden für die Kulturgeschichte der Menschheit, verschwunden sind, ein Prozeß, der mit reißender Schnelligkeit sich vor unseren Augen vollzieht.

An den unnötigerweise erteilten Namen Neu-Mecklenburg müssen wir uns schon gewöhnen, nachdem 150 Jahre lang das von Dampier gegebene „Neu-Irland“ im Gebrauche war. Ein einleitendes Kapitel macht uns mit der Entdeckungsgeschichte, Geologie, Fauna und Flora bekannt, während die ethnographische Forschung sich vorzugsweise mit der südlichen Hälfte der Insel beschäftigt. Und hier tritt uns ein überwältigender Reichtum von Einzelheiten entgegen, die zumeist auch mit vortrefflichen Abbildungen versehen sind, so daß sie in der gesamten bisher vorliegenden Literatur das Vollständigste über die Eingeborenen Neu-Mecklenburgs bieten. Dabei fehlt es keineswegs an zusammenfassenden Betrachtungen, wie der Abschnitt über die verschiedenen Kulturbezirke, deren Abgrenzungen und Wechselbeziehungen zeigt. Hier erstrecken sich die Untersuchungen der Verfasser nicht bloß auf den Bismarck-Archipel, sondern greifen einerseits über nach Neuguinea, andererseits nach den Salomonen. Eine merkwürdige Mischung verschiedenartiger Elemente und Durchdringung verschiedener Kulturen wird in sorgsamen Einzeluntersuchungen nachgewiesen, wobei Siedelungsgeschichte, Sprache und Anthropologie herangezogen werden, so daß alle Hilfsdisziplinen, deren die moderne Ethnographie sich erfreut, zu ihrem Rechte kommen. Da die geistige Kultur, die religiösen und politischen Verhältnisse aber immer noch nicht genügend durchforscht sind, so muß im wesentlichen die materielle Kultur hier zugrunde gelegt werden. Es handelt sich dabei aber um so viele Einzelheiten, daß auf Aufführungen verzichtet werden muß. Aber so viel ergibt sich schon mit Sicherheit, daß eine lange und reiche kulturgeschichtliche Entwickelung bei diesen Völkern sich vollzogen hat.

Mit besonderer Liebe hat Dr. Stephan das zweite, den Manen Rembrandts gewidmete Werk über die Südseekunst geschrieben, wobei er sich nicht auf sein besonderes Forschungsgebiet beschränkt, sondern, weiter ausgreifend, die in den letzten Jahren häufiger behandelte Urgeschichte der Kunst bespricht, wobei ihm seine reiche Sammlung als Grundlage dient. Nicht nur die prähistorischen Anfänge, auch die antiken Anschauungen (Vitruv) und die neueren Forschungen von Stolpe, v. d. Steinen, Th. Koch u. a. werden dabei berücksichtigt, so daß das Werk auf breitester Grundlage sich aufbaut. Vom ethnographischen Gesichtspunkte aus werden in der Südsee eine ganze Anzahl bestimmter, gut ausgeprägter Kunststile (allein sechs in Polynesien, mehrere im Bismarck-Archipel) unterschieden, wobei das allgemein übliche Wort „Ornamentik“ zurückgewiesen und statt dessen „Bekunstung“ eingeführt wird. Erstaunlich ist wieder der reiche Stoff, der gut beobachtet und tiefsinnig erläutert beigebracht wird, aber die bildende Kunst der Insulaner mußte gerade in dieser Richtung dazu auffordern, ihr näher zu treten; denn kaum ein Gebrauchsgegenstand ist ohne künstlerischen Schmuck, sei es nun ein Hauspfosten, eine Waffe, ein Werkzeug, ein Boot, der bemalte Körper oder die mit Stickerei verzierte Regenkappe der Kinder. Hier können unsere Kunsthistoriker vom Ethnographen lernen.

P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. III. Bd., Abteilung I u. II. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1904 u. 1906.

Das große Werk, das einen hervorragenden Platz unter den die Kunstdenkmäler Deutschlands schildernden Facharbeiten einnimmt, hat vor den meisten derartigen eins voraus, was die Anzeige an dieser Stelle begründet. Es greift nämlich in vielen Fällen über den Rahmen der Kunstgeschichte, berücksichtigt auch die prähistorischen Denkmale, den bäuerlichen Hausbau und die Siedelungskunde, so daß auch auf diesen Gebieten in gründlicher Weise Belehrung geboten wird. Darauf wollen wir hier hinweisen. Die erste Abteilung des in vorzüglicher Weise reich mit Tafeln und Textabbildungen versehenen dritten Bandes behandelt die Residenzstadt Wolfenbüttel, deren Name nicht etwa auf die Welfen zurückgeht, sondern auf einen Wolfher, der nach sächsischer Art hier siedelte; es ist zugleich die südlichste Ortschaft all' der zahlreichen „Büttel“. In der zweiten Abteilung lernen wir die Ortschaften des Kreises samt dem dazu gehörigen Teile des Harzes kennen, und hier werden namentlich die für die Hausbaukunde belangreichen Dörfer mitteldeutscher Art ausführlich besprochen und abgebildet. Da der Verfasser, Museumsdirektor Paul Jonas Meier, unterstützt von seinem Mitherausgeber, Dr. Steinacker, persönlich jedes einzelne Dorf, ja man kann sagen Haus durchforschte, so hat die überall in Deutschland rege einsetzende Hausforschung hier eine dankenswerte Bereicherung erfahren, wie dieses in den beiden ersten Bänden bezüglich des niedersächsischen Hauses der Fall war. Tritt auch im dritten Bande die früher befolgte Hervorhebung einzelner prähistorischer Funde zurück, die wegen verborgener Literaturangaben immerhin dankbar war, aber kein zusammenhängendes prähistorisches Bild des Landes bieten konnte, so haben wir es hier mit einer in alle Einzelheiten eingehenden, mit Karten und Durchschnitten versehenen Schilderung der belangreichsten alten Befestigungen am Reitling im Elmgebirge zu tun, auf Grundlage der sorgfältigen Aufnahmen und Forschungen von Lühmann. Schon lange haben diese mächtigen Burgwälle zu beiden Seiten des Reitlingtales die Prähistoriker beschäftigt, aber erst jetzt beginnen wir klarer zu sehen und verschiedene Perioden zu unterscheiden. Das Ergebnis ist, kurz zusammengefaßt: „Die ganze umfangreiche Anlage in ihrer Vollendung muß als eine altsächsische angesprochen werden, aber die Funde späterer Keramik können andererseits als Beweis dafür angesehen werden, daß diese noch in karolingischer Zeit und später benutzt worden ist.“ Die Grundlagen dieser altsächsischen Befestigungen gehen aber in frühere Zeiten zurück, wenigstens bis zu der des nordthüringischen Reiches. Haben wir es hier also mit einer frühgeschichtlichen und in das Mittelalter hineinreichenden Burganlage zu tun, so erweist sich die Annahme, daß die durch Heinrich IV. schon bekannt gewordene Harzburg auf vorgeschichtliche Anlagen zurückgehe, als irrig. Schon diese

kurzen Andeutungen zeigen, wie das schöne Werk auch für den Urgeschichts- und Volksforscher eine Fülle sorgfältig verarbeiteten Stoffes birgt. Richard Andree.

Herman Hirt, Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. Zweiter Band. Mit 4 Karten und 9 Abbildungen. Straßburg, Karl J. Trübner, 1907. 9 M.

Die Paginierung läuft in diesem zweiten Teile fort von S. 409 bis 771, und von diesen 360 Seiten entfallen allein auf die Anmerkungen 220. In letzteren, die oft weit über das besondere Forschungsgebiet des Verfassers hinausgreifen, liegt ein großer Wissensschatz aufgestapelt, der zur Begründung des Haupttextes dient. Prähistorie, Archäologie, Anthropologie, Ethnographie, verschiedene naturwissenschaftliche Disziplinen werden ausführlicher oder gelegentlich herbeigezogen, und man erkennt deutlich, wie es dem Verfasser darum zu tun gewesen ist, sein schwieriges Thema nicht bloß vom sprachlichen Standpunkte aus zu erörtern. Und da liegt ein gewaltiger Fortschritt gegenüber jenen älteren Arbeiten, die, nur auf linguistischer Grundlage stehend, fein säuberlich die Indogermanen über Kaukasus und Ural nach Europa wandern und dort sich ausbreiten ließen.

Die Gesellschaft und geistige Kultur der Indogermanen sind es, die in klarer Weise in diesem zweiten Bande behandelt werden, wobei auch Streiflichter auf die übrigen Völker Europas fallen. Es ist da ein gutes Gesamtbild geliefert worden, wenn auch bei der Raschflüssigkeit der Forschung manches heute schon in anderem Lichte erscheint, als in dem Werke angegeben ist. Von den beigegebenen Karten ist nur die letzte Original; sie zeigt uns die Ausbreitung der indogermanischen Sprachen mit Pfeilen und Strichen, wie sie nach den Forschungen Hirts in Europa sich darstellen und mit ihren arischen Ausläufern über den Kaukasus nach Armenien und weiter nach Asien gelangen. Daß mit allen Neueren der Verfasser die Heimat der Indogermanen in Europa findet, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, da die gegenteilige Ansicht kaum noch Anhänger besitzt. Aber er bestimmt sie auch genauer. „Es kann kaum ein anderes Gebiet für sie in Betracht kommen als die große Tiefebene Mitteleuropas, die durch ein mächtiges Waldgebirge ziemlich scharf nach dem Süden zu abgeschlossen war. Dieser Abschluß macht sich noch in späten Zeiten geltend, und so haben wir hier in Mitteleuropa zweifellos ein Gebiet vor uns, das seiner ganzen Natur nach zur Ausbildung eines besonderen Volkstypus und einer besonderen Sprache geeignet war."

Dr. Otto Böckel, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 7 M.

Ein eigenartiges, mit viel Sachkenntnis, großer Literaturbeherrschung und Liebe zum Gegenstande geschriebenes Werk, das den Beweis liefert, daß man auch dem von vielen behandelten Volksliede noch neue Seiten abzugewinnen weiß. Auf breiter Grundlage baut der Verfasser seine „Psychologie" auf, er berücksichtigt auch die Naturvölker (im ethnographischen Sinne), doch erkennt man leicht, daß ihm der Stoff hier nur mehr zufällig unter die Hände gekommen ist. Der Schwerpunkt liegt in der Volksdichtung der europäischen Völker, und hier wendet er, was leicht zu Mißverständnissen führt, den Ausdruck „Naturvölker" sogar auf die schon mit Schrift versehenen Völker wie Letten, Esten, Basken usw. an. Eine Fülle von gut gewählten Belegen begründet die einzelnen fein unterschiedenen Abschnitte, wenn auch das Kapitel über den Ursprung des Volksgesanges aus dem Rufe als unmittelbarer Ausbruch seelischer Erregung nicht ungeteilten Beifall haben wird. Sehr ansprechend sind die Hauptstücke über den Zusammenhang der Volksart und der Sprache mit der Volksdichtung (hier z. B. Nachweise, weshalb im plattdeutschen Gebiete das Volkslied meistens hochdeutsch ist), den Anteil der Frau am Volksliede, die Wanderungen des Volksliedes, Wettgesänge, Humor und Spott, Kriegslieder usw. Viele Jahre hat der Verfasser gebraucht, um den Riesenstoff zu bewältigen, der nun, gesichtet und unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht, uns die Psychologie des Volksliedes vorführt. Zum Schlusse empfiehlt er warm dessen Pflege und Auffrischung in unserer Zeit der überhandnehmenden Tingeltangellieder.

Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Dritter Band: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff, 1906. 6,40 M.

Wie in den beiden früheren Bänden, so tritt uns hier abermals ein überwältigender Reichtum entgegen, den der Sammeleifer Wossidlos zu Ehren seiner Heimat ans Tageslicht gefördert hat. Freilich versteht er es auch meisterhaft, zu forschen, wie er uns kürzlich (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, 1906) selbst erzählt hat. Weit über 2000 auf die mecklenburgische Kinderstube bezügliche Reime, Sprüche und Gedichte teilt er uns hier mit, ganz abgesehen von den zahllosen, noch immer sehr reichlich bemessenen Varianten. Und das alles systematisch geordnet, so daß man in dieser Volksweisheit die ganze Entwickelung und Erziehung des Kindes verfolgen kann. Dazu die reiche Verarbeitung der einschlägigen Literatur, nicht bloß der norddeutschen, und die Vergleiche mit den Kinderliedern anderer Länder, die mundartlichen Erläuterungen, die Verzeichnisse von Schimpfwörtern und sorgfältige Register, die nach den verschiedensten Richtungen den gewaltigen Inhalt bequem überschauen lassen, dem an Reichtum nur noch De Cocks und Teierlincks „Kinderspiel und Kinderlust in Südniederland" gleichzustellen ist.

Greifen wir einzelnes heraus, so ist die Derbheit und Naturwüchsigkeit, die so häufig sich in den Reimen und Sprüchen zeigt, nicht allein bei den Mecklenburgern, sondern bei allen Völkern zu finden. Es ist selbstverständlich, daß derartiges nicht unterdrückt werden durfte. Durchweg trägt das Mitgeteilte deutschen Charakter, stimmt auffallend mit dem, was wir sonst aus Niedersachsen und anderen deutschen Landschaften wissen. Ich habe keinerlei slawische Anklänge gefunden, was um so auffallender ist, als wir jetzt durch Wittes Forschungen darüber genau unterrichtet sind, wie in verschiedenen Gegenden Mecklenburgs das slawische Element sich länger rein erhielt, als bisher angenommen wurde. Aber die Germanisierung erfolgte gründlich. Dagegen lassen sich in dem ganz protestantischen Lande noch einige katholische Überlebsel nachweisen. Auf den „Kolkismus" möchte ich auch Nr. 1025, „Fickefacke domine, tut die ganze Woche weh", zurückführen, wobei es sich um eine Fistula domini als Züchtigungsgerät handelt. Fast durchweg sind die Überlieferungen plattdeutsch, und wenn hochdeutsche Kindergebete: „Ahlm, lieber Vater, erbarme dich über mich kleines Kind", sich finden, so können diese erst mit der Reformation gekommen sein. Einzeln sind auch aus Oberdeutschland eingedrungene Kinderliedchen vorhanden (Nr. 495 bis 510). Erfreulich wirkt in der Heimat Fritz Reuters der Humor; hat das Kind sich an den Kopf gestoßen, so sagt man: „Ist die beste Laus nun tot?", oder, wenn der Sohn vom Vater geschlagen wurde, meint jener: „Der Vater und ich könnten wie Brüder leben, wenn er nur das Prügeln ließe." Mythologisches blickt öfter durch, wie in den Böötsprüchen (Nr. 558 ff.), in der Erwähnung des Wod, vor dem man sich fürchtet, wie auch in einer ausführlichen Auseinandersetzung über „Buko von Halberstadt" der Verfasser mythologische Andeutungen nachweist. Richard Andree.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Professor Alfred Kirchhoff ist am 8. Februar in Mockau bei Leipzig gestorben. Kirchhoff war am 23. Mai 1838 in Erfurt geboren, studierte in Jena und Bonn Naturwissenschaften und war zunächst jahrelang als Schulmann an verschiedenen Orten, zuletzt in Berlin, tätig, wo er seit 1871 auch an der Kriegsakademie erdkundliche Vorträge hielt. 1873 folgte er einem Ruf als Professor der Erdkunde an die Universität Halle, wo er bis 1904, bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand, eine segensreiche Tätigkeit im Interesse der Erdkunde entfaltete, zu deren ältesten akademischen Vertretern in Deutschland er gehörte. Kirchhoffs Verdienste liegen außer auf dem Felde der Lehrtätigkeit vornehmlich auf den Gebieten landeskundlicher Forschung, der Geographie unserer Kolonien und der Schulgeographie, zum Teil auch der Botanik, der manche seiner älteren Veröffentlichungen galten. Eine „Schulgeographie" von ihm ist in vielen Auflagen erschienen; mehrere Auflagen erlebten auch seine „Erdkunde für Schulen" und seine „Schutzgebiete des Deutschen Reiches". Nach

Peschels Tode bearbeitete er mehrfach dessen „Völkerkunde“. Kirchhoff war ferner Herausgeber und Mitarbeiter einer groß angelegten „Länderkunde von Europa“, Mitherausgeber der bisher in drei Bänden vorliegenden „Berichte über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde“ und, im Auftrage der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, Herausgeber der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“, eines Sammelwerkes, das in zahlreichen Bänden viele wertvolle Monographien gebracht hat. Dieses ihm besonders am Herzen liegende Werk redigierte er bis zu seinem Tode. Ferner gab er von 1891 bis 1904 ein „Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen“ heraus. Kirchhoffs Tod reißt im Mitarbeiterkreise vieler wissenschaftlicher Zeitschriften eine schmerzliche Lücke.

— Südpolarforschung. Auf dem Polarforscherkongreß, der im September v. J. in Brüssel stattfand, wurden bekanntlich eine belgische und eine französische Südpolarexpedition für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Gesichert erscheint jetzt zunächst eine belgische Expedition; sie wurde beschlossen in einer Sitzung, die Ende Januar d. J. in der Wohnung des Staatsministers Beernaert stattfand. Dem Programm dürften die Vorschläge Arctowskis auf dem Kongreß zu Mons (vgl. Globus, Bd. 88, S. 380) und die Beschlüsse des erwähnten Brüsseler Kongresses (Globus, Bd. 90, S. 241) zugrunde gelegt werden. Wann der Aufbruch erfolgen wird, ist aus den bisherigen Nachrichten nicht zu ersehen. — Ferner meldet „Reuters Bureau“, daß im Oktober d. J. eine englische Südpolarexpedition hinausgehen soll. Wer sie veranstaltet, ist nicht ersichtlich. Die Führung liegt in den Händen des Leutnants E. Shackleton, des dritten Offiziers der „Discovery“-Expedition, deren auf Schlittenreisen gewonnene Resultate durch die neue Expedition erweitert werden sollen. Das Ziel ist mithin das Viktorialand. Außer Hunden sollen sibirische Ponies und ein Motorschlitten mitgenommen werden.

— Sven v. Hedins Tibetreise. Über Gyangtse ist Anfang Februar eine Nachricht von Sven v. Hedin eingetroffen, die besagt, daß er am 21. Januar „in Ngangon Tso“ eingetroffen sei und Ende Februar Schigatse am Sangpo zu erreichen hoffe. Die Nachricht gibt Aufschluß über die Beschwerden der Reise und einige Erlebnisse und zählt die Entdeckungen und wissenschaftlichen Arbeiten auf, ohne jedoch nähere Mitteilungen über den eingeschlagenen Weg zu enthalten. Er habe Tibet in seinem dunkelsten Teile „diagonal“ durchquert, sagt der Forscher. Nach den bis dahin letzten Nachrichten war v. Hedin Mitte September 1906 am Jeschilkul im Nordwesten von Tibet, den vor ihm auch Zugmayer (vgl. oben S. 137) berührt hatte. Ngangon Tso oder vielleicht „der“ Ngangon Tso (Tso = See) wird in dem Seengebiet im Nordwesten von Lhassa zu suchen sein, so daß v. Hedin vielleicht das große unbekannte Stück Tibets zwischen den Routen Wellbys und Bowers durchkreuzt hat. Bei Ngangtso wurde v. Hedin am 11. Januar durch Tibetaner aufgehalten, doch ließen sie ihn zwei Tage später weiter ziehen.

— Dr. Tafels Tibetreise. Auf S. 36 des 90. Globusbandes wurde mitgeteilt, daß Dr. Albert Tafel nach einem verunglückten Versuche, über den Kukunor in Tibet einzudringen, im Januar 1906 nach Sining zurückgekehrt war und später den Versuch auf einem anderen Wege wiederholen wollte. Das hat er inzwischen getan. Die letzten Nachrichten darüber datieren aus Barun in der Landschaft Zaidam, südwestlich vom Kukunor. Er war von Sining zunächst seiner mit Filchner gemeinsamen Route von 1904 gefolgt und verließ sie am 23. April in Scharakuto. Er wandte sich von hier mit zehn chinesischen Begleitern, er selber in chinesischer Verkleidung, südwärts gegen den Hoangho, um diesem so weit wie möglich abwärts zu folgen. Er durchwanderte die wasserlose, dürre Steppe Tava oder Tata, ein Alluvialplateau, in das dort der Hoangho sich einschneidet. Der auf Filchners Kartenskizze als Zufluß des Hoangho verzeichnete Hujujung endet in einem kleinen Doppelsee namens Sinitso, der von Sandbergen umgeben ist und sein Wasser unterirdisch zum Hoangho durchsickern läßt. Den Hoangho im Osten lassend, wandte Tafel sich süd- und südwestwärts, Futterers und Prschewalskis Routen kreuzend und berührend, gegen das Amne-Matschingebirge und seinen und Filchners Reiseweg von 1904, doch wurden beide nicht erreicht. Es hinderte Tafel dort daran ein von ihm Tschürnong-tschü genannter großer westlicher Nebenfluß des Hoangho (jedenfalls Prschewalskis Tschurmen), dessen wildes Felsental sich als unüberschreitbar erwies. So wandte sich Tafel nach Nordwesten und kam auf die Route Roborowsky—Koslow und wieder an den Tschürnong-tschü. Hier wäre der Fluß zwar zu passieren gewesen, aber nun zwangen die Tibetaner den Reisenden zur Umkehr. Sie erklärten Tafel, er sei ein Fremder, und die Stämme am Amne-Matschin würden die Entheiligung des Gebirges durch ihn nicht dulden. Tafel war dort dem Gebirge bis auf 40 km nahe gekommen; er zog nun westwärts zum Tossonnor, womit er wieder die Route von 1904 gewonnen hatte, und folgte dieser $1^1/_2$ Tage nach Nordosten. Dann ging er durch das Tsagantal (Rockhills Weg) nach Schangörti und Barun in Tsaidam (Mitte Juli), um sich bei den dortigen Mongolen für den Marsch nach Süden zum Hoangho und Jangtsekiang (Dunglagebirge) auszurüsten.

— Die wirtschaftlichen Verhältnisse Tripolitaniens erscheinen nach den in der „Öster. Monatsschrift für den Orient“ (Januar 1907) abgedruckten Mitteilungen aus dem Jahresberichte des österreichisch-ungarischen Konsulats in Tripolis für 1905 recht trübe. Die einheimische Landwirtschaft und Industrie stehen noch auf ganz primitiver Stufe. Die Gesamthandelsbewegung des Vilajets war zwar um 1866000 Fr. gegen 1904 auf 20525000 Fr. gestiegen — und zwar betrug die Einfuhr 11090000 (+ 2095000) Fr., die Ausfuhr 9435000 (— 229000) Fr. — aber diese erhöhte Bewegung ist nicht als eine Besserung, sondern eher als eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage zu betrachten; denn über die Hälfte des Einfuhrüberschusses wurde nur durch Mehl, Olivenöl und andere Nahrungsmittel herbeigeführt, weil die tripolitanische Cerealien- und Olivenernte für den heimischen Verbrauch nicht ausreichend gewesen war. Der Export von Olivenöl hat nicht nur gänzlich aufgehört, sondern es mußte 1905 für 222000 Fr. gegen 84000 Fr. im Vorjahre eingeführt werden. Es ist das eine Folge davon, daß die Landleute, um Brennholz zu gewinnen oder die für jeden Fruchtbaum zu entrichtende Steuer zu ersparen, die wenigen Gartenbestände allmählich niederhauen, ohne irgend welche Neuanpflanzungen anzulegen.

Nach und nach stirbt der Karawanenhandel mit dem Sudan ab; er wies gegen 1904 wiederum eine Abnahme auf. Der Rückgang — so heißt es in dem Berichte — ist ein ständig andauernder. Während sich die Werte vor 12 Jahren noch auf 6 Millionen Frank bezifferten, sind sie bis zum Jahre 1905 stufenweise auf weniger als $1^1/_4$ Millionen Frank herabgesunken. Diesen Niedergang schreibt der Bericht hauptsächlich drei Umständen zu: den neueren und günstigeren Wasserstraßen über Nigeria, der in steter Zunahme begriffenen Unehrlichkeit der tripolitanischen Karawanenführer und der Unsicherheit auf dem langen Wüstenwege nach Bornu. Hierzu kommt aber wohl auch das immer mehr von Erfolg gekrönte Bemühen Frankreichs, die westlichen Wüstenhandelswege nach Algerien abzulenken. Demnach hat Tripolis seit 10 bis 12 Jahren an seiner Bedeutung als Transithandelsplatz und als Ausrüstungsort der abgehenden und Zielpunkt der ankommenden Karawanen immer mehr eingebüßt, und es ist keine Aussicht dafür vorhanden, daß das wieder anders wird. Auf dem Niedergange des Tauschhandels mit Innerafrika beruht unter anderem der traurige Rückgang der Ausfuhr von Straußenfedern. Sie hatte 1890 noch einen Wert von 8340000 Fr., 1904 wurden noch für 580000 Fr. Federn, 1905 nur noch für 306000 Fr. ausgeführt!

— Prähistorisches von Capri. Die Tausende, die alljährlich das schöne Eiland im Golfe von Neapel besuchen, wissen wohl, daß seine Geschichte zurückgeht bis auf die erste Siedelung der Griechen an der kampanischen Küste, aber weiter zurück verfolgte man die Vergangenheit von Capri nicht. Erst in der allerletzten Zeit ist es gelungen, nachzuweisen, daß auch auf Capri der prähistorische Mensch gehaust hat. Schon 1901 fand Bellini bei einem Wegebau in der Nähe der bekannten Certosa behauene Feuersteine, 1905 entdeckte dann Dr. Cerio beim Grundgraben zu einem Anbau des Hotels Quisisana in 6 bis 8 m Tiefe neben zahlreichen Tierknochen Steinartefakte. Letztere sind Quarzite, und ihre Form gleicht den bekannten von St. Acheul in Frankreich. Was die Tierreste betrifft, so sind mit Sicherheit bestimmt worden Elephas antiquus, Hippopotamus, Rhinoceros tichorhinus, Ursus spelaeus, Sus scrofa usw. (Pigorini, Materiali paletnologici dell'Isola di Capri, 1906. Sonderabdruck aus Bd. 32 des Boll. di paletnologia italiana.)

— Gegen das ehemalige Vorhandensein einer Kupferzeit wendet sich der Professor der Metallurgie W. Gowland (Journal of the Anthropological Institute 1906, p. 11). Nach der gründlichen Arbeit von Matthäus Much über die Kupferzeit, die 1893 schon in zweiter Auflage erschienen, wurde ziemlich allgemein das Vorhandensein einer besonderen Kupferzeit zwischen jüngster Steinzeit und ältester Bronzezeit angenommen. Nach einem kurzen Überblick über die älteste Metallgewinnung, der die Benutzung der gediegen

vorkommenden Metalle (Gold, Kupfer) voranging, geht der Verfasser zur Schilderung seiner metallurgischen Versuche über und zeigt hierbei klar, daß die Erfindung der Bronze einfach dem Ausschmelzen solcher Erze zu verdanken ist, die nebeneinander Zinn und Bronze enthielten. War auch das Kupfer vor der Bronze teilweise kurze Zeit im Gebrauch, so waren doch die aus ihm hergestellten Geräte (meist Meißel, Celte) nur wenig brauchbar, während neben ihnen die Steinwaffen für Krieg und Gebrauch hauptsächlich beibehalten waren. Dabei weist Gowland auf eine von den Prähistorikern übersehene, den Metallurgen aber wohl bekannte Tatsache hin, nämlich: Kupfer kann nur in offenen Formen glatt gegossen werden, in geschlossenen aber wird es von löcheriger Oberfläche. Daher machte man auch nur die flachen, sehr einfachen Celte und Äxte aus Kupfer, feinere, verzierte Geräte daraus kommen nicht vor. Das Vorhandensein einer allgemein vor der Bronze herrschenden Kupferzeit leugnet er entschieden.

— Das englisch-französisch-italienische Abkommen über Abessinien, das im Sommer v. J. geschlossen wurde (vgl. Globus, Bd. 90, S. 172), ist am 13. Dezember v. J. in London unterzeichnet und der Wortlaut veröffentlicht worden. Als allgemeines Ziel des Abkommens wird die Aufrechterhaltung der Integrität Abessiniens „so weit als möglich" und die Gleichberechtigung des Handels und der Staatsangehörigen der drei Vertragschließenden bezeichnet. Außerdem wird durch das Abkommen den speziellen Interessen der drei Mächte Rechnung getragen. So hat England sich die Anerkennung seiner Wünsche wegen einer Regulierung der abessinischen Nilzuflüsse gesichert. Bezüglich der Bahnbauten hat jede der drei Mächte in Abessinien ihre besondere Interessensphäre. Die Dschibuti-Eisenbahn soll durch die jetzige oder eine andere französische Gesellschaft von Diredaua nach Adis Abeba mit einer eventuellen Zweiglinie nach Harar geführt werden, doch sollen der Verwaltung dieser französischen Gesellschaft ein englischer und ein italienischer Vertreter angehören. Braucht Abessinien für einen Weiterbau dieser Bahn nach Westen fremde Hilfe, so soll sie nur von England gewährt werden dürfen; auch darf England eine Bahn von Britisch-Somaliland zur Sudangrenze bauen. Bahnbauten endlich, die den Zweck haben, Eritrea mit der Benadirküste zu verbinden, sind Italien vorbehalten, falls Abessinien dazu auswärtiger Unterstützung bedarf. Daß dieser wirtschaftlichen Aufteilung Abessiniens unter seine drei Nachbarn die politische in absehbarer Zeit folgen wird, wurde im Globus (a. a. O.) bereits ausgeführt.

— Ein Erdbeben hat am 18. Januar Jamaika heimgesucht und insbesondere die Hauptstadt Kingstown stark in Mitleidenschaft gezogen. Der englische Seismologe Charles Davison bespricht es in der „Nature" vom 24. Januar mit vergleichenden Hinweisen auf das Beben von 1692, das die ganze Insel betraf und Port Royal zerstörte. Das jetzige Erdbeben hat seine Zerstörungen auf einen kleineren Kreis beschränkt, so daß die Verluste über einen Radius von 15 bis 20 km um Kingstown hinaus nicht beträchtlich zu sein scheinen; so sind Port Antonio, 45 km nordöstlich, und Holland Bay, 60 km östlich von Kingstown, fast unbehelligt geblieben. Der Stoß war plötzlich und nach den Beobachtungen in der Hauptsache vertikal. An vielen Stellen bei Kingstown war der Erdboden geborsten, die Wasserleitung beschädigt. Aus diesen Umständen zieht Davison den Schluß, daß der Herd des Bebens in unmittelbarer Nähe von Kingstown, vielleicht gerade darunter, und in geringer Tiefe lag, und aus den seismographischen Beobachtungen der Observatorien von Washington, Shide und Edinburg, daß es geringeren Grades war als das von San Francisco und Valparaiso. Auch sei es möglich, daß der Herd der Beben von 1692 und 1907 derselbe sei.

Westindien, sagt Davison, zeichnet sich durch steile Oberflächengradienten aus, die Gebiete von großer Unbeständigkeit kennzeichnen. Jamaika liegt zusammen mit Portoriko und dem Süden von Haiti auf einem Erdkrustenrücken, der sich westwärts in die Gebirge von Honduras verlängert und von einem korrespondierenden Rücken mit Kuba durch die unterseeische Depression der Bartlett-Tiefe getrennt ist. Gegen Osten vereinigen sich der Jamaika- und der Kubabogen zu einem Hauptrücken, der sich dann herumbiegt, um in den durch die vulkanischen Inseln der Kleinen Antillen bezeichneten Bogen überzugreifen. Diese Inseln bezeichnen die Nord- und Ostgrenze der großen Tiefen des Karaibischen Meeres. Im Süden desselben liegen die Gebirgsketten Venezuelas usw., die, wie wir aus den Erdbeben von Cumana 1799 und 1853 und von Caracas 1812 wissen, noch im Zustande kräftigen Wachsens sich befinden. Im Westen und mit den westindischen Reihen verbunden, finden sich die zentralamerikanischen Ketten, die ebenfalls mit Vulkanen besetzt sind und teilweise häufig von heftigen Erdbeben betroffen werden. In diesem westindischen Gebiete ist es, wie auch anderwärts, nicht unwahrscheinlich, daß die Gebirgsbögen die Neigung haben, auf ihrer äußeren und konvexen Seite herauszupressen und sich gegen das Innere zu senken. Die Bewegungen auf der Linie der Kleinen Antillen verraten ein Westwärtsgleiten in die Karaibischen Tiefen. Auf Jamaika, das sich der Nordgrenze des Karaibischen Meeres entlang lagert, mag die Bewegung komplizierter sein, da die Nordseite des Jamaikarückens die Tendenz hat, sich nordwärts und gegen die Bartlett-Tiefe zu bewegen, während im Süden ein beständiges Herabsinken und Herabgleiten zum Karaibischen Meere stattfindet. Von solchen intermittierenden Verwerfungen scheinen die Beben von 1692 und 1907 die jüngsten Äußerungen zu sein.

— Die Technik des Federschmuckes der Südamerikaner ist bisher noch nicht näher untersucht worden, und doch verdient sie dieses schon wegen der erfinderischen Art, mit welcher die Federn befestigt und zusammengestellt werden. In den neu erscheinenden Anthropological Papers of the American Museum of Natural History (Bd. 1, Teil 1, New York 1907) behandelt Ch. Mead jetzt eingehend diesen Gegenstand, wobei er namentlich die im regenlosen Gebiete Perus in alten Gräbern wunderbar farbenfrisch erhaltenen Federmäntel usw. seinen Untersuchungen zugrunde legt, aber auch vergleichsweise die Federarbeiten südamerikanischer Naturvölker, wie der Schamakoko und Guato in Paraguay, der Karaja in Brasilien u. a., herbeizieht. Die Art der Befestigung der Federn an verlängerten, sinnreich angeknüpften Kielen, das Zusammenreihen zu schönen, farbenprächtigen Mustern wird eingehend beschrieben; wir können aber ohne Beigabe von Abbildungen auf diese technisch interessanten Dinge nicht näher eingehen. Von Belang ist, was der Verfasser über die Verschiedenartigkeit der peruanischen Art der Technik und jener der heutigen Indianer feststellt, obwohl Verwandtschaft zwischen beiden Methoden herrscht.

— Menschliche Reste im Löß von Nebraska. In „Science" vom 18. Januar 1907 bespricht Erwin Hinckley Barbour, Professor der Geologie an der Nebraska-Universität, einen interessanten Fund in dem Löß bei Omaha in Nebraska. Es liegt dort am Missouri, etwa 15 km nördlich von Omaha, in Douglas County, eine Long's Hill genannte Erhebung von 15 m relativer Höhe. Auf dem Gipfel des Hügels liegt ein Mound, in dem Barbour bis Anfang Dezember 1906 Nachgrabungen vorgenommen hat. Der Hügel verdankt der Erosion seine Entstehung und Form. In der obersten Schicht fanden sich Moundbuilder-Reste, mehrere Schädel und Knochen. Daß es sich hier um einen Begräbnisplatz handelt, ergab sich aus der Durchmischung schwarzer und heller Erde, wie sie beim Durchgraben hervorgerufen wird. Diese Schicht war nur etwa $^3/_4$ m dick. Darunter lag Löß, der durch Menschenhand offenbar nie eine Störung erfahren hatte, und hier fand Barbour zahllose menschliche Knochenfragmente, Lößmuscheln und Kiesel in Tiefen von 2 bis $3^1/_4$ m über alle Teile des Hügels, in denen nachgegraben wurde. Zu diesen Resten gehören unter anderem ein niedriges Stirnbein, Kiefer, ein Stück von einem Schädelboden, Fragmente von Rippen, Schenkelknochen, Schulterblättern, Kreuzbeinen, ein Schlüsselbein, Fersenbein, vollständige Rückenwirbel und Zehenknochen. Ein interessantes Fundstück war ein gänzlich zergliederter Schädel, dessen Teile über einen Raum von etwa 2 qm zerstreut waren. Diese wurden sorgsam mit der umgebenden Erde ausgestochen. Barbour legt natürlich Wert darauf, nachzuweisen, daß alle diese Stücke durch Ablagerung hierhergekommen sind und daß man nicht an einen Grabfund zu denken hat. Träfe letzteres zu, so meint er, müßte die Lößerde durcheinandergemischt und in ihrer charakteristischen Struktur gestört sein, was nicht der Fall sei. Auch die zum Teil beträchtliche Tiefe spreche gegen ein Grab, ebenso die weite Verstreuung der Fragmente. Sie lägen aber in völlig ungestörtem Löß und seien gleichalterig mit dessen Bildung. Für diesen primitiven Menschen schlägt Barbour den Namen „Nebraska-Löß-Mensch" vor. Die Frage nach dem Alter jenes Löß erklärt er für nebensächlich (er hält ihn für alt); es genüge der Nachweis des Zusammenhanges der Reste mit irgend einer Periode der Glazialzeit; ob mit der eigentlichen Glazialzeit oder mit einer Interglazialen Epoche, sei unbestimmt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 10. BRAUNSCHWEIG. 14. März 1907.

Die Rechtssitten der Jap-Eingeborenen.

Von Arno Senfft. Jap.

(Fortsetzung.)

Prostitution. Prostitution als Beruf besteht nicht, wohl aber gibt es Mädchen, die sich bestimmten Männern für eine gewisse Zeit hingeben. Es besteht die Sitte, daß sich eine Anzahl Männer zu einem Klub vereinigt, der sich mit großen Geld- und Zeitopfern ein meist am Wasser gelegenes, schönes geräumiges Haus (falu) baut, in dem die Mitglieder sich gegen Abend zu treffen und auch die Nächte zu verbringen pflegen. Für diese Häuser suchen sie ein oder mehrere Mädchen zu gewinnen, deren Benutzung dann den Mitgliedern derart freisteht, daß jedem ein bestimmter Tag gebührt. Auch hierbei sucht jeder Ort nur Mädchen aus gleichklassigen Plätzen zu erhalten. Die Mädchen werden entweder gewaltsam entführt und in die falus geschleppt, wo sie sorgfältig bewacht werden, oder es hat eine Einigung zwischen ihnen bzw. ihren Eltern und dem Klub stattgefunden, sie werden ein oder mehrere Jahre festgehalten und sehr reichlich belohnt. Auch wenn die Entführung gewaltsam war, findet zwischen den beteiligten Parteien meist eine nachträgliche, gütliche Einigung statt. Die Eltern des Mädchens erhalten gleich zu Anfang und dann während der ganzen Zeit des Aufenthaltes größere Geschenke. Aus verschiedenen Fällen, die vor mich gebracht wurden, konnte ersehen werden, daß der Raub abgekartete Sache zwischen dem Mädchen und ihren Entführern war, und das ist ganz erklärlich: das Mädchen will den Vorwürfen entgehen, die ihm anhaften, wenn es sich prostituiert. Es läßt sich deshalb rauben und gelangt so ohne Makel zu seinem Zweck. Wird ein solches Mädchen (mongol) Mutter, so wird sie von dem geheiratet, den sie als Vater in Anspruch nimmt. Wenn schon die Frauen des Dorfes nie ein falu betreten, in dem sich Freudenmädchen befinden, so ist deren Gewerbe doch nicht im entferntesten so verachtet wie in Europa; sie werden zu öffentlichen Vergnügungen mitgenommen, schmuck gekleidet, gut verpflegt, brauchen nicht zu arbeiten und finden auch sofort Männer, nachdem sie ihr Leben im Klub aufgegeben haben.

Freie und Hörige. Eine Sklaverei im römisch rechtlichen Sinne besteht nicht, wohl aber eine gewisse Hörigkeit der „Milingei“ genannten Rasse oder Klasse. Sie wohnen in Gemeinden für sich und verwalten sich politisch selbständig, sie haben also ihre eigenen Häupter und Rathäuser, besitzen persönliches und Gemeindeeigentum. Sie heiraten nur unter sich; ein Milingei wird nie ein Pi-Uap-Mädchen zur Frau erhalten; wenn auch ein Pi-Uap-Mann sich eine Milingeifrau nehmen darf, so kommt das doch nur ganz selten vor. Gesellschaftlich verkehren beide Klassen nicht miteinander. Die Milingei können auch auf der Reise nie die Klubhäuser der Pi-Uap als Aufenthaltsraum benutzen, sondern nur die der Milingeidörfer; eine Ausnahme hiervon macht der Platz des höchsten Häuptlings, das Dorf Täb, in dessen Klubhaus sich die Milingei tagsüber und in der Nachtzeit, wenn keine Frau darin anwesend ist, aufhalten dürfen. Sie genießen einzelne Speisen, welche von der anderen Klasse nicht angerührt werden, z. B. die Wurzel einer Mangrove (rock), eine Knollenfrucht (ijoi [2]), die Nuß des Calophyllumbaumes (biodsch), den Meeraal (loth), Trepang (lugul) und den Hai.

Das Recht, von den Milingei tributäre Arbeit zu verlangen, ruht auf Grundstücken, ohne Rücksicht darauf, ob sie in dem Herrschaftsbereich des den Milingei übergeordneten Oberhäuptlings liegen oder nicht. Ist ein Milingeidorf mehreren Herren tributpflichtig, so hat es bei großen Arbeiten dem zu folgen, der zuerst gerufen hat. Bei kleineren Arbeiten teilen sich die Bewohner und arbeiten bei ihren Herren zu gleicher Zeit. Die Leistungen sind nicht besonders drückend, sie werden neben freier Verpflegung mäßig honoriert. Im Kriege haben sie ihrem Oberhäuptling Folge zu leisten. Der Oberhäuptling, für den sie wirtschaftlich zu arbeiten haben, braucht nicht derselbe zu sein, dem sie Heeresfolge leisten müssen. Ist ein Milingeiplatz im Kriege erworben, so gehört er dem Sieger persönlich, unabhängig von dessen Grundbesitz; das Recht der Dienstforderung geht von dem Sieger auf dessen Bruder über und nicht auf den Sohn, der sonst die Erbschaft überkommt.

Einen Haarkamm und eine Sitzunterlage, das Abzeichen der Pi-Uap, dürfen die Milingei nicht tragen, ebensowenig die Tätowierung jener, ferner keine kostbaren Schmucksachen, wie gau, thaue [3]), größere jatau [4]); sie dürfen auch kein Steingeld (fä) über vier Spannen groß besitzen, der Tanz tä ngi Palau ist ihnen verboten. Die Frauen der beiden Klassen tragen kein künstliches Unterscheidungsmerkmal. Die Milingeimänner haben auf dem Wege auf die Seite zu treten, wenn sie Pi-Uap-Frauen treffen, und die Milingeifrauen haben vor Japmännern niederzuknien.

Der Herr kann das Verfügungsrecht über sie angeblich verkaufen, aber nur an Dörfer ersten bis vierten Ranges;

[2]) Dioscoria.

[3]) Schloßteil aus Chama pacifica Prot.

[4]) Conus millepunctatus.

dieses Recht würde aber in einem Widerspruch damit stehen, daß es an ein bestimmtes Grundstück gebunden ist, jedenfalls hat sich das Recht in diesem Falle gelockert, weil es keine Instanz gibt, die einem Abweichen entgegentreten könnte. Ohne Strafgrund kann der Herr den Milingei Eigentum nicht abnehmen, er kann sie bestrafen, aber nur in Fällen schwerster Verfehlungen töten. Wenngleich er sich in ihre inneren Verhältnisse nicht hineinmischt, so kann er ihre Häuptlinge doch absetzen.

Er haftet Dritten gegenüber für sie, kann sich aber nicht durch ihre Überlassung von seiner Haftpflicht befreien, es gibt auch kein Bondorecht.

In früheren Zeiten bestand für Individuen wie für ganze Dörfer die Möglichkeit, von Milingei zu Pi-Uap erhoben zu werden. Das geschah, wenn sie sich im Kriege für ihre Oberherren rühmlich ausgezeichnet hatten, so z. B. die Dörfer Rumu und Inuf; aber seit Errichtung der deutschen Herrschaft haben die Fehden und damit die Möglichkeit für eine Rangerhöhung ganz aufgehört.

Im übrigen gelten mit Ausnahme einiger Strafbestimmungen für die Milingei dieselben gesetzlichen Bestimmungen wie für die Pi-Uap.

Das Verhältnis zwischen dem Herrn und Milingei ist kein hartes, sein Los hat sich mehr und mehr gebessert; während er früher, als Jap noch stark bevölkert war, von der Küste ganz abgeschlossen und in das weniger fruchtbare Innere verbannt wurde, befinden sich jetzt fast alle Milingeidörfer am Meere, und der Milingei kann wohlhabender sein als der Pi-Uap.

Blutsbrüderschaft. Blutsbrüderschaft ist unbekannt, wohl aber bestehen zwischen einzelnen Personen oder Dörfern enge freundschaftliche Beziehungen, wie zwischen den Orten Lamär und Keng, Gillefis und Kanif, die entweder aus den Kriegszeiten noch herrühren oder aus wirtschaftlichen Gründen angeknüpft wurden, beispielsweise zur gemeinsamen Benutzung von Pandanus- und Mangrovewäldern.

Glaube an ein Jenseits. Der Glaube an ein Fortleben im Jenseits ist allgemein verbreitet. Er gründet sich auf folgende Sage:

Ein Mann aus dem Dorfe Goror namens Gilluwei hatte seine verstorbene Schwester, entgegen jeder Japsitte, mit einem Männerarmband (jatau) geschmückt und in das Meer versenkt. Bei der Rückkehr seines Vaters von einem Kriegszuge der Landschaften Tomil und Gatschbar machte ihm dieser dafür die schwersten Vorwürfe. Gilluwei konnte sie nicht ertragen und fuhr, mit Nahrung ausgerüstet, auf seinem Kanu weit fort nach Westen; dort fand er einen großen Felsen, von Seevögeln bewohnt, die morgens fortflogen und abends wiederkamen, um zu nächtigen. Er tat einige Kokosnüsse in sein Fischnetz und schwang sich mit ihm auf einen besonders großen Vogel, der mit ihm in unendliche Höhe flog bis über ein im Äther gelegenes Land. Gilluwei ließ das Fleisch einer Nuß fallen in der Erwartung, daß sich dann der Vogel herunterlassen würde, um es zu fressen. Das geschah auch, Gilluwei stieg ab und verbarg sich im Walde, wo er eine Frau Gelbwurz waschen sah. Sie nahm ihn durch den Geruch wahr, fand ihn und brachte ihn in ihr geräumiges Haus, in dem sich ihre sieben Kinder befanden. Während des Tages waren diese alle abwesend, sie kamen nur mittags und abends auf ein von ihrer Mutter mit dem Fuß gegebenes Glockenzeichen zum Essen, das in einem großen Topf gekocht wurde; das Feuer entfachte die Frau mit einer Handbewegung und dämpfte es ebenso. Gilluwei genoß von dem ihm unbekannten Essen und von dem Getränk, das ihm aus demselben Gefäß gereicht wurde. Von den Kindern schliefen einige im Hause, ebenso die Mutter und Gilluwei; bei einer Berührung im Schlafe bemerkte er, daß sie viel größer geworden und hart wie Stein war.

Nach längerem Verweilen und Kenntnis der fremden Sprache erfuhr die Frau auf ihre Frage, weshalb er gekommen sei, seine Leidensgeschichte. Sie behauptete, ihm seine Schwester zeigen zu können, wenn er es wünschte, diese ginge jeden Nachmittag spazieren und sie könnte ihn dorthin führen. Zur Wiedererlangung des Jatau müßte er einen Spruch lernen und sich mit seiner Schwester die Hand mit ausgestreckten Armen reichen. Auf seine Bitte führte sie ihn zu seiner Schwester Sefallemar. Er hörte wohl Geräusch gehender Menschen, konnte aber niemand sehen und sagte dies der fremden Frau, die eine Büchse öffnete, aus der Rauch aufstieg und seine Augen beizte. Nach Aufhören des Reizes bemerkte er seine Schwester, er gab ihr die Hand und sagte seinen Spruch; das Armband kam dann auf sein Handgelenk. Bei der Trennung von seiner Schwester löste sich der Schmuck aber wieder und verschwand in der Richtung nach ihr. Auf seine Klage bei der fremden Frau lehrte sie ihn einen neuen Spruch, machte ihn wieder sehend, und nun kam das Armband nach der alten Zeremonie zu ihm und blieb auch bei ihm. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er eine Anzahl Verstorbener aus seinem Dorfe.

Sein Leben änderte sich aber nicht, er blieb in dem unbekannten Lande, bis er weiße Haare bekam; da fragte er die fremde Frau, ob sie ihn nicht wieder nach seinem Dorf bringen könnte, die Sehnsucht danach mache ihn krank. Sie bejahte die Frage und hieß ihn, sich neben einer Tür im Fußboden des Hauses niederlegen. Sie öffnete sie, legte einen Stein auf die Schwelle, um das Zuschlagen zu verhindern, und ließ ihn schlafen. Als er eingeschlafen war, band sie ihm zwei große Hähne und zwei Hennen an die Arme und rollte ihn in die Tür. Bei seinem Erwachen war es Nacht, er konnte aber doch erkennen, daß er sich in seinem Dorfe befand. Mit Tagesanbruch strömten die Dörfler zusammen, denen er seine Erlebnisse erzählte. Die Hühner waren die ersten in Jap, man hatte sie in eine Hülle gesteckt, weil man ihr Fortfliegen fürchtete. Seine Rückkunft hatte sich weit und schnell verbreitet, und von überall eilten die Japer herbei; als er ihnen die Hühner zeigen wollte, flogen sie fort in den Wald und vermehrten sich da.

Während seines Aufenthaltes in dem fremden Lande hatte er auch einen ihm bisher unbekannten Tanz gelernt, in dem er nun seine Landsleute unterwies. Als sie ihn aber nach längerer Übung bei einem Fest aufführten, wurden sie von einem Orkan überrascht, der ihre Pflanzungen zerstörte. Daraus schlossen sie, daß der Tanz nur für jenes Land bestimmt sei. Da Gilluwei zudem dort seine verstorbenen Landsleute wiedergesehen hatte, die für sein Auge ohne fremde Hilfe nicht wahrnehmbar waren, glaubten die Japer nun nach ihrem Tode an ein Fortleben und nannten das fremde Land „tarrami".

Tod. Die Beseitigung der Leichen erfolgt durch Beerdigung auf besonderen, vielfach in Milingeigemeinden gelegenen Plätzen, jedenfalls nicht in unmittelbarer Nähe der Wohnhäuser. Der Tote wird in sitzender Stellung in Matten gewickelt, das Grab befindet sich nur wenige Fuß unter der Erde und wird durch einen mit Steinen eingefaßten terrassierten Hügel kenntlich gemacht. Die Bestattung erfolgt meist am ersten oder zweiten Tage nach dem Hinscheiden, nur in Ausnahmefällen läßt man die Leiche längere Zeit liegen und sucht durch Versenken in Salzwasser oder durch ständiges Fächeln die Verwesung zu verlangsamen. Man nimmt an, daß die Leichen die Umgebung verunreinigen, und genießt keine Früchte aus der Nachbarschaft des Grabes. Einige Milingeidörfer

sollen in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen. Die Sitte der Klageweiber, die nach dem Tode, aber auch noch an Erinnerungstagen, oft viele Jahre nach dem Tode, in Tätigkeit treten, ist bekannt.

Die Pietät gegen die Toten ist groß, selbst wenn die Erinnernng dessen, den das Grab birgt, verloren gegangen ist, wird es nicht berührt.

II. Vermögensrecht.

Allgemeines. Organe der Rechtsprechung und des Vollzuges gibt es weder für das Vermögens- noch für das Strafrecht. Selbst die Oberhäuptlinge üben generell keine Rechtspflege, sondern treten nur in gewissen Fällen, insbesondere wenn es sich um Streit zwischen Pi-Uap und Milingei handelt, als Richter auf. Es ist ganz charakteristisch für den Japer, daß er sich in allen Rechtsstreitigkeiten selbst zu helfen hat, nötigenfalls mit Unterstützung seiner Familie; indessen vollzieht sich die Selbsthilfe nicht willkürlich und uneingeschränkt, denn das einzige Mittel, das ihm zur Erzwingung von Handlungen oder Unterlassungen zur Verfügung steht, ist die Pfändung (bungut), deren Nichtachtung als ein so schweres Vergehen erscheint, daß sie zum Kampf oder Totschlag führen kann.

Geheimbünde zum Zweck der Rechtshilfe gibt es nicht.

Zahlungsmittel. Als Geldsurrogate sind in erster Linie zu nennen: Geldsteine nach Art unserer Mühlsteine im Durchmesser von etwa 20 cm bis über 2 m (fä), Perlmutterschalen (jar), die an den Breitseiten spatenförmig abgeschliffen und am Schloßteil durchbohrt werden, kleine an einer Schnur aufgereihte Perlmutterschalen (jar in bodschu), daneben noch Farbstoff (reng) aus der Wurzel der Curcuma und seltener feinste Bananenfasser (mbul). Streng genommen kann keinem dieser Tauschmittel die Natur vertretbarer Sachen beigelegt werden, denn sie werden nicht fabrikmäßig oder mechanisch hergestellt und sind deshalb alle unter sich mehr oder weniger unterschiedlich. Abgesehen von der Größe ist der Wert auch durch das Aussehen bedingt; das gilt ganz uneingeschränkt von den Geldsteinen. Als Tauschmittel ist endlich noch das „gau“ zu nennen, der schöne rote Schloßteil der Muschel Chama pacifica. Sowohl fä wie jar und gau wird von außerhalb nach Jap eingeführt.

Grundeigentum. Der Grund und Boden als Vorbedingung der wirtschaftlichen Existenz des Japers in seinem früheren und jetzigen Zustande wird ererbt, gekauft oder durch Geschenk erworben. Jeder Eigentümer kann darüber frei verfügen, sofern die Lebensführung seiner Familie dadurch nicht stark beeinträchtigt oder sogar ausgeschlossen wird. In älteren Zeiten scheinen Landverkäufe größeren Beschränkungen unterworfen gewesen zu sein, jedenfalls durch die weit zahlreichere Bevölkerung veranlaßt; denn selbst heutigentags, wo die meisten Japer viel mehr Landbesitz haben, als sie brauchen, ist bei ihnen große Zurückhaltung im Verkauf zu beobachten. Der Japer überläßt wohl ohne große Entschädigung Teile seines Grundeigentums anderen zur Nutzung oder Bearbeitung, aber er überträgt ungern das Eigentum. Zu dem Grundbesitz werden auch die im Meere wachsenden Mangrovenwälder gerechnet. Grundeigner sind immer die Männer, den weiblichen Familienmitgliedern steht nur der Nießbrauch zu, und zwar der persönliche, sie können das Nießbrauchrecht also nicht weiter übertragen.

Familienbesitz. Als Familieneigentum kann man den Teil des Grundbesitzes bezeichnen, der nicht in ständiger Benutzung der einzelnen Mitglieder steht. Während beispielsweise die Häuser mit ihren Höfen im Einzeleigentum der Brüder stehen, steht die Benutzung der Felder und des Waldes sämtlichen Geschwistern zu, im Fall einer Verfügung hierüber würde es der Zustimmung der Familie bedürfen.

Gemeindebesitz. Im Gemeindeeigentum stehen die Gemeindehäuser (bäwei) und der Versammlungs-, sowie die Tanzplätze; ferner das Riff. Letzteres steht unter der Obhut eines besonderen Gemeindeangehörigen. Das Gemeindeeigentum kann von allen Angehörigen unentgeltlich benutzt und das Fischen auf dem Riff auch Fremden gestattet werden. Beim Verkauf von Gemeindeeigentum wird der Erlös unter die Mitglieder verteilt. Die Frage, ob auch Felder im Gemeindeeigentum stehen, ist strittig.

Herrenloses Land. Sogenanntes herrenloses Land gibt es nicht, jeder Familie sind die Grenzen ihres Landbesitzes genau bekannt, ohne daß künstliche Grenzzeichen errichtet sind.

Schutzmittel des Eigentums. Es finden sich zwar Muscheln, Fischknochen u. dgl. als Amulette an Häusern und Körben, sie sollen aber nicht Schutz des Eigentums als eines Rechts bezwecken, als vielmehr das Eigentum vor Unglück bewahren. Tote, die als Hausgeister das Haus schützen sollen, werden darin nicht begraben. Die Gegenstände, deren Benutzung man Dritten untersagt, werden mit einem Kokosblatt umbunden, z. B. die Palmen, von denen sich sonst ein Wanderer als Wegzehrung Nüsse herunterholen kann. Bei uns findet man ähnliche Vorkehrungen mit gleichem Zweck, wie die Befestigung von Strohwischen an Obstbäumen.

Gemeinschaftlicher Besitz. Kommunistische Verhältnisse im vermögensrechtlichen Sinne sind nicht bekannt geworden, ebensowenig das Recht der Teilnahme des einen am Überschuß des anderen. Als gemeinschaftlicher Besitz treten nur die Klubhäuser (falu) und die dazugehörigen Tanz- oder Versammlungsplätze in Erscheinung.

Gastfreundschaft. Auf Verlangen wird jedem Passanten Speise und Trank, ebenso Schlafgelegenheit im Gemeindehause gewährt, allerdings, wie schon oben bemerkt, nur den Klassengenossen, also von den Pi-Uap untereinander und den Milingei unter sich.

Funde. Gefundene Sachen müssen ohne Finderlohn zurückgegeben werden. Hat der Finder die Sache weiterverkauft, so haftet er dem Verlierer für den Wert.

Gestohlene Sachen. Pfandrecht. Dem Dieb läßt man für gewöhnlich die gestohlene Sache und pfändet ihm ein Stück Feld durch Einrammen eines Stockes mit einem Kokosblatt (man nennt das bungut). Einmal bestraft man dadurch moralisch in den Augen der Leute, denn es wird bald bekannt, aus welchem Grunde die Pfändung vorgenommen ist; dann aber entzieht man auch das Feld der Benutzung. Die Frage, ob der Pfänder das Pfandstück benutzen kann, wird bejaht und verneint, sicher aber trägt die Maßregel den Charakter einer einstweiligen Verfügung, denn daß der Gepfändete das Pfandstück nicht benutzen darf, steht fest. Das Pfandzeichen wird von jedem beachtet und kann nur mit Genehmigung des Pfänders entfernt werden. Der Gepfändete sucht sich nun mit dem Berechtigten selbst oder durch Vermittelung eines Familienmitgliedes zu einigen, er bietet deshalb Tauschmittel an, die auch angenommen werden müssen, wenn ihr Wert als genügende Sühne erscheint.

Bungut wird sowohl bei unbeweglichen wie bei beweglichen Sachen angewandt; bei diesen kommen hauptsächlich Kanus, Fischnetze und auch fä in Betracht. Pi-Uap können unter sich und bei den Milingei pfänden, letztere nur unter sich. Kommt ein Milingei in die Lage, gegen einen Pi-Uap mit Pfändung vorzugehen, so wendet er sich an den Gemeindevorstand seines Schuldners, der

auf Erfüllung der Pflichten dringt, eventuell unter Anwendung von bungut. Durch Vornahme des bungut an einem Grundstücke wird keine Gemeindezugehörigkeit erworben.

Kauf. Besitzt die gekaufte Sache nicht die vorbedungenen Eigenschaften und wird der Kaufpreis sofort nach Wahrnehmung der Mängel gegen Überlassung der Sache zurückgefordert, so muß er zurückgegeben werden. Stellt sich aber beim Kauf eines Feldes bei der Ernte, vielleicht erst nach Jahresfrist, an den schlechten Erträgen die Minderwertigkeit des Bodens heraus, so ist der Käufer eine Entschädigung zu verlangen berechtigt. Ist der Grund noch nicht in Bearbeitung genommen, so können die Kontraheuten vom Vertrage zurücktreten, bei beweglichen Sachen nur innerhalb weniger Tage. Der Kaufpreis wird oft gestundet, und zwar sehr lange, ohne daß dafür eine Zinszahlung üblich wäre.

Als Zwangsmittel bei verweigerter Zahlung findet wieder das bungut Anwendung.

Mit Übergabe der Sache geht auch die Gefahr an den Käufer über.

Leihe. Die Leihe wird nicht berufsmäßig betrieben, es handelt sich dabei nur um Fischnetze, Kanus u. dgl. Leihgeld wird dafür nicht gefordert, weil sie wahrscheinlich auf Gegenseitigkeit beruht.

Darlehen. Darlehen (marai) in fä und jar kommen vor. Man zahlt für etwa drei bis vier Monate überhaupt keine Zinsen, darüber hinaus pflegt man 1 jar und bei besonders langer Dauer 2 jar als Zinsen zu entrichten. Da weder ein bestimmter Zinssatz noch eine genau begrenzte Zeit festgesetzt ist, scheint es sich, was dem Charakter des Japers auch entsprechen würde, mehr um die Erfüllung einer Anstandspflicht als eine gesetzliche Vorschrift zu handeln; dafür spricht auch, daß Nichtzahlung von Zinsen nicht zum bungut berechtigt.

Geschenke. Geschenke sind allgemein üblich, müssen aber nach Landessitte erwidert werden, die dafür Zeiträume von Jahren zuläßt; beispielsweise für die beim Tode eines Oberhäuptlings hohen Familien gegebenen Geschenke, die erst aus gleichem Anlaß in der Familie des Geschenknehmers erwidert werden.

Vertragsform. An bestimmte Formen sind Verträge nicht gebunden, Vertragsfeierlichkeiten, Fluch- oder Verwünschungsformen sind nicht bekannt.

Familienhaftung. Für die Schulden des Gläubigers haftet die Familie; in welcher Reihenfolge, ist nicht ausgesprochen. Für gewöhnlich wird man sich in erster Linie an den Vater, dann an die Brüder wenden. Die Haftung bezieht sich auf das bewegliche und unbewegliche Vermögen. Alten Leuten wird ungern geborgt, weil sie bald sterben und sich dann Schwierigkeiten mit deren Erben ergeben können.

Bürgschaft. Die Einrichtung der Bürgschaft ist bekannt, der Bürge haftet dem Gläubiger in Höhe der übernommenen Bürgschaft, nach seinem Tode geht die Pflicht auf seine Erben über. Der Vertrag wird in Gegenwart von Zeugen geschlossen, daneben pflegt der Schuldner dem Bürgen einen Gegenstand als Legitimation (ban) zu geben, der gewissermaßen den geschriebenen Vertrag vertritt. Der Bürge hält sich seinerseits nach Erfüllung seiner Verpflichtung an den Schuldner bzw. nach dessen Tode an die Familie. Zur Erzwingung der Zahlung kann bungut erfolgen.

Schlußbemerkung. Der Gläubiger hat kein Recht auf den Leichnam des Schuldners, der auch die ehrliche Bestattung nicht verliert. Der Bestattende haftet deshalb nicht für die Schulden. Pfandsklaven gibt es nicht.

III. Strafrecht.

Allgemeines. Als Grundsatz des Strafrechts gilt Talion oder mit einigen wenigen Ausnahmen seine Umwandlung in Vermögensstrafe.

Als Strafarten sind nun üblich der Tod, Körperverletzung ohne den ausgesprochenen Zweck der Verstümmelung, Sachbeschädigung, Geldzahlungen. Unbekannt ist Beschränkung der Freiheit, Symbolismus, Versklavung, Feuertod, sowie der Grundsatz, daß der Täter mit dem Körperteil büßt, mit dem er gefrevelt hat.

Blutrache findet bei Mord statt. Sie richtet sich nur gegen den Mörder und wird über ihn hinaus nicht weiter geübt, auch nicht von neuem gegen den Mörder des Mörders; mit dem Umbringen des Mörders gilt dessen Tat in aller Augen als gesühnt. An einem Hörigen an Stelle seines Herrn kann die Blutrache nicht erfolgen. Sie wird ausgeübt vom Bruder oder dem Sohn oder dem Vater oder des Vaters Bruder oder dem Schwager in der hier angeführten Folge, und wenn keine männlichen zur Blutrache berechtigten Verwandten vorhanden sind, kann der Oberhäuptling auf Anruf den Mörder töten lassen, sofern er zu seinen Untertanen gehört, oder den zuständigen Oberhäuptling darum ersuchen. Der Anrufende bezahlt dafür eine Abgabe. Ist der Mörder unerreichbar, wird ihm sein gesamtes bewegliches und unbewegliches Eigentum genommen; die Blutrache richtet sich also nur gegen den Täter, keineswegs gegen ein anderes Mitglied seiner Familie.

Ist ein Milingei von einem Japmann hohen Ranges getötet worden, so kann die Familie des Getöteten selbst keine Blutrache begehen, sondern hat sich an den Häuptling des Mörders zu wenden, der sie selbst ausübt oder durch einen der Dorfbewohner ausüben läßt. Ist der Täter unerreichbar, so zieht der Häuptling des Mörders Eigentum für sich ein.

Die Blutrache kann nie abgelöst werden.

Versehen und Zufall. Bei zufälliger, absichtsloser Tötung macht man einen Unterschied zwischen grobem und leichtem Versehen. Das erstere heißt „gomir" und wird wie Mord beurteilt, das letztere heißt „makal" und läßt straffrei. Als Beispiele seien erwähnt: In der Absicht, ein ins Dickicht geflohenes Schwein zu schießen, tötet der Schütze einen dort verborgenen, für ihn unsichtbaren Menschen. Dieser Fall wird als gomir betrachtet und berechtigt zur Blutrache.

Eine Frau trägt ein fremdes Kind auf dem Arm, sie bemerkt an sich einen Skorpion, in ihrer Angst sucht sie ihn abzuschütteln, das Kind entgleitet ihren Händen, fällt zur Erde und bricht sich das Genick. Hier handelt es sich nur um einen unglücklichen Zufall (makal), der nicht vertreten zu werden braucht.

Unterbleiben der Blutrache. Straffrei von der Blutrache überhaupt bleiben die Fälle, wenn der Täter bei einer unerlaubten Handlung getötet worden ist. Beispielsweise wenn jemand unberechtigterweise nachts in ein fremdes Haus sich einschleicht oder wenn er nachts ohne Feuerbrand durch ein Dorf geht.

Festlichkeiten halten die Blutrache nicht auf.

Asylrecht. Die Frage, ob es ein Asylrecht gibt, wird verschieden beantwortet. Nach Ansicht der einen bietet jedes Wohnhaus (tabinau), das der Mörder mit Genehmigung des Berechtigten betritt, Asylrecht. Diese Ansicht findet ihre Stütze in dem auch in Jap gültigen Grundsatz „my house is my castle"; denn ohne besondere Aufforderung wird das Wohnhaus nur von den Verwandten und näheren Bekannten betreten, für alle übrigen sind die Gemeinde- oder Klubhäuser die Orte für Zusammenkünfte. Diejenigen, die dem Wohnhaus die Eigenschaft einer Asylstätte bestreiten, gehen von dem

Grundsatz aus, daß man einem Mörder oder Totschläger überhaupt keine Aufnahme gewährt. Darüber aber sind die Meinungen einig, daß das Haus des Oberhäuptlings in Täb, der oberster Schiederichter im Kriege ist, Asylrecht gewährt.

Beihilfe. Beihilfe wird wie die Tat selbst behandelt, wenn der Helfer in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zum Täter steht; sonst geht er straffrei aus.

Versuch. Versuch wird mit bungut bestraft, das hier nicht nur als Mittel zur Erzwingung oder Unterlassung einer Handlung, sondern als selbständiges Strafmittel auftritt.

Notwehr. Notwehr scheint nur anerkannt zu werden, soweit sie die Abwehr eines augenblicklichen Angriffs gegen Leben oder Eigentum bezweckt, ohne daß der Angreifer dabei ums Leben kommt; sonst ist dessen Familie zur Blutrache berechtigt.

Strafbürgschaft. Strafbürgschaft ist unbekannt.

Einzelne Straftaten.

Ehebruch. Durch den mit der Frau eines Oberhäuptlings begangenen Ehebruch hat der Täter die Todesstrafe verwirkt. Wenn er kein Untertan des verletzten Oberhauptes ist, wird von diesem der zuständige Häuptling ersucht, der die Tötung bewirken läßt.

Bei anderen Japern verschafft sich der Ehemann Genugtuung durch Anzünden des Hauses des Ehebrechers, Fortnahme eines Kanus, bungut und in neuerer Zeit, weil man das Einschreiten der Behörde fürchtet, Abschneiden der Haare, so daß der Geschorene dem Gespött der Leute ausgesetzt wird. Auch der Milingei darf einem Japmann, der mit jenes Frau Ehebruch getrieben hat, die Haare abschneiden oder ihn schlagen, die Bestrafung kann durch Zahlung einer Sühne abgewandt werden.

Die Ehebrecherin kann verstoßen oder an einen Klub verkauft werden. Die Frau des Ehebrechers rächt sich oft an der schuldigen Frau dadurch, daß sie ihr die Ohrläppchen aufreißt.

Gehört der Mann einem Klub an, der sich mongol hält, so darf er mit diesen verkehren, die Landessitte betrachtet den Verkehr mit mongol nicht als Ehebruch.

Weiberraub. Innerhalb der Grenzen des Dorfes des Weibes können die Räuber getötet werden, außerhalb und auf dem Meere kann ihnen die Beute nur noch abgenommen werden. Nach Bergung des Raubes wird dem eigenen Oberhäuptling Anzeige unter Lieferung von Geschenken gemacht, die von diesem an den Oberhäuptling des Weibes geschickt werden, der sich dafür bedankt und die Angelegenheit für erledigt erklärt. Es handelt sich in solchen Fällen immer nur um mongol, nicht um Raub zum Zwecke der Eheschließung und deshalb um gegenseitige Konzessionen.

Notzucht. Der Begriff der Notzucht scheint zu fehlen. Ist sie an einer Frau begangen, so treten die Folgen des Ehebruches ein. Was mit einem Manne geschieht, der einem Mädchen Gewalt antut, konnte nicht beantwortet werden; offenbar erblickt man darin keine strafrechtlich verfolgbare Handlung.

Selbstmord. Selbstmord gilt als erlaubt.

Abtreibung. Abtreibung der Leibesfrucht und Verhinderung der Konzeption soll weit verbreitet sein bei jungen Frauen, die fürchten, nach der Geburt an körperlichem Aussehen einzubüßen. Als Mittel zur Herbeiführung eines Abort oder der Blutung wird alsbald nach Ausbleiben der meuses gekochtes Seewasser getrunken. Die Abtreibung gilt als schimpflich und ist ein Ehescheidungsgrund, aber keine rechtlich strafbare Handlung.

Körperverletzung. Bei der Körperverletzung gilt in erster Reihe der Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Sie kann, wenn der Angreifer stärker ist, durch Zertrümmern des Kanus oder bungut geahndet werden und begründet auch Schmerzensgeld (wöpul).

Kriegsverrat. Auf Verrat in Kriegszeiten erfolgt Tötung des Verräters, das scheint aber auch die einzige staatliche Strafe zu sein, wenn man von denen infolge von Beleidigungen des Oberhäuptlings als Vertreters des Staates absieht. Verletzungen auf diesem Gebiete sollen aber kaum vorkommen, es hat sich deshalb dafür auch keine bestimmte Strafart herausgebildet. Das Oberhaupt wird eine Beleidigung seiner Person entweder bekannt geben und den Täter der öffentlichen Verachtung überlassen, oder ihn nach den Palauinseln verbannen, damit er dort Geldsteine bricht, oder ihn töten lassen.

Beleidigung. Für eine schwere Ehrverletzung darf der Japmann hohen Ranges einen Milingei töten, wenn dieser sich im Orte des Japers befindet; sonst kann er sich nur durch einen Beauftragten aus seinem Ort im Dorfe des Milingei Genugtuung verschaffen lassen.

Bestimmte Strafen für Beleidigungen unter Pi-Uap und Milingei scheint es nicht zu geben. Wörtliche Beleidigungen sind anscheinend sehr selten, eigentliche Schimpfworte kommen dem Fremden nicht zu Ohren. Der Ausdruck „balebalean“ oder „balean“ kann als Narr oder Schafskopf übersetzt werden, er hat aber auch allgemein die Bedeutung „wenig begabt“, „ungeschickt“, „unerfahren“, und jeder Japer wird von sich selbst niemals als „lovan“ das Gegenteil von „balean“ sprechen, sondern sich selbst nur als balean bezeichnen.

Diebstahl. Der Diebstahl ist unter Vermögensrecht behandelt, dort ist ausgeführt, daß das Korrelat in bungut besteht.

Zauberei. Zauberei ist an sich straflos. Stirbt jemand ohne ersichtlichen Grund, so gilt die Annahme, er sei durch Zauberei ums Leben gekommen. Wenn sich aber ein Zauberer damit brüstet, eine Person umgebracht zu haben, so setzt er sich der Gefahr aus, daß an ihm Blutrache geübt wird, die in diesem Falle rechtlich begründet ist.

Brandstiftung. Brandstiftung wird mit derselben Handlung bestraft und hat damit ihre endgültige Erledigung gefunden, wie es bei der Blutrache geschieht, wenn der Mörder gleichfalls umgebracht ist.

(Schluß folgt.)

Land und Leute von Mpororo.

(Nordwestecke von Deutsch-Ostafrika.)

Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

III [1]).

Als Beweis dafür, daß die Wahimaweiber sich durch schöne Körperformen auszeichnen, mag auch die Abb. 14 dienen. Sie stellt zwei Mädchen im Alter von etwa 12 Jahren, die also gerade heiratsfähig geworden sind, dar. Das Mädchen rechts ist allerdings noch nicht voll entwickelt, auch etwas schwächlicher gebaut wie das

[1]) Vgl. Bd. 89, Nr. 17 und 21.

andere. Ich photographierte es deshalb, weil hier am deutlichsten die eigenartige Haartracht zum Ausdruck kommt, die weiter unten beschrieben ist. Die Schultern stehen in Natur nicht so hoch, wie es bei dem Mädchen rechts sichtbar ist; sie sind hier nur hoch gezogen; es war eben bei diesen so außerordentlich scheuen Menschen, die zum großen Teil vor Eintreffen unserer Grenzexpedition noch keinen Europäer gesehen hatten, sehr schwer, eine natürliche Körperhaltung zu bekommen; immer trat die Angst vor der Camera wieder zutage.

Viel Geduld und Geschenke (Stoffe und Perlen) gehörten dazu, die Leute überhaupt vor den photographischen Apparat zu bringen. In unserem Kontrollbasislager an der Kongoecke hatte ich mir mit vieler Mühe eine nette Gruppe von Wapororo (Männer, Weiber und Kinder), die zu uns ins Lager gekommen waren, um Lebensmittel zu verkaufen, zusammengestellt, um sie zu photographieren. In dem Augenblick jedoch, als ich unter dem schwarzen Tuch verschwand, um das Bild scharf einzustellen, liefen alle wie der Wind davon. Zum Teil von meinen Boys zurückgerufen und von mir nach dem Grunde ihrer Flucht befragt, antworteten sie: „Ja, das ist ein großes Gewehr und du willst uns schießen." Ich versuchte nun nochmals in längerer Rede ihnen klar zu machen, daß die Camera ein durchaus friedfertiges Instrument sei und sie keine Furcht haben sollten. Jedoch sie schüttelten mißtrauisch den Kopf. Da stellte ich mich vor die Camera und befahl meinem Boy abzudrücken. Als dies geschehen war, sagte ich zu den Leuten: „Jetzt könnt ihr mir doch glauben, daß dies kein Gewehr ist, sonst müßte ich doch tot sein." Aber auch jetzt noch schüttelten sie mißtrauisch den Kopf und antworteten mir: „Dir schadet dieses Gewehr nichts; denn du hast vorher ein Zaubermittel dagegen gegessen, wir haben aber dieses Mittel nicht und müssen sterben." Ich mußte es aufgeben, diese Leute zu überzeugen.



Abb. 14. **Wahimamädchen.**

Besonders große Schwierigkeiten machte es, Wahimafrauen und -Kinder zum Photographieren zu bewegen. Sind doch für den Durchmarschierenden die sorgfältig behüteten Wahimaweiber überhaupt nicht sichtbar. Hat man sich einmal ohne Geräusch und ungesehen einem Dorfe genähert, so kann man wohl für einen Augenblick die verhüllten Frauen (Abb. 15) vor dem Dorfe erblicken, in dem Moment aber, wo man selbst gesehen ist, sind sie in den Hütten verschwunden. Nur die Männer bleiben vor dem Dorfe sitzen, um den Fremdling grußlos mit mißtrauischen Blicken vorüberziehen zu lassen. Ist man jedoch mit ihnen bekannt oder hat man sein Eintreffen anmelden lassen, so daß sie über die Person und friedliche Absicht unterrichtet sind, so kommen sie dem Europäer mit freundlichem offenen Gesicht entgegen, um ihn mit Handschlag zu begrüßen und ihn zum Lagerplatz zu geleiten. Kaum steht das Zelt, so sind auch die üblichen Geschenke: Milch und Butter, Ziegen, Schafe, häufig sogar ein Schlachtochse zur Stelle.

Nie jedoch wird, auch wenn man mit den Wahima längere Zeit bekannt und befreundet ist, ein Wahimaweib oder -Mädchen, wie das doch bei allen anderen Stämmen Brauch ist, zum Verkauf oder Austausch von Lebensmitteln das Lager betreten. Daß es mir gelang, eine ganze Reihe Aufnahmen von Wahimaweibern und -Mädchen zu machen, verdanke ich der Freundschaft und Dankbarkeit des Sultans Kissilerobo, zu der ich ganz ohne mein Verdienst auf folgende Weise gekommen bin:

Ich hatte mein Lager unmittelbar an der englischen Grenze im Gebiete des genannten Sultans, als dieser zu mir kam mit der Bitte, ihn gegen die im englischen Gebiete wohnenden Ankoleleute zu unterstützen, die ihm zwölf Rinder geraubt und zwei Leute erschlagen hätten. Ich mußte es mit Bedauern ablehnen, mich in diese Angelegenheit zu mischen, und verwies ihn an die zuständige Militärstation Bukoba. Traurig verließ er mein Lager. Zufälligerweise traf ich am nächsten Tage den sehr liebenswürdigen englischen Kollektor Dashwood, der eine Inspektionsreise durch seinen Bezirk machte. Ich erzählte ihm den Vorfall, worauf er sofort die Angelegenheit untersuchte und dem Sultan Kissilerobo die geraubten Rinder zurückschickte. Das zog mir die Freundschaft und Dankbarkeit des Sultans zu, der mir in seinem Dorfe sämtliche Bewohner zwecks photographischer Aufnahmen zur Verfügung stellte.

Wie bereits erwähnt, sind die Wahima ein hamitischer Stamm, der vom oberen Nil her eingewandert ist und sich das Land unterworfen hat. Den äußeren Unterschied zwischen diesen hohen, schlanken, sehnigen Gestalten mit den edel geschnittenen, eher an Ägypter als an Neger erinnernden Köpfen und den Urbewohnern, den Wapororo (Wanjambo), haben bereits die Abbildungen im letzten Artikel gezeigt. Hierzu tritt noch die bedeutend hellere Hautfarbe der Wahima, die von Gelbbraun bis Schokoladenbraun wechselt, während die Wapororo eine tief dunkelbraune Hautfarbe haben. Ganz helle Farbentöne, die an Araberinnen erinnern, findet man bei Frauen der herrschenden vornehmsten Wahimafamilien. Diese gelten auch als besonders wertvoll und erzielen einen höheren Heiratspreis.

Ferner sehen wir im Haar einen Unterschied zwischen beiden Stämmen. Während die Wapororo krauses, hartes

Wollhaar haben, zeigt sich bei den Wahima weiches, leicht gewelltes Haar. Ein weiteres charakteristisches Kennzeichen der Wahima ist ihre ruhige, vornehme, selbstbewußte Haltung und ein stolzer offener Blick, wie ich es nur noch bei den Massai gefunden habe, im Gegensatz zu der scheuen, kriechend unterwürfigen und dabei hinterlistigen oder bei den Bergvölkern Westmpororos unverschämten Haltung der Wapororo.

Leider kann man sich in gefährlichen Lagen auf die Wahima nicht verlassen. Ich habe nur eine Rasse kennen gelernt, die unbedingt, auch bei höchster Lebensgefahr zuverlässig ist: die Sudanesen. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß es unter den anderen Stämmen gar keine zuverlässigen Leute gibt; sie bilden aber nicht die Regel, sondern nur die Ausnahme.

Die Sprache der Wahima konnte ich leider infolge Zeitmangels nicht untersuchen. Folgende beiden Möglichkeiten liegen vor: Entweder hat die Urbevölkerung die Sprache der Wahima, ihrer Herrscher, angenommen, oder die Wahima die der Urbevölkerung. Jedenfalls stellte ich folgendes fest: Als die Wahima (dort schon Watussi genannt, aber derselbe Stamm; Abb. 16) aus dem 3 bis 4 Tagemärsche südlich der Grenze gelegenen Gebiet (an die Berge Ruandas grenzend) zu mir ins Lager kamen, begrüßten sie sich mit meinen Wahima freundschaftlich und konnten sich mit ihnen verständigen, nicht aber mit den Wapororo. Um mich mit ihnen unterhalten zu können, bediente ich mich meines Askari Kirangano (der Kisuaheli und die Sprache der Wapororo [Wanjambo] sprach) und meines Mhimaführers. Zu dem Askari sprach ich in Kisuaheli, er zu dem Mhima in der Sprache der Wanjambo (Kinyoro?) und dieser Mhima endlich in anderer Sprache, die von meinen Leuten keiner verstand, zu den südlichen Wahima (Watussi). — Zeuge dieser höchst umständlichen Unterhaltung war der englische Kapitän Behrens.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß nicht, wie Stuhlmann sagt, die Urbewohner die Sprache der Wahima (Kinyoro?) angenommen haben, sondern daß das Umgekehrte der Fall ist. Ob ich recht habe, weiß ich nicht; denn leider kann ich keine Belege beibringen. Bei der angestrengten Tätigkeit als Grenzkommissar habe ich mich ja nie in diese Dinge vertiefen, sondern nur einige Brosamen sammeln können.

Auffallend sind des weiteren sowohl bei Männern, als auch bei Weibern die schmalen, langen, wohlgeformten und nie arbeitsharten Hände (sie arbeiten allerdings auch nichts) und ein gut gebauter schlanker Fuß. Die schmalen Fingernägel werden nicht, wie bei den Wapororo, abgekaut, sondern lang getragen. Eine Beschneidung findet im Gegensatz zu den ihnen sonst sehr ähnlichen Massai nicht statt, ebensowenig ein Ausschlagen oder Ausfeilen der Zähne. Charakteristisch ist noch die etwas vorspringende Stellung der Kiefer, der Oberkiefer überragt ein wenig den Unterkiefer, und die großen Schneidezähne stehen etwas schräg nach vorn geneigt. Es ist das ganz auffallend erkennbar beim Lachen und nach meiner Ansicht mit ein Hauptcharakteristikum des echten Mhima. Die Wahima rauchen, sind aber bei weitem nicht so leidenschaftliche Raucher wie die Wapororo (Wanjambo). Junge Männer rauchen fast gar nicht, erst im vorgeschrittenen Mannesalter, und dann allerdings mit steigender Passion, greifen sie zur Pfeife. Wahimaweiber rauchen nicht.



Abb. 15. **Wahimaweiber in gewöhnlicher Tracht und junges Mädchen mit Bruder.**

Die Wahima sind ein reines Hirtenvolk und treiben gar keinen Ackerbau. Die wenigen zum Leben erforderlichen Vegetabilien liefern ihnen die untergebenen Wapororo (Wanjambo) oder sie werden bei diesen gegen Milch und Butter eingetauscht. Ihre Hauptnahrung besteht in Milch, seltener Fleisch. Die Wahima hängen so sehr an ihrem Vieh, daß sie es nur selten über das Herz bringen, eins der Tiere zu schlachten; dagegen wird krankes und gefallenes Vieh gegessen. Also auch hier eine Abweichung von den Gebräuchen der Massai, die bei jeder festlichen Gelegenheit Ochsen schlachten. Des weiteren unterscheiden sich beide Völker darin, daß die Wahima ihren Rindern nicht durch Aderlaß Blut abzapfen, um es rein oder mit Milch vermischt zu genießen, was ein ganz bekannter Massaibrauch ist. Das Wahimarind gehört zu einer langgehörnten, buckellosen Rasse, wie sie am Nil und in Abessinien vorkommt, und ist von den Wahima eingeführt. Sofort beim ersten

Blick fällt einem der Unterschied zwischen dem kleinen, sonst in Ostafrika vorkommenden Buckelrind mit kleinen Hörnern und dem schönen großen, buckellosen, langgehörnten Wahimarind auf (Abb. 17). Leider gibt auch das Wahimarind nur wenig mehr Milch als das Buckelrind, d. h. eine gute Milchkuh, morgens und abends gemolken, täglich 3 bis 4 Liter. Eine weitere Eigentümlichkeit der afrikanischen Milchkuh, die der Europäer anfangs mit Befremden wahrnimmt, besteht darin, daß sie nur so lange Milch gibt, als auch das Kalb der Milch bedarf, und sich nur melken läßt, wenn das Kalb daneben steht. Bei den häufig recht anstrengenden Märschen, die unsere Expeditionsmilchkühe auszuführen hatten, mußten die Viehhirten ganz besondere Acht auf die Kälber geben; denn der Tod eines Kalbes hatte gleichzeitig den Verlust der Milch zur Folge.

Als ich an einem Spätnachmittage durch mein Lager ging — es war in der wasserarmen Massaisteppe — kam ich gerade dazu, wie meine Rinderhirten die Kühe melkten. Was sah ich da — ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen! Vor der einen Kuh stand, von einem Mann gehalten und von der Kuh mit rauher Zunge liebevoll beleckt, das mit Gras ausgestopfte Kalbfell. Es gehörte wirklich eine sehr lebhafte Phantasie dazu, diese Atrappe für ein Kalb zu halten. Das Kalb war vor zwei Tagen, jedenfalls infolge der anstrengenden Märsche, gestorben, die Leute hatten es nicht gewagt, mir diesen Vorfall zu melden, sondern schnell das Fell abgezogen und im durchaus berechtigten Vertrauen auf die Dummheit des Rindviehs sich schnell ein neues Kalb konstruiert. (Für diesen Vorfall sind europäische Zeugen vorhanden.) Natürlich gingen die Leute straffrei aus.

Mit großer Liebe hängen die Wahima an ihrem Rindvieh, das von ihnen mit viel Sorgfalt gepflegt wird; verdanken sie doch den Rindern ihren ganzen Lebensunterhalt. Auch ist von der Zahl der Rinder die ganze soziale Stellung der Familie, z. B. die Zugehörigkeit zum Adel abhängig. (Vgl. auch Dr. Kandts Mitteilungen über Ruanda.) Leider sind auch hier, wie in den Gebieten östlich des Viktoriasees, Tausende von Rindern an einer Viehseuche eingegangen. Während früher sich der Rinderreichtum eines Wahimadorfes auf Tausende belief, habe ich jetzt nicht mehr als im Durchschnitt 200 bis 400 bei jedem mittelgroßen Dorfe gezählt. Ob diese Viehsterbe auch hier durch die Rinderpest oder durch eine andere Seuche hervorgerufen wurde, weiß ich nicht, ich glaube aber, daß es die Rinderpest war, denn einmal stimmt es mit dem Zeitpunkt überein (etwa 1892), und ferner sind auch wie in der Massaisteppe in dem der Landschaft Mpororo benachbarten Ankole fast sämtliche Büffel dieser Seuche zum Opfer gefallen.

Ganz wunderbar ist es, wie vertraut die Wahima mit ihren Rinderherden umgehen; trotzdem es doch häufig recht bösartige Bullen unter ihnen gibt, habe ich es nie erlebt, daß ein Mhima von diesen angegriffen wurde. Nur wenige Hirten genügen, um Herden von mehreren hundert zusammenzuhalten und lange Märsche mit ihnen auszuführen. 1 bis 2 Wahima setzen sich, ganz eigenartig durch die Zähne pfeifend, an die Spitze der Herde, die ihnen wie Hunde folgt, auch wenn längere Strecken im Trabe zurückzulegen sind, oder es über schwieriges bergiges Gelände und durch Wasser geht. Dieselbe Wahrnehmung habe ich bei den Massai gemacht. Hierauf beruht ja auch der Umstand, daß es diesen, falls der Gegner nicht ganz überraschend und in Überzahl auftritt, fast immer gelingt, ihr Rindvieh in den Schlupfwinkeln unterzubringen und andererseits mit geraubten Rinderherden schnell zu enteilen. (In gleicher Weise sollen ja auch die Herero mit den Pferden umzugehen verstehen.) Am Tage weiden die Rinder oft stundenweit vom Dorfe entfernt, und zwar die Kälber getrennt von der Herde. Täglich aber gegen 5 bis $5^1/_2$ Uhr abends trifft die Herde im Dorfe wieder ein, die Kälber werden für kurze Zeit zu den Kühen gelassen, diese dann gemolken, die Kälber hingegen in besonderen kleinen Hütten untergebracht. Die Zugänge des Dorfes werden geschlossen, und die Wache facht ein stark qualmendes Feuer an, das mit trockenem Rindermist genährt wird, um das Vieh vor den zahlreichen Peinigern: Stechfliegen, Mücken und Zecken, zu schützen. Mit Tagesgrauen, $5^1/_2$ bis 6 Uhr, werden dann die Kühe wieder gemolken, und etwa um 7 Uhr wird die Herde auf die Weide getrieben. Gegen Ende der Trockenheit machen diese Weideplätze allerdings einen kümmerlichen



Abb. 16. **Bewaffnete Watussi (Wahima).**

Eindruck; müde hängen die gelblichen Halme, mehr Stroh als Gras, zur Erde, und man sollte nicht glauben, daß eine solche Weide noch Nährwert besitzt. Es muß aber doch der Fall sein, denn ich habe auch in dieser Jahreszeit das Wahimarind in einem prachtvollen Futterzustande gesehen, in ganz erheblich besserem jedenfalls als die Rinder der Wadschagga am Kilimanjaro, die auf Stallfutter angewiesen sind. Wenige Wochen vor dem Einsetzen der Regenperiode ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Wahima in die Steppe ziehen und dort weite Flächen des trockenen Grases niederbrennen, indem sie im Weitergeben ihre Feuerbrände in das Gras werfen. Ein ganz prachtvoller Anblick, vor allem in bergigem Gelände, wenn man abends, vor seinem Zelte sitzend, die langen Flammenketten durch die Steppe züngeln sieht. Unangenehm allerdings, wenn sie sich dem Lager so nähern, daß man zu Schutzmaßregeln gezwungen wird. So manches Kriechtier wird hierbei ein Raub der Flammen, aber ebenso Sträucher und junge Bäume. Unschädlich sind diese Steppenbrände in der Regel für ausgewachsene Bäume. Sobald der erste Regenfall diese abgekohlten Flächen getroffen hat, sprießt fast zusehends ein üppiger, prachtvoll frischgrüner Graswuchs empor, die denkbar beste Viehweide.

Die Milch, in große irdene Töpfe hinein gemolken, wird in die weiter unten beschriebenen, birnenförmigen hölzernen Gefäße umgefüllt und teils in frischem Zustande genossen, häufiger aber in geronnenem. Stets dürfen die Milchgefäße nur zur Aufnahme der Milch benutzt werden, nie zum Fleischkochen. Eines Tages erschienen Anverwandte meines Mhimaführers mit Milch in meinem Lager für diesen. Da sie das für sie immerhin wertvolle Milchgefäß wieder mitnehmen wollten, so stellte ich ihnen einen meiner Kochtöpfe zur Verfügung. Sie lehnten aber dankend ab mit dem Bemerken, daß die betreffende Kuh sterben müsse, weil in dem Topfe schon Fleisch gekocht sei. Auch der Hinweis, daß meine Milchkühe noch immer gesund seien, trotzdem in diesem Topf Fleisch und Milch gekocht werde, vermochte sie nicht zur Annahme des Topfes zu bekehren.

Ein Teil der Milch wird zu Butter verarbeitet, derart, daß Weiber oder Halberwachsene das hölzerne Gefäß in schüttelnde Bewegung setzen; die fertige Butter wird sodann in runde irdene Töpfe getan. Eine Verunreinigung der Milch und Butter, wie bei manchen Stämmen üblich, findet nicht statt, dagegen werden die Gefäße vor jedesmaliger Füllung erst ausgeräuchert. Hierzu dienen kleine irdene Kannen mit seitlicher Öffnung zum Anblasen des Feuers und einem Hals zum Hineinleiten des Rauches in die Gefäße. Wunderbarerweise wird die Butter von den Wahima nicht als Nahrungsmittel benutzt, sondern dient einmal als Tauschartikel, zweitens, mit Ockererde oder rotem Ton vermischt, zum Einfetten des Körpers und der Kleidung. In erster Linie werden die Felle damit geschmeidig gemacht. Man kann keinen Gegenstand der Wahima berühren, ohne nicht sofort das Gefühl zu haben, man habe Fett angefaßt. Auch geht von Mensch und Gegenständen ein ganz eigenartiger ranziger Duft aus. Neben dem Rind finden wir bei den Wahima Ziegen und Schafe einer kleinen Rasse mit geraden Nasen und kurzen Hörnern. Hühner werden nicht gehalten.

Für sehr dankenswert würde ich eine Kreuzung des Buckelrindes mit dem prachtvollen Wahimarind halten,



Abb. 17. **Wahima-(Watussi-) Rinder. Mpororo.**

um so mehr als die zahlreichen Rinderherden am Meruberge und Kilimanjaro der Auffrischung bedürfen, sollen sie nicht bald degenerieren. Früher brachten die Massai durch ihre zahlreichen Kriegszüge frisches Blut in ihre Herden; das kommt aber jetzt, da die Eingeborenen unter dem Schutze der Stationen leben, gänzlich in Fortfall. Die Bedenken, die von verschiedenen Seiten hiergegen geltend gemacht werden und die auf Tsetsegefahr und Transportunfähigkeit des Wahimarindes hinzielen, halte ich nicht für stichhaltig, denn das Rind ist nicht empfindlicher als ein Maultier; ich habe aber mein Maultier monatelang in Mpororo gehabt und es dann völlig frisch und gesund von der Kongoecke über Entebbe, Schirati, durch die Massaisteppe, am Kilimanjaro und Jipesee vorbei bis Mombo gebracht, wo es zu einem guten Preis verkauft wurde. Von dem in Schirati gekauften Rindvieh ist mir auch bis Mombo kein einziges Stück eingegangen, mit Ausnahme eines Ochsen, der am Rufufluß beim Saufen von einem Krokodil ins Wasser gezogen wurde. Der Bur Fourie am Meruberge, dem ich diesen Kreuzungsvorschlag machte, hatte die feste Absicht, sich aus Bukoba Wahimarinder zu holen; ob er es inzwischen getan hat, weiß ich nicht. Nehmen wir den ganz ungünstigen und nicht denkbaren Fall an, daß von 10 Bullen nur einer bis zum Kilimanjaro kommt, so ist er immer noch viel billiger als ein von Europa eingeführter Bulle.

Die Anlage der Dörfer ist je nach dem Wohnsitz der Wahima verschieden. In Ost- und Mittelmpororo bauen sie offene Gehöfte derart, daß die höchst dürftigen Hütten im Kreise angelegt werden, in der Mitte einen freien Platz lassend, gerade groß genug zur Aufnahme des Viehes während der Nacht. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Hütten werden mit einer schwachen Dornenhecke geschlossen; am Tage hat das Dorf Zugang von allen Seiten. In Westmpororo hingegen werden mit Rücksicht auf die raublustigen Bergvölker stark befestigte Dörfer angelegt; jedes Dorf zerfällt in mehrere, wieder in sich stark befestigte Abteilungen, so daß eine abschnittsweise Verteidigung und somit, wenn die angreifende Partei nicht zu zahlreich ist, ein gedeckter Rückzug möglich ist. Die Befestigung besteht aus 2 bis 3 m hohen, $1/2$ bis 1 m breiten Astverhauen aus armdicken Ästen, die wiederum an zahlreichen Bäumen Stützpunkte finden. Die wenigen Zugänge werden zur Nachtzeit noch durch besonders starke Astverhaue geschlossen und bewacht. Erfolgt ein Überfall (nur zur Nachtzeit, mit Vorliebe kurz vor Tagesanbruch), so läßt die Wache ein weithin schallendes Alarmgeschrei ertönen, das von Hof zu Hof weiter gegeben wird. Auf dieses Alarmgeschrei kommen aber nicht etwa die Wahima der anderen Gehöfte den bedrohten Landsleuten zu Hilfe, wie man vermuten sollte, sondern überlassen sie ruhig ihrem Schicksal und fliehen mit Rindern, Weibern und Kindern (und zwar in dieser Reihenfolge) eiligst in ihre Schlupfwinkel. Daß selbst so außerordentlich stark befestigte Dörfer keinen Schutz gegen die Überfälle der räuberischen Bergvölker gewähren, erlebte ich im Februar 1904. Zwecks Wiederaufbau eines weit südlich gelegenen trigonometrischen Signals befand ich mich am Kakitumbebach, als die in Abb. 16 sichtbaren Watussi (Wahima) bei mir mit der Meldung eintrafen, in der vorigen Nacht habe ein Überfall von der gesamten Kriegsmacht des Sultans Ratangaboa stattgefunden, zwei Dörfer seien gänzlich niedergebrannt, eine Anzahl Männer niedergeschlagen, 2000 Rinder und ebensoviel Ziegen und Schafe, sowie ihre Weiber und Kinder ihnen geraubt. Ich setzte natürlich große Zweifel in die Richtigkeit dieser Meldung; als sie mir jedoch mehrere von Speeren und Pfeilen herrührende Verwundungen aufwiesen, beschloß ich, nach dem nur einige Stunden entfernten Tatort zu marschieren. Hier sah ich dann die Leichen neben den niedergebrannten Dörfern. Leider hatte ich weder das Recht, noch die Macht, ihnen zu helfen, denn zu einem erfolgreichen Zuge gegen die Räuber wäre vielleicht eine ganze Kompanie ausreichend gewesen, nie aber vier Askari; ich schickte sie daher mit ihrer Klage an die Militärstation Bukoba. Auch in Mittelmpororo hatten die Rukigaleute den Versuch gemacht, in der Nacht aus einem Dorfe des Sultans Kissilevombo Vieh zu stehlen, nicht jedoch in räuberischem Überfall, sondern es hatte sich wie Diebsgesindel ein Trupp an das Dorf geschlichen, eine Öffnung in die Dornenhecke gelegt und war von der Wache in dem Augenblicke abgefaßt worden, als sie eine Ferse am Strick herausziehen wollten. Am nächsten Morgen



Abb. 18. **Dorf des Sultans Kissilerobo. Mpororo.**
Sämtliche Bewohner vor dem Dorfe.

bestritten die Rukigaleute natürlich lebhaft, daß sie das Rind hätten stehlen wollen; sie seien nur hergekommen, um sich die Rinderherde einmal anzusehen.

Wie die Anlage der Gehöfte in West- und Ostmpororo Unterschiede zeigt, so sehen wir es auch beim Hüttenbau. Die kegelförmigen Hütten in Ost- und Mittelmpororo sind ganz roh in wenigen Stunden aus Schilf und Ästen zusammengeflochten und unregelmäßig und notdürftig mit Gras beworfen (Abb. 18). Regnet es durch, so wird ein Rinderfell auf die betreffende Stelle gelegt. Das Innere der Hütte zeigt dieselbe, eher eine noch dürftigere Einrichtung als die der Waporoto; Bettgestelle haben nur die vornehmsten Wahima, dafür finden wir als Unterlage und zum Bedecken Rinderfelle. Das Hausgerät besteht aus den schon bei den Wapororo beschriebenen Kochtöpfen und Kalebassen, neu tritt hinzu das Milchgefäß, das einzige Hausgerät, auf dessen geschmackvolle Ausstattung sie etwas Wert legen. Der Mhima, der mit großer Liebe an seinem Rind hängt, hält anscheinend ein gewöhnliches irdenes Gefäß nicht für würdig genug, seine Haupt- und Lieblingsnahrung aufzunehmen. Das Milchgefäß ist ein aus einem massiven Holzblock herausgearbeitetes birnenartiges Gefäß, das bei den wohlhabenden Wahima in geflochtenen Netzen in der Hütte hängt, rot gefärbt ist und hübsche eingebrannte Strich- und Kreuzlinienmusterung zeigt. Der äußerst primitive Hüttenbau dieser Wahima Mittel- und Ostmpororos ist wohl darauf zurückzuführen, daß sie häufig mit Rücksicht auf die Weideplätze ihre Dörfer verlegen und dann natürlich auf den Aufbau keine große Zeit und Mühe verschwenden. So haben Emin Pascha und Stuhlmann 1891 das Dorf der Niawingi (vgl. weiter unten) an einer ganz anderen Stelle gesehen wie wir 1903. Wahrscheinlich wohnten die Niawingi damals in englischem Gebiet, während sie zu unserer Zeit im deutschen Gebiet $^3/_4$ Stunden südlich der Grenze bausten.

Die Wahima Westmpororos hingegen sind infolge der starken Befestigungsanlagen ihrer Dörfer nicht imstande, diese häufig zu verlegen, und treiben lieber ihr Vieh stundenweit zu günstigen Weideplätzen; stets sind sie aber bis $5^1/_2$ Uhr abends wieder im Dorfe. Wir sehen daher hier auch häufig auf den Bau der Hütte und auf deren Ausstattung größere Sorgfalt verwandt. An Stelle der kegelförmigen treten häufig längliche mit seitlichem Eingang (starke Ähnlichkeit mit der Massaiform, aber nur Grasbekleidung, nicht, wie bei diesen, Lehm oder Mist). Der Grasbelag ist stärker und sorgfältiger angeordnet. Außer dem bereits beschriebenen Hausgerät fand ich große runde Holzgefäße, die wohl 15 bis 20 Liter Milch aufnehmen konnten, während die kleineren birnenförmigen Gefäße nur $1^1/_2$ bis 2 Liter fassen. Fast in jeder Hütte sah ich ein Bettgestell wie die bereits bei den Wapororo beschriebene Art, außerdem breite, aus Schilfgras geflochtene Matten auf dem Boden und an den Wänden.

Geradezu unbegreiflich war es mir, daß dieser edle Volksstamm, der in sittlicher Beziehung sowohl, wie in seiner äußeren Erscheinung den Bantuneger weit überragt, sich in diesen erbärmlichen Dörfern, die von Schmutz starren und in denen es von Ungeziefer wimmelt, wohl fühlen kann. Wie es im Innern des Dorfes, in dem von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens dichtgedrängt das Vieh steht, aussieht, kann man sich denken. Der Mist wird etwa nicht aus dem Dorfe entfernt, sondern nur ab und zu innerhalb des Dorfes zusammengefegt. In holzarmen Gegenden, wie in Westmpororo beim Sultan Katreia, dient der getrocknete Mist als Brennmaterial. Nie jedoch wird er, wie das bei den Massai üblich ist, zum Verschmieren der Hüttenwände benutzt.

(Schluß folgt.)

Das römische Grenzwehrsystem in der Nordschweiz.

Mit Kartenskizze [1]).

Über diesen Gegenstand sind in den letzten zwei Jahren mehrere wichtige Schriften erschienen. Über die Hauptresultate soll der folgende Bericht eine Übersicht geben.

Zunächst findet sich in dem Jahresberichte der Geographisch-ethnographischen Gesellschaft in Zürich für 1904/05 eine Arbeit des Herausgebers Prof. Dr. Heierli „Über das römische Grenzwehr-System am Schweizer Rhein" (mit Karten und Abbildungen). Auf Grund neuester Bodenuntersuchungen wird hier der unter Diokletian hergestellte Rhein-Limes mit seinen Kastellen und Warten (castrum und specula) zum Teil mit Grundrissen dargestellt. Aus solchen zum Teil noch erhaltenen Türmen der Römerzeit hat sich zweifellos der Bergfried des Mittelalters entwickelt [2]).

Diese Limes-Anlage der Nordschweiz, die das rechte Rheinufer von Konstanz an bis Basel gegen die Einfälle der Germanen bzw. der Alemannen verteidigte, hat schon Ferdinand Keller im Jahre 1871 in seinen Grundzügen nachgewiesen (vgl. „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde", 1871, S. 237 bis 240). Später ist Pfarrer G. Burkart in seine Fußstapfen getreten und hat die römischen Befestigungen von Mumpf bis Kaiseraugst festgestellt (vgl. a. a. O., N. F., 1903/04, S. 256 bis 267). Das Kastell bei Stein a. Rh. hat der dortige Altertumsverein freigelegt. Den interessanten Römerturm am Pferchgraben ließ die Stadtbehörde zu Rheinfelden ausgraben. Nach Heierlis Angabe (S. 29) soll eine eidgenössische „Subkommission für römische Forschungen" die wissenschaftliche Erforschung aller in Betracht kommenden Plätze durchführen.

Den gegenwärtigen Stand des Grenzwehr-Systems läßt Heierlis Arbeit klar erkennen. Er bespricht im einzelnen:

I. Die Römerfunde in Konstanz und die Warte bei Berlingen im Thurgau.

II. Das Kastell Burg bei Stein a. Rh., das nach einer fragmentierten Inschrift und nach Angabe des Ptolemaeos Tasgaetion oder Tascaetium hieß. Seine Mauern wurden nach einer weiteren Inschrift unter Diokletian und Maximian wiederhergestellt. Nach Th. Burckhardt-Biedermann (vgl. Römische Kastelle am Oberrhein aus der Zeit Diokletians. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1906, 25. Jahrg., S. 138 bis 139, 145 bis 149) wurde dies Kastell mit Eck- und Seitentürmen in der Weise bewehrt, wie sie Diokletianische Kastelle im Ostjordanland und am syrischen Limes aufweisen. Die Errichtung des Kastelles Tasgaetion fällt in das Jahr 294.

[1]) Nach Heierli, Burkart, Burckhardt-Biedermann und Fabricius dargestellt von Dr. C. Mehlis.

[2]) Vgl. hierzu Römerturm vom Pferchgraben im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde". Neue Folge. V. Band, S. 264. Seitenlänge = 11,50 m; Höhe = 23 m (?).

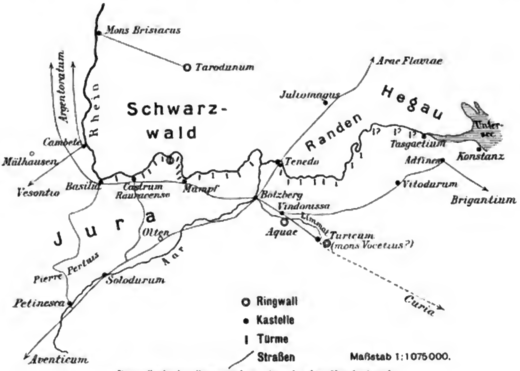
III. Die römischen Wachttürme zwischen Stein und Zurzach. Es sind Speculae mit steinernem Unterbau und Oberbau aus Holz, wie solche die Trajanssäule darstellt. Mittels optischer Signale (Fackeln und angezündete Strohhaufen) wurden Warnungen von Turm zu Turm — sie lagen in 1,4 bis 2,6 km Entfernung voneinander, vgl. G. Burkart, a. a. O. — weitergegeben.

IV. Das Kastell Burg bei Zurzach, das eigentlich aus zwei Befestigungen besteht, zwischen denen die Römerstraße nach der Rheinbrücke geführt hat. Diesen Platz nennt die Tabula Peutingeriana Tenedo. Auch den Namen Forum Tiberii will man diesem Kastell zuweisen. Bei den letzten, von Heierli geleiteten Grabungen (1903 bis 1904) wurden Münzen von Marcus Aurelius (161 bis 180) bis Gratian (375 bis 383) festgestellt.

V. Die römischen Warten zwischen Zurzach und Baselaugst. Wichtig sind hier die Grabungen zu Mumpf,

Über die Größe der Nordschweizer Grenzkastelle gibt Burckhardt-Biedermann (a. a. O., S. 261) Aufschluß: Kastell Kaiseraugst 36000 qm, Kastell Burg bei Stein 8100 qm, Kastell Zurzach westlich und östlich zusammen 6394 qm, Kastell Irgenhausen 3177 qm.

Kaiseraugst ist fast so groß als das Limeskastell Pföring, größer als Weißenburg a. S. und Friedberg. — Von Truppenkörpern werden in späterer Zeit genannt: 1. Die Tungrecani seniores, 2. die Legio octava (Augusta?). Hinter der römischen Rheingrenze bildete die zweite Etappenlinie die große, von Kastellen (Solodurum, Vindonissa, Vitodurum, Adfines, Arbor felix) geschützte Heerstraße, die von Aosta über Martigny nach Avenches (Aventicum), Biel, Solothurn, Olten und Windisch zog und weiter über Adfines zum Bodensee und über den Rhein nach Bregenz ihren Lauf nahm. Hier traf sie die von Mailand über Chur nach Augsburg ziehende Südnordstraße [1]). Straßen, Kastelle, Wachttürme



Das römische Grenzwehrsystem in der Nordschweiz.

die im dortigen römischen Mauerstumpf zwei Bauperioden erkennen ließen. Die Ryburg, einen prähistorischen Ringwall, gebrauchten die Römer, um hier eine Specula zu erbauen.

VI. Die Kastelle von Basel- und Kaiseraugst. Jenes ist identisch mit der Neugründung des Augustus = Augusta Rauracorum. An deren Stelle tritt im 3. Jahrhundert im heutigen Kaiseraugst das Castrum Rauracense, das wie Burg bei Stein nach den Untersuchungen von Burckhardt-Biedermann vorgekragte Eck- und Seitentürme besaß. Von Intersse sind aus diesem Kastell zwei Inschriften, die dem Mercurius Augustus gewidmet sind.

VII. Warte in Hard und das Kastell Basilia. Auch diese Warte hatte wie der Römerturm am Pferchgraben bei Rheinfelden Luftzüge, um das Mauerwerk trocken zu halten. In den Jahren 1893 und 1901 wurden zu Basel, und zwar am Münsterplatz, Festungsmauer und Festungsgraben der Römerzeit festgelegt.

stehen im engen Zusammenhang miteinander. Nur so ist es zu erklären, daß das Wehrsystem (= Limes) mit dem Rhein als Festungsgraben zweimal den Nordländern Halt für Jahrhunderte geboten hat. Nach den Forschungen von Keller, Heierli, Burckhardt-Biedermann, Burkart u. a. wird die eidgenössische „Subkommission" keine besondere Arbeit mehr zu bewältigen haben, sondern nur die früheren Ergebnisse nachprüfen und sichern können.

Ein dringendes Bedürfnis ist und bleibt es, daß auf deutscher Seite der Rhein als Grenzstrom der früheren und späteren Römerzeit endlich gewürdigt und die Reste der römischen Verteidigunganstalten von Basel bis Köln auf dem linken Rheinufer systematisch und baldigst festgestellt werden.

Dr. C. Mehlis.

[1]) Vgl. hierzu Näher, Die römischen Militärstraßen in der Schweiz und in Südwestdeutschland. 2. Aufl. 1888. S. 1 bis 5 und Karte I.

Ist der Große Kamerunberg noch tätig?

Die Frage nach dem aktiven Vulkanismus des Kamerungebirges finde ich auf S. 275 des 90. Bandes des „Globus" anläßlich der Besprechung der Simmerschen Vulkanstudie über Afrika (Münchener geogr. Studien, 18. St.) von Walther von Knebel ausdrücklich verneint. An keiner Stelle war bisher der Beweis für eine noch andauernde vulkanische Tätigkeit des Berges gefunden worden, und allgemein galt der Vulkan als völlig erloschen. Auch hält v. Knebel mit Recht die Meeresnähe desselben nicht für beweiskräftig für seine Aktivität (wie Simmer theoretisch folgert), ebensowenig natürlich Mary Kingsleys Angabe, daß der Kommandant von Buea kein Vertrauen in die Ruhe des Berges setze. Ältere Eingeborene erinnern sich auch noch, wie bei einem vor wenigen Jahrzehnten erfolgten Ausbruch die Lava den Berg herunter kam und ihre Felder verwüstete; ihre Erzählungen fanden leider keinen Glauben. Ich erlaube mir aber im folgenden, die Aufmerksamkeit der Geologen und Geographen auf einen in der „Köln. Ztg." (2. Sept. 1906) erschienenen Bericht von Assessor H. Meyer (Kamerun) zu lenken, der es verdient, der ihm drohenden Vergessenheit oder vielmehr Nichtbeachtung entrissen zu werden. (Die ihm beigegebene Marschskizze ist leider ganz ungeschickt.)

Durch zwei im September 1905 und März 1906 aufgetretene Erdstöße veranlaßt, begann Assessor Meyer am 21. April v. J. mit einigen schwarzen, infolge der allgemeinen Furcht vor dem Berggipfel nur mühsam erhaltenen Begleitern von Buea aus am Nordostabhang des Mongo ma Loba seine Wanderung, eben in der Richtung der ihm als „place, where fire come for outside", als Ort, wo Feuer herausgekommen ist, bezeichneten Ausbruchstelle. Am anderen Tage schien sich gleich ein alter Seitenkrater gefunden zu haben (2440 m), der sich aber bei näherer Prüfung als Bergrutsch herausstellte, und nach zwei weiteren Stunden marschierte man über ein ausgedehntes Lavafeld mit auffallend glatter Oberfläche dahin. Dieses hörte plötzlich auf, und nur auf Ermutigung des eingeborenen Führers hin stieg Meyer durch Grasland weiter hinauf. Im folgenden wird der Originalbericht von Interesse sein. „Schon nach 20 Minuten aber begann wieder Lava und tiefe Asche, und kurz darauf hörte ich vor mir den Freudenruf aus zwei Kehlen: »Massa, Massa, fireplace live, he smell, he smell too much (Herr, Herr, hier ist der Krater, er stinkt, er stinkt mächtig).« Atemlos stampfte ich durch die Asche aufwärts, zerteilte das auf der kleinen Anhöhe stehende niedrige Gebüsch, und richtig, da lag an einer Stelle, an der es am allerwenigsten zu erwarten war, das Ziel meiner Sehnsucht, ein regelrechter dampfender Krater. Zwar viel Staat war nicht damit zu machen, denn es war eigentlich nur eine Miniaturausgabe. Was ich sah, war ein genau kreisrundes, etwa 15 m Durchmesser haltendes, gähnendes, schwarzes Loch mit senkrechten Wänden und rings überhängenden schwefligen Rändern, aus dessen Boden unaufhörlich bald schwächer, bald stärker werdender blaugrauer, nach Schwefel riechender Dampf emporstieg. Immerhin war die Tiefe recht beträchtlich, etwa 50 m, wie ich mir nach der Uhr am Aufschlagen hineingeworfener Steine ausrechnen konnte, und jedenfalls war das Dasein einer wenn auch geringen, noch andauernden Tätigkeit des alten Vulkans nunmehr wohl endgültig allen Zweiflern zum Trotz nachgewiesen."

Wie ersichtlich, handelt es sich um einfache Solfatarentätigkeit. Die Stärke der Rauchentwickelung schwankt; Weihnachten 1905 soll sie nach Berichten der Eingeborenen sehr bedeutend gewesen sein, zu anderen Zeiten wieder begnüge sich der Krater damit, sich durch üblen Geruch in Erinnerung zu bringen [1]). Daraus aber auf ein Erlöschen zu schließen, wäre verfrüht. Die gangbaren Handbücher sind hiernach zu berichtigen. Der Krater liegt nach Angabe der Skizze auf 2655 m Seehöhe. Bernhard Struck.

[1]) „Me hear him smell" — „ich höre ihn stinken", lautete der plastische Ausdruck dafür.

Bücherschau.

Schuller, Geografia fisica y esférica de las provincias del Paraguay y Misiones Guaranies. Compuesta por Don Felix de Azara. En la Asunción del Paraguay 1790. Als Band I der Sección histórico-filosofica der Anales del Museo Nacional de Montevideo. Montevideo 1904.

Es ist erfreulich, daß auch in Uruguay jetzt ein größeres wissenschaftliches Leben beginnt. Das unter der Leitung von J. Arechavaleta stehende Nationalmuseum gibt hier als ersten Band seiner Anales ein hochbedeutendes Manuskript aus den Beständen der Nationalbibliothek zu Montevideo heraus. Das Manuskript ist aber keineswegs das einzige über Azaras Reisen handelnde auf dortiger Bibliothek, sondern es liegen mehrere vor, von denen eines 1873 von General Mitre in Buenos Aires veröffentlicht worden ist. R. R. Schuller hat sich der Mühe unterzogen, das andere, dessen Titel oben angegeben ist, herauszugeben. Daß dieses Manuskript von Azara stammt, ist, obwohl es nicht von ihm selbst geschrieben ist, zweifellos, da es von ihm verbessert und unterschrieben ist. Über diese Dinge verbreitet sich die von Schuller gegebene Einleitung S. I bis XXVIII. Sie enthält ein wertvolles Verzeichnis aller von Azara selbst oder aus seinem Nachlaß von anderen herausgegebenen Schriften, im ganzen 17, aus der Zeit von 1801 bis 1873, darunter die beiden deutschen Ausgaben von W. A. Lindau in Leipzig und C. Weyland in Berlin, beide 1810 erschienen; ferner eine Beschreibung des Lebens Felix de Azaras, das am 18. Mai 1746 in Barbuñales in Aragón begann und ebenda am 17. Oktober 1821 endete, dennoch aber reich war an Bewegung, Ereignissen und Schicksalen. Brachte Azara doch volle 20 Jahre, 1781 bis 1801, in dem Stromgebiete des La Plata zu.

Im übrigen finden sich in der Einleitung noch Belege, Briefe und Dokumente aus Walckenaers Ausgabe von 1809 (S. XXIX bis XL); eine Widmung von R. R. Schuller und „Zwei Worte" von demselben über die Schwierigkeiten der Drucklegung des vorliegenden Werkes; eine höchst wertvolle Bibliographie der über die Eingeborenen vorhandenen Literatur, ebenfalls von Schuller; endlich eine sehr umfangreiche Vorrede von Schuller über das in Frage stehende Manuskript, mit Wiederholungen von Karten der La Plataländer, z. B. Paraguay von G. Coeck 1630 aus dem Blaeuschen Atlas; Misiones von Winkler 1744; Paraguay von mehreren Jesuiten, Nürnberg 1700; ein Stück der Originalkarte Azaras; Generalkarte von Paraguay aus Azaras Atlas von 1809; Völkerkarte Südamerikas. Besonders wichtig ist die Erörterung Schullers über die Ethnographie des von Azara bereisten Gebietes (LXXVIII bis CXXXII) mit Übersichtstafel über die Sprachen der Guaycuru-Familie und Verarbeitung alles neuen Materials.

Dann beginnt die Reisebeschreibung Azaras, zunächst wieder mit einer Vorrede von diesem (S. 5 bis 10), weiter mit der Reise nach Villarica (S. 11 bis 44); es folgen dann zehn weitere Reisen, kleinere Streifzüge, zum Teil auch von Untergebenen Azaras (S. 287 bis 439), allgemeine Beobachtungen über das Land, seine Bewässerung, Klima, Pflanzendecke, Tierwelt, Mineralschätze, hauptsächlich aber über die Indianerbevölkerung nach Stämmen, über die Neger, Mulatten, Weißen, über Asuncion und endlich eine Liste der für die Karte von Paraguay als Grundlage bestimmten geographischen Koordinaten. Die gesamte Darstellung ist von zum Teil sehr umfangreichen Fußnoten Schullers durchsetzt und ziemlich reich mit Reproduktionen der dem Manuskript beigegebenen Pläne von Hütten und Dörfern versehen; auch die Indigopflanze und der Paraguay-Teebaum sind abgebildet.

W. Sievers.

Prof. Dr. E. Löffler, Dänemarks Natur und Volk. Eine geographische Monographie. VIII u. 120 S. Mit 39 Illustrationen und Karten. Kopenhagen, Lehmann u. Stage, 1905. 2,80 M.

Die Schrift kommt einem Bedürfnis entgegen; denn in deutschen Werken begegnet man oft um Jahrzehnte veralteten Ansichten und Angaben über dänische Verhältnisse. Mit um so größerer Freude ist es zu begrüßen, daß der Verfasser die ursprünglich für die „Bibliothek der Länderkunde" geschriebene Monographie bis zur Drucklegung fortwährend revidiert und ergänzt und nunmehr selbständig publiziert hat. Die drei Hauptbestandteile Dänemarks (das eigentliche Dänemark, die Färöer, Island) sind der Gliederung des Werkes zugrunde gelegt. In jedem Hauptabschnitte werden erst die Naturverhältnisse, alsdann die Bevölkerungsverhältnisse geschildert; daran schließt sich für das eigentliche Dänemark eine topographische Übersicht. Für Umfang und Darstellungsart war der ursprüngliche Zweck der Schrift maßgebend; aber selbst innerhalb des gesteckten Rahmens wäre es möglich gewesen, die topographische Übersicht wirkungsvoller zu gestalten. Der Satz „Die dänischen Küstenstädte sind fast durchweg Küstenstädte und verdanken ihre Entstehung häufig

einer Burg oder einem Kloster" hätte trotz der in ihm obwaltenden Paradoxie diesem Abschnitt als Motto dienen müssen. Gegenwärtig trägt der Abschnitt an vielen Stellen zu sehr das Gepräge eines Reiseführers, den wir in der Hand des Reisenden ohnedies voraussetzen dürfen. Im „literarischen Wegweiser" gibt Löffler einen wertvollen Nachweis für weitergehende Studien über die geographischen Verhältnisse Dänemarks; der Ausländer wird jedoch den Hinweis auf vorhandene Übersetzungen (S. Müller, Nordische Altertumskunde) oder leichter zugängliche Ausgaben vermissen. Möchten die in dem Buche enthaltenen Angaben zeitgemäße Darstellungen in der deutschen Literatur veranlassen!

Kiel. A. Lorenzen.

A. W. Naue, Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß. LXXXVI und 529 Seiten. Mit Textbildern, 2 Karten und 32 Tafeln. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, 1905.

Der Sohn des bekannten Münchener Prähistorikers Prof. Dr. Julius Naue legt hiermit ein tüchtiges Erstlingswerk dem Kreise der Fachmänner vor. Zugleich bildet die Arbeit die gekrönte Preisschrift der „Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß" und wurde mit Unterstützung der Regierung des Reichslandes gedruckt.

Die Einleitung bildet den Versuch einer prähistorischen Terminologie, die gegenüber der Unsicherheit des sich hier breit machenden Dilettantismus sehr am Platze ist. Ob sie durchdringt, ist eine andere Frage. Bei den Gefäßen hält sich der Verfasser an die klassischen Termini technici, auch an alpine Ausdrücke (Weidling usw.).

Den Hauptteil der Arbeit bildet die nach den Kreisen und auf Grund der literarischen Quellen, sowie eigener Studien (Sammlung Nessel zu Hagenau) verfaßte Beschreibung der Grabhügel-Nekropolen. Lage der Hügel und ihr Inhalt werden genau beschrieben und die Quellen kritisch behandelt. Folgerungen über die Zeit der einzelnen Tumuli werden in dieser Abteilung des Werkes nicht gezogen. Besonders ausführliche Schilderung erhielt der Kreis Hagenau, wo Bürgermeister Nessel von 1870 bis 1900 im „Heiligen Forst" sorgfältige Grabungen unternahm, deren Funde im städtischen Museum zu Hagenau jetzt aufgestellt sind. Aus der Darstellung erkennt man den Reichtum des Elsaß an Denkmälern dieser Art, die bis zur Bronzeperiode hinauf und bis zur La Tène-Zeit herab geben.

Die Abbildungen im Text sind etwas spärlich vertreten. Auf 32 Tafeln stellt die Künstlerhand seines Vaters die wichtigsten Formen der Grabgefäße aus Ton und Metall, der Schmuckringe aus Gagat und Bronze, sowie der berühmten Tonnen-Armwulste aus Gagat und Bronze dar. Der Referent vermißt hier die zierlichen Hallstatt-Fibeln, sowie die bekannten Gürtelplatten aus der Sammlung Nessel. Zwei Karten stellen die Nekropolen im Hagenauer Forst und im Hartwald nördlich der Schweizer Grenze klar und deutlich dar.

Wir begrüßen das inhaltreiche Werk, das einen entschiedenen Fortschritt der behandelten Materie in Stoff und Technik für die Prähistorie im allgemeinen mit sich bringt.

Dr. C. Mehlis.

Rudolf Bielefeld, Die Geest Ostfrieslands. Geologische und geographische Studien zur ostfriesischen Landeskunde und zur Entwickelungsgeschichte des Emsstromsystems. 173 Seiten. 3 Tafeln. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. XVI, Heft 4.) Stuttgart, J. Engelhorn, 1906.

Den größten Teil dieses Heftes (S. 9 bis 67) nimmt die Geologie des ostfriesischen Diluviums ein, die Hydrographie beansprucht die Seiten 68 bis 104, die Physiographie der ostfriesischen Geest wird S. 105 bis 132 abgehandelt. Bei der Klimatologie kommen Winde, Temperatur, Niederschlag und Sonnenschein in Betracht, bei der Pflanzengeographie unterscheidet man das Gebiet der natürlichen Wiesen oder Meeden, die kultivierte und die bewaldete Geest und das Gebiet der Heide und des Kiefernscheidewaldes. In betreff der Tierwelt muß Verfasser zugestehen, daß unsere Kenntnis der Fauna der ostfriesischen Geest noch außerordentlich dürftig ist; ein dürftiger Beitrag über die Käfer dieser Gegend ist alles, was wir in zoologischer Hinsicht besitzen. Anthropogeographisch klebt der Friese an der Marsch, der Niedersachse bevölkert die Geest. Für die Hydrographie wird festgestellt, daß die große Aa die mit geringerem Gefälle ausgestattete Ems zwang in ihrer Richtung zu fließen. Beide flossen vor ihren Vereinigungspunkten zwischen Leschede und Hanekenfähr ursprünglich westwärts und mündeten in der Nähe des Dorfes Brandlecht im Kreise Bentheim in die Vecht, von der die obere Ems demnach einen großen rechten Nebenfluß bildete. Die im Spätvitaglazial an der Ostflanke der hohen Geest liegenden Seen sind allesamt jugendliche Becken äolischer Ausräumung.

Von den drei Karten (ursprüngliche Verbindungen der Oberems und Hase mit der Vecht, Urvecht und Urems, die glazialen Stromtäler der Weser) dürfte namentlich die letzte interessieren.

Halle a. S. E. Roth.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Ameisen und Pflanzen. Rutger Sernander hat in einer größeren Arbeit (Kgl. Svenska vetensk. handl., Bd. 41, 1906) darauf hingewiesen, daß bei der Pflanzenverbreitung die Ameisen eine weit größere Rolle spielen, als man anzunehmen geneigt ist. Als älteste Quelle, daß diese Tiere Samen sammeln und fortschleppen, hat die Bibel zu gelten (Sprüche Salomonis VI, 6 bis 8). Wissenschaftlich wurden die Beobachtungen aber erst von Interesse, als man entdeckte, daß gewisse Samen besondere Eigenschaften oder Organe besitzen, durch die sie die Aufmerksamkeit der Ameisen erregen, und denen sie also ihre Verbreitung verdanken. Verfasser will die Pflanzen, deren Samen oder Verbreitungseinheiten wegen besonderer Eigentümlichkeiten der Organisation von Ameisen aufgesucht und transportiert werden, Myrmekochoren nennen. Meist wiesen diese Samen ein eigentümliches fettes Öl in Gestalt eigener Gebilde auf, die er Elaisome benennt. Von verschiedenen Seiten sollte eine Art Mimikry bei diesen Samen vorliegen, sie sollten Insekten nachahmen, doch liegt bisher kein bestimmtes Zeugnis dafür vor, daß Mimikry an und für sich eine Ameisenart dazu verlocken könnte, eine Verbreitungseinheit zu transportieren. Dabei sind die Ziffern für die transportierten Samen recht beträchtlich. Verfasser berechnete für jeden Ameisenstaat im südlichen Schweden 36480 Stück, gibt aber selbst zu, daß diese Zahl in eminentem Grade nur als eine Minimumzahl zu betrachten ist. Wenn sich auch die Beobachtungen gewissermaßen erst in einer Art Anfangsstadium befinden, so vermochte doch Sernander Transporte über 10 m und weiter zu registrieren. Ob nun aber 10 oder 70 m erreicht werden, jedenfalls steht fest, daß nach dem Zeugnis der obigen Ziffer die Verbreitung der Mutterpflanze und für sie eine äußerst wichtige sein muß. Zunächst erstrecken sich diese Untersuchungen nur auf europäische Verhältnisse. Dabei zeigte sich ökologisch, daß mit Ausnahme von Rosmarinus und einigen Euphorbia-Arten unter den Myrmekochoren keine Holzgewächse sich befinden; wir haben es — auch Wasser- und Salzpflanzen scheiden aus — mit Wald- und Ruderalbewohnern zu tun, denen sich eine kleine Gruppe Felsenpflanzen anschließt. Aber jedenfalls haben wir es bei unseren Myrmekochoren nur mit einem Teile derjenigen zu tun, die an verschiedenen Enden unserer Erdkugel ausgebildet worden sind. Unsere Myrmekochoren gehören hauptsächlich zu den Schattenpflanzen und steuern so einen Typus zu den Verbreitungsvorrichtungen bei. Interessant ist auch folgender Hinweis. Die Waldtypen, die jetzt die Hauptgruppe der Myrmekochoren hegen, leben, wenigstens von der älteren Tertiärzeit, in den ungeheuren Gebieten unserer Erde fort; in ihren Überbleibseln, dem Bernstein, finden sich bekanntlich auch Ameisen. Wahrscheinlich haben also diese damals bereits dieselbe Rolle gespielt, die heute unseren Formiken zufällt. Ob nicht die Tropen mit ihren Scharen Ameisen in dieser Hinsicht noch interessante Aufklärungen bringen werden? Sernander erinnert dabei an die Beobachtung von Otto Kuntze, daß Samen von Carica Papaya von Ameisen transportiert werden; hier tritt der erste Baum in unserer ökologischen Gemeinschaft auf. Im Vergleich mit anderen verbreitungsbiologischen Typen haben wir es in der Myrmekochorie wohl mit einer sehr jungen Eigenschaft zu tun.

— Zwergwuchs in den Alpen. Neuerdings schreibt man so viel über die im Innern Afrikas lebenden Pygmäen, daß es angebracht scheint, auf sieben Zwerge hinzuweisen, die Schmolck (Virchows Archiv f. pathologische Anatomie, Bd. 187, 1907) aus dem Samnauer Tal, einem Nebental des

Inntales, beschreibt. Man zählt dort nur 356 Einwohner in sechs Ortschaften in 1500 m bis 1800 m Höhe. Die Zwerge stammen sämtlich von zwei Geschwistern ab, vor dem Jahre 1873 ist ein derartiger Zwergwuchs dort nicht beobachtet worden. Neuerdings scheuen sich die Talbewohner, eine Ehe mit einem Gliede dieser Familien einzugehen aus Furcht, ihre Nachkommenschaft möge auch zu Zwergen degenerieren. Dafür, daß man es mit echtem Zwergwuchs zu tun hat, zeugt der vollkommen ebenmäßige Körperbau, das Fehlen aller Knochenverbiegungen und -Auftreibungen, der Mangel an Intelligenzdefekten; höchstens erscheinen einzelne in ihrem Wesen etwas zu kindlich und zu wenig selbständig. Die Schuld an dem Vorkommen des Zwergwuchses dürfte den vielen Verwandtenehen zuzumessen sein, die seit unerdenklicher Zeit in dem abgelegenen Tale geschlossen sind. Erschwerend fällt der Umstand freilich ins Gewicht, daß im benachbarten Unter-Engadin protestantischer Glaube herrscht, wodurch Ehen zwischen den Bewohnern der benachbarten Täler so gut wie ausgeschlossen sind.

— Radloff-Festschrift. Am 18. Januar beging der Akademiker Dr. Wilhelm Radloff seinen 70. Geburtstag. Zu dem Festtage wurde von den Akademikern Herren Salemann und Oldenburg und den Assistenten des Ethnographischen Museums der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, den Damen Frau Petti, Frl. Romanoff und den Herren L. Sternberg, B. Adler und J. Ludewig, dem Jubilar eine Festschrift überreicht. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, von denen der erste, vom Akademiker Salemann verfaßt, die bedeutendsten Arbeiten des Jubilars auf linguistischem und ethnographischem Gebiete aufzählt. Die imposante Zahl von 100 Titeln, die meistens dickbändige Werke umfassen, ist weitaus nicht vollständig. Aus diesem Verzeichnis, das chronologisch geordnet ist, kann der Leser erkennen, wie die Arbeitskraft und das Arbeitsfeld Dr. Radloffs sich entwickelte. Als junger Doktor nach Sibirien gelangt, gewann der Forscher das Gebiet der Türkologie lieb, dem er auch sein ganzes Leben treu blieb. Das Buch „Aus Sibirien", das „Wörterbuch der Türksprachen", die Arbeiten der Orchonexpedition bleiben wichtige Marksteine in der Literatur über Asien. — Der zweite Teil ist dem ethnographisch-anthropologischen Museum der Akademie, dem der Akademiker Radloff als Direktor vorsteht, gewidmet. Dieser Teil enthält eine ausführliche Geschichte der Verwaltung der letzten zwölf Jahre, die Dr. Radloff Direktor war. In dieser kurzen Frist seiner langen, beinahe 200jährigen Existenz ist das Museum eines der reichsten Institute dieser Art geworden. Die Abteilungen der Aino, der Tschuktschen, der Jenissei-Ostjaken und Samojeden können als die reichsten Schatzkammern für das Studium dieser Völker dienen. Die anthropologische Abteilung mit vielen wertvollen Exemplaren von menschlichen und tierischen Mißgeburten, die reiche Rezentschädelsammlung (etwa 1300 Stück), ebenso die archäologische mit vielen Funden aus dem russischen Neolithikum wie aus der Kupfer- und Bronzezeit Westsibiriens ergänzen die Sammlungen aus dem Gebiete der Völkerkunde. Das riesige Wachsen des Museums macht die Frage eines neuen Raumes brennend, doch wer den geschichtlichen Teil der Festschrift gelesen hat, muß davon überzeugt sein, daß ein Enthusiast wie Dr. Radloff seinem Institute Mittel und Raum schaffen wird: man braucht sich nur dessen zu erinnern, daß Dr. Radloff die Verwaltung des Museums mit einem jährlichen Budget von 1500 Rubel übernommen und es auf etwa 12000 Rubel gebracht hat. — Indem man dem greisen Forscher ein langes und gesundes Leben wünschen mag, muß auch seinem Museum Gedeihen und stetes Blühen gewünscht werden. r.

— Über den Selbstmord bei Naturvölkern besitzen wir verschiedene wertvolle Abhandlungen von Dr. R. Lasch. Neue Beiträge zum Selbstmord bei den Negern finden wir in dem Werke von A. G. Leonard, The Lower Niger and its Tribes, S. 258 ff. (London 1906). Die Vorstellung, daß bösartige Geister in den Menschen fahren, ist auch am unteren Niger allgemein; es gehen daher Kranke und selbst Gesunde zugrunde nur in dem Wahne, daß ein Dämon sie besitzt, alle Hoffnung hört auf, und der Mann stirbt. Auch der Selbstmord erfolgt unter solchen Vorstellungen. Er ist im Braßdistrikte etwas Gewöhnliches, und eine Methode besteht darin, daß der Selbstmörder den Atem so lange anhält, bis er stirbt. Auch wird der Tod durch Verweigerung von Nahrungsaufnahme herbeigeführt. Der Verfasser führt auch einen Fall an, wo Heimweh die Ursache des Selbstmordes war. Bei dem leicht erregbaren Ijostamme kommt Selbstmord sehr häufig und aus den nichtigsten Ursachen vor. Ein Mann, dem sein Weib Vorwürfe machte, trank zwei Flaschen Schnaps und erhängte sich an einem Baume. Auch ein Fall wird erzählt, wie ein Neger seine Geliebte, die ihm nicht in sein Dorf folgen wollte, diese und sich selbst erschoß. Ein anderer Fall zeigt, daß auch verletztes Ehrgefühl zu Selbstmord treibt. Ein junger Efik in Old Calabar beging Selbstmord, weil er des Diebstahls in einer Faktorei unschuldig angeklagt war. Abweichend von den übrigen Stämmen in Lower Nigeria verabscheuen die Ibo den Selbstmord und verachten den Selbstmörder.

— Die persischen Häfen Buschir und Bender Abbas. Unter der Führung von A. H. Gleadowe-Newcomen war im Winter 1904/05 eine von der indischen Regierung ausgesandte Mission zum Studium der wirtschaftlichen, der Verkehrs- und Handelsverhältnisse des südöstlichen Teiles von Persien tätig. Über ihre Tätigkeit, ihre Erfahrungen und Vorschläge ist im vorigen Jahre in Kalkutta ein offizieller Bericht erschienen („Report on the British Indian Commercial Mission to South-Eastern Persia during 1904—1905"), dem einiges über die beiden Haupthäfen am Persischen Golf, Buschir und Bender Abbas, entnommen sei.

Buschir beherrscht zurzeit die Einfuhr über See nach dem südlichen Persien, und das ist deshalb wunderbar, weil es alle erdenklichen Mängel besitzt, die ein Hafen nur aufweisen kann, und nichts bisher getan worden ist, sie abzustellen. Vom Innern durch einen Gebirgswall abgeschnitten, ist es von Schiras mehr getrennt als mit ihm verbunden durch die denkbar schlechteste Straße. Die einzige Gastlichkeit, die dieser Haupthafen Persiens dem Seeverkehr darbietet, ist die einer offenen Reede, die von der Stadt durch 5 km breite Untiefen geschieden ist, und einer Außenreede 10 km vom Strande, wo alle Schiffe ankern müssen. Und dieser Ankerplatz ist plötzlichen Schneestürmen ausgesetzt, die das Entladungsgeschäft gefährlich und oft unmöglich machen und die Schiffe manchmal zwingen, die offene See zu suchen, um nicht an die Küste geworfen zu werden. Es wäre aber nach dem Bericht nicht schwierig und übermäßig teuer, durch die Baggerung eines Kanals durch die Barre einen guten Hafen zu schaffen. Heute sind zwei Umladungen zu riskieren: eine zwischen dem Schiff und dem Zollkai und eine zweite zwischen Buschir und Schief. In Schief liegen die Güter am Strande den Unbilden des Wetters ausgesetzt oftmals wochenlang und warten auf die souveränen und unzureichenden Bootsleute, die ihnen dann noch unendlichen Schaden zufügen und sie nicht selten brandschatzen oder über Bord werfen. Auch die belgische Zollverwaltung in Buschir tut dem Bericht zufolge durch ihre Handhabung der Geschäfte alles, um den Handel zu erschweren.

Bender Abbas dagegen ist der beste und am bequemsten gelegene Hafen des Golfes, mit Ausnahme von Ahwas. Es ist die natürliche südliche Ein- und Ausmündung für den Handel nicht nur Südostpersiens, sondern auch für den ganzen gewaltigen Landstrich zwischen Herat und Jesid, Meschhed und Bampur. Die Reede ist ziemlich gut und könnte durch Baggerung und Errichtung einer Mole und eines Kais zu einem wirklich schönen Hafen gemacht werden, wo die Schiffe in aller Sicherheit vor der durch die Südostwinde bewirkten Brandung ankern, laden und löschen könnten. Infolge der mangelhaften Provinzialverwaltung ist gegenwärtig die Unsicherheit auf den ins Innere führenden Straßen so erheblich, daß die natürlichen Vorzüge von Bender Abbas nicht zur Geltung kommen.

— K. Kastner schildert den Einfluß offener Gewässer auf den Grundwasserstand (Mitt. d. k. k. geogr. Gesellsch. in Wien, Jahrg. 49, 1906). Bis jetzt nahm man an, daß der Grundwasserspiegel tiefer als der Fluß- oder Seewasserspiegel ist. Liegen diese drei im gleichen Niveau, so läßt sich der Zusammenhang zwischen ihnen leicht nachweisen. Liegt der Spiegel des Grundwassers höher als der Fluß- oder Seespiegel, so wird ein Teil des Grundwassers zutage treten und in das offene Wasser sich ergießen, und ein anderer Teil wird als Quelle im Flusse oder See aufsteigen. Das offene Wasser bildet aber für eine tiefer liegende Partie des Grundwassers die Basis, und mit dem Steigen und Fallen der letzteren steigt oder fällt zunächst jene tiefer liegende Partie, die dann auch das höher gelegene Grundwasser entsprechend hebt oder senkt. In allen Fällen können der Zusammenhang, die Größe und die Ausdehnungssphäre zwischen Fluß- oder Seewasser einerseits und Grundwasser andererseits auf die einfachste Weise durch entsprechende Messung der Spiegelhöhen festgestellt werden. Bei der Regulierung der Ströme wird das Flußbett in der Regel eingeengt. Diese Einschnürung bedingt ein schnelleres Abfließen des Wassers, eine intensivere Schotterabfuhr und infolgedessen eine Tieferlegung des Flußbettes. Dadurch wird die absolute Höhe des Flußwasserspiegels kleiner, die Basis des Grundwasserstromes

wird erniedrigt, somit sinkt entsprechend auch der Spiegel des Grundwasserstromes. Bei Hochwasser wird ferner, auch wenn noch nicht die Ufer überflutet werden, das Stauwasser von unten in die Keller hinaufgepreßt, wobei die verschiedenen Krankheitserreger aus der Tiefe mit hinaufgespült werden, und von wo sie dann weiter wandern und ihre verderblichen Wirkungen äußern. Am Ufer ist die Stauung stärker als weiter ab; so spielen sich denn auch die Epidemien fast durchweg zu Beginn an den Ufern der Ströme ab und treten von dort aus ihren verhängnisvollen Weg an.

— Das Ergebnis einer eingehenden Untersuchung des sog. Tuburi-Wasserweges veröffentlichen Kapitän d'Adhémar und Schiffsfähnrich Andoin in den „Renseignements coloniaux" des „Bull. du Com. de l'Afrique française" für Dezember 1906. Man kennt die Bedeutung, die in französischen kolonialen Kreisen der Frage, ob und inwieweit jener Weg die Verbindung des Tsadseegebietes mit dem Meere verkürzt und verbilligt, beigelegt wird, und entsinnt sich der Expedition Lenfants von 1903/04, die jene Frage klären sollte, die aber mehr ein geographischer Entdeckungszug gewesen ist als eine systematische hydrographische Untersuchung. Deshalb beauftragte mit einer solchen der Militärkommandant die genannten beiden, durch ihre Forschungen über den Tsadsee vorteilhaft bekannt gewordenen Offiziere während der Schwellzeit der in Betracht kommenden Gewässer Logone und Tuburi. Die Instruktion umfaßte: Untersuchung der Verbindung zwischen Logone und Tuburi, die Lenfant 1903 mit seinem Boote befahren haben wollte; Untersuchung des Tuburisumpfes; Feststellung eines Punktes am Mao Kebbi unterhalb der Fälle, der für das Umladen der Güter am geeignetsten wäre. Diese Aufgabe wurde von Anfang August bis Mitte Oktober 1904 mit aller wünschenswerten Gründlichkeit gelöst. Das Ergebnis war kurz folgendes. Wie schon Hauptmann Dominik beobachtet hatte, trennt eine Bodenschwelle den Logone von Tuburisystem. Um diese mit 60 cm tief gehenden Fahrzeugen zu überwinden, wäre vorauszusetzen, daß der Logone um 1 m höher steigt als im August 1904. Das könnte aber nur ein Ausnahmefall sein, und die beiden Offiziere meinen, daß das vielleicht nie der Fall ist. Aber auch das Resultat des Studiums des Tuburi ist nicht sehr tröstlich. Aus der beobachteten schwachen Wasserbewegung nach Westen geht hervor, daß die Tuburisenke zum System des Mao Kebbi, d. h. des Benuë, gehört. Für Böte mit 60 cm Tiefgang ist die Benutzbarkeit beschränkt und nicht auf dem ganzen Tuburi möglich. Infolgedessen schlagen die beiden Offiziere vor, die Lasten mit Dampfern nur bis Trene am Mao Kebbi, oberhalb Lere und unterhalb der Fälle, zu schaffen und sie von da auf dem Landwege durch Tragtiere oder Träger zum Logone zu befördern, auf dem wieder der Schiffstransport beginnt. Allerdings ist auch hierbei zu bedenken, daß der Mao Kebbi in gewöhnlichen Jahren nur zwei Monate, August und September, offen steht. Ob unter diesen Umständen der Benuëweg den Franzosen viel nützt, bleibt noch abzuwarten. Erwähnt sei, daß die große Fulbestadt Binder, die für die Stellung von Trägern Bedeutung hat, nach den Bestimmungen der Ostkamerun Grenzexpedition in der Tat, wie schon Loefler und Lenfant behauptet hatten, südlich des 10. Grades nördl. Br., d. h. auf französischem Gebiet liegt. Im übrigen erscheint Lenfants Glaubwürdigkeit leider wieder in einem trüben Lichte. Bereits Hauptmann Stieber hatte festgestellt, daß er entgegen seinen Angaben die Strecke zwischen dem Nordende des Tuburi und dem Logone nicht in ununterbrochener Bootfahrt zurückgelegt hat, sondern daß er dort Boot und Lasten größtenteils hat tragen lassen. Lenfant, der gegenwärtig wieder in Afrika ist, wird nicht umhin können, sich nach seiner Rückkehr über diese Angelegenheit zu äußern.

— Bei dem Vergleich der glazialen Erscheinungen im Odenwald mit den typischen Glazialerscheinungen kommt Wilh. Becker (Progr. d. Gymn. Offenbach a. M. 1906) zu dem Resultat, daß sich ein wesentlicher Unterschied zwischen denen in Schwarzwald und Vogesen mit denen des Odenwaldes ergibt. Da nach Penck Grundmoränen mit Gletscherschliffen nur ausschließlich und allein von Gletschern gebildet werden und einem Gletscher angehören müssen, kann bei ihrem notorischen Fehlen eine Vergletscherung im Odenwald nicht stattgefunden haben. Dadurch wird das Bild der Eiszeit der oberrheinischen Gebirge aber mehr und mehr zu einem einheitlich harmonischen. Was die im Odenwald zutage tretenden Gebilde anlangt, so mögen viele als pseudoglaziale im Sinne von Penck und Blanckenhorn zu erklären sein. Das eine ist jedenfalls sicher, die Gebilde sind in der mitteldiluvialen Zeit unter dem Einfluß der Haupteiszeit, die auch in Europa ungleich größere Niederschläge und, besonders im Winter, niedrigere Temperaturen erzeugte, entstanden, vielleicht vermochten die mächtigen Schneemassen, die infolgedessen die Höhen bedeckten und wohl zum Teil nicht abzuschmelzen imstande waren, ähnliche Wirkungen auszuüben wie die Gletscher.

— Pflanzenformationen von Transvaal und Rhodesia. Wenn auch Rhodesia durch die Energie von Cecil Rhodes ziemlich aufgeschlossen ist, so unterblieb doch bisher die botanische und pflanzengeographische Erforschung des Landes so gut wie gänzlich. A. Engler lernte nun auf einer Reise nach Südafrika an den Victoriafällen des Sambesi einen großen Teil dieses Gebietes persönlich kennen und berichtet jetzt darüber mit seinem durch frühere Reisen in Südafrika geschärften Blick (Sitzungsber. d. kgl. preuß. Akademie d. Wissensch., 1906, Nr. 51 bis 53, S. 866 bis 906). Die Erforschung von Englisch- und Deutsch-Ostafrika wie des nördlichen Rhodesia hat immer mehr die Zusammengehörigkeit dieser Gebiete zueinander, sowie auch zu Angola und Benguela und einem großen Teil von Deutsch-Südwestafrika ergeben; ähnlich ist die Flora von Natal mit der von Mosambik und des Sansibarküstengebietes verwandt. Hier und da herrschen gewisse Artengruppen vor, andererseits gehen einzelne Arten durch mehrere Unterperioden hindurch. Anklänge an Natal sind gering. Baum- und Buschsteppe sind mit dem Trockenwald die häufigsten Formationen, abwechselnd mit Grassteppen in Transvaal und Halbstrauchsteppen im Maschonaland. Bei der Halbstrauchsteppe ist auffallend, daß viele der Halbsträucher zu Gattungen gehören, deren Arten wir sonst mehr oder weniger kräftigen baum- oder strauchartigen Wuchs annehmen sehen. Im Maschonahochland und im Matabelehochland wie auch im mittleren Transvaal haben wir ein ausgesprochenes Winterxerophytenklima, das Steppen- und Trockenwälder bedingt. Die Baumvegetation wird in tieferen Lagen reicher, sie trägt aber auch dort mit wenigen Ausnahmen den Stempel der längeren winterlichen Trockenheit. Die stärkere Erwärmung in den Frühlingsmonaten genügt ferner, um die in den Rhizomen und Zwiebeln, den mehr oder weniger über die Erde tretenden Grundstöcken der Halbsträucher oder die in den Stämmen enthaltenen Wassermengen in Bewegung zu setzen und den schon vorher angelegten Blütenknospen zuzuführen. Im einzelnen führt dann Engler seine Beobachtungen aus über die Vegetationszonen am Fuße der Magalisberge, am Westrande des südafrikanischen Gebirgslandes zwischen Mafeking und Bulawayo, über die Vegetationsformen des Matabelelandes und im östlichen Sambesia. Den Schluß machen die Vegetationsformen des Maschonalandes und die des Abfalles des Gebirges bis zur Küstenebene.

— Untersuchungen über Abstammung und Heimat der Negerhirse stellte Paul Leeke an (Zeitschr. f. Naturwissensch., Bd. 79, 1907). Das Pennisetum americanum (L.) K. Schum. gehört zu den wichtigen Cerealien. Nicht nur der gesamte afrikanische Kontinent wird von ihm eingenommen, sondern auch in Arabien, Afghanistan, Vorderindien, wie in den Gebieten des Khasiagebirges in Hinterindien und in Westindien ist die Kultur dieser Getreidepflanze verbreitet. Trotzdem wissen wir über den Ursprung der Art, über die wildwachsende Stammpflanze und dementsprechend über ihre Heimat bisher nichts Genaueres. In bezug auf die elementarsten Fragen sind wir hier so weit unterrichtet, als ganz allgemein Afrika als Heimat angesehen wird. Der bekannte Monograph der Getreidepflanzen hat zwar die Negerhirse in ihrer Gesamtheit vorzüglich charakterisiert, war jedoch nicht in der Lage, genauere Angaben über die Kulturformen zu machen. Verfasser unterzog zunächst das gesamte Genus einer monographischen Bearbeitung, da nur so ein Einblick in die Formenkreise der als Stammpflanze der Negerhirse in Betracht kommenden Arten zu erzielen war. Als sicheres Ergebnis der trefflichen Untersuchungen ergibt sich dann, daß die Negerhirse nicht, wie die übrigen Cerealien, ja wie alle übrigen bekannten Kulturpflanzen, monophyletisch ist, d. h. auf eine wilde Stammform zurückgeführt werden kann, sondern daß sie aus der Blutmischung — so der Verfasser! — einer ganzen Anzahl wohl charakterisierter und im tropischen Afrika einheimischer wilder Formen entstanden ist. Weitere Forschungen in dieser Hinsicht dürften wohl noch Erweiterungen dieser Ansichten, ja vielleicht geringe Modifikationen derselben ergeben, aber an der Richtigkeit der Leekeschen Behauptung dürfte nicht zu rütteln sein. — Die Arbeit erschien auch als Hallesche Doktorarbeit.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 11. BRAUNSCHWEIG. 21. März 1907.

Land und Leute von Mpororo.

(Nordwestecke von Deutsch-Ostafrika.)

Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

IV (Schluß).

Ich wende mich jetzt zu einer kurzen Schilderung der Wahimabekleidung. Die Männer trugen ursprünglich Felle in der bei den Wapororo beschriebenen Art, jedoch sieht man sie bei den Wahima nur noch selten. An ihre Stelle sind Stoffe getreten, die teils auf der rechten Schulter zusammengeknotet so getragen werden, daß beide Arme, teils so, daß nur ein Arm frei bleibt. Bevorzugt wird der blaue Stoff (kariki) oder auch weißer (merikani), die aber mit Ocker und Butter eingerieben werden, so daß von der ursprünglichen Farbe nichts mehr zu erkennen ist. Wohlhabende nehmen auch gern die teueren buntdurchwirkten Tücher (kitambi, vgl. Abb. 16, Watussi), die $2^1/_2$ bis 3 Rup. kosten im Gegensatz zu den anderen Stoffen zu 1 Rup. Unter diesem Überwurf wird ein kleineres Tuch um die Lenden geschürzt. Die in Abb. 16 bei den 3 bis 4 Tage südlicher wohnenden Watussi (Wahima) sichtbare reiche Stoffbekleidung ist darauf zurückzuführen, daß kurze Zeit vorher dort eine Händlerkarawane aus Bukoba Vieh gegen diese Stoffe eingetauscht hatte. Die Tracht der Weiber besteht aus einem Unterkleid in Gestalt eines weich gegerbten und mit Butter und Ocker eingeriebenen Rinderfelles und einem großen Tuche (früher auch Fellüberwurf), das die Weiber so über den Kopf schlagen, daß (vgl. in Abb. 15 die beiden Weiber links) nur ein kleiner Teil des Gesichts frei bleibt und man beim besten Willen nicht feststellen kann, ob man ein junges, hübsches Weib oder ein älteres Semester vor sich hat.



Abb. 19. **Wahimakinder.**

Die Felle sind übrigens sehr sorgfältig weich gegerbt, werden mit der behaarten Seite nach innen getragen und zeigen besonders bei den vornehmen Wahimafrauen als Schmuck eine sehr sorgfältig ausgeführte schachbrettförmig angeordnete Näharbeit, die darin besteht, daß etwa 7 cm lange rhombenförmige Fellstücke herausgeschnitten und an ihre Stelle andersfarbige Fellstücke eingenäht werden. Auf meine Fragen, wer das Fell hergerichtet habe, antworteten mir die Wahimafrauen, sie hätten es selbst getan. Das ist aber nur zum Teil richtig; denn alle grobe Arbeit wird durch die Wapororo bewerkstelligt, und die Wahimafrauen führen nur zum Schluß die Näharbeit aus. Genau so verhält es sich auch mit den hölzernen Milchgefäßen, die mit Ockererde gefärbt und hübschen, am Halse und am Bauche eingebrannten Mustern die einzige Zierde der Hütte bilden. Auch hier behaupteten die Wahimafrauen, daß sie das ganze Gefäß hergestellt hätten. Es wird aber von besonderen Handwerkern unter den Wapororo (Wanjambo) in langer mühsamer Arbeit mit drei verschiedenen Instrumenten aus einem massiven Holzblock herausgeschnitten und ausgehöhlt; von den Wahimafrauen hingegen wird nur die Färbung und Musterung ausgeführt.

Die Erfahrung macht man dort draußen bald, daß brauchbare Resultate bei Nachforschungen nur zu erzielen sind, wenn man immer und immer wieder in ganz

verschiedenen Dörfern den Leuten dieselben Fragen vorgelegt, und zwar möglichst nur den Dorfältesten. Denn Antworten bekommt man auf seine Fragen schnell; ob sie aber richtig sind, kann man erst durch wiederholtes Kontrollieren feststellen. Am gewissenhaftesten und sorgfältigsten in diesem Punkte ist wohl Hauptmann Merker bei der Erforschung der Masai verfahren.

Erheblich vernünftiger gekleidet gehen die Wahimamädchen, die sich ein Ziegenfell oder zum Teil auch schon Stoffstücke auf der rechten Schulter zusammenknoten oder um die Hüften binden, beide Arme und die Brust frei lassend.

Die Wahimakinder endlich, die zum größten Teil recht hübsch sind und lebhaft an die Somal und Galla erinnern, tragen bis zum 5. oder 6. Jahre keine Kleidung (Abb. 19), alsdann ein kleines Fell oder auch einen Zeugstreifen nach Art der jungen Mädchen (s. Abb. 13).

Als Schmuck tragen die Männer Stirnbinden; um Hals, Arme, Handgelenke und Knöchel Ringe aus dünnem Kupferdraht, in die häufig noch einzelne Perlen eingeflochten sind; seltener auch Perlenketten (weiße Perlen bevorzugt). Ganz vereinzelt sah ich an dünner Schnur um den Hals getragen 2 bis 3 cm große kugel- und zylinderförmige, mit kleinen roten und weißen Perlen in hübschen Mustern von den Wahimaweibern bestickte Gegenstände (wieder ein Anklang an die Masai), vgl. Abb. 12, beim Onkel des Sultans Kissilerobo. Ein ganz eigenartiger und seltener Schmuck ist die in Abb. 20 an dem mittleren Mtussi auf der Brust sichtbare Tasche; sie dient zur Aufbewahrung von Tabak und Pfeife, ist aus Gras sehr sorgfältig geflochten, hängt an einem Fellstück um den Hals und ist zu beiden Seiten mit je vier aus Fischotterfellen gedrehten Schwänzen verziert. Nach Aussage des Besitzers ist die Tasche von noch einige Tagemärsche weiter südlich lebenden Watussi eingetauscht (wahrscheinlich vom Kiwuseegebiet).

Ein anderer häufiger Watussischmuck, wie ich ihn in Mpororo nur ganz vereinzelt gefunden habe, sind kugel- und zylinderförmige, aus Pflanzenfasern zusammengerollte Ballen von 2 bis 5 cm Länge, die an gleichfalls aus Pflanzenfasern gedrehten Schnüren um den Hals getragen werden. Als Amulette werden, wie bei den Wapororo (Wanjambo), jedoch in nur geringer Anzahl, an Schnüren aufgereihte kleine Holz- und Knochenstücke, zuweilen auch kleine Schaf- und Ziegenhörner um den Hals getragen.

Der Schmuck der Weiber besteht wie bei den Männern aus wenigen Perlenketten um Hals und Handgelenke, aus dünnen geflochtenen Kupferringen, zuweilen auch dickeren eisernen Armringen und aus zahlreichen (150 bis 250) dünnen geflochtenen eisernen Ringen um die Knöchel, die bis fast zum Wadenansatz heraufreichen; bei vornehmen Wahimafrauen auch in Kupferringen. Amulette werden in derselben Art wie bei den Männern, nur in größerer Anzahl, um den Hals getragen. Am wenigsten Schmuck tragen die jungen Mädchen, als wüßten sie, daß sie es nicht nötig haben. Nur vereinzelte Perlenketten um den Hals, daneben die Amulette. Arme, Hand- und Fußgelenke sind frei.

Die Kinder schmücken sich mit Perlenketten um Hals und auch um Handgelenk, zuweilen auch mit eisernen und kupfernen Ringen um Hand- und Fußgelenke. Die Amulette werden auch hier in der üblichen Weise getragen, nur sieht man merkwürdigerweise gerade bei kleinen Kindern besonders zahlreiche und große Holzamulette. (Vgl. das gähnende Kind in Abb. 15.)

Recht verschieden sind die Haartrachten der Wahima. Bei den Männern sehen wir kurz rasiertes Haar (Abb. 10 und 12), zum Teil nur, und zwar spiralförmig ausrasiertes Haar, wie in der Abbildung der Wapororo (7) sichtbar ist, ferner halblanges, leichtgewelltes Haar (Abb. 16) und endlich bei den Watussi hochstehendes struppiges Haar (Abb. 21, links), das aber ganz weich bleibt im Gegensatz zu dem krausen, harten Negerhaar. Genau dieselben Abweichungen finden sich in der Haartracht der Frauen. Wir sehen ganz abrasiertes oder



Abb. 21. **Watussi. Haartrachten und Narben.**

spiralförmig ausrasiertes oder halblanges wirres Haar; ferner, allerdings seltener, in lange dünne Strähne geflochtene Haare. Es scheint also wie bei uns dies ganz dem Geschmack der Wahimadamen anheimgestellt zu werden. Nur eins ist allgemeine Sitte, daß nämlich das junge Mädchen am Tage der Hochzeit sich das Haar abrasieren oder spiralförmig ausrasieren läßt. Ganz eigenartig und interessant ist die Haartracht der jungen Mädchen; fast alle, mit ganz wenigen Ausnahmen, flechten sich mit Hilfe von Butter das Haar in lange dicke Strähnen, die ihnen häufig über Augen und Ohren fallen. In diese Flechten sind zum Schmuck Kaurimuscheln und Perlen eingeflochten, was den jungen Damen gar nicht übel steht. Sehr häufig ist noch von Ohr zu Ohr eine handbreite Stelle ausrasiert oder kurz geschoren.

Als ich nach einem Zeitraume von 4 Monaten wieder an dem Dorfe des Sultans Kissilerobo vorbeikam, hatten sich die auf Bild 14 sichtbaren jungen Mädchen an Stelle ihrer Kaurimuscheln die von mir zurückgelassenen Sodorpatronen eingeflochten, was nach ihrer Ansicht noch hübscher aussah.

Die Haartracht der Kinder ist aus Abb. 19 ersichtlich.

Eine weitere auffallende und charakteristische Eigenart der Wahima (Watussi) ist die nur bei Männern angewandte Tätowierung. Ich habe sie schon bei den Wapororo (Abb. 8) als Nachahmung der Wahimasitten erwähnt. Da ich diese eigenartige Ornamenttätowierung bei keinem anderen Volksstamm beobachtet habe, so ist vielleicht die Folgerung richtig, daß sie mit zu den Kennzeichen hamitischer Abstammung gehört. Die $^1/_2$ bis 1 cm hohen Tätowierungen sind nicht mit dem Messer, sondern mit Feuer ausgeführt (Abb. 21 und 22).

Die Bewaffnung besteht aus einer Lanze,' deren Schaft infolge des Holzmangels recht dürftig ist und erst bei den Watussi besser wird. Das sehr sorgfältig ausgearbeitete, etwa 25 cm lange, schmale, in eine schlanke Spitze auslaufende Blatt ist scharf geschliffen und zeigt 2 Blutrinnen. Eine Abweichung in der Form des Blattes sehen wir bei den Watussi (Abb. 16), wo die Blätter nicht in eine schlanke Spitze auslaufen, sondern das gleichmäßig breite Blatt sich erst im letzten Augenblick stumpfwinkelig zuspitzt. Ferner führen Wahima und Watussi etwa 1,60 m lange Bogen und gefiederte Pfeile nach Art der Wapororo (Wanjambo), deren eiserne Spitzen mit Widerhaken versehen sind. Ferner haben die Wahima geflochtene, 40 bis 50 cm lange und 35 cm breite Schilde, die in der Mitte einen hölzernen Buckel zeigen. Bei vornehmen Wahima ist dieser mit schmalen langen Lederstreifen, an denen häufig noch Perlen oder kleine Amulette befestigt sind, geschmückt.

Einen ganz wesentlich anderen Schild führen die Watussi (vgl. Abb. 16). Es ist ein hölzerner, etwa 1 m langer und 35 cm breiter Schild, der in der Mitte einen spitzkegeligen hölzernen Buckel trägt und mit rotweißer Malerei recht geschmackvoll verziert ist. Der ganze Schild ist gleichmäßig nach innen gewölbt. Ich glaube, daß sowohl Wahima wie Watussi die Schild-, Bogen- und Pfeilbewaffnung erst von den Ureinwohnern übernommen haben. Bei einem Wettschießen, daß ich nach einer leeren Petroleumtonne in meinem Lager veranstaltete, zeigten sowohl Watussimänner als auch Jünglinge eine staunenerregende Kraft und Gewandtheit in der Handhabung der Bogen, während die Waankole und Waganda, die, wie wir in einem späteren Artikel sehen werden, ebenfalls mit Bogen bewaffnet sind, diese gar nicht mehr handhaben konnten. Es ist das ein Beweis dafür, daß die Watussi durch zahlreiche Kleinkriege in ständiger Waffenübung bleiben, während die früher sehr kriegerischen Waankole und Waganda durch die Stationen schon seit einer Reihe von Jahren im Zaume gehalten werden. Bei diesem Wettschießen übrigens baten mich die Watussi, doch auch einmal mit ihrem Bogen zu schießen; natürlich habe ich mich hier fürchterlich blamiert, ich wetzte aber diese Scharte dadurch wieder aus, daß ich zu meiner Mauserpistole griff und sie jetzt zu einem Wettschießen aufforderte.



Abb. 22. **Watussi. Haartrachten und Narben.**

Die Heirat erfolgt in der dort allgemein üblichen Weise, nämlich nach längeren Verhandlungen zwischen den Vätern oder zwischen dem Heiratslustigen, falls er schon selbständig ist, und dem Vater des Mädchens

durch Kauf. Die Hochzeitsgabe beträgt 3 bis 10 Rinder, war aber vor der Rindersterbe erheblich höher. Bei keinem Volksstamm ist mir das rasche Dahinwelken der Weiber, sobald sie verheiratet sind, so aufgefallen wie bei den Wahima. So fand ich die Nichte des Sultans Kissilerobo bei meinem ersten Eintreffen als junges blühendes Mädchen vor, das sich in wenigen Tagen verheiraten sollte. Nach vier Monaten erkannte ich sie nicht wieder. Das lange Haar war abrasiert, die schönen Brüste waren schlaff, und sie war fett geworden. Das liegt in erster Linie an der eigentümlichen Lebensweise. Während sich die jungen Mädchen im Freien tummeln, bleiben die jungen Frauen ständig in den Hütten und arbeiten so gut wie nichts, genießen aber ganz erhebliche Mengen Milch. Die Folge ist, daß ein großer Teil der Wahimafrauen bald die schöne schlanke Figur verliert und dick und plump wird. Eine weitere Folge dieser Lebensweise ist ein Erschlaffen der nie mehr geübten Beinmuskeln. Bei noch ganz jungen Frauen habe ich einen müden, schleppenden Gang und Atembeschwerden, selbst wenn es sich nur um einen Marsch von wenigen Kilometern, wie beim Wohnungswechsel, handelte, gesehen. Mit Ausnahme der vornehmen herrschenden Wahima besitzt im Durchschnitt der Mhima zwei Frauen, deren jede etwa 3 bis 4 Kinder zur Welt bringt, von denen etwa der dritte Teil in frühester Kindheit dahinstirbt. Die Krankheit habe ich nicht feststellen können, sie soll mit starkem Husten verbunden sein. Die Wahima werden nicht alt. Auch hier ist die Ursache eine Brustkrankheit, die häufig noch verbunden ist mit einer ganz außerordentlich hartnäckigen Verstopfung, die ich mit meinen Mitteln nicht habe beseitigen können.

Ich wende mich nunmehr zu den beiden interessantesten Erscheinungen der Bewohnerschaft von Mpororo. Es sind dies die Königinnen Niawingi und Mumusa. Sie sind keine eigentlichen Königinnen in unserem Sinne, sondern Hohepriesterinnen des Geistes Niawingi, der das Volk durch seine Hohepriesterinnen regieren läßt.



Abb. 20. **Watussi (Wahima).**

Als Emin Pascha und Stuhlmann im Jahre 1892 durch Mpororo marschierten, wünschte Niawingi mit dem Pascha zu verhandeln, ließ ihm aber gleichzeitig sagen, daß sie sich nicht zeigen dürfe, sondern hinter einem Vorhang mit ihm sprechen würde, worauf Emin Pascha erwiderte, unter diesen Umständen würde er nicht zu ihr kommen, da er nicht gewohnt sei, mit einer Wand oder einem Vorhang zu verhandeln.

Da wir unser astronomisches Kontrollbeobachtungslager nur eine halbe Stunde vom Dorfe der Niawingi entfernt aufgeschlagen hatten, so beschlossen Herr Hauptmann Schlobach und ich, ihr an einem Sonntage unseren Besuch zu machen, um so mehr als sie den Wunsch geäußert hatte, mit Herrn Hauptmann Schlobach über verschiedene Fragen zu verhandeln.

Als wir uns dem Dorfe näherten, kamen uns ihre Minister und Würdenträger entgegen, um uns bis zur Hütte der Niawingi zu führen. Bevor wir unter Führung des ersten Ministers die Hütte betreten durften, mußten wir unsere sämtlichen Leute, mit Ausnahme eines Dolmetschers, aus dem Dorfe entfernen, erst dann führte uns der Minister hinein.

Die eine Hälfte dieser Hütte ist durch einen Vorhang abgeteilt, hinter dem nach Aussage des Ministers Niawingi sitzen soll. Wir bekommen sie jedoch nicht zu sehen, sondern hören sie nur in hohen Fisteltönen reden; das soll, wie uns der Minister erklärt, die Stimme des Geistes sein. Sie spricht jetzt in natürlichem Tone zu ihrem Minister und verdolmetscht ihm das, was der Geist soeben gesagt habe; der Minister wiederum verkündet es uns mit Hilfe eines Dolmetschers. Es sind die üblichen Bitten und Wünsche, die einem jeder Sultan im Innern vorträgt: Niawingi beklagt sich darüber, daß ein Teil ihrer Untertanen ihr den Gehorsam verweigert habe und Leute aus den Rukigabergen bei ihr eingefallen seien, ihr verschiedene Leute erschlagen und ihr Rindvieh gestohlen hätten. Sie bittet uns um unsere Unterstützung gegen diese; in erster Linie sollten wir die Rukigaleute bekriegen und ihr das Rindvieh zurückerobern.

Es wird ihr geantwortet, daß wir hierzu absolut keine Zeit und kein Recht hätten, sie müsse sich schon an die zuständige Militärstation Bukoba wenden. Sie war über diese Antwort sehr traurig und versuchte nun nochmals, den Geist in Fisteltönen auf uns einreden zu lassen. Als auch der zweite Versuch mißlang, bat sie uns um Geschenke, die wir in Gestalt von bunten Tüchern, Decken und Perlen überreichen ließen. Hierauf geruhte sie zum Dank uns ihre Hand, die schmal, wohlgeformt und von hellbrauner Farbe war, durch den Vorhang hindurch zu reichen. Wir baten sie nun, doch ans Tageslicht zu kommen und uns, wie es bei uns in Europa Sitte sei, „Guten Tag" zu sagen. Nach einigen Verhandlungen willigte sie auch ein, fragte aber erst noch einmal, ob kein anderer in der Nähe sei, der sie sehen könne. Nun erst trat sie hinter dem Vorhang hervor und begrüßte uns. Schön war sie nun gerade nicht, sie kann es aber früher einmal gewesen sein. Sie spielt auch heute durchaus nicht mehr die Rolle, die sie einst gespielt haben soll, sie ist bei weitem nicht mehr, wie die Wahima sie nennen, die Beherrscherin von Mpororo. Nominell gehorchen ihr die Wahima und zahlen ihr sogar, wie z. B. der ganz selbstständige, im englischen Gebiet lebende Sultan Sugarama, Tribut; im Grunde tun sie jedoch, was sie wollen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß der größte Teil der Wahima an den Geist nicht glaubt, sie halten aber an diesem Kultus fest mit Rücksicht auf die umwohnenden, ihnen untertanen sehr abergläubischen Negerstämme, die Weru (Wapororo oder Wanjambo).

Während Hauptmann Schlobach noch mit Niawingi verhandelt, sehe ich mich in der großen, ziemlich dunkeln und nicht gerade sehr sauberen Hütte um und entdecke hierbei in einer Ecke zwei junge Mädchen im Alter von 10 bis 12 Jahren, die, wie die Königin uns selbst sagt, ihre Töchter sind; für eine Hohepriesterin eine immerhin etwas seltsame Tatsache! Ich äußere nun den Wunsch, sie zu photographieren, und bitte sie, zu diesem Zwecke aus der Hütte herauszutreten. Anfangs will sie hiervon gar nichts wissen, als ich ihr jedoch noch einige Tücher und Perlenketten gebe, erklärt sie sich einverstanden unter der Bedingung, daß das Dorf so weit abgesperrt wird, daß niemand sie sehen kann. Außerdem muß der Minister eine große geflochtene Strohmatte als spanische Wand so vor die Hütte stellen, daß sie vom Eingang des Dorfes her nicht gesehen werden kann. Somit gelang es mir endlich, einige photographische Aufnahmen zu machen, von denen hier eine wiedergegeben ist (Abb. 23). Im Anschluß hieran hat sie uns nochmals, in die Hütte zu kommen; sie selbst ging voraus und führte uns durch einen schmalen, niedrigen, ganz dunkeln Gang in eine dahinter gelegene, zweite kleinere Hütte, in der uns völlige Nacht umfing. Hier versuchte sie nun von neuem den Geist reden zu lassen und uns zu bewegen, ihr zu helfen. Wir ließen ihr wiederum unser lebhaftes Bedauern darüber aussprechen, daß wir das nicht könnten und dürften, worauf sie uns sagen ließ, Niawingi sei ein sehr mächtiger Geist, und wir würden ihn nach unserer Rückkehr nach Europa sicher dort treffen. Bis jetzt ist mir dies allerdings nicht gelungen!



Abb. 24. **Die Königin Mumusa in ihrem Tragkorbe mit ihrem ersten Minister.**

Herr Hauptmann Schlobach forderte sie dann auf, uns in den nächsten Tagen ihren Gegenbesuch zu machen, was tatsächlich auch mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln, wie Absperren und Vorhalten eines großen geflochtenen Schirmes, erfolgte. Bei dieser Gelegenheit wurde ihr von Hauptmann Schlobach der Phonograph vorgeführt und ihr erklärt, in diesem säße unsere europäische Niawingi, die bedeutend mächtiger sei als ihre Niawingi, worauf sie bat, wir möchten diese Niawingi aufhören lassen zu sprechen. Sie fürchtete wohl, erkannt zu sein. Nach Empfang von einigen Geschenken verließ sie unser Lager; selbstverständlich hatte sie bei diesem Besuch wieder versucht, uns zur Bekämpfung ihrer Nachbarn zu veranlassen.

Wie wenig Macht diese Niawingi über ihr Volk besitzt, erhellt daraus, daß sie nicht einmal in der Lage war, unsere Karawane während unseres vierwöchigen Aufenthaltes dort zu verpflegen, und wir auf Nachschub aus dem Gebiete des Sultans Kissilevombo angewiesen waren. Nach etwa 14tägigem Aufenthalt ließ sie uns dann durch ihren Minister sagen, wir hätten nun doch gerade lange genug in ihrer Nähe gesessen; helfen wollten wir ihr ja nicht, also sollten wir nur wieder abmarschieren.

Vier Monate später traf ich zum Grenzpfeilerbau wieder in dem Gebiete der Niawingi ein und fand hier verschiedene Veränderungen vor. Ihr Dorf war niedergebrannt und an einer ungefähr $2^1/_2$ km weiter entfernten Stelle wieder aufgebaut. Der erste Minister, der mir entgegenkam und mich begrüßte, hatte gewechselt. Auf meine Frage, wo denn sein Vorgänger geblieben sei, antwortete er mir: „Ja, der ist tot". „Woran ist er denn gestorben?" fragte ich weiter, „es war doch ein junger kräftiger Mann." Anfangs wollte er mit der Sprache nicht recht heraus, dann erzählte er mir aber folgende Episode: Der erste und zweite Minister hatten im Dorfe der Niawingi Streit bekommen, wer mehr zu sagen habe. Der Wortwechsel wurde immer heftiger, schließlich liefen beide in ihre Hütten, kamen sofort, mit Speeren bewaffnet, wieder heraus und rannten sich gegenseitig die Speere in den Leib. Kurz darauf waren beide tot. Jedenfalls ein einfaches und empfehlenswertes Duellverfahren!

Ich begrüßte hierauf die Niawingi, die die üblichen Bitten auch jetzt wieder an mich richtete. Sie beklagte sich, daß die Macht der Rukigamänner immer größer würde und sich bereits ein Teil ihrer Untertanen von ihr losgesagt habe und in die Rukigaberge ausgewandert sei. Helfen konnte ich ihr natürlich ebensowenig wie das erste Mal. Auf vieles Bitten meinerseits und gegen zahlreiche Geschenke erhielt ich von ihr ein recht seltenes Stück, nämlich ihr eisernes Zepter, das sie seinerzeit auch Emin Pascha entgegengeschickt hatte, als Zeichen ihrer Würde.



Abb. 23. **Die Königin Niawingi mit ihren Töchtern und erstem Minister.**

Kurz bevor ich der Niawingi diesen zweiten Besuch machte, kam ich durch das Gebiet der Königin Mumusa. (Ich hatte diesen Umweg machen müssen, da ein Triangulationssignal, das ich notwendig gebrauchte, „umgefallen", wahrscheinlich aber von Nashörnern umgeworfen war.) Dicht neben ihrem Dorfe schlug ich gegen 3 Uhr nachmittags mein Lager auf und wurde von ihren Würdenträgern begrüßt. Auf meinen Wunsch, ihre Königin sehen zu wollen, führte mich der erste Minister in ihre Hütte, die größer und sorgfältiger gebaut war als die der Niawingi und in der Einrichtung des Inneren erheblich mehr Ausstattung zeigte als dort: an den Wänden hingen in sauber geflochtenen Netzen hübsch geformte und zum Teil mit Mustern versehene Holzgefäße, bestimmt zur Aufbewahrung von Milch. Auch war Mumusa entschieden vernünftiger als Niawingi. So verzichtete sie darauf, erst den Geist zu uns in Fisteltönen reden zu lassen, und streckte mir gleich hinter dem Vorhang ihre Hand zur Begrüßung entgegen, bei welcher Gelegenheit auch ihr wohlgeformter hellbrauner Arm sichtbar wurde. Auf meine Bitte schlug sie sogar ohne langes Zögern den Vorhang zurück und wurde nun, allerdings im Halbdunkel sitzen bleibend, sichtbar. Ihr Äußeres ist bedeutend angenehmer als das Niawingis: wunderhübsche braune Augen in einem edel geschnittenen Mhimagesicht, dazu, wie ich später sehen konnte, eine recht schön gewachsene große Figur. Ich überreichte ihr die mitgebrachten Geschenke und bat sie, meine Karawane für den heutigen Tag zu verpflegen, worauf sie auch sofort ihrem Minister Anweisungen gab, das Erforderliche herbeizuschaffen. Wie Niawingi bat ich gleichfalls Mumusa, sich von mir photographieren zu lassen. So vernünftig sie sonst war, das wollte sie aber durchaus nicht tun, in erster Linie wohl aus Furcht davor, daß einer ihres Volkes sie bei dieser Gelegenheit sehen könne. Erst als ich ihr weitere Geschenke gab und ihr auch versprach, das ganze Dorf absperren zu lassen, so daß sie von niemand gesehen werde, willigte sie ein. Sie hüllte sich vollständig in ein großes Tuch und klatschte dreimal in die Hände, worauf zwölf wohlgebaute Wahimajünglinge herbeieilten und sie in eine bereit stehende Tragbahre, die, wie unsere Abb. 24 zeigt, große Ähnlichkeit mit einer Badewanne hat, setzten. Durch mehrere an den Seiten befindliche Ösen wurde je eine lange Stange gesteckt und so die Königin Mumusa aus der Hütte getragen. Hierauf verschwanden sofort die zwölf Wahima wieder, nur ihr erster Minister blieb bei ihr. Ich ließ ihr nun durch diesen sagen, sie möchte aus der Tragbahre heraussteigen, damit ich sie in ganzer Figur photographieren könne, vor allem möchte sie aber ihr Kopftuch zurückschlagen, damit auch ihr hübsches Gesicht zu sehen sei. Jedoch wollte sie von einem Verlassen der Tragbahre absolut nichts wissen, und auch das Kopftuch schlug sie nur ganz wenig zurück, nachdem ich auf ihren ausdrücklichen Wunsch noch meinen Boy, der mir beim Photographieren behilflich war, und meinen Dolmetscher entfernt hatte. Als ich nun selbst den Versuch machte, ihr Tuch noch weiter zurückzuschlagen, ließ sie mir durch ihren Minister sagen, ich dürfe unter keinen Umständen ihr Tuch berühren, dazu habe höchstens der Minister das Recht, worauf ich sie bitten ließ, es so weit zurückzuschlagen, daß wenigstens der ganze Kopf sichtbar würde. Somit gelangen mir nach vielem Hin- und Herreden, und nachdem ich eingesehen hatte, daß eine Aufnahme in voller Figur unmöglich war, einige Aufnahmen. Als ich damit fertig war, trat sie auf dieselbe Weise den Rückweg in ihre

Hütte an. Hier ließ sie mir durch ihren Minister sagen, daß sie gehört habe, ich führe in meiner Karawane ein ihr noch unbekanntes Tier mit, das sie kennen lernen wolle. Nach verschiedenen Kreuz- und Querfragen stellte ich mit Hilfe meines Dolmetschers fest, daß sie meinen Hundsaffen „Fips“ sehen wolle. Ich ließ ihr sagen, daß ich natürlich sehr gern bereit sei, ihr meinen Affen zu zeigen, sie müsse mir jedoch ihren Gegenbesuch machen und sich den Affen in meinem Lager ansehen.

Anfänglich sträubte sie sich dagegen, doch: Weib bleibt Weib, die Neugier siegte! Schon nach einer halben Stunde meldete mir mein Boy (ich war inzwischen in mein Zelt zurückgekehrt), die Königin Mumusa mit ihrem Gefolge nahe. Ich trat zum Zelt heraus und sah einen großen Zug Wahimamänner, bewaffnet mit Schilden und Speeren, sich nähern. An der Spitze schritt, einen großen Bambusstock in der Hand tragend, der erste Minister; ihm folgte, in der schon vorher beschriebenen Weise getragen, die verhüllte Mumusa, zu beiden Seiten und hinter dem Korbe eine große Anzahl Männer und Jünglinge. Bis jetzt hatte ich noch kein anderes weibliches Wesen zu Gesicht bekommen.

Dicht vor meinem Zelt wurde der Korb niedergesetzt, und alles, mit Ausnahme des Ministers, zog sich auf ihr Händeklatschen weit zurück. Sie schlug nun ihr Kopftuch ein wenig zurück und bat, den Affen sehen zu dürfen. Ich forderte sie auf, doch in meinem Zelt auf einem bequemen Stuhle Platz zu nehmen, was sie jedoch ganz energisch ablehnte. „Fips“, von meinem Boy geführt, erschien auf der Bildfläche und erregte sichtlich ihr Erstaunen, als er jedoch zutraulich wurde und zu ihr in den Korb springen wollte, bat sie mit ängstlicher Stimme, ich möchte das Tier entfernen. Ich ließ ihr nun wiederum einige Geschenke übergeben und erhielt von ihr ihr Perlenstirnband, das recht geschmackvoll aus sehr kleinen schwarzen und weißen Perlen von ihr hergestellt war. Hierauf kehrte sie wieder in ihr Dorf zurück, hatte mir aber noch versprochen, mir am nächsten Morgen, bevor ich abmarschiere, einige Wahimafrauen und Kinder, die ich bei ihr überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, zum Photographieren zur Verfügung zu stellen. Tatsächlich waren am nächsten Morgen vor der Hütte der Mumusa Weiber und Kinder pünktlich zur Stelle. So war ich noch eine halbe Stunde photographisch tätig und verließ dann, in jeder Weise von diesem Besuch zufrieden gestellt, die Residenz der Königin Mumusa. Sie hat mir in ihrem Äußeren, wie auch in ihrem Wesen erheblich besser gefallen wie die berühmtere Niawingi. Auch hat sie entschieden die umwohnenden Untertanen besser in der Gewalt wie jene; die Verpflegung für meine Karawane traf pünktlich und reichlich ein, was bei Niawingi nicht immer der Fall war.

Ganz selbstverständlich ist es, daß auch Mumusa den Versuch machte, mich zu einem Kriege gegen ihre räuberischen Nachbarn zu bewegen. Wie mir Mumusa noch erzählte, sei auch sie weiter nichts wie eine Hohepriesterin des Geistes Niawingi, und es gäbe noch eine dritte im Kongostaate.

Dieser Niawingikultus hatte übrigens während meiner Anwesenheit dort auch ansteckend auf die Bewohner von Ankole gewirkt. So kamen eines Tages, als ich beim Pfeilerbau dicht an der Grenze arbeitete, zwei Weiber und sechs Männer zu mir, welche behaupteten, die jüngere der beiden Weiber sei die echte richtige Niawingi, die andere in Mpororo sei gefälscht; ich möchte doch dieser echten Niawingi wieder zu ihrer Macht verhelfen. Ich lachte sie natürlich aus und schickte sie nach Hause.

Es ist sehr lebhaft zu bedauren, daß die Wahima sich so zersplittert haben und somit nicht in der Lage sind, den räuberischen und recht zahlreichen Rukigamännern energisch Widerstand zu leisten. Ganz Mpororo in der Hand eines einflußreichen Mbimasultans, wie es früher vor Niawingi gewesen sein soll, wäre fraglos ein starkes Land, das keine Nachbarn zu fürchten hätte.

Gern habe ich mit den intelligenten, sympathischen Wahima zu tun gehabt. Um so mehr als sich hier in Mpororo dieser Stamm noch rein und unvermischt erhalten hat, unter Beibehaltung seiner alten Sitten und Gewohnheiten. So manche interessante und angeregte Unterhaltungsstunde habe ich dort draußen in Mpororo mit diesen Naturkindern gehabt, die mir ebenso wie die Massai in steter lieber Erinnerung bleiben werden.

Mit lebhaftem Bedauern habe ich dann später in Ankole die unter dem Einfluß der dort herrschenden Wagandahäuptlinge lebenden Wahima gesehen, die sich europäisch kleideten und auch sonst verschiedene Kulturgebräuche angenommen hatten. Naturgemäß heirateten die Wagandahäuptlinge die viel schöneren Wahimafrauen, so daß hier schon starke Vermischung eingetreten war. Wohl traf ich in Ankole noch wiederholt Leute, die nach Wuchs und Gesichtsschnitt wohl hätten Wahima sein können, aber es waren keine mehr.

So erfreulich für die kulturelle Entwickelung des Landes es fraglos ist, wenn die Leute europäische Gebräuche annehmen, so wenig erfreut das den, der dort draußen Naturmenschen sucht und deren Sitten erforschen will.

M. Weiß,
Oberleutnant im Eisenbahn-Rgt. Nr. 1, kommandiert zur Trigonometrischen Abteilung der Landesaufnahme.

Die Rechtssitten der Jap-Eingeborenen.

Von Arno Senfft. Jap.

(Schluß.)

Organe des Strafrechts.

Der Dorfhäuptling hat kein Strafrecht, sondern nur der Oberhäuptling, aber auch nur in den angeführten Fällen und auf Anruf; ex officio mischt er sich also nicht in die Angelegenheiten seiner Untertanen, weder in die vermögensrechtlicher noch strafrechtlicher Art. Eine allgemeine staatliche Strafgewalt gibt es also nicht, sondern es gilt der Satz: Wo kein Kläger, da kein Richter. Es ist jedes Japers eigene Sache, sich Recht zu verschaffen und das Beweismaterial hierfür zusammenzutragen. Wenn ihm das nicht selbst gelingt, so kann er die Vermittelung eines Zauberers nachsuchen, der mittels Kokosblättern, Drazänen, einer Art Gelbwurzel, Fackeln, Feuer und Muschelblasen den Täter zu ermitteln sucht. Hat er seine Manipulationen beendet und er bläst in das Muschelhorn, so soll der Täter in dem Distrikt wohnen, aus dem am ersten Hundegebell ertönt. Eine bestimmte Formel, die die Zeugen zur Wahrheit ermahnt, gibt es nicht. Der Oberhäuptling ist also auch nicht höhere Instanz. Wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, so würde es die Familie sein; denn in Fällen, wo sich der Pfänder

eines Mißbrauchs des bungut nach Ansicht des Gepfändeten an der gepfändeten Sache schuldig macht, wendet sich des letzteren Familie an die des ersteren, um eine andere Entscheidung herbeizuführen. Das geschieht auch dann, wenn das bungut ohne Genehmigung des Berechtigten fortgenommen wird und dieser nicht gleich zum Äußersten schreiten will.

Folter und Gottesurteile, Bahrprobe und Zweikampf sind ganz unbekannt, auch kann sich der Verdächtige durch keine Beteuerung oder Verwünschung für den Fall seiner Schuld reinigen.

Verstöße gegen die Landessitte.

Den Milingei ist es nicht gestattet, Kämme, Sitzunterlagen, Schmuck aus gau und größere Armbänder zu tragen, sie dürfen auch keine Geldsteine besitzen, die mehr als vier Handspannen im Durchmesser haben.

Bei Übertretung dieser Landessitten ist jeder Pi-Uap berechtigt, die verbotenen Gegenstände fortzunehmen; sie werden dem Herrn ausgeliefert, der den Milingei nach seinem Ermessen noch strafen kann mit Arbeit oder Zahlung von fä oder jar. Wie schon an anderer Stelle bemerkt, ist es verboten, ohne Feuerbrand zur Nachtzeit Dörfern sich zu nähern. Die Nichtbeachtung dieses Verbots berechtigt zum tätlichen Angriff auf den Übertretenden.

Die Annäherung an die Bluthäuser (tabal), in denen sich die Frauen zur Zeit der Menstruation und die Mädchen zur Zeit der ersten menses aufzuhalten haben, ist den Männern strengstens verboten und berechtigt die Gemeinde, zu der diese Häuser gehören, zum tätlichen Angriff, ja selbst zur Tötung des Zuwiderhandelnden, sofern er nicht zu dem Dorf gehört; im letzteren Falle wird er von den anderen Gemeindeangehörigen zur Rechenschaft gezogen.

Ferner ist die Annäherung an die Hütten verboten, in denen die Frauen einzelner Milingeidörfer Töpfe anfertigen, weil sie bei dieser Beschäftigung ganz unbekleidet sind. Hier scheint man die Bestrafung den Familien der Frauen zu überlassen, die sich zur Zeit der Zuwiderhandlung gerade in der Hütte befanden. Die Strafe besteht meist in einer Geldzahlung oder in bungut.

Beim Fang der fliegenden Fische haben die Teilnehmer beim Aussegeln eine bestimmte Reihenfolge derart zu beobachten, daß der höchste Platz voraufgeht, der niedrigste zuletzt folgt.

Das Berühren der von dem Grasrock bedeckten Körperteile der Weiber, sowie die Entblößung der Männer in ihrer Gegenwart gilt als grober Verstoß gegen den Anstand und berechtigt den Mann der beleidigten Frau oder einen männlichen Verwandten zur Bestrafung des Übeltäters mit bungut.

Als Verletzung der guten Sitte gilt es ferner, wenn Angehörigen höheren Ranges von denen niederen Ranges auf den Wegen nicht Platz gemacht wird.

IV. Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht.

Staat und Gemeinde. Auf der Insel Jap befinden sich acht Staaten, die wirtschaftliche Einheiten bilden insofern, als sie unter je einem sogenannten Friedenshäuptling stehen. Diese Staaten setzen sich aus 106 Gemeinden zusammen. Die zu einem Staat gehörigen bilden mit wenigen Ausnahmen auch einen geschlossenen Komplex. Die Gemeinden werden durch Familien gebildet, die Zugehörigkeit zur Gemeinde durch Grundbesitz bedingt.

Über die Rangfolge der einzelnen Staaten sind die Ansichten geteilt, man darf aber als Meinung der meisten sie wie folgt wiedergeben: 1. Täb (Tomil), 2. Ngollok (Rul), 3. Gatschbar, 4. Gillefis, 5. Nif, 6. Kanif, 7. Goror, 8. Okau.

In unserem Sinne lassen sich diese politischen Organisationen aber nicht als Staaten bezeichnen, weil sie im Kriegsfalle aufgelöst werden können und nach einem später zu betrachtenden System gegeneinander zu kämpfen gezwungen sind.

Freie und Hörige. Über die Einteilung der Bevölkerung in Freie und Hörige und deren Rechte und Pflichten befinden sich Ausführungen unter den einzelnen Titeln.

Berufsarten. Verschiedene Berufsarten, insofern deren Angehörige ihren Lebensunterhalt aus ihnen gewinnen, gibt es nicht. Einzelne zeichnen sich durch besonderes Geschick im Haus- und Kanubau aus und arbeiten deshalb für dritte, andere verdingen sich in den Dienst Fremder als Matrosen oder Händler. All das sind aber nur vorübergehende Beschäftigungen; der eigentliche und einzige Beruf ist der des Landwirts, auch derjenigen Personen, die man als Zauberer oder Ärzte bezeichnet; beide üben ihre Tätigkeit nur nebenamtlich aus.

Oberhäuptlinge. An der Spitze der Staaten steht der Oberhäuptling, der seinen Titel „Pilu" mit den Dorfhäuptern teilt. Abzeichen seiner Würde sind nicht üblich, es gibt sogar einige, die nicht einmal den Kamm, das Abzeichen des freien Mannes, tragen. Jeder Eingeborene macht ihm Platz, er geht vorauf, die anderen folgen, das Passieren seiner Person geschieht in gebückter Haltung, im geschlossenen Raume setzen sich die Untertanen, wenn er steht, nach dem Grundsatz, daß er auch in der äußeren Haltung seine Leute überragt. Seine Macht scheint mehr faktisch als rechtlich zu sein. Inwieweit er bei der Rechtspflege mitwirkt, ist schon angeführt. Der Einmischung in Familien- und Vermögensangelegenheiten enthält er sich gänzlich und bekümmert sich um Privatangelegenheiten seiner Untertanen nur auf Anruf. Insofern ist er Ratgeber und Helfer in der Not. Er besucht Schwerkranke und verbringt die letzten Stunden bei den Sterbenden. Obwohl wenig beschränkt in seiner Macht, ist seine Herrschaft doch nicht autokratisch, er wird bei wichtigeren Angelegenheiten alte Männer vorher um ihre Meinung fragen. Vor dem traditionellen Recht des einzelnen steht seine Macht still. Erst vor einigen Jahrzehnten hatte ein Oberhäuptling gröblich gegen die Rechte seiner Untertanen verstoßen und konnte sich vor deren Rache nur durch Flucht zu dem obersten Häuptling über Krieg und Frieden nach Tomil flüchten, sonst wäre er umgebracht worden. Seine Herrschaft ist sehr milde, trotzdem wird ihm allenthalben Gehorsam und Achtung gezollt auch von Nichtuntertanen.

Die nachweislich älteste Dynastie dürfte die des Oberhäuptlings Ronnewei (streng genommen ist er nur Regent für seinen Neffen Fauru) sein. Nach dessen Behauptung hätten seine Vorfahren immer bei der Geburt des ersten Sohnes einen Stein auf das ihnen gehörige und die Herrschaft begründende Landstück gelegt. Darauf liegen nun 13 Steine; Ronnewei würde also, da er selbst einen Sohn hat, elf Vorfahren nachweisen können.

Dem Vater folgt der älteste Sohn in der Häuptlingswürde, die eine dingliche ist und den Besitz eines bestimmten Grundstücks zur Voraussetzung hat, wie bei uns beispielsweise das Patronat über Kirchen. Ist der Nachfolger noch jung, so nimmt er einen älteren Mann von hohem Rang als Ratgeber, und schließt eine zu große Jugend die Geschäftsführung aus, so tritt statt seiner seines Vaters Bruder als Regent in Wirksamkeit. Charakteristisch für die weitgehende Rücksichtnahme ist es, daß der Regent oft während seiner ganzen Lebenszeit in der Würde belassen wird, weil ihm sein Neffe

das unbehagliche Gefühl der Degradation ersparen will. (Beispiele dafür sind zurzeit die Oberhäuptlinge Ronnewei und Jattemann).

Ausnahmestellung. Eine Ausnahmestellung unter allen Oberhäuptern nimmt das von Gatschbar ein bezüglich seiner Oberherrschaft oder Suzeränität über sämtliche Karolinen bis nach der Insel Truk und selbst die auf den Marianen ansässigen Eingeborenen der Karolinen. In früherer Zeit pflegten alle Jahre von diesen Inseln, die bis 850 Seemeilen von Jap entfernt liegen, mit dem Nordostmonsum einige Abgesandte auf Kanus zu kommen, um Matten, Gelbwurz, Gürtel und gau (Chama pacifica-Muscheln) als Tribut zu bringen. Bei diesen weiten Fahrten kamen naturgemäß viele Leute ums Leben, und die Bewohner der östlichsten tributären Inseln halfen sich später so, daß sie ihre Abgaben nach den westlichen Nachbarinseln brachten, diese wieder bis nach Lamutrik, und von hier aus wird bis zum heutigen Tage der Tribut von allen davon westlich belegenen Inseln gebracht; das ist immerhin noch eine Entfernung bis zu 500 Seemeilen. In Jap werden sie von ihrem Oberhaupt bis zum Eintritt der westlichen Winde verpflegt und kehren dann mit Gegengeschenken nach ihren Heimatsplätzen zurück. Noch vor wenigen Dezennien reiste der jedesmalige Oberhäuptling von Gatschbar nach allen seinen tributären Inseln, nahm von jeder einige Vertreter mit, fuhr von Ruk sogar nach den Marianen, um die dort wohnenden Karoliner zu besuchen, und begab sich mit all seinen Begleitern dann nach Jap zurück. Es ist dies eine Strecke von etwa 2300 Seemeilen. Auf die innere Verwaltung dieser tributären Inseln hat der Oberhäuptling bei den weiten Entfernungen und der seltenen Verbindung kaum Einfluß, es ist aber sicher, daß er absoluten Gehorsam genießt. Vermutlich ist Gatschbar ein heiliger Platz für die Bewohner der genannten Inseln. Dafür spricht, daß seine Frauen für den Oberhäuptling tabu sind und daß der Glaube besteht, die Inseln würden von einer Sturmflut zerstört, wenn die Verbindung mit Gatschbar unterbrochen würde. Worauf sich dieses ganze Verhältnis gründet, ist nicht mehr bekannt.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen dem Ort Gorror auf Jap und der etwa 50 Seemeilen davon entfernten kleinen Insel Ngulu (Matelotas). Die Bewohner Ngulus sind aber Japer, während die Tributäre Gatschbars in Gestalt, Sitte, Sprache, Charakter und Veranlagung ganz verschieden sind.

Gemeindevorsteher. Unter den Staatshäuptern stehen die Gemeindevorsteher, die ebenfalls den Titel „Pilu" führen, der sich mit Leiter oder Aufseher übersetzen läßt und auch zur Kennzeichnung der Stellung der Europäer verwandt wird; z. B. Pilu ko telegraph, d. h. der Telegraphenvorstand, Pilu ko Tarang, der Leiter der Faktorei auf der Insel Tarang. Strafbefugnisse stehen dem Ortsschulzen nicht zu, er ist das Organ des Staatshauptes, Vertreter der Gemeinde nach außen und Leiter der Versammlungen; am besten läßt sich seine Stelle vielleicht mit der eines Vereinsvorsitzenden vergleichen. Es gibt Gemeindepilus für die wirtschaftlichen Verhältnisse und solche, die die Leitung im Kriegsfall übernehmen; letztere gehören fast jetzt schon der Geschichte an. In der Regel ist die Stelle des ersteren auch in der Familie erblich und ebenfalls mit dem Besitze des Grundstückes verbunden, wie bei uns der Besitzer eines Rittergutes die Polizeigewalt in seinem Gutsbezirk auszuüben pflegt. Das Grundstück des Häuptlings von Matalei gehört zur ersten oder zweiten Rangklasse, während das Dorf selbst zur niedrigsten Klasse der Japer gehört. Es liegt hier also eine Ausnahme von der Regel vor. Auch an dem Wohnsitz der Staatshäupter fungiert ein Gemeindevorsteher neben jenen. Sie können auf Wunsch der Gemeindeangehörigen abgesetzt werden, an ihrer Stelle wird ein neuer gewählt, der der Bestätigung des Oberhäuptlings bedarf.

Distriktsvorsteher. In den Landschaften Rul und Nimigil schiebt sich zwischen die beiden Häuptlingsarten eine dritte ein, ein Distriktshäuptling, dessen Zuständigkeit sich über eine Anzahl Gemeinden erstreckt, in denen er gewissermaßen als ständiger Vertreter des Staatshauptes amtiert. Diese Distriktshäupter sind Mitglieder vornehmer Familien, die ihren Posten gleichfalls kraft des auf ihrem Grundbesitz ruhenden Rechts ausüben. Sämtliche Häupter bekleiden ihre Ehrenstellen unbesoldet.

Gemeindeversammlung. Eine durch Wahl hervorgegangene Ratsversammlung gibt es nicht, auch haben bestimmte Familien keine Privilegien. Für die Gemeindeversammlungen ist keine Geschäftsordnung in Kraft, sondern für die Regelung von Frage und Antwort der stark ausgeprägte Takt maßgebend. Daraus ergibt sich, daß dem Rang und Alter des Sprechenden Rechnung getragen wird.

Frauenhäuptlinge. Die Frauen einer Gemeinde haben ihren Häuptling für sich, der ihre Versammlungen leitet, die sich natürlich nur mit den sie interessierenden Angelegenheiten, keinesfalls aber mit politischen befassen. Mit dieser entsprechenden Änderung gilt streng der Satz „mulier taceat in ecclesia". Auch da, wo das Staatshaupt männliche Nachkommen oder nahe Seitenverwandte nicht hinterläßt und seine Tochter die ganze Häuptlingsfamilie in sich umfaßt, ist sie doch zur Würde selbst nie berufen. Ergibt sich die Thronfolge nicht mehr klar, so tritt eine Versammlung der zum Staate gehörigen Gemeinden zusammen und macht sich über den zukünftigen Oberhäuptling schlüssig. Das ist natürlich meist schon zu Lebzeiten des Oberhauptes geschehen, so daß jedes Interregnum vermieden wird. Das die Würde begründende Grundeigentum soll auf den neuen Häuptling übergehen. Der Berechtigte folgt sofort in der Regierung. Der Tod des Staatshauptes wird nicht geheim gehalten, es tritt auch keine momentane Gesetzlosigkeit ein. Aus Anlaß seines Todes sind, wie dies auch bei anderen Japern üblich ist, Klageweiber tätig, und es findet eine Zusammenkunft statt, zu welcher der Thronfolger nicht nur die ganze Familie, sondern auch eine große Anzahl Vertreter der höchsten Plätze einladet, und bei der er allen Geschenke macht, die fast sein ganzes Vermögen verschlingen können. Diese Trauerfeste werden wegen der damit verbundenen zahlreichen Umstände selten zwischen Tod und Bestattung, meist nach ihr, sogar nach Verlauf von Jahren abgehalten.

Staatsvermögen. Ein Staatsvermögen scheint es nicht zu geben, es könnten als solches vielleicht die langen Steinpiere angesehen werden, die sich an einzelnen hohen Plätzen befinden und von allen Staatsangehörigen hergestellt sind; aber auch das ist zweifelhaft, weil der den Bau anordnende Oberhäuptling die Arbeiter zu entschädigen pflegt.

Gemeindevermögen. Über das Gemeindevermögen ist schon an anderer Stelle gesagt worden, daß es sich auf Riffe, Rathäuser, Versammlungs- und Tanzplätze beschränkt. Hierzu treten bei kleinen Dörfern zuweilen noch Fischwehre. Da außer dem eigentlichen Nutzland die meisten Gemeinden viel Brachland vorzugsweise mit Pandanusvegetation besitzen, so macht es keinen Unterschied, ob ein Dörfler von seinem eigenen Grunde das benötigte Material nimmt oder von dem eines anderen Eigentümers. Bei dem vorhandenen Überfluß darf man sogar in der fremden Gemeinde seinen Bedarf decken. Praktisch kann man sonach wohl von Gemeindenutzland sprechen.

Das Betreten fremden Eigentums mit Ausnahme der Wohnhäuser und der unter Strafrecht aufgeführten Ausnahmen ist gemeinhin gestattet. Den engeren Besitz, vor allem die bewohnte Niederlassung, pflegt man mit einem Zaun oder einer lebenden Hecke zu umgeben.

Gemeindezugehörigkeit. Daß die Zugehörigkeit zur Gemeinde durch Grundbesitz erworben wird, ist mit den Ausnahmen von dieser Regel schon angegeben.

Öffentliche Abgaben. Der Staat erhebt keine regelmäßigen Abgaben; bei den Gelegenheiten, wo gemeinsame Ausgaben entstehen, beispielsweise bei Festen, steuern die einzelnen Gemeinden jar, fä und Nahrungsmittel bei. Das kommt aber sehr selten vor, weil der Staat als solcher kaum auftritt, sondern nur das Staatshaupt; insoweit trifft für ihn das „L'État c'est moi" zu. Ihm gebühren aber von seinen Untertanen Abgaben von deren Fischbeute, Feldfrüchten und ähnliches, und er hat das Vorkaufsrecht auf gau und Schildkröten.

Repräsentativ erscheinen nur eine oder mehrere Gemeinden zusammen, die alle Kosten unter sich aufbringen, wie für den Bau der Rathäuser, für Tänze und andere Festlichkeiten, die durch die dabei üblichen Geschenke große Aufwendungen erfordern. Die Verteilung der Kosten erfolgt in der Gemeindeversammlung.

Staatenverbände. Staatenverbände gibt es nur unter gewissen Voraussetzungen, die weiter unten aufgeführt werden. Über abhängige Staaten findet sich das Mitteilenswerte bei dem Kapitel „Staatshäupter".

Gesetzgebung. Neue Gesetze, d. h. solche, deren Urheber noch bekannt sind, haben sich nicht ermitteln lassen, der Umstand aber, daß es für die ganze Insel allgemein gültige Vorschriften polizeilicher, hygienischer, religiöser oder abergläubischer Natur gibt, läßt die Annahme zu, daß die ganze Insel unter einem gemeinsamen Oberhaupte gestanden hat, obschon das nicht mehr bekannt ist. Zu den allgemein gültigen Vorschriften gehören die über 1. das Tragen von Feuerbränden zur Nachtzeit in der Nähe von Wohnungen, 2. über die Nahrungsbeschränkungen für die Eheleute zur Zeit der Schwangerschaft und die geschlechtliche Enthaltsamkeit, 3. über die Bewegungs- und Nahrungsbeschränkungen der Teilnehmer am Fang fliegender Fische. Die Teilnehmer am Fang fliegender Fische haben beim Aufenthalt an Land 100 Tage in einem für sie besonders hergerichteten Verschlag des Bäweis zu wohnen und sich während dieser Zeit des Umganges mit Frauen gänzlich zu enthalten. Von diesen 100 Tagen dürfen sie die erste Hälfte nur im Boot oder Bäwei zubringen, in der zweiten dürfen sie es verlassen, aber über keine Bäche schreiten oder Berge besteigen. In der ersten Hälfte ist ihnen der Genuß von innerhalb des Riffs gefangenen Fischen verboten. Sie glauben, daß eine Übertretung des Verbots den Tod des Zuwiderhandelnden zur Zeit des Fischfanges im nächsten Jahre zur Folge hat, und daß diejenigen sterben, die das Keuschheitsverbot überschreiten.

Befreiungen von diesen allgemeinen Verboten scheint es nicht zu geben.

Verbote von nur lokaler Bedeutung sind unter anderem das „makau" für den Distrikt Rul und einige benachbarte Gemeinden, sowie die Landschaften Okau, Adulip Äbinau und Fanif. Innerhalb dreier Monate darf keine Arbeit in Wald und Feld verrichtet und kein Leguan getötet werden.

In der Landschaft Tomil müssen sich in jedem Jahr, das 24 Monate hat, fünf Männer 100 Tage lang des Betelkauens und des Geschlechtsverkehrs enthalten; sie dürfen nur Fische und Feldfrüchte essen.

Im Dorfe Gall dürfen die Eingeborenen zwar Bananen bauen, aber nicht essen.

Auf Beschränkungen in der Benutzung des Bodens und im Geschlechtsverkehr stößt man mehrfach; vielleicht haben weise Gesetzgeber dadurch einer zu starken Ausnutzung des Bodens und einer Übervölkerung vorbeugen wollen. Diese Ansicht erhält eine gewisse Stütze an dem Umstand, daß die Insel vor langer Zeit notorisch übervölkert war, so daß sogar Kindesmord bestanden haben soll. Da sich aber die große Menge in ihren Handlungen durch Rücksichten auf das allgemeine Volkswohl nicht bestimmen läßt, hat der kluge Gesetzgeber den Aberglauben zu Hilfe genommen, um mit ihm seine national-sozialen Ziele zu erreichen.

Krieg. Für den Fall, daß Krieg zwischen zwei Orten ersten oder zweiten Ranges ausbricht, sind sämtliche Staaten, oder richtiger Gemeinden, in zwei Parteien geteilt, nämlich 1. in die wan Pilung mit den führenden Orten Ngollok, Kanif, Gillefis, Goror und Nif nebst den zu ihnen gehörenden Gemeinden und 2. in die wan in bagäl mit den früheren Orten Gatschbar und Okau, denen als weitere hohe Plätze Bugol, Gotschol, Dugor, Fall und Toru mit ihren Gemeinden zutreten.

Auffallend dabei ist, daß die zur selben Partei gehörigen Gemeinden bunt durcheinander gewürfelt mit denen der anderen Partei liegen. Ganz neutral ist der Ort Täb in der Landschaft Tomil, dessen Häuptling über den Parteien steht, und dessen Genehmigung zur Kriegführung zuvor eingeholt werden muß. Ebenso hat er über den Frieden als oberster Schiedsrichter zu entscheiden. Der Kampfplatz wird vorher bestimmt, ebenso die Zeit. Man kämpft vorzugsweise im Kulturgelände, dessen Unterholz von Frauen möglichst gereinigt wird. Der Häuptling von Täb kann auch die Anzahl der Kämpfer auf jeder Seite bestimmen. Zur Zeit, als die Milingei einen größeren Prozentsatz der Bevölkerung ausmachten, wurden sie in erster Linie ins Treffen geschickt. Wie bemerkt, findet diese Organisation nur Anwendung, wenn Krieg unter den höchsten Plätzen ausgebrochen ist. Es ist dies eine ganz eigenartige Einrichtung, die mehr den Charakter eines ernsten Turniers oder einer Massenmensur mit einem Unparteiischen trägt.

Handelt es sich um Krieg zwischen anderen Orten, so kämpfen diese unter sich, eventuell mit Bundesgenossen unter Anwendung aller im Kriege erlaubter Mittel des Armes und Verstandes.

Gefangene wurden nicht gemacht; wer in die Hand des Feindes fällt, wird getötet, Eigentum zerstört. Frauen und Kinder werden nicht verletzt.

Auch hier kann der Oberhäuptling von Täb dem Kampf jederzeit Einhalt tun.

Das System der Geiseln ist unbekannt. Soweit das Eigentum der besiegten Partei nicht zerstört ist, fällt das bewegliche dem Sieger als Beute zu. Das Grundeigentum scheint man nie oder nur zu einem kleinen Teile abgenommen zu haben. Nach den Anschauungen Japs können die Besiegten auch nie zu Hörigen gemacht werden, sie verlieren nicht einmal ihren Rang; wohl aber kann die siegende Gemeinde im Rang aufrücken, wenn auch mehr faktisch als rechtlich (z. B. die Gemeinde Onean infolge ihres Sieges über Gatschbar). Dagegen können ganz unbestritten Milingei einzeln oder in ganzen Dörfern in die Klasse der Freien einrücken mit Genehmigung ihrer Herren und des Oberhauptes.

Stehende Truppen gibt es nicht, jeder waffenfähige Eingeborene ist verpflichtet, dem Kriegsruf Folge zu leisten. Zur Zeit, als ohne Feuerwaffen gekämpft wurde, pflegten die Frauen und Kinder aus einer gewissen Entfernung zuzusehen, später wurden sie erst in Sicherheit gebracht. Friedensangebote werden durch Frauen überbracht. Sie

bestehen zunächst in Bananenfaser (mbul). Das Anzünden von Häusern des Feindes zur Nachtzeit gilt als schimpflich.

Internationale Beziehungen. Außer den schon an anderer Stelle behandelten Beziehungen von Jap zu den Zentral- und Ostkarolinen bzw. Marianen bestehen noch solche mit dem etwa 200 Seemeilen entfernten Palau, auf denen sich immer eine Anzahl Japer zum Zwecke der Geldsteinfabrikation aufhält. Vor Jahren pflegten sich, wenn auch selten, Oberhäupter beider Inseln zu besuchen. Ohne Abschluß förmlicher Verträge besteht zwischen ihnen ein freundnachbarliches Verhältnis, das den gegenseitigen Untertanen oder Angehörigen jede Art Gastfreundschaft, Geschenke und Gegengeschenke gewährt. Insbesondere legen die Palauer den Japern keinerlei Schwierigkeiten bei deren Liebhaberei, Steingeld zu brechen, in den Weg. Diese zeigen sich dadurch erkenntlich, daß sie den zuständigen Palauern Geschenke mitbringen oder für sie öffentlich nützliche Arbeiten ausführen (der gepflasterte Weg in Koror, der Steinwall bei Eirei).

Bevölkerung.

Nr.	Gemeinde	Männer	Frauen	Knaben	Mädchen	Summe	Rang
1	Worwor	33	39	9	5	86	4
2	Ballawat	62	54	24	13	153	1
3	Beuig	23	32	11	14	80	I
4	Ngolok	54	63	21	8	146	1
5	Dotsungor	11	10	2	2	25	4
6	Gidam	23	35	8	14	80	I[5])
7	Inuf	74	55	21	14	164	4
8	Luetz	50	50	20	15	135	4
9	Lamär	40	46	10	6	102	3
10	Ngof	10	10	5	2	27	3
11	Tabineñ	17	17	2	4	40	3
12	Dulnkan	26	32	9	6	73	3
13	Ngeri	33	35	10	5	83	3
14	Lai	12	14	6	—	32	3
15	Mulro	6	9	2	2	19	4
16	Nemar	22	20	5	5	52	4
17	Tafagif	15	11	5	5	36	5
18	Rumu	50	50	31	24	155	4
19	Käng	19	19	3	6	47	5
20	Dugor	30	30	11	6	77	2
21	Garregel	30	29	9	16	84	4
22	Debotj	21	33	13	5	72	1
23	Domdjui	10	10	8	5	33	II
24	Thäb	50	53	13	5	121	1
25	Merur	44	56	19	17	136	1
26	Af	38	37	16	15	106	3—4
27	Dotsumor	40	35	6	7	88	3—4
28	Bugoll	40	28	10	8	86	2
29	Dilag	4	5	3	2	14	II
30	Ma	54	40	10	5	109	3
31	Thol	19	16	5	5	45	1
32	Fanabndj	18	10	5	5	38	II
33	Matalai	13	15	6	2	36	5
34	Tenefar	13	19	5	5	42	1
35	Matebu und Ugem	5	9	1	2	17	I
36	Gorror	24	22	15	6	67	1
37	Magatjagil	22	25	7	2	56	3
38	Onoth	27	20	7	8	62	2
39	Tauai	22	16	5	7	50	3
40	Sebeth	51	39	18	13	121	3
41	Gatschalau	22	30	2	6	60	I
42	Malai	30	30	10	7	77	3
43	Gal	30	30	9	10	79	3
44	Nif	40	35	6	4	85	1
45	Nel	19	20	9	12	60	I
46	Ufra	34	34	11	11	90	4
47	Tafenith	16	20	11	12	59	5
48	Derikan	9	10	4	—	23	II
49	Ebots	23	18	10	1	52	I
50	Fedor	30	24	10	8	72	I
51	Tagagen	11	6	2	—	19	5
52	Aringel	30	27	7	5	69	4
53	Binau 1	3	3	—	—	6	I
54	Ganif	40	30	5	5	80	1
55	Gadai	30	20	10	4	64	3
56	Manibinau	3	2	—	—	5	4—5
57	Adibua	20	20	10	7	57	4
		1545	1507	512	388	3952	
	Transport	1545	1507	512	388	3952	
58	Okau	40	37	10	10	97	1
59	Olok	5	5	2	2	14	4
60	Numunuung	8	13	7	4	32	I
61	Mabu	11	8	8	4	31	4
62	Magaf	34	26	7	8	75	4
63	Gurrung	2	4	1	—	7	4
64	Rang	12	16	3	2	33	3
65	Tabelang	8	10	4	4	26	II
66	Gillifith	22	26	11	11	70	1
67	Bunukunug	6	7	3	1	17	II
68	Iin	7	11	2	2	22	3
69	Eiredj	29	27	9	4	69	I
70	Runu	6	11	6	5	28	4
71	Ulu	20	10	5	5	40	5
72	Moloai	15	12	4	3	34	5
73	Ateliu	30	32	13	8	83	2
74	Maki m. Moru	48	40	10	10	108	3
75	Amun	35	36	10	7	88	3
76	Mel	20	20	3	4	47	I
77	Mujub	40	38	11	13	102	I
78	Riken	33	25	6	4	68	3
79	Gottschol	17	13	5	2	37	1
80	Onean	56	63	15	16	150	2
81	Gatschbar	46	44	14	16	120	1
82	Leng	28	24	15	7	74	3
83	Benau	10	18	3	—	31	I
84	Lebinau	42	37	6	5	90	4
85	Dartja	5	5	2	1	13	II
	Map.						
86	Umiu	43	53	18	12	126	2
87	Toru	30	29	10	5	74	2
88	Lul-Oref	14	13	5	4	36	I
89	Odjolab	10	9	6	1	26	1—2
90	Tjol	17	18	5	2	42	2
91	Ueloy	29	35	5	4	73	3
92	Malon	13	9	4	2	28	4—5
93	Mulevei	15	12	4	3	34	II
94	Numuthnl	8	9	1	1	19	I
95	Plau	32	30	7	4	73	4
96	Orila	10	10	2	2	24	4
97	Talanglf	24	16	6	2	48	4
98	Metscheau	14	20	8	3	45	II
99	Betjiel	15	17	4	3	39	3
100	Onedj	20	18	6	5	49	3
	Rumung.						
101	Ri	29	34	6	5	74	2
102	Ganaon	22	18	2	6	48	3
103	Buluol-Tagam	8	5	2	2	17	2
104	Metjol	20	19	7	5	51	4
105	Uenfra	24	27	3	11	65	I
106	Fal	30	36	3	6	75	2
		2607	2562	821	634	6624	
				1455			
	Zählung 1903:	2751	2833	1572		7155	
	Abnahme:	144	271	117		531	

[5]) Die Rangklassen der „Milingei" sind mit römischen Ziffern eingetragen.

Chinesen in Samoa.

Bekanntlich ist eine der wichtigsten Existenzfragen für den Ansiedler auf Samoa die Arbeiterfrage. Große Strecken recht fruchtbaren Landes stehen zu ziemlich mäßigem Preise zur Verfügung. Woher aber die zu ihrer Bearbeitung erforderlichen Kräfte nehmen?

Der Samoaner zeigt leider nur sehr minimales Verständnis für planmäßige, regelrechte Arbeit, und wir können ihm das schlechterdings kaum so sehr verdenken. Bietet ihm doch die freigebige Natur seiner Inseln Nahrung in Hülle und Fülle. Nur wenn er einmal einen ganz besonderen Wunsch hat, will er z. B. für sich oder sein Mädchen ein Stück Tuch gewinnen, dann treibt es ihn zur Arbeitsstätte; aber nur so lange, als es ihm paßt, beißt er in die harte Nuß. Ein Ansiedler erzählte mir, daß der dritte Teil seiner samoanischen Angestellten durchschnittlich bummle; er rechne von vornherein immer nur mit einem Teil der Leute. Nun, jedermanns Sache ist es nicht, sich auf so unsichere Dinge einzulassen. Mit Recht rief man nach Arbeitern, die diesen Namen auch verdienten, wie z. B. die arbeitsamen, anspruchlosen Malaien, die sich auf den Pflanzungen Niederländisch-Indiens so bewährt haben, oder aber die nimmermüden Chinesen, deren Ruf als tüchtige, willige und in ihrer Genügsamkeit konkurrenzlose Arbeiter über die ganze Erde verbreitet ist.

Diesen durchaus berechtigten Wünschen kam das Kaiserl. Gouvernement entgegen, indem es vor reichlich zwei Jahren zunächst einige hundert chinesische Kulie einführte. Da sich dieser Versuch hervorragend bewährt hat, folgten im vorigen Sommer weitere Chinesen, so daß sich jetzt ungefähr 1000 von diesen gelben Gesellen im Schutzgebiet befinden — und zwar auf allen Pflanzungen zerstreut. Wohlweislich hat man ihnen das Ansiedlungsrecht in der Kolonie versagt. Nur wer ihren rastlosen Eifer und ihr Geschick aus eigener Anschauung kennt, weiß die Gefahr zu beurteilen, die diese Menschen für die anderen Rassen bilden. Deswegen muß unbedingt verhindert werden, daß sie sich im Kaufmanns- oder Handwerkerstande heimisch machen.

Über ihre Tätigkeit als Pflanzungsarbeiter herrscht bei den Ansiedlern nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung. Freilich meinen viele, daß sich diese Arbeitskraft zu teuer stelle. Der Chinese bekommt zwar monatlich nur 12 M. neben freier Unterkunft und Verpflegung. Dazu kommen jedoch nun noch Berechnungen für Transportkosten, Krankenbehandlung usw., so daß sich die Kosten für einen Kopf insgesamt auf rund 400 M. jährlich belaufen. Nun, allen Leuten kann man es ja nie recht machen!

So fleißig diese Kulis oder, wie sie offiziell heißen, „Kontraktarbeiter" nun auch bei der Arbeit sind, so haben sie doch auch andererseits bedeutende Schattenseiten. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Bekannt ist chinesischer Jähzorn, ihre sinnlose Wut, wenn ihre Rachsucht einmal geweckt ist. Man pflegt zu sagen, wo auch nur drei oder vier zusammen sind, bilden sie einen Geheimbund. So gibt es denn auch hier schon geheime Gesellschaften religiöser Natur, die jedoch bis jetzt glücklicherweise noch nicht unangenehm in Erscheinung getreten sind. Prügelszenen freilich gab es schon genug. Sie pflegten jedoch kein weiteres Nachspiel zu haben als eine gelinde Prügelstrafe in Gegenwart des Chinesenkommissars.

Allerdings sind auch einige schwerere Fälle anzuführen. So war kürzlich auf einer Pflanzung eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem weißen Aufseher und den chinesischen Arbeitern entstanden, und zwar wegen Lohnabzuges. Als nun am nächsten Morgen zur Arbeit angetreten wurde, zog ein Gelber dem Aufseher hinterrücks einen Sack über den Kopf, und sofort fiel die ganze Bande über ihn her, warf ihn zu Boden und prügelte ihn. Von einigen Schürfungen abgesehen, kam der Überfallene mit dem Schrecken davon. Anscheinend wollten die Kulis auch nur ihm einmal ihre Übermacht recht „sinnfällig" vor Augen führen.

Bei derartigen planmäßigen Gewalttaten begegnet gewöhnlich die Ermittelung der Täter den größten Schwierigkeiten. Das ausgeprägte Solidaritätsgefühl der Chinesen macht es fast unmöglich, sie herauszufinden. Alle — ohne Ausnahme — machen sie genau dieselbe Aussage, nämlich, daß sie von der Sache nicht das Geringste wissen. Und doch läßt gerade das darauf schließen, daß es sich um ein abgefeimtes Komplott handelt.

Böser endete ein anderer Fall, der sich im letzten Winter auf der Pflanzung der neuen Samoa-Kautschuk-Kompanie ereignete. Die Einzelheiten der Tat sind romantisch genug. Ein chinesischer Aufseher war seinen Untergebenen wegen seiner rücksichtslosen Strenge verhaßt. Der Leiter der Pflanzung nun hörte eines Abends in der Nähe einen gellenden Schrei und fand, als er hinauseilte, den Aufseher in einer Blutlache liegend, sterbend vor. Seine letzten Worte waren: „Herr, Kuli!" Unter diesen hatte man also den Mörder zu suchen. Auch hier wurde von allen zunächst standhaft geleugnet. Als jedoch auf einen Chinesen der Verdacht der Täterschaft fiel, verriet dieser den wirklichen Mörder, der sich denn auch zu einem umfassenden Geständnis bequemte.

Häufig sei er von dem Aufseher geschlagen worden. Als er nun gehört habe, daß ein Kuli — angeblich ein naher Verwandter von ihm — an den erlittenen Mißhandlungen im Hospital verstorben sei, habe er beschlossen, sich und seine Genossen von dem Peiniger zu befreien. Tatsächlich ist jener Mann an einer Darmkrankheit gestorben; aber sei es, daß der rachsüchtige Chinese das nicht wußte, oder daß er es nicht glauben wollte, er wartete wochenlang nur auf eine günstige Gelegenheit, den Vorgesetzten zu ermorden.

Endlich an einem Sonntag Abend sollte ihm der Anschlag gelingen. Die meisten Arbeiter — es sind ihrer über hundert — waren schon zur Ruhe gegangen. Nur im Kochhause saßen noch vier Chinesen — am Boden gekauert beim Glücksspiel. Der nach zwei Seiten hin offene Raum wurde nur matt durch eine am Boden stehende Öllampe erleuchtet. Hinter einem Spieler stand der Aufseher, das Spiel interessiert verfolgend. Das war die willkommene Gelegenheit zur Tat. Mit einem Beil schlich sich der Mörder hinter sein Opfer und versetzte dem Ahnungslosen von hinten einen Schlag ins Genick, daß er röchelnd zusammenbrach. Die Spieler stürzten entsetzt davon, der Täter badete im Fluß und erzählte dann seelenruhig in der Baracke, in der er zu schlafen pflegte, einem Kameraden, daß er den Aufseher erschlagen habe. Es war das der Mann, der ihn später verriet, um den auf ihn gefallenen Verdacht von sich abzulenken. Der Mörder wurde in Apia zum Tode verurteilt.

Im allgemeinen brachten die importierten Chinesen manch neues Bild in das friedliche Inselreich. An Festtagen sieht man sie in großen Scharen durch Apia ziehen, wo sie mit ihren kreischenden Stimmen und ihren näselnden Lauten einen sinnfälligen Gegensatz zu dem ruhigen, gemessen einherschreitenden Samoaner bilden. In den

Straßen sieht man zwei chinesische Polizisten in Khakiuniform einherstolzieren, die natürlich nur ihren Landsleuten gegenüber Polizeibefugnisse haben. Auch bei den beim Wegebau beschäftigten Gefangenen findet man stets das gelbe Element vertreten.

Die Samoaner kümmern sich im allgemeinen wenig um die Kulis, auf die sie mit stolzer Verachtung herabsehen. Die samoanischen Mädchen indes, sagt man, sollen den Gelben nicht so abgeneigt sein. Nun, daß die samoanischen Nichtstuer etwas von chinesischem Fleiß, von chinesischer Regsamkeit sich zu eigen machen möchten, wünschen wir von Herzen zum Heil Samoas und der jungen deutschen Kultur in der fernen Südsee.

Fritz Albrecht.

Die Mollusken in den Kreideablagerungen Dänemarks hat P. P. J. Ravn (K. D. Vidensk.-Selsk. Skrifter. 6. R., nat. & math. Afd., XI, 2, 4, 6) monographisch bearbeitet. In den stratigraphischen Untersuchungen berücksichtigt er auch die durch H. J. Posselt bearbeiteten Brachiopoden der dänischen Kreideformationen (Danmarks geologiske Undersøgelse. II. R. No. 4), so daß die von ihm zugrunde gelegte Fauna 189 Arten, nämlich 42 Brachiopoden, 86 Lamellibranchiaten, 35 Gastropoden und 26 Kephalopoden umfaßt. Von denselben kommen jedoch nur 4 Arten in allen Abteilungen der dänischen Kreide vor: *Lima semisulcata* Nilss., sp., *Ostrea semiplana* Sow., *Ostrea hippopodium* Nilss., *Exogyra lateralis* Nilss. sp., während *Pecten inversus* Nilss. sowohl in der ältesten als der jüngsten Kreideablagerung vorkommt und wohl nur in den zwischenliegenden fehlt, weil diese anderen Facies angehören. Auf Grund des paläontologischen Befundes gliedert er die dänischen Kreideablagerungen wie nebenstehend folgt.

Das ältere Senon ist nur auf der in seinem geologischen Aufbau Dänemark fremden Insel Bornholm vertreten; im eigentlichen Dänemark bildet die zur jüngsten Abteilung der Mucronata-Zone gehörende Schreibkreide die älteste bekannte Ablagerung, so daß die ganze Mamillatus-Zone und die ältesten Abteilungen der Mucronata-Zone völlig fehlen oder vielmehr nicht nachgewiesen sind.

Von besonderem Interesse sind die Untersuchungen Ravns über die Altersstellung des Fischtons und des Cerithium-Kalkes. Trotz ihrer verhältnismäßig geringen Bedeutung — sicher ist der Fischton nur von Stevns Klint, der Cerithium-Kalk von Stevns Klint und von Eerslav bekannt — haben beide Schichten bei allen Geologen, die sich mit der baltischen Kreide beschäftigt haben, detaillierte Berücksichtigung gefunden, weil ihre Altersstellung stark umstritten war. Wie Ravn überzeugend nachweist, sind Fischton und Cerithium-Kalk nichts anderes als gehärtete Schreibkreide, die ihre gegenwärtige Form sekundären Einflüssen verdankt.

Danien	Crania-Kalk	*Crania tuberculata* Nilss.
	Saltholms Kalk, Bleichkreide Bryozoen-Kalk, Korallenkalk	*Ananchytes sulcata* Goldf. Dromiopsis rugosa v. Schlotheim, sp.
	Lücke	
Jüngeres Senon	Cerithium-Kalk	*Ananchytes ovata* Leske *Scaphites constrictus* Sow., sp.
	Fischton	
	Schreibkreide	*Belemnitella mucronata* v. Schloth., sp.
	?	
Älteres Senon	Arnager-Kalk Mergel von Blykobbeaa	*Inoceramus lingua* Goldf. *Actinocamax bornholmensis* Stolley
	Mergel von Mulebyaa	*Actinocamax lundgreni* Stolley
	Grünsand von Bornholm	*Actinocamax westfalicus* Schlüt.

Gegen den Abschluß der Senon-Epoche erfolgte im ganzen westlichen Europa eine negative Niveauveränderung, die sich auch auf das gegenwärtige Dänemark erstreckte.

A. Lorenzen.

Bücherschau.

Wirtschafts-Atlas der deutschen Kolonien. Herausgegeben von dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee. 10 Kartenblätter mit Text. Berlin 1906.

Aus Anlaß seines zehnjährigen Bestehens hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee den vorliegenden interessanten wirtschaftlichen Atlas erscheinen lassen. Das Komitee verfügt aus den Studienreisen, die es ausgerüstet hat, und infolge der Mitwirkung guter Kenner der einzelnen Schutzgebiete über ein reiches Material über deren wirtschaftlichen Stand, und die Kartographen Sprigade und Moisel haben mit ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit diesen Stoff zu einer Reihe hübscher und instruktiver Kartenblätter verwertet. Durch zahlreiche farbige und schwarze Signaturen sind die vorhandenen Kulturen, die nachgewiesenen Bodenschätze, die Stätten von Pferdezucht, Viehzucht usw. bezeichnet, so daß ein recht buntes Bild entstanden ist, das allerdings allein nicht sagt, wie es mit dem Werte aller dieser kolonialen „Schätze" bestellt ist. Die Baumwollkolonien Togo und Ostafrika sind noch mit je einem zweiten Blatte vertreten, aus denen man die Stellen intensiveren oder erst beginnenden Baumwollbaues ersieht. Unter den Verkehrswegen finden sich auch die vorhandenen und projektierten Eisenbahnlinien eingetragen. An letzteren ist besonders Ostafrika mit einer Nordbahn nach Muansa, einer Zentralbahn nach Udjidji und einer Südbahn zum Njassa sehr reich. Bescheiden ist Kamerun mit solchen Bahnen der Zukunft ausgestattet, es ist nur die Manengubabahn eingetragen. Auf dem Übersichtsblatt von Afrika (Karte 2) ist sie dagegen so weit als es geht, nämlich bis zur Mündung des Schari in den Tsadsee fortgeführt. Für Togo wiederum scheinen solche weitreichenden Pläne und Wünsche noch nicht zu bestehen. Eine kleine Ergänzung zu den Karten bietet die Handelsübersicht des Textes, im übrigen sind sie durch die gesamte kolonialwirtschaftliche Literatur zu ergänzen, wie denn auch der Atlas, wie ausdrücklich bemerkt wird, nur eine Illustrierung der zahllosen Einzelangaben dieser Literatur zu sein beansprucht. Vorausgeschickt ist eine Übersicht über die Leistungen des Komitees, über deren Verdienstlichkeit ja kaum Meinungsverschiedenheiten bestehen.

Arthur Glyn Leonard, The Lower Niger and its Tribes. London, Macmillan and Co., 1906. 12 s. 6 d.

Ein mit warmer Sympathie für die Neger geschriebenes religionswissenschaftliches Werk auf anthropogeographischer Grundlage. Zehn Jahre lang hat Major Leonard eingehend die Sprachen und die Menschen von Southern Nigeria studiert, jener britischen Kolonie, die sich zu beiden Seiten des Nigerdeltas erstreckt, östlich bis an die Grenze von Kamerun reicht und von sehr verschieden gearteten Stämmen bewohnt wird. Von vornherein suchte er alle europäischen Vorurteile über Barbarei und Kultur abzustreifen, und manchmal urteilt er über seine egoistischen Landsleute sehr hart, denn er hatte sich, um einen Ausdruck der verstorbenen Miss Kingsley zu gebrauchen, gewöhnt, „schwarz zu denken", d. h. vom Standpunkte des Negers aus zu urteilen. Man kann wohl sagen, daß mit der Vertiefung unserer ethnographischen Kenntnisse Afrikas in der einseitigen Beurteilung der Neger ein Umschwung eingetreten ist und wir nach gerechterer Anschauung über ihn ringen, und auch der vortreffliche Ethnograph Haddon in Cambridge, der eine Vorrede zu dem Buche geschrieben hat, steht auf diesem Standpunkte. Leonard geht von der natürlichen Umgebung aus, um seine Nigerdeltaschwarzen richtig beurteilen zu können, und zeigt eingehend die Wirkung des Lebensraumes auf sie. Die Religion lasse sich von der Geographie nicht trennen; sie sei das natürliche Ergebnis menschlicher Entwickelung innerhalb der den Menschen um-

gebenden, auf ihn wirkenden Natur. Diese müsse man in Southern Nigeria zuerst verstehen lernen, ehe man die dort wohnenden Neger verstehen könne, und weil dieses die Europäer nicht getan, hätten sie auch den Neger nicht verstanden. Das vorliegende Werk aber soll das Verständnis fördern, und deshalb beginnt es mit einer Schilderung des sumpfigen, feuchten, von Wasseradern durchzogenen, von der Malaria geplagten Landes in der Regenzeit und des dürren, sonnenverbrannten Landes in der trockenen Jahreszeit. Auf diesen starken Gegensatz der Natur führt Leonard alsdann den ausgesprochenen Dualismus im Charakter und sozialen Leben der Eingeborenen zurück. Eingehend berichtet er dann über die Einwirkungen dieser Umgebung auf die Religion, zeigt, wie die oft wunderbaren Zeremonien und der reiche Symbolismus alles Äußerungen für die Herbeiführung des lebenspendenden Regens sind.

Besonders hebt Leonard auch die engen Beziehungen der sozialen Verhältnisse des Volkes zu seiner Religion hervor. An der Spitze der Familie steht der über Tod und Leben verfügende Vater als der Befruchtende; es folgt die Mutter, die als Ernährerin und Erzeugerin des ältesten Sohnes geehrt wird; dann der älteste Sohn usw. Mit der Entwickelung einer Familiengemeinschaft geht nun gleichzeitig die Entwickelung der Götter vor sich. Der Gott eines jeden Haushaltes ist nur das Emblem eines früheren Ahnherrn, durch diese entstand die Gottesidee. Daneben entstanden Familiengötter: der Vaterschaft als des regierenden und befruchtenden Gottes; der Mutterschaft als der produzierenden und nährenden Gottheit, des Sohnes als des Ergebnisses der gemeinschaftlichen Tätigkeit beider. Diese Dreiheit ist z. B. unter den Ibani scharf ausgeprägt. Adum war der Vater aller Götter, er heiratete die Göttinmutter Okoba und zeugte mit ihr Eberebo, den Gottsohn, einen sehr tüchtigen, gescheiten Gott, dem man Kinder weihte, die an seinen göttlichen Eigenschaften teilnahmen. In den Ju-ju-Häusern der einzelnen Gemeinden ist diese Dreiheit nebeneinander aufgestellt. Man sieht hieraus, daß man diese Götterbilder nicht nur nach ihrer barbarisch erscheinenden Außenseite beurteilen darf, wie meist geschehen ist, sondern daß hinter ihnen noch ein höherer Inhalt, religiöse Vorstellungen stecken. Die Religion der Nigerdeltaleute beruht also auf der Ahnenverehrung; äußerlich wird sie dargestellt durch Embleme, die allerdings je nach Zeit und Umständen sich ändern können. Erscheinen sie auch meist roh und abschreckend, so entbehren sie doch keineswegs geistigen Inhaltes, als etwas Heiliges, das im unmittelbaren Zusammenhange mit dem mächtigen Familiengeist steht, und nicht als Gegenstände, die an und für sich übernatürliche Kräfte besitzen. Der Kultus besteht hauptsächlich in Huldigungen und Verehrung. Durch Darbringung von Opfern wird die Versöhnung erreicht, Gebete haben weniger Wert. Ein solches lautet: „Bewahre unser Leben, o Geistvater, der vor uns war, und mache dein Haus fruchtbar, damit wir, deine Kinder, uns mehren, reich und mächtig werden." Die Religion ist nur Sache der Person oder Familie, keine öffentliche oder nationale Angelegenheit.

Das Buch ist so überreich an religionswissenschaftlichen Tatsachen, daß wir uns auf die allgemeinen Ausführungen beschränken müssen. Wir wollen aber darauf hinweisen, daß es über zahlreiche Anschauungen, die bisher gültig waren, neue Aufklärungen gibt, z. B. über die Menschenopfer, die auch mit dem Ahnenkultus im Zusammenhange stehen, die Embleme (Tiere, Steine, Schlangen), unter denen Geister verehrt werden, die noch wenig beachteten Wassergeister, die Tabubräuche. Es ergeben sich da häufig Tatsachen, die zur Erklärung dunkel gewordener alter Religionsgebräuche vorteilhaft herangezogen werden können.

W. Fred, Indische Reise. Tagebuchblätter. 214 S. Mit 73 Abb. München und Leipzig, R. Piper u. Co.

Der Verfasser berichtet über seine Eindrücke an einigen der berühmtesten Stätten Nordindiens und in Rangoon und erzählt auch von seinen Beobachtungen und Erfahrungen über die Bewohnerschaft. Er gibt diese (S. 135) mit „zwischen 300 und 400 Millionen Eingeborener" etwas zu hoch an. Als Gesamteindruck von seinem Standpunkte als Europäer aus verzeichnet er den „eines noch ganz unzivilisierten Volkes, sowohl was das geistige als auch was das materielle, vor allem aber das moralische Leben betrifft". Ein fesselndes und lesenswertes Kapitel (8) ist der indischen Kunst gewidmet. Auch über das Reisen in Indien verbreitet sich ein Kapitel. Die indischen Eisenbahnen erklärt der Verfasser für komfortabler, z. B. zum Übernachten, als die Hotels, die im allgemeinen schlecht und teuer seien. Zu berichtigen wäre die Notiz (S. 165), daß der Kandschindschinga um 3640 m niedriger ist als der Mt. Everest; der Unterschied ist nur gering. Auch ist es etwas zu viel gesagt (S. 191), daß über Rangoon hinaus England in Indien nichts mehr zu sagen habe; die englische Herrschaft in Birma ist doch ziemlich überall gesichert. Den Abbildungen liegen eigene Aufnahmen zugrunde, man begegnet daher unter ihnen auch anderen, als den in Büchern über Indien immer aufs neue wiederkehrenden gekauften.

Dr. E. M. Kronfeld, Der Weihnachtsbaum. Botanik und Geschichte des Weihnachtsgrüns. Mit 25 Abbildungen. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung, o. J. 4 M.

Im Jahre 1892 erschien ein Werk „Deutsche Weihnachten" von Fritz Ortwein, dessen Inhalt sich in sehr vieler Beziehung mit dem vorliegenden deckt. In dem Verlaufe, den die Volkskunde in der letzten Zeit genommen hat, wandte man auch dem schönsten deutschen Feste mehr und mehr Aufmerksamkeit zu, und so ist die Literatur über dieses, die wissenschaftliche wie die mehr populäre, recht angewachsen. Bei großer Ähnlichkeit der beiden Bücher, die jedes in seiner Art tüchtig sind, herrscht doch in ihnen ein grundverschiedener Zug. Ortwein stellt das christliche Element in den Vordergrund, Kronfeld bringt viel Botanisches hinein, behandelt im Zusammenhange mit dem Weihnachtsbaum verschiedene Nadelhölzer, Mistel, Stechpalme usw., deutet das Weihnachtsgrün als Ableger eines „himmlischen Lichtbaumes der Indogermanen" — was man bei ihm nachlesen möge. Indessen geht er keineswegs so weit, unserem heutigen Weihnachtsbaum einen heidnischen Ursprung beizulegen, und er schließt sich den durch Tille u. a. gewonnenen Ergebnissen an, daß wir ihn nicht weiter als bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts mit dem Ausgangspunkte Elsaß nachweisen können.

Eine wesentliche Bereicherung der Weihnachtsbaumliteratur bringen die Nachrichten über die sieghafte Ausbreitung unseres Weihnachtsbaumes über Europa und darüber hinaus. Namentlich ist da des Verfassers österreichische Heimat reich vertreten, wo er keine Mühe scheute, betagte Greise und die Literatur zu befragen, wann die Sitte zum ersten Male auftauchte. 1821 war der Baum in Wien noch unbekannt. Eingeführt wurde er 1829 durch die Gemahlin des Erzherzogs Karl, eine nassauische Prinzessin, und „das Beispiel von oben" wirkte für die Verbreitung. Eine württembergische Prinzessin brachte ihn 1819 nach Ofen; in Prag fand er in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Eingang. Für einen großen Teil Österreichs erhalten wir genaue Belege des ersten Auftretens. Weniger reich ist das Deutsche Reich bedacht. Überall werden volkskundliche Bemerkungen eingeflochten, sehr viele poetische Ergüsse beleben den Text, und mit einem Blick auf den „Weltsieg des Weihnachtsbaumes" schließt das Buch. Erwähnt hätte da werden können, daß er auch bis in hohe nordische Breiten gedrungen ist und daß die auf einer Eisscholle treibenden schiffbrüchigen Hansaleute der zweiten deutschen Nordpolarexpedition in einem aus Kohlenvorräten errichteten Hause Weihnachten 1870 sich aus Besenreisern einen Baum errichteten, den sie mit Lichtern schmückten. R. A.

Kleine Nachrichten.

— Die Forschungsreise des „Planet". Das Vermessungsschiff „Planet" ist am 12. Oktober an seinem Bestimmungsort Matupi eingetroffen. Einen Abriß über die Ergebnisse bis zur Ankunft in Colombo, Anfang Juli v. J., hat einer der Teilnehmer, Prof. Dr. Krämer, in Nr. 7 des 90. Globusbandes veröffentlicht. Ferner wurde S. 51 des laufenden Bandes die Bestätigung des Sundagrabens südlich von Java durch den „Planet" und seine interessante Lotung von 7000 in jenem Graben, die bisher größte bekannte Tiefe des Indischen Ozeans, mitgeteilt. Nach den inzwischen in den „Annalen der Hydrographie" (bis Heft 2, 1907) veröffentlichten offiziellen Berichten über die Arbeiten von Colombo bis Matupi sei noch folgendes erwähnt: Die Westküste von Sumatra wurde bei Padang erreicht und auf der Fahrt nach Batavia das Vorhandensein einer Grabenbildung jener Küste parallel festgestellt. Von Batavia wurde Java mit dem oben

erwähnten Ergebnis im Süden umfahren und dann Makassar und Amboina angelaufen. Die Weiterreise führte um die Nordküste von Neuguinea herum. Die hier vorgenommenen zahlreichen Lotungen zeigten, daß jene Küste noch steiler zur Tiefsee herabsinkt als die Ostseite von Madagaskar; so wurden in einem Küstenabstande von nur 9 Seemeilen im Nordwesten am 7. September 3395 m gemessen. Die übrigen Lotungen in jener Gegend dienten zur Festlegung des Plateaus von 1000 bis 1500 m Tiefe, auf dem sich die Matty-, Echiquier-, Hermit- und Admiralitätsinseln erheben. Der Abfall dieser Inselgruppen zur Tiefe erfolgt anfangs unter einem Winkel von etwa 45°, eine Lotung in der Hermitgruppe ergab 1425 m Tiefe in nur 2,5 Seemeilen Entfernung vom Riffrande. Zur Vermessung der Hermitgruppe wurden $2\frac{1}{2}$ Wochen verwendet, auch wurde in der Admiralitätsgruppe zu gleichem Zweck ein Aufenthalt von einigen Tagen genommen. Die Drachen- und Ballonaufstiege auf der Fahrt von Makassar nach Matupi (in der Südostmonsunperiode) ergaben: Sehr geringe Höhe des Unterwindes (400 bis 500 m); dann Stillenschicht von wechselnder Stärke; darüber fast reiner Ostwind bis in die höchsten erreichten Höhen (schätzungsweise 10000 m). Unter 136° östl. L. im Norden von Neuguinea wurde der einzige Ballon-sonde-Aufstieg während der ganzen Reise unternommen, der halbwegs glückte. Beim Anbordnehmen des nach dem Platzen des Ballons niedergesunkenen Apparates stellte es sich heraus, daß die Uhr versagt hatte, so daß nur höchste Höhe und geringste Temperatur abzulesen waren. Erwähnt sei noch, daß, während die Drachen im Atlantischen Ozean über 2000 m Höhe im allgemeinen nicht heraufzubringen waren, im Indischen Ozean 5000 m erreicht wurden. Die Pilotballons stiegen bis 9000 m (im Indischen Ozean); von den Ballons-sondes wurden schätzungsweise Höhen bis zu 15000 m gewonnen, aber die Ballons gingen eben verloren, oder die Aufstiege mißglückten sonst. — Der „Planet" wird inzwischen mit seinen Vermessungsarbeiten in der deutschen Südsee begonnen haben, die ihn dort für viele Jahre beschäftigen werden.

— Das Mazzenfest der Juden zu Ostern (Mazzothfest), bei dem die bekannten ungesäuerten, fladenartigen Gebäcke genossen werden, hat durch B. D. Eerdmans eine neue Erklärung gefunden, wobei er sich wesentlich auf ethnographische Parallelen stützt (Orientalische Studien, Theodor Nöldeke gewidmet, II, S. 671). Die Thora schreibt vor, im Frühjahr während sieben Tagen ungesäuerte Brote zu essen. Gewöhnlich wird dieses Mazzothfest zu den Erntefesten gerechnet; andere verbinden es mit Passah. Nach Eerdmans hat man dabei aber nur ausschließlich das Essen der ungesäuerten Brote zu erklären versucht und nicht beachtet, daß andere Bräuche auf diese Weise nicht erklärt werden. Nach ihm ist das Fest nur zu verstehen aus den primitiven animistischen Vorstellungen über Wachstum und Ernte. Dazu führt er eine Anzahl Belege von Naturvölkern an, bei denen die drei charakteristischen Punkte des Mazzothfestes sich gleichfalls finden: die Verpflichtung, nur Ungesäuertes zu essen, das Wegschaffen von allem Gesäuerten und das Gebot, daß jedermann, auch der Fremde, sich des Gesäuerten zu enthalten hat. Freilich sind die ursprünglichen alten animistischen Sitten bei den Juden nicht mehr verstanden worden, als sie ein Teil der höheren religiösen Sitte beim Erntefest geworden waren. Die Abhandlung ist ein beredtes Zeugnis, wie auch der Orientalist mit Vorteil die Sitten und religiösen Vorstellungen der Naturvölker zu Erklärungen heranziehen kann.

— Über das Zurückgehen der Niagarafälle und den voraussichtlichen Einfluß ihrer geplanten wirtschaftlichen Ausnutzung äußert sich Prof. J. W. Spencer in einem Bericht der kanadischen Geological Survey für 1905. Seine Untersuchungen begannen bereits 1890 und wurden 1904/05 zu Ende geführt; sie galten zuletzt der kanadischen Seite der Fälle. Ihr Zurückgehen auf der amerikanischen Seite ist nur schwach. Von 1890 bis 1905 hat das Zurückgehen nur die Hälfte des Betrages der voraufgehenden 15 Jahre erreicht, und zwar hauptsächlich infolge des größeren Widerstandes des Gesteines; dann auch infolge der Verringerung der Wassermassen durch die Niveauänderung des Eriesees. Nach Spencer wird das Zurückgehen nicht allein durch das Unterminieren des harten, überhängenden Sandsteins verursacht, sondern dadurch, daß dieser an Querspalten durchbrochen und schließlich abgetrennt wird, so daß das Wasser auf niedrigere Leisten aufschlägt. Eine besondere Eigenart der Kante des Falles ist der Wechsel zwischen einer breiten oder flachen Sichel und einer solchen mit keilförmigem Scheitel. Der Betrag des Zurückgehens war in den letzten 15 Jahren 0,67 m jährlich im Durchschnitt gegen 1,65 m zwischen 1875 und 1890. Von 1842 bis 1886 ist die Mitte des Falles um 87 m zurückgegangen, die folgenden Jahre bewirkten nur eine Erweiterung der Sichel. Neun Zehntel der gesamten Wassermasse des Niagara kommen durch den kanadischen Kanal, das Niveau des Flusses oberhalb wird durch eine Felsleiste von der Spitze von Goat Island bis fast zum kanadischen Ufer bestimmt. Da die größte der Kraftausnutzungs-Gesellschaften ihr Wasser vom Ende dieses Riegels entnehmen will, so muß der New Yorker Seite ein großes Wasservolumen entzogen werden, weshalb auch die Wassermassen der kanadischen Seite in Mitleidenschaft gezogen werden. Die beabsichtigte Verringerung um 10 bis 15 Proz. würde den Kanal verengern und das Wasser von den flacheren Teilen ablenken. Nach Spencer ist die dortige Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten nicht, der gewöhnlichen Annahme zufolge, veränderlich, sondern durch die Kommission von 1819 festgelegt. Sie läuft 100 m von Goat Island aus, indem sie alles außer einem Ende der Sichel der kanadischen Fälle auf kanadischem Gebiet läßt, und ist von dem tiefen Teil des Kanals nicht weit entfernt. Aus den Lotungen Spencers geht unter anderem hervor, daß dicht unter der Goat Island-Platte eine Tiefe von 58 m vorhanden ist.

— Auf den diluvialen Menschen von Krapina in Kroatien kommt K. Gorjanović-Kramberger noch einmal im Zusammenhange zurück (Földtani Közlöny, 36 Kötet, 1906). Er unterscheidet: Homo primigenius, var. Spyensis (Spy, Krapina, La Naulette, Malurnaud, d'Arcy, Slpka), homo primigenius var. Krapinensis (Krapina), homo sapiens fossilis (Löß von Brünn, Galley-Hill usw.), homo sapiens (der rezente Mensch). Da die Entwickelungsreihe des Homo primigenius eine bis heute ununterbrochene war, der Galley-Hill-Mensch aber älter als der Homo primigenius ist und dabei ein jüngeres Aussehen besitzt, muß man notwendigerweise annehmen, daß seit dem ältesten Diluvium bereits zwei Menschenarten nebeneinander lebten, die sich verschieden rasch bzw. langsam entwickelten. Die eine Art starb dann im oberen Diluvium aus, wo sie dann der Mensch von Galley-Hill erreichte und ersetzte. Verfasser will namentlich jene rezent aussehenden Schädel, die man ihres modernen Aussehens halber oft ad acta legte, einer abermaligen Untersuchung unterzogen wissen, dabei jedoch die geologischen Verhältnisse ganz besonders ins Auge fassen, da ja bloß diese allein bei der Beurteilung feststellen werden, ob ein modern aussehender Schädel dem älteren Homo sapiens fossilis oder dem Lößmenschen zuzuteilen ist. Eine derartige Feststellung dürfte dann für die Ansicht des Verfassers, daß bereits im unteren Diluvium nebeneinander zwei sehr verschiedene Menschenrassen lebten, als beweiskräftig gelten.

— Die Nordlichter in Island und Grönland unterzieht Svante Arrhenius einer näheren Betrachtung (Meddel. fr. K. vetensk. Nobelinstit., Bd. 1, 1906). Es zeigt sich, daß die Periode der isländischen Nordlichter während der 31 Jahre von 1873 bis 1903 ganz nahe der Sonnenfleckenperiode folgt, während der Gang nur 1885 bis 1887 in den beiden Fällen umgekehrt ist. Viel weniger ist diese Regelmäßigkeit für Grönland ausgeprägt, da die 13jährige Periode 1886 bis 1898 sich abnorm verhält. Die ruhigen Nordlichter spielen dort eine hervorragende Rolle, so daß beispielsweise Nordenskiöld in dem sehr sonnenfleckenarmen Jahre 1879 während der Überwinterung der „Vega" fast jede klare Nacht regelmäßig den Nordlichtbogen in der Richtung des magnetischen Meridians beobachten konnte. Die Jahresperiode der Nordlichter für Island und Grönland ist anders beschaffen als für andere Polarlichter, indem die bei diesen charakteristischen doppelten Maxima im Frühling und Herbst sich in den polaren Gegenden zu einem einzigen Maximum im Dezember zusammenziehen. Arrhenius will diese Abweichung dem Einfluß des Tageslichtes und der Dämmerung zuschreiben, soweit ältere Beobachtungen in Betracht kommen. Neuerdings lassen sich aus den Aufzeichnungen ein Hauptmaximum im Februar und ein zweites kleineres im November deutlich nachweisen. Die plausible Erklärung muß eine Änderung der Tageszeit sein, bei der die Beobachtungen ausgeführt wurden. Von den drei Perioden der Nordlichter, die auf der Einwirkung der Sonne beruhen, einer jährlichen, 11,1jährigen und 25,93tägigen Periode, schien die erstgenannte in Island und Grönland nur ein Maximum, im Dezember, aufzuweisen, während in anderen Weltgegenden zwei Maxima, im März und September oder Oktober, auftreten, doch ergeben eben die neueren Untersuchungen auch jetzt je ein Maximum im Herbst und Frühling. Zur Sonnenfleckenperiode verhalten sich die Nordlichter aus Island und Grönland qualitativ im großen und ganzen wie andere Polarlichter, nur ist die Amplitude der betreffenden Periodizität stark

reduziert, speziell was Grönland anlangt. Auch in bezug auf die 25,93tägige Periode verläuft die Schwankung in demselben Sinne wie für andere Weltteile, die Amplitude ist nur, besonders für Grönland, ungewöhnlich gering.

— Über die Murchison- und Davenportketten in Zentralaustralien und über die geographischen Verhältnisse nördlich der Macdonaldkette berichtet Allan A. Davidson, dessen Expeditionen im Nordterritorium von Südaustralien im Globus, Bd. 90, S. 84 erwähnt wurden, der Londoner Geographischen Gesellschaft. Im allgemeinen erheben die Ketten sich 150 bis 300 m über die Ebenen, die selber ein Meereshöhe von 300 bis 350 m haben. Die geologische Zusammensetzung besteht aus Quarzit, Sandstein, Konglomeraten usw. mit eingelagerten Schichten eruptiver Gesteine: Diorite, Diabase u. a. m. Eine hervorstechende Form ist die Reihe langer uniformer Rücken aus Quarzit und Sandstein, die durch enge, einander parallele Täler getrennt sind. Es wird diese Uniformität nur gestört in der Nachbarschaft der zentralen Kerne der vorkambrischen Gesteinsmassen, über denen die Quarzite sich gefaltet haben. Dieses System von Tälern und Rücken ist durch die Denudation des weicheren Sandsteines zwischen harten Quarzitzonen und die schnelle Zersetzung der eingelagerten Eruptivgesteine entstanden, die an vielen Stellen den weichen Sandstein ersetzen. Die Ketten werden von einer ausgedehnten Reihe von Krieks, zum Teil solchen von beträchtlicher Größe, mit niedrigen Ufern und sandigen, bis 60 m breiten Betten durchschnitten. Beim Verlassen der Ketten schneiden sie sich auf weite Entfernungen Kanäle durch die sandigen Ebenen, verschwinden aber schließlich in sandigem Gebiet oder breiten sich über lehmigen Niederungen zu Teichen aus. Den Krieks entlang finden sich zahlreiche Wasserlöcher bis zu sechs Monaten nach starkem Regen, aber ständig hält sich das Naß nur in einigen natürlichen Becken, die durch die Strudel überfluteter Krieks oder durch Wasserfälle in den harten Fels geschnitten worden sind. Mehrere Fischarten, bis zu $^1/_2$ kg schwer, kommen in diesen Wasserlöchern vor, es sind wahrscheinlich Varietäten solcher Arten, die sich in den Flüssen der höheren Gebiete finden. Am Ostabhange der Ketten erscheint Granit mit eruptivem und metamorphem Gestein, und hier sowohl wie in den Eruptivstreifen der Ketten wurde Gold, Kupfer und Bleiglanz gefunden, aber in kaum abbauwürdiger Menge. Das Tierleben ist dürftig, obwohl nach dem Regen Insekten und anderes Ungeziefer sich mit erstaunlicher Schnelligkeit entwickeln. Die Eingeborenen scheinen nach und nach auszusterben. Im Gebiete des Tennant-Kriek beobachtete Davidson die Sitte, daß Frauen nach dem Tode ihrer Männer sehr lange Zeit nicht sprechen dürfen, weshalb sich eine ausgedehnte Zeichensprache entwickelt hat. („Geogr. Journ.", Februar 1907.)

— Von einem Ausbruch eines der Kiwuvulkane im Jahre 1904 liest man in einer Notiz über das Missionsfeld der Weißen Väter in der Zeitschrift „Die katholischen Missionen", Jahrg. 1906/07, S. 111. Die Weißen Väter haben eine Reihe von Stationen in Ruanda, darunter Njundo oder „Maria Kiwu" an der Nordostspitze des Kiwusees. „Von hier aus", so heißt es dort, „genießt man einen herrlichen Ausblick auf die Vulkane, von denen einige noch ihre Rauchsäulen emporsenden, während die anderen mit ewigem Schnee bedeckt (?) sind. Noch vor zwei Jahren (d. h. 1904) fand ein Ausbruch statt. Drei Tage lang ergoß sich die feurige Lava zu Tal; der gerötete Nachthimmel war auf eine Strecke von 14 Tagemärschen weit sichtbar. Eine Feuergarbe um die andere stieg aus dem Kraterschlund empor, den die Eingeborenen „das Tor der Hölle" nennen. Mit dem Vulkanausbruch war ein Erdbeben verbunden. Eine Insel hob sich aus dem Kiwusee, und eine Menge getöteter Fische bedeckte die Wasserfläche."

Tätig sind von den Kiwuvulkanen heute nur noch die beiden westlichen, der Kirunga-tscha-Niragongo und der nördlichere Kirunga-tscha-Namlagira, ersterer seltener und schwächer, letzterer stärker. Die obige Notiz ist so vage, die Bezeichnung „Tor der Hölle" noch dazu offenbar falsch, eine Missionarsidee, daß es nicht möglich ist, daraus zu entnehmen, welcher der beiden Vulkane sich geäußert hat. Daß im Jahre 1904 etwas in dem Vulkangebiet und auch mit dem Kiwusee passiert ist, darüber gibt ja der allerdings auch recht unbestimmte Bericht des kongostaatlichen Unteroffiziers Knoetig die Bestätigung (vgl. Globus, Bd. 86, S. 352), und es handelt sich offenbar um die nämliche Katastrophe (Mitte Mai). Danach könnte man an den Kirunga-tscha-Namlagira denken. — Es ist zu bedauern, daß die zahlreichen Weißen Väter in Ruanda und der Nachbarschaft so geringes Interesse für diese doch nicht allein wissenschaftlich wichtigen Vorgänge in dem Vulkangebiet beweisen, nicht ein wenig beobachten und klar berichten. In der Gegend sind auch kongostaatliche und deutsche Posten (ein deutscher z. B. in nächster Nähe von Njundo, in Kissenji); bei deren Inhabern aber fehlt das Interesse für diese Erscheinungen natürlich ganz.

— Ethnographen wollen wir auf eine kurze, mit Abbildungen versehene Arbeit von Julius Euting über den Kamelsattel der Beduinen verweisen, die in den „Orientalischen Studien, Theodor Nöldeke zum 70. Geburtstage gewidmet" (II, S. 393. Gießen 1906) erschienen ist. Zwar ist sie wesentlich sprachlicher Natur, aber es werden die verschiedensten Formen des Sattels (Schdād, Rabit, Hadageh), ihre technische Gestaltung, Formung aus hartem Tamariskenholz, Verzierung mit Zinn- oder Messingnägeln, die Art, wie das Kamel gesattelt wird, die Anbringung der Doppeltaschen für das Gepäck, für Zaum, Halfter, Treibknüppel usw. genau beschrieben, alle mit den arabischen Benennungen, so wie sie Euting aus dem Munde der Beduinen hörte. A.

— Pfeilgifte in Westafrika. Im allgemeinen ist bekannt, daß hauptsächlich pflanzliche Stoffe zur Vergiftung von Pfeilspitzen von den Negern verwendet werden, von denen namentlich Haemanthus toxicaria aus der Familie der Amaryllideen und Strophanthus von den Apocynaceen in dieser Hinsicht einen traurigen Ruf genießen. F. Creighton Wellman führt nun (Deutsche entomol. Zeitschr. 1907, Heft 1) aus dem fernsten Süden von Angola noch eine Coleopterenlarve für denselben Gebrauch an. Diamphidia locusta, die Verfasser niemals erhalten konnte, um sie aus dem Larvenzustande aufzuziehen, ist ein bernsteingelber Käfer mit schwarzen Längsstreifen. Der Biß der Larven wie der Käfer soll gefährlich sein und wie das Pfeilgift fast augenblicklich töten. Die Angaben Wellmans stammen nur von den Eingeborenen und den Kolonisten, doch ist ihm nicht bekannt, ob gegenwärtig überhaupt noch Giftpfeile von den Umbundos in Angola zum Jagen oder im Kriege verwendet werden. Die Feuerwaffen haben eben Bogen und Pfeil mit Ausnahme des Innern fast vollständig verdrängt, und die Pfeilgiftbereitung wird in absehbarer Zeit völlig vergessen sein.

— Die Makú-Indianer im Rio Negro- und Yapurágebiet bespricht Theodor Koch-Grünberg in einer Arbeit in der Zeitschrift „Anthropos", 1906, S. 877. „Makú" ist ein Aruakwort, ein schweres Schimpfwort, mit dem die niedrig stehenden nomadischen, bei ihren Nachbarn verhaßten Indianerstämme des dortigen Urwaldgebietes bezeichnet werden. Es dürften die Reste einer sehr ursprünglichen Bevölkerungsschicht sein. Die Sprachen weichen sehr voneinander ab und haben nirgends in Südamerika eine Verwandtschaft. Kleinere Reste der Makú sind auch seßhaft gemacht und haben die Sprache ihrer Besieger angenommen. Koch lernte solche Makú kennen. So traf er am Curicuriarýgebirge tief im Walde auf zwei verlassene, sehr primitive Makúlager. Sie bestanden aus vielen kaum mannshohen Schutzhütten aus pyramidenförmig in die Erde gesteckten und mit Zweigen bedeckten Stöcken. Diese wilden Makú führen lange Bogen und zum Teil Giftpfeile, Blasrohre mit Giftpfeilchen und Keulen; es sollen auch noch Steinbeile im Gebrauch sein. Der Hausrat beschränkt sich auf einige roh gearbeitete Töpfe und Schalen. Die Lagerstatt besteht aus Blättern am Boden. Kanus besitzen sie nicht. Zahme Makú, die sich durch kleinen Wuchs — wenig über $1^1/_2$ m hoch — auszeichneten, und von den Weißen als Kautschuksammler, Jäger und Fischer beschäftigt werden, traf Koch am mittleren Rio Negro. Er gibt hier drei Wörterlisten und etwas grammatisches Material über drei Makúsprachen, die ersten Sprachproben überhaupt aus dieser seltsamen Völkergruppe. Die Wörterlisten betreffen die Makú des Curicuriarý, vom Tiquié und vom Papurý (Nebenfluß des Caiarý-Uaupés). Die ersten beiden Listen zeigen enge Verwandtschaft, die dritte ist in den meisten Wörtern von ihnen gänzlich verschieden. Doch stimmt der lautliche Habitus und der Aufbau der Wörter überall so sehr überein, daß Koch, obwohl mit Vorbehalt, auch das Makú vom Papurý zu derselben Gruppe mit jenen rechnet. Alle drei Idiome haben eine Menge nasaler und gutturaler Laute.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 12. BRAUNSCHWEIG. 28. März 1907.

Besiedelungsmöglichkeiten in Mexiko.

Von Ralph Zürn. Grunewald-Berlin.

Obgleich die deutsche Auswanderung in den letzten Jahren dauernd zurückgegangen ist, ist es dennoch die Pflicht eines Weltpolitik treibenden Staates, sein Augenmerk mehr und mehr darauf zu lenken, wohin sich die Auswanderung richtet. Auswanderer sind Kapital. Ebenso wie im Auslande nutzbringend investiertes Kapital wieder dem Mutterlande zugute kommt, so nützt eine sachgemäß geleitete Auswanderung dem Handel und der Politik des Heimatlandes. Auswanderung bedeutet aber auch Export und im letzten Punkte Machtzuwachs. Aus politischen Gründen und aus Gründen weltwirtschaftlicher Unerfahrenheit und Kurzsichtigkeit hat man jahrelang der Auswanderung von Regierungsseite teils gleichgültig, teils mit Vorurteilen gegenübergestanden. Und trotzdem haben sich neue deutsche Volkszentren in der Welt gebildet, die für den hohen Wert unserer Volkskraft, für die urgesunde Entwickelungsfähigkeit des Deutschen auch ohne staatliche Hilfeleistung das beredteste Zeugnis ablegen. Die Hauptzentren liegen naturgemäß auf dem amerikanischen Kontinent. Wir finden das eine Zentrum in den Vereinigten Staaten von Amerika, und es repräsentiert dieses bei einer Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten von 90356345 Menschen allein für den Zeitraum 1821 bis 1904 eine deutsche Einwanderung von 5234290 Köpfen (1905 26005), also $^1/_{18}$ der Gesamtbevölkerung. Nach Dr. E. von Halles „Amerika" sind nach dem Status von 1900 2663418 Einwohner der Vereinigten Staaten in Deutschland geboren, das sind 3,5 Proz. der Gesamtbevölkerung, bei 623420 der Einwohner waren beide Eltern, bei 1585258 Vater oder Mutter in Deutschland geboren. Betrachtet man diese Zahlen, so wird man zugeben müssen, daß die deutsche Auswanderung nicht verloren gegangen ist, und die Behauptung, alle diese Millionen deutschen Menschenmaterials seien dem Vaterlande entzogen, entpuppt sich als ein tendenziöses Märchen.

Die zweite Zentrale deutscher Einwanderung liegt in Südamerika, und zwar in Südbrasilien und in den La Plataländern. Hier versagt das genaue statistische Material, doch kann man für Brasilien sicher 300000 Deutsche, für die übrigen Länder 20000 bis 30000 Köpfe annehmen, wobei Chile mit 20000 Deutschen ebenfalls noch in Betracht gezogen werden muß. Zwischen diesen beiden Zentralen deutscher Besiedelung gähnt aber eine große Lücke. Seien es die unruhigen politischen Verhältnisse, seien es die teilweise ungünstigeren wirtschaftlichen und klimatischen Bedingungen, die dieses veranlaßt haben: die Tatsache besteht, und es dürfte an der Zeit sein, daran zu denken, diese Lücke auszufüllen. Praktisch durchführbar ist dieses jedenfalls in Mexiko.

Mexiko ist von allen zentralamerikanischen Staaten, zu denen es schließlich doch, schon mit Rücksicht auf seine Geschichte und Bevölkerung, zu rechnen ist, der am weitesten fortgeschrittene. Es ist sozusagen über die Kinderkrankheiten süd- und zentralamerikanischer Staatenentwickelung hinaus und geht einer Ära des Aufschwunges, der friedlichen Entwickelung entgegen. Die Gerüchte einer bevorstehenden mexikanischen Revolution, die im vorigen Jahre die Zeitungen durchliefen, haben ihre Haltlosigkeit inzwischen selbst bewiesen. Porfirio Diaz sitzt nach wie vor auf dem Präsidentenstuhl, Handel und Wandel sind ruhig weiter gegangen, und die Börsen der Welt haben die Gerüchte eines mexikanischen Boxeraufstandes unter der Spitzmarke „Mexico para los Mexicanos" mit Stillschweigen übergangen. Zuckungen, wie sie in der jungen industriellen und montanen Arbeiterschaft Mexikos vorgekommen sind, sind unvermeidlich und gehören zur Entwickelung eines Landes, vor dessen Toren Arbeitertrust und Gewerkschaftsorganisation in der Federation of Labor mit ihren 112 National Unions das denkbar großartigste Arbeitssystem geschaffen haben.

Werfen wir nun einen Blick auf die sich aus 27 Staaten, 2 Territorien und 1 Federaldistrikt (mit der Hauptstadt) zusammensetzende Republik. Die 1987201 qkm Flächenraum werden von 13601259 Menschen bewohnt, von denen etwa 13550000 Mexikaner und etwa 52000 Ausländer sind. Von letzteren waren nach dem Handelsberichte des Kaiserlichen Konsulates in Mexiko von 1904/05: 16250 Spanier, 15265 Nordamerikaner, 3976 Franzosen, 2845 Engländer, 2564 Italiener und 2565 Deutsche, wovon 1980 Männer und 585 Frauen waren. Wir sehen hieraus, daß wir uns an fünfter Stelle befinden, und können weiter daraus lernen, was für ein weites Feld unserer Auswanderung hier noch offen steht. Um ein Land auf seine Aufnahmefähigkeit für Auswanderer hin zu beurteilen, ist das Verhältnis der vorhandenen Bevölkerung zu dem verfügbaren Flächenraum von gewissem Interesse. Aus den oben angeführten Zahlen ergibt sich eine Verteilung von 6 bis 7 Bewohnern auf den Quadratkilometer (Vereinigte Staaten 9,3 Einwohner pro 1 qkm). Diese Ziffer springt in ihrer Bedeutung aber noch mehr ins Auge, wenn man, $^2/_3$ des gesamten Landes als bewohnbar und kulturfähig angenommen, bedenkt, daß die Hauptstadt allein etwa 450000 Einwohner, Guadalajara 120000, Puebla etwa 100000

und 17 weitere Städte 70000 bis 30000 Einwohner haben.

Selbstverständlich eignen sich für eine deutsche Besiedelung nicht alle Teile Mexikos. Das Land, das der Auswanderungsstrom bevorzugen wird, muß neben den Möglichkeiten kaufmännischer, industrieller oder montaner Betätigung für den Einwanderer, sei es als Arbeiter oder Unternehmer, auch die Möglichkeit der landwirtschaftlichen Besiedelung gewähren. Hierbei ist sowohl das Vorhandensein genügender eingeborener Arbeitskräfte, als auch die Möglichkeit für den Europäer, selbst als Arbeiter tätig zu sein, maßgebend. In den Küstengebieten, den Tierras calientes und im Süden wird der Europäer deshalb immer nur eine leitende Stellung als Plantagenaufseher, Angestellter von Eisenbahnen und Minen, sowie als Kaufmann in den Städten einnehmen können. Die Einwanderungsmöglichkeit und Kolonisationsfähigkeit ist also für den Europäer beschränkt. Anders liegt der Fall in dem mittleren und nördlichen Teile der Republik, welcher der Tierra templada bzw. fria angehört. Hier sind es die Staaten Sonora, Chihuahua, Coahuila, Sinaloa und Durango, die als besonders geeignet erscheinen. Die Lage der drei erstgenannten Staaten, an der Grenze der Vereinigten Staaten, des Hauptabsatzgebietes für landwirtschaftliche Produkte, in erster Linie für Schlachtvieh, sowie die gesunden holz- und wasserreichen Züge der Sierra madre, die diese Staaten von Norden nach Süden durchlaufen, gewähren dem Einwanderer einigermaßen Sicherheit für sein Fortkommen. Diese Aussichten werden noch dadurch verbessert, daß Sonora, Chihuahua und Durango die aufblühendsten Minendistrikte ganz Mexikos einschließen.

Ehe ich näher auf die Besiedelungsfähigkeit einzelner Teile eingehe, möchte ich einen kurzen Rückblick auf die Kolonisationsgeschichte Mexikos überhaupt einfügen.

Ich sehe hier von den Großfarmbetrieben, Haciendas, ab, da sie schließlich nur das darstellen, was teils mit Kapital, teils mit Arbeit von Generationen, von einzelnen für einzelne, geleistet werden konnte. Spanier, Italiener, Franzosen und einige Deutsche haben diesen Beweis der Kolonisationsfähigkeit Mexikos im vollsten Maße erbracht. Das, was uns hier interessiert, sind aber Kolonien von Einwanderern mit geringen Barmitteln, deren Hauptkapital in ihrer Arbeitsfähigkeit besteht.

Von diesen Niederlassungen finden wir die älteste, eine französische, im Staate Veracruz, die einige hundert Köpfe stark ist, andere liegen im Staate Puebla, in Morelos, Chiapas und Chihuahua. Eine blühende Niederlassung ist die italienische Kolonie „Fernandez Leal" im Staate Puebla, in der Nähe von Cholula, des durch seine Pyramide bekannten Platzes.

Eine andere blühende Ackerbaukolonie ist die Mormonenkolonie im Staate Chihuahua. Sie liegt etwa 350 km südwestlich von El Paso bei der Stadt Dublan und gibt einen weiteren Beweis für die Existenzfähigkeit von Ackerbauniederlassungen. Überhaupt haben sich die Mormonen, unter denen sich viele Deutsche befinden, als erfolgreiche Kolonisten bewiesen, die nahegelegenen Kolonien Juarez, Pacheco, Diaz, Garcia u. a. zeigen dieses. Jeder neue nach Mexiko kommende Ansiedler sollte Mühe und Kosten nicht scheuen, um hier durch eigene Anschauung zu lernen. Auch Buren haben mehrfach Ansiedelungsversuche im Norden Mexikos gemacht, jedoch nicht mit demselben guten Erfolge wie die Mormonen. Mir sagte ein solcher Bureneinwanderer: „Wir verstehen uns hier nicht mit den Eingeborenen. Viel besser als die Kaffern sind sie auch nicht, aber man darf sie doch nicht so behandeln!" Ich glaube, der Mann hat den richtigen Grund erkannt. Dem Buren ist das Herrentum dem Farbigen gegenüber zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß er einen Unterschied zwischen Schwarz und Braun machen könnte. Gewöhnung wird aber auch hier viel tun.

Die Vergebung des Landes liegt in den Händen des Ministeriums de Fomento. Aus der darüber erlassenen Bestimmung, sowie der Einwanderungsgesetzgebung seien hier nur die wichtigsten Punkte herausgegriffen; Näheres gibt in sehr ausführlicher Form H. Lemke in seinem Buche: Mexiko, das Land und seine Leute (Berlin 1900), auch Paul George in: Das heutige Mexiko und seine Kulturfortschritte (Jena 1906).

Als Normalgröße einer Farm ist ein Komplex von 2500 ha von der Regierung für jeden Einwanderer angenommen. Die Bezahlung hat innerhalb zehn Jahren zu erfolgen. Die Preise werden durch Abschätzung des Landes durch die Regierung in jedem besonderen Falle festgelegt. Gratis wird Land erst von der Regierung nach erbrachtem Beweis verliehen, daß der Ansiedler es mindestens fünf Jahre ununterbrochen in seinem Besitze hatte und mindestens der zehnte Teil bewirtschaftet worden ist. Jedoch erhält der einzelne alsdann nicht mehr wie 100 ha. Zur Niederlassung als Ansiedler ist für den Ausländer ferner unbedingt eine Bescheinigung seines Konsuls nötig, die aber in besonderen Fällen auch von der Gesellschaft ausgestellt sein kann, in deren Konzessionsgebiet er sich ansiedelt. Dem Ansiedler werden von der Regierung folgende Privilegien für die Dauer der ersten zehn Jahre nach erfolgter Niederlassung gewährt: 1. Befreiung vom Militärdienst; 2. Befreiung von allen staatlichen Abgaben (d. h. nicht von den Kommunalabgaben); 3. zollfreie Einfuhr aller Lebensmittel, die am Platze selbst nicht erhältlich; 4. Zollfreiheit für den Export persönlich kultivierter Bodenprodukte; 5. zollfreie Einfuhr des ersten Ausstattungsgutes (Hausgerätes usw.), sowie für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen; 6. Preise für besondere Leistungen auf dem Gebiete der Agrikultur, sowie für Einführung neuer Bodenkulturen oder Industrie; 7. Befreiung von Gebühren für Pässe, Beglaubigung von Unterschriften usw.

Man sieht, die Zugeständnisse sind weitgehend, und wenn man die vielfachen Chikanen bedenkt, denen neuerdings Einwanderer in den Vereinigten Staaten ausgesetzt sind, so kann man nur annehmen, daß die günstigen Bedingungen, welche die mexikanische Regierung Kolonisten bietet, in weiten Kreisen noch nicht bekannt sind. Anders läßt sich sonst die verhältnismäßig geringe Einwanderung nicht erklären. Zu den genannten Erleichterungen tritt schließlich noch eine andere, die nur auf besonderes Ansuchen gewährt wird, und deren Bewilligung im Ermessen der Regierung liegt. Es können dem Ansiedler auch die Reisekosten für sich und seine Effekten vergütet werden, ferner kann ein freier Transport bis zu dem Punkte der Ansiedelung und eine Unterstützung an Saatgut, Baumaterial und Vieh gewährt werden. Der Betrag hierfür ist aber später zurückzuvergüten. Diese Bestimmungen sind äußerst praktisch und ermöglichen es der Regierung, den Ansiedlerstrom aus politischen und wirtschaftlichen Gründen bestimmten Gebieten zuzuführen. Besondere Bestimmungen regeln die Konzessionen der Ansiedelungsgesellschaften. Bemerkenswert ist hierbei, daß bei allen Konzessionen die Regierung sich das Recht vorbehält, alle verliehenen Rechte für null und nichtig zu erklären, falls die Gesellschaft nicht innerhalb eines bestimmten Zeitraumes mit der Kolonisation beginnt [1]).

Betrachten wir nun das zum Kolonisieren besonders

[1]) Ein Studium dieser Bestimmungen dürfte auch für unsere Kolonialpolitiker im Hinblick auf die südwestafrikanischen Ansiedelungsverhältnisse von Interesse sein.

geeignete Gelände der nördlichen Sierra Madre etwas genauer. Die neue von Chihuahua nach Westen laufende Kansas City—Mexico and Orient Railway erschließt hier ein weites zukunftsreiches Gebiet. Allein schon der Ausgangspunkt des westlichen Teiles der Bahn, Chihuahua, bietet für ein weites Farmgebiet einen stets wachsenden Absatzplatz. Die Stadt, die jetzt etwa 40000 Einwohner hat, wächst rapid. Durch die Eisenbahn werden ihr die Erze der zahlreichen in den Sierras liegenden Minenplätze zugeführt und in ihren Schmelzöfen verarbeitet. Als Knotenpunkt der Kansas City—Mexico and Orient Railway mit der Mexikanischen Zentralbahn ist diesem Platze eine große Zukunft beschieden. An seinem Aufblühen wird aber der gesamte Staat Chihuahua teilhaben.

Die Bahn bringt uns zunächst nach dem Gebirgsstädtchen Miñaca und von da aus in das eigentliche waldreiche Gebirgsland. Mich erinnerte die Landschaft bald an den heimatlichen Schwarzwald, bald ähnelte sie da, wo Schluchten den Einblick auf weite Matten (Mesas) gestatteten, dem bayerischen Hochlande. Allenthalben finden wir hier noch einen jungfräulichen Waldbestand, dem selbst der Bahnbau, bei dem nach amerikanischer Art mit Holz gewüstet wird, nicht viel hat anhaben können.

In den Tälern trifft man fast überall guten Alluvialboden, und hier und da verrät aufsteigender Rauch das Vorhandensein von Ansiedelungen. Die eigentliche Erschließung dieser weiten Ländereien soll aber erst vor sich gehen und wird ihren Höhepunkt erreichen, wenn der vom Stillen Ozean, vom Hafen Topolobampo ausgehende Schienenstrang den von Westen kommenden erreicht haben wird. Mit der Eröffnung des neuen Hafens Topolobampo, der auch für die Hamburg—Amerika-Linie ein neuer Ausgangspunkt werden soll, wird das gesamte Hinterland einen riesigen Aufschwung erfahren, vor allen Dingen das herrliche Fuertetal, in dem der Fuertefluß seinen Weg zur pazifischen Küste nimmt. Wenn auch ein Teil dieses weiten Gebietes mit Konzessionen der Eisenbahngesellschaft belegt ist, so ist noch viel Land für die Ansiedelung frei. Auch die Preise des Gesellschaftslandes in der Nähe der Bahn sind noch durchaus angemessen. Ferner sind die klimatischen Verhältnisse im Gebirgslande vorzüglich und die Bedingungen für Ackerbau und Viehzucht sehr gut, vor allem, da auch die Wasser- und Niederschlagsverhältnisse günstig sind. Südlich dieses Geländes, 100 km von dem Minenplatze Batopilas südwärts, liegt ebenfalls ein neues Ansiedelungsgebiet, das für uns insofern besonders interessant ist, als eine deutsche Gesellschaft, die Chihuahua-Land- und Kolonisationsgesellschaft, hier ein großes Konzessionsgebiet besitzt. Herr Dr. Endlich, der in unseren heimatlichen kolonialwirtschaftlichen Kreisen wohl bekannt ist, hat mir seine Berichte über eine Studienreise in diesem Teile der Sierras zur Verfügung gestellt, da ich bei meinem Aufenthalte in Mexiko nicht selbst in der Lage war, speziell diese Gegend zu bereisen. Ich möchte hier mit seiner Erlaubnis einiges aus diesen wertvollen Aufzeichnungen wiedergeben, die, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, für einen großen Teil der Sierra Madre überhaupt zutreffend sind.

Dr. Endlich schreibt: „Die Ländereien liegen zwischen einer größeren Zahl von Minenplätzen, von denen Parral und Umgebung im Osten, Batopilas im Westen, Guadalupe y Calvo und Guana Cevi im Süden die bedeutendsten sind. Die Stadt Parral kommt zunächst als wichtigster Abnehmer für Nutz-, Bau- und Brennholz in Betracht. Außerdem lassen sich dort, ebenso wie in den übrigen benachbarten Minenplätzen landwirtschaftliche Produkte zu guten Preisen absetzen. Die Station Ojito an der Parral—Durango-Eisenbahn, die den bequemsten Zugang zu den Konzessionsländereien bietet, ist 70 km von Parral entfernt. Der Hauptweg nach Batopilas und nach anderen bedeutenden Minenplätzen im Westen der Sierra Madre führt in der Hauptsache an der Nordgrenze des Konzessionsgebietes entlang. Im Innern des Gebietes finden sich allenthalben Reit- und Transportwege. Die Meereshöhe dieser Ländereien schwankt in der Hauptsache zwischen 1900 und 2700 m. Höhenlagen über 2700 m finden sich vereinzelt in den südlichen Teilen, während im Nordosten die vom Rio San Juan allmählich aufsteigende Ebene in ihren tiefsten Lagen etwas weniger als 1700 m aufzuweisen hat. Der höchste Punkt im Norden, der Cerro Nanaruchic, der sich bis zu einer Höhe von annähernd 2450 m erhebt, gewährt einen großartigen Überblick über mehr als zwei Drittel des ganzen Gebietes. Die im Mittelpunkte gelegenen Lagunen von Satevo erreichen eine Höhe von 2360 m, wogegen das benachbarte Tecorichic nur 2100 m über dem Meere liegt. Die Wasserscheide der Zuflüsse des Rio Conchos und des Rio del Fuerte bildet im Süden dieses Komplexes einen breiten Gebirgsrücken von etwa 2700 m mittlerer Höhe. Die Bedingungen für ein gemäßigtes, dem Europäer zusagendes Klima sind durch die geographische Breite (etwa 27° nördl. Br.) und durch die Meereshöhe des Konzessionsgebietes gegeben. Den bedeutenden klimatischen Gegensätzen Mexikos ist es zuzuschreiben, daß nach der landesüblichen Einteilung der Klimate der größere Teil obiger Ländereien als Tierra fria bezeichnet wird. Mit dem allgemein üblichen Begriffe der kalten Zone hat diese Benennung selbstverständlich nichts zu tun. Im Gegenteil stellen sich die dortigen Durchschnittstemperaturen wesentlich höher als in den wärmsten Gegenden Deutschlands. Die Winterkälte ist in den gegen den Nordwind geschützten Lagen durchaus erträglich. Beobachtungen über Temperaturen, Regenhöhe usw. fehlen leider vollständig. Klimatische Krankheiten sind in dieser Region bisher weder bei Menschen noch bei Tieren beobachtet worden.

Im April, wo noch vielfach Nachtfröste auftreten, nimmt die Vegetationsperiode ihren Anfang; sie findet im November allmählich ihren Abschluß. Im Winter 1904 habe ich sogar noch gegen Ende Dezember inmitten der Sierra bei Cuiteco blühende Pflanzen angetroffen. Die für ein gemäßigtes Klima sehr kurze Vegetationspause kommt der Landwirtschaft in hohem Grade zugute. Die Hauptregenzeit stellt sich meist im Juni mit dem höchsten Sonnenstande ein und dauert bis Oktober, doch kommen auch in den übrigen Monaten atmosphärische Niederschläge vor, die im Winter, namentlich im Januar und Februar, in Form von Schneefällen auftreten. Selbst in der trockensten Zeit, im April, hatten wir Gelegenheit, wiederholt Regenfälle zu beobachten. Diese günstigen Niederschlagsverhältnisse außerhalb der Zeit der Sommerregen sind allem Anscheine nach auf den Einfluß der Passate (passatische Steigungsregen) zurückzuführen. Hagelschläge sind in diesen Teilen der Sierra Madre ebenso wie im übrigen Mexiko bekannt; von ihrem schädigenden Einflusse auf die Saaten wissen die dortigen Bewohner nichts zu berichten. Als Hauptargument für den Regenreichtum dieser Zone läßt sich die Tatsache anführen, daß die dort entspringenden Zuflüsse des Rio Conchos und des Rio de Fuerte das ganze Jahr hindurch Wasser führen. Stellenweise kommt es wohl vor, daß ein kleiner Bach versiegt, auch verschwindet bisweilen ein Wasserlauf in der trockensten Zeit auf einige Entfernung, um dann plötzlich wieder aufzutreten. Diese günstigen Wasserverhältnisse sind nicht nur dem Einflusse der Gebirge, sondern auch dem der Hochwälder zuzuschreiben. Wie die Waldungen einerseits die Extreme

der Temperatur abschwächen, so vermehren sie anderseits die Feuchtigkeit der Luft und verursachen auf diese Weise, daß die Bodenfeuchtigkeit zurückgehalten wird. Hierdurch erklärt sich das Vorhandensein zahlreicher Quellen (Ciénegas) in einem großen Teile des Konzessionsgebietes. Die Bodenfeuchtigkeit in den Tälern ist meist so bedeutend, daß die Tarahumares (eingeborener Indianerstamm) die Bestellungsarbeiten im April, also zur Zeit der größten Trockenheit, ohne Rücksicht auf vorhergegangenen oder zu erwartenden Regen vorzunehmen pflegen.

Die von den Gebirgen abgewaschenen und in den Erweiterungen der Täler angesammelten Alluvionen sind von großer Fruchtbarkeit. Ihre Gesamtausdehnung ist jedoch verhältnismäßig klein. An die Lagunen von Satevó schließt sich die Mesa de La Cieneguita ($1^1/_2$ leguas lang [2]) an und in der Richtung nach dem Cerro Nanaruchic folgen die Mesas de Sta. Rata, de los Potreritos und de Segoriachic, weitere Mesas finden sich in den östlichen Teilen dieser Ländereien.

Das Gebirge des hier in Betracht kommenden Gebietes ist aus altem Eruptivgestein aufgebaut. Die am meisten vertretenen Gesteinsarten sind Porphyre; daneben kommen vielfach Andesite, Trachyte (Thyolite), Basalte und Tuffe vor. Den günstigen Niederschlagsverhältnissen entsprechend ist der bei weitem größte Teil der hier in Frage kommenden Ländereien mit Hochwald bestanden. Die hauptsächlichsten Vertreter der Hochgebirgewaldungen setzen sich aus einer Reihe Koniferen zusammen. Mit den Nadelhölzern mischen sich verschiedene Quercus- und Arbutus-Arten. Unter den übrigen Pflanzen haben die Gräser, vor allem Futtergräser, die weiteste Verbreitung."

Soweit die Darstellungen des Herrn Dr. Endlich. Sie seien ein Beleg zu dem über die Sierra Madre-Länder vorher Gesagten.

Was nun die landwirtschaftliche Ausnutzung dieser Gebiete anlangt, so mögen hier zunächst die Kulturen angeführt werden, die die Eingeborenen mit Erfolg betreiben. Es sind dies Mais, Bohnen, Kartoffeln, Tabak und Chile. Aber auch Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Luzerne, Kohl und andere Gemüse gedeihen, wie dieses einige Versuche erkennen lassen, ausgezeichnet. Ebenso zeigen bereits kleine bestehende Obstplantagen von Äpfeln, Birnen und Pfirsichen, daß dieser Teil von Mexiko mit der Zeit ein zweites Kalifornien werden kann. Zu erwähnen ist ferner der Anbau von Agaven. Von ihnen kommt für das nördliche Mexiko die Agave americana (Magney) und die Agave Ixtle besonders in Betracht. Der von ihnen gewonnene Faserstoff bildet einen wertvollen Exportartikel. Es wurden davon im Jahre 1902 12483000 kg im Werte von 1706982 mex. Doll. ausgeführt, während die Produktion an aus dem Agavesaft gewonnenen Sprit 18877000 Liter betrug. Eine Haupteinnahmequelle wird aber für die Kolonisten die Viehzucht bilden. Zur Orientierung seien hier einige Preise für Vieh, wie sie im Osten der Sierra Madre gelten, angeführt.

1 Arbeitsochse kostet	30,—	bis	40,—	mex. Doll.
1 gut milchende Kuh	25,—	„	50,—	„ „
1 junge Kuh bis zu 2 Jahren	9,—			„ „
1 junger Ochse	14,—	„	15,—	„ „
1 Stute	15,—			„ „
1 junges Pferd	20,—			„ „
1 Maultier	50,—	„	70,—	„ „
1 Hammel von $1^1/_2$ Jahren	3,—			„ „
1 Ziege	2,—			„ „
1 Arroba Schweinefleisch ($11^1/_2$ kg)	4,—	bis	5,—	mex. Doll.
1 Arroba Schweinefett	6,—	„	6,35	„ „

Diese Zahlen sprechen für sich und bedürfen keines weiteren Kommentars.

Es bleibt noch zu bemerken, daß die Arbeitslöhne 0,75 bis 1 mex. Doll. betragen. Dieses gilt aber nur in der Nähe der Minenplätze, wo die Arbeiterlöhne naturgemäß höhere sind. Bei einer sich entwickelnden Kolonisation werden die noch vereinzelt in der Sierra, teils in Reservationen lebenden Indianerstämme sehr bald ein brauchbares Arbeitermaterial stellen, das sich auch mit geringerem Arbeitslohn begnügen wird. In der Hauptsache ist aber wohl anzunehmen, daß der Kolonist sein eigener Arbeiter sein wird, zumal da, wo es sich um kopfreiche Familien handelt.

Die Landpreise schwanken. 1,20 Doll. (etwa 2,40 M.) pro Hektar ist der Preis, den die Regierung verlangt, wobei zu bemerken ist, daß die Bezahlung gewöhnlich in 3 proz. mexikanischen Bonds geschieht, die der Staat alsdann zum Pariwert annimmt, was für den Käufer einen Gewinn bedeutet. Aus der Hand von Konzessionsgesellschaften ist Land bereits für 2 Doll. pro Hektar erhältlich, jedoch wird auch, je nach Lage, bis 4 Doll. verlangt. Für Kolonisten dürfte es aber immer angebrachter erscheinen, falls sie nicht über größere Barmittel verfügen, aus zweiter Hand zu kaufen, da die Verhandlungen mit der Regierung immer noch langwierig sind und eine gewisse Routine erfordern. In Fällen, wo mehrere Familien sich zwecks Auswanderung zusammentun, ist es immer am besten, wenn ein oder mehrere Vertrauensmänner vorausreisen, um den Ankauf des Landes in die Wege zu leiten, und erst, wenn dieses geschehen, die übrigen nachfolgen. Vorsicht ist wie überall auch in Mexiko für die Einwanderer geboten, und gewissenlose Agenten finden sich auch hier, die die Neuangekommenen auszunutzen suchen.

Ein Urteil aber, wie es sich in dem sonst zu den besten deutschen über Mexiko geschriebenen Büchern gehörenden Werke des Prof. Ratzel: „Aus Mexiko", Breslau 1878, findet, ist heutigentags nicht mehr zutreffend. Ratzel sagt in dem über Kolonisation handelnden Abschnitt seines Buches: „.... aber es vergißt auch keiner seinem Lob die Klausel anzuhängen, daß eine gesunde wirtschaftliche Entwickelung im großen nicht möglich ist, solange die Bevölkerung nicht einer festen Regierung unterworfen wird, die die unruhigen Elemente im Zaume hält, die Sicherheit der Personen und Besitztümer garantiert und für die Aufschließung des Landes durch Anlage von Wegen und möglichst ehrliche und intelligente Verwaltung Sorge trägt".

Alle diese Bedingungen sind inzwischen unter der Regierung des klugen und energischen Präsidenten Porfirio Diaz erfüllt, und Mexiko ist ein moderner Staat geworden, für den es heutigentags — und wäre es auch nur infolge des mächtigen Einflusses, den die Vereinigten Staaten auf das wirtschaftliche Gefüge der Republik gewonnen haben — kein Zurück mehr gibt, sondern nur ein Vorwärts. Dieser Einfluß garantiert aber auch bei einem etwaigen Ableben des jetzigen Präsidenten ein Fortbestehen der Verhältnisse. Unruhen größeren Stiles dürften kaum zu befürchten sein, da auch die maßgebenden mexikanischen Kreise in den vom amerikanischen Kapital kontrollierten wirtschaftlichen Unternehmungen beteiligt sind. Für die deutsche Einwanderung wird es aber immerhin, wie schon oben erwähnt, notwendig sein, vorerst durch weitere Explorierung der zur Besiedelung in Betracht kommenden Gebiete feste Grundlagen für ein gedeihliches Fortkommen der Ansiedler zu schaffen.

[2]) 1 Legua = 4,19 km.

Die Hochzeit des Maises und andere Geschichten der Huichol-Indianer.

Reisebericht III von K. Th. Preuß.

S. Isidro, 14. Oktober 1906.

Was in Deutschland Frühling und Sommer für das Gemüt und die Tätigkeit der Menschen bieten, das erzeugt in der Sierra die Regenzeit. Zwar wechseln die Bäume ihr Kleid schon in der Trockenzeit und nicht alle auf einmal, sie tragen zum Teil Blüten, und in den letzten Monaten vor dem Beginn des Regens gibt es eine Fülle von Früchten: tunas, die Frucht des Nopalkaktus, pitayas, ciruelas (Pflaumen), mesquites und guamuchiles, die Hitze ist in den Tälern bereits im März außerordentlich, da die Sonne auf ihrem Wege nach Norden im Mai durch den Zenit geht. Aber trotzdem macht die Sierra in dieser ganzen Zeit den Eindruck des Winterschlafes oder des Greisenalters. Eintönig zieht die Sonne ihre Straße, kein Wölkchen schützt vor ihren sengenden Strahlen, hart zeichnen sich die Bergkämme den ganzen Tag am Himmel ab, die Flüsse nehmen nicht den zehnten Teil ihres gewaltigen Steinbettes ein, die meisten Bäche sind vertrocknet, die Ranchos oft wegen Wassermangels verlassen und die Matten mit ihrem hohen Zacategras dürr und grau. Es gibt keine Saat und keine Ernte. Den Reisenden, der halb im Schlafe auf seiner Mula bergauf, bergab schwankt, weckt zuweilen ein Knattern wie Gewehrfeuer, wenn einer der Arrieros, die die in langem Zuge auf schmalem Pfade einhertrottenden Maultiere antreiben, ein Streichholz oder einen Zigarettenrest fortgeworfen und das Gras Feuer gefangen hat. Namentlich in der Nacht sieht man häufig ganze Gipfel der Sierra schön im Feuer leuchten, das dann meist absichtlich angelegt ist. Dazu kommen im Mai die zahlreichen „Coamil"-Brände, wenn der im November niedergelegte Wald zum Zwecke der Aussaat angezündet wird.

So sah ich die Sierra während des halben Jahres, das ich — von Ende Dezember 1905 bis Ende Juni 1906 — bei den Cora-Indianern zubrachte, die etwa sechs Tagereisen nördlich von Tepic wohnen. Obwohl noch täglich neue Erzählungen und religiöse Gesänge zu meiner Textsammlung hinzukamen, mußte ich doch ein Ende machen, als der Fluß von Jesus Maria, wo ich mein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, mehr und mehr anschwoll und mir den Weg zu den Huichol-Indianern abzuschneiden drohte, denen ich das nächste halbe Jahr meiner Tätigkeit widmen wollte. Die großen Saattanzfeste, von den Cora Mitote genannt, waren vorüber, auf die Götter war genügend eingewirkt worden, um Regen und Wachstum des Maises von ihnen zu erlangen, und es begann allenthalben die Aussaat, die mir mein Arbeitsmaterial, die Indianer, raubte. So saß ich denn zunächst allein mit meinen beiden mexikanischen mozos, männlichen „Mädchen für alles", in dem von mir gemieteten Rancho S. Isidro, der etwa vier Stunden östlich von Jesus Maria nahe der Grenze des Staates Jalisco liegt, die Hütte vollgestopft mit meinen für die ganze Regenzeit bis Oktober berechneten Vorräten an Mais, Reis, Bohnen, Kaffee, Zucker, Tabak usw., den Tauschartikeln, besonders weißem Baumwollstoff (manta), verschiedenfarbigen Wollen (estambre), weißen und blauen Perlen (chaquira), bunten Tüchern u. dgl. m., den Sätteln und aparejos für meine sechs Tiere und den vielen sonstigen Artikeln, die man auf solch einer Expedition braucht. Dazu kamen dann sehr bald die zahlreichen Sammlungsobjekte, die zur Unterscheidung der Muster übersichtlich aufgehängt wurden. Dieses Zimmer wurde mit der Zeit der Schauplatz mancher idyllischen Szene, nachdem ich hier meine Cora-Übersetzungen mit meinem Interpreten, dem Cora Francisco Molina, beendet hatte.



Abb. 1. **Huichol aus Sa. Catarina, aufgenommen in der Mesa de Nayarit.**

Ein Ehepaar mit seinem Sohn und einem Verwandten. Das Ehepaar erhebt im Moment der Aufnahme die Hand vor den Mund, wahrscheinlich aus Furcht vor Eintritt eines Zaubers.

Inzwischen hatten sich die Berge mit frischem, dunklem Grün bedeckt, an den Abhängen erscheint hier und da das hellere Grün einer Maispflanzung, die innerhalb drei Monaten die Nahrung für das ganze Jahr liefern soll. Die Huichol haben für diesen Anblick, den die Sierra jetzt bietet, den merkwürdigen Namen natikári, „ihre (der Götter) Nacht", ein Ausdruck, der in ihren religiösen Liedern häufig vorkommt, und tikáripa „in der Nacht" bedeutet demnach auch „in der Regenzeit", en las aguas, wie der Mexikaner diese Jahreszeit zum Unterschiede von las lluvias, den vereinzelten gewitterlosen Regen der Trockenzeit, nennt. Es ist, als ob in dieser Zeit der längsten Tage die Winternacht zur Erde herniedergestiegen sei. Auch haben ihre mit schwarzen Wolkenzeichnungen bedeckten geritzten Tanzstäbe aus Rohr und und die schwarz bemalten Holzstäbchen, die sie als Regenzauber den Göttern weihen, den Namen yuaitsü, „blauer (statt »schwarzer«) Stock". Aber diese Nacht erfüllt das Herz des Indianers nur mit Freude. Sie ist kein Gegenstand des Schreckens wie die Nacht, die jenseits des eine halbe Tagereise im Westen der Mesa de Nayarit liegenden Berges autárika anfängt, von wo aus man das Meer mit seinen gefährlichen Schlangen und die ganze Gegend der Toten überschauen kann. Wer zum erstenmal diesen Berg auf der Wanderung nach

Santiago überschreitet, dem verhüllen zwei Gefährten das Gesicht, fassen ihn unter die Arme und ziehen ihn im Laufschritt hinauf und ebenso zurück hinter die schützende Bergwand. Erst dann kann er ohne Gefahr über den Gipfel gehen. Während mit Eintritt der Nacht alle Wanderungen der Indianer unterbrochen werden, hält sie kein noch so starker Regenguß und das stärkste Gewitter, das in dieser Zeit jeden Regen zu begleiten pflegt, von notwendigen Gängen ab. Freilich besteht ihre ganze Kleidung hier nur aus Hemd, Hut und Gürtel, und ersteres vertauschen sie dann noch mit einer Schambinde. Sicherlich ist das freudige Gefühl, das den Huichol in der Regenzeit beseelt, fast ausschließlich den winkenden Maiskolben zuzuschreiben, die dem chronischen Hungerzustande vor der Ernte ein Ende machen. (Beiläufig kostete der Hektoliter Mais im September 20 Mark.) Indessen ist gleichfalls sicher, daß das Spiel der Wolken und Blitze mit den Berggipfeln und die hin und her wandernden schwarzgrauen Regenwände, für die sie eine Menge Namen haben, an sich angenehme Empfindungen in ihnen erwecken — ebenso wie in dem Reisenden, so sehr er unter der Regenzeit zu leiden hat. Nur am Vormittag kann man sich mit einiger Aussicht auf trockenes Wetter bewegen, und zwar nur, wo keine größeren Bäche zu überschreiten sind. Die beiden „Flüsse", die das Land der Cora bzw. der Huichol von Norden nach Süden mitten durchschneiden und zum Rio Grande oder Rio Santiago abfließen, der Rio de Jesus Maria und sein Nebenfluß Chapalagana, in der Trockenzeit mit Leichtigkeit zu überwinden, sind in der Regenzeit nur auf fragwürdigem Einbaum zu nehmen, dem man unter keinen Umständen wertvolles Gepäck anvertrauen kann. Und solcher Kanus gibt es nur eins beim Pueblo Jesus Maria und eins an der Mündung des Chapalagana. Auch ist die Gefahr des Abstürzens auf den durchweichten Pfaden viel größer, zumal die Maultiere wenigstens vorn beschlagen werden müssen und dadurch unsicherer gehen. Indessen sind vieltägige ununterbrochene Regen so selten, daß ein solcher von vier Tagen Dauer in den Huichol bereits Besorgnisse wegen einer neuen Flut zu erwecken vermochte.



Abb. 2. **Tempel, zwei Gotteshäuschen und zwei Hütten in Sa. Barbara.**

Rings um meinen Rancho wohnten zerstreut nur Huichol-Indianer (Abb. 1), mit denen ich sehr bald auf gutem Fuße stand. Sie sind viel zutraulicher als die Cora, die, abgesehen von den Bewohnern des Pueblo S. Francisco, nichts von dem Fremden wissen wollten und nur vereinzelt durch schweres Geld zur Hergabe ihrer Objekte und ihrer Kenntnisse veranlaßt wurden. Gewöhnlich waren schon früh morgens, wenn ich aus der Tür trat, einige Huichol versammelt, die teils die Hoffnung auf Bohnen und Tortillas, teils der Verkauf ihrer Objekte und Erzählungen, teils der Einkauf von Tauschartikeln herbeigelockt hatte. Andere passierten den Rancho aus weiter Entfernung in Geschäften, z. B. zum Einkauf von Mais, zum Fang von Hirschen für das Fest der jungen Maiskolben (helotes) oder einfach aus ihrem Hang zum Umherwandern, wobei Orte in der Entfernung einer Tagereise als ganz nahe gelten. Freilich gehen Huichol mit der doppelten Geschwindigkeit einer Mula und können ganz andere Wege wie diese verfolgen.



Abb. 3. **Tempel in Sa. Gertrudis.**

Man darf nun nicht glauben, daß diese Besucher direkt ein brauchbares Material abgeben, besonders wenn man erst die Sprache an Ort und Stelle lernen muß, da von ihr so gut wie nichts bekannt ist. Sie dienen eigentlich nur zum Studium ihres äußeren Gebarens, zur Ver-

breitung des ihnen eingeflößten Vertrauens unter ihren Stammesgenossen und zur Anknüpfung von Fragen an den Interpreten über ihre persönlichen Verhältnisse und anderes. Wenn man über die üblichen Fragen nach den einheimischen Namen von Körperteilen, vorzuzeigenden Objekten usw. hinaus will, ist ein gut Spanisch sprechender Huichol als Interpret notwendig, von dessen Brauchbarkeit die gute oder schlechte Ausnutzung der verfügbaren Zeit abhängt. Schon von Jesus Maria aus hatte ich viele Anstrengungen deshalb gemacht und konnte glücklicherweise genau mit dem Tage der Vollendung meiner Cora-Übersetzungen meine Arbeiten mit José Maria Carrillo beginnen, der selbst viele Erzählungen wußte, mit einigen Cantadores der Feste und Curanderos (Heilkünstlern) verwandt oder verschwägert war und vermöge seines Ansehens als Hilfsrichter, obwohl erst 23 Jahre alt, die brauchbaren Leute nach meinem Rancho kommandierte. Zwar sprach er schlechter Spanisch als mein Cora Molina, war aber dafür im Gegensatz zu diesem, der allein von allen seinen Stammesgenossen die alte Religion verachtete, vollkommen gläubig und den alten Gebräuchen durchaus ergeben, so daß er mir mit zunehmender Intimität alles, was er der Weltanschauung der Indianer gemäß dachte und tat, mitteilte. Anderseits scheute er sich nicht, sobald wir allein waren, mir allerhand Votivgaben aus den zahllosen von mir besuchten Gotteshäuschen (Abb. 2) zu „verkaufen“, die neben den großen für alle Götter bestimmten Tempeln für jeden einzelnen errichtet werden. Er sagte ihnen jedoch vorher dreimal „Guten Tag“ (téxé, téxé, téxé [1]). Ja sogar die Seelen seiner Großeltern und seiner Eltern verkaufte er mir in Gestalt von Steinen, die bald nach dem Tode oder am Fest des Maisröstens vom Cantador in der Luft ergriffen bzw. in ein Schälchen des einheimischen Maisbieres (tejuíno) geleitet werden, wo sie sich erhärten, da sie zunächst ganz weich sind.



Abb. 4. **Der Sänger vor der Trommel sitzend.**
Das Fell der Trommel ist abgenommen. Im Hintergrunde der Tempel von Sa. Barbara.

Ich konnte hier gleich mit dem Aufschreiben von Erzählungen und Gesängen beginnen, während ich bei den Cora länger als einen Monat benötigte, um überhaupt einen „Wissenden“ aufzutreiben. Auch brauchte ich hier nur den vierten Teil des bei den Cora üblichen Tagelohnes zu bezahlen, nämlich 6 bis 8 Reales = etwa 1,50 bis 2 M., für die Huichol eine bedeutende Summe, da der übliche Tageslohn bei der Feldarbeit nur 2 Reales beträgt. Durch ein raffiniertes Zahlungssystem — Gratifikationen nach Ablauf von einigen Tagen ununterbrochener Arbeit und besondere Vergütung, wenn sie über Nacht blieben — erreichte ich es auch, daß sowohl Carrillo wie einige andere regelmäßig kamen, bzw. sogar in meiner Hütte schliefen. Waren sie trotzdem einmal bis acht Uhr nicht erschienen, so schickte ich meinen Mozo, der es auch fertig brachte, sie halb wider ihren Willen herzubringen, wenn er sie fand. Freilich war dann der Vormittag verloren. Auf das bloße Versprechen des Wiederkommens ohne besondere Reizmittel ist bei den Huichol wie bei den Cora nichts zu geben. Noch schlimmer für den Reisenden ist freilich der Hang der Indianer zu zwecklosen Lügen, zwecklos auch insofern, als die Schadenfreude an der Täuschung des „Gringo“ — so heißt der Fremde — als Motiv in Betracht zu kommen scheint. Eines Tages kam eine Schar Indianer aus Sa. Gertrudis, einem eine Tagereise im Süden nahe dem Chapalagana gelegenen Rancho, und erzählte, daß im dortigen Tempel in drei Tagen ein Regenfest zum Herbeiführen weiteren Regens gefeiert werden würde. Sie hätten schon eine Kuh zum Opfer besorgt und gingen nur nach dem nahen Pueblo Sa. Rosa, um Mais für das Fest zu kaufen. Ich hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als am anderen Morgen nach Sa. Gertrudis aufzubrechen, da infolge der reichlichen Regen eine andere Gelegenheit, ein solches Fest zu sehen, nicht zu erwarten war. Aber nicht nur, daß der Rancho bei unserer Ankunft vollständig verlassen war, weil alle Leute bei ihren Maisfeldern wohnten und an kein Fest dachten — man hielt uns auch dort noch acht Tage mit der Aussicht auf ein Fest hin, obwohl man uns andererseits sehnlichst los zu werden wünschte. Ohne meine Vorsicht, meinen Cora-Interpreten mitzunehmen, wäre das alles nur ein Zeitverlust gewesen. So aber konnte ich im dortigen großen Tempel (vgl. Abb. 3), wo wir wohnten, meine Coratexte fördern. Ähnlich erging es mir mit dem Fest der calabazas in einem fünf Stunden entfernten Rancho, wo wir ebenfalls niemand fanden, trotzdem sich Carrillo selbst aufs sorgfältigste an verschiedenen Stellen erkundigt hatte. Hand in Hand mit dieser Lügenhaftigkeit geht die Leichtgläubigkeit der Huichol. So wurden nach und nach fast meine sämtlichen ständigen Besucher wegen angeblicher Viehdiebstähle vor den Richter nach Sa. Rosa geschleppt, und zwar von ihren eigenen Landsleuten, Willkürakte, die natürlich nur möglich waren, weil die Huichol großen Respekt vor der Regierung haben. Für mich bildeten diese Fälle die größte Quelle des Ärgers, da ich Carrillo auf diese Weise manchen Tag verlor, dem ich den Eifer für diese unbezahlten Polizeidienste nicht ausreden konnte.

Gewöhnlich ging das Aufschreiben der Huichol-Texte inmitten einer Anzahl Indianer vor sich, und auch die Ankunft neuer Besucher störte uns nur kurze Zeit trotz der allgemeinen Unterhaltung. Alle hockten und lagen auf dem Erdboden, der Tabaksbeutel und Maisblätter zum Anfertigen von Zigaretten ging reihum, alle spuckten und rülpsten — wie es auch bei den Mexikanern üblich ist —, schwatzten und lachten. Einer meiner Mozos untersuchte nun die Umhängetaschen der Leute nach

[1]) x = dem deutschen sch.

brauchbaren Sammlungsobjekten, prüfte die breiten, in schönen Mustern gewebten Gürtel, deren manche vier bis fünf übereinander trugen, die Figuren in den Kopfbändern, Ohrgehängen und Armbändern u. dgl. m., breitete die Tauschartikel verführerisch aus oder hielt die angebotene Summe immer wieder vor die Augen des Besitzers eines gewünschten Artikels. So konnte ich mich ganz meinen speziellen Studien widmen, insbesondere den Texten. Nachdem festgestellt war, daß ich eine Erzählung noch nicht oder nicht in der rechten Art aufgeschrieben hatte, diktierte der betreffende Huichol — und es war dazu fast jeder zu gebrauchen — langsam, während ich Wort für Wort wiederholte und Carrillo bei schlechter Aussprache des Erzählers als Zwischenglied funktionierte. Dann wurde sofort eine Interlinearübersetzung des von mir vorgelesenen Textes mit Hilfe von Carrillo angefertigt, die zunächst natürlich viel zu wünschen übrig ließ. Sie hatte nur den Zweck, festzustellen, ob Carrillo alles verstanden habe, und sollte mir Gelegenheit geben, Fragen nach der Bedeutung des Inhaltes an den Erzähler zu tun. Alles Sprachliche blieb dann späterem Studium mit Carrillo vorbehalten. Die Ähnlichkeit vieler Wörter und des ganzen Baues der Sprache mit der der Cora erleichterte die Arbeit bedeutend. Weiter im Osten, z. B. in Sa. Catarina, sind die Worte wegen des Wechsels von Konsonanten — l statt r und r statt x (sch) — weniger den Coraworten gleich.



Abb. 5. **Zeremonie vom Fest der calabazas und jungen Maiskolben in Sa. Barbara.**

Der Sänger erhebt den Federstab vor dem aufgehängten Gürtel, der den Weg der teuainurixë nach Osten bedeutet. Seitwärts das Häuschen der Maisgottheit.

Große Schwierigkeiten machte das Aufschreiben der religiösen Gesänge. Während die Cantadores der Cora stets flott jeden Gesang diktierten, dauerte es hier lange Zeit, ehe die drei mir zu Gebote stehenden Sänger sich bewegen ließen, mir Wort für Wort mitzuteilen. Sie lieferten zunächst unter viel Zeitverschwendung nur einen Extrakt mit manchen Zusätzen, noch dazu so aphoristisch, daß der Inhalt über eine Aufzählung von Götternamen und Geräten wenig hinausging, und waren dann nicht dazu zu bringen, denselben Gesang ausführlich zu wiederholen. Erst nach vielen Versuchen — zwei lernten es nie — erzielte ich eine wörtliche Wiedergabe, von Anfang bis zum Ende, und nun wurde mir zu meinem Schrecken klar, weshalb die anderen nicht dazu zu bewegen gewesen waren. Hier wiederholen sich nämlich nicht die Gesänge bei den verschiedenen Festen wie bei den Cora. Auch gibt es nicht einzelne Gesänge bestimmten Inhalts, sondern ein einziger Gesang währt die ganze Nacht, ein anderer den ganzen folgenden Tag, wenn das Fest so lange dauert. Das ist nur möglich durch breite Ausführung jedes einzelnen Gedankens und seine Anwendung auf die vielen Götter aller vier bis sechs Weltrichtungen. Trotzdem sind es nicht direkte Wiederholungen, so daß zum Verständnis immer der ganze Gesang notwendig ist. So entstehen wahre Ungeheuer von Gesängen, die nur dadurch etwas verkürzt werden, daß der Chor jeden Satz des Sängers sofort wiederholt, angeblich, damit er nicht zu sehr ermüdet, und ihm so die Hälfte der verfügbaren Zeit raubt. Es ist oft kein Genuß, diesen Chor zu hören, dessen Teilnehmer in allen möglichen Stellungen um das Feuer liegen und sitzen. Es ist manchmal mehr ein Geheul als ein Gesang, weil jeder für sich singt, ohne sich um die anderen viel zu kümmern. Auch bleibt der Tonfall des Sängers immer der gleiche während der ganzen Nacht. Doch habe ich einigen mit Genuß zugehört. Bei manchen Festen wird ohne Musikbegleitung gesungen, bei anderen schlägt der Sänger mit den Händen gleichmäßig auf die Trommel, die dem huehuetl der alten Mexikaner gleicht. (Abb. 4.) Den Inhalt der Gesänge bildet meist ein Zwiegespräch der Götter mit dem Boten des Feuergottes tateuári — dem losen Schalk Kauyumári, der ein Hirsch ist und das Sternfeuer zu bedeuten scheint, oder mit tateuári selbst. Es sprechen Naturobjekte, deren Taten zugleich erzählt werden, Federn von Vögeln, Pfeile und andere Zeremonialgeräte, kurz, es ist eine Welt der Wunder, die noch ganz den heutigen Anschauungen der Huichol entspricht. Um nur eins anzuführen, so wird in dem Tagesgesang des Festes der calabazas und jungen Maiskolben ihre Reise von Westen nach Osten zum Ende der Welt und zurück nach dem Tempel beschrieben. Von Westen kommen alle Götter und alle Erzeugnisse her, und die jungen Maiskolben tragen speziell den Namen eines kleinen Vogels mit gelben Federn, der an der Küste lebt. Er heißt uâinu, und die jungen elotes demnach teuâinurixĕ, wobei te „Mutter" bedeutet. Sie werden beim Fest durch Knaben und Mädchen im Alter von 1 bis 5 Jahren in Festkleidung dargestellt. (Abb. 5 u. 6.) Beim Saatfest nimmt die Maisgöttin niuĕtsika von allen Göttern Abschied, weil sie jetzt sterben muß, und ist daher die Sprecherin. Da es nun etwa zehn Feste gibt — gesehen habe ich bis jetzt das Saatfest (eigentlich „Enthülsen des Maises"), das Fest der Felderreinigung („Waschen der jicaras"), die Feste der calabazas und elotes und des Kochens der elotes — und der Sänger auch im Falle der Krankenheilung oder eines Todes nicht unter einer ganzen Nacht Singen seine Arbeit zu leisten vermag, so kann man sich ungefähr vorstellen, wieviel Arbeit mich hier erwartet. Eine Aufnahme derselben Lieder an einem anderen Punkte des Huichollandes, wo sicher wiederum wie in den verschiedenen Pueblos der Cora eine Fülle von Variationen vorhanden ist, wird daher — abgesehen von einigen Proben — bei der mir zur

Verfügung stehenden Zeit nicht möglich sein. Außer Teilen von anderen Festliedern habe ich bis jetzt das Fest der Saat, der Felderreinigung, des Totenbesuchs und der „Kuh“, letzteres zur Herbeiführung des Regens, aufgeschrieben. Das Totenlied wird fünf Tage nach dem Tode während der Nacht gesungen, wo der Tote von Kauyumári, dem Götterboten, aus dem Totenreiche zum letzten Besuch in seiner Hütte zurückgeholt wird. Hierbei werden die Schicksale des Verstorbenen auf seiner Reise nach dem Totenland im Westen in höchst dramatischer Weise geschildert.

Ich will hier aber nicht näher auf die Religion der Huichol eingehen, zum Teil schon aus dem einfachen Grunde, weil ein Überblick über diese Hunderte von Gottheiten, die in den Liedern aufmarschieren, und über die verschiedenen Arten von Festen erst am Schluß meiner Studien möglich ist. Manche Zeremonien, auch manche Zeremonialgeräte sind die gleichen wie die der Cora, und ich zweifle nicht, daß auch die religiösen Grundideen ähnlich sind trotz des Mangels an Götternamen bei den Cora und trotz der sinnverwirrenden Mannigfaltigkeit an Geräten und Handlungen bei den Huichol. Erst die Masse der Erscheinungen, die aus den gleichen Ideen emporwächst, vermag über diese selbst Klarheit zu geben und damit zugleich das Dunkel der mexikanischen Archäologie zu erhellen. Anscheinend weitab von der Religion liegen nun die Märchen, die ich im folgenden in wörtlicher Übersetzung der Originale wiedergeben will. Doch muß ich auch bei ihnen zum Schluß einige Worte über die Naturauffassung der Huichol und so über ihre Religion anfügen. Bis jetzt weist meine Sammlung einige 40 Mythen auf, von denen etwa der vierte Teil Ähnlichkeiten mit denen der Cora enthält. Trotzdem glaube ich, daß noch sehr viele hinzukommen werden, zumal ich in Anbetracht der ungewöhnlich reichen Ernte im ganzen etwa acht bis neun Monate unter den Huichol zu weilen gedenke, davon die letzten drei Monate in Sa. Catarina und den anderen Pueblos der Huichol.



Abb. 6. **Zeremonie vom Fest der calabazas und jungen Maiskolben in Sa. Barbara.**
Im Hintergrunde der Tempel. Vor der Türöffnung der Sänger mit der Trommel. Im Vordergrunde ein anderer Sänger, Wasser auf das Haupt der die Maiskolben darstellenden Kinder träufelnd. Eine Gruppe von Weibern sitzt um die auf dem Boden liegenden helotes und calabazas. Daneben Pfeile und andere Zeremonialgeräte. Der aufgehängte Gürtel bedeutet den Weg, den die helotes nach dem Osten zurücklegen.

Die Hochzeit des Maises.

Es herrschte große Hungersnot. „Ich habe Hunger (sagte der Mann) und will die Leute fragen.“ „Wo kauftet ihr (den Mais)“, fragte er sie. „Dort gibt es Mais, gehen wir hin und kaufen.“ Gemeinsam brachen sie auf. „Hier wollen wir übernachten.“ Sie legten sich nieder. Als er aufwachte, war niemand da, und er hatte keine Haare mehr. Er war kahlköpfig. „Was tue ich, ich habe Hunger.“ Auf einem Bergkamm (sitzend) sah er eine Taube herankommen, die Maisteig (im Schnabel) trug. „Kann ich in deine Hütte kommen?“ fragte er. Er machte sich auf den Weg und kam zur Hütte. „Gibt es hier Mais zu kaufen? Ich komme hierher, (weil) mich (Leute) aufforderten. Hier bleiben wir (sagten sie). Wohin verschwanden sie? Sie schoren mich. Hier gibt es Mais, sagten sie mir. Wohin verschwanden sie? Ich allein komme und möchte Mais kaufen.“ „Gut“, sagte die Besitzerin der Hütte, eine alte Frau, „gut, wenn du willst und deine Mutter (gleichfalls) will, so gebe ich dir ein Mädchen.“ Sie öffnete (die Tür und rief): „Komm, gelber Mais; roter Mais komm; schwarzer Mais, komm; punktierter Mais, komm; weißer Mais, komm; komm, Kürbisblüte; komm, rote Guaute*).“ Du gehst (mit ihm), gelber Mais.“ „Nein.“ „Roter Mais, du gehst.“ „Nein.“ „Schwarzer Mais, du gehst.“ „Ich gehe nicht.“ „Punktierter Mais, du gehst.“ „Ich gehe nicht. Morgen oder übermorgen zankt er mich aus. Ich gehe sehr langsam.“ „Kürbisblüte, du gehst.“ „Nein, man schneidet mich mit dem Messer.“ „Rote Guaute, du gehst.“ „Nein, man wirft mich fort.“ „Weißer Mais, du gehst.“ „Ja, ich gehe.“ „Errichte fünf Maisbehälter und baue eine schöne Hütte. Fünf Tage lang legst du (in der Hütte) rote Cempoalblüten im Süden nieder, gelbe Cempoalblüten im Norden, Betonicas im Osten, Tempranillas im Westen, und in der Mitte legst du Corpusblüten nieder. Fünf Tage lang steckst du in der Nacht eine Kerze an. Du schiltst sie nicht, hältst sie im Hause und fegst es rein.“ Er machte sich auf den Weg. Nach fünf Tagen langte (das Mädchen) an. Er sah den Mais in Haufen in seiner Hütte und aß. (Aber) seine Mutter schalt sie: „Bereite (das Essen). Du bist eine Frau und kein Mann, um dir das Essen zu geben“, sagte sie ihr. Sie fing an, Mais zu mahlen. Das Blut floß ihr von den Händen. Weinend mahlte sie (den Mais). Sie verbrannte sich die Hände. (Schließlich) verschwand sie. Kein Mais war (mehr) in der Hütte vorhanden. „Was esse ich?“ sagte die Alte. „Bringe sie wieder, sie entwich nach ihrer Hütte.“ Der Mann ging, kam an und fragte: „Ich verlor sie; kam sie (hier hin)?“ „Ich sage dir, du hast sie gescholten. Ich gebe sie dir nicht (mehr). Sie kam (hierher). Hier ist sie. Ihre Hände waren ganz verbrannt. Geh du allein. Du verstehst nicht zu essen.“ Er ging. In seiner Hütte angekommen, schalt er seine Mutter: „Du hast sie ausgezankt. Deshalb ging sie, und wir werden vor Hunger sterben.“

Wenn einem gesagt wird, daß die Leute, die den Helden der Geschichte kahl schoren, Ameisen (arrieras) sind, so ist der Sinn des Märchens klar. Der Held ist der hervorsprießende Maiskolben (jilote), der noch keinen Mais enthält. Die Arrieras sind dafür bekannt, daß sie in langem Zuge den Mais wegschleppen. In meinem Rancho mußte ich täglich mit Feuerbränden Krieg gegen sie führen. Sie fressen auch in dem Maisfeld die lang herabhängenden Narbenbüschel der jungen Maiskolben ab, die die Mexikaner cabellito („Härchen“), die Huichol ebenso kupáixa nennen (kupá, Haar), und dann verdorrt

*) Huichol: náue wird zwischen den Mais gesät. Man macht tortillas daraus oder trinkt sie in gesüßtem Wasser. Ist nicht identisch mit chia.

der Maiskolben. Da die Ameisen unserem Helden diese Haare abscheren, während er auf der Suche nach Mais ist, so ist sein „Hungertod“ von vornherein besiegelt, und er vermag das ihm bestimmte Maismädchen nicht dauernd in seinem Hause zu behalten. Alle anderen Maissorten mit Ausnahme des weißen Maises wachsen sehr langsam, daher wollen sie nicht mitgehen: „ich gehe sehr langsam.“ Der Kürbis wird zerschnitten, und die Guaute hat ganz kleine Samen, so daß bei der Ernte viel verloren geht: „man wirft mich fort.“ Die Zeremonien bei der Aufnahme entsprechen den Vorbereitungen im Hause bei der Maisernte. Fünf endlich ist die heilige Zahl der Huichol und Cora. Der Sinn des Märchens war sowohl bei den Cora, bei denen ich eine lange Variante der Geschichte aufschrieb, wie bei den Huichol vergessen. Die Taube ist bei den Cora und Huichol das Tier der Erd- und Maisgöttin. Die Huichol nennen den Mais in einem von mir aufgeschriebenen Liede direkt „Taube“.

Die Entstehung der Wolke.

Er verheiratete sich. Dann hatten sie ein Kind, das immer weinte. Sie mochten ihren Sohn nicht und warfen ihn heraus. „Weshalb weinst du? wir töten dich.“ Sie warfen ihn heraus. Die Mutter warf ihn hinter die Hütte und blieb selbst (innen). Sein älterer Bruder war nicht zugegen. Am Nachmittag kam er und fragte nach seinem jüngeren Bruder. „Ich warf ihn heraus“, sagte sie (die Mutter) zu seinem Bruder. „Weshalb habt ihr das getan und ihn entfernt?“ Er sah nach, es war niemand da. „Wo hast du meinen jüngeren Bruder gelassen?“ Er weinte. Nur Spuren seines Spielens waren vorhanden. Er fand ihn nicht. Auch die Mutter sah nach, ohne ihn zu finden. „Was widerfuhr ihm?“ Da der Bruder ihn nicht fand, setzte er sich nieder. Er machte sich auf den Weg und ging immer seiner Spur nach, bis er ihn in einer Lagune fand. Er redete ihn an: „Bruder, ich suche dich, da bist du, komm Bruder, weshalb gehst du so weit fort.“ „(Die Mutter) warf mich heraus. Ich gehe nicht. Sie schalten mich. Nein, ich gehe nicht. Geh du allein, Bruder.“ Da weinte dieser und ging. (Der andere) wollte nicht. Weinend kam er zu seiner Hütte. „Wo ist dein Bruder?“ fragte die Mutter. „Er war fortgegangen und wollte nicht kommen. Ich forderte ihn auf, (doch) er kommt nicht. Sie haben mich gescholten und herausgeworfen.“ Wiederum machte er sich auf den Weg: „Ich gehe ihn suchen.“ Dort, wo er ihn vorher fand, war niemand da. Er folgte immer der Spur, die er spielend hinterlassen, und fand ihn in einer Lagune spielen. „Hier kommst du (nach Hause), Bruder, ich will nicht, daß du fern bleibst, gehen wir, ich schelte dich nicht, komm.“ „Ich gehe nicht, ich bin fortgegangen. Nur fertige für mich meinen Stuhl, meine jicara, meinen Pfeil, meine Sandalen und mein Armband“, sagte er. „Dann erwartet mich 1, 2, 3, 4, 5 Nächte. Ich erscheine weiß auf der Spitze des Berges.“ An seinem Tage erschien er als Wolke. Vater, Mutter und Bruder setzten Kerzen hin und erwarteten ihn. Er stieg zum Himmel empor und donnerte, kam zu seinen Eltern und redete zu ihnen. „Wir verstehen nicht, was du sagst“, sprachen sie. Er fiel auf sie herab und tötete sie, tötete seine Mutter und seinen Vater. Der Bruder allein starb nicht. „Nun sind sie tot,“ sagte er. „Hier regnet unsere Mutter.“ Die Geschichte geht noch weiter. Deshalb schlägt der Blitz in die Fichte und in die Eiche, seine Speise. Das Kraut [3]) kann er nicht ausreißen. Hier endet die Geschichte. Es bleibe (das Haar auf dem Kopfe).

Die Schlußsätze erklären die ganze Geschichte. Eiche und Fichte, die in den höher gelegenen Teilen der Sierra vorherrschen, werden häufig vom Blitz getroffen. Sie sind die Eltern des Wolkenkindes, das Kraut ist sein Bruder. So meinte auch Carrillo, der mir die Geschichte diktierte. Allein die Anschauung, daß die Berg- und Regengötter kleine Kinder sind, ist altmexikanisch. Bei den Huichol wird der Regen den Regengöttinnen der vier Richtungen, den Müttern, insbesondere tatéx (unsere Mutter) nariuáme zugeschrieben, die im Osten wohnt. Das Kind ist so klein, daß es nur auf allen vieren kriechen kann, obwohl es natürlich spricht wie alle Objekte der Mythen. Und in demselben Alter befanden sich die kleinen Kinder, die in Mexiko als Repräsentanten der kleinen Berg- und Regengötter zahlreich geopfert wurden. Wenn sie vor dem Akte viel weinten, so galt das als ein Zeichen für starken Regenfall — also dieselbe Idee, wie sie sich in dem weinenden Wolkenkind des Märchens ausdrückt. Die Kerzen und die übrigen Gaben an die Wolken sind Zeremonialgeräte im Dienste aller Huichol-Götter. Das Schlußwort bedeutet, daß dem Erzähler gerade dieser Geschichte das Haar ausfällt, wenn er nicht am Schlusse sagt: „Es bleibe.“

Erzählungen dieser Art, die einfach einen sich immer wiederholenden Naturvorgang schildern, bilden den weitaus größten Teil der Huichol- und Cora-Mythen. Blumen, Bäume, Tiere, Wolken und dergleichen sind die Helden. Am meisten ist darunter aber der jährliche Wechsel zwischen der Herrschaft des Sternlichtes und des Sonnenlichtes vertreten, der einen Bruder hat, den Regen, da Regenzeit und Sonnenherrschaft zusammenfallen. Als Probe gebe ich das Folgende.

(Eine Schildkröte) konnte eine Steinhalde nicht überschreiten und rief „Hirsch!“ Dieser kam. „Dich will ich nicht“, sagte sie. (Das wiederholte sie im ganzen fünfmal [4].) Sie rief. Es kam ein großer Hirsch. „Dich will ich, du setzt mich über, ich kann die Steinhalde nicht überschreiten, du setzt mich in dem Bache ab.“ Sie stieg auf. Ein Stückchen war er gegangen, da sagte sie: „Gib mir einen Stein.“ Er reichte einen. „Einen anderen schärferen,“ sagte sie. Er gab ihn. Weiter wandernd kamen sie zum Bache. Sie versetzte ihm Schläge (mit dem Stein), so daß er fiel. Sie stieg ab, zog ihm das Fell ab, schlug Holz und warf es (in eine Grube [5]). Während sie es hineinwarf, kam (ein Wolf). „Da bist du, Schwager“ (sagte er). „Ja.“ „Ich gehe nun.“ „Da ich Fleisch dämpfe, so essen wir, (dann) gehst du.“ „Nein, ich gehe nach tetamuyéwié, um Mais rösten zu lassen [6]), ich komme sofort“, sagte er. Kurz darauf erschien (das Eichhörnchen). „Da bist du, Schwager.“ „Ja.“ „Was machst du?“ „Ich tötete einen Hirsch und dämpfe ihn.“ „Gut, wer kam vorbei? Hier verläuft eine Spur.“ „Ja, ein Mensch kam vorbei, er ging (wieder). Es scheint [7]), er sagte, er gehe Mais rösten lassen. Am Nachmittag scheint es [7]), kommt er.“ „Gut, nicht Mais rösten geht er, er frißt dich“, sagte (das Eichhörnchen), „er ging seine Gefährten holen. Nimm schnell (das Fleisch) heraus, ich mache ein Nest.“ Es stieg auf eine Fichte und brach (Zweige) ab. Als es fertig war, stieg es wieder herab und brachte das Fleisch herauf. „Dort essen wir“, sagte es, „Schwager, fasse oben an meinen Schwanz.“ Es sprang, und sie setzten sich nieder. (Kaum) waren sie da, so erschien (ein Wolf). „Schwager, ich sagte es dir.“ Sie kamen zu dem Loch, suchten und fanden nicht. Eine Alte setzte ihren Sohn unter ihren Zufluchtsort. Dort suchten sie. Sie fanden nicht. Die Schildkröte ließ einen Knochen los. Er fiel auf den Kopf (des Kindes). Es fing an zu weinen. „Wer warf?“ sagte (die Mutter). Sie kam und ergriff ihren Sohn. „Sucht“, sagte sie zu ihren Gefährten. Darauf sagte das Kind: „Was ist das? Es ist ein Hals [8]).“ „Wo?“ „Dort ist er.“ „In der Tat, wir wollen ihn umhauen, bringt eine Axt.“ Sie brachten eine und fingen an zu hauen. Sie gab einen Schlag und einen zweiten. Da zerbrach die Axt. „Gut, bringe (eine andere).“ Man brachte sie. Sie fingen an zu schlagen. Er fällt. „Gut, Schwager, er fällt, springen wir, fasse oben an meinen Schwanz.“ (Das Eichhörnchen) sprang auf einen anderen (Baum). (Das wiederholt sich im ganzen fünf mal [9]). Sie setzten sich. „Da ist er“, sagte das Kind. Sie kamen und fingen an zu hauen. „Ergreife oben meinen Schwanz, Schwager, lasse nicht los, wir springen (weit), dort ist ein Bach.“ Als (der Baum) im Fallen war, sprangen sie. (Die Schildkröte) kam bis zur Mitte, ließ los und fiel herab. Es ertönte der Bach. Sie fiel allein in den Bach. Darauf suchte sie sie. „Wo fiel sie hin?“ sagten (die Wölfe). Sie suchten und konnten nicht finden. Sie ermüdeten. Da sagte der Rabe: „Da ist sie.“ „Wo?

[3]) Ein bestimmtes Kraut uaikúxa.

[4]) Statt fünfmaliger Wiederholung derselben Worte gesetzt.
[5]) Um es unter der Erde zu dämpfen.
[6]) Als Zukost zum Fleisch.
[7]) Eigentlich „man sagt“ (uaniú).
[8]) Der vorgestreckte Hals der Schildkröte.
[9]) Statt der Wiederholung fast der gleichen Worte des Textes gesetzt.

sagt er?", sprachen sie. Er schleifte sie am Boden und rief: „Da." Sie liefen herbei, fanden sie und verzehrten sie. „Geht Wasser holen, Knaben, wir wollen trinken." Sie gingen zum Wasserloch, als sie ankamen, war es trocken. Sie kamen: „Es ist nichts da, es ist trocken." „Geht zum Fluß Wasser holen, dort ist es nicht ausgetrocknet." Bei ihrer Ankunft war es trocken. „Es gibt keins", kamen sie zurück. „Geht zum Bach nach Wasser, dort trocknet es nicht aus." „Es war nur Schmutz da." Sie fanden nichts. Alle Knaben starben vor Durst. Während sie im Sterben waren, badete das Eichhörnchen, das ein Mensch war, in einem Bache und warf ein wenig Wasser in die Höhe. „Werfe, werfe uns zu, wir wollen trinken", sagten sie zu ihm. Es warf ein wenig, (das Wasser) blieb dort. „Sterbt," sagte es, „ihr habt das Wasser gegessen, ihr versteht Wasser zu machen, trinkt das Wasser." Alle starben vor Durst. Nachher sagte es zu ihnen — zwei waren übrig —: „Übergebt euch." Sie übergaben sich. „Nun näht die Schildkröte zusammen und stopft Baumwolle hinein." Sie taten es. „Mache Wasser", sagten sie zu ihr. Ein wenig kam heraus. Sie leckten es auf. „Weshalb?" sagte (das Eichhörnchen) zu ihnen. „Laßt es zum Flusse gelangen, dann trinket." Darauf sagte es zu ihnen: „Nun trinket. Niemals tut das gleiche, (sonst) züchtige ich euch." Sie tranken das Wasser, indem sie sich niederwarfen und lange so verharrten. Dann erhoben sie sich und legten sich an derselben Stelle nieder. Während sie da lagen, platzte der eine auf, und Wasser sprang heraus. Auch der andere platzte auf. Nun starben sie. Das taten sie. Nun besteht die Schildkröte aus Stückchen und ist zusammengefügt. Nur so weit geht die Geschichte.

Bei den Cora, wo ich eine Variante derselben Erzählung aufschrieb, war der Glaube noch lebendig, daß die Sterne Hirsche sind. Das geht auch aus ihren, sowie aus den religiösen Zeremonien der Huichol hervor. „Die Schildkröte macht, daß das Wasser fließt", sagte mir ein Cora. Von den vielen Arten von Eichhörnchen in der Sierra ist das teakú genannte der Erzählung das Tier der Sonne, d. h. die Sonne selbst, wie mir z. B. bezüglich des tacuache (h. yaūuxu, wahrscheinlich das Opossum), des Tieres des Feuergottes, unzweideutig gesagt wurde, daß es dieser selbst, d. h. das Feuer sei. Da nun hier Eichhörnchen (Sonne) und Schildkröte (Wasser) in höchst origineller Weise vergesellschaftet sind, so ist die Beziehung auf die gleichen Schicksale der Sonne und des Wassers in der Natur ohne weiteres klar: Zur Zeit des nördlichsten Sonnenstandes hat die Regenzeit bereits eingesetzt, und bald nach der Herbstgleiche hören die Regen auf. In vielen anderen Erzählungen tritt die Sonne als Befreier des Bruders Wasser auf. Wiederum in anderen haben beide die gleichen Schicksale, es geht beiden schlecht, und ihr Gegner ist tikákamē, der „Nächtliche", der Gott des Todes, d. h. die Nacht, die zur Trockenzeit dominiert. Es tötet also die Schildkröte, d. h. die Regenzeit, den größten Hirsch, die Sterne. Während sie und das Eichhörnchen, die Sonne, mit der Zubereitung und Verspeisung des Fleisches beschäftigt sind, kommen die Sterne bereits allmählich wieder, wie es ja tatsächlich sofort nach dem Siege der Sonne um die Sonnenwende geschieht, und zwar in Gestalt eines Wolfes, der seine Genossen bezeichnenderweise vom Süden heraufholt, von dem Ort tetamuyéwiē („wo der Stein hängt"), der im Süden von Guadalupe Ocotan im südlichsten Huicholgebiet liegt. Die Sonne hat nämlich nach altmexikanischer Anschauung stets mit den Sternen des Südhimmels, den „vierhundert südlichen" (centzon uitznáua) zu kämpfen, da sie zur Zeit ihrer schwersten Kämpfe im Winter bzw. in der Trockenzeit im Süden weilt. Dem Wasser werden eben wie in den anderen Erzählungen Sonnenschicksale zugewiesen. Schließlich unterliegt die Schildkröte, die Trockenzeit beginnt. Nur das Eichhörnchen (die Sonne) hat immer Wasser, da dieses nach der Huicholanschauung ebenso wie nach der der Altmexikaner immer von Osten kommt. Das Zerstückelt- und Wiederzusammengesetztwerden der Schildkröte ist wiederum ein Sonnenschicksal: die Sonne wird im Winter in die Sterne zerstückelt und ersteht im Frühling wieder als eine einzige Sonne. Das gleiche geschieht mit der Sonne in Gestalt des Leguans in einer Geschichte der Cora, und in meinem vorigen Reisebericht (Globus, Bd. 90, S. 165) habe ich die Cora-Zeremonie des Hähnezerreißens im Hochsommer mitgeteilt, die in gleichem Sinne zu deuten ist und altmexikanischem Festbrauche entspricht [10]). Bei den Huichol ist der Hahn gleichfalls das Tier der Sonne, d. h. die Sonne. Die Idee der Zerstückelns rührt also nicht etwa von dem Aussehen der Schildkrötenschale her, die aus vielen Stückchen zusammengesetzt erscheint. Die Bezugnahme auf diese Gestalt der Schale ist nur Begleiterscheinung wie überhaupt alle Erklärungen des Aussehens eines Tieres, die in Mythen vorkommen. Auch daß die Wölfe die Schildkröte fressen und dann die Teile wieder von sich geben, ist ein Sonnenschicksal.

Eine andere Geschichte der Huichol läßt die Sonne im Winter der Erde den Rücken zukehren und zum Himmel aufsteigen, wo sie an Geschwüren krank daniederliegt. Andere aber, die bei ihr sind, trinken den Eiter und das Blut, das aus den Wunden herabträufelt. Daß die Sonne vollständig verzehrt wird, was ja nicht den Naturverhältnissen entspricht, ist nur ein weiterer Schritt im Verfolg dieser Idee und entspricht den umgekehrten, wo die Sonne im Frühling die Sterne verschluckt wie der altmexikanische Frühlingsgott Xipe oder wie der griechische Kronos, der nicht nur im Frühling seine Kinder, die Sterne, verschlingt, sondern sie auch wieder im Herbst von sich gibt. So verzehren die Wölfe, d. h. die Sterne, im Herbst das Wasser, das an Stelle der Sonne steht, und geben es im Frühling im Beginn der Regenzeit wieder von sich, wo die Schildkröte, das Wasser, ihrerseits den Hirsch, d. h. die Sterne, tötet und verzehrt. Beide Teile verleiben sich den Glanz des Gegners im Herbst bzw. im Frühling ein, das Sonnenlicht verwandelt sich in das Licht der Sterne und umgekehrt [11]).

Endlich ist auch das Material, mit dem die Schildkröte ausgestopft wird, nicht beliebig, sondern absichtlich ist ungesponnene Baumwolle genommen, das bei den Cora wie bei den Huichol „Wasser" bedeutet.

Ich könnte nun schließen, möchte aber auch diese wenigen Beispiele aus meiner Mythensammlung nicht ohne eine kurze Nutzanwendung dahingehen lassen, zumal meine Texte reiches Material inbezug auf die Entstehung von Mythen aufweisen. Zunächst werden alle Erzählungen als absolute Wahrheit aufgefaßt: früher war es so. Früher waren die Wurzeln, Pflanzen, Blumen, Früchte, Bäume, Tiere, Berge, das Wasser und andere Naturobjekte, die handelnd und redend in den Erzählungen auftreten, Menschen, weshalb häufig téwiari, „Mensch", zu dem Namen des Naturobjektes hinzugesetzt wird. Der Mensch selbst kommt nur ganz verschwindend in den Mythen vor, obwohl er anscheinend oft der Held ist. Es wird nämlich immer frisch darauf los erzählt, ohne zu sagen, welches Tier oder sonstiges Naturobjekt der Erzählung zugrunde liegt. Erst wenn man direkt fragt, erfährt man manchmal, was gemeint ist. Dabei ist auch das Konkrete der ganzen Anschauung bemerkenswert. Sage ich z. B., dieser Mensch scheint das Wasser zu bedeuten, so erwidert der Erzähler, „man sagt, es sei ein Wassermann." Andererseits sind viele Naturobjekte Tiere. Erst wenn man davon überzeugt ist, daß der Mensch

---

[10]) Vgl. hierzu die Mythen von der Zerstückelung des Dionysos in meiner Arbeit: Der dämonische Ursprung des griechischen Dramas, erläutert durch altmexikanische Parallelen, Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum XVIII, 1906, S. 171 ff.

[11]) Ich muß zum näheren Verständnis auf meine früheren Arbeiten, insbesondere auf die angeführte verweisen.

in diesen Geschichten nicht vorhanden ist, und man weiß bzw. ahnt, welches Naturobjekt gemeint ist, ist ein Verständnis aus der Natur des betreffenden Gegenstandes möglich. Die Geschichten sind in der Hauptsache nichts weiter als Schilderungen von alltäglichen, sich wiederholenden Naturvorgängen, die aber äußerst wunderbar und abenteuerlich erzählt werden. Der Grund, weshalb man diesen Vorgängen so viel Interesse entgegenbrachte und in der Art wiedergab, liegt in der Auffassung besonderer (Zauber-) Kräfte, die jedes Naturobjekt besitzt, teils an sich, teils als Abbild eines anderen Objektes, wie ich es in dieser Zeitschrift (Bd. 87) unter dem Titel „Ursprung der Religion und Kunst“ ausgeführt habe. Daß z. B. der Mais zur Ernährung dient, ist eine so wunderbare (Zauber-) Kraft des Maises, daß sein ganzer Lebenslauf wichtig und interessant ist. Die ältesten Erzählungen haben also dieselbe Wurzel wie die Religion, nämlich die Zauberkraft der Dinge.

Buturlins Expedition an die Kolyma [1]).

Eine Krisis in den Ernährungsverhältnissen der Völker Nordostasiens veranlaßte das russische Ministerium des Innern, eine besondere Expedition an die Kolyma zu senden, und zum Leiter derselben wurde auf Anfrage bei der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft und auf deren Empfehlung S. A. Buturlin ernannt.

Die Reise fand im Jahre 1905 statt, das sich durch seine besondere Kälte auszeichnete. Bei Werchne-Kolymsk dauerten die Fröste bis Ende Juli (neuen Stils), und an der Mündung begannen sie schon wieder vom 10. September an. Aber augenscheinlich befinden sich sogar die nördlichen Grenzen dieses Landes, die mit der Insel Kolgujew auf demselben Parallel liegen, dennoch in günstigeren Verhältnissen als jene Insel; hier wimmelt es in der Tundra während des Sommers von Getier und Vögeln, selbst Ameisen und Grillen kommen vor, was auf Kolgujew nicht der Fall ist. Sogar Getreidebau ist hier möglich. Nicht weit von Werchne-Kolymsk, fast unter dem Polarkreis, baut der Kolonist Surowzow Gerste und Roggen, und wenn dies auch im Charakter des Gartenbaues geschieht, so wird doch eine Ernte erzielt, und in der Regel ist der Ertrag weit mehr als das Vierfache. Der Boden ist längs des ganzen Tales der Kolyma aufgeschwemmt, und die klimatischen Verhältnisse werden mit dem Ausroden des Waldes immer besser.

Das Hauptgewerbe der Bewohner bilden aber doch der Fischfang und die Jagd auf Pelztiere. Im Jahre 1905 war der Fang schlecht, angeblich, weil die Mündung des Kolyma verschüttet war. Allein Buturlin ist dieser Meinung nicht, weil die Kolyma nicht schmäler ist als die Wolga und auch ein großes Delta hat. Im Gange der Fische findet aber offenbar manchmal ein Wechsel statt. So gab es 1905 in den Niederungen viele, im Mittellauf des Flusses wenig Fische, während es 1904 umgekehrt war. Hier spielt vielleicht der Regen eine Rolle, der das Wasser stark hebt, da die Verdunstung nicht groß sein kann und der Boden voll Eis ist.

Da es keinen regelmäßigen Handel im Lande gibt und es auch an häufigen periodischen Verkehrsverbindungen fehlt, so bedeutet sogar ein reicher Fischfang an der einen Stelle noch keinen Nutzen für die Bewohner einer anderen entfernteren Stelle, da jeder nur für sich und seine Familie Vorräte anlegt. Sehr viel Futter fressen die Hunde, die schon von Nischne-Kolymsk an die einzigen Mittel der Beförderung bilden. Auf Brot kann man nicht rechnen; es ist teuer — 11 Rubel das Pud (16,38 kg)!

Die Einwohner haben auch — wieder der Teuerung wegen — nicht genug Fischfanggeräte, Schlepp- und Stellnetze. Hier benutzt man Netze aus Pferdehaaren; sie haben 8 Saschen (zu 2,13 m) Länge und 1 Arschin (0,71 m) Höhe. Im Winter frieren sie leicht an und gehen zugrunde, und im Herbst kommt es vor, daß das Eis eine ganze Masse von Netzen gleich auf einmal mit fortreißt. Sonach ist die Nachfrage nach Pferdehaaren groß, aber der Vorrat daran klein.

Ein sonderbarer Widerspruch: Fische genug, Vögel genug und doch häufig Hungersnot! Das liegt nur daran, daß es an Händen mangelt. Die Bevölkerung hat nach den Pocken, die hier in den 80er Jahren hausten, sehr abgenommen, und die einzelnen Familie können beim Suchen nach Beute nicht mehreres auf einmal machen. So ist es z. B. leicht, Gänse während ihrer Mauser mit Schleppnetzen zu fangen, jedoch muß da schon das ganze Dorf daran teilnehmen, um sie in die Falle zu treiben, sonst brechen sie leicht durch. Die Vögel aber mit der Flinte zu schießen, ist unpraktisch, weil das schlechteste Feuersteingewehr 50 bis 60 Rubel kostet.

Das Hungerjahr 1905 äußerte sich sogar bei den Tschuktschen, die an der Küste des Eismeeres wohnen, schwer. Sie haben — sollte man meinen — einen wirklichen Ersatz an dem Renntier, aber auch hier gab es Unglück: die Renntiere gingen an einer Hufkrankheit zugrunde. Die Tschuktschen klagten auch über die Wölfe, sowie darüber, daß sie zu wenig Strychnin hätten. Die alte Methode, diese Räuber zu vernichten, die schon Baron Wrangell beschrieb, nämlich mittels Fischbeins, das dick mit Fett bestrichen wird und sowohl als Köder wie als Todeswaffe dient, weil es von den Wölfen verschlungen wird — diese Methode haben die Tschuktschen vergessen. Ja es gibt auch jetzt kein Fischbein mehr, nur die reichen Tschuktschen benutzen es noch, indem sie es auf die Kufen ihrer Narten schlagen.

Der Rückgang der materiellen Verhältnisse zwingt viele Tschuktschen, zur seßhaften Lebensweise überzugehen und sich mit Fischerei und Robbenfang zu beschäftigen. Übrigens sind die Tschuktschen ein findiges, unternehmendes und energisches Volk; sogar ergraute Männer, die ihr ganzes Leben lang nur Renntiere gezüchtet haben, weigern sich nicht, sich für jeden Fall mit Netzen zu versehen.

Die vorherrschende Bevölkerung im Lande sind Jakuten und Russen. Die Jakuten haben ihre Wohnsitze von Werchne-Kolymsk bis Nischne-Kolymsk und haben am mittleren Lauf des Flusses ihren Typus, ihre Gewohnheiten und ihre Sprache bewahrt; hier sprechen auch die Russen Jakutisch. Aber im Delta sind die Jakuten russifiziert, können nicht mehr Jakutisch, haben sich, wie die Jukagiren, mit den Russen vermischt, reden ein verdorbenes Russisch, indem sie wie die Kinder die Buchstaben r und l nicht aussprechen, und es ist sehr schwer, sie zu verstehen. Die Russen sind halb seßhaft. Von Weihnachten bis zum Frühjahr wohnen sie in Winterlagern, die übrige Zeit schweifen sie im Delta umher und haben Sommerwohnungen. So gibt es in Sucharno (im Delta der Kolyma) 35 Häuser, aber das ganze Jahr hindurch wohnt nur eine Familie dort. Im Frühjahr kommen die Leute hierher, um ihre Geschäfte auf dem Meere zu betreiben, im Sommer gehen sie wieder fort, und im Herbst machen sie sich auf, um mit den Tschuktschen zu handeln; hauptsächlich kauft man von ihnen Kleider.

Der Handel im Lande ist Tauschhandel, und obgleich der Wert einer Ware nach Rubeln bestimmt wird (der Deutlichkeit halber), so kann man doch nichts für Geld erhalten. Die Hauptwaren sind Ziegeltee und Blättertabak. Bei der Einförmigkeit der Nahrung ist der Tee schon kein Luxus mehr, sondern ein wirkliches Bedürfnis für den, der weiß, was Brot ist. Leider dehnt die Krone ihre Handelstätigkeit nicht auf diese Hauptgegenstände aus und beschränkt sich darauf, die Bevölkerung mit Pulver, Blei und Haaren zu versehen, wenn auch alles zum Selbstkostenpreis, mit nur geringem Zuschlag zur Deckung der Frachtkosten. Im Jahre 1905 hatte ein Blatt Bauerntabak (machorka) einen Wert von 1 Rubel.

Drei Kronlager: in Werchne-Kolymsk, in Sredne-Kolymsk und in Nischne-Kolymsk, sind bei den ungeheuren Entfernungen zwischen diesen Orten nicht genug, und wenn man im Winter über Unwegsamkeit nicht klagen kann, so bleibt im Sommer als einziger Verkehrsweg der Fluß, und stromaufwärts wird man um einer Kleinigkeit willen nicht weit fahren. Eine weitere Unbequemlichkeit ist folgende: Man verkauft in den Niederlagen nur gegen Geld, und dazu ist das Land noch nicht reif. Will man so abgelegenen Stämmen, wie es die Völker Nordsibiriens sind, helfen, so muß man sich von dem Beispiel des energischen, jetzt verstorbenen Engelhardt leiten lassen: Er errichtete z. B. auf Nowaja Semlja für die Samojeden eine Kronniederlage, in der Tauschhandel betrieben wurde, und niemand hat davon Schaden gehabt.

Am Schluß seines Berichtes zeigte Buturlin auf einem Lichtschirm eine Menge von Bildern. Da gab es Tschuktschen und Jukagiren, die einander ähnlich sind, ferner Russen, die man nicht sofort von den einheimischen Völkern unterscheiden kann. Man konnte mit eigenen Augen sehen, wie die Hunde in die Narte gespannt werden, und hören, daß man mit ihnen 700 Werst in weniger als drei Tagen zurücklegen könne. Man sah ein Renntier mit einem

[1]) Nach einem Vortrag in der russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg, 24. Januar (6. Februar) 1907.

Sattel fast auf dem Halse. Unwillkürlich versetzte man sich in das ferne, vergessene Land mit seinen Häuschen ohne Dächer wie alte Getreidedarren und ohne Öfen, mit einem primitiven Herd in der Mitte — ein Komfort, der von Verbannten entnommen wurde. Man wundert sich über den unbegreiflichen Reichtum an Fischen, obgleich der Fluß an sechs bis sieben Stellen nacheinander von einem Ufer zum anderen mit Netzen überspannt ist, weil der Andrang das erste Netz fortreißt, das zweite und dritte füllt — und für das siebente Netz reichen die Fische auch noch. Man bedauert die Aussätzigen, vor denen sich — so sonderbar es auch sein mag — nicht alle einheimischen Völker fürchten. Man hat Teilnahme für die Frau des Jukagiren: die Arme muß öfter ihr Haus auf dem Buckel schleppen. P.

Der Kreuzschnabel als Hausarzt.

Ein Beitrag zur Kenntnis des Vogelaberglaubens.

Von Dr. J. Gengler.

Vögel mit abenteuerlichen Gestalten oder auffallenden Lebensgewohnheiten haben von alters her das besondere Interesse der Menschen erregt und ihnen Stoff zu märchenhaften Erzählungen, abergläubischen Geschichten und allerlei anderem Hokuspokus gegeben. Man denke nur an den Storch, den Kuckuck, den Wiedehopf und an manche Eulenarten.

Von frühester Jugend an mit unseren Vögeln und ihrem Wesen in Freiheit und Gefangenschaft vertraut, habe ich es niemals unterlassen, die mir von Vogelstellern, Jägern und Vogelliebhabern erzählten, oftmals anvertrauten Geschichten über manche Vogelarten zu notieren und aufzubewahren; denn auch das Wissen solcher Dinge erschien mir nicht unwichtig neben Systematik und Biologie.

Die aus zwölf altweltlichen Arten und klimatischen Unterarten bestehende Gattung Loxia Linn. 1758, zu deutsch die Kreuzschnäbel genannt, ist so recht angetan, Eindruck auf den einfachen Sinn des Volkes zu machen. Die schöne rote Farbe der alten Männchen, der relativ große, bald nach rechts, bald nach links gekreuzte Schnabel, das papageienartige Gebaren und die auffallende Tatsache, daß der Vogel, herumzigeunernd durch die Länder, sich plötzlich da, wo er Überfluß an Koniferensamen, seiner Hauptnahrung, findet, ansiedelt und, gleichgültig, ob eisiger Winter oder glühender Sommer herrscht, sein Fortpflanzungsgeschäft verrichtet, mußte den Menschen unbedingt auf diesen Vogel aufmerksam machen. Da nun der Kreuzschnabel sein Hauptquartier meist in den großen Waldungen gebirgiger Gegenden aufschlägt, so wurde er in erster Linie ein Freund der einfachen, oft weit vom Weltverkehr abgeschlossenen Gebirgler. Am Thüringer Wald, im Vogtland, im Fichtelgebirge, im bayerischen Hochgebirge und in Tirol ist der Vogel fast ein steter Hausgenosse der Dörfler geworden, und diese haben mit ihrem zum Aberglauben neigenden Sinn ihren rotbefiederten Liebling bald mit Sagen und Märchen umwoben. Dem Fremden, der aus Neugierde fragt, erzählt ein solcher Kreuzschnabelbesitzer allerdings nichts Interessantes von seinen Vögeln; merkt er aber, daß der Frager selbst ein Mann der Zunft ist, so wird er bald beredt und weiß oft ganz merkwürdige und kaum glaubliche Geschichten von seinen Krummschnäbeln zu berichten.

Ehe ich die von mir an Ort und Stelle gesammelten Kreuzschnabelgeschichten wiedergebe, möchte ich folgende drei Zitate anführen. In der Naturgeschichte der deutschen Vögel von Friderich, neu herausgegeben von Alexander Bau, steht S. 197: „Die Landleute haben den wunderlichen Glauben, die Kreuzschnäbel zögen die Krankheiten der Menschen an sich; die Vögel, welchen der Haken des Oberschnabels rechts hinabhängt, sollen die Leiden des männlichen Geschlechtes und die, welchen der Oberschnabel links hinabkreuzt, die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes an sich ziehen. Ja, glaubensstarke Leute gehen so weit, das Wasser zu trinken, in welches der Vogel seine Exkremente fallen ließ." Ferner liest man in der Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas von Naumann, neue Auflage, Bd. III, S. 227: „Sie sollen die Krankheiten der Menschen, besonders Flüsse und Gliederreißen, an sich ziehen, die Rechtsschnäbler die der männlichen, die Linksschnäbler dagegen die der weiblichen Personen; es soll das Wasser aus dem Saufgeschirr eines solchen Vogels die Gicht vertreiben; es soll in dem Hause, in welchem ein Kreuzschnabel gehalten werde, keine Feuersbrunst entstehen." Und in der Ornithologischen Monatsschrift, 1904, S. 488, Anmerkung, steht zu lesen: „In manchen Gegenden glaubt man, daß die Vögel mit rechts gewendetem Oberschnabel den »Fluß« bei Männern, die mit links gewendetem bei Frauen an sich ziehen."

Nach diesen allgemein gehaltenen Erzählungen will ich über die wunderbaren Eigenschaften des Kreuzschnabels nach meinen eigenen Forschungen berichten.

In dem im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken gelegenen Fichtelgebirge konnte ich folgendes in Erfahrung bringen. Der Leichnam des Kreuzschnabels verwest niemals, sondern trocknet zur Mumie ein, die die Federn behält. Das Haus, in dem eine solche Mumie aufbewahrt wird, ist sicher vor jeder Sturmes- und Feuersgefahr. Bei einer Blutung, gleichviel ob am tierischen oder menschlichen Körper, wirkt der oberhalb der Wunde aufgelegte ausgetrocknete Kreuzschnabelkörper sofort blutstillend, also lebenerhaltend. Der lebende, in einem Käfig im Hause gehaltene Vogel bewahrt dieses und seine Inwohner vor Unglück, schützt die Familie vor Krankheiten, und wenn auch eine solche wirklich einmal ausbrechen sollte, so macht der Vogel sie unschädlich, indem er sie an sich zieht. Vielfach wird auch, besonders den Kindern erzählt, daß der Kreuzschnabel, als Jesus Christus am Kreuze hing, herbeigekommen und mit seiner ganzen Sippe versucht habe, die Nägel aus den Händen und Füßen des Gekreuzigten zu ziehen. Dabei sei sein graues Gefieder von dem heiligen Blute rot und sein Schnabel von den kantigen Nägeln gekrümmt worden. Zum Andenken an diese schöne Tat habe Gottvater dem Vogel und seiner Nachkommenschaft das rote Gefieder und den gekreuzten Schnabel belassen. Auf diesen bei katholischer wie protestantischer Bevölkerung gleich verbreiteten Glauben geht die eine Strophe von J. Mosen:

„Blutbeträufelt und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrein."

Während die andere seine wundenheilende Eigenschaft besingt:

„Wer sich im Wald beschädigt,
Dem sang er zu die Wund',
Und selbst den Fieberkranken
Machte sein Lied gesund."

Im Vogtlande, im sächsischen wie im bayerischen, besteht der Glaube, daß ein im Hause gehaltener Kreuz-

schnabel das Haus vor Krankheiten jeder Art, namentlich aber vor fieberhaften, mit Hautröte einhergehenden, ansteckenden Krankheiten bewahre. Besonders wirksam in dieser Hinsicht ist ein schön roter, mit einem gelben Halsring versehener Vogel. Da eine solche Färbungsabnormität natürlich höchst selten ist, steht ein so gezeichneter Kreuzschnabel sehr hoch in Ansehen und Preis. Für Gichtkranke ist ein Kreuzschnabel unentbehrlich; er lindert sofort die Schmerzen und heilt die Krankheit in kurzer Zeit, wenn der Kranke den Vogel ganz allein pflegt und dessen Badewasser trinkt, oder wenn der Vogel als Getränk das Mundspülwasser des Leidenden zu sich nimmt.

Ähnliches erzählt R. Berge in „Die Vögel der Umgegend von Zwickau", S. 30: „Der Kreuzschnabel wird nach dem alten Volksglauben immer noch viel gegen »Hauskreuz« und Kinderkrankheiten gehalten, rechts geschlagen für Knaben, links geschlagen für Mädchen."

Zu Wassersuppen in Böhmen wurde mir auf meine Frage, wozu man hier Kreuzschnäbel halte, geantwortet: „Kein Haus soll ohne den roten Vogel sein, denn er beschützt die Bewohner vor Not und Krankheit; bringt aber jemand eine Krankheit von außen mit, so zieht diese der Křivka sofort an sich und macht sie unschädlich." Dr. Fritsch bemerkt in seinem Werk „Die Vögel Böhmens", S. 67 in einer Anmerkung beim Fichtenkreuzschnabel: „Abergläubische Leute hängen den Käfig mit diesem Vogel oberhalb der Krankenlager, damit er die Krankheit an sich zieht."

Als ich vor Jahren von Jena aus als junger Student das schöne Thüringen durchstreifte, fand ich in allen Ortschaften auch in den kleinsten Hütten Kreuzschnäbel in winzigen Käfigen sowohl in als an den Behausungen hängen. In einem kleinen Dorfe nahe Ilmenau fragte ich einen alten Schneider, ob denn die Kreuzschnäbel so schön sängen, weil sie von allen Leuten gehalten würden? Da meinte der Alte: „Der Grienitz singt auch schon, aber er hat noch ganz andere treffliche Eigenschaften. Er nimmt das Unglück vom Haus, hält Krankheiten, besonders die Gicht, fern und heilt böse Wunden sehr rasch. Außerdem ist der Vogel den Nagelschmieden heilig, weil er einst die Stacheln aus der Dornenkrone und die Nägel aus den Händen und Füßen des Gottessohnes hat ziehen wollen." Ich erfuhr dort ferner, daß eine große Menge der eingewöhnten Vögel in die Städte käme, wo sie besonders gern von den Krankenschwestern in den Spitälern gekauft würden. Daß letzteres nicht erlogen war, bewies sich mir später, da ich in verschiedenen Kliniken, die ich besuchte, Kreuzschnäbel als Pfleglinge der Krankenschwestern vorfand. Als ich einmal in Bamberg über dem Bette eines kränklichen Knaben einen Kreuzschnabel im Bauer hängen sah, fragte ich die Mutter deshalb. „Die Krankenschwester", war die Antwort, „hat mir geraten, einen solchen Vogel zu halten."

Von den Thüringern sagt Alfred Brehm auch in seinem Werke „Gefangene Vögel", Bd. I, S. 295: „Man glaubt, daß sie Krankheiten der Menschen an sich ziehen, und zwar die Männchen solche der Männer und Knaben, die Weibchen solche der Frauen und Mädchen, hält sie deshalb in Krankenzimmern, trinkt sogar das Wasser, in welchem sie sich gebadet oder welches sie sonst wie verunreinigt."

Wenn ich nicht irre, war es in Paulinzella, wo ich einen Aufkäufer futterfester Kreuzschnäbel sah. Dieser hatte eine große Menge der roten Vögel in seinem Hause aufgestapelt, um sie bei gelegener Zeit an städtische Händler zu versenden, von denen sie teils an Liebhaber teils an glaubensstarke Leute verkauft werden. Gleiches führt auch Kollibay in seinen „Vögeln der Provinz Schlesien", S. 271 an: „In der Gegend von Ziegenhals wird ein umfangreicher Kreuzschnabelfang betrieben; in der ärmlichen Stube manches Webers kann man in aufeinandergestellten Käfigen Hunderte der Vögel erblicken, die auf ihren Versand warten."

Im bayerischen Gebirge wurde der Kreuzschnabel früher ebenfalls fast in jedem Hause gehalten, jetzt sieht man ihn viel seltener dort. Im Berchtesgadener Land deutet sein Name „Wehdamsvogel" auf den ihm vom Volke aufgezwungenen Beruf hin. Auch hier zieht er die Krankheiten, besonders die mit Hautröte einhergehenden an sich und bringt Glück dem Hause, in dem er gehalten wird, sowie dessen Bewohnern. Ja sein Verhalten wird als eine Art Glücksbarometer angesehen. Ist der Vogel still und ruhig, so passiert auch nichts Besonderes, hüpft er aber munter umher, singt er frisch und lustig sein einfaches Lied, so steht dem Hause eine große Freude bevor.

Im bayerischen Algäu, wo der Kreuzschnabel nur wenig gehalten wird, konnte ich nur erfahren, daß er, in die Krankenzimmer gebracht, den Leidenden Linderung und Genesung verschafft. Andreas Wiedemann sagt vom bayerischen Regierungsbezirk Schwaben: „Manche Leute halten die Kreuzschnäbel zu dem Zwecke in dem Käfige, daß diese Vögel den Rotlauf und andere Krankheiten an sich ziehen sollten."

Die Tiroler waren und sind teilweise noch leidenschaftliche Kreuzschnabelliebhaber. Schon gleich hinter der bayerischen Grenze in Reutte und Lermoos, um Kufstein, besonders aber in und um Innsbruck erblickt man überall gekäfigte Kreuzschnäbel. Die befragten Leute behaupten zwar alle, die Vögel würden nur des Gesanges wegen gehalten, doch ist dies nur zum Teil so, auch hier spielt ein Stück Aberglaube mit herein, denn Dalla Torre und Anzinger schreiben: „Nicht nur die fast mühe- und kostenlose Erhaltung des »Schnabls«, sondern auch seine Eigenschaft als »Hausarzt« usw. fallen hier ins Gewicht."

Dies meine Aufzeichnungen über den roten Vogel. Die in der Literatur aufgestellten Behauptungen, daß die Männchen die Krankheiten der Männer usw. an sich zögen, konnte ich merkwürdigerweise niemals von den befragten Leuten zu hören bekommen, obwohl ich mich stets eingehend danach erkundigte.

Wie nun diese bei den deutschen Gebirglern in Nord und Süd so übereinstimmenden Sagen entstanden sind, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Jedenfalls hat die rote Farbe des Vogels einen ursächlichen Zusammenhang mit der Meinung, daß er fieberhafte Krankheiten an sich ziehe. Das aber konnte ich erfahren, daß die Sage sehr alt ist, denn z. B. im bayrischen Gebirge existierte sie schon als uralte Sage im 17. Jahrhundert, und im Vogtlande war sie im Anfang des 18. Jahrhunderts als alte Geschichte überall verbreitet.

Erklären läßt sich nur die Sage vom nie verwesenden Kreuzschnabel. Denn ein reichlich mit Koniferensamen ernährter Vogel ist so mit Harz durchtränkt, daß sein Leichnam, vor Fleischfliegen bewahrt, tatsächlich zur holzharten Mumie eintrocknet und sich so längere Zeit aufbewahren läßt.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Die geographische Verbreitung des afrikanischen Grauschakals nimmt Max Hilzheimer (Zoolog. Beobachter, 47. Jahrg. 1906) zum Anlaß, um eines merkwürdigen Parallelismus zwischen Europa, Asien, Afrika einerseits und Nord- und Südamerika andererseits zu gedenken. Beide Male findet man von Wildhunden im Norden den Wolf und den Fuchs. In einem mittleren Gebiete kommt dann in der Alten Welt der Schakal, in der Neuen der ihm an Größe und Körperform gleichende Präriewolf dazu. Beide teilen auf einem ziemlich großen Areal das Gebiet miteinander, aber jedesmal geht die kleinere Form weiter nach dem Süden wie der Wolf. Im Süden ist das Gebiet dann von Wildhunden bewohnt, die in eigentümlicher Weise zwischen Schakalen und Füchsen stehen. Es ließe sich dieser Parallelismus auch sonst noch weiter im einzelnen verfolgen.

— Studien über südamerikanische Caniden in dem naturhistorischen Museum zu Bern (Mitteil. der Naturforsch. Gesellsch. in Bern aus 1905/06) geben Th. Studer Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß ein eigentümlicher Parallelismus zwischen der Canidenfauna des äquatorialen Afrikas und der Südamerikas besteht, ohne daß er damit einem direkten verwandtschaftlichen Zusammenhange das Wort reden will. Wenn man von den echten Fuchsarten oder Alopecinen, welche in Südamerika nicht vertreten sind, absieht, so hat man in Afrika einesteils echte Schakale in Canis variegatus und mesomelas, andererseits in Canis lateralis einen Caniden, der wie die Cerdocyonarten den Alopecinen sehr nahe steht, endlich eine große, hochbeinige Art, den Canis simensis, die wie Canis lateralis mehr Alopecinencharakter in ihrem Schädelbau zeigt und eine Parallelform zu Canis jubatus darstellt.

— Die Eisenbahn Lobito (Benguela)—Katanga. Die berühmte erzreiche Landschaft Katanga im Quellgebiet des Kongo mit der Außenwelt in Verbindung zu bringen, ist der Zweck verschiedener Eisenbahnprojekte. Zunächst strebt die Kap—Kairobahn jenem Ziele zu; sie ist nördlich des Sambesi bis jenseits des Kafuë (Broken Hill) fertig, und eine Zweiglinie soll sich nach Kasanschi und Kambove, den künftigen Minenzentren Katangas, wenden. Die Kap—Kairobahn ist somit diesem Ziele bereits am nächsten gekommen. Aber die Entfernung von Katanga bis Kapstadt beträgt 3500 km, und deshalb würde sich der Verkehr mit Katanga sehr teuer gestalten. Kürzer wäre die Verbindung über Bulawayo und Salisbury nach Beira, aber dieser Hafen liegt Westeuropa noch ferner als Kapstadt. Ein zweites Projekt rechnet mit dem Kongo und will die durch Fälle getrennten Flußstrecken seines oberen Systems durch Eisenbahnen umgehen. Es sind hierzu auch schon vor vier Jahren Vorstudien ausgeführt worden (durch Jacques), aber man hat nichts weiter darüber gehört. Ein neueres drittes Bahnprojekt will Katanga durch eine Linie mit dem unteren Kongo, z. B. dem Stanley Pool, verbinden, doch scheint es noch ganz in der Luft zu schweben und wenig aussichtsreich zu sein; denn die Entfernung beträgt 1800 bis 2000 km, und die Terrainschwierigkeiten dürften erheblich sein. So kommt gegenwärtig als ernsthaftes Konkurrenzprojekt der Kap—Kairobahn gegenüber nur die 1500 m lange Linie Lobito—Katanga in Betracht, um so mehr, als an ihr schon seit mehr als $1^1/_2$ Jahren gebaut wird. Der Plan wird von dem Engländer Robert Williams durchgeführt, der mit anderen Kapitalisten eine Konzession auf das erzreiche eigentliche Katanga, den südlichen Teil der Landschaft, hat. Benguela hat man deshalb nicht als Ausgangspunkt gewählt, weil seine Reede schlecht ist. Man ließ vielmehr die Bahn in der Bai von Lobito, etwas nördlich von Benguela, beginnen, wo sich ein besserer und dabei geräumiger Hafen bot. Es herrscht dort bereits infolge des Eisenbahnbaues ein sehr reges Leben. Das nächste Ziel der Bahn ist Bihe, das bekannte Handelszentrum des südwestlichen Äquatorialafrika, jetzt besonders durch seinen Kautschukhandel wichtig. Um Bihe zu erreichen, ist ein Höhenunterschied von 1500 m zu überwinden; die Bahn steigt hier den Rand des zentralafrikanischen Plateaus hinauf. Hier sind die Schwierigkeiten und deshalb die Baukosten am größten. Weiter landeinwärts laufen die 1200 km bis Kasanschi der Sambesi-Kongowasserscheide entlang über meist wellenförmiges Gelände ohne nennenswerte Hindernisse. Gegenwärtig ist das 32 km lange Stück Lobito—Katumbela—Benguela fertig, und östlich von Benguela wird eifrig Tag und Nacht daran gearbeitet, die Bahn die enge Schlucht von Lengue hinaufzuführen, wozu mehrere kühne Brücken nötig sind. In der Nacht arbeitet man bei elektrischem Licht — in einer Gegend, wo vor 20 Jahren die terra incognita Innerafrikas begann, und die portugiesische Macht nur auf dem Papier stand. Kongostaatliches Gebiet berührt diese Bahn bis Kasanschi nicht.

— Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung Melanesiens schildert G. Thilenius im 5. Beih. zu d. Jahrb. d. Hamb. wissensch. Anst., Jahrg. 23, 1906, wie folgt: Im Osten ist überall eine unmittelbare Einwirkung der Polynesier oder Mikronesier während der ganzen Passatzeit zu erwarten, dagegen erscheint ein direkter Einfluß Melanesiens — mit Ausnahme von Fidschi — auf den Osten ausgeschlossen. Gleich einseitig sind die Beziehungen zu den Marshallinseln anzunehmen, jedoch mit der Einschränkung, daß sie auf die Zeit um den Januar fallen. Im Westen ist weder melanesischer noch polynesischer Einfluß (Passat) auf Nordaustralien und Ostneuguinea ganz abzuweisen, noch umgekehrt ein solcher von Ostneuguinea auf Nordmelanesien (Monsun). Weiter reichende Verbindungswege führen an der Nordküste Neuguineas entlang, wenn sie auch nur dem Bismarckarchipel zugute kommen dürften. Die Passatzeit kann hier Boote über Holländisch-Neuguinea hinaus selbst nach den Westkarolinen bringen; in der Monsunzeit besteht eine Verbindung in umgekehrter Richtung von den Molukken her, jedoch mit der auch für Ostneuguinea geltenden Einschränkung, daß bemannte Boote schwerlich während der schlechten Jahreszeit in nennenswerter Anzahl nach dem Osten gelangen; ausgeschlossen erscheinen dagegen Verbindungen Melanesiens mit Ausnahme vielleicht (!) des Bismarckarchipels — von den Zentralkarolinen her, während die Ostkarolinen den Marshallinseln annähernd gleichgesetzt werden mögen. Andererseits besteht gerade auch für die Zentralkarolinen die Möglichkeit einer Verbindung mit Polynesien, zumal den Ellice-Inseln. Im Gegensatz zum Osten, wo der Passatstrom Polynesier und Mikronesier nach Melanesien trieb, benutzten im Westen die besser ausgerüsteten Indonesier und Asiaten den Monsunstrom, das gleiche Gebiet zu erreichen.

— Otto Zacharias, der unermüdliche Vorkämpfer für Planktonkunde, fordert (Arch. f. Hydrobiol., Bd. II, 1907) die Errichtung einer biologischen Reichsanstalt, für die er einmalige Ausgaben von, gering gerechnet, 200000 M. und einen jährlichen Etat von 30000 M. herausrechnet. Hauptsächlich ist es ihm darum zu tun, bessere Vorbedingungen für die Hebung des biologischen Unterrichts an unseren Lehranstalten zu schaffen, wie sie bisher weder auf Universitäten, noch auf anderen Instituten bestehen. Um nämlich der Jugend biologischen Unterricht erteilen zu können, muß man ein guter Kenner der heimischen Tier- und Pflanzenwelt sein. Eine fernere Hauptbedingung ist, daß der Schüler die Dinge wirklich in natura sieht, von denen die Rede ist. Das Ziel eines vernünftigen biologischen Unterrichts stellt aber eine ganz anders geartete Unterweisung in der Naturkunde vor, als sie bisher üblich war. Es kommt vor allem darauf an, einen Weg zu finden, wie man dem Schüler eine Reihe lehrreicher Tatsachen aus den Gebieten der Zoologie und Botanik rasch und mit sicherem Erfolge übermitteln kann, daß er im späteren Leben daran anzuknüpfen und Nutzen daraus zu ziehen imstande ist. Eine solche Studiengelegenheit kann nur in einer biologischen Süßwasserstation gegeben sein, zu der sich die von Zacharias geleitete schon wegen ihrer Kleinheit nicht eignet, dann aber auch, weil sie ganz andere Aufgaben zu lösen hat. Mit Recht werden folgende Worte zitiert, die nicht oft genug wiederholt werden können: „Bahn frei für die Naturwissenschaften, Bahn frei vor allem für die Wissenschaft vom Leben."

— Wir wollen unsere Leser auf die Beschreibung einer Reise von Wien nach Lissabon hinweisen, die Christian Adolph v. Anacker 1730 zurücklegte (Archiv für Kulturgeschichte, Bd. V, 1907). Aus den an sich anspruchslosen und nicht zur Veröffentlichung bestimmten Aufzeichnungen des Verfassers fällt mancherlei Licht auf die Kulturverhältnisse jener Zeit.

— Im Archiv für Kulturgeschichte (V. Bd., 1907) veröffentlicht Joh. Müller als einen Beitrag zur mittelalterlichen Verkehrsgeographie eine Arbeit über die Hauptwege des

nürnbergischen Handels im Spätmittelalter. Bekanntlich konnte diese freie Reichsstadt bis zur Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien in kommerzieller wie in rein geographischer Beziehung als Zentrum Europas angesehen werden. Die regelmäßige, sternförmige Anordnung der drei großen Welthandelsstraßen Brüssel—Wien, Hamburg—Wien und Breslau—Genf, die sich in Nürnberg kreuzten, erklärt sich ohne weiteres aus der symmetrischen Lage der oben genannten sechs Welthandelsplätze auf der Peripherie des Kreises, der Mitteleuropa aus dem Körper Europas herausschneidet. Zwischen diese sechs großen ausstrahlenden Handelsstraßen schoben sich dann noch sechs Nebenstraßen ein. Freilich vereinigten sich von diesen die Erfurter mit der Leipziger Straße bereits in Koburg, die Augsburger mit der Münchener in Weißenburg a. N., dafür schoben sich aber zwei weitere ein. So kommt man dazu, drei bayerische Straßen zu unterscheiden, schwäbische waren es vier, an den mittleren Rhein und nach Hessen führten die große Frankfurter Handelsstraße und über Schweinfurt die hessische. Die beiden Thüringer teilten sich, wie gesagt, erst in Koburg. Die Vogtländer und die Böhmische, auch die Bayreuther und Prager Straße genannt, hielten genau die Richtung Nord ost und Ost ein. Was die Zahl der Zollstätten anlangt, so dürfte wohl die Frankfurter Straße unter allen die bestzedachteste gewesen sein. Über die Verkehrshöhe der einbelnen Straßenzüge eine einigermaßen richtige Vorstellung zu gewinnen, ist bei dem Mangel an Nachrichten über die Zolleinnahmen der wichtigeren Zollämter außerordentlich schwer. Gegenüber der Verkehrshöhe der großen Eisenbahnlinien unserer Zeit verschwinden freilich die ermittelten Wagenzahlen, aber man muß auch nicht vergessen, daß die Bevölkerungsdichtigkeit seitdem eine weitaus andere geworden ist. Laufende und reitende Boten, welche die Korrespondenz des Nürnberger Rates mit den vorzüglichsten Nachbarstädten und -staaten besorgten, gab es bereits ziemlich früh; letztere sicher seit dem Jahre 1449. Im 15. Jahrhundert handhabte man drei Tarifsätze für die Botenlöhne. Die mindeste Taxe zu 1 Schilling und 2 Pfennige für eine Meile galt für den Umkreis von einem Halbmesser von etwa 10 bis 12 Meilen; bis zu 25 und 30 Meilen wurde für die Meile 1 Schilling und 3 bis 4 Pfennige entrichtet; weiter hin stieg der Satz auf 1 Schilling 5 bis 7 Pfennige. Den Wasserstraßen schenkte man bereits damals große Beachtung, und Main wie Donau, die von Nürnberg aus verhältnismäßig rasch zu erreichen waren, wurden von der Nürnberger Handelswelt im Spätmittelalter in sehr ausgiebiger Weise benutzt, wenn auch die vielen und zum Teil hohen Zölle sich oft als recht lästig und den Transport verteuernd erwiesen.

— Die Forschungen des holländischen Arztes Dubois, die in dem Funde der vielumstrittenen Reste des „Pithecanthropus" bei Trinil auf Java, des angeblichen Mittelgliedes zwischen Gibbon und Mensch, gipfelten, will Frau Selenka, die Gattin und Reisebegleiterin des verstorbenen Prof. Selenka, fortsetzen. Die Mittel dazu hat ihr die Berliner Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellt. Teilnehmer an der Expedition sind der Berliner Zoologe Dr. Moszkowski, der Greifswalder Geologe Dr. Elbert und der holländische Ingenieur Oppenoorth. Die pleistozänen vulkanischen Gesteinstrümmerlagen des Solobaches bei Trinil, wo Dubois jene interessanten Reste (Schädelstück, Zähne, Oberschenkelknochen) fand, sollen sich über ein weites Gebiet hinziehen, und Frau Selenka hofft, durch umfangreiche Ausgrabungen zur Klärung der Streitfrage beitragen zu können.

— Die Alexandersche Expedition durch Afrika, über die hier mehrfach berichtet worden ist, hat vor einigen Wochen ihren Abschluß gefunden, und ihr Leiter, Leutnant Boyd Alexander, ist im Februar aus Ägypten in London eingetroffen. Die Führung hatte zunächst dessen Bruder, Kapitän Claud Alexander, der aber bereits im November 1904 in Maifone in Bornu starb; ein zweites Mitglied, Kapitän Gosling, starb im Juni 1906 am Ubangi. Die Reise begann im Frühjahr 1904 und ging den Niger und Benuë bis Ibi hinauf. Von hier wurde der Landmarsch nach Bornu angetreten. Nach Forschungen auf dem Tsadsee zog die Expedition den Schari hinauf bis zum Ubangi. Weiter ging es diesen und den Uëlle aufwärts, dann durch das Bahr-el-Ghasal und schließlich den Yeï hinunter zum Nil. Die Ergebnisse sollen besonders in naturwissenschaftlicher Beziehung reich sein (z. B. Schädel, Knochen und Felle des Okapi). Die von unterwegs nach Europa gelangten näheren Nachrichten und Karten betreffen das Forschungsgebiet zwischen dem Benuë und dem Tsadsee, sowie die Fahrten auf diesem See selbst (vgl. Globus, Bd. 88, S. 148 und Bd. 89, S. 337). Auch wurde ein kurzer Brief des Leutnants Alexander über die Lebensweise des Okapi bekannt (Globus, Bd. 90, S. 20). Weiteres wird er nun wohl bald veröffentlichen.

— Über das Erdbeben von Kingston am 18. Januar 1907 (vgl. Globus, Bd. 91, S. 148) hat Prof. P. Carmody, der es als Augenzeuge mit erlebte, den „Times" einen Bericht gesandt, dem einige bemerkenswerte Einzelheiten entnommen seien. Holz und demnächst Zement haben als Baumaterial dem Stoß am besten widerstanden, Ziegel und Steine schlecht. Bei einer Prüfung der Wirkung in den Straßen Kingstons ergab sich, daß die Ost- und Westmauern der Gebäude gewöhnlich zusammengestürzt waren, während die Nord- und Südmauern nur wenig gelitten hatten. Man kann daraus schließen, daß die Erdbewegung in ostwestlicher Richtung verlief. Jene Ost- und Westmauern waren vom übrigen Teil der Gebäude abgefallen und gegeneinander gestürzt, so daß es in den engeren der vielen nordsüdlich verlaufenden Straßen den bedrohten Einwohnern unmöglich gewesen war, zu entfliehen. Die Ostweststraßen der Stadt sind im allgemeinen breiter und waren deshalb, besonders aber wegen der nord- und südwärts gerichteten Häuserfronten, weniger mit Trümmern bedeckt und für die Bewohner weniger gefährlich. Erwähnenswerte Veränderungen in ihrer Stellung weisen die Denkmäler auf dem Hauptplatz von Kingston auf. Die Statue der Königin Viktoria auf der Südseite des Platzes ist auf ihrem Sockel ein wenig nach links gedreht, eine zweite Statue an der Nordseite dementsprechend etwas nach rechts. Die im Nordosten stehende Statue des Paters Dupont war vom Sockel herabgeworfen und zertrümmert worden, ebenso war eine Statue auf der Westseite mitten durchgebrochen und der obere Teil heruntergefallen. Diese vier Denkmäler sind etwa je 100 m voneinander entfernt. In Kingston wurde das Erdbeben von den meisten Leuten als ein heftiges seitliches Schwingen empfunden, das dann in ein starkes Auf- und Abschütteln überging und hierauf aufhörte. Das Knirschen der übereinander gleitenden Ziegel und Steine war das erste Anzeichen dafür, daß es sich nicht um eins der gewöhnlichen westindischen Erdbeben handelte. Windstöße traten nach Sonnenuntergang ein, und zwischen 7 und 8 Uhr abends wurde ein zweiter Erdstoß verspürt. In der Nacht folgten noch sechs oder sieben weitere, und die Stöße wiederholten sich während des nächsten Tages und der nächsten Nacht, ohne daß jedoch nennenswerter Schaden entstand.

— Eine Karte von Deutsch-Ostafrika mit Angabe der nutzbaren Bodenschätze, Maßstab 1:2000000, bearbeitet von Max Moisel, ist in 3. Auflage im Verlage von Dietrich Reimer (Berlin 1907, Preis 6 M.) erschienen. In ihrer ersten Bearbeitung war diese Karte dem Jahresbericht über die Entwickelung der Schutzgebiete für 1903 beigegeben. Die Orte des Vorkommens jener nutzbaren Bodenschätze sind durch farbige Zeichen kenntlich gemacht, denen dann noch der Name des Minerals beigeschrieben ist. Wir ersehen daraus, daß in der Kolonie mancherlei vorkommt, nämlich außer dem Eisen noch folgendes: Gold, Bleierze (bei Kondoa-Irangi), Graphit (im äußersten Südosten), Steinkohle (im Kondeland und bei Wiedhafen), Braunkohle (im Südosten), Erdöl (bei Usumbura), Glimmer (besonders bei Mrogoro, dann im Hinterlande von Sadani, bei Mahenge und am Nordende des Kiwusees), Granaten (bei Mpapua und am unteren Ruwuma), Achate und Amethyste (südlich vom unteren Mlagarassi) und Kaolin (südwestlich von Bukoba). Kalkstein ist bei Mahenge und bei Tanga verzeichnet. Außerdem deutet die Karte noch heiße Quellen (in der Nähe des unteren Rufiji, bei Tanga, am Kiwu und im Kageraknie), sowie die bekannten Solquellen am unteren Mlagarassi an. Die Karte ist ein nützliches Übersichtsblatt, zumal sie auch die Fahrstraßen, die Telegraphenlinien, die Stationen, Post-, Zollämter u. dgl. enthält; doch ist ihr kein Text beigegeben, und dieser Mangel kann bei einem nicht vorsichtig veranlagten Beschauer falsche Vorstellungen hervorrufen. So wimmelt es im Süden des Viktoriasees von den Signaturen für Goldvorkommen, so daß der Eindruck entsteht, als habe man dort eine Art Kalifornien oder Australien vor sich. Das ist aber gar nicht der Fall. Aus diesem Grunde kann die Karte allein nicht als Grundlage irgend welcher Schlüsse dienen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

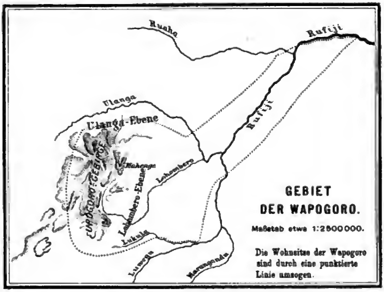
Bd. XCI. Nr. 13. BRAUNSCHWEIG. 4. April 1907.

Aus dem Leben der Wapogoro.

Ein ethnographischer Beitrag.

Von Dr. med. Hermann Fabry, Assistenzarzt in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Geographie. Allgemeines. Der eigentliche Stammsitz der Wapogoro ist das Upogoro-Gebirge im Bezirk Mahenge (Deutsch-Ostafrika). Alte Stammesangehörige behaupten, ursprünglich habe sich das Land der Wapogoro auf das Upogoro-Gebirge überhaupt beschränkt. Jetzt ist das Gebiet dieses Stammes ausgedehnter. Östlich vom Upogoro-Gebirge verbreiten sich die Wapogoro in der Lohombero-Ebene bis an den Unterlauf des Luwegu. Luwegu und Ulanga vereinigen sich bei den Mberera-Bergen zum Rufiji. Im Vereinigungsgebiet wohnen Wapogoro, deren Ansiedelungen nun dem Laufe des Rufiji folgen bis zu seinem Mittellauf, und zwar zu beiden Seiten des Stromes. Auch nördlich vom Upogoro-Gebirge bewohnen Wapogoro nicht nur die Ausläufer des Gebirges in die Ulanga-Ebene, sondern auch einen benachbarten Teil der Ebene selbst noch. Der Kernpunkt ihres Gebietes bleibt jedoch das Upogoro-Gebirge.



GEBIET DER WAPOGORO.

Maßstab etwa 1:2600000.

Die Wohnsitze der Wapogoro sind durch eine punktierte Linie umzogen.

Die Wapogoro unterstehen ihren Jumben, teils kleineren, teils größeren. Die größeren legen sich unter dem Einfluß der Kultur den Namen Sultan zu. Die beiden größten sind im Gebirge selbst der Sultan Lolero, dicht bei der Station Mahenge, und der Sultan Ligauga, etwa zwei Tagereisen von der Station entfernt. Einen gemeinsamen Stammessultan gibt es nicht; jeder Sultan oder Jumbe beherrscht die Seinigen selbständig.

Die Wapogoro gehören zu den Bantu-Stämmen. Ihre Nachbarn sind im Norden die Wabunga, im Osten die Wagindo, im Süden Wagindo und Wabena, im Westen Wabena und Wahehe.

In ihrem Lande wohnen die Wapogoro in Dörfern, die sich aus etwa 10 bis 20 Hütten zusammensetzen und je etwa eine halbe Stunde auseinanderliegen. Früher bauten sie ihre Hütten mit Vorliebe zwischen den zahlreichen (Marmor-) Felsen des Upogoro-Gebirges; schmale Zugänge zwischen den Spalten der Felsen, durch die sich mühsam ein Mann durchzwängen konnte und die leicht zu verteidigen waren, schützten sie vor den gefürchteten Überfällen der kriegerischen Wabunga. Auch heute noch sieht man viele Dörfer versteckt und idyllisch zwischen bewachsenen Felsen liegen, natürliche Festungen, zu denen man den Eingang suchen muß. Doch ist heute, wo der deutsche Einfluß die kriegerischen Unternehmungen der Eingeborenen vereitelt, der Zweck dieser Anlagen veraltet, und vielfach bauen die Wapogoro nunmehr auf freiem Felde.

Vielleicht ist der Anbruch dieser dauernden Friedensära nicht ohne Einfluß auf die Bevölkerungsziffer, wenn man bedenkt, daß früher wohl mancher Mpogoro in den Raubzügen der Wabunga sein Leben lassen mußte. Ein anderer Würgengel der für ihn wehrlosen Naturkinder fiel ebenfalls der vorschreitenden Kultur zum Opfer: die Pockenseuche, die erfolgreich durch die Einrichtung der Schutzpockenimpfungen durch das Gouvernement bekämpft wird, so daß man eine Zunahme der Bevölkerung ohne Trugschluß annehmen kann.

Leute über 50 Jahr sieht man wohl kaum. Wie bei den übrigen Negern unserer Kolonie ist auch der Wapogoro Leben durchschnittlich von kürzerer Dauer als das der Europäer.

Wohnstätten. Alle Einrichtungen der Wapogoro tragen den Stempel des Primitiven, entsprechend ihrem geringen Kulturgrade. Abb. 1 zeigt ein typisches Haus. Wir sehen dort eine niedrige, rechteckige, fensterlose

Hütte mit Grasdach. Einen guten Maßstab für die Höhe der Behausung geben die vor dem Hause stehenden Kinder ab, deren kleinstes bequem mit der Hand auf das Dach reichen kann. Das dicke Grasdach erfüllt in der großen Regenzeit seinen Zweck vollkommen; es läßt nicht einen Tropfen Wasser durch, seine Fasern und Bündel legen sich infolge der Regengüsse nur noch dichter aneinander. Die Seitenwände des Hauses sind auffälligerweise nicht mit Lehm gedichtet, dessen sich die Wapogoro nicht bedienen. Sie rammen zur Herstellung eines Neubaues in regelmäßigen Abständen armdicke Pfähle in die Erde; diese verbinden sie sowohl an der Außen- wie an der Innenseite mit dünneren Bambusstöcken, die sie mit Bast an den Grundpfählen befestigen. Von oben gesehen kommt dadurch der in Abb. 2 angedeutete Querschnitt der Seitenwand zustande. In dem freien Zwischenraum zwischen den Grundpfählen werden nun, fest aufeinander gehäuft, die Stiele der Negerhirse aufgeschüttet, die in ineinander gepreßten Lagen eine dichte Seitenwand abgeben. Der Fußboden wird festgestampft, der Dachstuhl aus Bambus wird mit langem, trockenem Gras gedeckt, und das anspruchslose Haus ist fertig.

Auch eine Tür ist leicht hergestellt. Gröbere Bambusstöcke werden nebeneinander gelegt und durch ein Netzwerk von zarteren verbunden. Das Ganze sieht aus wie eine Matte, die etwas größer als die Türöffnung ist und von innen durch eine Federvorrichtung aus Holz geschlossen wird. Diese Federvorrichtung ist sehr einfach (Abb. 3). Im Innern des Hauses sind, einen halben Meter von der Wand entfernt, der Türöffnung gegenüber zwei Pfähle eingerammt, entsprechend der Weite der Türöffnung, die Pfähle *a* und *b*. Ein dritter Balken *d* wird in der Mitte des Abstandes dieser Pfosten gegen die Tür geklemmt und durch einen Querbalken *c*, der von oben vor *a* und *b* auf *d* gelegt und selbst von *d* einerseits, *a* und *b* andererseits in seiner Lage gehalten ist, fixiert. Je kräftiger *c* nach unten gedrückt wird, um so energischer wird *d* in der Pfeilrichtung gegen die Tür fixiert, die von außen nunmehr nicht mehr geöffnet werden kann. Die biegsame Tür wird ordentlich in die Türöffnung hineingepreßt.



Abb. 1. **Wapogoro-Haus.**

In seinem Hause lebt der Mpogoro mit seinen Ziegen zusammen, während er für Hühner kleine Ställe baut. Auf dem Fußboden unterhält er sein Holzfeuer und qualmt das Haus voll. Man muß sich wundern, daß der beizende Rauch nicht seine Augen rot färbt und nicht seinen Kehlkopf kitzelt. Mann und Frau und Kinder sitzen mitten im Rauch und atmen, als existiere er nicht für sie.

Der Mpogoro schläft auf dem Fußboden. Erst in neuerer Zeit und auch nur da, wo sich der Verkehr mit anderen Stämmen geltend macht, taucht die Bettstelle bei ihm auf: ein niedriges Gestell, das mit einem Flechtwerk überzogen ist. Im allgemeinen jedoch gilt sie auch heute noch als Luxusartikel. Als dürftiges Surrogat für sie dient dem Mpogoro eine geflochtene Matte, auf die er seine müden Glieder abends hinstreckt, oder in die er sich vollkommen einwickelt, falls sie etwas breiter ausgefallen ist. — Einen Abort gibt es nicht.

Stirbt der Hausbesitzer, so wird seine Hütte verbrannt. Sie stellt ja auch keinen großen Wert dar. Selbst die nächsten Umwohnenden legen Feuer an ihre Hütten und sagen: „Das ist ein böser Platz hier." Nach gemeinsamer Beratung siedeln sie sich an einer entfernteren Stelle wieder an. Als Grabstätten dienen die Häuser nicht. Zwar wurde der alte Lolero in seinem Hause begraben. Doch glaube ich, daß ihn die Wapogoro besonders ehren wollten, indem sie eine Sitte von fremden Stämmen nachahmten, zu denen sie mit Furcht emporschauten.

Das Haus des Häuptlings ist in keiner Weise von dem der gewöhnlichen Sterblichen unterschieden. Auch gibt es keine gemeinsamen Häuser, die Beratungen oder auch kulturellen Feierlichkeiten dienen. Die Wapogoro schwingen sich zu derartigen äußeren Anzeichen eines wohlgeordneten Regierungssystems noch nicht auf.

Ernährung und Genußmittel. Wir erwähnten bereits oben, daß die Wapogoro sich ihre Nahrung im Hause kochen, indem sie auf dem Fußboden des Zimmers ein Holzfeuer unterhalten. Trockenes Brennmaterial finden sie genug im Freien, ohne daß sie etwa eine besondere Holzart für ihr Kochfeuer bevorzugen.

Die ganze Zubereitung der Nahrung ist Sache der Weiber. Die Speisekarte der Wapogoro bietet freilich nicht viel Abwechslung. Das Hauptgericht ist Negerhirse, die von den Weibern in einem Holzmörser gestampft wird. Die gestampfte Hirse wird dann in einem aus dünnen Bambusstreifen geflochtenen Teller geschüttelt, so daß die Spreu davon fliegt. Die ganze Prozedur des Stampfens und Schüttelns wird noch zweimal wiederholt. Doch wird der jetzt gewonnene Abfall nicht weggeworfen, sondern als Kindernahrung aufgehoben. Die entschalten Körner der Negerhirse kommen eine halbe Stunde ins Wasser, werden dann in der Sonne etwas ausgetrocknet und nun zu feinem, weißem Mehl gestampft.

Soweit die Vorbereitungen; die Hausfrau geht jetzt an die eigentliche Kocharbeit. Ein weiter, aus Lehm gebrannter Kochtopf nimmt das Mehl auf, die Hausfrau rührt Wasser zu und kocht es gründlich durch. — Die Speise ist fertig. Mit der Hand wird sie auf denselben Teller, der zum Schütteln der Hirse diente, ausgeschüttet, damit sie sich abkühlt, denn auch der Mpogoro-Vater

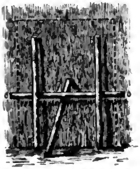
will sich nicht den Mund verbrennen. Sobald der Teig sich aber genügend abgekühlt hat — der Vater hat sich inzwischen schon zurecht gesetzt — langt er mit seiner schmutzigen Hand hinein, preßt eine Handvoll nach der anderen zu Knödeln und läßt sie hinter seinen Zähnen verschwinden. Das laute Schnalzen verkündet, daß es ihm wohlschmeckt. Kein Knigge gebietet hier „Mund zu". Je lauter, je besser. Die Gattin stellt fürsorglich Wasser zurecht, damit es rutscht, wenn der Gatte allzu hastig hineinpulvert. Ab und zu langt er denn auch nach dem ausgehöhlten Flaschenkürbis und trinkt daraus Wasser.



Abb. 2. **Querschnitt der Seitenwand eines Wapogoro-Hauses.**

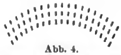
Die Negerhirse ist des Mpogoro tägliches Brot. Eine geringe Abwechselung bringt ihm der Mais, den er ähnlich zubereitet. Die Maiskörner werden durch Stampfen entschalt, in Wasser sechs Tage aufgeweicht und dann ebenfalls zu Mehl gestampft. Auch das Maismehl wird in Breiform genossen.

Mit dieser geringen Speiseabwechselung begnügt sich der Mpogoro. Nie hört die Gattin vom Hausherrn: „Schon wieder Hirse, schon wieder Mais." Zufrieden ißt der Gatte die vorgesetzten Speisen. Stirbt nun ein Huhn, eine Ziege an Krankheit oder Alter, so gibt es noch Fleisch als Zukost. Nie aber würde der Mpogoro Hühner und Ziegen schlachten, lediglich um Fleisch in die Küche zu liefern. Im Walde erlegte Tiere, wilde Schweine, Antilopen gelten als Leckerbissen, doch verschmäht der Mpogoro auch nicht Krokodil und Nilpferd, Katzen und Ratten. „Die Wapogoro fressen alles", sagen verächtlich die Küstenneger und selbst benachbarte Stämme. In dieser Redensart drückt sich gleichzeitig der Verdacht aus, daß es nicht immer sehr rühmlich mit den Vorräten an Lebensmitteln bei den Wapogoro bestellt sei. Und in der Tat ist manchmal Schmalhans Küchenmeister, besonders dicht vor der Saatzeit, wenn alle Feldfrüchte aufgegessen sind. Wenn dann auch noch die Kartoffeln (Knollen von Convulv. batat., eine Art süße Kartoffel) zu Ende gehen, dann werden im Walde Gräser und Kräuter als Gemüse gesucht; diese und bohnenartige Früchte, Kürbis und Gurken, die in üppigen Zeiten alle als Zukost gelten, müssen jezt dazu herhalten, den hungrigen Magen zu füllen. In dem Gefühl, daß er was in den Magen bekommen muß, frißt der Mpogoro selbst Lehm oder gibt ihn den schreienden Kindern. Für schwangere Frauen gilt Lehm sogar als besonders bekömmlich.


Abb. 3. **Türverschluß eines Wapogoro-Hauses.**

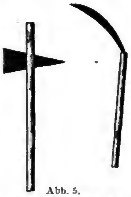
Im Anschluß an die Nahrungsmittel kämen wir zu den Genußmitteln. Der Mpogoro schnupft und trinkt. Seine Tabakspflanzungen liefern ihm genug Material, das er zu Schnupftabak verarbeiten kann, während das Tabakrauchen nicht Brauch ist. Bei allen Festlichkeiten trinkt der Mpogoro und betrinkt sich in Pombe. Diese wird hergestellt aus Negerhirse. Die reife Hirse wird 4 bis 5 Tage lang in Wasser unter die schattigen Blätter der Banane gestellt, bis sie anfängt zu keimen. Dann wird sie zu Mehl gestampft, ohne daß dabei etwa Abfälle entstehen. Das Mehl wird an drei aufeinander folgenden Tagen aufgekocht. Beim dritten Male wird reichlich kochendes Wasser zugesetzt, um die Pombe flüssig zu machen. Nach genügender Abkühlung ist das berauschende Getränk gebrauchsfertig, das dem Mpogoro wie vielen anderen Stämmen der Kolonie als einziges Nationalgetränk bekannt ist.

Schmuck. Haartracht. Künstliche Verunstaltungen. Viel Wert auf Äußerlichkeiten legen die Wapogoro nicht. Haarschmuck, wie getrocknete Früchte, Vogelfedern, Kupfermünzen, werden im gewöhnlichen Leben nicht getragen. (Die Tracht beim Nationaltanz wird später besprochen werden.) Männlein und Weiblein rasieren oder vielmehr kratzen mit einem Messer die Kopfhaare ab. Der europäische Zuschauer bekommt eine Gänsehaut dabei. Bei anderen Stämmen unserer Kolonie ist es Brauch, auch Scham- und Achselhaare, eine willkommene Wohnstätte für Ungeziefer, zu rasieren. Die Wapogoro lassen diese wie einen kurzen, spärlichen Kinnbart wachsen.


Abb. 4. **Wapogoro-Schnittnarben.**

Ganz besonders bescheiden sind die Wapogoro in der Hautpflege. Sie waschen sich nicht. Ihr Körper atmet infolgedessen einen widerlichen Geruch von angesammeltem Staub und Schweiß aus. Ab und zu ölen sie sich mit Rizinusöl ein, das sie selbst in ihrem Lande gewinnen. Auch Zahnpflege gibt es hier nicht im Gegensatz zu den Küstennegern, die man so häufig mit einem zerkauten Holzstengel ihre blendend weißen Zähne bearbeiten sieht.

Vereinzelte Damen tragen Metallringe aus Messing oder Eisen um Hand- und Fußgelenke, doch sind diese Ringe Erzeugnisse anderer Stämme oder der Küste. Bemalungen oder Tätowierungen kennen die Wapogoro nicht. Es ist gebräuchlich, auf der Stirn drei parallel laufende Reihen von Schnittnarben anzubringen (Abb. 4). Sowohl Männer wie Frauen tragen diese Verzierung. Man sieht aber ebenso viele Stammesangehörige, die das Abzeichen nicht haben, und wenn man sie fragt warum, so antworten sie: „Ich halte es nicht für schön, während dieser da es sehr liebt." Eine besondere Ziernarbe tragen die Elefantenjäger, eine lange Schnittnarbe, die auf der Streckseite des Vorderarmes vom Ellbogengelenk bis zum Grundglied des Daumens läuft. Jedesmal, wenn ein Elefant erlegt ist, wird dies an beiden Armen durch einen neuen parallelen Schnitt markiert, so daß man zählen kann, wieviel Elefanten der Jäger schon zur Strecke gebracht hat. Auf dieses Abzeichen sind die Träger sehr stolz. Andere Abzeichen an irgend einem Körpergliede gibt es für die Wapogoro nicht, auch fehlt die Beschneidung.


Abb. 5. **Axt und Handsense der Wapogoro.**

Kleidung. Über die Kleidung der Wapogoro ist nicht viel zu sagen. Sie ist uniform bei Männlein und Weiblein. Um die Lenden tragen sie eine selbstgeflochtene Schnur, in diese eingeklemmt hängt vorn ein Stück Tuch, das die Schamteile eben bedeckt. Hinten tragen sie nichts. Selbst diese wenig kostbare Kleidung ist noch als Fortschritt der Kultur zu betrachten. Früher, als es dem Mpogoro nicht so leicht war, Tücher einzuhandeln, trug er an Stelle des Lappens vorn einige grün

belaubte Zweiglein. Wurde das Laub der Zweiglein welk, so wurden neue im Walde abgeschnitten, etwas zurecht gebogen und das alte Kostüm mit dem neuen vertauscht. Die Kinder läßt man etwa bis zu vier Jahren unbekleidet oder nur mit bloßer Hüftschnur herumlaufen.

In der Nähe der Station Mahenge sieht man viele Wapogoro mit langen Hüfttüchern, in Hemden, Hosen u. dgl. Von diesen Leuten muß man jedoch absehen, da sie ihre ursprünglichen Sitten durch den Verkehr, den die Nähe der Station mit sich bringt, allmählich verlieren.

Waffen. Instrumente. Als Waffen dienen Pfeil und Bogen. Letzterer besteht aus einem gebogenen, rötlichen Holz, das viel dünner ist als z. B. das Bogenholz der Wangindo. Die Spannschnur des Bogens wird aus Tierfellen hergestellt. Einzelne Wapogoro befestigen an jedem Ende eine kleine Metallschlange, die der Schnur einen besseren Halt gibt oder auch nur als Schmuck dient. Ein so verzierter Bogen kennzeichnet den Eigentümer als besonders kriegerisch; man sagt von ihm, „er läuft nicht wie ein gewöhnlicher Mann herum".

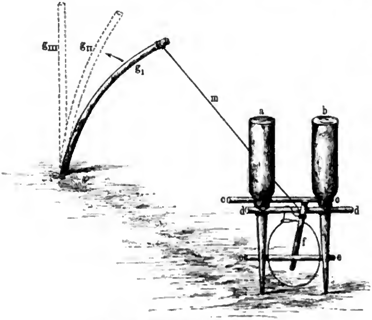


Abb. 6. **Strickfalle der Wapogoro.**

An Pfeilen sind zwei Sorten gebräuchlich. Beide bestehen aus einem am hinteren Ende gefiederten Rohrschaft. Die eine Sorte, die besonders von den Kindern zur Vogeljagd gebraucht wird, hat eine vorn zugespitzte Holzspitze; an ihr sind keine Eisenteile. Die andere Sorte trägt eine Eisenspitze, die aber nicht unmittelbar am Schaft ansetzt, sondern vermittelst eines Holzstäbchens in ihn eingelassen ist. Trifft dieser Pfeil einen Gegner oder ein Stück Wild, so bricht er beim Versuch, ihn herauszuziehen, dicht am Schaft ab, Eisenteil und Holzstäbchen bleiben stecken. Die eiserne Spitze ist ziemlich plump, viel breiter wie die der Wangindo. Ihre Kanten sind gerade und laufen in zwei Widerhaken aus. Den ganzen Eisenteil bestreichen die Wapogoro mit Gift. Doch vermögen sie dieses nicht selbst herzustellen, sondern beziehen es von den intelligenteren Wangindo. Beim Schuß wird der Bogen senkrecht gehalten. Auch zahlreiche Schußwaffen, ausschließlich Vorderlader, befinden sich in Händen der Wapogoro, die sie von Händlern gekauft haben.

Noch dürftiger wie das Kriegshandwerk sind die Geräte zur Arbeit. Es kommen da eigentlich nur zwei Instrumente in Betracht, die nicht einmal von den Wapogoro selbst erfunden, sondern von anderen Stämmen übernommen sind: Eine Art Handsense, genannt Hengo, bestehend aus einem kurzen Holzstiel mit einer Sichel aus Eisen, zum Abschlagen der Hirse und eine ebenso kunstlose, gerade Axt zum Fällen der Bäume (Abb. 5). Beide Instrumente sind, wie erwähnt, von anderen Stämmen übernommen, doch wissen die Wapogoro sie jetzt selbst aus alten Eisenteilen im Feuer zurecht zu schmieden.

Jagd. Fischfang. Viehzucht. Ackerbau. Große Jagdpassion ist dem Wapogoro nicht eigentümlich. Mit Einführung der Schußwaffen treten die Elefantenjäger auf, doch bleiben diese bisher sehr vereinzelt. Im allgemeinen betreibt der Mpogoro keine Einzeljagd. Zu mehreren ziehen sie aus, um zunächst die Wildspur zu suchen. Sind sie gewiß, daß das Wild noch im Gebüsch steckt, so spannen sie halbkreisförmig lange Netze. Mit Hunden stöbern sie dann das Wild auf und treiben es gegen die Netze, um es hier mit Pfeilen niederzuschießen oder mit Stöcken zu erschlagen. So gelingt es ihnen ab und zu, eine Antilope zu fangen oder ein Wildschwein zu erschießen, da eben keine große Jagdpassion besteht. Kinder üben sich im Bogenschießen, indem sie der Vogeljagd obliegen. Kleineres Getier, wie Ratten, Marder u. dgl., fangen die Wapogoro in federnden Strickfallen (Abb. 6). Zwei Stäbchen *a* und *b* werden mit ihrem unteren, zugespitzten Ende in die Erde gesteckt; in der Mitte tragen sie eine Kerbe zur Aufnahme der Querhölzer *c* und *d*, die mit Bast befestigt sind. In einiger Entfernung steht ein biegsamer Stab *g*, der durch eine Schnur *m* in Spannung gehalten wird. Die Spannung wird dadurch erzielt, daß ein an *m* befestigtes Holzchen *f* sich auf der einen Seite an *d* anlehnt, auf der anderen an das Hölzchen *e*. Letzteres wird durch den Druck, den *f* auf *e* infolge der Schnurspannung ausübt, gegen *a*—*b* gedrückt. Es wird also nur durch die Spannung gehalten. Die Schnur *m* läuft in eine Schlinge aus, die zwischen *c* und *d* durchgesteckt und, wie die Abbildung zeigt, zwischen *a* und *b* aufgestellt wird. Kommt nun eine Ratte in die Falle, so drückt sie *e* herunter. Dadurch wird die Spannung der Schnur gelöst. Sie schnellt mit dem Hölzchen *f* empor. Die Schlinge schließt sich um das Tier und drückt es gegen *c* und *d* an, da das Tier zu breit ist, um zwischen *c* und *d* hindurch mit der Schnur emporzuschnellen. Infolgedessen kann der Stab g_I nicht in seine ursprüngliche Lage g_{III} zurück, da das eingeklemmte Tier die Schnur *m* hindert, so weit nachzugeben, sondern nur etwa bis g_{II}. Es besteht also immer noch ein gewisser Zug auch nach Auslösung des Mechanismus, der das Tier erdrosselt. Die Falle wird so aufgestellt, daß die Pfosten *a* und *b* über einem kleinen Hohlgang stehen, der für die Ratte einen bequemen Ein- und Ausgang darstellt, ihr aber erschwert, nach links oder rechts auszubiegen, sondern sie gerade auf das Stückchen Banane zuführt, das als Lockspeise unter die Schlinge hingelegt ist.

Diese passive Jagdart ist überhaupt beliebter, auch für größeres Wild. Große Fanggruben für Antilopen werden gegraben und automatische Steinfallen für Leoparden gestellt. Auch Fische werden in Netzen und Reusen gefangen. Im großen und ganzen jedoch tritt Jagd und Fischerei sehr in den Hintergrund.

Mit ähnlicher Indolenz wird Viehzucht betrieben, die sich auf wenige Ziegen und Schafe und einige Hühner beschränkt. Doch weiß der Mpogoro bereits, daß er für eine fette Ziege oder für ein fettes Schaf vom Händler mehr bekommt als für ein mageres. Infolgedessen hat



2.





3



9.



7.



8.



10



4.



5.

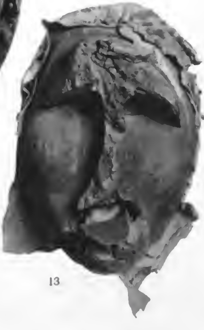


6



11.





13



12

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig

er sich die Technik des Verschneidens erworben, die er mit einem Messer bei Ziege und Schaf ausführt. Eine etwaige Blutung wird durch Naht gestillt. Als Nähseide dient ein dünner Streifen eines Sansevieren-Blattes. Mit einer Nadel aus einem flach zugeschnittenen Rohrstreifen legen sie einige Nähte an, bis die Blutung steht, und überlassen alles Weitere der gütigen Natur.

Schon mehr Sorgfalt und Umsicht wenden die Wapogoro dem Ackerbau zu, da sie von seinen Erzeugnissen ihren Lebensunterhalt fristen. Im November, kurz vor Eintritt der Regenzeit, ist Aussaat für Hirse und Reis. Die Weiber reinigen die Felder von Unkraut; dann kommt der Mann und sät mit ihnen zusammen. Kurze Löcher werden mit einem Stock in die Erde gestoßen, die in regelloser Anordnung je zehn Hirsekörner aufnehmen. Etwas Erde wird auf die Körner aufgeschüttet, und die Aussaat ist fertig.

Zu gleicher Zeit wird Mais gesät. Dabei wird in derselben Weise verfahren wie bei der Hirse, nur daß in ein Loch höchstens drei Körner kommen. Sobald das Saatkorn der Erde anvertraut ist, kümmert sich der Mpogoro nicht mehr um seine Felder bis zur Ernte. Zahlreiche Vögel aller Art stellen sich ein, um als ungebetene Gäste ihren Anteil wegzunehmen. Als lebendige Vogelscheuchen müssen dann die Kinder aufs Feld, um durch Geschrei und Lärm zu verhindern, daß allzuviel von den Vögeln gefressen wird.

Ist nun der Mais völlig reif, so wird der Jumbe davon in Kenntnis gesetzt. Dieser besieht zunächst die Pflanzungen, und wenn auch nach seinem Urteil die Kolben gediehen sind, wird ein großes Feuer angezündet. Jeder bringt von seinem Felde einige Kolben herbei, die in dem Feuer geröstet und gemeinsam verzehrt werden. Erst nach dieser stillen Feierlichkeit dürfen auch die übrigen Maiskolben eingeerntet werden. Die reife Hirse wird ohne weitere Zeremonie abgeschlagen und eingebracht, um erst an dem Tage, wo sie zu Mehl verarbeitet werden soll, mit Stöcken gedroschen zu werden.

Während Mais und Hirse an eine bestimmte Saatzeit gebunden sind, baut der Mpogoro das ganze Jahr hindurch die oben erwähnten Kartoffeln (Convulv. batat.). Ein von Gräsern gereinigtes Plätzchen oder heute ein regelrecht aufgeschüttetes Beet wird mit Stecklingen bepflanzt, die bereits in zwei bis drei Monaten neue Knollen treiben. In der Trockenzeit werden für diese Beete sumpfige Stellen in Tälern oder an Abhängen gesucht, so daß die süßen Kartoffeln das ganze Jahr hindurch gedeihen. Sehr gern pflanzt der Mpogoro Bohnen, sowohl die Strauchbohne Cajanus indicus wie die Rankenbohne Phaseolus lunatus. Auch die Erdnuß Noandzeia subterranea wird kultiviert und ähnlich wie die Bohnen als Gemüse gekocht. (Schluß folgt.)

Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Kanton Wallis).

Von L. Rütimeyer. Basel.

Mit einer Lichtdrucktafel.

Im schweizerischen Landesmuseum in Zürich befinden sich seit einigen Jahren drei Holzmasken von so groteskem und wildem Aussehen, daß wohl manchem Beschauer, der zufällig auf sie stößt, unwillkürlich der Gedanke aufgestiegen sein dürfte, ob wir es hier nicht mit Erzeugnissen von Maskenschnitzern zu tun haben, die wilden Naturvölkern angehören, und die sich etwa hierher verirrt hätten. Ich wunderte mich denn auch nicht wenig, daß, als mir diese Masken zufällig zu Gesicht kamen, mir auf mein Befragen mitgeteilt wurde, sie entstammten in der Tat unserem Lande, und zwar dem Lötschental, wo sie von Herrn Dr. Stebler in Zürich gesammelt wurden. Zwei ähnliche Masken, doch von weit milderem Aussehen, kamen dann in der Folge als Geschenk von Herrn Prof. Hoffmann, der sie von Herrn Dr. Stebler erhalten hatte, auch nach Basel. Die letzteren sind im Schweiz. Archiv für Volkskunde [1]) abgebildet, eine kurze Notiz über sie [2]) findet sich aus der Feder des Herrn Dr. Stebler ebenda. Die erstgenannten Steblerschen Masken aus dem Lötschental finden sich ebenfalls photographiert in einem Aufsatz von Herrn Prof. Hoffmann-Krayer in der Zeitschrift „Die Schweiz" 1897 [3]).

Da mir nun der Gebrauch solcher Masken im Lötschentale als ein Vorkommnis erschien, das wohl als Zeuge weit zurückliegender Kulturzustände, als eine Art ethnographischer „Species relicta", die in weiterem Zusammenhange zu deuten wäre, aufgefaßt werden muß, beschloß ich, sobald dies möglich sei, mich selbst an Ort und Stelle über diese Dinge zu orientieren, zumal aus der Literatur außer der oben erwähnten kurzen Notiz darüber nichts weiter zu ersehen war. Eine baldige Fixierung dieser jedenfalls sehr altertümlichen Maskengebräuche erschien um so notwendiger, als leider mit Sicherheit vorauszusehen war, daß dieses vom Strome der Touristen abgelegene, von drei Seiten nur über Gletscherpässe zugängliche stille Hochalpental, das in Sitten und Geräten der Bewohner auch sonst noch sehr viel Originelles zeigt, mit dem drohenden Bau der Lötschtalbahn wie leider so manche andere ethnographisch originelle Provinzen mit Vermehrung des Verkehrs nach dieser Richtung hin rasch verflachen werde.

Bei einem Besuche im Lötschental im Sommer 1905 hatte ich nun, obwohl fast die ganze männliche Bewohnerschaft des Tales auf den Alpen sich befand, im hintersten Dörfchen des Tales, in Blatten, doch das Glück, J. Tanast, den Sohn des Hauptmaskenschnitzers für den oberen Teil des Tales, zu treffen, einen jungen Mann, der früher selbst oft an den Maskentänzen teilgenommen hatte und mir über alles, was er hiervon wußte, bereitwillig Auskunft gab, an deren Zuverlässigkeit zu zweifeln kein Grund vorliegt. Die Aussagen, die ich in den anderen Dörfern des Tales, in Wyler und Kippel, erhielt, stimmten denn auch mit den von Blatten erhaltenen in allem Wesentlichen durchaus überein.

Die Maskengebräuche, so weit sie so direkt mündlich zu eruieren waren, sind folgende.

Die Masken werden nur einmal im Jahre angewandt, und zwar drei Tage lang zur Fastnachtszeit. Nur junge ledige Burschen tragen sie mit den dazu gehörigen Kostümen, verheiratete Männer nie. Dieses zugehörige Kostüm besteht, wenn es vollständig ist, aus zwei schwarzen Schaffellen, die je eins hinten und eins vorn umgehängt und mit einem Gurt um die Taille zusammengehalten werden. An letzterem werden 3 bis 4 Kuhglocken (Treicheln) befestigt, die durch ihr Geschell schon von weitem das Nahen der Maskenläufer anzeigen. Unter diesen Schaffellen werden die schlechtesten Kleider, die man hat, verkehrt, mit der Innenseite nach außen angezogen, dazu kommen wollene farbige Handschuhe von

[1]) Schweiz. Archiv f. Volkskunde, Bd. I, S. 257.
[2]) a. a. O., S. 178.
[3]) Hoffmann-Krayer, Einige schweizerische Masken und Maskenbräuche. Die Schweiz, Jahrg. 1, 1897, S. 506.

eigentümlich zottiger Anfertigung und ein Stock. Ein solches vollständiges Kostüm, das ich vom Träger desselben selbst erwerben konnte, befindet sich in der ethnographischen Sammlung in Basel, und wenn jemand damit bekleidet wird und eine der dazu gehörigen Masken aufsetzt, so sieht die Sache allerdings höchst wild und primitiv aus, so daß man begreifen kann, wie ein in ethnographischen Dingen sonst gut erfahrener und weitgereister Herr, dem ich einmal zu raten gab, woher diese Objekte wohl stammten, auf Indianer von Oregon oder Alaska riet! (Abb. 1).

Angetan mit den weiter unten zu beschreibenden Masken und diesem Kostüm springen nun die Burschen bei Tag auf den Straßen ohne besonderen eigentlichen Tanz herum; gesprochen wird dabei nicht, sondern nur gebrüllt wie der „Teufel" oder ein „Muni" (Stier). Wenn die Maskenläufer nahen, so hört man sie schon von weitem am Geschell der Glocken, sowie am Gebrüll, und Kinder und Frauen stieben erschreckt auseinander und retten sich in die Häuser. Die jungen Mädchen werden auch von den Burschen, speziell von den Liebhabern, bis in die Häuser verfolgt und zum Spaße geschreckt. Das Ganze heißt oder hieß früher „Tscheggete" und stammt nach Ansicht der Leute noch aus der Heidenzeit. Wie mir berichtet wurde, wurde es vor mehreren Jahren von der Geistlichkeit verboten, bei welchem Aulasse eben viele Masken, wohl auch die von Dr. Stebler, verkauft wurden, seit zwei Jahren sei es nun aber wieder gestattet.

Die Masken scheinen am sorgfältigsten in Blatten gemacht zu werden, wo, wie erwähnt, ein eigener, jetzt etwa 67jähriger Maskenschnitzer lebt. Andere, roher ausgeführte allerdings, werden von den Burschen selbst gemacht, so eine von mir vom Schnitzer derselben, einem Viehknecht, getragene und erworbene (Abb. 4). Sie werden im allgemeinen aus Arvenholz geschnitzt, und zwar frei aus der Hand, höchstens werden die Konturen der individuell sehr variierenden Fratzen vorher in flüchtigen Umrissen auf das Holz gezeichnet. Jede Maske hat ihr besonderes Gesicht, bestimmte Typen scheinen nicht vorzukommen. In Blatten speziell sollen alle mit Ziegenpelz verziert sein, mit welchem Haare, Bart und Augenbrauen und sonstige Gehänge dargestellt werden. Die Masken werden fast immer bemalt, beliebt sind Rot, Schwarz und Blau, hier und da wird eine heraushängende Zunge aus rotem Stoff beigefügt. Der Mund wird in vielen Fällen mit eingesetzten Kuhzähnen besetzt, oder es sind auch Zähne aus dem Holz der Maske selbst ausgeschnitzt oder Holzzähne eingesetzt. Ich sah eine einzige höchst primitive Maske von sehr altertümlichem Aussehen, die nicht aus Holz war, sondern aus einem einfachen Stück Leder bestand, mit Ausschnitten für Augen und Mund, bei letzterem waren auch die Zähne aus Leder geschnitten. Die Masken sind sämtlich Vorlegmasken. Zur Befestigung dienen entweder sackartige Zeuglappen aus grobem Stoff, die, hinten an der Maske befestigt, über den Hinterkopf des Trägers gestülpt werden, oder auch nur Bänder.



Abb. 1. **Maskenkostüm aus dem Lötschental.**

Erklärung der Abbildungen 2 bis 13.

Abb. 2. Maske von Blatten aus Arvenholz, rot bemalt, Teils der Stirn, Nase und Wangen fleckenweise unbemalt gelassen. Augenbrauen schwarz bemalt, ebenso ein schwarzer Streifen am oberen und unteren Rande der sonst roten Oberlippe. Augenöffnungen röhrenförmig etwa 1 cm hoch, Zähne weiß, aus dem Holze der Maske geschnitzt. Statt der Haare schwarz und weißer Ziegenpelz, an dem die Beine noch vorhanden sind, und welcher hinten 48 cm weit über den Hinterkopf herabhängt. Unter demselben eine Art Sack von grobem Sacktuch, in welchen der Kopf hereingesteckt wird. Höhe 43 cm, Breite 30 cm.

Abb. 3. Maske von Blatten aus Arvenholz, Gesicht rot bemalt, Wangen und ein Teil der Stirn gelblich in gelblicher Naturfarbe. Zähne aus dem Holze der Maske geschnitzt, rot und weiß, Haare aus schwarzem Lammfell, Bart aus weiß und schwarzem Ziegenfell. Hinten hängt unter dem Lammfell noch 45 cm weit ein Stück Hundefell herunter, wie der große Sack aus Sacktuch, der wie bei Nr. 2 über den Kopf des Trägers gestülpt wird. Höhe 35 cm (ohne Bart), Breite 25 cm.

Diese zwei Masken wurden vor etwa 15 Jahren vom Maskenschnitzer von Blatten verfertigt.

Abb. 4. Maske aus Kippel, Arvenholz, meist rot bemalt, Augenhöhlen schwarz umrandet. Als Haare und Sack, in den der Kopf gestülpt ist, dient ein Kalbfell, welches nur die seitlichen Partien umrahmt. Unter der Unterlippe einige Büschel Kuhhaare als Bart befestigt. In das Maul sechs Kuhzähne eingesetzt. Höhe 45 cm, Breite 30 cm.

Vom Verkäufer, einem Alpknecht, selbst geschnitzt.

Abb. 5. Maske aus Kippel, aus einem Stück Leder geschnitten mit Öffnungen für Augen und Mund. Für letzteren einige Zähne aus dem Leder geschnitten. Unten an der Maske ein Streifen Sacktuchstoff. Wird mit Bändern befestigt. Höhe 40 cm, Breite 35 cm.

Abb. 6. Maske aus Wyler, Arvenholz, Wangen und Lippen rot und schwarz, Nase schwarz, rot und blau bemalt, Augenlider blau umrandet. Zähne aus Holz eingesetzt. In die Augenhöhlen zwei Scheibchen Fensterglas eingesetzt. Statt der Augenbrauen die Vorderfüße des weißen, das Gesicht umrahmenden Ziegenfelles. Die Maske wird umgebunden. Höhe 28 cm, Breite 30 cm.

Abb. 7. Maske aus Wyler, Arvenholz, rot, blau und schwarz bemalt. Augenlöcher blau und schwarz umrandet. Zähne aus Holz, eingesetzt. Statt des „Kopfsackes" zwei seitliche Lappen aus weißem Ziegenfell. Höhe 37 cm, Breite 27 cm.

Abb. 8. Maske aus Arvenholz, rotbraun bemalt, Haare aus einer Kuhschwanzquaste, ebenso der Schnurrbart. Zähne aus dem Holz der Maske ausgeschnitzt, weiß. Unten kleiner Kopfsack aus braunem Stoff. Höhe 40 cm, Breite 25 cm.

Abb. 9. Maske aus Arvenholz, rotbraun bemalt, Augenbrauen und Umrandung der Augenhöhlen schwarz. Haare und Schnurrbart aus Kuhschwanzhaaren, auf den Kopf ein

Kalbsohr aufgesetzt (das andere defekt). Hinten kleiner Kopfsack aus einem Stück Fell. Höhe 28 cm, Breite 21 cm.

Abb. 10. Maske aus massivem Holz geschnitzt, schwarz bemalt, Wangen rot. Im Maul einige Kuhzähne eingesetzt. Als Schnurrbart dienen Kuhhaare, als Kinnbart ein Stück Fell. Die auf der rechten Schläfe eingeschnittene Jahreszahl 1614 ist offenbar erst neuerdings angebracht worden. Höhe 37 cm, Breite 30 cm.

Abb. 11. Maske aus Holz, rot bemalt mit leichter schwarzer Schattierung. Im Maul eingesetzte Kuhzähne. Auf dem Kopf ein schwarzes Schaffell (Behaarung meist verschwunden). Höhe 35 cm.

Abb. 12. Maske aus Holz, schwarz und rot bemalt, Zähne und Umrandung der Augenlöcher weiß. Zähne aus dem Holze der Maske geschnitzt, weiß. Höhe 40 cm.

Abb. 13. Maske aus Holz, schwarz. An Stelle der Zunge ein Lappen aus rotem Flanell. Keine Zähne. Auf dem Kopfe ein defektes schwarzes Schaffell. Höhe 31 cm.

Nr. 1 bis 10 gehören der ethnographischen Sammlung in Basel an, Nr. 11 bis 13 dem Landesmuseum Zürich, dessen Direktor, Herrn Dr. Lehmann, für die freundliche Gestattung der Reproduktion hier bestens gedankt sei.

Worin besteht nun die Bedeutung dieser Masken bzw. der Maskentänze? Daß ihnen ein tieferer, wenn vielleicht auch von den jetzigen Maskenträgern nicht mehr verstandener Sinn innewohnt, ist ja zum voraus klar. Um die Bedeutung dieser Gebräuche, deren Wurzeln ja auf Jahrtausende zurückgehen können — wie die jetzige Generation noch instinktiv fühlen mag, wenn sie sagt, sie stammen aus der Heidenzeit —, zu erforschen, haben wir zwei Wege, erstens die lokale Tradition über sie und dann die Untersuchungen paralleler Erscheinungen, sei es im eigenen Lande oder in näherer oder weiterer Ferne.

Wir dürfen uns auch durchaus nicht scheuen, unsere Blicke sehr weit schweifen zu lassen; ethnographische Parallelen finden sich bekanntlich oft in den verschiedensten Teilen der Erde, und speziell der Gebrauch von Masken und die ihnen zugrunde liegenden Anschauungen sind so ziemlich global verbreitet.

Was zunächst das Vorkommen ähnlicher Gebräuche im Wallis außerhalb des Lötschentals betrifft, so darf man wohl mit Sicherheit sagen, daß sie sonst nirgendwo mehr vorhanden sind. Auch eine Erinnerung an solche scheint anderwärts, wie ich mich z. B. im vorigen Jahre in verschiedenen Dörfern des Einfischtales zu überzeugen Gelegenheit hatte, zur Zeit nicht zu bestehen.

Als lokale Tradition des Ursprungs dieser Maskengebräuche wurde mir von meinem Gewährsmann nachträglich, nachdem er sich hierüber noch anderweitig in den Dörfern erkundigt hatte, brieflich noch folgendes mitgeteilt: In vorgeschichtlicher Zeit hielt sich in den dichten Waldungen auf der Südseite des Lötschentals eine Räuberbande auf, welche die „geschulten Diebe“ genannt wurde, und zwar deshalb, weil die Mitglieder sich üben mußten, mit schwerer Beute an einer Stelle, die heute noch gezeigt wird, über die Lonza (den wilden Gletscherbach des Tales) zu springen. Nur unter Erfüllung dieser Bedingung wurden sie aufgenommen. Diese Räuber machten sich ein Spiel daraus, die Dörfchen der Talbewohner zu überfallen. Sie traten dabei schreckhaft auf; in garstigen Fetzen, in Schaffellen, scheußlichen Masken mit dröhnenden Treicheln (Kuhglocken) und mit schweren Keulen bewaffnet, überfielen die Scheusale im Dunkel der Nacht die zitternden Bewohner. Daher stammen die vielen Geschichten von waghalsigen Einbrüchen, deren Spuren man noch heute aufweist. Aus den Bernerkriegen im 15. Jahrhundert soll ein von diesen Schelmen an den Dorfbewohnern verübter Verrat geschichtlich beglaubigt sein.

Die gleiche Tradition wird auch durch die Auskunft auf eine diesbezügliche Anfrage an Herrn Kaplan Brantschen in Kippel, einen sehr kompetenten Kenner der Talschaft, durchaus bestätigt. Derselbe schreibt mir: „Man gebrauchte diese Masken einige Jahrhunderte, um sich unkenntlich zu machen, wozu man sich noch mit Schafpelzen bekleidete. Es bildete sich eine Räuberbande, die sich so maskierte und die Nachbarn erschreckte und beraubte. Im 17. Jahrhundert haben diese Raubzüge aufgehört. Man benutzt jetzt die Masken nur noch am fetten Donnerstag und Fasching-Montag und -Dienstag, um damit die Leute zu erschrecken.“

Eine Beziehung dieser Masken zu Zwergensagen (im Wallis Gottwergini genannt) wurde ausdrücklich negiert, auch verlautete nichts von solchen zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Felder.

In der Literatur findet sich meines Wissens über diese Lötschentaler Maskenbräuche, wie schon erwähnt, nur jene kurze Notiz von Stebler, sowie eine auf die Stebler schen Masken, die auch abgebildet sind, sich beziehende kurze Erwähnung der Lötschentaler Bräuche, die als merkwürdig intakte, primitive Fastnachtsbräuche von Hoffmann-Krayer erwähnt werden [4]).

Diese Maskenläufe waren also, wie aus der Angabe von Stebler hervorgeht, vor 30 Jahren noch gestattet, jetzt nicht mehr (gegenwärtig allerdings wären sie laut Angabe meines Gewährsmannes, 1905, etwa seit 1902 wieder erlaubt, nachdem sie von der Geistlichkeit einige Zeit als heidnische Gebräuche verboten gewesen waren). Der Tag des Umlaufens war der Sonntag vor der alten Fastnacht. An diesem Tage mußten die Rauchfänge gereinigt werden. Die Vermummten nannten sich „Rauchtscheggeten“, weil sie nach dem Kinderglauben aus dem Rauchfang kamen und scheckige, schwarze und weiße Pelze trugen. Sie waren ein Schreckgespenst, mit dem man die Kinder schreckte: „Sei ruhig oder ich rufe den Roitscheggetu“.

An diesem Tage wurden um 1 Uhr die Häuser geschlossen, keine Frauen und Kinder, auch nicht Burschen vor dem 20. Jahre durften auf die Straße, sonst wurde ihnen ein Aschensack, den die Maskierten am Ende eines langen Stockes trugen, um die Köpfe geschlagen. Es sei, so wird weiter geschildert, etwas Grauenerregendes gewesen, wenn solche Masken, wie Stiere brüllend, daher stürmten.

Wie man sieht, stimmt die Beschreibung von Stebler, die offenbar also den Gebräuchen entspricht, wie sie am Ende der 1860er Jahre existierten, im ganzen mit der jetzigen, nur fehlt bei letzteren die Erwähnung des Aschensackes, von dem mir nichts gemeldet wurde, der also obsolet zu sein scheint.

Sehen wir uns um nach parallelen ethnographischen Vorkommnissen zunächst in der Schweiz, so sind neben zahlreichen Fastnachtsbräuchen mit Herumziehen der jungen Burschen mit Schellen, Peitschen usw., worin zweifellos eine Fruchtbarkeitssymbolik zu erblicken ist (Verscheuchung von Dämonen), Vorkommnisse von gleich ursprünglicher Art wie im Lötschental wohl kaum mehr zurzeit lebend vorhanden. Immerhin verdanke ich Herrn Prof. Hoffmann-Krayer den Hinweis auf einen bis in die siebenziger Jahre des letzten Jahrhunderts erhalten gebliebenen Brauch in Wil, Kanton St. Gallen, der noch einige, wie wir sehen werden, alte Züge aufweist. Es ist dies der Mittelpunkt der alten Wiler Fastnacht, das Auftreten der „Tüfel“ [5]). Es waren dies junge Männer, vielfach den angesehensten Familien angehörend, angetan mit Holzmasken mit grotesk realistischer

[4]) Hoffmann-Krayer, Einige schweizerische Masken und Maskenbräuche. Die Schweiz. Jahrg. 1897, S. 504.

[5]) H. Baumberger, St. Galler Land — St. Galler Volk, Einsiedeln 1903, S. 109.

Schnitzerei, einer Mütze mit Fuchsohren oder Hörnern und bekleidet mit oft kostbaren, kunstvoll bemalten Röcken und weißen Hosen. Die Schilderung geht weiter wie folgt: „War das „Tüflen" losgegangen, so galt Putzenrecht (die Masken hießen „Putzen"). Wer nicht auswich, wurde von ihnen unter Gaudium und Halloh der nächsten Menge in den nächsten Brunnen gestellt. Die Metzger aber schlossen ihre Fleischläden und die Wirte ihre Küchen, um die Tüfel nicht als unwillkommene Gäste, deren Putzenrecht sich in diesem Falle zu einem Beuterecht an Wurst und Schinken erweitert, zu erhalten. Sie wurden sogar amtlich zu rechtzeitigem Schluß der betreffenden Läden aufgefordert." Auf dieses interessante Putzenrecht, also ein Recht der Masken auf Raub und Plünderung, sei hier ausdrücklich aufmerksam gemacht.

In diesem Zusammenhange möge auch noch ein in derselben Publikation S. 98 erwähnter Brauch erwähnt werden, der in ziemlich reiner Weise die Fruchtbarkeitssymbolik illustriert; es ist dies das „Klausen", in Murg am Walensee am Sonntag vor Aschermittwoch. Die männliche Schuljugend schellt dort die Bauerngehöfte ab, manche Bauern verlangten sogar, daß jeder einzelne Baum abgeschellt werde, damit das Obst besser gedeihe. Die Knaben erhalten dafür reichlich Obst aller Art. Auf die zahlreichen weiteren, meist mehr oder weniger abgeblaßten Fastnachtsbräuche in der Schweiz kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Wohl aber sind als Parallele zu unseren Lötschentaler Bräuchen heranzuziehen die Perchtentänze in Salzburg und Tirol, welche neuerdings durch Frau M. Andree-Eysn [6]) eine vortreffliche zusammenfassende Beschreibung erfahren haben; eine weitere Abhandlung über Perchtenlauf und Tanz findet sich in den Verhandlungen der Anthropologen in Salzburg [7]).

Die Perchtenumläufe, um das hier möglichst kurz auf Grund obiger Publikationen zusammenzufassen, bestehen aus den „schönen Perchten", die am Sonntage nach dem Perchtentag (6. Januar) jetzt noch alle 4 bis 7 Jahre im Pongau und dem Pinzgau herumziehen. Es sind einige Paare Bauern in alter Nationaltracht, jeder begleitet von seiner „Gsellin", einem in Weiberkleidern steckenden Mann, und auf dem Kopfe die 40 bis 50 Pfund schwere, oft doppelt mannsgroße „Perchtenkappe" tragend, ein mit rotem Stoff überzogenes Rahmenwerk, an dem eine Menge von Silberschmuck, Uhren, Münzen aufgehängt sind. Etwas abweichend ist die Tracht der schönen Perchten im Pinzgau, wo statt jenes Kopfaufputzes mit seinem oft zusammengeborgten Silberkram Strohhütchen getragen werden, an denen lange Hahnenfedern befestigt sind, und über das Gesicht statt Masken lange, breite Seidenbänder herunterhängen.

In den Dörfern angekommen, wird ein langsamer Tanz aufgeführt. Umgeben sind diese schönen Perchten von verschiedenen Vermummten mit Teufels- und Tiermasken und 1 bis 2 Hanswursten, die mit einem Kuhschwanz oder einer wurstartigen Leinwandhülle den zusehenden Mädchen und Frauen leichte Schläge versetzen.

Viel wichtiger sind für unsere Betrachtung aber die seit Mitte des letzten Jahrhunderts mit ihren Umzügen verbotenen „schiachen Perchten", von denen sich indessen noch einzelne Vertreter als Begleiter der Umzüge der „schönen Perchten" erhalten haben.

Der Perchtenlauf dieser „schiachen Perchten" fand nachts am dritten Donnerstag der Adventszeit statt. Die Bande bestand aus 50 bis 60 Burschen, von denen 12 [8]), die eigentlichen Perchten, in schwarze Schaffelle gehüllt waren; auf den Köpfen trugen sie Hauben aus Dachsfellen und vor dem Gesichte holzgeschnitzte Masken mit langen Zähnen, Hörnern, auch Masken von Tieren mit Schnäbeln und beweglichen Unterkiefern. Um den Leib hatten sie lederne Gürtel und kleinere und größere Schellen.

Dabei wurde mit Peitschen geknallt und mit Kuhhörnern geblasen. So zog die Schar unter Höllenlärm nachts durch das Tal, vor gewissen Häusern wurde Halt gemacht und herumgesprungen, wobei die Perchten mit Schnaps, Käse und Brot bewirtet wurden. Um Mitternacht löste sich die Schar, der noch andere Vermummte, Burschen in Weiberkleidern usw., angehörten, auf.

(Schluß folgt.)

[6]) M. Andree-Eysn, Die Perchten im Salzburgischen. Archiv f. Anthropologie, N. F., Bd. III, Heft 2, S. 122.

[7]) K. Adrian, Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze. Verhandlungen der Versammlung der deutschen und österreichischen Anthropologen in Salzburg 1905, S. 48.

[8]) Vgl. Andree, a. a. O., S. 127.

Ein Brief Alexander v. Humboldts.

Der Warschauer Professor E. Bobrow, der sich mit großem Eifer der Sammlung von Materialien über Alexander v. Humboldts Aufenthalt in Rußland hingibt und einen Teil derselben bearbeitet hat, veröffentlicht in den „Nachrichten der Warschauer Universität" (1906, Heft 3 und 4, S. 11 bis 12) einen Brief des Gelehrten an Prof. Dr. Fr. Parrot, der dessen bekanntes, 1834 in Berlin erschienenes Werk „Reise zum Ararat" betrifft, und den der Herausgeber von einem Enkel des Adressaten, Ingenieur-Kapitän Parrot, erhalten hat. Er lautet:

„Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr von Engelhardt, wird Ihnen gesagt haben, verehrungswerthester Herr Staatsrath, mit welcher Sehnsucht ich Ihrer wichtigen Reise nach dem Ararat entgegensah, wie seit der Zeit, wo ich die Freude Ihres Umgangs in Paris genoss, ich allen Ihren Arbeiten und Unternehmungen mit dem grössten und herzlichsten Interesse folgte. Diese Zeilen haben keinen anderen Zweck, als Ihnen meinen Dank auszudrücken für den Genuss, welchen mir das Durchlesen der bereits gedruckten Bogen Ihrer Reise gewährt hat. Ich war so indiscret gewesen, die Besteigung des Gipfels selbst unserem edlen Monarchen in Abendstunden, in Potsdam, vorzulesen und alle Hörenden haben den Muth, die Entschlossenheit und die rein wissenschaftliche Thätigkeit bewundert, mit der Sie dieses wichtige Unternehmen ausgeführt. Sie wissen vielleicht selbst nicht, dass ich, als ein Geschenk der Kaiserin, einige Gebirgsarten und Pflanzen von dem heiligen Gipfel besitze. Sie wurden mir in Fischbach, bei dem letzten schlesischen Aufenthalte Sr. Majestät gegeben und ich habe sie, zu Ihrem Andenken, mein vieljähriger und verehrter Freund, in der Kön. Mineralien-Sammlung niedergelegt. Der Druck Ihres trefflichen Werkes ist, wie ich von Prof. Hofmann höre, der Vollendung nahe: ein lästiger Anfall von kaltem Fieber hat mich gehindert, Ihnen früher diese Zeilen zu schreiben; jetzt aber eile ich, Ihnen einen Brief unseres berühmten Astronomen mitzutheilen, der Sie auf eine Rectification einiger Zahlen im Nivellement aufmerksam machen soll. Würden Sie dadurch zu einer kleinen Beilage bewogen, so wage ich die freundschaftliche Bitte an Sie, mein verehrter Freund, in dieser Beilage sich noch etwas umständlicher über den Vorzug Ihrer neuen Arbeit von der früheren (sogar zweifachen) auszudrücken. Ich glaube, Sie sind es sich selbst und der Wissenschaft schuldig, da dieser Gegenstand seit 20 Jahren so lebhaft das Publicum beschäftigt hat. Die Mittel, die Sie 1811 und 1830 mit so rühmlicher Anstrengung angewandt, sind sich fast gleich, und wenn Sie selbst sagen S. 349 des Msc. und S. 33 der gedruckten Reise, dass die neue Messung kein geringeres Vertrauen verdient als die von 1811, so folgt daraus nicht eigentlich, daß man der neuen allein folgen soll. Es ist etwas sehr edles mit Freimüthigkeit und strenger Unpartheilichkeit ein Urtheil über seine eigene mit so vieler Mühseligkeit erkaufte Arbeit zu fällen, aber ein so wichtiges Resultat, um bei anderen die Überzeugung zu erregen, die Sie jetzt selbst haben, verdient etwas mehr Entwickelung (Vergleich mit dem früher von Ihnen, Hofmann und Helmersen beobachteten), als Sie in Ihrer jetzigen Schrift

dem Gegenstande geschenkt. Wollten Sie nicht in einem Zusatze die Hoffnung aussprechen, ein wohl verglichenes Barometer in Astrakhan auszustellen, da dreijährige Beobachtungen dort an homonymen Stunden in Mittelzahlen so entscheidend sein würden? Ich sende Ihnen die Abschrift der sehr wenig interessanten Beobachtungen, die ich mit Gustav Rose und Ehrenberg vom 9ten bis 27. Oct. anstellte. Sie sehen aus dem helas, welches ich treu abschreibe, wie erschrocken ich selbst war, als ich von Sarepta nach dem Don kam und so wenig Unterschied fand! Ich schob die Schuld natürlich auf meteorolog. Veränderungen und Mangel gleichzeitiger Beobachtungen. Vergleiche mit dem viel zu fernen Casan gaben auch das Caspische Meer nicht niedriger, als den Ocean, aber wie fürchterlich schwankte das Bar. in jener Jahreszeit! Ich erwähnte dieser Zweifel nicht in meinen Fragmens asiatiques, weil ich durch vereinzelte und darum unsichere Beobachtungen nicht den Glauben an ein Resultat schwächen wollte, das Sie und Herr von Engelhardt mit so vieler Anstrengung erlangt hatten. Die Beob. in Orenburg und Gurieff schienen mir seitdem den niedrigen Spiegel des Caspischen Meeres zu bestätigen und wie Hr. Enke, bin ich selbst nicht ohne Zweifel über alle Stations Nivellements, wo mit der Zahl der Stationen die constanten Fehler sich häufen.



Sie verzeihen gewiss einem alten Freunde die Freiheit dieser Aeusserungen: auch das geometr. Nivellement der Lagen zwischen Don und Wolga lässt mir Zweifel, da es zwischen Katschalinsk und Zarytzin 31 Fuss weniger giebt, als Ihre Barometer-Messung (161—130 F. S. 309 des Mscs. oder S. 13 der gedruckten Reise), ein Unterschied von fast ⅕. Darf ich Sie bitten unserem theueren leidenden Freunde Hrn. von Engelhardt meine besten Grüsse zu bestellen, auch Hrn. Hofmann, wenn er (wie ich hoffe) in Dorpat ist! Empfangen Sie den wiederholten Ausdruck meiner hohen Achtung und freundschaftlichster Anhänglichkeit!

Berlin, den 28. Mai 1834. Al. Humboldt."

(Beischrift.) „Ich trage Ihrem Buchhändler auf, das Werk nicht eher auszugeben, als wie Sie (mein Verehrtester) ihm geschrieben haben es zu thun mit oder ohne die kleine Beilage der Erörterung. Dass Sie von der Beilage A. B. C. freien Gebrauch izt oder künftig machen können, versteht sich von selbst. Meine innigste Verehrung an Hr. Ritter v. Struve. Sind noch keine Längenresultate von Hr. Fedorow über Barnaul gekommen?"

(Am Rande von S. 4 des Manuskripts.) „Wie schade, dass bei so vielen Materialien, die Sie und H. Fedorow gewiss besitzen, Sie Ihre Reise nicht mit einer detaillirteren Karte ausgestattet haben. Eine zweite Ausgabe wird dazu Gelegenheit geben. Auf der itzigen kleinen Karte sind vergessen die Namen Halauss, Kökusseu (Jockoll) und selbst Kuma, was [man] zum Verständniss von p. 18—23 bedürfte."

(Am Rande von S. 3.) „Warum glauben Sie, dass aus den durch ein ganzes Jahr fortgesetzten Bar Beob. von Hofmann in Orenburg sich über die Höhe von Orenburg über dem Schwarzen Meer nichts sagen lasse. p. 31 der gedr. Reise."

Der Herausgeber bemerkt, daß Parrot dem Wunsche Alexander v. Humboldts entsprechend auf S. 191 bis 198 unter Anführung seines Schreibens die genauere Erklärung gegeben habe. Er gibt auch biographische Nachrichten über die in dem Briefe genannten Personen. Der Astronom ist Encke. G. S.

Wasserwirtschaftliches im Ambolande und im deutschen Teile der Kalahari.

Professor S. Passarge hatte die Güte, in Bd. 90, Nr. 19 des Globus auf meinen Aufsatz in Nr. 9 desselben Bandes einzugehen. So sehr ich ihm für seine Ausführungen danken muß, so mögen mir doch einige wirtschaftliche Bemerkungen dazu gestattet sein.

Passarge nimmt die jährliche Wasserführung des Kunene zu 4000 Mill. cbm an. Ich berechne[1]), fußend auf übereinstimmenden Angaben von Schinz, Hartmann und Laubschat, die Wassermenge auf rund das Vierfache. Passarge nimmt für die von Hartmann berichtete Flutbreite von 2 bis 3 km eine Durchschnittstiefe von 3 m an. Hartmann sagt aber[2]) wörtlich: „In der Zeit seines höchsten Wasserstandes (März) erreicht er eine Breite von 2 bis 3 km mit einer Tiefe von 20 bis 30 m." Die Stelle mag oberhalb des Punktes sein, den Passarge im Auge hat. Das ändert aber nichts an der Wasserführung. Nach meiner Berechnung ist die durchschnittliche sekundliche Wassermenge des Kunene 500 cbm. Für einen Gebirgsfluß, der in gewissen Teilen (Caconda) eine jährliche Regenhöhe von 1500 bis 1700 mm auf wenige Monate verteilt erhält, scheint das keineswegs hoch gegriffen. Es ist das nur das Zehnfache der geringsten Wasserführung, die Schinz mit 50, ebenso Hartmann und Laubschat mit 60 cbm angibt. Der Kunene ist noch sehr wenig bekannt. Aber nach dem Verhältnis der durchschnittlichen zur minimalen Wasserführung des Oranienstromes muß ich meine Berechnung für sehr vorsichtig halten; denn dieses Verhältnis ist nicht 1 : 10, sondern mindestens 1 : 100[3]). Angenommen aber, Passarges unwahrscheinliche Schätzung sei die richtige, so läßt sich mit dieser Wassermenge bei ein Fuß Berieselungshöhe die Hälfte des Kulturlandes Ägyptens bewässern, und das genügt bei dortiger Regenhöhe. Schaffen wir aus dem Ambolande ein Gebiet mit dem halben Handelsumsatz Ägyptens, so können wir zufrieden sein. Und daß die Hauptstapelartikel des Niltals, Baumwolle und Zuckerrohr, vorzüglich im Ambolande gedeihen, steht ganz außer Frage. Das Amboland wird ja einst auch ohne Kuneneableitung große Ernten reifen, aber das Kunenewasser wird die Ernten sichern und enorm steigern. Passarge zitiert eine Stelle von Hartmann: „In der Regenzeit, in den wenigen Monaten von Dezember bis April, ist das Reisen im Ambolande so gut wie ausgeschlossen. Dann ist das ganze Land überschwemmt." Das ist also genau wie im alten Ägyptenlande. Seltsam berührt Passarges Schlußfolgerung, daß eine Regelung der vorhandenen Wassermassen, die eine Drainierung im Auge habe, nicht aber eine Vergrößerung des Wasserüberflusses stattfinden müsse. Ein Überfluß liegt nur temporär vor, denn Schinz berichtet, daß den Ovambo häufig die ersten Saaten verdorren, wenn nicht rechtzeitig ergiebige Regen fallen. Bezweckt etwa die Regelung des Nils Drainierung Ägyptens? Haben nicht vielmehr die Pharaonen die endlosen Dämme der enormen Bassins gebaut, um die Fluten länger zurückzuhalten? Wollte der Khedive mit dem Bau der Barrage am Kopfende des Nildeltas die Wassermenge des Nils verringern? Bezweckten nicht vielmehr auch die Engländer, denen Passarge doch unmöglich

[1]) Die mutmaßlichen klimatischen Folgen einer Kunene-Ableitung. Zeitschrift für Kolonialpolitik. Jahrg. VI.

[2]) Tropenpflanzer, März 1902.

[3]) Rehbock gibt in der Zeitschrift für Kolonialpolitik die Durchschnittswasserführung des Oranien auf 120 cbm an, und zwischen 20 und 6000 cbm schwankend. Die Minimalzahl ist viel zu hoch. Ich sah im Oktober 1905 im Fluß ein Rinnsal, über das ich hätte springen können, und das mir nur bis zum Knöchel reichte. In anderen Jahren hört im Unterlauf dieser Fluß zeitweise ganz mit dem oberirdischen Lauf auf. Die Maximalschätzung stützt sich anscheinend auf eine ähnliche im „Official Handbook of the Cape", und ich möchte sie nach von mir beobachteten Flutmarken für zu gering halten.

finanzwirtschaftliche Größe absprechen wird, mit den großartigen Talsperren bei Assiut und Assuan möglichste Steigerung der verfügbaren Wassermenge?

Was will Passarge mit dem Satz sagen: „Anscheinend sind die Täler (der Omuramba) in ein Sandplateau eingeschnitten, das als Berieselungsgebiet ganz wegfällt"? Weshalb sollte es wegfallen? Nach übereinstimmender Schilderung sind die sich häufig verzweigenden Omiramba nur kaum merklich in das Gelände eingeschnitten, so daß eine Stauung des Wassers auf das umliegende Überschwemmungsgebiet nicht die geringste Schwierigkeit macht. Oder fällt es weg, weil es sich um Sand handelt? Es ist ja nicht unfruchtbarer märkischer Sand, er ist nicht von übermäßigem Regen seiner Nährsalze beraubt, es ist vielmehr überaus fruchtbarer Kalaharisand, der hundertfach Frucht trägt. Er ist auch nicht entfernt zu vergleichen mit dem toten Sande der Libyschen Wüste, der dem Nilschlamm unterlagert. Zudem liegt dicht unter ihm eine dicke dunkle humose Schicht. Ferner führen unsere afrikanischen Steppenflüsse solch enorme Schlammengen, daß der Boden überaus schnell an Güte gewinnt. Hier auf Sandverhaar hatte ich im einst zur Beackerung bestimmten Dammbecken bereits nach der zweiten Füllung eine fußdicke Schlickschicht bester Eigenschaften, fruchtbar und mürbe zugleich.

Wir besitzen im Ambolande ein zweites Ägypten, wenn wir es durch den Kunene zu befruchten wissen. Bei wirtschaftlich technischen Streitfragen ist Abraten stets weniger verantwortlich als Zuraten, weil Zuraten leicht weitere Konsequenzen und Anfragen und Vorwürfe bei auch unverschuldeten Mißerfolgen veranlaßt. Mit dem Urteil von Sachverständigen ist die Entwickelung des Schutzgebietes schon mehrfach gehemmt worden. Da sagten die Autoritäten, ohne Untertunnelung des Dünengürtels sei eine Durchquerung der Namib von Lüderitzbucht aus unmöglich. Der Bahnbau unterblieb denn auch, bis die bittere Notwendigkeit zur Kriegszeit den Bau erzwang, und die vermeintlich unüberwindlichen Schwierigkeiten verflogen wie Flugsand!

Wie wurde ich gewarnt, Staudämme aus Sand zu bauen; die würden kein Wasser halten. Trotzdem baute ich Dämme aus Sand auf Sandverhaar, Veldschoenhorn und Panfontein, und der Steppensand ist so undurchlässig, daß der Sickerverlust gegenüber der Verdunstung auf der Wasserfläche gar nicht in Betracht kommt.

Die Geologen behaupteten, am Baywege sei außer den bestehenden Wasserstellen kein Wasser zu finden. Da kam Landrat v. Uslar — die Wünschelrute wollen wir als unerquickliche Beigabe beiseite lassen — und an vielen Stellen wurde Wasser gefunden. Er ist eben ein Praktiker.

Wollen wir kein Vertrauen haben zum Lande, sagen wir uns immer vor: „Es geht ja doch nicht", wollen wir keinen Versuch wagen, nicht das Risiko laufen, durch mißglückte Versuche Erfahrungen zu sammeln, dann wird es uns gehen wie den Kindern Israel, die zur Strafe für ihr Zweifeln noch 40 Jahre in der Wüste umherirren mußten und nur von fern das Land sehen durften, darin Milch und Honig fließt; mit dem Unterschied, daß es in unserer eigenen Macht steht, die Wüste in ein Gelobtes Land zu verwandeln.

Nun komme ich zu der Schulfrage, ob die Kuneneableitung eine Regenvermehrung der umliegenden Landschaften zur Folge haben wird. Ich habe stets gebeten, diese Frage nicht als wirtschaftliche Begründung [1]) des Ableitungsprojektes anzusehen — die Kosten würden mehr als gedeckt durch die Gewinnung ausgedehnten erstklassigen Bewässerungslandes — als vielmehr als einen physikalischen Versuch großen Maßstabes. Passarge hält eine Regenzunahme von 30 bis 40 mm im Kaokofeld und Ambolande für möglich. Das würde ja mehr als genügen, die Frage im Prinzip bejahend zu beantworten. Dann ist für andere Fälle, wo weit größere Wassermassen verfügbar sind, der Erfolg verbürgt, z. B. für die Ablenkung des Sambesi durch den Selinda-Tauche südlich zum Ngami-See hin. Die gewonnenen Verdunstungsgebiete in den Bewässerungszentren der südafrikanischen Ströme werden sich mit der Zeit gegenseitig durch Regenzunahme verstärken. Passarge meint, es sei undenkbar, daß alles abgeleitete Kunenewasser verdunstet. Das Etosabecken ist durchaus abflußlos. Zunächst wird sich gewiß das den Kanälen nahe gelegene Erdreich voll Wasser saugen, und auch entfernter liegender Boden wird, der Dampfzunahme der Luft entsprechend, hygroskopisch seinen Feuchtigkeitsgehalt steigern. Aber auf mehrere Jahre berechnet sind das so minimale Verluste, daß sie der Verdunstung gegenüber vernachlässigt werden können.

Vielmehr ist im Jahr nicht nur eine einmalige Verdunstung des zugeleiteten Wassers, sondern eine mehrmalige, vielmalige zu erwarten und entsprechender Niederschlag. Dann sind auch die 30 bis 40 mm mit einer Unbekannten zu multiplizieren. Passarge ist ja Anhänger der Supanschen Lehre von der Herkunft des Regens, er muß mit Brückner zugeben, daß besonders bei Zenitalgewittern die kondensierte Feuchtigkeit vornehmlich vom Kontinent selbst stammt. Als ich in Berlin zu Passarges Füßen saß und seinem Vortrag lauschte, hörte ich ja aus seinem eigenen Munde, daß er die für südafrikanische Verhältnisse ungewöhnlich hohe Regenmenge von Caconda erkläre aus dem Feuchtigkeitsgehalt des oberen Kunenetales und der östlich angrenzenden Landschaften. Passarge bestreitet ja nicht die Ausführbarkeit der Verwandlung der Etosapfanne in einen See. Wenn das erreicht ist, weshalb sollten dann die ihm benachbarten Gebirgsstöcke des Etjo und der Waterberg nicht auch abnorm hohen Niederschlag aufweisen?

Nun sagt Passarge, die Kuneneableitung sei Zukunftsmusik. Allerdings, und beim jetzigen Verbot des Betretens des Ambolandes mehr als je; doch die allmähliche Pazifikation des Südens gibt einen Hoffnungsschimmer. Zukunftsmusik gewiß. Aber wenn man nicht an einer Stange, von zwei Männern getragen, die süße Traube in die Heimat bringt, dann hält man dort das Schutzgebiet für eine hoffnungslose Sandöde, und zu einer Entwickelung des Landes in preußischem Geschwindschritt sind wir ausgeraubten Farmer ohne Unterstützung außerstande.

Was nun die Grundwasserverhältnisse anlangt, so beschränken sich Passarges Ermittelungen und pessimistische Ansichten nur auf englisches Gebiet der Kalahari. Er empfiehlt dagegen selbst Bohrungen bei Gobabis. Was aber Passarge über den Wassermangel am Ngami-See anführt, ist keineswegs überzeugend. Wenn bei 500 Bohrungen in einer Tiefe bis zu 20 m kein Wasser gefunden wurde, so ist damit nicht bewiesen, daß es auch in größerer Tiefe nicht anzutreffen sei. Ich verweise auf Passarges Aufsatz über afrikanische Inselberglandschaften in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift, wo er von Kordofan, allerdings bei durchaus anderem Gestein als in der Toting-Bucht, von Hunderten von Brunnen von über 90 m Tiefe berichtet. In diesen Breiten geht nun einmal die Verwitterung sehr tief und entsprechend auch das Niedersinken des Wassers, vorausgesetzt, daß nicht andere Einflüsse eine Verkittung, eine undurchlässige Schicht veranlassen. Es ist zu unwahrscheinlich,

[1]) Über Rentabilität und Baukosten einer Kuneneableitung. Globus, Bd. 85, Nr. 21 und 22.

daß, während hier bei Inachab bei kaum 80 mm Regenfall reiche Grundwassermengen vorkommen, dort bei 600 mm kein Wasser zu finden sei. Passarge meint, daß, wenn eine mehrere Meter dicke Sandschicht im Laufe von sechs Monaten mit 500 mm Wasser begossen werde, es verständlich sei, daß der Sand sich nur anfeuchte. Die Feuchtigkeit wird nach den kapillarisch aktivsten Partien hingezogen, und das ist nach Passarges Darstellung der Untergrund, mindestens in den Mulden der Salzmergel, und nach den Mulden zu fließt auch oberflächlich das Wasser, denn die Kalahari ist ja keine ideale Ebene.

Nun spricht Passarge von steil aufgerichteten Schichten, die er allüberall angetroffen habe in dem durchforschten Gebiet. In irgend einer Tiefe müssen notgedrungen diese Schichten ihren Neigungswinkel verringern und umbiegen. Bei Bohrungen nach Wasser dürfte es zum Teil darauf ankommen, diese Tiefen festzustellen. In letzter Zeit habe ich zu viel von Brunnen, die in der Kalahari neu erschlossen sind, gehört und gelesen, als daß ich nicht glauben müßte, daß Passarge unter dem Zwange der Tatsachen in Zukunft günstiger von der Kalahari denken wird.

Die Kalahari, als weites Hinterland unserer Häfen Swakopmund und Lüderitzbucht, ist als vorzügliches Weideland von zu eminent hoher Bedeutung, als daß wir uns übertrieben pessimistischen Anschauungen hingeben dürften. Passarge gibt meines Wissens nicht an, nach welchen Mineralien die Expedition vornehmlich gesucht hat, aber Wasser scheint es in den meisten Fällen nicht gewesen zu sein. Das Etosabecken hat höchstwahrscheinlich horizontale Schichten, was man schon aus dem Aufbau der südlich gelegenen Tafelberge, wie des Omatako, schließen möchte, und der Umstand, daß man rings um die Salzpfanne herum Süßwasser ergraben kann, bietet die Wahrscheinlichkeit, daß man sehr starkes artesisches Wasser erbohren könnte. Trifft das zu, so würde es eine sehr wertvolle Unterstützung der periodischen Kunenefluten sein. Denn ist auch der Kunene ein perennierender Fluß, so reicht sein Niederwasser doch nur zur Berieselung von 1500 qkm. Wie man aber auch im Namalande, wenn nur ein einziges Gewitter den Damm gefüllt hat, ununterbrochen ackern kann, zunächst in den flachen Teilen des Beckens die Winterfrucht sät, dann in den tieferen Teilen die Sommerfrucht, so wird sich auch im Ambolande ein kontinuierlicher Betrieb ermöglichen lassen.

Politisch interessiert die Kalahari zunächst ja nur innerhalb unserer Grenzen, aber die wirtschaftlichen Interessen der Deutschen sind schon jetzt sehr umfangreich im britischen Südafrika. Es ist das gegebene wirtschaftliche Expansionsgebiet, wenn es uns im Schutzgebiet zu eng wird, und es war es während der Aufstandszeit schon jetzt, da die wirtschaftliche Betätigung hier behindert war. Es sind teilweise deutsche Firmen, die zur Erleichterung der Transporte letzthin in der Kalahari neue Brunnen erschlossen. Sollte aber auch Passarge mit seiner ungünstigen Ansicht über die Grundwasserverhältnisse in beschränkten Gebieten recht behalten, so gibt es immer noch Wege, auch diese Landschaften der Viehhaltung zu erschließen. Schon die alten Römer betonierten die Abhänge in ihren afrikanischen Provinzen, damit das Wasser in große Zisternen ablaufe. Ein weit billigeres Mittel bietet sich bei Tonpfannen durch Ausheben tiefer Löcher mit der Ochsenschaufel. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein so vorzügliches Weideland wie die Kalahari, dessen Vegetationsreichtum Passarge immer wieder hervorhebt, dauernd eine menschenleere Wüstenei bleibt.

Die Ehe der Kolonial-Deutschen übertrifft die der Kolonial-Briten an Kinderzahl, dem Bur ist der Deutsche an Bildung weit überlegen. So kann es nicht ausbleiben, daß der Deutsche das eigentlich treibende Element im Wirtschaftsleben Südafrikas wird.

Es ist aber Zeit, daß die wissenschaftlich oder technisch ausgebildeten Autoritäten endlich von ihrer krankhaften Schwarzseherei, die uns schon so viel geschadet hat, absehen, und bei unvermeidlichen Meliorationen von der Frage: „Ist es möglich?“ schnell zu der Frage übergehen: „Wie ist es am besten und preiswertesten ausführbar?“

Inachab, 22. Jan. 1907. Ferdinand Gessert.

Bücherschau.

Dr. Max Georg Schmidt, Geschichte des Welthandels. 140 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 118.) Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 1,25 M.

Auf Grund guter Einzeluntersuchungen hat der Verfasser in diesem Bändchen einen recht lesbaren, interessant und anregend gefaßten, zugleich aber auch das erläuternde Zahlenmaterial nicht entbehrenden Abriß über die Geschichte des Welthandels geliefert, über den Wechsel in den Richtungen der großen Handelswege, dessen Motive, den Einfluß von Produktion auf Nachfrage und umgekehrt, und über die politischen Folgen jenes Wechsels. Allerdings sind auch manche Unebenheiten, Flüchtigkeiten und Widersprüche mit in den Kauf zu nehmen, die bei sorgfältigerer Durcharbeitung leicht auszumerzen gewesen wären. Einzelnes in den Behauptungen wird bestritten werden können. Nicht erst „neuerdings“ ist (nämlich durch Peters) Ophir im Maschonaland gesucht worden, sondern schon von alten portugiesischen Schriftstellern und später von vielen anderen (S. 9). Der Satz (S. 36), daß arabischer Handelseinfluß „in das obere Jangtsetal“ nach China vorgedrungen sei, stimmt doch schwerlich in dieser Fassung. Nach S. 122 sollen Saharabahnen im Bau begriffen sein; davon ist nichts bekannt. Mehrfach warnt der Verfasser mit Recht vor übertriebenen Auffassungen vom Wert der Handelsbewegung im Altertum und im Mittelalter (z. B. bezüglich der Phönizier nach Winckler und v. Landau); allein seine Darstellung ist selbst nicht frei von solchen hergebrachten Übertreibungen und Überschwenglichkeiten: S. 8: In Tyrus und Sidon kreuzten sich die „Schätze des Abend- und Morgenlandes“; S. 69: „Unermeßlichkeit“ des Warenumsatzes in Lissabon zur Zeit der portugiesischen Kolonialblüte. Auch bezüglich Venedigs ist manches mit Vorsicht zu genießen.

M. Alemann, Am Rio Negro. Ein Zukunftsgebiet germanischer Niederlassung. Drei Reisen nach dem argentinischen Rio Negro-Territorium. Ein Führer für Ansiedler, Unternehmer und Kapitalisten. XVI und 158 Seiten. Mit 90 Abbildungen, 2 Karten und 1 Plan. Berlin, Dietrich Reimer, 1907. 3 M.

Wie im Titel bemerkt, soll das Buch, dessen Verfasser ein seit vielen Jahren in Buenos Aires ansässiger Deutscher ist, ein Führer für Ansiedler, Unternehmer und Kapitalisten sein. Es gehört zu den in neuerer Zeit sich mehrenden Veröffentlichungen, die deutsches Kapital für Argentinien interessieren und für eine deutsche Auswanderung besonders nach den südlichen Teilen der Republik Stimmung machen sollen. Hier handelt es sich speziell um das Tal des Rio Negro, das als fruchtbarster Teil von Patagonien bezeichnet wird und die besten Vorbedingungen für den den deutschen Bauern vertrauten Kleinbetrieb bieten soll. Das Gebiet ist heute auch nicht mehr weit abgelegen von der Außenwelt, sondern durch Eisenbahnen erschlossen. Allerdings stimmen die S. 39 berichteten „starken Verheerungen“ durch Heuschrecken in Villa Roca am oberen Rio Negro etwas bedenklich. Der Verfasser tritt für eine Großkolonisation durch Deutsche ein, für deren Organisation kapitalkräftige Kolonisationsgesellschaften gebildet werden müßten. Die Reisen des Verfassers im Rio Negro-Gebiet fallen in die Jahre 1897 und 1906 und

sind in dem Buche in leichtem Plauderton beschrieben. Unter den Abbildungen finden sich viele, die die Charakteristik des Landes sehr gut dem Leser vermitteln und auch geographisch von Wert sind. Ebenso ist die Karte der Flußgebiete des Rio Colorado und Rio Negro in 1:2000000 von Interesse. Das andere Blatt ist eine Verkehrskarte.

Prof. A. L. Hickmann, Geographisch-statistischer Universal-Taschen-Atlas. 64 Karten und Tafeln mit 64 Seiten Text. Wien, G. Freytag & Berndt, o. J. 3,80 M.

Die Karten, bei denen auf einheitliche oder bequem vergleichbare Maßstäbe Bedacht genommen ist, genügen für die aus einem „Taschenatlas" mögliche Orientierung, auch über Eisenbahnen und Dampferverbindungen. Die Tafeln geben in deutlicher und praktischer graphischer Darstellung schnellen Aufschluß über eine Menge von statistischen Einzelheiten (wobei allerdings die Angaben über die Jahre fehlen, auf die sie sich beziehen) und veranschaulichen außerdem Flaggen, Landesfarben, Kokarden, Wappen, Münzen u. a. Der Text bietet außer rein geographischem Material Mitteilungen über die Menschenrassen (freilich nach dem alten Blumenbachschen System mit einer 6. Unterabteilung „Völker nicht genau bestimmbarer Rasse"), Religionen und Sprachen, schließlich statistische Tabellen mit Angaben über das Staatsoberhaupt, Flächenraum, Einwohnerzahl, Dichte der Bevölkerung, größere Städte, Münzen, Maße, Gewichte und wichtigste Boden- und Industrieprodukte.

Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hans Lemke. 543 Seiten. Mit einem Bildnis Marco Polos. (Bibliothek wertvoller Memoiren, herausgegeben von Dr. Ernst Schultze, Band 1.) Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1907. 6 M.

Diese Memoiren-Sammlung, die mit der vorliegenden Bearbeitung des Reiseberichts Marco Polos eingeleitet wird, wendet sich weniger an Fachkreise, als an die Allgemeinheit, und diesem Zweck entsprechen sowohl die Grundsätze bei der Auswahl („es soll nichts ... Aufnahme finden, was nicht allgemein menschlich interessant ist"), wie die Form der Bearbeitung. Die wissenschaftlich hervorragendste Ausgabe Marco Polos dürfte die englische des Oberst Yule sein, die in 3., von Cordier ergänzter Auflage 1903 erschien. Eine deutsche von Bürck und Neumann liegt aus dem Jahre 1845 vor, aber sie ist naturgemäß im Kommentar veraltet und dürfte wohl nur noch auf den großen Bibliotheken aufzutreiben sein. Jene sowohl wie diese kommt für den deutschen Leser, den, der „lesen" und nicht studieren will, kaum in Betracht, und dasselbe gilt von den französischen und englischen Ausgaben. Ganz anders verhält es sich mit der vorliegenden Ausgabe, die die Bürcksche Übertragung des italienischen Textes des Ramusio, des ausführlichsten, der besteht, wiedergibt, doch auch noch Einzelheiten aus anderen Texten bringt. Der Bearbeiter hat dazu einen Lebensabriß Marco Polos und eine Übersicht über die politischen Verhältnisse Asiens zur Zeit der Reise vorausgeschickt. Ferner hat er in Fußnoten Erläuterungen dunkler Stellen gegeben und kurz die bestehenden Streitfragen gestreift. Unsere Kenntnis Innerasiens und Chinas ist ja heute viel umfassender als zur Zeit, da Bürck und Neumann Marco Polos Reisebericht kommentierten, selbst als die Ausgabe Pauthiers (1865) oder die erste Auflage Yules erschien (1875); wir haben heute viel verläßlichere Mittel, den Reiseweg des Venezianers festzulegen und die von ihm erwähnten Örtlichkeiten zu identifizieren. Dieses Rüstzeug hat der Bearbeiter sich geschickt zunutze gemacht, abgesehen von einigen minderwertigeren neueren Reiseberichten, auf die nicht hätte zurückgegriffen werden brauchen.

Das Mittelmeer und seine Küstenstädte, Madeira und Kanarische Inseln. (Meyers Reisebücher.) 3. Aufl. XII und 276 Seiten. Mit 23 Karten, 47 Plänen und 1 Flaggentafel. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1907. 6,50 M.

Dr. Th. Gsell Fels, Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis. (Meyers Reisebücher.) 7. Aufl. XII u. 420 Seiten. Mit 26 Karten, 31 Plänen u. 1 Grundriß. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1907. 7,50 M.

Die hier in neuen Auflagen erschienenen Meyerschen Reiseführer behandeln verwandte und teilweise ineinander übergreifende Reisegebiete, die jetzt auch viel von Deutschen aufgesucht werden, nachdem von verschiedenen Seiten dazu bequeme und zum Teil verhältnismäßig billige Verkehrsgelegenheiten geschaffen sind (durch die großen Dampfergesellschaften und Vereinigungen für Touristenfahrten). Der Band mit dem Titel „Das Mittelmeer" hat gegen die 2. Auflage eine große Zahl wichtiger Erweiterungen erfahren, u. a. durch ausführlichere Abschnitte über Madeira und die anscheinend schnell in Aufnahme kommenden Kanarischen Inseln, ferner durch solche über Tripolis und Oran. Dementsprechend ist auch der Bestand an Karten durch nicht wenige nützliche und schöne Blätter vermehrt worden. Eine Ergänzung dieses Bandes besonders nach Norden und nach Süden bildet gewissermaßen der andere Band. Der Schwerpunkt liegt allerdings in der Behandlung der Riviera, indessen haben auch Algerien und Tunis (mit Karthago) eine ausreichende Darstellung erfahren. Wer es noch nicht wüßte, ersieht es hieraus, daß man jetzt ohne sonderliche Umstände einen Blick in die algerische Sahara und ihre Oasen tun, u. a. die Oasen Laghouat und Biskra kennen lernen kann. An historischen, geographischen, archäologischen Hinweisen fehlt es nirgends, und auch hier ist der Kartenapparat sehr zweckentsprechend und vollständig. Erwünscht wäre aber vielleicht gewesen, daß der eine der Bände auch Sardinien behandelt hätte; wer bei einer Mittelmeerreise auch dorthin will, muß sich noch einen besonderen Band kaufen.

Karl Baedeker, The Dominion of Canada. With Newfoundland and an Excursion to Alaska. Handbook for Travellers. 3. Aufl. LXIV und 331 S. Mit 13 Karten und 12 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker, 1907. 6 M.

Die zweite Auflage dieses Handbuches, als dessen Verfasser J. F. Muirhead bezeichnet wird, erschien im Jahre 1900. Die neue Auflage stellt sich als vielfach umgearbeitet und ergänzt dar, u. a. auch mit Bezug auf das Kartenmaterial, für das der Herausgeber sich der Mitarbeiterschaft Edouard Devilles, des Surveyor General des Dominion, und James Whites, Geographen im Department of the Interior, erfreute. Eine landeskundliche Übersicht, ergänzt von White, rührt von dem verstorbenen Dawson her. Natürlich umfaßt die Darstellung nicht das ganze große Kanada, dessen nördliche Teile ja noch erst ein Feld für den Forscher und Jäger sind, sondern die Striche, die durch Bahnen erschlossen sind und wo der Tourist bereits auf mehr oder weniger Komfort rechnen kann, d. h. im allgemeinen den von Meer zu Meer reichenden Streifen südlich vom 55. Breitengrad. Indessen ist auch schon dem interessanten Yukon- und Alaskagebiet Rechnung getragen, das an eigenartigen und großartigen landschaftlichen Schönheiten reich ist. Selbst über den jüngst erst erstiegenen Mount McKinley finden sich einige Angaben. Die Karten und Pläne zeichnen sich durch Schärfe und genügendes Detail aus.

A. Werner, The Natives of British Central Africa. Mit 32 Illustrationen. London, A. Constable, 1906. 6 s.

Mit diesem Werke wird eine Reihe von Monographien eröffnet, welche die Eingeborenen im britischen Kolonialreiche behandeln sollen. Nicht ohne ein Gefühl von Trauer bemerkt der Herausgeber in der Vorrede, daß man in dieser Richtung in England zurückgeblieben sei, daß das Völkerkunde-Museum in Berlin zehnmal so viel Gegenstände besitze als das britische Museum und daß später die Engländer nach Berlin würden gehen müssen, um dort die nötigen Studien über die Rassen ihrer eigenen Kolonien zu machen, wenn die Kultur jene schon ganz verändert habe. Daher diese Reihe anregender Schriften. „Britisch-Zentralafrika" umfaßt die Landschaften um den Njassasee, die uns zuerst durch Livingstone näher gerückt wurden, bewohnt von Bantustämmen sehr verschiedener Art, die sich immer mehr mischen, aber meist durch Deformierungen — die Lippenpflöcke (Pelele), Zahnfeilungen usw. — auffallen, und bei denen der Spiritismus in einer Weise ausgebildet ist, daß unsere Vertreter dieser „Wissenschaft" dort in die Schule gehen könnten. Was nach den Mitteilungen des Missionars Macdonald, der drei Jahre dort lebte, berichtet wird, ist recht erbaulich. Die Toten erscheinen in sichtbarer Gestalt und wandeln umher, und in gewissen Wäldern kann man sie Gespräche führen hören. Von Belang sind die Berichte über die religiösen Anschauungen, wobei wir z. B. erfahren, daß zwischen Moral und Seuchen ein Zusammenhang besteht. Wo die Sitten rein sind, genesen alle von den Blattern Ergriffenen, während in sündigen Dörfern alle erliegen. Die Schöpfungsgeschichte wird ausführlich erzählt, im Anschlusse an vermeintliche Fußspuren in den Kapirimtiya-Bergen, die von den ersten dort entstandenen Menschen herrühren. Für alles und jedes gibt es Schutzmedizinen, und die Neger, die mit einer Krokodilmedizin versehen sind, baden ruhig in dem Shireflusse, der reich an diesen Sauriern ist. Eine andere Medizin macht den Schützen unfehlbar, und ein mit Namen bezeichneter Engländer benutzte sie auch im guten Glauben auf der Jagd. Kannibalismus, einst weiter verbreitet, ist noch in Spuren

vorhanden. Für die Anfänge des Eigentums an Grund und Boden ist es von Belang, zu erfahren, daß der Neger einfach in das unkultivierte Land geht, dort ein Stück zum Gartenbau sich wählt, durch ausgesteckte Grasbüschel bezeichnet und nun für immer in dessen ungestörtem Besitze bleibt (S. 179). Die Jagd unterliegt noch keinen Schongesetzen der Briten, und zeitweilig war starke Verminderung des Wildstandes bemerkbar, der aber dann wieder zunahm. Sehr sinnreich sind die verschiedenen genau beschriebenen Arten von Fallen. Die Weberei und das Spinnen ist ausschließlich Sache der Männer, nicht, wie sonst gewöhnlich der Fall, der Frauen. Sehr reich ist der Abschnitt über Folklore, viele Rätsel werden mitgeteilt, worunter ein solches über das Ei nicht fehlt: „Außen weiß wie Milch, drinnen eine kristallklare Quelle und ein goldener Apfel." Märchen werden viele mitgeteilt, doch sind hier arabische Einflüsse und Anklänge an 1001 Nacht bemerkbar, sogar schon europäische.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Die dekorative Kunst Kretas im Bronzezeitalter ist der Titel einer Arbeit, die Edith H. Hall, bekannt als Teilnehmerin an den amerikanischen Grabungen auf der Insel (Gournia usw.), in den „Transactions of the Department of Archaeology" des „Free Museum of Science and Art" der Universität von Pennsylvanien (Bd. II, Teil 1, 1906) veröffentlicht hat. Das Bronzezeitalter Kretas entspricht der minoischen Epoche, der Zeit vom 3. bis 1. Jahrtausend v. Chr. Sie ist von englischen Forschern eingeteilt worden in eine frühminoische, eine mittelminoische und eine spätminoische Periode, deren jede in drei Unterperioden zerfällt. Die Verfasserin legt ihren Ausführungen die Funde von bemalten Gefäßen zugrunde und charakterisiert die Entwickelung der dekorativen Kunst während jenes 2000 Jahre umfassenden Zeitraumes wie folgt: Zu Beginn desselben wurde der künstlerische Sinn des Bewohners von Kreta durch die einfachsten linearen Ornamente, besonders durch das Zickzackmuster, zufriedengestellt. Der Gebrauch des Pinsels beeinflußte die Umbildung dieses geradlinigen in ein krummliniges Ornament, und es folgen viele Versuche darin in der frühminoischen Periode III. Darunter befinden sich viele Motive, die wie wirkliche Gegenstände aussehen und den primitiven Sinn für nachahmende Kunst verraten. Gelegentlich auftretende konventionelle naturalistische Zeichnungen setzen sich mit steigendem Realismus durch die mittelminoische Periode II fort, typischer aber ist dort das nicht nachahmende Ornament, das eine große Mannigfaltigkeit sowohl einfacher Motive wie komplizierter Zeichnungen mit Berücksichtigung von Gleichgewicht, Rhythmus und Harmonie einschließt. Einige dieser nicht nachahmenden Zeichnungen erreichen einen hohen Grad künstlerischer Vollendung, andere sind roh und phantastisch. Das Vorwiegen dieser Klasse von Zeichnungen läuft der Verwendung der Mehrfarbentechnik parallel. In der mittelminoischen Periode III überwiegen rein naturalistische Zeichnungen die nicht nachahmenden, und ihre Einführung ist teilweise ägyptischem Einfluß zuzuschreiben; indessen sind kretische Zeichner, geübt durch lange Erfahrung in der Anwendung von Linie und Farbe, imstande, sich sowohl naturalistischere als auch mehr dekorative Wirkungen zu wahren, als ägyptische Künstler. Dieser Wechsel zu einem naturalistischen Stil tritt auf Töpfereiwaren zutage, die aus technischen Gründen als direkt von Erzeugnissen der mittelminoischen Perioden I und II herstammend betrachtet werden müssen. Außerdem sind die nicht nachahmenden Muster aus vorangehenden Perioden noch häufig, so daß vor der Einführung des naturalistischen Stils kein plötzlicher Bruch mit jenem anzunehmen ist. In der folgenden spätminoischen Periode I herrscht der nämliche naturalistische Stil vor, und verschiedene neue Wege zur Kombination naturalistischer Motive werden gefunden. Auch ist eine große Menge nicht nachahmender, aus den früheren und mittleren Perioden hergenommener Motive in Gebrauch. In der Zeit der großen Paläste in Knossos und Phaistos ersetzen konventionelle und konventionalisierende Blumen teilweise die naturalistischen Motive. Es macht sich der Beginn einer Tendenz, die Flächen in kleine Felder zu teilen, bemerkbar. In der spätminoischen Periode III („mykenische" Zeit) werden Zeichnungen weder der Natur angepaßt noch erfunden, sondern verdorbene Formen naturalistischer Motive verständnislos nachgeahmt. Des Künstlers Hauptzweck ist es, die Felder oder Zonen, in die er seine Flächen einteilt, mit Ornamenten zu bepacken, ein System, das nicht nur den Mangel künstlerischer Originalität verrät, sondern auch das Nahen eines rein geometrischen Stils ankündigt.

— Eine allgemeine Übersicht über das Klima von Halle a. S., vom Saal- und Mansfelder Seekreis gibt Alb. Koch (Inaug.-Diss. von Halle 1907). Das Gebiet gehört in thermischer Hinsicht der Übergangszone zwischen dem Seeklima der Westküsten Europas und dem Festlandklima Osteuropas an. Die ideale Temperaturverteilung wird durch mancherlei Einflüsse abgeändert, namentlich durch die Höhenlage. Dabei zeigt sich im Winter ein Gefälle der Temperatur von West nach Ost. Im Jahresmittel liegt unsere Gegend zwischen den Isothermen von 8 bis 9° zum größeren, zwischen denen von 7 bis 8° zum kleineren Teile. Der Juli hat höchste Temperatur, der Januar die niedrigste; der August ist wärmer als der Juni; der rascheste Anstieg erfolgt vom März zum April. Die mittlere Jahresschwankung beträgt ziemlich genau 19°. Eine Temperatur von 0° oder weniger herrscht an 37, von 5° und mehr an 227 Tagen, von 10° und mehr an 166, von 15° und mehr an 109 Tagen; die Zeit der vollen Vegetation beträgt für Halle fast 24 Wochen. Die größten Tagesschwankungen pflegen im Mai aufzutreten, den kleinsten Betrag bemerken wir im Dezember. Als Frosttage ergeben sich für Halle 84 im Durchschnitt, als Eistage 25, als Sommertage 33, während vergleichsweise für Erfurt ermittelt wurden 113 Frost-, 36 Eis- und 26 Sommertage. Die größten und kleinsten Werte der drei Arten von Tagen waren für Halle: Frosttage 117 in 1881, 43 in 1898; Eistage 43 in 1895, 0 in 1898; 50 in 1889, 19 in 1891.

— Die Regenverhältnisse Ungarns schildert K. Hegyfoky (Földrajzi Köslem., 34. Köt., 1906), dem ein Zeitraum von 54 Jahren durch Aufzeichnungen zur Verfügung steht. Das Jahr 1895 war mit 912 mm das regenreichste, 1863 das trockenste mit 462 mm. Auf Grund der Zusammenstellungen muß Verfasser feststellen, daß die Niederschlagsmenge im Abnehmen begriffen ist. Seit 1883 weist die Linie kaum merkliche Abweichungen vom Mittelwerte auf; weder große Dürre noch starker Regenreichtum waren so andauernd wie in den sechziger Jahren. Wenn man die Graphikons der Brücknerschen Daten prüft, ergibt sich, daß es in Mitteleuropa in den Jahren 1781 bis 1810 feucht, von 1810 bis 1835 trocken, von 1836 bis 1855 ein wenig feucht, von 1856 bis 1865 trocken, von 1866 bis 1885 feucht war. Während der nördliche Teil Europas diese Schwankungen kaum verspürte, paßt sich Ungarn an diese Verhältnisse an, und besonders seit jener Zeit, wo die Daten bestimmter werden, ist diese Ähnlichkeit auffallend.

— Eine erneute hydrographische Untersuchung des Kamolondo-Lualaba hat, wie wir dem Brüsseler „Mouv. géogr." vom 17. Februar entnehmen, der in kongostaatlichen Diensten stehende dänische Marineleutnant Mauritzen im vorigen Jahr ausgeführt. Es handelt sich um das etwa 650 km lange Stromstück des Kamolondo oder Lualaba und des mit ihm vereinigten Luapula oberhalb der Schnellen der „Porte d'Enfer" (5° 20' südl. Br.) bis zu den Fällen von Kalengue oder Konde (9° 10' südl. Br.), das für die Erschließung Katangas von Bedeutung ist. Es hatte dort bereits Leutnant Lattes 1903 ähnliche Untersuchungen vorgenommen und erklärt, einigen Schwierigkeiten würde die Schiffahrt bei Hochwasser nur dort begegnen, wo der Kamolondo den Kissalesee verläßt. Zu dem gleichen Ergebnis ist Mauritzen gekommen. Auf der 400 km langen Strecke von Porte d'Enfer bis zum Austritt aus dem Kissale hat der Strom eine mittlere Breite von 500 m, gleichmäßige Tiefe und regelmäßigen Lauf; die Ufer sind gut ausgeprägt, so daß die schiffbare Rinne leicht einzuhalten ist. Einen anderen Charakter zeigt der Kamolondo auf der 250 km langen Strecke vom Kissale aufwärts bis zu den Kondefällen: er windet sich dort durch eine breite und niedrige Ebene, wo die jährlichen Schwellzeiten gewaltige Überschwemmungen verursachen. Es gibt dort ferner eine Reihe von Seen — Upemba, Kabele, Kabue, Kaibaiba — mit unbestimmten Ufern und mit dem Wasserstand des Flusses wechselnder Ausdehnung, die diesen zur Linken oder zur Rechten begleiten und mit ihm in Verbindung stehen. Daher wird der Fluß auf dieser Strecke einiger Arbeiten bedürfen. Im Kissalesee versperren Papyrus und andere Wasserpflanzen die

Passage, man müßte sie beseitigen und ihr Nachwachsen verhindern. Die Verhältnisse im Kissale gleichen denen im Weißen Nil oberhalb der Sobatmündung, und der Kissale spielt dieselbe Rolle wie dort der See No an der Mündung des Bahr-el-Ghasal. Es wäre also hier die gleiche Arbeit zu verrichten, wie sie die Engländer zur Beseitigung der Pflanzenbarren des Sedd im oberen Nil getan haben: dann wäre der Kissale für die Schiffahrt offen. Die Fälle der Porte d'Enfer lassen sich durch eine Eisenbahn überwinden, die auch schon seit längerer Zeit geplant wird, von der man aber schon wieder lange nichts gehört hat. Andererseits ist das Projekt, die Benguelaküste mit Katanga durch eine Bahn zu verbinden, in der Ausführung begriffen (vgl. Globus, Bd. 91, S. 195). Aber auch trotz dieser Bahn würde der Kamolondo dem örtlichen Verkehr zugute kommen.

— In Samoa ist man schon so weit vorgeschritten, daß dort eine deutsche Druckerei und Buchhandlung, die von E. Luebke, besteht, in deren Verlag jetzt eine von dem dortigen Oberrichter Dr. Schultz verfaßte, auf genauester Sachkenntnis beruhende Sammlung „Sprichwörtliche Redensarten der Samoaner“ erschienen ist, ein Werk, das 274 Seiten umfaßt und dem Verfasser, der die Landessprache völlig beherrscht, alle Ehre macht. Das geistige Leben des Volkes ist, im Gegensatz zu der zurückgebliebenen Industrie, rege entwickelt; die Rhetorik steht sehr hoch und ist sogar zum Berufe erhoben; die Redner gebrauchen feststehende, knappe Ausdrücke, die aus der Mythologie, der Geschichte oder den Vorgängen des täglichen Lebens entnommen sind. Solche Sprecher gibt es in jedem Dorfe, und ihr Amt, bei öffentlichen Gelegenheiten Reden zu halten, ist erblich. Interessant ist, daß je nach dem sozialen Unterschiede zwei Klassen von sprichwörtlichen Redensarten bestehen, jene, die Gemeingut des ganzen Volkes sind, und die Muagagana, die Schöpfungen und das Alleingut der höheren sozialen Schichten. Das meiste der mitgeteilten Sprichwörter hat der Verfasser selbst aus dem Munde des Volkes gesammelt; es ist viel Witz und Verstand darin, und die von Dr. Schultz den einzelnen Redensarten beigegebenen Erläuterungen enthalten auch ethnographisch Wertvolles. Eingeteilt sind die Sprichwörter in solche, die sich auf die Fischerei, die Jagd, Nahrung, das Handwerk, Spiele und Tänze der Samoaner beziehen.

— Die Veröffentlichung der Beobachtungen über Erdbeben in Österreich ist von der Erdbebenkommission der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften an die Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien übergegangen, die Nr. 1 als „Allgemeiner Bericht und Chronik der im Jahre 1904 in Österreich beobachteten Erdbeben“ in gleichem Format und Einteilung und unter demselben Titel wie die früheren einschlägigen Veröffentlichungen der Akademie jüngst hat erscheinen lassen. Das Heft zerfällt in drei Teile, einen allgemeinen Bericht, der Neuerungen in der Organisation des Beobachtungsdienstes bespricht, den Hauptteil, der die Einzelbeschreibungen der Erdbeben, nach Kronländern geordnet und von den Landesreferenten erstattet, enthält, und drittens eine kurze Jahresübersicht von Dr. V. Conrad mit drei tabellarischen Übersichten der Anzahl der Bebentage, der Anzahl der Beben und der Eintrittszeit der Beben nach Monaten und Kronländern. Der Übersicht entnehmen wir, daß im Jahre 1904 an 150 Tagen Erdbeben in Österreich beobachtet wurden und die Zahl der einzelnen Beben 204 betrug. Sie sind auf die einzelnen Kronländer sehr ungleich verteilt; so zählte man in Krain 47, in Dalmatien 28, in Steiermark 15, in Oberösterreich, Mähren, Schlesien usw. keinen einzigen Tag mit Erdbeben. Gr.

— Der Nephrit des Bodensees. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß neben den Archäologen auch die Geologen beginnen, sich mehr und mehr mit unserer Prähistorie zu befassen, um ihr maßgebendes Urteil in die Wagschale zu werfen. Wir brauchen da nur an die Arbeiten von Deecke, Blankenhorn, Wiegers in neuester Zeit zu erinnern, denen sich jetzt Prof. Kalkowsky mit einer Arbeit „Der Nephrit des Bodensees“ (Sonderabdruck aus den Abhandlungen der „Isis“, Dresden 1906) anschließt, die allerdings vorwiegend mineralogisch ist, aber auch für den Prähistoriker viel Wissenswertes enthält. Zu der Herkunftsfrage, die ja neuerdings im Sinne der Verneinung des orientalischen Ursprungs gelöst erscheint, nimmt Kalkowsky keine Stellung; aber sonst lernen wir durch seine Untersuchung von 350 Bodenseenephriten sehr viel. Zum ersten Male zeigt er uns die Massenhaftigkeit der Nephritbeile usw. im Bodensee nach möglichst sorgfältigen Zählungen und Schätzungen. Bisher sind 3000 Stück im Gewichte von 600 kg aufgefunden worden. Das ist aber nur ein kleiner Bruchteil der von den dortigen Pfahlbauern benutzten Nephrite. Nach oberflächlicher Schätzung haben diese nicht weniger als 30 000 Beile und Beilchen im Gewichte von 6000 kg benutzt. Der hohen Zahl fügt aber Kalkowsky hinzu: Das Eigengewicht des Nephrits ist ungefähr gleich 3: das ergibt 2 cbm Nephrit, und das ist wenig. Dem Rauminhalte nach ist daher die Menge des am Bodensee verarbeiteten Nephrits nur gering. Durch das Studium der Sammlungen und durch Nachfragen konnte Kalkowsky feststellen, daß die Pfahlbauten des Sees einen gleichmäßigen Reichtum an Nephrit besitzen, auch waren alle Abarten gleichmäßig verbreitet. Geröllform, aus der die Beile hervorgegangen, war am Bodensee nicht festzustellen, dagegen zeigt der Neuenburger See echte Gerölle. Bezüglich der Bearbeitung des überaus harten Nephrits weist Kalkowsky nach, daß diese meist durch Sägen erfolgte, nicht durch Schleifen und Schlagen, wenn auch einzeln das Schleifen nachträglich stattfand. Wesentlich für die Beurteilung ist auch, daß die Nephrite des Bodensees zum Teil verschieden sind von denen der Schweizer Seen. Schwierig ist die Sonderung der Abarten, und hier gibt der Verfasser dem normalen Auge des Beobachters bei den Ordnungsversuchen den Vorzug. Er unterscheidet schließlich gemeine Gesteins-Nephrite, homogene schiefrige Nephrite und wellige Nephrite, die dann mineralogisch näher gekennzeichnet werden.

— Seit im verflossenen Jahre Mrs. Jayne ihr umfangreiches Werk „String Figures, a Study of Cat's Cradle in many Lands“ veröffentlichte, konnte man glauben, daß die Forschung über das weitverbreitete Fadenspiel nunmehr abgeschlossen sei. Dem ist aber nicht so, denn über seine Verbreitung und Spielart in Afrika erhalten wir jetzt drei sehr eingehende neue Berichte im Journal of the Anthropological Institute, XXXVI. Aus Südafrika weist es Haddon nach, Parkinson behandelt es bei den Joruba und Cunnington in Zentralafrika. Wechseln auch die Benennungen, treten hier und da zu den reich vorhandenen noch einige neue Formen und Methoden auf, so bleibt sich das Spiel doch im ganzen sehr gleich. Die drei Arbeiten ergänzen das Werk der Mrs. Jayne und zeigen aufs neue, daß wir es hier mit einem Weltspiele zu tun haben.

— Woher die blonden Juden stammen, darüber ist schon recht viel geschrieben worden. Jetzt hat Dr. M. Fishberg in New York, der sich eingehend mit der Anthropologie der Juden befaßt, diese Frage wieder aufgegriffen und zu beantworten versucht (Zeitschr. f. Demographie u. Statistik der Juden, 1907, Heft 1 und 2). Die einen nahmen schon früher an, daß eine Mischung mit nordeuropäischen Rassen die Ursache sei, während andere darauf hinwiesen, daß schon die Bibel hellfarbige Juden bezeugt, auch die blonden Amoriter durch Vermischung mit den Hebräern auf den Ursprung der Blondheit Anspruch hätten. Die Untersuchungen von Fishberg zeigen nun, daß der sog. arische oder teutonische Typus (hoher Wuchs, Blondheit, Langköpfigkeit) bei den zahlreichen von ihm untersuchten Juden fehlt, dagegen slawische Beimischung vorhanden sei, auf die er die Blonden zurückführt. Fishberg geht rein anthropologisch vor; auf geschichtliche Beweise, welche die Mischung feststellen, läßt er sich nicht ein, wiewohl die Ehegesetze von beiden Seiten, Christen und Juden, dem entgegenstanden, und Mischungen im größeren Maßstabe (z. B. mit den Chazaren) nur da vorkamen, wo die Religion eine gleiche war. Nicht beachtet ist ferner, daß die typische Erscheinung, abgesehen von der Farbe der Haare und Augen, bei beiden, den Blonden und Brünetten, keinerlei Unterschiede zeigt. Die Blonden finden sich unter den Juden aller Länder; richtig ist, wie Fishberg nachweist, daß ihre Zahl unter den nördlichen Juden (32 Proz. in den baltischen Provinzen) stark zunimmt gegenüber den südlichen (Nordafrika und Italien etwa 5 Proz.).

— Über die französische Gradmessung in Ecuador wurde zuletzt auf S. 179 des 88. Globusbandes berichtet. Die Notiz bezog sich auf den Fortgang der Arbeiten im Jahre 1904, und es wurde darin bemerkt, daß diese auch noch die Jahre 1905 und 1906 in Anspruch nehmen würden. Im vorigen Jahre ist denn auch die Messung, die 1900 begonnen wurde, in der Tat zu Ende geführt worden, doch werden die Rechnungen noch geraume Zeit in Anspruch nehmen. Das Jahr 1905 brachte den Tod eines der Mitglieder der Mission: der Kapitän Massenet starb im November in Cuenca. Im selben Jahre gingen die Kapitäne Peyronnel und Lallemand nach Nordperu und legten die Positionen der letzten Triangulationsstationen und der Kontrollbasis fest. Im November 1905 begann Kommandant de Fonlongue mit

Kapitän Durand die Schlußarbeiten bei Piura, und im Februar 1906 waren die Triangulations-Winkelmessungen und die Basismessung 4 km südlich von Huaca beendet. Diese Basismessung geschah zunächst dreimal nach dem Jäderinschen System der Doppeldrähte, worauf noch eine vierte — und zur Hälfte der Basis eine fünfte — Messung mit einmetallischen Stäben erfolgte. Nivellements vom Westende bei La Buse nach der Station bei Arenal und von da der Eisenbahn nach Payta entlang verbanden sodann die Basis mit dem Flutmesser am dortigen Hafen und weiter mit dem Observatorium. Schließlich bestimmten Foulongue und Kapitän Noirel die Differenz der Länge zwischen Cuenca und Payta, die somit auch mit der Länge von Quito verbunden war. Diese Arbeit begegnete großen Schwierigkeiten infolge des mangelhaften Zustandes der Telegraphenlinien in Peru und Ecuador, die für eine Länge von etwa 900 km benutzt werden mußten. Gleichzeitig war das astronomische Azimut der letzten Seite der Triangulation — vom Payta-Observatorium nach Cerro de Chacan — bestimmt worden. In Ecuador läuft die Dreieckskette über das interandine Tal, während die Stationen auf den beiden parallelen Gebirgsketten liegen. Im peruanischen Gebiet war es nötig, die Kette nach Westen umzubiegen, um mit immer kleiner werdenden Dreiecken an der Basis anzukommen. Von Erco los Pozos aber wäre es leicht, die hohen peruanischen Gipfel sehr schnell anzuschießen und den Messungsbogen die Kordilleren entlang geradenwegs durch Peru fortzuführen.

Die Kosten für die Ausführung dieses großen wissenschaftlichen Werkes hatte die französische Regierung übernommen, die jedoch, als es nicht so schnell beendet werden konnte, als gehofft war, mit dem Gelde knauserte. Nur das Eintreten des Prinzen Roland Bonaparte mit einer Summe von 100000 Fr. sicherte die programmäßige Durchführung des Planes.

— **Wissenschaftliche Arbeiten der Phillips-Akademie in Andover.** Die Zahl der Veröffentlichungen auf archäologischem und ethnographischem Gebiete, die von Anstalten in den Vereinigten Staaten ausgehen, denen reiche Mittel zur Verfügung stehen, ist immer noch im Wachsen begriffen. Zu Andover im Staate Massachussets besteht eine Phillips-Akademie, die ein schönes Gebäude, Hörsäle und ein reiches amerikanisch-archäologisches Museum besitzt. R. S. Peabody ist für dieses auf seine Kosten erbaute Institut ein überaus gütiger Mäcen, so daß er Expeditionen ausrüstet und die Kosten für Anschaffungen trägt. Die Liste der Sammlungen zeigt schon jetzt 56000 Nummern. Seit 1904 gibt die Akademie Bulletins heraus, die über den Fortgang der Arbeiten berichten; die an Steingeräten sehr roher Form reiche Jakobs-Höhle in Missouri wurde erforscht, die steinernen, keineswegs aufgeklärten Anhängsel und Schmuckstücke, die man als Gorgets bezeichnet, werden einer langen Untersuchung unterzogen und der Bericht über eine Expedition von Warren Moorehead in Neu-Mexiko und Arizona mitgeteilt, der reiche Ausbeute für das Museum lieferte. Bis jetzt sind drei solcher Bulletins mit vielen schönen Abbildungen und zu sehr billigem Preise erschienen.

— **Die Japaner auf Sachalin.** Nach russischen Nachrichten entwickeln die Japaner auf dem Teile der Insel Sachalin, der ihnen durch den Frieden von Portsmouth zugefallen ist, eine ungewöhnliche Tätigkeit. Über 15000 japanische Kolonisten haben sich schon in diesem Teile der Insel angesiedelt. Eine Eisenbahn verbindet Korsakowsk (an der Aniwa-Bai) mit dem nördlicher gelegenen Wladimirowsk, auch sind die Vorarbeiten zum Bau einer zweiten Bahnlinie von Wladimirowsk nach der Küste zu schon beendet. In Korsakowsk erscheint eine japanische Zeitung „Karasto Simpo", auch sind dort seit der Besitzergreifung durch die Japaner mehr als 600 neue Häuser erbaut worden. Die Fischerei ist Privatunternehmern übergeben und liefert schon jetzt bedeutende Erträge.

— **R. Volk** veröffentlicht in den Mitteil. d. naturh. Museums in Hamburg, 23. Jahrg., 1906, 2. Beiheft, Studien über die **Einwirkung der Trockenperiode im Sommer 1904 auf die biologischen Verhältnisse der Elbe bei Hamburg.** Er zeigt, daß das Tier- und Pflanzenleben weder obernoch unterhalb der Städte Hamburg und Altona irgend welche erkennbare Schädigung erlitten hatte. Selbst während der größten Wasserarmut ist der Sauerstoffgehalt des Elbwassers ein so hoher geblieben, daß eine Schädigung der Fische durch Sauerstoffmangel unbedingt ausgeschlossen war. Jedenfalls hat die Trockenperiode des Hochsommers 1904, die eine Wasserarmut der Elbe zur Folge hatte, wie sie seit vielen Jahrzehnten nicht beobachtet war, den Beweis geliefert, daß der Strom die ihm durch die Sielwässer bei Hamburg zugeführten fäulnisfähigen Stoffe auch unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen ohne Schädigung seiner tierischen Bewohner aufzunehmen imstande ist; die Selbstreinigungsvorgänge im Strombette sind so bedeutend, daß von einer die Fischerei schädigenden organischen Verschmutzung der Unterelbe nicht die Rede sein kann, trotzdem das Wasser im Flusse bereits stark verschmutzt in der alten Hansestadt eintrifft.

— **Otto Dorscheid** beschäftigt sich in der „Meteorolog. Zeitschr.", 1907, Heft 1, mit der **mittleren Dauer des Frostes auf der Erde**, wobei er seine Untersuchungen auf die zusammenfassenden klimatologischen Publikationen meist offiziellen Charakters stützte. Freilich lassen dabei das nördliche Asien und Amerika den Forscher ziemlich im Stich, aber auch von Frankreich liegen befremdenderweise keinerlei brauchbare Temperaturmittel vor. Je längere Beobachtungsreihen vorliegen, je richtiger werden sich natürlich die Ergebnisse gestalten und vergleichen lassen. Störend tritt freilich dabei immer wieder der Faktor auf, daß wir selbst in Deutschland noch keine Einheitlichkeit in der Ermittelung der Tagesmittel der Temperatur aufzuweisen haben. Zunächst beschäftigte sich Dorscheid mit der Änderung der Frostdauer mit der Höhe im Gebirge, wobei namentlich sächsische Verhältnisse zugrunde gelegt wurden. Die Tabellen lehren, daß die Frostdauer mit der Höhe zunimmt, doch in verschiedenen Höhenstufen mit recht verschiedener Geschwindigkeit. Am Fuße des Gebirges ist die Zunahme eine ganz beträchtliche, sie wird aber von Stufe zu Stufe stets geringer. Im einzelnen konnte festgestellt werden, daß im Erzgebirge die Zunahme der Frostdauer anfangs mit der Höhe sich vergrößert, um dann von etwa 600 m Höhe ab regelmäßig abzunehmen. In den Sudeten ist die Zunahme bis zu dieser Höhe unregelmäßig; bei weiterem Ansteigen nimmt der Wert ab, um in 1100 m Höhe wieder zuzunehmen. Das Erzgebirge läßt dieselbe Erscheinung erkennen, auch der Böhmerwald und das böhmisch-österreichische Gebirge verhielten sich analog. Man kann allgemein sagen, daß im Gebirge die Frostdauer mit der Seehöhe zunimmt, daß jedoch diese Zunahme keine vollständig gleichmäßige ist. Im allgemeinen ist die Zunahme auf der Nordseite der Gebirge stets größer als auf der Südseite. Doch läßt im Erzgebirge, in den Sudeten und im Riesengebirge sich die Wahrnehmung machen, daß die Südseite trotz ihrer Südexposition in den Tiefen eine längere Frostdauer besitzt als die Nordseite, was sich wohl durch die Beckengestalt von Böhmen erklärt. Sicher steigt ferner der Frost im Herbst viel rascher von der Höhe herab, als er im Frühjahr wieder emporweicht. So braucht er in Sachsen beispielsweise, um von 1200 m auf 100 m herabzusteigen, 54 Tage, dagegen benötigt er zum Hinaufsteigen volle 72 Tage. Die Zeit, welche die Sonnenstrahlen brauchen, um im Frühjahre die Schneedecke zu schmelzen und den Boden aufzutauen, entspricht der Verzögerung des Eintrittes der frostfreien Zeit im Vergleich zum Eintritt der Frostperiode. Die mittlere Veränderlichkeit des Frostes nimmt im gemäßigten Europa und Asien von Westen nach Osten ab. Verfasser verheißt weitere Mitteilungen.

— **Der Abgang der neuen belgischen Südpolarexpedition** erscheint gesichert, da sich in Belgien ein reges Interesse für sie kundgibt und auch die belgische Regierung es an ihrer materiellen Hilfe nicht fehlen lassen dürfte. Ihr Leiter ist **Henryk Arctowski**, der als Geologe, Meteorologe und Ozeanograph an der ersten belgischen Südpolarexpedition teilgenommen hat und seitdem eifrig für die Fortführung der Südpolarforschung eingetreten ist, auch als einziger dem Polarforscherkongreß in Brüssel im September v. J. mit einem gut ausgearbeiteten Programm dafür hat aufwarten können. Arctowski nimmt die Idee Weyprechts, die vor einem Vierteljahrhundert für das Nordpolargebiet in die Tat umgesetzt worden ist, für die Antarktis wieder auf, ihm schwebt die Errichtung internationaler Zirkumpolarstationen vor. Er will indessen erst die Vorbedingungen dafür durch eine geographische Erforschung der Umrisse der Antarktis geschaffen wissen, und diesem Zwecke soll mit die geplante belgische Vorexpedition dienen. Ihr Forschungsfeld werden die südpolaren Küsten und auch ihr Inneres westwärts von der amerikanischen Antarktis bis zum King Edward VII.-Land sein, das die englische Südpolarexpedition östlich vom Victorialande entdeckt hat. In dieser Gegend ist die erste belgische Südpolarexpedition etwa bis 102° w. L. vorgedrungen, wobei sie Anzeichen naher Küsten gefunden hat. King Edward VII.-

Land liegt unter 150° w. L. Über das Gebiet, das dazwischen sich ausdehnt, weiß man wenig oder nichts. Auch in das Innere des vermuteten Kontinents soll mit Hilfe von Schlittenautomobilen, für deren Verwendbarkeit und Nützlichkeit Arctowski von jeher eingetreten ist, vorgedrungen werden. Ferner liegt die Erforschung der Roßschen Eisbarriere im Plan, von der Arctowski annimmt, sie sei die Stirn einer Gletscherfläche, die einen vom King Edward VII.-Lande im Osten und vom Victorialande im Westen begrenzten großen Meerbusen überzieht. Die Kosten der Expedition, die mit mindestens einer Überwinterung rechnet, sind auf 800 000 Fr. veranschlagt. Ob sie in diesem Jahre (Oktober) bereits aufbrechen kann, ist allerdings noch nicht sicher und wohl auch nicht wahrscheinlich. — Übrigens hat Charcot für die geplante französische Südpolarexpedition die Mittel offenbar noch nicht beisammen.

— Kapitän G. E. Smiths Bericht über die deutsch-englische Grenzexpedition (1904/05) von Karungu (südlich der Ugowe-Bai) am Ostufer des Victoria Njansa bis zum Nordabhang des Kilimandjaro (436 km) wird im Märzheft des „Geogr. Journal" von 1907 (S. 249 bis 269) unter Beifügung einer kleinen Übersichtskarte ausführlich mitgeteilt. Deutscherseits war Hauptmann Schlobach an den Vermessungsarbeiten beteiligt. Die Gegenden vom See bis zum Ostafrikanischen Graben längs der deutsch-englischen Grenze hatte bisher noch keine Expedition berührt. Der einzige Europäer, der diese Landschaften freilich mehr durchirrt, als durchforscht hat, war Oskar Neumann (1893/94), der von Nguruman (nördl. des Natronsees im Ostafrikanischen Graben) in nahezu direkt westlicher Richtung die Landschaft Saschi am Victoria Njansa erreichte. Sein Marsch verlief demnach südlich der deutsch-englischen Grenze. Aus dem Bericht des Kapitäns Smith ergeben sich einige geographische Neuigkeiten. In einer Entfernung von etwa 80 km vom Victoria Njansa (1133 m ü. d. M.) erhebt sich ein 1888 m hoher, bewaldeter Gebirgszug „Isuria", vermutlich der höhere Teil des Hügellandes „Kossowa" (1500 m) der früheren Forscher, an dessen Ostseite der Engare Dabash oder Mara-Fluß (45 m breit und 6 m tief) vorbei nach Südwesten zum See sich wendet. In den anderen Tälern des Gebirgslandes trifft man selten auf Wasser. Die Wasserscheide bildet der Berg Ndasegera (2530 m), etwa 180 km vom See und 30 km vom Graben entfernt. Das Hochplateau in seiner Umgebung, vortreffliches Weideland und ziemlich wasserreich, ist trotzdem völlig unbewohnt. Auf ihm entspringt der Ewaso (Guaso) Nyiro, der in den Natronsee fließt; östlich von seinem Oberlauf liegt der 226 qkm große Sodasee „Magadi".

— Herzog Philipp von Orleans, der im Sommer 1905 durch seine Fahrt mit der „Belgica" zur Erweiterung unserer Kenntnis der grönländischen Ostküste in dankenswerter Weise hat beitragen können, plant für dieses Jahr eine Fahrt in die sibirischen Gewässer. Er will im Mai, wieder mit der „Belgica", aufbrechen und zunächst ins Karische Meer gehen, von da, soweit es die Eisverhältnisse zulassen werden, weiter ostwärts der sibirischen Küste entlang. Tiefenmessungen, magnetische und meteorologische Beobachtungen sind des Herzogs Hauptzweck auf dieser neuen Fahrt. Das Schiff führt wiederum de Gerlache, der Leiter der belgischen Südpolarexpedition von 1897/99. Außerdem werden ein dänischer Marineoffizier, Leutnant C. Rachlew, ein Arzt und ein Zoologe teilnehmen.

— Baurat Gugenhan in Stuttgart hat nunmehr gewissermaßen als Ergänzung zu seinem schon neulich in dieser Zeitschrift angezeigten umfangreicheren Werk über die Eiszeit eine Broschüre unter dem Titel erscheinen lassen: Der Stuttgarter Talkessel von alpinem Eise ausgehöhlt. Das Resultat, zu dem er kommt, ist in den zwei Sätzen enthalten, daß der Stuttgarter Talkessel als Folge des Einbruches des Aare-Rheineises in die heutige oberrheinische Tiefebene ausgehöhlt worden sei, und daß er ein „Schlagloch" sei, das dadurch entstanden wäre, daß das im Kerschtal aufwärts nach Westen geschobene Eis über den nördlichen Talhang nach dem vom Filseis bei Cannstadt geschaffenen Durchbruch abgefallen sei. Gr.

— Eine neue vulkanische Insel war im Dezember v. J. an der Küste von Arakan, etwa 15 km nordwestlich von Chebuda Island, entstanden. Sie wurde am 31. Dezember, etwa 14 Tage nach ihrer Entstehung auf Veranlassung der indischen Marine Survey untersucht, und das Ergebnis teilt A. Mostyn Field vom Hydrographic Departement der Londoner Admiralität in der „Nature" (28. Februar 1907) mit. Die größte Längenausdehnung der Insel beträgt gegen 300 m, die größte Breite etwa 200 m, die höchste Spitze liegt 6 m über dem Meere. Abgesehen von der nächsten Nähe des Ufers wurden durch die Lotungen keine Veränderungen des Meeresbodens den Angaben der Seekarte gegenüber festgestellt. Am Nordrande sind die Kräfte, die die Insel gehoben haben, noch tätig, es fließen dort einige heiße Schlammquellen über. Auf der Westseite ist sie steiler geworden. Die Temperaturmessungen ergaben folgendes: Die Insel zeigte an der Oberfläche die Temperatur der Atmosphäre, nämlich 27° C, 0,6 m tiefer 35,6° C, 0,9 m tief 40° C. Auf dem Gipfel dagegen, offenbar dem Hauptkrater, wurden 0,3 m unter der Oberfläche 40° C, 0,6 m 42,2° C, 0,9 m 59° C und 1,05 m 64,4° C gemessen. Die Insel erstarrt sichtlich, aber die Tätigkeit der Wellen und der Einfluß von Ebbe und Flut greifen sie schon jetzt beträchtlich an und lassen ihre Spuren in dem in der Farbe veränderten Wasser zurück. Die Seekarten zeigen in der Nachbarschaft mehrere Schlammvulkane. Es wurden Treibholz, Sand und Steine gefunden und 14 Arten Pflanzensamen gesammelt. Es scheint, daß die Insel ganz aus graubraunem Schlamm von überall gleicher Art besteht. Dazwischen gemischt sind einige kantige Gesteinsstücke verschiedener Art. Sie müssen mit dem Schlamm emporgeworfen sein und umfassen: Teile von blättrigem Sandstein, ein festes graues Gestein von kalksteinartigem Aussehen, das aber nur teilweise in scharfen Säuren löslich ist, Klumpen von kristallinischem Kalkspat und einen weichen grünen Stein, wahrscheinlich basischer plutonischer Art. An jenem 31. Dezember war die Oberfläche von der Sonne getrocknet und gehärtet, so daß sie leicht das Gewicht eines Menschen ertragen konnte. Sie ist überall sehr uneben, hat ein knotiges und blasiges Aussehen und ist infolge des Einschrumpfens beim Trocknen von tiefen Spalten aufgerissen. Auf der Nordseite der Insel finden sich einige kleine Löcher. Drei von ihnen öffnen sich in runde Becken flüssigen Schlammes, zu dessen Oberfläche große Gasblasen beständig aufsteigen. Dieses Gas riecht nach Schwefel, ist nicht entzündbar und nicht verbrennbar. Ein langes Dasein dürfte der Insel in anbetracht des sie bildenden Materials nicht beschieden sein; wahrscheinlich werden die heftigen Regen des Südwestmonsuns und die Wellentätigkeit sie schnell zerstören, falls nicht neue Massen ausgeworfen werden.

— Als dickbändiges Werk von 1012 Seiten in Quartformat hat das United States Weather Bureau in Washington eine von Henry verfaßte Klimatologie der Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinen lassen, die alles in der Periode 1870 bis 1903 dort gesammelte klimatologische Material in bequemer und übersichtlicher Weise zugänglich macht. Die Einleitung bringt kurze Bemerkungen über die Entwickelung des meteorologischen Dienstes in den Vereinigten Staaten von 1830 an; der erste Hauptteil ist eine zusammenfassende Klimatologie der Vereinigten Staaten, durch textliche Behandlung der klimatischen Hauptfaktoren, die durch einen klimatologischen Atlas von in den Text zerstreuten 32 Sondertafeln, sowie eine Anzahl Diagramme von Barographen- und Thermographenkurven usw. erläutert wird. Auf den Tafeln findet die Verteilung der mittleren Temperatur im Jahre, Januar und Juli, der mittleren und absoluten Temperaturextreme, der Schwankungen der Temperatur, des Fortschreitens barometrischer Maxima und Minima und ihrer Begleiterscheinungen, einer Anzahl von Kältewellen und ihres Fortschreitens nach Süden, der mittleren Verteilung des Niederschlages usw. ihre Darstellung. Der zweite Teil enthält die tabellarische Zusammenstellung der Werte für eine Anzahl klimatologischer Elemente, besonders Temperatur, Niederschlag und Wind für eine Auswahl von Stationen, und eine kartographische und tabellarische Übersicht der klimatologischen Stationen. Der dritte, umfangreichste Teil (beinahe 900 Seiten), behandelt die Klimatologie der einzelnen Staaten je durch eine kurze textliche Übersicht, eine Aufzählung der Stationen, eine kurze tabellarische Übersicht der hauptsächlichsten klimatischen Elemente und ausführlichere textliche und tabellarische Mitteilung der Daten von den Einzelstationen. Es ist nur bei dem sonst so vorzüglichen Werke zu bedauern, daß alle Werte in englischem Maße gegeben werden mußten. Gr.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 14. BRAUNSCHWEIG. 11. April 1907.

Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Kanton Wallis).

Von L. Rütimeyer. Basel.

(Schluß.)

Andree führt auch Umzüge verwandter Masken an aus anderen Gegenden der mitteleuropäischen Alpenländer und deren weiterer Umgebung[9]), wobei darauf hingewiesen wird, daß sie in einen größeren Kreis von germanischen Maskenumzügen hineingehören, die, aus heidnischer Zeit stammend, schon durch Predigten christlicher Geistlicher aus dem 6. und 7. Jahrhundert verboten wurden. Es wird eine solche Predigt zitiert, in der es heißt, daß die Heiden an den drei Kalenden des Januars monströse Gesichter vornehmen, den Hirsch spielen, in Tierfelle sich kleiden und Tierhäupter sich aufsetzen.

In den Alpenländern speziell werden als Verwandte der Perchtenläufe aufgeführt die maskierten Umzüge der Glöckler in Oberösterreich, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, auch Faschingsgebräuche in den bayerischen Alpen, wo vermummte Burschen kupferne Schellen an Riemen tragen. Für alles Nähere muß hier auf die interessante mehrfach erwähnte Arbeit und deren Tafeln hingewiesen werden. Es sei nur noch zum Schluß eine von Andrian zitierte Darstellung in der Salzburger Zeitung von 1861 hier angeführt, die ebenfalls viel Ähnliches mit unseren Lötschentaler Gebräuchen zeigt und dabei den Namen „Schemenlaufen“ hat. Diese Zeitungsnotiz sagt[10]):

„Am unsinnigen Donnerstag (d. i. der Donnerstag vor dem Faschingssonntag) ist es an manchen Orten Salzburgs Sitte, in Fastnacht Schemen zu laufen. Burschen ziehen sich über dunkle Beinkleider Hemden an, schwärzen sich das Gesicht mit Ruß und vermummen es mit einem schwarzen Tuch oder durch Larven. Von einem Riemen, den sie um die Mitte des Leibes tragen, hängt ein Zaungeläute oder eine Kuhschelle hinab, die bei jeder Bewegung anschlägt und Lärm macht. In einer Hand führen die Schemen einen Besen, mit der anderen tragen sie Säcke, mit Kohlenstaub gefüllt. Diese schlagen sie den Begegnenden ins Gesicht, damit sie schwarz werden.“

Also ganz ähnlich wie früher im Lötschental, wobei an die früher üblichen Aschensäcke erinnert sei. Auch sei hier der Ledermaske (Abb. 5) gedacht, die der Gesichtsvermummung mit einem schwarzen Tuch entsprechen würde.

Auch Mannhardt[11]) erwähnt aus der Gegend von Hall, Innsbruck usw. das sog. Hutlerlaufen mit Besen und Peitschen versehener Jungen, die das Fastnachtsrößlein, ein künstliches Roß, und seinen Reiter begleiten und die Zuschauer mit ihren Besen abkehren. Der Umlauf gilt als unerläßlich, damit Flachs und Mais gedeihen, je mehr Hutler gehen, desto besser die Ernte. Er führt weiter aus, wie durch ganz Deutschland und Skandinavien der Umlauf Vermummter zu Weihnacht und Neujahr oder zur Fastnacht gebräuchlich war und überall wesentlich denselben Charakter trug.

Es ist wohl überflüssig, auf die große Übereinstimmung trotz einzelner Abweichungen in der äußeren Erscheinung dieser Maskengebräuche in Salzburg und Tirol mit denen des Lötschentales hinzuweisen. Es sind diese alle, um ein geologisches Bild zu gebrauchen, im mitteleuropäischen Alpenlande stehen gebliebene isolierte Fetzen einer früher weithin verbreiteten Kulturschicht, die nun infolge der erodierenden Wirkung neuer, nivellierender Anschauungen, Sitten und Gebräuche großenteils verschwunden ist, einer Kulturschicht, deren ethnographische Leitfossilien eben die Masken sind.

Gehen wir zur Bedeutung dieser Perchtenumläufe über, so scheint diese nach den Ausführungen von M. Andree allerdings klarer zu liegen als bei unseren Lötschtaler Masken. Über die Bedeutung des Wortes Percht, ob es von Perchta, der auch als Frau Holle fortlebenden Freya, der Gattin Wodans, stammt, oder, wie M. Andree annimmt, überhaupt nur ein elbisches Wesen bezeichnet, herrschen Divergenzen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Für die Perchta in Salzburg und Tirol ist nach der genannten, in dieser Materie sehr erfahrenen Verfasserin aus gemeinsamen Zügen nachweisbar[12]), daß die Umzüge im Sinne der Dämonenvertreibung abgehalten werden; es sind Abwehrmittel gegen schlimme Mächte, und es besteht der Volksglaube, daß, je mehr Perchten laufen, um so besser das Jahr mit seiner Ernte werde.

Wie Richard Andree[13]), sich hierin wieder auf Bastian stützend, treffend sagt, läßt sich deutlich nachweisen, wie bei verschiedenen Völkern die Masken im Zusammenhange mit der Dämonenwelt stehen, indem sie einerseits den Menschen gegen die Dämonen schützen, welche durch die vor das Gesicht gelegte Maske getäuscht werden; andererseits wird aber auch mit der

[9]) a. a. O., S. 135.

[10]) Adrian, a. a. O., S. 62.

[11]) Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme 1875, S. 541 u. 543.

[12]) a. a. O., S. 137.

[13]) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge, 1889, S. 109.

Maske angriffsweise gegen den bösen Geist vorgegangen, indem man sich selbst ein schreckliches Fratzenangesicht vorlegt und damit den Dämon verscheucht.

Hierzu sollen auch die Lärminstrumente helfen, Peitschen, Glocken und Schellen.

Ein sehr gutes Beispiel für letzteres wird angegeben in dem Schwazer Grasausläuten [14]) im Unterinntal, wo die jungen Burschen mit Glocken und Schellen, die sie in den Händen schwingen, nach den entfernten Bauernhöfen ziehen, wobei die Bauern sagen: Wohin die Grasausläuter kommen, wächst das Gras gut, und das Getreide bringt reiche Frucht. Diese Grasausläuter trugen übrigens früher Masken, sie gehören also jedenfalls in das Kapitel der Perchtenläufe, von denen auch, wie erwähnt, die Tiroler Bauern glauben, daß, je mehr Perchten laufen, desto besser das Jahr wird.

M. Andree führt auch weiter aus, wie mehrere andere beim Perchtenlauf vorkommende Gebräuche, das Schlagen der Frauen mit einem Kuhschwanz [15]), das Zuwerfen eines Wickelkindes an einer Schnur zu dieser Fruchtbarkeitssymbolik gehören.

Wie verhält es sich nun mit der Bedeutung unserer Lötschtaler Maskenläufe? Ich selbst konnte bei mündlicher und brieflicher Anfrage nichts in dieses Kapitel der Vertreibung von die Fruchtbarkeit schädigenden Dämonen Gehörendes herausfinden; ob eine solche Beziehung früher im Bewußtsein des Volkes gewesen und vergessen wurde, ob sie heute noch bei weiterer Befragung in diesem oder jenem Lötschtaler Dörfchen nachweisbar wäre, bleibe vorläufig dahingestellt.

Eine nicht unwesentliche Abweichung von den geschilderten Perchtenläufen scheint allerdings auch darin zu liegen, daß nichts davon gesagt wird, daß einzelne Burschen sich bei den Lötschtaler Bräuchen in Weiber verkleiden, ein Zug, der für die Tiroler Fruchtbarkeitssymbolik typisch zu sein scheint.

Wir können uns also bei unseren Masken immerhin noch nach weiteren Parallelen umsehen, um eine Erklärung des den Gebräuchen zugrunde liegenden tieferen Sinnes zu finden.

Bei solchen Parallelen dürfen wir, wie schon angedeutet, ungescheut unsere Blicke weit schweifen lassen; bei Maskentänzen und -Gebräuchen, die so ungeheuer weit verbreitet sind über die Erde hin, können und müssen wir uns umsehen nach ähnlichen Gebräuchen, wo die ihnen zugrunde liegenden Anschauungen noch mehr oder weniger bewußt in der Volksseele leben, nach Gebräuchen, wie sie uns die ethnographische Erforschung noch lebender Naturvölker lehrt. Der verdiente Ethnograph Hein [16]) hat gewiß durchaus recht, wenn er von den besprochenen Salzburger Maken sagt: „Die große Ähnlichkeit dieser Masken in Form und Auffassung mit den Tanz-, Beschwörungs- und Teufelslarven verschiedener Völker verleiht ihnen nicht bloß eine österreichische oder mitteleuropäische volkskundliche Bedeutung, sondern stellt sie in eine Linie mit jenen Erzeugnissen, in welche sich allerorts der Menschengeist in gleicher Weise offenbart; sie bilden daher ein unentbehrliches Glied in der Gesamtheit der Gesichtsvermummungen, wie sie bei allen Völkern des Erdballs geübt werden."

Wenn die mir von verschiedener Seite übereinstimmend gegebene Erklärung der Maskenläufe im Lötschental wirklich die alte Tradition vorstellt, was durchaus plausibel ist, so drängt sich, wie mir scheinen will, unwillkürlich der Gedanke auf, ob wir hier nicht Reste einer uralten sozialen Einrichtung vor uns haben, deren Entwickelung und einzelne Etappen, bei Naturvölkern noch vielfach klar nachweisbar, hier in eine Mischung verschmolzen sind, deren einzelne Bestandteile nicht mehr scharf getrennt werden können, aber doch ihren Ursprung noch einigermaßen erkennen lassen.

Ich denke hier an die über einen großen Teil der Erde verbreitete Institution der Knabenweihen, der Altersklassen, Männerhäuser und der Geheimbünde, Einrichtungen, die, wie Schurtz in seinem wichtigen Werke über diesen Gegenstand klar nachweist, ungezwungen ineinander übergehen.

Bei Natur- und Kulturvölkern gleichen sich diese Gesellschaften in überraschender Weise; nur steht bei den Naturvölkern das Verhältnis zu den Geistern der Ahnen in erster Linie, bei den geheimen Gesellschaften der Kulturvölker beruht das Ansehen der Mitglieder im Besitz besonderer Fähigkeiten und tieferer Erkenntnis der Wahrheit [17]).

Bei seinen Ausführungen betont Schurtz immer wieder, wie in der Völkerkunde die Erscheinungen etwas Verschwommenes, Fließendes haben, wie sie, da ein Volk etwas Lebendes, immer sich weiter Entwickelndes ist, ineinander übergehen und in ihrem Zusammenhang, nicht in starren Einzelformen, zu begreifen sind.

So weist er auch nach an bestimmten Beispielen, wo die Motive der Komponenten der Gebräuche noch klarer erkennbar sind, wie aus den Knabenweihen ungezwungen der Geister- und Maskenspuk herauswächst.

Sehen wir uns nun die Lötschtaler Maskenbräuche, die noch jetzt bestehen, oder die vor kurzer Zeit bestanden haben, in Verbindung mit der jetzt noch lebenden Tradition ihres Ursprunges an der Hand von ethnographischen Parallelen, besonders bei Naturvölkern, auf die wesentlichsten Züge an, so geht aus ihnen hervor, daß wir es zu tun haben mit Altersklassen; es sind bei diesen Maskenläufen, analog denen in Salzburg und Tirol, nur Jünglinge und ledige junge Männer, die sich daran beteiligen dürfen.

Diese Altersklasse vermummt sich im Frühjahr um die Fastenzeit und hat heute noch offenbar das Recht zu manchem kleinen Unfug, und, wie aus den Überlieferungen hervorzugehen scheint, früher die Gewohnheit (ob auch ein gewisses Recht?), mancherlei Gewalttaten wie Raub und Diebstahl, zu verüben. Dabei tragen die Teilnehmer Masken und Lärminstrumente, wie Kuhschellen, brüllen auch selbst „wie der Teufel" oder „wie Stiere". Der Ort, woher die Masken zu diesen Überfällen kamen, wird von der Tradition in den Wald verlegt, wo sie als Räuberbanden gehaust haben sollen. Es handelt sich also hier offenbar um eine geschlossene Gesellschaft, die zusammen wohnte, wobei wir vielleicht an die Institution des Männerhauses denken dürfen. Zur Aufnahme in diese Gesellschaft, die bezeichnenderweise „geschulte Diebe" genannt wurde, war eine Probe des Mutes und der Kraft erforderlich, indem die Adepten, mit einem Beutestück beladen, über den wilden Gletscherbach der Lonza springen mußten.

Die Aufnahmeformalität setzt wieder, wie der gemeinsame Wohnort außerhalb der Dörfer, das Hausen im Walde, einen Bund voraus, der, in Verbindung mit den Überfällen der Häuser durch Maskierte, offenbar mehr oder weniger ungestraft (sonst wären diese angeblichen Räuberbanden zweifellos durch die tapferen Gebirgs-

[14]) M. Andree, a. a. O., S. 138.

[15]) Vergleiche hier die sehr lehrreichen Ausführungen von Mannhardt über den Schlag mit der Lebensrute. Mannhardt, a. a. O., S. 251 bis 303.

[16]) Hein, Das Hutlerlaufen. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde zu Berlin, 1899, S. 109.

[17]) H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde. 1902. S. 355.

bewohner längst verscheucht worden) mit Stehlen und Plündern ihr Wesen treiben durfte; sie machten sich, wie mein Gewährsmann sagt, „ein Spiel" aus diesen Überfällen.

Dies alles läßt wieder sehr wohl den Gedanken aufkommen, daß es sich ursprünglich um die Institution eines Geheimbundes handelte. Hierfür spricht auch der jetzt noch lebende Gebrauch, daß beim Herannahen der Maskierten, das sich durch Gebrüll und das Tönen der Schellen schon von weitem kündet, gerade wie heute noch in Westafrika und Melanesien, beim Tönen des Schwirrholzes die Weiber und die Kinder sich entsetzt in die Häuser flüchten. In den genannten ethnographischen Provinzen riskieren sie, auf der Straße von den Maskierten betroffen, mißhandelt oder gar getötet zu werden.

Dies sind die springenden Punkte dieser Gebräuche, für deren einzelne Komponenten wir in der Völkerkunde bei Naturvölkern und, was uns besonders interessiert, in kleineren Resten angedeutet auch bei europäischen Kulturvölkern, so auch in der Schweiz, eine Menge von Parallelen haben.

Gehen wir einige der wichtigsten derselben in Kürze durch, so finden wir etwa folgendes, wenn wir, wie oben schon angedeutet, von der Basis ausgehen, daß wir in den heutigen Gebräuchen und der Überlieferung ihrer Entstehung die Reste der eben genannten uralten Einrichtungen der Knabenweihe und Altersklassen, des Männerhauses und der Geheimbünde erblicken dürfen.

Was zunächst den Aufenthalt im Walde anlangt, der von jenen „Räuberbanden" früherer Jahrhunderte gemeldet wird, so sehen wir, daß ein vorher temporärer Waldaufenthalt bei all den genannten Institutionen vielfach eine große Rolle spielt.

Statt der Männerhäuser, in denen die Knaben und jungen Leute zusammen hausen, wird als ihr Aufenthaltsort vielfach der Wald genannt, so in Neuguinea und Westafrika, sowie in Liberia, wo nach Büttikofer [18]) die jungen Knaben und Mädchen ein bis mehrere Jahre in den Zauberwald Gree-gree Bush gebracht werden und dort ihre Erziehung erhalten. Beim Geheimbunde der Simo [19]) am Rio Nunez müssen sich die Knaben und jungen Leute, die dort beschnitten werden, sieben Jahre im Walde aufhalten, wobei die Familien für ihre Ernährung zu sorgen haben.

Der Zustand des Männerhauses kann auch existieren, ohne daß eigentliche Männerhäuser gebaut werden, in Form von Beratungsplätzen und flüchtig erbauten Hütten, und es könnten also solche temporäre Schutzhütten im Walde im Lötschental sehr wohl der Ausgangspunkt jener maskierten Streifzüge gewesen sein. Übrigens weist Schurtz [20]) die überaus interessante Tatsache nach, daß sich gegenwärtig noch Reste des Männerhauses in Tirol finden, wo sich nach uraltem Gebrauche jede Gemeinde ihr Tanzhaus baute, das zugleich als Dingstätte diente. Hier wurden, so im Dorfe Enneberg, öffentliches Gericht und die öffentlichen Tänze abgehalten. Ein solches, heute noch bestehendes Tanzhaus in Enneberg wird beschrieben als mächtiger Stadel von Holz, rechts und links mit weit offenen Eingängen versehen, in der Mitte reicht eine Säule vom Boden bis zum Dache. Jetzt dienen die Räume dazu, allerlei Vorräte aufzunehmen. Schurtz führt hier weiter aus, daß das Haus, das einen Platzmeister als Vertreter der jungen Leute hatte, offenbar das Haus der Junggesellen war, und, wie auch anderwärts oft die Männerhäuser sich zu Reisspeichern und Schatzkammern umwandelten, hier zum Vorratshause der Gemeinde wurde.

Das Ganze ist also ein neues, bedeutsames Beispiel für die eben auch wieder durch die Lötschtaler Maskengebräuche bewiesene Tatsache, daß im Hochgebirge Schollen und Fetzen uralter, wohl bis zur Prähistorie zurückgehender sozialer Einrichtungen da und dort sich erhalten haben.

Ein zweites Charakteristikum, das ungestrafte Stehlen und Plündern durch Mitglieder von Knabenweihen, Altersklassen oder Geheimbünden, findet ebenfalls eine Menge von Parallelen.

Die neubeschnittenen Knaben in Futa Djallon dürfen einen Monat lang stehlen und essen, was ihnen gefällt; ebenso schweifen sie in Darfur in den nahen Dörfern herum und stehlen Geflügel [21]). Auch für die Zöglinge des Zauberwaldes in Liberia wird nach Büttikofer [22]) Diebstahl nicht als Vergehen betrachtet; denn unter Leitung ihrer Lehrer, der maskierten So-bahs, überfallen sie nachts die benachbarten Dörfer, wo sie alles Brauchbare, besonders Lebensmittel stehlen und nach ihren Wohnstätten im Walde schleppen. Ähnlich in Yoruba beim Oro-Geheimbund [23]), wo nachts der Waldgeist Oro, begleitet von zahlreichen maskierten Bundesmitgliedern, durch die Ortschaften zieht, wobei Hühner und Hunde als Beute mitgenommen werden. Auch hier wieder der bezeichnende Zug, daß beim Herannahen der Bande, die durch die dumpfen Töne des Schwirrholzes angekündigt wird, die Frauen sich verstecken müssen, da sie sonst Tötung riskieren.

Die Mitglieder des Panga-Geheimbundes in Kamerun stahlen nachts Ziegen, Ochsen, Hühner, mordeten selbst Menschen, indem sie nachher sagten, der Geist (Isango) hätte es getan [24]).

Sehr genaue, auf Selbstbeobachtung beruhende Nachrichten über ähnliche Gebräuche verdanken wir Allridge [25]), der uns erzählt, wie bei der Aufnahme in den Poro-Bund in Sherbro die Adepten mehrere Monate im Walde zubringen müssen und dann bei der Rückkehr in die Dörfer einen Tag lang ungestraft stehlen und plündern dürfen, so viel sie wollen. Dasselbe berichtet der Missionar Wurm [26]) vom Isango Ndjo in Kamerun, dessen Mitglieder nachts raubend durch die Dörfer zogen, wobei ungestraft Schafe, Ziegen usw. gestohlen wurden. Er fügt bei, daß auf diese Weise ganze Räuberbanden auf die Angst und den Aberglauben des Volkes spekulierten, eine Schilderung, die wohl, wenn man für Kamerun Lötschen sagt, Wort für Wort auf die alten „Räuberbanden" dieses Tales paßt. Diese Parallelen, denen noch eine ganze Menge ähnlicher beigefügt werden könnte, die immer wieder die nämlichen Hauptzüge der Bilder wiederholen, dürften wohl genügen.

Ein weiterer typischer Zug unserer Lötschtaler Gebräuche ist die Maskierung. Auch hier bieten sich uns wieder reichliche Parallelen. Wir wollen hier nicht auf die Diskussion eingehen, ob, wie das vor allen R. Andree [27]) betont hat, der Gebrauch von Masken ein sog. Völkergedanke sei, d. h., wie dies Karutz [28]) für diesen

[18]) J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia, Bd. II, S. 304 ff.

[19]) Schurtz, a. a. O., S. 415.

[20]) a. a. O., S. 316.

[21]) Schurtz, a. a. O., S. 107.

[22]) Büttikofer, a. a. O., S. 305.

[23]) Schurtz, a. a. O., S. 419.

[24]) Schurtz, a. a. O., S. 425.

[25]) Allridge, The Sherbro and its Hinterland. London 1901.

[26]) Wurm, Die Religion der Küstenstämme in Kamerun, S. 21. Basel 1904.

[27]) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge, 1889. S. 107.

[28]) Karutz, Zur westafrikanischen Maskenkunde. Globus, Bd. 79, S. 361.

Fall näher ausführt, ob die Vorstellungen, aus denen diese Masken herausgewachsen sind, in allen Varietäten des Menschengeschlechts aufkeimten und in verschiedenen geographischen Bezirken unabhängig voneinander auftraten, oder ob sie von einem Entstehungsherde aus ihre Wanderung fast über die ganze Erde machten; eines ist gewiß bei der ursprünglichen Bedeutung der oft so schwer zu erklärenden komplizierten Maskenbräuche vielfach und in erster Linie zu bedenken, nämlich was Schurtz[29]) mit den Worten ausgesprochen hat: Das charakteristische Merkmal des Totenkults geheimer Gesellschaften sind die Masken. Diese lassen immer ursprünglich das Dasein von Geheimbünden vermuten. Der ursprünglich kultische, vielfach vergessene Inhalt der Maskenbräuche bestand, worauf Frobenius[30]) namentlich immer wieder hinweist, in mancherlei Anschauungen, die in Beziehung zum Seelenkult stehen. Nach diesem Autor sind in Westafrika und Ozeanien die Wälder (Geisterwälder), die Wohnung der Seelen der Abgeschiedenen, auch die Wohnstätten der Maskierten. Diese, die vor allem bei Totenfesten erscheinen, oft in der Meinung, selbst revenants zu sein, sind gewissermaßen als Ahnengeister geistergleich, verfügen über Geistergewalt und dürfen als Mitglieder von Geheimbünden ungestraft plündern und rauben. Wenn sie nächtlich durch die Dörfer ziehen, flüchten alle Bewohner, vor allem Weiber und Kinder, wenn sie nicht mißhandelt oder gar getötet werden wollen. Die hierauf bezüglichen Ausführungen von Frobenius beruhen nun allerdings, worauf vor allem Karutz[31]) hinweist, mehrfach auf unbewiesenen Hypothesen; letzterer hat für eine bestimmte Gruppe der westafrikanischen Hörnermasken es in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß hier auch andere Motive, wie die Nachahmung von Jagdtrophäen, mitwirken können. Immerhin sind auch dann manche manistische Beziehungen in hohem Grade denkbar.

Der Nachweis solcher Beziehungen und der primitiven Bedeutung der Maske ist also jeweilen da, wo wir denselben bei noch unbeeinflußten Naturvölkern klar führen können aus den naiven Angaben der Beteiligten selbst, bei denen die Bedeutung der Zeremonie noch nicht vergessen ist oder in abgeblaßtem Zerrbilde erscheint, von großer, auch allgemeiner ethnographischer Wichtigkeit. Ich möchte zwei solcher Beispiele hier anführen. Yoyce[32]) berichtet uns von einer von Dr. Schindler am oberen Sambesi aufgefundenen Zeremonialmaske mit betreffendem Kostüm, wo nach genauer Information bei den Eingeborenen der Maskenträger den reinkarnierten Geist eines Verstorbenen bedeutet, der die Knaben des Stammes zu ihren Weihen und zur Beschneidung vorzubereiten hat. Die Maske stellt ein menschliches Gesicht dar und ist aus Flechtwerk gemacht, auf das eine schwarze Gummimasse aufgetragen ist. Aus Südamerika berichtet uns ferner Dr. Koch[33]) von den noch unberührten Indianern vom oberen Rio Negro und Yapurá, unter denen er lange lebte, deren Sprache er sprach, und von denen er ganz als einer der ihrigen angesehen wurde, also auch Informationen erhielt, die dem Durchreisenden unzugänglich sind, von den interessanten, dort üblichen Maskentänzen. Dieselben werden aus Anlaß von Totenfeiern aufgeführt, und es stellen auch dort die Masken Dämonen dar; der Dämon steckt in der Maske und ist in ihr verkörpert und geht auch auf den jeweiligen Tänzer, der die Maske trägt, über. Solche ganz klare Nachweise der Maskenbedeutung bei Völkern, bei denen dieselbe noch lebendig ist, sind natürlich wichtig zur Erklärung von solchen, wo für die Beteiligten der ursprüngliche Sinn seit langer Zeit verloren gegangen ist.

Dieser ursprünglich religiöse Inhalt dieser Gebräuche kann auch schon bei gewissen Naturvölkern verloren gegangen sein, wo die Maskenbräuche im übrigen noch blühen. So sagt Wurm von den Losangobünden Kameruns ausdrücklich, daß sie zu Räuberbanden oder Maskeraden geworden sind.

Dieses nur einiges über Maskengebräuche in Westafrika, denen schließlich noch ein Beispiel aus Melanesien beigefügt werden möge.

Ich entnehme es dem Werke von Schurtz: Urgeschichte der Kultur, wo er folgende Mitteilung von Codrington, den Männergeheimbund Tamate auf den Banksinseln betreffend, zitiert[34]): „Von Zeit zu Zeit entfalten die Mitglieder eine lebhaftere Tätigkeit in der Absicht, neue Mitglieder anzulocken. Sie beginnen dann, neue Masken anzufertigen, und der feierliche Klang eines Lärminstruments verkündet den Ungeweihten, daß die Mysterien begonnen haben. Das Land ist dann geschlossen, und niemand darf es wagen, auszugehen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den „Tamate" geschlagen zu werden. Diese letzteren nun schleppen alles weg, was sie brauchen, plündern die Gärten und berauben die Obstbäume. Die Geister in ihrer Verkleidung stürmen in die Dörfer, verjagen die entsetzten Weiber und Kinder und prügeln jeden durch, den sie fassen können. Die ungünstige Lage dessen, der sich vom Bunde fernhält, tritt hier deutlich hervor. Die kleineren Gesellschaften treten mit weniger Anmaßung auf."

So viel über Maskengebräuche jetziger Naturvölker, die wir, wie mir scheinen will, sehr wohl zur Erklärung derjenigen im Lötschentale heranziehen können. Sie können uns den Untergrund zeigen, auf dem die Legende der Entstehung der heutigen Maskenläufe und diese selbst emporgewachsen sind; das klare Bewußtsein dieser Verhältnisse ist natürlich der Gegenwart völlig entschwunden.

Wie dies Schurtz[35]) mehrfach ausführt, bilden die ineinander verfließenden Motive der Knabenweihe, des Toten- und Geisterkultes mit den aus ihnen hervorgehenden Tänzen und Maskengebräuchen, wie „Flüssigkeiten, die sich mischen", eine neue Einheit. Über die ursprüngliche Tendenz solcher hypothetischer Geheimbünde im Lötschentale läßt sich natürlich heute nichts Bestimmtes mehr sagen; höchstens scheint noch die vielfach bei diesen Institutionen bei Naturvölkern zutage tretende Tendenz angedeutet, durch die Geheimbünde über die Weiber des Stammes eine mystische und schreckhafte Macht auszuüben, eine Tendenz, die heute noch daran erkennbar zu sein scheint, daß Frauen und Kinder beim Herannahen der Masken die Straße zu räumen und sich in die Häuser zu verbergen haben.

Es leben übrigens Reste solcher Geheimbünde und Klubs wie in einem großen Teile von Europa, so auch heute noch wohl kenntlich auf unserem Boden in der Schweiz. Es braucht nur auf die heutigen Überreste der Knabenschaften hingewiesen zu werden, von denen manche noch rechtsschützende Tendenzen erkennen lassen.

[29]) Schurtz, a. a. O., S. 356.

[30]) Frobenius, Die Masken und Geheimbünde Afrikas. Nova acta 1898, S. 216.

[31]) Karutz, Zur westafrikanischen Maskenkunde. Globus, Bd. 79, S. 361. Derselbe, Die afrikanischen Hörnermasken. Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Lübeck 1901.

[32]) Yoyce, On a Ceremonial Mask and Dress from the Upper Zambesi. Man 1903, No. 38.

[33]) Koch-Grünberg, Die Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Yapurá. Archiv für Anthropologie. Neue Folge, Bd. IV, 1905, S. 294.

[34]) Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 116. Leipzig 1900.

[35]) Altersklassen, S. 354.

Eine sehr eingehende Schilderung dieser schweizerischen Knabenschaften verdanken wir E. Hoffmann-Krayer [36]), auf die hiermit hingewiesen sei. Es möge nur angedeutet werden, wie in diesen Knabenschaften die Momente der Altersklassen (nur Ledige), der Aufnahmebedingungen, ja teilweise auch der Masken, so in Klingnau [37]), noch kenntlich sind, alles freilich in mehr oder weniger verwaschener Form. Nach obigem Autor haben sie heute wesentlich noch kriegerischen, justizialen und sakralen Charakter. Auch an das Institut der Nachtbuben sei erinnert, die vielfach noch — ich denke an den Kanton Bern — Reste einer Altersklassen-Organisation mit ausgesprochen justizialen Tendenzen erkennen lassen. Die von uns supponierte alte „Lötschtaler Knabenschaft" läßt freilich eine viel ältere Schicht dieser sozialen Gliederung erkennen.

Die Zeit endlich, während der diese Lötschtaler Gebräuche stattfinden, die Fasten, ist ebenfalls wohl nicht ohne innere Bedeutung. Die christliche Fastenzeit ist, worauf z. B. Höfer [38]) mit überzeugenden Gründen hinweist, eine Zeit des Totenkults; und so gut wir aus dem Gebundensein des Gebrauches gewisser Gebildbrote an bestimmte Zeiten, die mit dem Kultus der abgeschiedenen Seelen zu tun haben, auf uralte Zusammenhänge schließen dürfen, so gut können wir wohl das um diese Zeit der Fasten übliche Maskenlaufen mit uralten manistischen, jetzt längst vergessenen Beziehungen erklären.

Daß im Lötschental die Idee der Vertreibung der Dämonen, die die Felder schädigen, bei den Maskentänzen nicht mitgewirkt haben sollte, möchte ich durchaus nicht behaupten, es können ja ganz wohl ursprünglich beide Motive mitgewirkt haben. Nur scheint die mir gegebene Tradition eben im Sinne des oben skizzierten oder doch eines ähnlichen Zusammenhanges zu sprechen. Sobald uns eine eindeutige und authentische Tradition aus dem Lötschental bekannt gegeben wird, die auf Beförderung der Fruchtbarkeit hinweist, ist eine solche Teilerklärung ebensowohl wie für die Perchtenläufe sofort zu acceptieren. Wir sehen überhaupt bei Naturvölkern — und ein solches waren die Bewohner des Lötschentales, als diese Maskenbräuche in grauer Vorzeit aufkamen, ja zweifellos —, daß ganz wohl die Fruchtbarkeitsmotive und die Idee der Geheimbünde, die ursprünglich mit Animismus zusammenhängen, mehr oder weniger konkurrieren können. Ausdrücklich weist auch Schurtz [39]) auf die Verwickelungen hin, die daraus entstehen, daß Kultusgebräuche, die sich auf den Frühling, auf das Gedeihen der Saaten und des Viehes beziehen, enge mit den Sitten verknüpft werden, die aus den Pubertätsweihen und Altersklassen erwachsen. Es fanden eben hier immer Neubildungen von Vorstellungen statt, und es sind hier wohl zwei Schichten von Gebräuchen auseinander zu halten, von denen diejenige der Knabenweihen usw. die ältere, diejenige der Fruchtbarkeitsideen die jüngere wäre. Die erstere vor allem wäre repräsentiert durch die Lötschtaler Masken, die letztere durch die Perchtentänze und verwandte Gebräuche.

Nach den obigen Ausführungen scheint uns also die Hypothese nicht allzu gewagt, daß wir in jener legendarischen „Räuberbande", die in den Wäldern der Südabhänge des Lötschentales hauste, und von der nach der heutigen Tradition die noch bestehenden Maskengebräuche direkt abgeleitet werden, Reste von Geheimbünden und Altersklassen zu erblicken haben, deren Mitglieder vielleicht im gewöhnlichen Leben unter ihren Angehörigen in den Dörfern wohnten, aber in den Wäldern ihre „Mysterien" und Versammlungsplätze hatten und von hier aus unter dem Schutze verhüllender Masken, vielleicht ursprünglich auch in Verbindung mit manistischen Vorstellungen, zu gewissen Kultzeiten „mit Geistergewalt versehen", ihre Plünderungszüge in die Dörfer machten. Es braucht kaum mehr nochmals besonders darauf hingewiesen zu werden, wie die einzelnen Komponenten dieses Bildes, die Masken, der Lärm, der Schrecken der Frauen und Kinder, das Plündern usw., Zug für Zug gewissen westafrikanischen und melanesischen Parallelen entsprechen, so daß wir nur statt Yoruba, Kamerun, Banksinseln Lötschental zu setzen brauchen, um die entsprechenden Verhältnisse zu erkennen.

Daß es sich, um nochmals auf diesen Punkt zurückzukommen, bei den dunkeln Erinnerungen an jene Räuberbanden nicht um gewöhnliche Räuber handelte, die hier jahrhundertelang in größerem Stile ihr Wesen trieben, geht auch daraus hervor, daß das kriegerische Volk der Walliser solche Zustände unter keinen Umständen so lange Zeit hätte andauern lassen; auch würde uns die Geschichte des Landes hierüber Auskunft geben. Ich habe aber in zwei Geschichtswerken über das Wallis [40]), in denen die kleinsten Vorkommnisse wie sogar die beunruhigende Anwesenheit von Zigeunern im Lande usw. erwähnt werden, nirgends eine Andeutung über jene angeblichen Räuberbanden im Lötschental finden können. Die Sache wird eben immer mit einem gewissen Mantel des Geheimnisses bedeckt gewesen sein.

Daß übrigens gerade in einem Walliser Hochtale solche aus uralter Vorzeit stammende Gebräuche sich noch erhalten haben, die, wie dies Schurtz vom Haberfeldtreiben in Bayern sagt, „wie ein seltsamer Felsblock" — für unseren Fall wäre eher einzufügen, wie ein altersgrauer Findling — in die Kultur der Gegenwart hereinragen, scheint auch gar nicht besonders verwunderlich, wenn wir bedenken, wie gerade im Wallis vor anderen Gebirgskantonen der Schweiz sich in Bauart der Häuser und Stadel, in Geräten usw. sich so manches erhalten hat, dessen Wiege vielleicht im Schoße der Prähistorie liegt.

Es ist hier nicht der Ort, hierauf näher einzugehen; ich möchte aber nur in der Bauart der Häuser an zwei Vorkommnisse erinnern, die solch alten Stempel an sich tragen, und die ich vorigen Sommer im Val d'Anniviers selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Einmal meine ich jene mit Kerben versehenen, roh zubehauenen Balken, die statt der Leitern oder Treppen in die ersten Stockwerke der Speicher hinaufführen, wie dies zum Teil in Ayer und Grimentz noch mehrfach zu sehen ist, eine Einrichtung, wie sie genau so vorkommt bei den Naturvölkern von Indonesien und wie sie wohl gewiß auch bestand bei den schweizerischen Pfahlbauten des Neolithikums.

Dann möchte ich erinnern an jene noch bestehenden Pfahlhäuser, wie ich sie auf den Alpen von Sorebois und Barneusa sah, wo einzelne der an der Peripherie der auf den Alpen von Anniviers so typischen Viehpferche stehenden Gebäude hinten auf einer Steinmauer, vorn aber, und zwar auf durchaus ebenem Boden, auf dicken, $1^1/_2$ Mannshöhe hohen, rohen Baumstämmen stehen. Meist sind dies allerdings nur Ställe oder Speicher, auf Barneusa sah ich aber ein solches Halbpfahlhaus, das ein

[36]) Hoffmann-Krayer, Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz. Archiv für schweizerische Volkskunde, Bd. 8, S. 81.

[37]) a. a. O., S. 88.

[38]) Höfer, Bretzelgebäck. Archiv für Anthropologie. Neue Folge, Bd. III, 1905, S. 96.

[39]) a. a. O., S. 115, 119.

[40]) S. Furrer, Geschichte des Wallis. Sitten 1850. — H. Gay, Histoire du Vallais. Genf und Paris 1888.

Wohnhaus war, und zwar tragen diese großen Pfähle nicht wie die meisten Speicher (sie fehlen übrigens bei recht manchen) die steinernen Deckplatten, die zum Schutz gegen Mäuse dienen sollen; diese Pfähle scheinen mir übrigens Schutzvorrichtnngen von sekundärer Bedeutung zu sein, nicht das leitende Baumotiv, weshalb überhaupt die Speicher auf wenn auch meist nur kurze Pfähle gestellt werden. Die eigentlichen Motive liegen hier wohl tiefer, und ich möchte die Vermutung aussprechen, daß wir im Walliser Speicher und vor allem in jenen genannten, voru auf bis $2^1/_2$ m hohen Balkenpfählen stehenden Holzgebäuden den jetzt noch lebend bestehenden Rest des sonst verschwundenen neolithischen Pfahlhauses des festen Landes zu erblicken haben, dessen Pendant an und in den Gewässern wir längst kennen. Denn daß die Leute der Stein- und Bronzezeit nicht nur im Wasser, sondern auch auf dem Lande in Pfahlbäusern lebten, ist nach allen möglichen Analogien hentiger Naturvölker wohl zweifellos anzunehmen. Die Reste dieser wenig vergänglichen Bauten sind nur naturgemäß auf dem festen Lande nicht mehr erhalten.

Der einzige Befund, der, meines Wissens wenigstens, in der Schweiz solche prähistorischen Pfahlhäuser des festen Landes noch nachweiseu dürfte, ist, wie ich einer mündlichen Mitteilung des Herrn Direktor J. Wiedmer in Bern entnehme, derjenige von angekohlten Pfähleu, die er in dem von ihm ausgegrabenen Hallstattgräberfelde von Subigen fand und als Hauspfähle deutet.

Sei dem nun wie ihm wolle, ich möchte annehmen, daß also die neolithischen Pfahlhänser heute noch im Walliser Speicher, teilweise sogar noch im Walliser Wohnhaus lebeu.

So sehen wir also aus unseren Maskengebräuchen wie auch aus solchen Baustilen, daß, so klein und weltabgeschieden auch ein solches Hochalpental wie das Lötschental sein mag, seine Bewohner in Sitten und Gebräucheu Wurzelu erkennen lassen, die, in tiefe Tiefen hinabreichend, verhunden sind mit verwandten Wurzelgeflechten hier im Schoße der gemeinsamen Mutter Erde, die ihren Kindern der verschiedensten Zonen und den Vertretern der verschiedensten, durch viele Jahrtausende getrennten Kulturschichten so manche physisch wie psychisch ähuliche Züge als Angebinde ins Leben mitgab.

Aus dem Leben der Wapogoro.

Ein ethnographischer Beitrag.

Von Dr. med. Hermann Fabry, Assistenzarzt in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

(Schluß.)

Nationaltanz. Die Wapogoro haben nur einen einzigen Nationaltanz (Kipogoro: Msambo, Kisuaheli Ngoma), der aber an sich charakteristisch ist. Zunächst das Kostüm.

Die Männer tragen auf dem Kopfe einen Kranz von Hühnerfedern. Ein Fiederblatt der wilden Dattel wird ringförmig gebogen und aneinander gebunden. In diesen Ring werden die Hühnerfedern nebeneinander eingesetzt. Um das Fußgelenk herum werden einige Reihen von getrockneten Früchten gebunden, die ebenso befestigt sind wie jene Hühnerfedern. Sie dienen als Lärminstrumente, da sie in ihrem Innern Holzstücke enthalten, die bei jeder Fußbewegung rasseln und klappern. Auf Abb. 7 sind Kopfschmuck und Fußschellen sehr gut zu sehen. Leider haben die Personen Waffen in der Hand, die nicht zur Ngoma-Tracht gehören. In neuerer Zeit sieht man vielfach Fußschellen aus Eisen (Abb. 8), die die Wapogoro von anderen Stämmen übernommen haben und jetzt zum Teil auch wohl selbst herstellen.

Die Weiber trageu als Ngoma-Tracht über dem Hinterteil ein Büschel von langen, trockenen Blattstreifeu, zu deuen die Raphia-Palme das Material hergibt. Vorn tragen sie ihren gewöhnlichen Lappen, sonst sind sie nackt (Abb. 8: die Perlenschnüre um Hals und Brust gehören nicht zum Nationalkostüm und sind im Dorfe Mahenge vom Händler gekauft).

Die Ngoma besteht aus zwei Teilen, einer Art Polonäse und einem Kontertanz. Mit der Polonäse beginnt die Ngoma. Wie eine Schlange windet sich eine lange Reihe Tanzlustiger, Männlein und Weiblein, durcheinander, zu zweien, zu dreien oder mehr unter einem Vortänzer an der Spitze, in langsamem Laufschritt durch das umstehende Publikum. Alles schreit: Äh, äh, ähä, und die Musikkapelle macht einen Mordsspektakel. Allmählich löst sich die Polonäse auf, und Männer und Frauen treten sich iu zwei langen Reihen gegenüber, hier Männer, dort Weiber. Es beginnt unter demselben monotonen Geheul und Lärmen der Kapelle der Kontertanz. Auf der Stelle heben Tänzer und Tänzerinnen ruckweise die Fersen und senken sie; gleichzeitig verstärken sie diese Bewegung mit dem Hinterteil, wobei die Zierbüschel der Damen hin und her fliegen.

Nach einiger Zeit rücken beide Reihen allmählich näher aneinander, immer näher, immer näher, bis beide Reihen sich Bauch an Bauch berühren. Die Bewegungen werden immer toller, immer leidenschaftlicher. Der Mann legt die Hände auf die Schultern des gegenüberstehenden Weibes, dieses umschliugt seine Hüften, während der Tanz weiter geht. Nach einiger Zeit rücken beide Reihen auseinander, um wieder von neuem aufeinander loszurücken usf. Das ganze macht einen stark sinnlichen Eindruck. Allmählich perlt der Schweiß die Stirn herunter, Staub wirbelt auf, aber immer lärmender, immer aufgeregter wird der Tanz. Einen ruhigen Augenblick benutzt eine alte Mutter aus dem Publikum, um hinter ihrem Sohne niederzuknien. Der Sohn in der Reihe der Tänzer beugt sich zu ihr, und sie küßt und saugt ihm den Schweiß von der Stirne und wischt dann mit ihrer staubigen Hand über die noch staubigere Stirn. Stolz dreht sich der Sohn wieder herum. Die Mutter strahlt, bekommt sie doch für diesen Liebesdienst am Abend ein Huhn.

Abb. 9 stellt den Kontertanz der Wapogoro—Ngoma vor. Doch ist sie insofern charakteristisch, als die Männer meistens mit langen Hüfttüchern bekleidet sind. Es ist eben eine Mpogoro-Ngoma in der Nähe der Station. Andererseits fehlt der Kopfputz. Die Leute waren nach dem Aufstande 1905/06 sehr verarmt und wagten keine Hühner zu schlachten, lediglich um Kopfschmuck für die Ngoma zu haben. Das Bild ist kurz nach dem Aufstande angefertigt. Auf der linken Seite stehen drei Weiber in der Männerreihe infolge des Wunsches des Photographen, der eine Ansicht von dem Schmuck der Weiber haben wollte.

Wenden wir uns nun zur Musikkapelle, die in Abb. 10 dargestellt ist, so sehen wir zunächst zwei kesselpaukenartige Instrumente (Kisuaheli: Ngoma), wie sie auch

bei den übrigen Stämmen der Kolonie üblich sind: ein in Form eines Kessels oder einer Röhre ausgehöhlter Teil eines Baumstammes, der mit Fell überspannt ist und mit den Fingern geschlagen wird. Stundenlang, unermüdlich bearbeitet der Musikant mit seinen Fingern das Instrument. Im Hintergrunde der Ansicht ragt eine Bambusstange hervor, die leider durch eine Tänzerin verdeckt ist. Wir haben hier ein weiteres Musikinstrument vor uns. Ein langer Bambusstab wird mehrfach gespalten, oben und unten wieder zusammengebunden und in seiner ganzen Länge mit Einkerbungen versehen. Über letztere streicht der Spielmann mit einem stumpfen Metallstück, so daß der ganze Stab klappert und rasselt. Auch der vierte Musikant ist leider etwas verdeckt. Er schwingt stoßweise in jeder Hand einen früher mit Holz-, jetzt mit Metallstückchen gefüllten Flaschenkürbis und beteiligt sich nach Möglichkeit an dem Höllenlärm. — Alles schwitzt.

Eine große Ngoma beginnt um 8 Uhr morgens und dauert bis zum Sonnenuntergang. Bis 3 Uhr mittags wird ununterbrochen getanzt. Von da ab wird der Tanz häufiger durch einen Stärkungstrunk unterbrochen. Männer und Weiber erlaben sich an Pombe. Die alten Herren aber sitzen zusammen und sprechen dem Pombetopfe anhaltender und häufiger zu, so daß abends die meisten einen heftigen Rausch haben.

Gelegenheiten zur Ngoma bieten sich vielfach. So wird die erste Periode eines Mädchens gefeiert, der Einzug der Frau beim Manne nach Einbringung des Heiratsgutes. Eine Kriegsngoma gibt es nicht.

Das Geschrei und Geheul bei der Ngoma bringt wenig musikalisches Gefühl zum Ausdruck. Viel harmonischer und auch für den Europäer wohlklingend sind die oft zweistimmigen Gesänge, mit denen sich die Leute bei der Arbeit anfeuern und ermuntern. Sie klingen wie ein Choral von zahllosen Strophen. Obwohl ein und dieselbe Satzverbindung immer und immer wieder repetiert wird, kann man lange mit Genuß zuhören.



Abb. 7. **Zwei Wapogoro, zum Ngomatanz geschmückt.**

Ein Spiel oder Sport wird von erwachsenen Männern nicht getrieben. Für Frauen, die gern ein Kind haben möchten oder eins durch Tod verloren haben, gibt es eine Puppe. Ein trockener Flaschenkürbis (Abb. 11) trägt an seinem oberen Ende ein Bündel kurzer Schnüre, an denen die getrockneten Kerne der wilden Banane befestigt sind. Dieses Spielzeug ist eine schlechte Imitation von der Puppe der Wangindo, die auch einen Flaschenkürbis nehmen, ihn aber reichlich mit Perlen verzieren und statt der Bananenkerne Perlenschnüre ansetzen. Die Puppe wird zärtlich gewiegt und geherzt. Geht man mit ihr besonders mütterlich um, so bekommt man bald ein Kind.

Halbwüchsige Kinder schlagen den Kreisel oder schleudern und fangen mit einer an zwei Stöcken befestigten Schnur ein in der Mitte eingekerbtes, länglich-rundes Holzklötzchen. Beide Spiele sind auch bei der Jugend in Europa bekannt, letzteres sogar anscheinend „modern“; es ist aber nicht aus Europa importiert, sondern, wie mir die Wapogoro versicherten, ihre eigene Erfindung.

Haustechnik. Handel. Gewerbe. Entsprechend den geringen Anforderungen, die die Wapogoro an das Leben stellen, ist ihre industrielle Technik noch sehr in den Kinderschuhen. Zunächst die Bedürfnisse der Hausindustrie. Die ganze Kücheneinrichtung besteht aus einem oder mehreren aus Lehm gebrannten Kochtöpfen. Hölzerne Löffel zum Umrühren der Speisen gibt es nicht. Die Hausfrau begnügt sich mit einem mehr oder weniger sauberen Stück Holz. Die zubereiteten Speisen kommen auf einen geflochtenen Teller. Das Flechtwerk besteht aus dünnen, zugeschnittenen Rohrstreifen. (Mit demselben Material arbeiten die Wapogoro auch ihre Schlafmatten.) Der Mörser, in dem Hirse und Mais mit einem dicken Stock gestampft werden, ist aus einem ausgehöhlten Baumstamm angefertigt. Die Wangindo verzieren ihn reichlich mit Schnitzwerk. Für die Wapogoro ist das Fehlen jeglicher Schnitzarbeit charakteristisch.

Zur Bestellung der Felder brauchen die Wapogoro Holzspaten. Heute sieht man auch vielfach Eisenspaten, die sie einhandeln, da ihnen der Boden kein Eisen liefert. Doch sind die Leute bereits so weit gediehen, daß sie aus zwei Spaten im Feuer einen neuen schmieden und die Abfälle zu Kugeln hämmern. Auf Eisen jeglicher Form sind die Leute sehr begierig, da sie es zur Herstellung ihrer Waffen notwendig brauchen, neuerdings Fußschellen zur Ngoma daraus hämmern. Dem durchs Land ziehenden Händler bringen sie als Tauschware Gummi an, mit dessen Gewinnung sie in neuerer Zeit vertraut gemacht sind. Auch Kupfermünzen kennen und nehmen sie, da sie wissen, daß man beim Händler dafür Lebensmittel, Kleidungsstücke usw. kaufen kann.



Abb. 8. **Wapogoro-Weiber, zum Ngomatanz geschmückt.**

Eine Maßeinteilung kennt der Mpogoro nicht. Wozu sollte er sie auch benutzen? Seine Nahrungsmittel verteilt er sehr einfach, indem er mit aneinandergelegten Hohlhänden mißt: „Zweihandvoll". Allenfalls gebräuchlich ist das Längenmaß: „Eine Armlänge".

Ausgebaute Straßen macht der Mpogoro nur auf Druck der Regierung. Für sich begnügt er sich mit einem eingetretenen Pfad. Führt dieser über einen Bach, dient ein quer über den Flußlauf geworfener Baum als Brücke.

Politische Verhältnisse. Soziales. Früher, wo die deutsche Regierung noch nicht mit ihrem Einfluß für Frieden und Ordnung unter den einzelnen Stämmen sorgte, hatten die Wapogoro als der schwächere Volksstamm manche Unbill von den beutelustigen Nachbarn zu ertragen. Besonders die kriegerischen Wabunga im Norden der Wapogoro ließen es sich einfallen, Raub- und Plünderzüge in das Gebiet ihrer Nachbarn zu machen. Um sich vor ihnen zu schützen, legten die Wapogoro ihre Dörfer versteckt inmitten von Felspartien an. Trotzdem wurde mancher Mpogoro von den Horden der Wabunga auf dem Felde überrascht und getötet, manches Weib mußte in die Kriegsgefangenschaft folgen. Die Wapogoro selbst versichern, die Raubzüge der Wabunga hätten meistens damit geendigt, daß die Wapogoro mit Ziegen und Hühnern in die Ebene herabgestiegen seien und um Frieden gebettelt hätten. Noch jetzt flößt der Mbunga dem Mpogoro einen gewaltigen Respekt ein. Zu aktiven kriegerischen Unternehmungen gegen ihre Nachbarn ließen sich die Wapogoro nicht hinreißen. Doch kam es vor, daß zwischen den Stammesangehörigen selbst Zank und Streit entstand. Aus dem einen Dorfe stahl ein Mann eines anderen Dorfes ein Weib. Dann rüstete sich der Betrogene zum Rachezuge. Mit zwei oder drei Freunden lauerte er nachts seinem Feinde auf und erschoß ihn aus dem Hinterhalte mit einem Pfeil. Die Freunde des Gefallenen unternahmen nun ihrerseits einen gleich feigen und heimlichen Sühnezug, womit der Streit sein Ende erreichte. Niemals aber traten die Wapogoro Dorf gegen Dorf in geschlossener Macht auf, etwa unter Führung ihrer Jumben. Die Tätigkeit des Jumben ist eine friedliche. Hat irgend einer seiner Untergebenen einen Diebstahl begangen, so eilt der Betrogene zum Jumben und klagt. Ist der Diebstahl erwiesen, so befiehlt der Jumbe die Rückgabe des Eigentumes; kann der Kläger keine Beweise anführen und der Dieb leugnet die Tat, so bedient man sich eines Gottesurteiles. Ein Zauberer bringt einen Zauberzweig und legt ihn vor den

Dieb hin. Vermag ihn dieser auf seine Schulter zu heben, so ist er schuldlos, vermag er es nicht, so hat er gefehlt. Die Wapogoro glauben steif und fest, daß ein schuldiger Dieb den Zweig nicht aufzuheben vermöge. Infolge dieser Auffassung kommt es vielleicht dazu, daß der Delinquent, in der Autosuggestion befangen, er könne den Zweig nicht aufheben, ihn liegen läßt und seine Schuld gesteht.

Hat irgendwo ein Mann einen Mord begangen, ein schwangeres Weib oder die Frau eines anderen gebraucht, so bringt man ihn zum Jumben. Der Jumbe kann das Todesurteil aussprechen oder für sittliche Vergehen auf Herausgabe von Ziegen, Hühnern und sonstigen Wertgegenständen erkennen. Mit dem Urteil des Jumben geben sich die Stammesangehörigen zufrieden, da sie ihn achten und lieben.

Diese Liebe drückt sich auch darin aus, daß sie ihm Bescheid sagen, wenn die Pombe bereitet ist. 10 bis 20 Mann holen den Jumben ab. An der Spitze des Gefolges erscheint der Häuptling wohlwollend zum Gelage.

Dagegen ist es nicht Brauch, daß der Jumbe das Land verläßt und auf Reisen geht. Will er mit einem Nachbarstamme verhandeln, so schickt er einen der Seinigen als Sendboten.

Beim Tode des Sultans folgt der älteste Sohn der Großfrau auf den Thron. Hat sie keine männlichen Nachkommen, so wird ein Sohn der zweiten oder dritten Frau gewählt. Ist überhaupt kein Sohn da, so regiert die Großfrau selbst. Nach ihrem Tode wird dann ein neuer Jumbe aus den angesehenen Männern des Dorfes ausgesucht.

Eheliche Verhältnisse. Das Wort „Ehen werden im Himmel geschlossen“ stimmt auch bei den Wapogoro nicht. Schon in früher Jugend werden die unmündigen Kinder verlobt. Zwei befreundete Familienväter kommen überein, daß das kleine Söhnlein des einen das Töchterchen des anderen heiraten solle. Ist der Junge so weit, daß er Arbeit leisten kann, etwa im 7. Lebensjahre, so dient er ein Jahr dem Schwiegervater. Zwischendurch oder am Schlusse dieser Zeit baut er ein Haus für sich und seine Zukünftige. Mit 7 bis 8 Jahren — man sollte es kaum glauben — werden die Kinder zusammengebracht. Sie schlafen zusammen in dem neuen Hause und verkehren auch schon geschlechtlich bis zum Eintritt der ersten Periode. Wenn man erstaunt fragt: Aber das sind ja noch beides Kinder, erhält man die lakonische Antwort: „Aber dafür auch Wapogoro.“



Abb. 9. **Ngomatanz der Wapogoro.**

Hat das Mädchen die erste Periode bekommen, etwa im 10. Lebensjahre, so werden die beiden Heiratskandidaten auseinandergebracht. Beide schlafen nunmehr wieder getrennt; denn nun muß der Gatte sich seine Gattin erst erkaufen. Er sucht das Heiratsgut zusammen. 10 Ziegen, 2 Gewehre, 10 Spaten sind so der Normalsatz, die der Jüngling mit Hilfe seines Vaters schneller oder langsamer zusammensucht. Während dieser Zeit ist ihm ein weiterer geschlechtlicher Verkehr mit seiner Braut verboten. Kann er sich in dieser Beziehung nicht bezähmen, so macht er sich strafbar. Der Schwiegervater liefert beleidigt das bereits ausgehändigte Heiratsgut zurück und vereitelt die Ehe. Ist aber alles Heiratsgut besorgt, so ist der Brautstand vorbei und die Ehe für dauernd geschlossen.

Bei der Ehe wird Blutsverwandtschaft vermieden. Die durch obigen Ritus erworbene Frau wird später die Großfrau; denn im Laufe der Jahre kann es der Mpogoro bis auf zehn Frauen und darüber bringen. Jede einzelne Frau wohnte früher in einem eigenen Hause. Jetzt, wo die Hüttensteuer vom Gouvernement eingeführt ist, kann der Mpogoro sich das nicht mehr leisten. Alle Weiber wohnen in einem Hause, nur hat eine jede für sich ein Abteil im Hause. Die Großfrau hat gewisse Rechte; in Abwesenheit des Mannes vertritt sie ihn Händlern und durchziehenden Soldaten gegenüber. Ihr müssen die anderen Frauen gehorchen. Auch beim geschlechtlichen Verkehr fällt ihr der Hauptanteil zu. Der Mann schläft bei ihr etwa vier bis fünf Nächte hintereinander. Dann zwei bis drei Nächte bei der zweiten Frau, je zwei Nächte bei den übrigen in regelrechtem Turnus. Da, wo der Mann schläft, nimmt er auch seine Mahlzeit zu sich.



Abb. 10. **Musikkapelle der Wapogoro.**

Morgens, wenn die Sonne aufgeht, erheben sich Mann und Frau. Ohne Morgengebet, ohne Morgentoilette oder gar Frühstück geht der Mann, gefolgt von den Weibern, aufs Feld und bestellt seine Pflanzungen. Sind große Bäume zu fällen, Äste abzuschlagen, so besorgt dies der Mann. Doch alle übrige Arbeit, Gräser ausziehen, graben usw., überläßt er den Weibern. Um 11 Uhr muß die Frau nach Hause, um das Mittagessen für die Kinder zu bereiten. Die gekochten Abfälle der gestampften Hirse, wo es angeht, eine süße Kartoffel, bilden die Speisen der Kleinen. Nach dem Essen der Kinder wird die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen. Man muß sich aber nicht vorstellen, daß der Mpogoro täglich zur Arbeit geht. Ist die Zeit der Saat und der Ernte vorbei, so verträumt er seine Tage in süßem Nichtstun und läßt sich vor seinem Hause von der Sonne bescheinen. Letzteres weiß er weit mehr zu würdigen als Arbeit, die er nur, soweit es sein Lebensunterhalt erfordert, verrichtet.

Der erwachsene Mpogoro ißt nur einmal am Tage, abends eine Stunde nach Sonnenuntergang. Der Hausherr ißt zuerst und allein. Die Frau, die er mit seinem nächtlichen Besuch bedenkt, hat bereits den Hirse- oder Maisbrei fertig gekocht und setzt ihm die Speise vor. Der Mann haut jetzt kolossal ein, bis sein Hunger völlig gestillt ist. Dabei ist es ihm gleichgültig, ob für seine Gattin viel oder wenig übrig bleibt. Hat er abgespeist, so macht sich die Frau über den Rest. Treibt der Mann die Rücksichtslosigkeit so weit, daß er alles aufißt und für seine Frau überhaupt nichts übrig läßt, so geht diese klagend zu ihrem Vater: „Ich sterbe vor Hunger; mein Mann ißt alles allein". Der Vater besorgt ihr zunächst einen größeren Kochtopf und sagt ihr: „Hier ist ein größeres Gefäß, koche mehr, damit für dich noch was übrig bleibt." Langt aber die größere Portion auch noch nicht, so klagt die Tochter abermals dem Vater: „Mein Mann ist ein böser Kerl, er läßt für mich kein Essen übrig. Ich will von ihm geschieden sein." Der Vater nimmt Rücksprache mit dem Schwiegersohn, und die Ehescheidung wird ausgesprochen. Die geschiedene Frau geht alsbald in den Besitz eines anderen über.

Andererseits kann auch die Frau für den Mann ein Anlaß zur Klage werden. Beim Mpogoro geht die Liebe durch den Magen. Kann nun eine Frau schlecht kochen, so ist die Liebe bald verflogen, und es genügt diese Ungeschicklichkeit als triftiger Grund zur Ehescheidung. Einer geschiedenen Frau bleibt kein Eigentum; im Gegenteil, ihr Vater ist gezwungen, das Heiratsgut wieder herauszugeben. Etwaige Kinder bleiben beim Manne.

Die Kinder in der Familie leben in der Furcht des Herrn. Sind sie ungehorsam, so setzt es gleich Prügel. Unterwiesen in irgend einer Branche werden sie nicht. Die Eltern nehmen die fünfjährigen mit aufs Feld, und hier sehen die Kinder von selbst, wie sie zu pflanzen haben. Wenn sie nicht aufpassen, setzt es abermals Prügel, denn die Eltern sind darauf bedacht, ihnen die lästige Feldarbeit bald zu überlassen.

Einer Mpogoro-Familie ist ein reicher Kindersegen beschieden zur Freude der Eltern. Die Söhne sind ja erwünschte Arbeitskräfte; die Töchter bringen Heiratsgut ein. Jedoch sterben viele Kinder an Krankheiten.

Wegen der Vielweiberei ist Prostitution ausgeschlossen und kommt wohl tatsächlich nicht vor. Jedes Weib hat seinen Gatten und ist damit zufrieden. Die Wapogoro haben die Auffassung, daß es mit einer alleinstehenden Jungfrau schlecht bestellt sei.

Geburt. Tod. Fühlt eine Frau sich schwanger, so teilt sie es einer älteren, erfahrenen Frau mit: „Meine Periode ist ausgeblieben." Diese rät ihr: „Warte noch einen bis zwei Monate, vielleicht tritt die Periode wieder

ein." Die Frau begibt sich zu ihrem Manne zurück und verkehrt mit ihm geschlechtlich weiter. Ist jedoch nach zwei Monaten Wartezeit die Periode noch nicht eingetreten, so begibt sie sich abermals zu ihrer Ratgeberin: „Was soll ich machen, ich bekomme kein monatliches Blut mehr?" — „Geh zu deinem Manne", antwortet ihr diese, „und sage ihm, ich bekomme ein Kind." Für den Mann ist diese Botschaft der Befehl, die Frau von nun ab geschlechtlich nicht mehr zu berühren. Tut er es doch, so begeht er nach Auffassung der Wapogoro ein großes Unrecht. Bis zur Geburt hat die Schwangere allein zu schlafen.

Das Mpogoro-Weib gebiert im Sitzen. Eine ältere Frau unterstützt die Kreißende im Rücken, eine zweite kauert vor ihr, um das Kind in Empfang zu nehmen. Tritt eine Geburtsverzögerung ein, so reiben die beiden Frauen die Gebärende mit schleimigen Kräutern an den Hüften ein. Eine andere Kunsthilfe bei der Geburt ist unbekannt. Die Nabelschnur wird nach Ausstoßung des Kindes zwischen den Fingern zerrieben. Die Nachgeburt wird ohne Kunsthilfe spontan entleert und im Hause vergraben. Ist der ganze Geburtsakt vorbei, so wird der Mann benachrichtigt, der sich aus dem Hause entfernt hat und nun als erfreuter Familienvater zur Besichtigung seines neuen Sprößlings kommt. Er bestimmt den Namen, wobei gern der Name des Großvaters gewählt wird.

Nach der Geburt werden Mutter und Kind gewaschen. Die Mutter verhält sich nach der Geburt einen Tag im Hause. Dann ist für sie das Wochenbett erledigt. Sie arbeitet wie zuvor. Doch enthält sie sich auch jetzt noch drei Monate des Geschlechtsverkehrs.

Interessant ist es, daß die Wapogoro der Ansicht leben, männliche Kinder blieben länger im Mutterleib als weibliche. Es entspricht dies der ganzen Wertschätzung des Mannes, hinter den die Frau als Dienerin zurücktritt. Diese Auffassung kommt auch beim Tode der Gatten zur Geltung. Stirbt der Mann, so trauert die Witwe ein Jahr. Um den Hals bindet sie sich als äußeres Abzeichen der Trauer drei oder vier Windungen eines Strickes. Erst nach Ablauf dieser Zeit darf sie wieder heiraten. Gewöhnlich nimmt ein Freund des Verstorbenen von ihr Besitz. In diesem Falle braucht der Betreffende kein Heiratsgut herauszurücken. Bestehen jedoch keine Beziehungen zwischen dem verstorbenen und dem neuen Gatten, so muß die Witwe abermals mit Heiratsgut erkauft werden. Beim Tode der Frau hingegen trauert der Mann nicht einen Tag. Ebenso trauert die Mutter beim Tode des Sohnes zwei Monate, beim Tode der Tochter wieder nicht. Das weibliche Familienmitglied ist dem männlichen eben nicht ebenbürtig.

Religiöse Begriffe. Die Wapogoro sind in bezug auf Religion auffallend indolent. Sie geben sich anscheinend nicht die geringste Mühe, ihre unklaren Begriffe über religiöse Angelegenheiten zu klären. Sie sagen: „Es gibt einen Gott, aber welcher Art er ist, wie er aussieht, wissen wir nicht; er ist gut, denn er läßt unsere Früchte gedeihen, doch ist er mehr böse, da er uns ab und zu mit Hungersnot straft." Wenn es donnert, sagen sie: „‚Mahoga' freut sich, daß wir gesäet haben." Daß die Leute ihrem Gott mehr schlechte als gute Eigenschaften beilegen, zeigt sich auch daran, daß sie gewisse Sümpfe, wo Leute ertrunken sind, als Stellen bezeichnen, die Gott Mahoga gehören. An diesen Orten spielte sich früher bei Ermordungen ein Gottesurteil ab. Von sechs bis sieben Leuten wurde der Mörder zum Sumpf gebracht. Der Kläger murmelte zum Wasser gewendet: „Dieser hat meinen Freund getötet; er leugnet aber die Tat; laß ihn sterben, wenn er die Tat begangen hat; laß ihn gesund bleiben, wenn er unschuldig ist." Dann mußte der Mörder von dem Wasser des Sumpfes trinken. Erbrach er das Wasser, so war er von Schuld und Sühne freigesprochen, erfolgte kein Erbrechen, so mußte er unfehlbar an dem eingenommenen Wasser sterben, erzählen die Wapogoro.

Mahoga ist etwas Furchtbares. Sieht ein Mpogoro eine Riesenschlange, so schreit er entsetzt „Mahoga" und läuft davon. An die Stelle, wo die Riesenschlange lag, wird ein Huhn oder Ziege als Opfer hingebracht, damit Mahoga besänftigt werde. Eine steil ansteigende Bergpartie im Südosten des Bezirks Mahenge mit unzugänglichen Plateaus und schroffen Abfällen trägt den Namen des Gottes Mahoga.

An Geister glauben die Wapogoro nicht. Auch Dankesopfer an Feldfrüchten od. dgl. bringt der reine Mpogoro seinem Gotte nicht. Er kümmert sich, wie gesagt, um ihn recht wenig.

Wenn jemand stirbt, verfault er im Erdboden, und mit ihm verfault seine Seele. Wenn man fragt: „Kommt die Seele nicht zu Gott?" erhält man die Antwort: „Die Seele fault im Erdboden, auf welchem Wege soll sie denn zu Gott kommen?" Das umstehende Publikum bekräftigt diesen Glaubenssatz, verwundert über die seltsame Frage, durch ein herzliches Lachen. Mit demselben Lachen versichern sie, Gott habe mehr böse als gute Eigenschaften, man könne ihm nicht so recht trauen.

Die Wapogoro beten auch nicht. Einen Anklang an Gebet für den europäischen Geschmack ist ihr Geschrei beim Begräbnis: „Mein Bruder ist gestorben, warum er gestorben ist, weiß ich nicht, ob er schlechte Taten verrichtet hat, weiß ich nicht." Doch versichern die Wapogoro selbst, das sei kein Gebet, sondern lediglich Brauch bei dem Tode eines Angehörigen.



Abb. 11. **Puppe für Wapogoro-Frauen.**

Medizin. Verschiedene Erkrankungen sind den Wapogoro bekannt, besonders solche, die klinisch mit manifesten Zeichen auftreten. So tropische Frambösie und Lepra. Ihre Diagnose stellt selbst der gewöhnliche Mpogoro sehr gut. Doch damit begnügt er sich, die Therapie wird vernachlässigt.

Andere Stämme vertreiben die Leprakranken aus den Dörfern und isolieren sie im Walde, da sie die Ansteckung fürchten. Der Mpogoro läßt die Leprösen unbeachtet in den Häusern liegen.

Sehr verbreitet in der Kolonie ist die Behandlung der tropischen Frambösie nach Ausbruch der sekundären Papeln mit einem Breianstrich von gestampftem und mit Wasser vermengtem Kupfersulfat, der die Papeln zum Eintrocknen und Abfallen bringt. Die Wapogoro natürlich haben keine Kenntnis dieser Behandlung.

Es gibt wohl einzelne Ärzte, doch beschränkt sich ihre Wissenschaft auf Herstellen von Pflanzenmitteln, die innerlich und äußerlich Verwendung finden. So wird bei Kreuzschmerzen und Brustschmerzen Bitterklee getrocknet, zu Pulver verrieben und nach Art des Baunscheidtismus in Inzisionswunden eingerieben. Bei Kopfschmerzen wird ein Strick fest um den Kopf gezogen als Übertäubungsmittel. Bei akuten Bläschenausschlägen der Haut, Ekzemen, Windpocken wird der ganze Körper mit trockenem Lehm eingerieben und dadurch allerdings eine gründliche Austrocknung der Bläschen erzielt.

Zeitrechnung. Die Tageseinteilung berechnen die Wapogoro nach dem Stande der Sonne. Eine Einteilung nach Stunden ist ihnen unbekannt. Mit ausgestrecktem Arm zeigen sie den Stand der Sonne, wenn sie eine bestimmte Tageszeit verabreden; der senkrecht in die Höhe gehaltene Arm bedeutet zwölf Uhr mittags; die übrigen Tageszeiten wissen sie mit sicherem Gefühl durch einen

größeren oder kleineren Winkel des Armes zum Körper, der dem Stande der Sonne entspricht, anzugeben.

Etwas schwieriger ist der Begriff Jahr. Nur ältere, intelligentere Leute machen sich diesen klar, indem sie an der Saat- und Regenzeit einen Anhaltspunkt haben. Aber auch diese können nur wenige Jahre zurückzählen, und für die breite Masse existiert der Begriff Jahr überhaupt nicht, so daß niemand anzugeben weiß, wie alt er ist. Jede Zählung, sei sie noch so klein, bedeutet für den Mpogoro einen erheblichen Aufwand an Scharfsinn. Noch heute gibt es viele Leute, die mit großer Mühe bis zehn zählen. Gibt man ihnen zehn Gummibälle und fordert sie auf, sie zu zählen, so legen sie zunächst zwei beiseite, sehen sie mehrmals eindringlich an, vergleichen sie mit zwei Fingern der linken Hand und schieben auch diese zur Seite. Dann folgen zwei andere Gummibälle mit zwei neuen Fingern der linken Hand. Ein Finger und ein Gummiball bleibt übrig. Dieser Gummiball wird für sich allein gelegt und die Zahl 5 ist erreicht. Dann folgt die andere Hand, und nachdem sich der Mann einige Male verzählt und nachgezählt hat, ist die Zahl 10 fixiert.

Wenn sich heute bei intelligenteren Wapogoro ein Dezimalsystem mit hohen Zahlen ausgebildet hat, so ist das ein bedeutender Fortschritt der Kultur und des gesteigerten Verkehrs. Die meisten erreichen diese geistige Bildung nicht und begnügen sich damit, bis fünf oder zehn zählen zu können.

Schlußwort. Obige Aufzeichnungen aus dem Leben der Wapogoro machte ich während meines Aufenthaltes im Lande der Wapogoro im Jahre 1906. Wenn ich sie hier wiedergebe, mache ich dabei absolut nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Ich zweifle sogar nicht, daß das eine oder andere noch nachgetragen werden kann. Aber auch bei den Wapogoro verlieren sich mit dem Fortschritt des deutschen Einflusses die ursprünglichen Stammeseigentümlichkeiten immer mehr. Die intimeren Beziehungen, die sich mit dem gesteigerten Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen ausbilden, dulden keine schroffen Gegensätze in den Sitten und Gebräuchen und wirken ausgleichend zwischen den ehemals streng getrennten und einander verachtenden Stämmen. Infolgedessen wird es in Zukunft immer schwerer werden, das dem Stamme Eigentümliche und Ursprüngliche herauszuschälen und festzulegen. Vielleicht hat von diesem Gesichtspunkte aus unsere Abhandlung einigen Wert[1]).

[1]) Die Photographie, die Abb. 7 zugrunde liegt, wurde mir von Herrn Feldwebel Münzner zur Verfügung gestellt, die Photographien, nach denen Abb. 1, 8, 9 und 10 angefertigt sind, wurden von Herrn Unterzahlmeister Voigt für mich eigens angefertigt. Bei Abfassung dieser Arbeit erhielt ich manchen Wink und Rat von Herrn Oberleutnant Freiherr von Nordeck zur Rabenau, der als älterer Afrikaner mir bei Sichtung des Materials durch Vergleich mit den Gebräuchen anderer Stämme aus der Kolonie behilflich war. Allen drei Herren möchte ich an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

Der Bernstein in China.

Während wir in Europa über Vorkommen, Alter und Verbreitung des Bernsteins gut, man kann sagen abschließend, unterrichtet sind, fehlte es an einer Arbeit, die seine Verbreitung über Asien, wo er doch auch, zumal in China, beliebt ist, nähere Auskunft gibt. Wenig verlautete in der Literatur darüber, und erst durch eine Arbeit, die der Geologe Fritz Noetling im Globus (Band 79, S. 217ff.) veröffentlichte, ist man auf die richtige Spur gekommen. Sie führt den Titel „Das Vorkommen von Birmit (indischer Bernstein) und dessen Verbreitung“. Hier wurde gezeigt, wo die Hauptquelle des in China so verbreiteten Bernsteins zu suchen ist, nämlich in Birma. Jetzt hat Dr. Berthold Laufer in einer eingehenden Abhandlung (Memoirs of the American Anthropological Association, Bd. I, 1907, S. 215) die Frage wieder aufgenommen und durch die Benutzung der alten chinesischen Literatur zur völligen Klärung gebracht. Seine Mitteilungen sind belangreicher Natur, so daß wir sie gern im kurzen Auszuge hier wiedergeben.

Schon im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatte ein Chinese, Tao Hung-ching, sehr vernünftige Ansichten über das Wesen des Bernsteins. Er berichtet, daß das Harz von Nadelhölzern in die Erde sinke und sich dort nach 1000 Jahren in Bernstein umwandele. Brennt man diesen, so entsteht ein Geruch wie von Fichtenbäumen. Es kommt auch, so sagt er ferner, Bernstein vor, in dem eine Biene, gleich den lebenden, eingeschlossen ist. Sie ist von dem Harze umhüllt worden und so mit in die Erde gelangt usw. Ähnliche Ansichten, mitunter auch fabelhafter Art, äußern dann spätere chinesische Schriftsteller, die verschiedene Bernsteinsorten unterscheiden. Sie wissen auch, daß sowohl in Indien als in Tibet der Bernstein schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung benutzt war, ja selbst seine Verwendung bei den Römern war ihnen bekannt, worauf schon Hirth (China and the Roman Orient, S. 41) hingewiesen hat.

Für China blieb die Hauptbezugsquelle des Bernsteins Birma, von wo aus er sehr früh eingeführt wurde. In den Annalen der späteren Handynastie wird erwähnt, daß aus Ai lao (Birma) Bernstein zusammen mit Kupfer, Gold, Silber, Perlen usw. über Yünnan nach China gelangte, nach Laufer schon im ersten Jahrhundert, als die Chinesen mit Yünnan näher in Berührung kamen. Der früheste Bericht über den birmanischen Bernstein stammt von dem portugiesischen Jesuiten Alvarez Semedo, der 1643 zu Rom ein Buch über China veröffentlichte, in dem er erzählt, daß der Bernstein in Birma aus der Erde gegraben werde; er sei röter als der unsrige und werde gegen Katarrhe benutzt. Aber die nähere Kunde verdanken wir erst jener Abhandlung von Noetling im Globus. Er wies den Ort Maingkhwan im Shanlande als Ursprungsquelle nach, wo der Bernstein gewonnen und im rohen Zustande über Mogung von Chinesen nach Yünnan gebracht wird. Das geschah nach chinesischen Quellen schon im ersten Jahrhundert.

Im Mittelalter wurde dann für China eine neue Bernsteinquelle durch die türkischen Stämme in Zentralasien eröffnet. Dafür liegen Beweise aus dem zehnten Jahrhundert vor. Da aber Turkestan selbst keinen Bernstein besitzt, so mußte er dorthin (Samarkand, Kotan usw.) aus dem Westen gelangt sein. Dafür spricht ein persisches Werk des Eddin Mohamed Ufi aus dem 13. Jahrhundert, in dem er von dem Handel der Chinesen nach Chorassan berichtet, und da ist auch die Rede von gelbem Bernstein, der aus dem Lande der Slawen stamme und dort vom Meere ausgeworfen werde.

Heute ist der Bedarf Chinas an Bernstein sehr groß. Zunächst brachten ihn die Portugiesen dorthin, jetzt kommt er unmittelbar aus Deutschland, wie die chinesischen Zollisten beweisen. Selbst in Birma überwiegt

der deutsche Bernstein den einheimischen. Die Chinesen verstehen es jetzt auch, ihn aus Glas, Kopal und anderen Harzen zu fälschen. A.

Zur Nephritfrage.

Eine sehr wichtige Arbeit zur Nephritfrage hat Prof. Kalkowsky in Dresden unter dem Titel „Geologie des Nephrits im südlichen Ligurien" in der Zeitschrift der deutschen Geologischen Gesellschaft, Jahrg. 1906, Heft 3, veröffentlicht[1]). Vor allem wichtig ist daraus die Nachricht, daß es ihm in der weiteren Umgebung von Sestri Levante gelang, an nicht weniger als elf verschiedenen Lagerstätten Nephrit anstehend in einer größeren Zahl von Abarten und unter außerordentlich klaren Lagerungsverhältnissen aufzufinden. Durch das dort gewonnene Material und von vielen Seiten zur Verfügung gestelltes Vergleichsmaterial hat er 370 eigene und 200 fremde Nephritdünnschliffe zusammengebracht und studieren können. Von den dabei erlangten geologischen und petrographischen Resultaten, wegen deren im einzelnen auf das Original verwiesen sein möge, soll hier mitgeteilt werden, daß der ligurische Nephrit nach Kalkowskys Ansicht ein durch Dislokationsmetamorphismus aus Serpentin in der Zeit der Bildung des Apenninengebirges entstandenes Gestein ist. Als Gestein aber ist der Nephrit unter allen Umständen anzusehen, nicht als Mineral, und daher rühren auch die verschiedenen Abarten, wie sie bei jedem anderen Gestein ebenfalls vorkommen. Bei dem Studium der Präparate, die Arzruni untersucht hatte, wobei auch zum Teil die Stücke vorlagen, aus denen sie hergestellt wurden, ist Kalkowsky zur Überzeugung gekommen, daß bei der „Nephritfrage" Mißbrauch getrieben wurde mit der Gefälligkeit der Mineralogen und Geologen. An schlechten, schmutzigen, dicken Dünnschliffen von 2 qmm (!) Größe sollte Arzruni herausbekommen, woher die Nephrite stammten. Dabei seien die Stellen des Materials, von denen die Dünnschliffe angefertigt wurden, von Leuten ohne jede geologische Kenntnis ausgewählt worden; aus Gefälligkeit machte ein Chemiker eine Analyse des mikroskopisch untersuchten Stückes von einem ganz anderen Ende, das mineralogisch gar nicht mit der petrographisch untersuchten Probe übereinstimmte. Kalkowsky meint deshalb, wenn Arzruni, vielleicht nur aus Gefälligkeit nachgebend, es unternommen habe, nach der Struktur in winzigen Dünnschliffen ein Urteil über die Verwandtschaft oder die mögliche Herkunft des Nephrits auszusprechen, so müsse gegen ein solches Verfahren für die Zukunft auf das entschiedenste Einspruch erhoben werden. Sehr oft findet man nämlich bei der Untersuchung großer, guter Dünnschliffe, daß die Struktur schon innerhalb des gleichen Präparates variiert; auch variiert die Struktur oft je nach der Orientierung des Präparates zu dem ganzen Stücke, wenn sie auch überall die typische Aktinolithnadelverfilzung aufweist. Nur dadurch, daß der untersuchende Geologe selbst in peinlichster Weise die zu untersuchenden Stellen der Stücke auswählt und die Bearbeitung und Herrichtung zur Untersuchung auf das genaueste überwacht, wird es möglich werden, in der von Kalkowsky angebahnten Weise zu gesicherten, der Kritik standhaltenden Resultaten zu gelangen. Erwähnt sei noch, daß die von Kalkowsky gefundenen Nephrite meist größere oder kleinere Knollen, Blöcke und Knauern in anderem Gesteine bildeten und eine größere Anzahl schon von anderwärts bekannter Nephritvarietäten von typischer chemischer Zusammensetzung, spezifischem Gewicht und sonstigen Eigenschaften, wie Zähigkeit usw., daneben aber auch noch einige neue Abarten lieferten. Gr.

[1]) Vgl. hierzu die Notiz S. 210 über desselben Verfassers etwa gleichzeitig erschienene Arbeit über die Nephritfunde im Bodensee.

Bücherschau.

Prof. Dr. Dagobert Schoenfeld, Die Halbinsel Sinai in ihrer Bedeutung nach Erdkunde und Geschichte auf Grund eigener Forschungen an Ort und Stelle dargestellt. VIII und 196 S. Mit 1 Karte, 3 Textabb. und 20 Abb. in Lichtdruck. Berlin, Dietrich Reimer, 1907. 8 M.

Von Ende Oktober bis Ende November 1903 durchzog der Verfasser die Halbinsel Sinai zu dem Zwecke, die Wanderroute des Volkes Israel festzustellen und zu untersuchen, ob die Zweifel, daß die Halbinsel den Angaben des Pentateuch entsprechend 40 Jahre lang ein so kopfstarkes Volk habe ernähren können, zuträfen oder nicht. Er wandte sich von Suez in der Nähe der Meeresküste nach Süden und dann durch das Wadi Firan zum Katharinenkloster am Sinai. Hierauf zog er nach Norden und Nordosten über Nekle (Nachel), Aïn el-Gades (dem Kades-Barnea der Bibel) und Bir es-Seba nach Jerusalem. Über seine Beobachtungen über Land und Volk berichtete der Verfasser seinerzeit im „Globus" (Bd. 85, Nr. 16) in einem zusammenfassenden Aufsatze, der mit einigen Ergänzungen in dem vorliegenden Buche das 19. Kapitel bildet. Die voraufgehenden schildern die Reise, doch sind auch sie reich an geographischen, ethnographischen und historischen Notizen. Erwähnt sei, daß der Verfasser beim Wadi el-Reheba (Rehoboth), halbwegs zwischen Aïn el-Gades und Bir es-Seba, die Nähe des etwa 60 km entfernten Mittelmeeres verspürte: „Die Luft füllt sich mit Salzteilen, und der Meeressand, vom Winde herübergetragen, legt sich um den Fuß der Sträucher und Stauden, welche, von ihm gedrückt, nach Osten hin sich überneigen." Den Wanderweg Israels glaubt der Verfasser bis Aïn el-Gades im allgemeinen verfolgt zu haben, d. h. bis zu der Stätte, wo der politische und religiöse Mittelpunkt des Volkes während seiner 38-jährigen Nomadenzeit auf der Halbinsel gelegen haben soll. Hiermit und mit den übrigen historischen Fragen, die ihn zu seiner Reise veranlaßten, beschäftigt sich der Verfasser im Zusammenhange im 20. Kapitel. Er ist — wohl mit Recht — überzeugt, daß jener Teil der Sinaihalbinsel dem Volke ausreichende Lebensbedingungen — Bedingungen für Viehzucht und mäßigen Ackerbau — geboten habe. Auch heute noch seien jene Gebiete keineswegs von der Natur ganz vernachlässigt, und im Altertum seien sie jedenfalls wald- und regenreicher gewesen. Den Berg der „Gesetzgebung", vor dem das Volk Israel ein Jahr gelagert haben soll, sieht der Verfasser im Horeb, der Bibel entsprechend, nicht, wie manche Forscher, im Serbal. El-Augah, nördlich von Aïn el-Gades, ist nach des Verfassers Ansicht das biblische Horma, wo die Israeliten die schwere Niederlage gegen die Amalekiter und Kananiter erlitten; denn die dortige Ebene sei „wie geschaffen für ein Schlachtfeld". Weiter nördlich, bei El-Chalasah, finden sich zahlreiche Ruinen und Anlagen, die auf alten Weinbau hindeuten. Von hier — so meint der Verfasser — hätten die Kundschafter die schwere Weintraube geholt, nicht aus der Gegend von Hebron. Diese und manche andere Bemerkungen sind nicht ohne Interesse, wenn auch nicht immer überzeugend. Allein die Darstellung leidet unter einem unwissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers, der alles für bare Münze nimmt, was im Pentateuch steht, dessen wesentliche Bestandteile Moses selbst (in Kades-Barnea) geschrieben habe, der sogar von dem persönlichen Eingreifen Jahwes überzeugt ist, von dessen direktem Verkehr mit Moses und mit den ersten Menschen im „Paradiese". Mit Befremden liest man des Verfassers Ausführungen besonders im 21. Kapitel „Moses und der Pentateuch". Man hätte dergleichen Ideen und „Beweisführungen" heute nicht mehr für möglich halten sollen. Die Abbildungen zeigen manche interessante Örtlichkeit, die Karte aber ist sehr dürftig, und in der Einzeichnung des Reiseweges bei Aïn el-Gades weicht sie in auffälliger Weise von den Angaben des Textes ab. H. S.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. 2 Bände. Wien, A. Hartleben, 1907. 20 M.

Der moderne Horizont hat sich gegen frühere Zeitalter unendlich erweitert, so daß das alte Weltbild schlechterdings nicht mehr in unsere Anschauungen hineinpaßt. Und mit dieser Ausdehnung über den ganzen Erdball hin, so daß uns die bisherige „Welt"geschichte gleichsam wie eine still umfriedete Idylle anmutet, ist eine entsprechende Vertiefung, eine Sättigung mit ganz neuem Gehalt Hand in Hand gegangen. Eine echte Kulturwissenschaft, die es nicht mehr mit einer bloßen chronologischen Aneinanderreihung eines recht beschränkten Tatsachenmaterials bewenden läßt, sondern in weitesten Umrissen dem fortlaufenden Zusammenhang der Dinge auf den Grund zu kommen sucht, kann, wie Friedr. Ratzel nachdrücklich erklärt hat, nicht mehr der Naturvölker entbehren, jener Vorläufer höherer Gesittungsstufen, die höchst instruktiv die Entwickelung unseres eigenen geistigen Lebens veranschaulichen. Dazu kommen noch die Anthropologie, die Rassenlehre (bislang so geringschätzig behandelt), dann die Archäologie, die Wissenschaft des Spatens, die den verschlossenen Mund der Erde öffnet und zum Reden bringt, die Demographie, Nationalökonomie, Soziologie usw. Gerade

die zuletzt genannte Disziplin versucht neuerdings in der entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung immer festeren Fuß zu fassen, obschon nach unserem Dafürhalten ihre sog. Gesetze bisweilen die wünschenswerte Verläßlichkeit noch allzusehr entbehren lassen. So hat sich mit dem anwachsenden Material auch eine Fülle von Gesichtspunkten eingestellt, so daß damit selbstverständlich eine klare, planmäßige und einheitliche Verarbeitung und Darstellung nicht wenig erschwert ist. Schon um deswillen war der bekannte Verfasser des vorliegenden Werkes genötigt, sich in der Einleitung mit den verschiedenen Vertretern abweichender Standpunkte auseinanderzusetzen. Da käme in erster Linie der Darwinismus in Betracht, der öfter zwangsweise in die kulturgeschichtliche Darstellung eingeführt ist. Der Verfasser weist mit vollem Recht auf die hervorragende Bedeutung hin, die der Überlieferung (einerlei zunächst, welcher) im geschichtlichen Leben der Menschheit zukommt: Die Tradition ist die mächtigste Stütze der Kultur; denn sie allein ist es, die entwickelungsgeschichtlich in Betracht kommt; da ist abermals der Bruch, den die naturwissenschaftliche Anschauung nicht zu verkitten vermag. Für die Menschheit tritt als oberstes Gesetz ein, daß ihr Los nicht vom blinden Walten irgend eines Naturgesetzes, auch nicht von einer Vorherbestimmung, sondern von der Betätigung ihrer Kraft, ihrer Anlagen, ihrer spontanen Willensäußerung abhängig ist. Was bleibt da noch vom Darwinismus übrig? Überall kommt er mit kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten in Konflikt. Die Auslese im kulturgeschichtlichen Sinne vernichtet das im Kampfe ums Dasein ungeeignete Individuum, eine Brutalität, die einem Kulturfaktor ersten Ranges, der Humanität, diametral gegenübersteht. Überhaupt, wie sollen die Sittengesetze selektionistisch erklärt werden? Die Natur vernichtet den Schwachen, das Sittengesetz schützt ihn. Die Natur findet im Kampfe der Organismen untereinander das Mittel, die kräftigsten Artgenossen zu züchten und damit bestimmend auf die Fortentwickelung einzuwirken; die Kriege der menschlichen Gesellschaft erzielen den entgegengesetzten Effekt, indem jenen die kräftigsten Artgenossen zum Opfer fallen (S. 2). Auch manche soziologische Lehren haben sich nachträglich im Lichte schärferer Kritik als recht fragwürdige Hypothesen erwiesen, so die Ansicht von Hobbes vom ursprünglichen Kriege aller gegen alle, oder der Benthamsche Utilitarismus, der in der bekannten Formel zusammengefaßt wird: Das möglichst große Glück für eine möglichst große Zahl. Dagegen wird mit vollem Recht die für die gesamte Entwickelung der Menschheit maßgebende sozialethische Bedeutung der Arbeit und der damit wenigstens mittelbar zusammenhängenden Erziehung betont: Darin liegt das ganze Geheimnis der Kultur. Die Erziehung ist teils eine religiös-sittliche, teils eine intellektuelle, die Arbeit nutzt die natürlichen Reichtümer aus, die einem organisierten Volke zufallen (nichts ist so bezeichnend für die Naturvölker, wie wir hinzufügen möchten, wie die ausgeprägte Scheu vor regelmäßiger Beschäftigung), oder sie entwickelt den Kunsttrieb, schafft durch Erfindungen neue Hilfsmittel, Gewerbe und Handel blühen neben Kunst und Geisteswissenschaften auf. In der materiellen Arbeit liegt der Keim der Selbsterziehung. Aber ohne geistige Anregung würde sich alles Tun über den unbewußten Antrieb nicht erhoben haben; hierzu bedurfte es des Eingriffes der Erziehung. Die ersten Lehrmeister sind Priester, das erste geistige Gut die Vorstellung von einer außerirdischen, die Menschenschicksale, Werden und Vergehen bestimmenden Macht. In der Religion ruht durch lange Zeitläufte das geistige Leben eines Volkes als etwas Einheitliches und Ganzes. Erst später trennen sich die Begriffe Glauben und Wissen. Andererseits entwickelt sich aus dem naiven Naturempfinden die Kunst, doch steht auch diese vorzugsweise im Dienste der Religion. Den heiligen Hymnen und dem primitiven Volksgesange folgen die kraftvollen Noten der Epopöen, die das in der Erinnerung der meisten Völker nachlebende Heroenzeitalter verherrlichen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit dem hamitosemitischen Kulturkreis, dem Vorläufer der indogermanischen, arischen Gesittung, die sich jetzt zu einem unwiderstehlichen Eroberungszug über den Erdball anschickt. Der zweite Band umschließt die Weltgeschichte im gewöhnlichen Rahmen, und hier setzt auch das genauere chronologische System der Orientierung nach Altertum, Mittelalter und Neuzeit ein. Aber mit dem Ausgang des Mittelalters und dem Zeitalter der Entdeckungen schließt die eigentliche geschichtliche Untersuchung, die nunmehr ihre Rolle an eine mehr völkerpsychologisch-ethnologische Betrachtung abgibt; den Beschluß macht eine Behandlung des so ungemein interessanten polynesischen Kulturkreises. Schweiger-Lerchenfeld erklärt: Die großen Neugestaltungen, welche in den nächstfolgenden Jahrhunderten die europäische Menschheit auf der Bahn des Fortschrittes weiter geführt haben, sind keine Phasen im evolutionistischen Sinne, sondern Etappen der Anpassungs-Auslese (II, S. 611). Das scheint uns erstlich kein rechter Gegensatz zu sein und sodann überhaupt anfechtbar; denn wenn die moderne Zeit nicht eine von den heftigsten Gegensätzen beherrschte Entwickelungslinie darstellt, mit leuchtenden Höhepunkten und andererseits ebenso starken Rückfällen, so gibt es überall im geschichtlichen Leben keinen solchen Werdegang. Man denke nur an die Reformation, Renaissance, die französische Revolution und z. B. an die Romantik! Diese Bewegungen gehören unfraglich in ihrem ganzen Bestand zum Wesen der modernen Kultur, zu der man übrigens auch noch die Entwickelung der sozialen Probleme und Ideen zählen könnte. Ich weiß nicht, ob für eine weitere Auflage hier nicht eine, sei es auch noch so knappe, Ergänzung erforderlich ist. Mit vollem Recht weist der Verfasser die letzte Entscheidung über die Frage nach dem Wert der Technik ab, indem er umgekehrt darauf aufmerksam macht, daß etwas Höheres dahinter liegen müsse, zu dem sie bloß den Zugang schaffe.

Das Werk, das mit einer Fülle schöner Illustrationen und einem guten Druck ausgestattet ist, wird vielleicht in weiten Kreisen Eingang finden, zumal da das Interesse an Kulturproblemen unstreitig im steten Wachstum begriffen ist.

Th. Achelis.

Dr. Joh. Felix, Die Leitfossilien aus dem Pflanzen- und Tierreich in systematischer Anordnung. Mit 626 Abbildungen im Text. Leipzig, Veit u. Co., 1906. 6 M.

Wie die Vorrede sagt, hat es der Verfasser auf Anregung der Verlagsbuchhandlung unternommen, einen kurzen, in gedrängter Form gehaltenen Leitfaden für das Studium der Leitfossilien herauszugeben, der hauptsächlich für Studierende, dann aber auch für Lehrer der Naturwissenschaften, Geographen und Reisende bestimmt sein soll. Er stellt sich infolgedessen von vornherein auf einen anderen Standpunkt als die seither erschienenen größeren Werke über dieselbe Disziplin, indem er aus den systematisch vollständig gleichwertigen Gruppen die für den Geologen wichtigen in erster Linie behandelt, ohne Rücksicht darauf, ob durch diese ungleiche Berücksichtigung einige aus sonstigen Gründen interessante Gruppen in den Hintergrund gedrängt werden. Dieser rein praktische Standpunkt, die Handlichkeit des Buches, die Kürze der Beschreibungen und die sehr reichlichen, gut gelungenen und zur Chrakterisierung gut geeigneten Abbildungen werden dem Buche gewiß Freunde erwerben.

Gr.

Dr. Hugo Grothe, Zur Landeskunde von Rumänien. Kulturgeschichtliches und Wirtschaftliches. XV u. 127 S. Mit 23 Abb. u. 4 Karten. Halle, Gebauer-Schwetschke, 1907. 4 M.

Eine systematische Landeskunde Rumäniens hat der Verfasser nicht schreiben wollen; sein Buch beschränkt sich auf einige landeskundliche Kapitel, für die ihm die vorhandene Literatur und auch eigene Anschauung zur Verfügung standen. Einem kurzen Abriß über die physikalischen Verhältnisse des Donaustaates folgt ein ausführlicherer über dessen Bewohner und die Geschichte, wobei auch die Urgeschichte besprochen und dem Bauernstande eine genauere Darstellung zuteil wird. Wenn man bedenkt, daß die Bauernemanzipation in Rumänien etwa gleichzeitig mit der in Rußland erfolgt ist, und mit Rücksicht hierauf die kulturelle Entwickelung betrachtet, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß nicht Rußland es ist, das eine gesunde innere Politik seitdem getrieben hat. Allerdings wird vom Verfasser betont, daß heute noch viel zu viel Land in Rumänien in den Händen des Großgrundbesitzes, und der Bauer mehr als wünschenswert von diesem abhängig ist. Zu tun bleibt also noch mancherlei. Ein umfangreiches Schlußkapitel bespricht die wirtschaftlichen Verhältnisse Rumäniens, die als im ganzen erfreulich erscheinen, und an denen Deutschland nicht wenig interessiert ist, weil viel deutsches Kapital in Rumänien angelegt ist. Deutscher Einfluß gewinnt dort, wie der Verfasser sagt, im geistigen und wirtschaftlichen Leben immer mehr Einfluß. Die Ausführungen sind durch ein beträchtliches Zahlenmaterial ausgestattet, und die Abbildungen und Kartenskizzen bieten manches Interessante.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Am 24. Oktober 1906 ist Señor Licenciado Don Alfredo Chavero in der Hauptstadt Mexiko gestorben. Der Dahingeschiedene (geboren am 1. Februar 1841) gehört zu den bekanntesten neueren mexikanischen Archäologen. Trotz seiner ausgedehnten Tätigkeit als Jurist und Politiker fand er die Zeit, sich mit seinen Studien der Geschichte und Kultur des alten Mexiko zu widmen. Obgleich er in seinen selbständigen Forschungen nur wenig Neues gebracht hat und nicht selten recht unklaren Vorstellungen huldigte, so gebührt ihm doch das große Verdienst, das Interesse für die Vorgeschichte seines Vaterlandes in Mexiko neu belebt und populär gemacht zu haben. Von bleibendem Wert sind allerdings nur die Veröffentlichungen von Originalhandschriften alter Autoren, die Chavero sorgfältig herausgab. So die „Obras historicas" des Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl, 2 Bände, Mexiko 1892, sowie die überaus wichtige „Historia de Tlaxcala" des Muñoz Camargo, Mexiko 1892. Wichtige Nachrichten enthalten auch seine bibliographischen Abhandlungen, wie die „Apuntes viejos de bibliografia mexicana", Mexiko 1903, und seine bibliographischen Essays über Morfi, Vega, Tovar, Siguenza y Góngora, Veytia, Boturini u. a., die sich in den „Anales del Museo Nacional de México" in verschiedenen Jahrgängen verstreut finden. Seine zahlreichen anderen Werke und Abhandlungen, insbesondere sein „Calendario Azteca" und seine „Piedra del Sol" sind lediglich voluminöse Kompilationen, denen es ebenso sehr an Übersichtlichkeit wie an Kritik gebricht. Durchaus populär gehalten ist seine Darstellung der alten Geschichte Mexikos in dem Werke „México à través de los siglos", tom. I, Barcelona 1884. Seine „Antigüedades Mexicanas" erläutern die von der Junta Columbina (Mexiko 1892) herausgegebenen Bilderschriften. Besonders darin hervorgehoben zu werden verdient der Kommentar zu dem leider nur in Kopie erhaltenen „Lienzo de Tlaxcala", das in großen, szenenreichen Bildern die Geschichte der Eroberung Mexikos durch Cortes behandelt. Die von ihm (Mexiko 1900 bis 1901) veröffentlichten „Pinturas jeroglificas" enthalten eine Reihe plumper Fälschungen, wie auch in den oben erwähnten „Antigüedades Mexicanas" angebliche Reliefplatten aus Chiapas Aufnahme gefunden haben, die zweifellose Fälschungen sind und deren angebliche Originalvorbilder bisher noch immer — mit Recht — das Licht des Tages gescheut haben. Von diesen, seinerseits übrigens durchaus unbeabsichtigten Irrtümern abgesehen ist die mexikanische Forschung dem verblichenen Gelehrten zu Dank verpflichtet und wird das Andenken an seine Verdienste nicht vergessen. Hoffentlich werden die kostbaren Schätze seiner Bibliothek, die zum großen Teil noch auf den Nachlaß des berühmten und gelehrten Don José Fernando Ramirez (1804 bis 1871) zurückgehen, jetzt nicht in alle Winde verstreut, sondern von der mexikanischen Regierung als Ganzes dem Lande erhalten!

Berlin. Dr. W. Lehmann.

— Die neue englische Südpolarexpedition unter E. H. Shackleton (vgl. die Notiz Globus, Bd. 91, S. 147) scheint nach den Mitteilungen ihres Leiters im Märzheft des „Geogr. Journ." für den Beginn des nächsten Jahres gesichert zu sein, denn das Geld dazu soll im großen und ganzen bereits vorhanden sein. Shackleton plant die Fortführung der Forschungen der Discovery-Expedition, deren Teilnehmer er gewesen ist, doch mit bescheideneren Mitteln als jenes große Unternehmen. Er will einen gewöhnlichen Dampfer oder einen Walfischfänger mieten oder kaufen und Ende Januar oder Anfang Februar 1908 von Neuseeland nach dem Victorialande gehen. Die Zahl der Teilnehmer, ohne die Schiffsbesatzung, soll 9 bis 12 betragen. Einige von ihnen soll das Schiff am Mount Melbourne absetzen, die übrigen an der Erebusinsel, wo die „Discovery" überwintert hatte; dann soll es nach Neuseeland zurückgehen und Anfang 1909 die Expedition abholen. Diese wird biologische, meteorologische, geologische und magnetische Forschungen ausführen, aber Shackleton hat auch große Entdeckerpläne, will er doch versuchen, den geographischen und den magnetischen Südpol zu erreichen und den Verlauf der Westküste des von der „Discovery" entdeckten King Edward-Landes festzustellen. Zu diesem Zwecke sollen drei Frühjahrsschlittenreisen unternommen werden. Die eine, die die Aufgabe der am Mount Melbourne überwinternden Abteilung sein wird, soll ins Innere des Victorialandes nach dem in einem Abstande von etwa 500 km von der Ostküste von Victorialand vermuteten magnetischen Südpol gehen. Für die beiden anderen ist die Erebusinsel der Ausgangspunkt und die Oberfläche des Roßgletschers der gegebene Weg. Für diese beiden Züge nimmt Shackleton sibirische Ponys mit, denen er vor den Hunden den Vorzug gibt, ferner wird er für den großen Zug südwärts einen Motorschlitten konstruieren. Dieser soll, soweit er vorhält, die Ausrüstung und die Vorräte der Ostküste des Victorialandes entlang nach Süden führen, und nachher sollen die Pferde in Aktion treten. Der Leiter der „Discovery"-Expedition, Scott, gelangte auf diesem Wege bis 82° 16' s. Br. Shackleton rechnet, dort, wo sein Vorgänger umkehren mußte, mit ungeschwächter Kraft erst einsetzen zu können. Die Entfernung von Scotts fernstem Punkt bis zum Südpol beträgt noch 740 km. Alle 150, vielleicht alle 250 km will Shackleton eine Schlittenlast als Depot für den Rückzug zurücklassen. Es kommt darauf an, wie weit der Roßgletscher nach Süden reicht und wie dort, wo er aufhört, das Gelände aussieht. Wird es schwierig, gebirgig z. B., so müßten schließlich auch die Menschen Hand anlegen und die Schlitten ziehen. Theoretisch erscheint jedenfalls die Erreichung des Südpols weit leichter als die des Nordpols. Auf der Heimkehr nach Neuseeland mit dem Schiff will Shackleton versuchen, die antarktischen Küsten westlich von Kap Adare, also das Wilkesland, zu rekognoszieren. — Es ist erfreulich, daß die Südpolarforschung wieder in Gang kommt. Gleichzeitig mit der englischen Expedition wird die neue belgische unter Arctowski operieren.

— Major Powell-Cotton ist jüngst von einer zweijährigen Reise durch den Osten des Kongostaates zurückgekehrt. Sein Hauptzweck waren zoologische und ethnographische Forschungen in den dortigen Urwäldern. Vom oberen Nil südwärts gehend, hielt Powell-Cotton mit seiner Frau sich längere Zeit unter den Zwergstämmen der Iturigegend auf, die eingehend studiert und photographiert wurden; auch phonographische Aufnahmen hat der Reisende mitgebracht. Seine Frau eignete sich etwas die Sprache dieser Pygmäen an. Powell-Cotton hat ein schönes Exemplar des seltenen weißen Rhinozeros bei Lado geschossen und zahlreiche andere Tiere gesammelt, die von Lydekker zum Teil als neu bezeichnet worden sind. Hierzu gehören: ein schwarzer Honigdachs, lokale Arten oder Varietäten der afrikanischen Tigerkatze, ein Wassermoschustier, Stuhlmanns Elefantenspitzmaus, eine mit Stoßzähnen bewaffnete Taucherantilope, ein schwarzweißer Stummelaffe und — vom bereits offenen Lande am Semliki — ein großer gelbbrauner Büffel. Auch Powell-Cotton war es nicht vergönnt, ein lebendes Okapi zu Gesicht zu bekommen, obwohl er einem solchen im Schilfdickicht bis auf 20 m nahe gekommen sein will. Dagegen erhielt er Skelett und Fell eines erwachsenen Männchens und das Rumpffell eines Kalbes, auch erfuhr er von den Pygmäen viel über die Lebensweise des Tieres. Die Rückkehr aus den Urwäldern erfolgte über den Albert Edwardsee, wo Powell-Cotton eine kleine Gemeinde von Seewohnern sah, die ihre Häuser auf treibenden Plattformen errichtet hatten.

— Von der Karte von Deutsch-Ostafrika in 1:300000, begonnen von R. Kiepert, fortgesetzt von P. Sprigade und M. Moisel, sind Anfang März d. J. drei weitere Blätter, den äußersten Südwesten des Schutzgebietes umfassend, erschienen: Bismarckburg, Kalambo-Mündung und Neu-Langenburg (Zeichner Schroeder und Nobiling). Auf verhältnismäßig wenig Routen beruht das Blatt Bismarckburg, von dem überdies nahezu die Hälfte auf den Tanganikasee und sein kongostaatliches Ufer entfällt. Die Führung des Telegraphen östlich vom Tanganika scheint leider gar keine Aufnahmen mit sich gebracht zu haben. Dichter wird das Routennetz, wenigstens auf deutscher Seite, auf dem im Süden anstoßenden kleinen Blatt Kalambo-Mündung, und sehr dicht auf dessen östlicher Fortsetzung Neu-Langenburg. Dieses Blatt zeigt sehr viel Einzelheiten und ist eins der vollständigsten des ganzen Kartenwerkes. Das Begleitwort dazu weist nicht weniger als 70 Routen nach ohne das gleichfalls benutzte bereits veröffentlichte Materail. Groß ist ferner für diese Blätter die Zahl der verfügbaren astronomischen Positionen gewesen, die vornehmlich auf die Kohlschüttersche Pendel-Expedition zurückgehen.

Von dem Kartenwerke stehen nun noch aus die Blätter Udjidji und Rutschugi im Westen und die drei Grenzblätter Ugroime, Kilimandjaro und Tanga im Nordosten. Ferner wird eine baldige Neubearbeitung der längst veralteten nordwestlichen Blätter Kiwusee, Karagwe, Urundi und Usige unabweisbar sein. Wir lesen hierüber in der neuen Denkschrift

über die Verwendung des Afrikafonds (1905/06): „Nachdem die deutsche Kommission zur Bestimmung der deutsch-englischen Grenze unter Hauptmann Schlobach am Ende des Berichtsjahres nach Deutschland mit einem reichen kartographischen Material zurückgekehrt war, konnte die Bearbeitung der noch ausstehenden nördlichen Grenzblätter der Karte in 1:300000 in Angriff genommen werden. Die übrigen noch ausstehenden Blätter sind im Stich so weit fortgeschritten, daß ihr Erscheinen demnächst erfolgen kann. Gleichzeitig wurde ... eine Neubearbeitung der Blätter A 1, A 2, B 1, B 2 (d. h. jener nordwestlichen vier Sektionen) in Angriff genommen."

— Die geographische Gesellschaft zu Greifswald konnte am 7. März d. J. auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß hat sie ihrem kürzlich erschienenen 10. Jahresbericht die Form und den Umfang einer Festschrift gegeben, so daß diesmal ein stattlicher Band von 500 Seiten, mit einer größeren Anzahl von Karten, Tafeln und Abbildungen versehen, versandt worden ist. Er enthält folgende Arbeiten, auf die zum Teil hier noch zurückgekommen werden soll: Elbert, Die Landverluste an den Küsten Rügens und Hiddensees, ihre Ursachen und ihre Verhinderung; Elbert, Über die Standfestigkeit des Leuchtturms auf Hiddensee; Deecke, Vineta; Elbert, Die Entwickelung des Bodenreliefs von Vorpommern und Rügen, sowie den angrenzenden Gebieten der Uckermark und Mecklenburgs während der letzten diluvialen Vereisung; Fraude, Grund- und Planktonalgen der Ostsee; Lehmann, Wanderungen und Studien in Deutschlands größtem binnenländischen Dünengebiet; Thienemann, Planaria alpina auf Rügen und die Eiszeit; Bollmer, Untersuchungen an Seen und Söllen Neuvorpommerns. — Wie diese Arbeiten Beiträge zur Landeskunde Pommerns und der Nachbargebiete darstellen, so hat schon immer die Greifswalder Gesellschaft eine überaus verdienstliche Tätigkeit für die landeskundliche Erforschung ihres Bereichs entfaltet, dank dem Interesse ihrer Mitglieder und der verständnisvollen Leitung ihres Begründers und seitherigen Vorsitzenden Professor Credner, der den Greifswalder Lehrstuhl für Geographie innehat. Und nicht auf die übliche Veranstaltung von Vorträgen und auf die Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeiten hat sich die Gesellschaft beschränkt; sie verstand es, in einem für eine Provinzialgesellschaft ungewöhnlich hohen Maße das Interesse weiter Kreise für die Erdkunde zu erwecken und wach zu halten und ihr damit zu dienen. Sie zählt besondere Sektionen in den einzelnen Teilen Pommerns, sie hat seit vielen Jahren regelmäßig Exkursionen für ihre Mitglieder, besonders für die Greifswalder Studenten, in die Ostseeländer veranstaltet. Der letzte Jahresbericht gibt für diese im ganzen 2800 Teilnehmer, darunter 1400 Studenten, an. Ein wie beneidenswert frisches Leben pulsiert also hier in „Gryps"! Die Mitgliederzahl von 886 (darunter 137 Damen) wird unseres Wissens, von der Berliner Gesellschaft naturgemäß abgesehen, von keiner anderen deutschen geographischen Gesellschaft erreicht.

— Wie immer zeigt der Bericht („Verslag") des niederländischen ethnographischen Reichsmuseums zu Leiden für das Jahr 1905 bis 1906, daß der Direktor J. D. E. Schmeltz eine ungewöhnliche Tatkraft für die ihm unterstellte Anstalt entwickelt hat. Die vielseitigen Beziehungen des großen Museums, das leider immer noch kein würdiges Heim besitzt, werden klargelegt und die zahlreichen Neuerwerbungen, vorzugsweise aus dem malaiischen Archipel, aufgeführt. Außerdem bietet aber der Bericht eine wertvolle, mit 14 Tafeln in Buntdruck versehene Originalabhandlung. Als A. van Gennep, der Pariser Ethnograph, im verflossenen Jahre das Museum besuchte, fielen ihm in der australischen Abteilung die aus Opossumfellen zusammengenähten Decken auf, an deren Innenrand er zahlreiche eingekratzte Eigentumsmarken entdeckte. Da van Gennep diesen Zeichen schon früher seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte, so widmete er den australischen einen besonderen im Verslag abgedruckten Artikel. Über die letzteren wissen wir bisher wenig. Am auffälligsten sind jene, die an den Nestern (Beuten) der wilden Bienen angebracht werden, eingeschnitten in den Baumstamm mit Steinmessern; Marken auf Waffen; auch bezeichnet man schon Schößlinge fruchttragender Pflanzen damit, um sich später den Samen (z. B. von Entada scandens) zu sichern. Aber im allgemeinen sind solche Marken nicht häufig. Auf Opossumfellen hat sie bisher Howitt beim Stamme der Kurnai beobachtet, wo sie warihruk heißen. „Jedermann hat seine Marke", sagt er, was indessen van Gennep bezweifelt. Die Leidener Stücke stammen vom Richmondflusse im Nordosten von Neusüdwales; alle sind mit eingeritzten Marken versehen, deren Sinn aber keineswegs klar zu deuten ist. Sie stellen stets in Parallellinien Kreuze, Mäander, gewollte Bänder, Tiergestalten (Opossum?) und Figuren dar, die sich mit den Wurfeisen der Innerafrikaner vergleichen lassen. Dabei sind Farben, Rot und Blau, verwendet, aber niemals Weiß und Gelb, die sonst von den Australiern bevorzugt werden. Was ist die soziale Bedeutung dieser Zeichen, fragt der Verfasser am Schlusse, dienten sie als Stammesmarken, als Wappen oder Marken des Gesamteigentums? Die bisherigen Erkundigungen (von Frau Parker und Mathews) geben keine genügende Auskunft. Abgesehen davon, daß sie Eigentumszeichen sein können, besitzen sie auch Wert als Anfänge einer Verzierungskunst von ganz eigentümlicher Stilart. A.

— Über den Kultus der Menhirs bei den Kelten handelt D'Arbois de Jonbainville in den Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions 1906, S. 146 ff. Er sucht zunächst die Simulacra zu deuten, die Julius Cäsar (Gallischer Krieg VI) dem Merkur zuschreibt und die schon früher Salomon Reinach als Menhirs ansah. Der Ausdruck Simulacrum findet sich dann später im Leben des heiligen Samson angewendet, der im 6. Jahrhundert Abt von Dol war. Auf einer Reise in die Bretagne fand er ein Simulacrum abominale, das die Heiden in bacchantischer Weise verehrten; er meißelte mit einem Eisen ein Kreuz hinein, das später sein Hagiograph sah und berührte, in lapide stante fügt er hinzu, so daß wir hier also sicher einen von den heidnischen Kelten verehrten Menhir annehmen können. Auch in Irland hatten die Kelten solche heilige Steine, unter denen zwei mit Gold und Silber überzogene erwähnt werden. Einer gelangte in die Kirche von Clogher, allerdings nachdem man ihm den Metallschmuck abgenommen hatte. Nach D'Arbois de Joubainville stammen die Menhirs und andere megalithische Denkmäler von einer primitiven Bevölkerung her, die noch vor den Indo-Europäern unseren Erdteil bewohnte.

— „Die Bozener Märkte bis zum Dreißigjährigen Kriege" ist der Titel einer Heft 124 von Schmollers und Serings „Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen" füllenden Abhandlung Gerhard Bücklings (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1907, 3 M.). Gestützt auf umfassende Archiv- und Literaturstudien entwirft der Verfasser ein interessantes Bild von der handelspolitischen Entwickelung der alten, so herrlich gelegenen Stadt am Eisack, von ihrer Bedeutung als Marktstadt und für den Transithandel Europas. Die geographischen Gesichtspunkte sind, wie es sich gehört, nicht vernachlässigt. Die Bedingungen für die Entstehung von Märkten besprechend, hebt der Verfasser hervor, daß für Bozen vor allem das Moment periodischer Warenstapelung an großen Kreuzpunkten des Welthandels, in Zwischenräumen, wo die Straßen großen Lasten zugänglich waren, in Betracht gekommen ist. In den Tiroler Alpen geht das Streichen der Schichten und Ketten in die östliche Richtung über, sie bedingen die Richtungen der Handelswege. Auf die Strecke Mailand—Venedig münden drei Straßen aus, von denen die östlichste, die Salzburg—Villacher, hier ausscheidet. Diese Mündungsstraßen der östlichen Alpen bedeuten nun nicht die Vereinigung anderer radial auf ein Zentrum zustrebender Züge, sie sind vielmehr gerade umgekehrt gewissermaßen Ausstrahlungen von einem Zentrum, das im Ostalpengebiet selbst liegt, und dessen Ausdehnung nach allen vier Himmelsrichtungen etwa die Namen Nassereith, Brenner, Bozen und Reschenscheideck kennzeichnen. Die Verbindungslinien dieser vier Punkte stehen dann wieder auf allen Seiten mit einem mannigfach verzweigten Straßensystem in Beziehung, für dessen Ausgangspunkte, was den nordsüdlichen Verkehr gegen die Strecke Venedig—Mailand hin angeht, im Norden etwa Lindau, Ulm, Augsburg, München und Rosenheim zu gelten haben. Die zwei Treffpunkte der Mailand-Venediger Straße werden durch Verona und Padua bezeichnet. Schon aus diesem äußerlichen Verhältnis von den fünf nördlichen zu den drei südlichen Endpunkten der Straßenzüge erhellt, daß die größere Zentralisation des ganzen Systems im Süden des Ausstrahlungszentrums lag, ein Moment, das noch an Bedeutung gewinnt, wenn man bedenkt, daß die beiden in Verona und Padua mündenden Handelswege sich aus einem einzigen ursprünglichen gespalten hatten. Die beiden Endpunkte dieser Straße sind Bozen und Trient. So gilt für den ganzen deutsch-italienischen Handel im Ostalpengebiet, daß Bozen nur von einer Hauptstraße nicht berührt wurde, der Straße, die, über Toblach und Pieve di Cadore gehend, in Mestre-Venedig endigte und den Namen „Untere Straße" trug.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON **H. SINGER** UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. **RICHARD ANDREE.**

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 15. **BRAUNSCHWEIG.** 18. April 1907.

Ophir und die Simbabyekultur.

El Massudis Bericht über das Reich Monomotapa brachte zum ersten Male Kunde über alte Ruinen im heutigen Rhodesia, und diese Angaben wurden von portugiesischen Berichterstattern bestätigt (De Barros u. a.). Entdeckt wurden sie 1870 von Mauch, aber erst seit der Besitzergreifung des Landes durch die Chartered Co. wissenschaftlich erforscht, so vor allem zuerst durch Bent.

Bereits die Araber waren der Ansicht, daß Ophir in dem goldreichen Lande Monomotapa gelegen habe, und brachten den Namen des Flusses Sabi mit Saba in Zusammenhang.

Mauch hat sofort denselben Gedanken gehabt, und Bent erklärte mit aller Bestimmtheit die Ruine von Simbabye für einen himyaritischen Tempel, der im wesentlichen mit den alten Tempeln Südarabiens, besonders den von Maraiaba in Mahra übereinstimme. Keane suchte dann den Nachweis zu führen, daß die Himyariter lange Zeit auf Madagaskar gesessen hätten und dort sogar spezifisch jüdische Einflüsse aus Salomos Zeit erkennbar wären. Die Ergebnisse jahrelanger Ausgrabungen, die Hall und Neal geleitet haben, schienen solche Auffassungen bis zur Gewißheit zu bestätigen. Zahlreiche Ruinenstädte, die durch ein Netz von Verbindungsstraßen untereinander und dem Hafen Sofala verbunden waren, wurden aufgefunden und mehrere Kulturperioden aufgedeckt.

Da kam, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Nachricht, daß auf der Versammlung der British Association in Bulawayo der englische Archäologe Randall-Maciver, der einige Monate vorausgeschickt war, um alle Vorbereitungen für den Empfang der Gäste zu treffen und die Ophirstädte zu demonstrieren, in einem glänzenden Vortrag den Nachweis geführt habe, daß die Ruinen aus dem Mittelalter stammten und keinesfalls älter als das 14. Jahrhundert seien. Sein Werk ist inzwischen erschienen [1]).

Kürzlich hat dann auch v. Luschan, der Macivers Vortrag gehört und das Museum von Bulawayo und einige Ruinen besucht hat, gegen die rhodesische Ophirhypothese sich ausgesprochen.

Unter solchen Umständen ist es von Interesse, die verschiedenen Ansichten näher zu betrachten, gegeneinander abzuwägen und einen Schluß zu ziehen. Drei Fragen sollen nacheinander behandelt werden: 1. Wie war die alte Kultur der Sabäer beschaffen? 2. Was spricht für, 3. Was spricht gegen die Ausbreitung jener Kultur in Südafrika?

I. In Südarabien bestand in neolithischen Zeiten ein altes Reich der Minäer, vielleicht das älteste Reich Vorderasiens. Auf dieses folgte etwa 3000 Jahre v. Chr. das der Sabäer. Zahlreiche Ruinenstädte, die Halévy, Wellstedt, Glaser, Bent u. a. erforscht haben, liegen in der Landschaft Mahra an der südarabischen Küste nördlich von Sokotra. Folgendes ist für ihre Kultur charakteristisch.

Die Sabäer verehrten die Steine, eine in der Steinzeit leicht verständliche Kultusform. Aus Steinen, die nicht mit Eisen oder Mörtel verbunden und ohne Meißel behauen waren, bauten sie ihre Tempel. Diese bestanden aus einer Ringmauer, auf der heilige Monolithe standen. Oben waren sie offen. In einem Tempel der Astarte in Hierapolis (Syrien), der dem gleichen Kult wie die sabäischen Tempel diente, standen auf den Mauern auch Geier, die auf Säulen saßen und der Astarte heilig waren. Ferner befanden sich im Innern der Rundtempel aus Steinen errichtete, solide Türme. Ein solcher Turm ist auf einer griechischen Münze des Tempels von Byblos abgebildet. Auch die alten Araber hatten solche heiligen Türme, El Akara, die Symbole des Phallus waren. Der Phalluskult spielte überhaupt eine bedeutende Rolle, sowie das Anzünden heiliger Feuer auf Bergen.

Die Sabäer waren sternkundig wie die Babylonier, und auf sie — oder die Babylonier — sind der Kalender, wie wir ihn noch heutzutage haben, die Namen der Sternbilder und des Tierkreises zurückzuführen. Zur Beobachtung der Sterne und zur Feststellung des Kalenders und der Feste dienten die genannten Rundtempel. Sie waren gewissermaßen astronomische Instrumente. An bestimmten Tagen, z. B. der Tag- und Nachtgleiche, sowie der Sommer- und Wintersonnenwende, fiel nämlich der Schatten eines bestimmten Monolithen oder das Licht durch eine Spalte beim Sonnenaufgang auf den Altar.

Die Sabäer hatten eine eigene Schrift, die auf den südarabischen Bauten gefunden und entziffert worden ist.

Aus diesen Inschriften und sonstigen Nachrichten hat sich feststellen lassen, daß das erste Reich — das der Minäer — von den Sabäern erobert wurde, selbst aber im 2. Jahrhundert n. Chr. den Himyaritern erlag. Von anderen werden Sabäer und Himyariter identifiziert. Das Himyariterreich wurde dann durch die islamitischen Araber zerstört.

II. Wir kämen nun zu der zweiten Frage: Was spricht dafür, daß Ophir in Rhodesia zu suchen ist?

Daß die Himyariter oder Sabäer in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Sansibarküste — Asania — beherrscht haben, ist positiv überliefert worden. In Madagaskar haben sie aber nach Keane auch lange Zeit

[1]) D. Randall-Maciver, Mediaeval Rhodesia. 4°. XV und 106 S. Mit Abb. London, Macmillan u. Co., 1906. 21 Sh.

geherrscht. Keane schreibt stets Himyariter, meint aber wohl die Sabäer. Die Howasprache ist mit dem Malaiischen und den polynesischen Sprachen verwandt. Da ihr nun alle Sanskritworte fehlen, müssen die Howa vor der Einwanderung der Hindumissionare nach Madagaskar gekommen sein. Nun besitzen die Howa die Namen des sabäo-babylonischen Tierkreises und die Kalendereinteilung. Die Namen der Wochentage stimmen mit den alten Himyariternamen überein, und zwar haben sie die alten langen, nicht die kurzen neuarabischen Formen. Z. B. Donnerstag = Alakamisu (Howa und Himyariter), neuarabisch dagegen El Kamis. Dazu kommen an den sabäischen und jüdischen Kult erinnernde religiöse Gebräuche, wie der Sündenbock, das Passahfest, das Anzünden von Feuern auf den Bergen.

Wenn nun die Sabäer lange Zeit Madagaskar beherrscht haben, so wäre es nicht auffallend, wenn sie auch den Goldreichtum Rhodesias ausgebeutet hätten.

Für ihre Anwesenheit sollen sprechen:

Der Betrieb des Bergbaues und die Goldgewinnung, die ganz so wie im alten Ägypten beschaffen sind, und vor allem die Form der Goldbarren, die die Form der phönizischen Zinnbarren haben, nämlich ein schräges Kreuz darstellen. Die gleiche Form haben übrigens die heutigen Kupferbarren in Katanga.

Die Terrassenlagen von Inyanga, die große Flächenräume bedecken, sollten den enormen Terrassenanlagen Südarabiens entsprechen.

Die Bauwerke sollten sabäisch sein. Einmal sei die Bauart sabäisch, da sie aus behauenen Steinen ohne Mörtel aufgebaut sind. Der Rundbau von Simbabye sollte ein Tempel sein, der dem aus der alten Sabäerhauptstadt Maraiaba gleiche. Wie dieser, sollte auch der Simbabyetempel als „Gnomon“ dazu gedient haben, den Kalender festzulegen durch Beobachtung von Sternen, und zwar von Nordsternen. Dr. Schlichter hat sogar Vermessungen vorgenommen und glaubt festgestellt zu haben, daß der Stand der Sonne zur Frühlings-Tag- und Nachtgleiche beim Aufgang zur Zeit der Erbauung des Tempels und der heutzutage so stark voneinander abweichen, daß man eine Neigung der Ekliptik von 23° 52′ für die damalige Zeit annehmen müsse. Das spräche für eine Erbauung im Jahr 1100 v. Chr.

Der große und kleine, völlig solide Turm wurde identifiziert mit den Türmen der Araber El Akara, dem Turm zu Pnuel und dem im Byblostempel. Auf diese Türme stiegen die Priester an gewissen Festtagen mit Hilfe eines Strickes hinauf, wie die Neger auf die Palmen klettern. Auch die Monolithen auf den Tempelmauern finden sich bei den Sabäertempeln.

Von den in dem Tempel und in anderen Ruinen gefundenen Gegenständen weisen mehrere auf sabäo-phönizische Herkunft hin.

Geier auf Säulen aus Speckstein, durchbohrte mühlensteinähnliche Steinzylinder mit Buckeln gleichen ganz auffallend einem solchen in einem Tempel auf Cypern gefundenen Stein. Den gleichen Stein beschreibt Herodot aus einem Tempel in Emesa.

Sehr groß ist die Zahl der steinernen „Phalli“, die gefunden worden sind und auf einen intensiven Phalluskult hinweisen. Auch die genannten Türme werden ja für Symbole des Phallus gehalten.

Besonders beweiskräftig erschien ein Holzteller mit dem Tierkreis. Die Sonne steht neben einem Stier. Von den anderen Zeichen sind nur einige menschenähnliche erkennbar, die für die Zwillinge und den Schützen gehalten werden.

Am Sambesi wurde eine Statuette von Thutmes III. gefunden, die C. Peters mitgebracht hat. Peters sucht in ihr einen Beweis dafür, daß die Punt-Expedition dieses Königs nach dem Sambesi gegangen, Punt also in Südafrika zu suchen sei.

Ein Punkt von großer Wichtigkeit ist der, daß, falls die Phönizier und Juden das Gold aus Rhodesia geholt haben, wo sie es nicht zu kaufen brauchten, sondern durch erzwungene Sklavenarbeit gewinnen konnten, das eine ungelöste Rätsel, wie C. Ritter es nennt, gelöst wäre, nämlich das Rätsel: Womit haben die Juden die gewaltigen Goldmengen bezahlt?

Nationalökonomisch wie bergmännisch war alles klar und verständlich, sobald das ophirische Gold aus dem unkultivierten Rhodesia geholt worden ist. In den Emporien Südarabiens konnte man dann leicht die anderen erwähnten, zum Teil indischen Produkte, wie Pfauen, Affen u. a., einkaufen.

So schienen denn viele Funde mit aller Entschiedenheit dafür zu sprechen, daß die Sabäer einst ein Kolonialreich in Rhodesia besessen haben. Nur eins fehlt noch, um endgültig den Beweis zu liefern: Inschriften.

III. Sehen wir nun zu, was die Gegner einwenden. Professor v. Luschan hat sich jüngst (Bericht über eine Reise nach Südafrika, Zeitschrift für Ethnologie 1906) gegen ein hohes Alter der Ruinen und ihrer Kultur auf das entschiedenste ausgesprochen, und zwar aus folgenden Gründen: Die keramischen und eisernen, sowie die Goldarbeiten sind nicht orientalisch, sondern Kaffernarbeit. Inschriften sind bisher nicht gefunden worden. Was Ophir-Enthusiasten dafür gehalten haben, sind teils Brettspiele, teils undefinierbare Zeichen. Die Geier aus Speckstein sind roh geschnitzte Figuren und Kaffernarbeit. Der Holzteller mit dem Tierkreis ist nur wenige Generationen alt, und die Abbildungen stellen gar nicht den Tierkreis vor, wenn auch ein Stier, Bogenschütze und Zwillinge erkannt werden könnten. In der Mitte des Randes befinden sich aber die bekannten Zauberhölzer = Dolas. Die Peterssche Statuette aber, sowie andere angeblich in Rhodesia gefundene ägyptische Statuetten sind Fälschungen.

v. Luschan stützt sich außerdem wesentlich auf die Ergebnisse der Studien Randall-Macivers. Dieser Gelehrte hat im Inyanga-Distrikt, also in den höchsten Teilen des Matabele-Hochlandes, einen einfachen Typus von Bergfestungen, die aus einer elliptischen Mauer bestehen, gefunden. Diese Rundbauten verwandeln sich nun in komplizierte Gebilde dadurch, daß ringförmige, gekrümmte und gerade, z. T. von einem Zentrum ausstrahlende Mauern gezogen worden sind. So hat Maciver einen allmählichen Übergang von den einfachsten Ringmauern zu dem komplizierten „elliptischen Tempel“ mit seinen engen Gängen, Kammern und runden Plattformen gefunden.

Diese Plattformen, die sich in allen größeren Ruinen finden, leitet Maciver von den „slave pits“ ab; diese runden, in die Erde eingesenkten, durch einen unterirdischen Gang mit der Außenwelt verbundenen „Brunnen“ sind unterirdische Wohnräume, die von oberirdischen Rundhütten, deren Plattform man noch deutlich erkennen kann, umgeben waren. In Kriegszeiten haben sich wohl die Bewohner unter die Erde geflüchtet. Es zeigt sich nun, daß die Höhlenwohnungen an die Oberfläche verlegt werden und schließlich sich ganz und gar in oberirdische Wohnräume auf Plattformen umwandeln.

In derselben Gegend wie die Höhlenwohnungen — nämlich Niekerk-Ruinen in Inyanga — finden sich auch die Terrassenbauten, die mit anderen Ruinen zusammen einen Raum von 50 engl. Quadratmeilen bedecken. Eine ganz enorme Arbeit ist hier geleistet worden. Ganze Berge sind mit den 1 bis 2 Fuß hohen Terrassen bedeckt.

Sie gruppieren sich in mehrere Zentren, die von Bergfestungen gebildet werden. Im Gegensatz zu der bisherigen Auffassung, daß es sich um Anlagen für Feldbau — mit oder ohne künstliche Bewässerung — handelt, meint Maciver, es seien Befestigungsanlagen.

Die beiden Türme in dem elliptischen Tempel Simbabyes hält er für Abzeichen der Häuptlingswürde, nicht aber für Symbole des Phalluskultus. Da sich chinesisches Porzellan und arabisches Glas in den untersten Kulturschichten des Tempels finden, kann der Bau höchstens aus dem 14. bis 15. Jahrhundert n. Chr. stammen.

IV. Nun kämen wir zu dem letzten und schwierigsten Punkt, nämlich der Abwägung der beiderseitigen Gründe.

Daß der größte Teil der gefundenen Gegenstände relativ jung ist, haben auch die Anhänger der „Ophir"-Hypothese längst gewußt. Sie unterscheiden einmal eine alte Goldperiode und dann eine jüngere, den Bantu zukommende Eisenperiode neben der Goldgewinnung. Glas und Nankingporzellan fand auch Hall in Simbabye, an einer Stelle sogar eine ganze arabische Handelsfaktorei. Allein er gibt im Text und in einer Profilzeichnung auf das bestimmteste an, daß sie sich nicht in den alten unteren Schichten finden. Maciver dagegen will beides auch ganz zu unterst gefunden haben. Hier steht also Behauptung gegen Behauptung. Der Außenstehende ist außerstande, zu entscheiden, wer recht hat. Nichts berechtigt jedenfalls vorläufig dazu, Hall und Neal ohne weiteres für flüchtige und schlechte Beobachter zu halten. Von der Beantwortung dieser Frage hängt aber die Entscheidung ab. Denn hat Maciver recht, so muß der elliptische Tempel mittelalterlich sein.

Ebensowenig läßt sich zurzeit die wichtige Frage entscheiden, ob das Gebäude ein Tempel à la Maraiaba in Mahra gewesen sein kann oder nicht. Tatsache ist, daß von allen bisherigen Besuchern Bent allein sowohl Simbabye als auch die südarabischen Ruinentempel, die zur Beobachtung der Gestirne und Bestimmung des Kalenders gedient haben sollen, persönlich kannte. Wenn nun dieser (vor einigen Jahren verstorbene) Gelehrte beide für prinzipiell identisch erklärt, so ist es doch wirklich nicht ganz gerechtfertigt, seine Ansichten einfach für Unsinn zu halten. Widerlegt ist auch bisher noch nicht die Angabe, daß der bekannte Fries gerade auf der von der Sonne am Tage der Äquinoktien beschienenen Mauer sich befände. Und was soll man ferner von den astronomischen Aufnahmen und Berechnungen Dr. Schlichters denken? Sind sie wirklich bloß Phantasie und eitel Täuschung? Auch hier steht der unbefangene Kritiker vor einer nicht zu entscheidenden Frage.

Wie steht es nun mit der von Maciver festgestellten Entwickelungsreihe der Gebäude von der ringförmigen Bergfeste zum elliptischen Tempel in Simbabye, der demnach auch nur eine Festung, und zwar die des Oberhäuptlings von Manomotapa wäre? Nehmen wir an, die Beobachtungen über den allmählichen Übergang zwischen den beiden Endstadien wären richtig, so ist damit noch nicht ausgemacht, daß auch die Deutung richtig ist. Es kann sich um eine Entwickelung nach vorwärts, wie nach rückwärts handeln. Der komplizierte Bau, wie er in Simbabye vorliegt und vielleicht ursprünglich bestimmten kulturellen Zwecken gedient hat, kann sich durch Verkümmern in eine einfache Ringmauer umwandeln unter Veränderung des ursprünglichen Zweckes, d. h. er wird eine Festung.

Wenn wir uns fragen, welche Erklärung für Afrika die wahrscheinlichere ist, so ist es sicherlich die letztere. Ist es nicht der wesentlichste Charakterzug der afrikanischen Kulturgeschichte, daß fremde Kulturen in diesen Kontinent einwandern und dort unter Verkümmerung zugrunde gehen und sich auflösen? Und nun gar die Höhlenwohnungen! Sehen wir nicht heutzutage in Ostafrika, wie der Mensch, der Not gehorchend, seine Wohnung unter die Erde verlegt? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß die so eigenartige Kultur, die uns in Rhodesia entgegentritt, von einem starken Volk ins Land gebracht worden ist, und daß später diese Kultur verfiel und schließlich ihre Träger gezwungen wurden, in unterirdischen Wohnungen Zuflucht zu suchen?

Nach allem, was wir von afrikanischer Kulturgeschichte wissen, ist es ganz unwahrscheinlich, daß die „Simbabye-Kultur" in Afrika entstanden ist. Derartige Steinbauten sind dort ganz unerhört, wenigstens die besten unter ihnen. Ich möchte glauben, daß jene Kultur, wie so viele andere, von auswärts importiert worden ist. Vergleichen wir nun die verschiedenen Ansichten bezüglich der gefundenen Gegenstände.

Als erledigt können wohl sicher gelten die altägyptischen Statuetten und der Holzteller mit dem angeblichen Tierkreis. An die vermeintlichen Inschriften haben aber wohl bisher höchstens Ophirenthusiasten geglaubt. Dagegen spricht stark gegen jene Hypothese das Urteil eines so gewiegten Kenners wie v. Luschan über die in den Ruinen gesammelten Gegenstände. Daß das meiste Kaffernarbeit sei, wußte man schon; alles aber, das überrascht. Immerhin, selbst wenn man die Geier nicht für sabäisch hält, so bleibt doch noch manches übrig, was die rhodesische Ophirhypothese, wenn auch nicht stützt, so doch ihr Entstehen erklärt.

1. Die Ansicht über die lange Anwesenheit der Sabäer in Madagaskar ist — meines Wissens — noch nicht widerlegt worden.

2. Die große Übereinstimmung des Bergbaues mit dem altägyptischen ist wohl nicht von der Hand zu weisen, die Ähnlichkeit der Goldbarren mit den phönizischen Zinnbarren aber überraschend. Wenn auch die Kupferbarren Katangas dieselbe Form zeigen, so weisen beide doch entschieden auf asiatische Einflüsse hin.

3. Die Türme in Simbabye sind völlig unerklärt. Der Vergleich mit den heiligen Türmen Vorderasiens ist immer noch die beste Erklärung, denn die Behauptung Macivers, es seien Embleme des Häuptlings und seiner Frau (!), entbehrt jeglicher Begründung. Auch hier haben wir einen entschiedenen Hinweis auf Vorderasien und seine alte Religion. Genau dasselbe ist der Fall:

4. bei den zahllosen Phalli, die auf einen ausgedehnten Phalluskult hinweisen. Wenn Phalli auch sonst in Afrika nicht fehlen, z. B. in Westafrika, so spielen sie doch nirgends eine solche Rolle wie in Vorderasien;

5. bei den Monolithen auf den Mauern und Plattformen;

6. bei dem durchbohrten Steinzylinder mit den Buckeln, der dem heiligen Stein von Paphos so auffallend gleicht. v. Luschan und Maciver erwähnen ihn nicht.

Was nun die Terrassenbauten betrifft, so besitzen sie — rein äußerlich — eine große Ähnlichkeit mit den gleichen Anlagen in Südarabien. Die Ansicht Macivers, daß es sich um Befestigungswerke handelt, halte ich für gänzlich verfehlt. Wie viele Menschen wären notwendig, solche Werke, die über eine Fläche von 50 englischen Quadratmeilen verteilt sind, zu verteidigen? Wo hätten sie die Familien gelassen, wo das Vieh, und vor allem, wovon hätten so zahlreiche Menschen bei einer Belagerung leben können? Ich meine, daß es sich kaum um etwas anderes als um Bauten für Agrikulturzwecke — wenn auch ohne künstliche Bewässerung gehandelt hat. Als Befestigungswerke wären die 1 bis 2 Fuß hohen Terrassen so ungeeignet als möglich. Denn sie schützen nicht gegen Geschosse, hindern dagegen

den Rückzug vor einem überlegenen Feind, der mindestens ebenso schnell kämpfend und schießend vordringt, wie der flüchtende Verteidiger, den Rücken dem Feinde zugewendet, flieht.

Ziehen wir das Fazit, so darf man, wie ich glauben möchte, sagen, daß die Simbabyekultur in Südafrika als ein Fremdling dasteht und von auswärts eingewandert ist, und zwar weist eine ganze Anzahl von Beobachtungen auf Vorderasien hin, von wo ja tatsächlich die stärksten Einflüsse auf Afrika ausgeübt worden sind. Man denke nur an die islamitische Kultur.

Nun haben die südarabischen Kulturvölker lange Zeit hindurch an der ostafrikanischen Küste gesessen. Ist es da nicht mehr als wahrscheinlich, daß ihre Kultur bis zu einem gewissen Grade von den Negern angenommen worden ist, vielleicht unter Bildung von Mischvölkern? Die südarabische Kultur könnte allmählich verarmt und zum Teil — namentlich kulturelle Einrichtungen wie Tempel u. a. — mißverstanden sein. So ließe es sich verstehen, daß Bent den Rundbau Simbabyes im Prinzip für gleich gehalten hat mit dem Rundtempel Maraiabas, wie ja auch das Mauerwerk den südarabischen Bauten gleichen soll. Allein die Neger haben den ursprünglichen Kultusapparat verändert, die Tempel mit Türmen, Monolithen u. a. wurden ohne inneres Verständnis nachgeahmt und daher bald Karikaturen. Trotz alledem stand diese fremde auf afrikanischen Boden verpflanzte Kultur viel, viel höher als die ursprüngliche Negerkultur. Nach solcher Auffassung wäre also die Simbabyekultur der letzte Rest der alten südarabischen Kultur, aber vernegert und verarmt, genau so wie die islamitische Kultur Vorderasiens im Sudan reduziert ist. Angenommen, diese islamitische Kultur ginge in der Heimat — in Vorderasien — zugrunde, so würde nach einigen Jahrhunderten von ihr im Sudan auch nicht mehr viel übrig sein, aus den Moscheen wären wohl Wohnhäuser oder Festungen geworden und diese so verändert, daß man nur noch schwer ihre ursprüngliche Beschaffenheit erkennen könnte.

In Ostafrika haben wir ein anderes Beispiel. Die Tembe hält Baumann für eine umgewandelte, jetzt noch in Umwandlung begriffene Kegelhütte, der Kenner Vorderasiens, v. Luschan, dagegen erkennt in der ostafrikanischen Tembe mit Bestimmtheit das asiatische Haus wieder, das als Vorbild gedient habe. Sollte es mit dem Simbabye-Rundbau und dem Maraiabatempel nicht ähnlich stehen? Das Fehlen von Inschriften, die von Hall und Neal behauptete Verschlechterung und Verkümmerung — Verkafferung! — der ältesten Simbabyekultur, alles würde seine Erklärung finden.

Eine solche Auffassung steht der „Ophirfrage" ganz neutral und unabhängig gegenüber. Sie behält auch dann ihre Berechtigung, wenn es mit Sicherheit nachgewiesen wird, daß Simbabye erst im Mittelalter gebaut wurde. Wie bereits erwähnt, hängt die Beantwortung der Altersfrage davon ab, ob Hall und Neal oder Maciver mit ihren Beobachtungen über die Lage des Nankingporzellans und des arabischen Glases recht haben.

Was die Ophirhypothese so sympathisch macht, ist die Tatsache, daß sie das von C. Ritter formulierte Problem löst und die Ophirreisen befriedigend erklärt. Ich meine, das fällt doch auch etwas ins Gewicht und erklärt, warum die Hypothese sich bei so vielen so schnell Anerkennung verschafft hat. v. Luschan urteilt doch wohl nicht ganz richtig, wenn er den lebhaften Widerstand, den Maciver fand, vornehmlich Spekulanten mit rhodesischen Goldshares und unwissenden oder romantischen Phantasten zuschreibt.

Wie dem auch sei, wenn auch vielleicht das sagenhafte Ophir von neuem im Nebel entschwindet, es bleibt ein neues Problem bestehen, das der Simbabyekultur, und vielleicht kann dieses, wenn man in dem oben angegebenen Sinne forscht, seine Lösung finden.

S. Passarge.

Grenada.

Von Carl Sapper.

Die Bewohner der größeren Inseln unter den „Kleinen Antillen" pflegen je für ihr Eiland die Bezeichnung „Perle" oder „Juwel der Antillen" in Anspruch zu nehmen. Nicht selten hört man sogar darüber streiten, welcher Insel der Preis der Schönheit zukomme, und je nach der Auffassung des Schönheitsideals wird bald dieser, bald jener der Preis zuerkannt. So viel ist sicher, daß sie alle hohe Gunst der Naturschönheit auszeichnet und daß daher dem, der sie alle kennt, und der die Eigenart jeder einzelnen zu würdigen versteht, die Wahl schwer wird. Wenn man mich fragen wollte, so würde ich freilich nicht zaudern, der südlichsten der kleinen Antillen, Grenada, den Preis zuzuerkennen, denn nirgends auf den Kleinen Antillen erlangt die Pflanzenwelt eine solche Üppigkeit und Schönheit als hier, und dieser grüne Schmuck verschönert so sehr jedes einzelne Landschaftsbild der Insel, daß das Auge eigentlich auf jedem Fleckchen mit Freude und Bewunderung ruht und darum die größere Wucht der Linienführung, wie sie St. Vincent und Dominica, zum Teil auch Sa. Lucia aufweist, oder die größere Formen- und Farbenmannigfaltigkeit von Martinique oder Guadeloupe gar nicht vermißt. Es ist kein Zweifel, die Natur ist größer, gewaltiger auf den nördlichen Schwesterinseln, aber ihre Schönheit hat dort vielfach etwas Herbes, Unausgeglichenes, ja, wie auf St. Vincent, Martinique oder Dominica, stellenweise selbst Dämonisches und Schroffes. Auf Grenada fehlt der große ernste Zug in der Landschaft; sie ist ruhiger, bescheidener, aber auch harmonischer, freundlicher, und wer ihren Zauber einmal gefühlt, der wird ihn nimmer vergessen, und warm wird sein Herz immer wieder schlagen, wenn er nach Jahren von neuem Grenadas gedenkt, der Insel, wo nicht nur die Natur so schön ist, sondern auch die Menschen im allgemeinen so zufrieden und glücklich leben!

Wie aber kommt es nur, daß Grenada vor ihren Schwestern begünstigt erscheint? Sind sie denn nicht alle gleich von der Natur bedacht?

Gewiß, wenn man den geologischen Aufbau der Insel mit dem der nördlichen Nachbarn vergleicht, so läßt sich ein prinzipieller Unterschied nicht feststellen: dieselben vulkanischen Gebilde, Lavabänke und Tuffe, in stetem Wechsel und noch unaufgeklärtem inneren Zusammenhang[1], da und dort auch organogene Kalke in ziemlicher Höhe über dem Meere (30 bis 50 m), die daran erinnern, daß vor nicht zu langer Zeit Grenada tiefer im Meere gestanden hatte und daher weite Teile ihrer gegenwärtigen Fläche von Wasser bedeckt gewesen

[1]) Vgl. J. B. Harrison, The Rocks and Soils of Grenada and Carriacou, London 1896, und K. Sapper, Ein Besuch der Insel Grenada (Zentralbl. f. Mineralogie, Geologie u. Paläontologie 1903, S. 182—186).

waren. Daß auf Grenada ungemein basische Basalte vorkommen (weshalb diese Insel nach Lacroix [2]) nicht mehr zur petrographischen Provinz der Antillen gerechnet werden kann), ist für die Bodenbildung und Ausgestaltung der Oberfläche durchaus nebensächlich, so daß wir hier auf diesen Unterschied nicht einzugehen brauchen. Sehr viel wichtiger ist, daß die vulkanische Kraft auf der Insel seit Menschengedenken keinerlei Äußerungen mehr von sich gegeben hat, wenn man von einigen Schwefel- und Schlammquellen (so denen von Hampsack) absieht. Aus diesem Grunde sind der Insel die schweren Heimsuchungen erspart geblieben, die einigen ihrer Nachbarinseln so hart mitgespielt haben. Wohl sind zwei jugendliche Stratovulkane vorhanden (Punch Bowl und Lake Antoine), aber sie schlummern tief und sind auch topographisch nur unbedeutende Gebilde, die nirgends beherrschend in die Landschaft und in die Wirtschaft ihrer Bewohner eingreifen.



Abb. 1. **Grand Étang. 550 m.**
Aufnahme von C. F. Norton.

Die Berge sind auf Grenada nicht so hoch wie auf den nördlicheren Gliedern der Antillenkette, und darum sind auch die Böschungen des Geländes im allgemeinen etwas sanfter und der menschlichen Kultur günstiger als anderwärts im Gebiet der Kleinen Antillen. Man glaube aber darum nicht, daß Grenada ein schwächliches Relief zeige; auch hier ragen die Berge bis über 800 m Höhe über das Meeresniveau empor, und ziemlich steil fallen sie im Westen, der Leewardseite der Insel, gegen das Meer zu ab, während im Osten, der Windwardseite, das Gelände sich sanfter zu dem Meere hin abdacht. Aber gegenüber der nördlichen Nachbarin, St. Vincent, sind doch die Terrainformen wesentlich milder, und gemildert ist auch der klimatische Einfluß, den sie ausüben. Überall im Gebiete der Kleinen Antillen, wenigstens der größeren von ihnen, herrscht ja der Passatwind den größten Teil des Jahres über, und bei der meridionalen Haupterstreckung dieser Inseln und der rückgratähnlichen Anordnung ihrer Haupterhebungen versteht es sich, daß die östliche Abdachung regenreicher ist als die westliche, während allerdings der Hauptregenfall den mittleren Gebirgsregionen zukommt. Je höher und schroffer aber die Gebirgsmauer durch die Insel hindurchzieht, desto größer werden auch die Unterschiede im Regenfalle der gegenseitigen Küsten; daher ist z. B. auf St. Vincent die Leewardseite schon relativ trocken, was sich in der geringeren Lebensfreude der Vegetation sehr deutlich und nicht gerade angenehm fürs Auge ausprägt, während auf Grenada auch auf der Leeseite noch hinreichende Regenmengen fallen, um ein recht fröhliches Wachstum das ganze Jahr über zu ermöglichen. So fielen z. B. im Jahre 1899 zu Dunfermline auf der Ostseite der Insel 2011 mm Regen, zu Grand Étang (550 m) im Zentrum (Abb. 1) 3858 mm, zu Richmond Hill (St. George's) auf der Westseite aber immerhin noch 1864 mm [3]), und in anderen Jahren pflegt sich der Regenfall in ähnlicher Höhe zu halten. Wir dürfen also die Benetzung der ganzen Insel als gut erklären, und wenn auch die Südspitze der Insel in bezug auf den Niederschlag etwas minder vorteilhaft gestellt ist, so muß man doch ganz im allgemeinen die Regelmäßigkeit und Menge des Regens als günstig anerkennen. Da außerdem die Wärme-

[2]) La Montagne Pelée, Paris 1904, S. 607.

[3]) The Grenada Handbook 1901/02, London 1901, S. 146.

verhältnisse die Zersetzung des Bodens ebenso wie das Wachstum der Pflanzen begünstigen, so darf uns die Üppigkeit der Vegetation nicht überraschen. Aber auf den nördlichen hohen Nachbarinseln fallen auch, zwar nicht allenthalben, aber doch streckenweise, gleich große Mengen Regen, und die Wärmeverhältnisse sind durchaus gleichartig. Wie kommt es denn, daß dem Reisenden die Pflanzendecke Grenadas so viel schöner erscheint als die der nördlichen Schwesterinseln? Der Grund ist darin zu suchen, daß Grenada seit Menschengedenken von den schweren Orkanen verschont geblieben ist, die auf den übrigen Antillen schon so sehr viel Unheil angerichtet haben; darum sind auf Grenada so herrliche Wälder mit prachtvoll entwickelten gesunden Bäumen vorhanden,



Abb. 2. **St. George's von der Carenage aus.**
Copyright by Underwood and Underwood, London and New York.

während auf den Nachbarinseln nur selten ein älterer Baum mit tadelloser Krone angetroffen wird, da fast alle älteren Gewächse durch die Orkane mehr oder minder schwer gelitten haben [4]) und häufig statt einer vollen Krone nur krüppelhaften Kopfausschlag zeigen. Das Fehlen von Orkanen begünstigt aber natürlich in gleicher Weise auch die menschlichen Kulturen, und — da die Kleinen Antillen fast keinerlei mineralische Reichtümer bergen und keine irgend nennenswerte Industrie vorhanden ist — auch die gesamte wirtschaftliche Lage der Insel. Daher ist auch die Bevölkerung derselben glücklicher, zufriedener als auf den übrigen Eilanden des Antillenmeeres, wo mißliche ökonomische Verhältnisse seit Jahrzehnten auf die Einwohner drücken.

[4]) Man vergleiche mit den Vegetationsbildern Grenadas das Bild von Kingstown auf St. Vincent (Globus, Bd. 84, S. 298).

Freilich ist Grenada nicht immer vor ihren Schwestern bevorzugt gewesen, denn die Ungunst der historischen Ereignisse hat lange Zeit schwer auf ihr gelastet. Die Insel war schon 1498 von Kolumbus entdeckt worden; aber da ihre Bewohner, die kriegerischen Karaiben, den Spaniern feindselig gegenüber traten und kein Gold deren Mut reizte, so wurde die Insel bald vernachlässigt und vergessen. Im Jahre 1638 dachten dann die Franzosen an eine Besiedelung derselben, aber erst im Jahre 1651 ging Du Parquet, der damalige Gouverneur von Martinique, an die Ausführung des Planes, indem er um einige Messer, Beile, zahlreiche Glasperlen und zwei Flaschen Branntwein das Land von den Karaiben kaufte. Er baute ein Fort und kehrte nach Martinique zurück, nachdem er das Kommando Le Compte übertragen hatte. Bald entbrannte ein Krieg mit den Eingeborenen, und als Du Parquet Hilfe sandte, wurden die Karaiben überwältigt und ihr letzter Rest von einem Felsen im Norden der Insel — Morne des Sauteurs — ins Meer getrieben [5]). Aber die Sieger waren auch unter sich uneins, so daß der Friede auf der Insel nicht recht einkehren wollte. Du Parquet, der die Kosten der Verwaltung nicht aufbringen konnte, verkaufte die Insel 1656 für 30000 Kronen an den Grafen von Cerillac. Dieser schickte einen tyrannischen Gouverneur nach Grenada, worauf viele Pflanzer nach Martinique zurückkehrten und der Ackerbau immer mehr verfiel. Schließlich wurde er vor ein außerordent-

[5]) Diese Berichte lassen erkennen, daß die karaibische Bevölkerung der Insel nicht zahlreich gewesen sein kann. Über Felszeichnungen der Karaiben auf Grenada s. Globus, Bd. 84, S. 381.

liches Gericht gestellt und erschossen; die Richter entflohen aus Furcht vor Strafe, und um 1700 gab es nur noch 251 Weiße, 53 freie Neger und Mulatten und 525 schwarze Sklaven auf der Insel. Es wurden nur noch 3 Zuckerplantagen und 52 Indigopflanzungen betrieben, der Viehstand beschränkte sich auf 569 Stück Hornvieh und 64 Pferde.

Erst als Graf von Cerillac die Insel 1714 an die französische westindische Kompanie verkauft hatte, blühten Handel und Landwirtschaft auf Grenada auf. Und als nach Auflösung der genannten Kompanie die französische Krone den Besitz übernommen hatte, erfolgte ein weiterer Aufschwung, so daß 1753 bereits 1263 Weiße, 175 freie Farbige und 11991 Sklaven gezählt wurden; dazu 2298 Pferde und Maultiere, 2456 Stück Vieh, 3278 Schafe, 902 Ziegen und 321 Schweine; es waren 83 Zuckerrohrpflanzungen im Betriebe und 2725600 Kaffeebäume, 150300 Kakaobäume, 800 Baumwollbäume, 933569 Bananenstauden usw. gepflanzt.



Abb. 3. **St. George's und Carenage von Süden.**
Aufnahme von C. F. Norton.

Im Jahre 1762 kam die Insel ohne Widerstand in englische Hände [6]) und wurde 1763 nebst den Grenadinen formell an England abgetreten. Religiöse Zwistigkeiten, sowie Händel zwischen den französischen Pflanzern und den neuen Siedlern drückten auf die wirtschaftliche Lage der Insel. Immerhin wertete die Ausfuhr im Jahre 1776 noch gegen 600000 Pfd. Sterl.: es waren ausgeführt worden 14012157 Pfd. Rohzucker, 9273607 Pfd. gereinigter Zucker (clayed sugar), 818700 Gallonen Rum (erzeugt auf 106 Zuckerrohrpflanzungen mit 18293 Negern), 1827166 Pfd. Kaffee, 457719 Pfd. Kakao, 91943 Pfd. Baumwolle und 27638 Pfd. Indigo. 1779 bis 1783 war die Insel vorübergehend wieder in französischem Besitz [7]), und 1783 übernahm England sie endgültig. Nun trat wieder Ruhe ein, und aufs neue blühte die Landwirtschaft auf. Im Jahre 1787 waren 1000 Weiße, 1115 freie Farbige und 23926 Sklaven vorhanden; es liefen in diesem Jahre 188 Schiffe mit 25764 t Gehalt die Insel an; die Ausfuhr wertete 614908 Pfd. Sterl.; die Hauptausfuhrartikel waren: Zucker 175548 englische Zentner (Cwt.), Rum 670390 Gallonen, Baumwolle 2062427 Pfd., Kaffee 8813 Cwt., Kakao 2717 Cwt. und Indigo 2810 Pfd.

1794 brachen das Gelbe Fieber und ein Bürgerkrieg im Lande aus, so daß aufs neue die wirtschaftliche Lage bedrängt wurde, und erst nach Erlöschen der Seuche (1798) und Wiederherstellung der Ordnung begann die heimgesuchte Bevölkerung wieder aufzuatmen, die Landwirtschaft wieder aufzublühen. Die Aufhebung der Sklaverei (1833) hat freilich die landwirtschaftliche Produktion aufs neue herabgedrückt, und die immer wachsende Konkurrenz des Rübenzuckers hat schließlich den Rohrzuckerbau zu einem Zweige der Landwirtschaft gemacht, dessen Produkte nur bei Lokalkonsum noch eine Rentabilität des Unternehmens sichern, während die für Export bestimmten Produkte auf dem Weltmarkte nur selten hinreichend gute Preise erlangen, um den Betrieb noch lohnend zu gestalten. Auch die Aufhebung der Zuckerprämien der Rübenzuckerländer hat an diesen Verhältnissen nicht sehr viel zu ändern vermocht, da die maschinellen Einrichtungen der Zuckerplantagen

[6]) Bryan Edwards, History of the British Westindies. 5. Aufl. London 1819, Bd. I.

[7]) Als Nachwirkung der französischen Besitzergreifung wird noch jetzt vielfach ein verdorbenes Französisch, die langue Créole, von der Negerbevölkerung gesprochen, wenngleich nicht so allgemein wie etwa auf Sa. Lucia oder auf Dominica.

Westindiens großenteils veraltet und deshalb konkurrenzunfähig sind. Aus diesen Gründen suchte man seit lange an die Stelle des Zuckers andere besser rentierende Produkte zu stellen, und man ist gegenwärtig eifrig an der Arbeit, im ganzen Gebiete der Kleinen Antillen Baumwolle zu bauen, was — namentlich auf den regenärmeren Inseln — im steigenden Maße geschieht und wohl vielfach den Zuckerrohrbau verdrängen wird. Die Mehrzahl der Kleinen Antillen ist nämlich wegen der Orkangefahr in einer schwierigen Lage, wenn es gilt, neue Kulturen einzuführen, da im Falle einer Verwüstung durch ein solches Naturereignis nur wenige Anpflanzungen, wie Zuckerrohr, Baumwolle, Pfeilwurz, Indigo [8]) usw., schon innerhalb kurzer Zeit — 1 bis $1^1/_2$ Jahren — wieder eine Ernte liefern, während Baumpflanzungen einer längeren Reihe von Jahren bedürfen, bis sie wieder Ernten geben. Daher fehlen auf den meisten Kleinen Antillen Baumpflanzungen ganz; nur Dominica und Montserrat [9]), sowie Guadeloupe [10]) haben den Versuch mit größeren Baumpflanzungen gewagt und auch nach Orkanen wieder aufgenommen. Sonst aber hat man sich auf die oben erwähnten Pflanzungsgewächse beschränkt. Grenada aber wird ja von Orkanen nicht heimgesucht, und darum sind hier auch Baumpflanzungen mit großem Erfolg angelegt worden; man hat namentlich Kakao- und Muskatnußbäume gepflanzt, während der Kaffee stark vernachlässigt wird. Diese Bevorzugung der beiden genannten Baumkulturen, sowie der Umstand, daß dieselben auch vielfach in kleinem Maßstabe von den Negern betrieben werden, haben Grenada eine recht zufriedenstellende ökonomische Lage gesichert, die gegenüber derjenigen der nördlichen Nachbarinseln glänzend genannt werden muß, aber freilich je nach den Weltmarktpreisen und dem Ernteausfall auch gelegentliche Verdunkelungen zu erfahren pflegt. Eine solche, hoffentlich nur vorübergehende Verdunkelung ist im Jahre 1905 [11]) eingetreten, indem die Kakaoernte für das am 30. September 1905 endende Betriebsjahr nur 64 319 Sack (von durchschnittlich etwa 180 Pfd.) gegenüber 67 225 Sack des Vorjahres erreichte — vermutlich war die ungleichmäßige Verteilung des Regenfalles daran schuld. Schlimmer aber war der gleichzeitige Preissturz des Kakao auf dem Markte infolge der Konkurrenz westafrikanischen Kakaos; angesichts dieser Sachlage ist es sehr erfreulich, zu vernehmen, daß die Pflanzer der Verbesserung der Kultur- und Behandlungsmethoden ihre Aufmerksamkeit zuwenden und daß neuerdings an Stelle der primitiven Trockeneinrichtungen, wie ich sie zum Teil noch 1903 dort gesehen hatte, nun mehrfach verbesserte Gordonsche Trockenapparate eingeführt werden.



Abb. 4. **Charlottetown von Süden.**
Aufnahme von C. F. Norton.

Die Gewürzernte (hauptsächlich Muskatnüsse)

[8]) Indigobau ist freilich infolge der Fortschritte der chemischen Industrie unrentabel geworden und daher seit lange ganz aus der Reihe der Kulturen auf den Antillen ausgeschieden.

[9]) Kakao- und Zitronenbäume.

[10]) Kaffeepflanzungen.

[11]) Kolonialreports Nr. 501. Grenada, Report for 1905. London 1906.

war zwar befriedigend in bezug auf ihre Quantität, indem 8862 Cwt. Gewürze 1905 ausgeführt wurden, gegenüber 6915 Cwt. in 1904; aber der pekuniäre Erfolg entsprach auch hier nicht den Hoffnungen der Produzenten infolge ungünstiger Preislage.

Baumwolle, die fast ausschließlich auf den administrativ zu Grenada gehörigen kleinen Inselchen im Norden der Hauptinsel, den Grenadinen, angebaut wird, hatte im Jahre 1905 infolge ungenügenden Regenfalles [12]) eine Mißernte gegeben, so daß 1905 nur 1899 Cwt. Rohbaumwolle und 4849 Cwt. Baumwollsamen ausgeführt werden konnten gegenüber 2807 bzw. 6844 Cwt. im Vorjahre. Dementsprechend wertete die Kakaoausfuhr im Jahre 1905 nur 243790 Pfd. Sterl. (gegenüber 272226 Pfd. Sterl. im Vorjahre), die Gewürzausfuhr nur 27992 (gegenüber 33767 Pfd. Sterl. in 1904), die Baumwollausfuhr nur 3365 Pfd. Sterl. (gegenüber 8521 Pfd. Sterl. in 1904 [13]). Neben diesen Hauptposten spielt nur die Ausfuhr lebenden Viehes noch eine größere Rolle: 1319 Pfd. Sterl. (1904 1356 Pfd. Sterl. [14]); von sonstigen landwirtschaftlichen Ausfuhrartikeln wären noch zu nennen: Hühner 409 Pfd. Sterl., Früchte 304 Pfd. Sterl., Kolanüsse 329 Pfd. Sterl., Kaffee 3 Pfd. Sterl., Wolle 15 Pfd. Sterl.; im übrigen sind die landwirtschaftlichen Produkte der Insel lediglich für den Lokalkonsum berechnet, genügen aber nicht zur Ernährung der Bevölkerung, weshalb noch große Mengen Mehl (1905 31558 Pfd. Sterl.), Biskuits und andere Brotarten (1905 3937 Pfd. Sterl.), Reis (1905 6311 Pfd. Sterl.), raffinierter und Rohzucker (3147 bzw. 4768 Pfd. Sterl.), Tabak, Zigarren und Zigaretten (1905 2830 Pfd. Sterl.), Gemüse (1905 1167 Pfd. Sterl.) und anderes eingeführt werden müssen [15]). Die eingeführten Spirituosen waren 1905 4333 Pfd. Sterl. wert (1904 5082); es wird aber auf der Insel selbst Rum destilliert, und 1905 wurden 42943 Gallonen versteuert, gegen 53204 im Jahre 1901; diese Abnahme weist jedoch nicht auf Abnahme der Fabrikation und des Konsums, sondern auf Zunahme des Schmuggels hin.

Die ausgedehnten Wälder der Insel, die das Innere noch fast vollständig beherrschen, haben eigentlich nur für den Lokalbedarf an Bau-, Brenn- und Möbelholz Bedeutung, denn die Ausfuhrstoffe, die sie liefern, sind ohne jegliche Bedeutung: 1905 Brennholz 221 Pfd. Sterl. und Blauholz 45 Pfd. Sterl.; andererseits werden an Bauholz und Schindeln sogar noch sehr bedeutende Mengen eingeführt (1905 für 10799 Pfd. Sterl.), ein Zustand, der nur durch den völligen Mangel einer Sägemühlenindustrie und durch die Ungunst der Verkehrsverhältnisse, zum Teil allerdings auch durch die Beschaffenheit der einheimischen Hölzer, zu erklären ist.

Höchst unbedeutend ist die Fischerei, denn wenn auch für den täglichen Gebrauch Fische und andere Seetiere gefangen werden, so müssen doch noch jährlich große Mengen getrockneter, gesalzener oder sonst konservierter Fische importiert werden (1905 15868 Pfd. Sterl.). Dagegen kommen alljährlich kleine Mengen von Schildkröten und Schildkrötenschalen zur Ausfuhr (1905 343 Pfd. Sterl.).

Die Industrie steckt in den ersten Anfängen, und nur die Bereitung von Rohzucker und Rum für Lokalkonsum beschäftigt eine größere Zahl von Händen. Sonst wäre lediglich Eisfabrikation zu erwähnen, die sogar eine kleine Ausfuhr aufweist (1905 304 Pfd. Sterl.).

Die ungünstigen Ziffern der Hauptausfuhrartikel haben natürlich 1905 auch die Gesamtausfuhr höchst ungünstig beeinflußt, so daß dieselbe, 283955 Pfd. Sterl., nicht nur unter der des Vorjahres (321766 Pfd. Sterl.), sondern auch der Jahre 1902 (310601 Pfd. Sterl.) und 1901 (303935 Pfd. Sterl.) zurückbleibt, während sie allerdings immerhin noch etwas höher als die von 1903 steht (283565 Pfd. Sterl.). Der Ausfall in der Ausfuhr hat aber alsbald auch die Einfuhr herabgedrückt, so daß auch diese (237256 Pfd. Sterl.) tiefer steht als der Durchschnitt der vier Vorjahre. Dies aber wirkte wiederum ungünstig auf die Zolleinnahmen ein, von denen man wegen Inkrafttretens eines schärferen neuen Zolltarifs eine bedeutende Steigerung erwartet hatte, und die nun im Finanzjahr 1905/06 mit 35756 Pfd. Sterl. nur ein Mehr von 827 Pfd. Sterl. gegenüber dem Vorjahr ergaben; da im übrigen wenig Veränderungen in den Einnahmen eintraten, auch die Ausgabe neuer Postmarken nur ein Mehr von 515 Pfd. Sterl. ergab (Posteinnahmen 1905/06 1912 Pfd. Sterl., 1904/05 1397 Pfd. Sterl.), so betrugen die Gesamteinkünfte der Kolonie 1905/06 mit 69954 Pfd. Sterl. nur 961 Pfd. Sterl. mehr als im Vorjahre, so daß bei einer Ausgabe von 71968 Pfd. Sterl. ein Defizit von 2459 Pfd. Sterl. entstand, das zu mancherlei Einschränkungen, insbesondere auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten, zwang. Zu der Steigerung der Ausgaben hatte manches Unvorhergesehene, so der höhere Krankenstand in den Krankenhäusern und die Maßnahmen zur Unterdrückung der in jenem Jahr aufgetretenen Pocken [16]), beigetragen. Die Schuld der Kolonie mit 123670 Pfd. Sterl. blieb jedoch unverändert.

Wenn nach diesen Angaben die ökonomische Lage Grenadas momentan nicht ganz zufriedenstellend erscheint, so steht doch zu hoffen, daß ein günstiges Erntejahr alsbald das Gleichgewicht wiederherstelle, und die Tatsache, daß sich Grenada in neuester Zeit auf dem kanadischen Markte einzubürgern beginnt, ist als eine günstige Vorbedeutung anzusehen. Der weitaus größte Handelsverkehr spielt sich mit dem Mutterlande ab. Ein großer Teil der Einfuhr (etwa 1/4) kommt auch aus englischen Kolonien, an zweiter Stelle stehen Frankreich und französische Kolonien. Das übrige Ausland (in erster Linie die Vereinigten Staaten [17]) trägt zu der Einfuhr fast 1/3 bei, während es von der Ausfuhr ebenfalls ungefähr 1/3 aufnimmt.

Der relativ lebhafte Handel der Kolonie hat auch naturgemäß einen recht lebhaften Schiffsverkehr hervorgerufen. Der Tonnengehalt der 1905 eingelaufenen Dampfschiffe betrug 308577, der der Segelschiffe 9796, also zusammen 318373 — eine enorme Steigerung gegenüber dem Schiffsverkehr von 1787; wenn man aber bedenkt, daß in genanntem Jahr der Wert der Ausfuhrprodukte mehr als das Doppelte von dem der gegenwärtigen Ausfuhr betrug, so ist das ein deutliches Zeichen für die gewaltige Verbilligung der Tropenprodukte, die inzwischen eingetreten ist. Wenn man andererseits aber bedenkt, daß damals die bedeutenden Werte vorzugsweise

[12]) Der Regenfall betrug 1905 nur 1026 mm gegenüber 1657 mm im Jahre 1899.

[13]) Ein Vergleich mit den Zahlen von 1895 (138520 bzw. 20984 bzw. 4563 Pfd. Sterl.) zeigt aber doch den großen Fortschritt, den die Landwirtschaft in diesem kurzen Zeitraum gemacht hat.

[14]) Es ist aber zu bedenken, daß dieser Ausfuhr eine größere Einfuhr von Vieh (1905 2611 Pfd. Sterl., 1904 2062 Pfd. Sterl.) und von gesalzenem oder konserviertem Fleisch (1905 9132 Pfd. Sterl., 1904 9506 Pfd. Sterl.) gegenübersteht, so daß also die einheimische Viehzucht dem Bedarf nicht genügt. Butter wurde 1905 im Werte von 2003 Pfd. Sterl. eingeführt, Käse 1114 Pfd. Sterl.

[15]) Ein gutes Zeichen für den landwirtschaftlichen Betrieb ist die starke Einfuhr von Düngstoffen (1905 3796 Pfd. Sterl).

[16]) Es wurden 81 Fälle behandelt.

[17]) Deutschland war an der Einfuhr nach Grenada 1905 nur mit 390 Pfd. Sterl., an der Ausfuhr von dort gar nur mit 4 Pfd. Sterl. beteiligt, wie denn überhaupt Deutschland im Handel der Kleinen Antillen absolut keine Rolle spielt.

den 1000 Weißen und zum kleinen Teil den 1115 freien Farbigen zukamen, während die Sklaven, fast 24000 an der Zahl, nur indirekt einen Nutzen von diesen großen Gewinnen haben konnten, so erkennt man vollends den gänzlichen Wechsel der Verhältnisse. Wohl herrscht auch jetzt noch Plantagenbetrieb und Großgrundbesitz vor, aber daneben sind doch auch zahlreiche Kleinbetriebe im freien Besitz der Schwarzen vorhanden, und gerade dieser Umstand trägt viel zu den befriedigenden sozialen Zuständen Grenadas bei und läßt die Gegensätze zwischen Weißen und Schwarzen nicht so scharf werden, wie sonst vielfach auf den Kleinen Antillen. Gewiß geht auch jetzt noch der Hauptumsatz durch die Hände der Weißen, deren Zahl leider durch die letzte Volkszählung nicht festgestellt worden ist, die aber jedenfalls weit unter der Zahl von 1787 zu suchen ist[18]); aber ein nicht unbeträchtlicher Teil kommt auch der Mischlingsklasse und den Schwarzen zu, und es besteht sogar die Gefahr, daß auch hier wie anderwärts auf den Antillen das weiße Element in den Hintergrund gedrängt werde von einem übermächtigen Negertum. So hoch aber auch die Zahl der Neger ist, so reichen sie doch nicht aus, um die Plantagenarbeit zu besorgen, weil eben mit der Aufhebung des Zwanges zur Arbeit (durch die Abschaffung der Sklaverei 1833) nicht zugleich auch die Lust zur Arbeit eingekehrt ist und der Schwarze in hohem Maße bedürfnislos ist; er fühlt seinen Ehrgeiz befriedigt, wenn er Sonntags mit einem sauberen weißen Anzug, die Frau außerdem mit bunten Tüchern geschmückt, zur Kirche ziehen kann; in bezug auf Wohnung und Werktagskleidung ist er höchst anspruchslos, und bei der Nahrung ist ihm die Quantität wichtiger als die Qualität. Der Erwerbstrieb wird bei ihm zumeist nur rege, wenn Geld ohne größere Anstrengung zu verdienen ist, und ich selbst habe z. B. für manche höchst einfache Mahlzeit, die mir Negerfrauen bereiteten, hohe Großstadtpreise bezahlen müssen; aber sobald ein Verdienst nur mit schwerer Arbeit zu erlangen ist, so überläßt der Neger ihn neidlos einem anderen, sofern ihn nicht die Not drängt. So kommt es, daß trotz der dichten Negerbevölkerung noch ostindische Kulis zur Plantagenarbeit eingeführt worden sind, weshalb im Zensus von 1891 1017 Ostindier aufgeführt sind.

Grenada und die zu der Kolonie gehörigen Grenadinen sind sehr dicht bevölkert: 1891 wurden auf Grenada selbst 42178 Einwohner gezählt, was bei einem Flächeninhalt von 311 qkm 152 Seelen auf den Quadratkilometer ergibt, auf den Grenadinen (34 qkm) 6031 Einwohner (177 pro qkm); für das Jahr 1901 aber wird die Bevölkerung der Gesamtkolonie auf 63438 Seelen angegeben (184 pro qkm[19])). Man könnte angesichts dieser hohen Volksdichte und der bedeutenden Einfuhr von Lebensmitteln vermeinen, daß Grenada übervölkert wäre, und doch ist dies meines Erachtens nicht der Fall, denn die Produktion der Kolonie, insbesondere der Hauptinsel, könnte noch wesentlich gesteigert werden, da große Flächen im Inneren noch unangetasteter jungfräulicher Boden sind, von dichtem, schwer durchdringlichem Urwald bestanden, während Siedelungen und Pflanzungen sich fast ausschließlich an den Rändern der Insel zusammendrängen. Entsprechend der größeren Steilheit der Westabdachung ist daselbst dieser besiedelte und bebaute Saum schmäler als im Osten; aber auf beiden Seiten kann und wird der Mensch nach dem Innern allmählich vordringen und das jungfräuliche Land seinen Zwecken nutzbar machen, obgleich die Transportverhältnisse sich dadurch für ihn etwas ungünstiger gestalten werden. Daß die Binnengebiete bisher so wenig ausgenutzt sind, liegt größtenteils daran, daß die Pflanzer die Kakao- und Muskatnußkultur bevorzugen und diese vermöge der Wärmeansprüche der Pflanzen auf die tieferen Regionen, besonders die Höhenlagen zwischen 150 und 350 m[20]) beschränkt bleiben, während bei Bevorzugung des Kaffees sicherlich auch die dafür günstigeren bedeutenderen Höhen in den Bereich der Pflanzungen gezogen worden wären. Aber wenn auch bei der jetzigen Lage des Kaffeemarktes nicht zu erwarten ist, daß dieser Zweig tropischer Agrikultur sich auf Grenada in größerem Maßstabe einbürgere, so ist doch zu erwarten, daß allmählich die hochgelegenen Ländereien für Mais-, Yams-, Bataten- und andere auf Lokalkonsum berechnete Kulturen ausgenutzt werden, um die Einfuhr von Brotstoffen herabzudrücken, die ungünstig auf die allgemeine Handelsbilanz und Wirtschaftslage der Kolonie drückt.

Freilich noch wichtiger wäre für dieselbe eine Verbilligung des allzu kostspieligen Verwaltungsapparates: Grenada ist ja eine britische Kronkolonie und hat demgemäß den gesamten Beamtenapparat einer solchen nebst einer exekutiven und einer legislativen Versammlung (Councils, erstere bestehend aus den vier höchsten Beamten und zurzeit zwei vom König ernannten unoffiziellen Mitgliedern, letztere aus den vier höchsten Beamten und zurzeit zehn anderen vom König ernannten Mitgliedern, teils offiziellen, teils unoffiziellen). Nun wird allerdings der Verwaltungsapparat dadurch etwas verbilligt, daß der Gouverneur von Grenada zugleich auch Gouverneur der beiden anderen „Windward Islands", St. Vincent und Sa. Lucia, ist; aber immerhin ist er viel zu kostspielig für die kleine Kolonie, weshalb auch neuerdings (12. September 1905) der Wunsch der englischen Regierung, Grenada und St. Vincent in eine Kolonie zu verschmelzen, offiziell bekannt gemacht wurde. Die öffentliche Meinung in Grenada erkennt zwar die Vorzüge, ja die Notwendigkeit einer Vereinigung mit einer Nachbarkolonie an, neigt aber stark zu einer Fusion mit der Kolonie von Trinidad und Tobago hin, mit der ihre wirtschaftlichen Verhältnisse viel mehr übereinstimmen als mit St. Vincent. Mag nun die Entscheidung fallen wie sie will, jedenfalls würde durch eine Fusion eine beträchtliche Ersparnis in den Ausgaben für Beamtengehälter erzielt, und es würden dadurch namhafte Summen für öffentliche Arbeiten und sonstige gemeinnützige Zwecke frei, die das Wohlergehen und den allgemeinen Kulturzustand des Ländchens zu heben geeignet wären. Nun muß man freilich zugestehen, daß im allgemeinen schon jetzt die Verhältnisse recht zufriedenstellend sind: für Volkserziehung ist hinreichend gesorgt, ebenso für Krankenpflege und öffentlichen Gesundheitsdienst; daß das Recht sorgfältig und unparteiisch gepflegt wird, daß allenthalben Ruhe und Ordnung herrschen, ist bei einer englischen Kolonie selbstverständlich, und die Kriminalität ist nicht hoch, wenngleich neuerdings eine Steigerung, namentlich in Erntediebstahl, stattgefunden hat. Das Verkehrswesen kann als zufriedenstellend anerkannt werden,

[18]) Leider ist bei der Volkszählung 1891 die Rassenzugehörigkeit nicht berücksichtigt worden; man kann aber wohl annehmen, daß die Gesamtzahl der Weißen 500 nicht wesentlich überschreiten dürfte.

[19]) Die erste genaue Volkszählung von Grenada (einschließlich der zugehörigen Grenadinen) erfolgte am 3. Juni 1844 und ergab 29650 Seelen; am 3. Oktober 1851 waren es 32671, am 8. April 1861 aber nur noch 31900 (die Abnahme geschah hauptsächlich durch eine Choleraepidemie 1854, der 3778 Personen zum Opfer fielen). Am 1. Mai 1871 war die Bevölkerungsziffer auf 37684, am 4. April 1881 auf 42403 angewachsen. Die Geburtsziffer betrug 1899 41,51 pro Mille, die Sterblichkeitsziffer 18,21 pro Mille. (Grenada Handbook 1901/02, S. 35.)

[20]) Oberhalb dieser Höhe ist die Ernte unsicher. Stellenweise geht man freilich bis 520 m hinauf.

namentlich der Post- und Telephondienst auf Grenada; auch die Landwege, vielfach Fahrstraßen, sind auf der Hauptinsel in gutem Stande und sind nur im Innern noch ungenügend entwickelt. Ein großer Teil des Verkehrs wird von kleinen Postdampfern besorgt, welche die wichtigeren Küstenplätze der Hauptinsel, sowie Carriacou auf den Grenadinen regelmäßig anlaufen. Die besten Häfen sind diejenigen von St. George's (Abb. 2 u. 3), der Hauptstadt der Insel (1891 4919 Einwohner), an der Westküste und von Grenville (1891 1679) an der Ostküste — letzterer durch ein großes Korallenriff gegen den hohen Seegang des Atlantischen Ozeans geschützt; Charlottetown oder Goyave (1891 2225 Einwohner, Abb. 4) und Victoria oder Grand Pauvre (1891 1524 Einwohner) im Westen, Sauteurs (1891 1052 Einwohner) im Norden haben Landungsstege, während Hillsborough, die Hauptstadt von Carriacou (1891 344 Einwohner), noch keine künstlichen Landungserleichterungen besitzt. Für den Fremden ist gut gesorgt, indem in St. George's und am Grand Étang im Innern (550 m über d. Meer) gute Hotels vorhanden sind, während sonst bei weißen Pflanzern gastfreundliche Aufnahme, in den „Resträumen" der Polizeistationen der größeren Ortschaften oder — bei Empfehlung — in den gastlichen Räumen eines Klubs (z. B. Grenville) eine gute Unterkunft gefunden wird.

Da zudem die gesundheitlichen Verhältnisse auf der Insel im allgemeinen günstig sind, so sind die meisten Reisenden, die Grenada besuchen, in der besten Gemütsverfassung, um die großen landschaftlichen Schönheiten ebensosehr, wie die befriedigenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse gerecht zu würdigen, und fast alle denken daher mit Liebe und Freude zurück an die schöne Insel, die zurzeit allein unter allen Kleinen Antillen wirklich ein glückliches Land genannt werden kann.

Die Fabelwesen in den Märchen der Wadschagga.

Von Missionar Gutmann. Masama (Deutsch-Ostafrika).

Die Wadschagga haben keine größere zusammenhängende Erzählung, die über den Rahmen eines deutschen Märchens hinausginge; sie besitzen auch keinen besonderen Stand, der die vorhandenen Lieder, Sprüche und Fabeln sammelte, weiter verbreitete und weiter entwickelte. In vielen Abweichungen werden daher die alten und neuen Schöpfungen der dichtenden Volksseele von den Alten an die Kinder überliefert. Oft sind es nur Bruchstücke, die eines Anfanges und eines Schlusses deutlich ermangeln. Das ficht den Neger aber wie die Orientalen gar nicht an. Ihm genügt die Beschäftigung seiner Phantasie für eine Zeitlang, nach der Pointe fragt er nicht. Darum kann sich auch für den fremden Beobachter das phantastische Gewirr dieser oft unverständlichen Märchen und Erzählungen nur nach jahrelangem Forschen lösen, wenn die gefundenen Bruchstücke sich zu einem deutlich erkennbaren Gesamtbilde vereinigen lassen. Außer bestimmten Kriegs- und Liebesliedern, die besondere Ereignisse verherrlichen, legen sie ihren kurzen Melodien sehr gern die sehr zahlreichen und den meisten geläufigen Sprichwörter zugrunde. Sie sind ein kostbarer Schatz reicher Lebenserfahrung und bekunden zugleich in ihrer knappen Gleichnisform eine treffende Naturbeobachtung. Jene Fähigkeit, die besondere Eigentümlichkeit von Tieren und Pflanzen scharf zu erfassen und in humorvoller Weise in den Mittelpunkt einer kleinen Fabel zu stellen, ist die eigentliche Gabe des Mdschagga. Trotzdem fehlt auch nicht das Bedürfnis, Ungeheuerliches darzustellen, das alle natürlichen Maße übersteigt. Die Kenntnis dieser Fabelwesen im Dschaggamärchen erscheint mir wichtig für die rechte Würdigung der Dschaggaseele und ihre alte Geschichte, sonderlich für ihre Beziehungen zu dem großen Ganzen der Menschheit.

Der größte Sagenkreis spinnt sich um ein Ungeheuer, das sie Irimu nennen, Rimu in den östlichen Dialekten. Dieser Name hat gleichen Stamm mit der Bezeichnung für die Geister der Abgeschiedenen: Varimu, und deutet schon damit auf etwas Ungeheuerliches, von menschlichem Sinn nicht völlig zu Erfassendes hin. Von seiner Größe kann man sich mittelbar einen Begriff bilden, wenn von ihm erzählt wird, daß er die Menschen samt ihren Häusern auf einmal verschlingt. In einer Erzählung erscheint er als ein riesenhafter Leopard mit neun Schwänzen, der ein Mädchen errettet, wofür sie seine Frau werden muß. Er führt sie immer höher hinauf in die Berge, und immer wieder fragt er sie, ob sie das väterliche Haus noch sehen könne. Endlich entschwindet auch der höchste Baum am heimischen Gehöfte ihrem Blick, und nun kommen sie an einen Felsen, der sich auf ein Wort des Irimu von selber öffnet. Dort haust das Untier und verzehrt die Menschen, die es auf seinen Streifzügen erbeutete; seiner Frau aber gibt er die gemästeten Schafe und Ziegen, damit sie recht fett werde. Als sie ihm gemästet genug erscheint, geht er aus, seine Freunde und Nachbarn zum leckeren Mahle einzuladen. Unterdessen kommen die Brüder des Mädchens zufällig an den Felsen, finden ihre Schwester und bereden sie zur Flucht. Sie bestreicht alle Stellen des Felsenhauses, Schwelle, Decke und Boden und alle Geräte mit einem Zauber, der ihnen Stimme gibt, daß sie, wenn des Mädchens Name gerufen wird, antworten: hier bin ich. Sie selber beschmiert sich mit Asche und Unrat und entflieht so dem Hause. Unterwegs begegnet sie den Geladenen, die jeder ein Scheit Holz tragen, um das Fleisch zu kochen. Sie kommt aber unerkannt nach Hause. Solcher Entführungs- und Verführungsgeschichten gibt es viele, und sie enden meist ebenso glücklich. Dieses Ungeheuer besitzt nämlich die Fähigkeit, sich in einen Menschen zu verwandeln. So zeigt es sich als Weib z. B. einem jungen Häuptlingssohne, der auf seine schöne Gestalt unmäßig eitel ist und sich darum trotz alles Suchens nicht zur Heirat entschließen kann, weil keine der Landesschönen seiner Schönheit würdig erscheint. Aber die Schönheit des fremden Weibes betört ihn völlig, und er bringt sie auf den Hof des Vaters bis zur baldigen Hochzeit. Hier wird aber ihr eigentlicher Charakter noch rechtzeitig erkannt, als sie nachts im Hause heimlich Mäuse fängt und lebendig verschlingt. Unter der Vorspiegelung, Feinde kommen, und es geschehe zu ihrer Sicherheit, wird ringsum das Haus verrammelt und angezündet. Das Gegenstück hierzu ist das betrogene junge Mädchen. Es trifft mit dem Irimu an der Quelle zusammen, wohin es Wasser schöpfen geht, und verliebt sich leidenschaftlich in ihn. Ihre Eltern erfahren von den Zusammenkünften, fordern sie auf, den Liebhaber ins Haus zu bringen, und kochen das zur Verlobung nötige Bier. Das Mädchen singt ihm schon von weitem die Einladung zu.

Er aber singt ihr entgegen: „Wenn ich komme, so fresse ich dich und deine Eltern und das ganze Volk samt ihren Häusern." Das Mädchen nimmt es für Scherz

und wiederholt ihre Aufforderung. Nun stürzt der Irimu in seiner wahren Gestalt hervor und kommt zugleich mit dem fliehenden Mädchen auf dem Hofe des Vaters an, wo die Verwandten gerade mit dem Schlachten des Festtieres beschäftigt sind. Der Irimu frißt Menschen und Tier mit einem Male auf und verzehrt das ganze Land. Nur einer einzigen Frau gelingt es, sich mit ihrem Säugling in eine Kriegshöhle zu flüchten, wo sie sich verborgen hält. Sie erzieht den heranwachsenden Knaben nur in dem einen Gedanken, das vernichtete Geschlecht an dem Irimu zu rächen. Dessen ganze Seele ist von dem Verlangen nach Rache erfüllt. Als er mit seinem Bogen das erste Tier erlegt, einen kleinen Sonnenvogel, spricht er: „Ich habe den Irimu getötet!“ und legt seine Beute stolz vor den Eingang der Höhle. So erlegt er mit wachsenden Kräften die verschiedensten Tiere von immer größeren Dimensionen bis zum Elefanten, aber immer wieder belehrt ihn die Mutter, daß das der Irimu noch nicht ist. Er fertigt sich eine Unmenge Pfeile mit eisernen Spitzen, und als er endlich mit dem Irimu zusammentrifft, verschießt er sie alle auf ihn. Das Ungetüm nennt seine Pfeile, die ihm den Leib spicken, verächtlich Stechfliegen, aber als er fast alle seine Pfeile schon verschossen hat und der Irimu ganz nahe ist, gelingt ihm der tödliche Schuß in den Kopf. Sterbend bittet ihn der Irimu, er solle doch kein Haar aus seinem Kopfe ziehen. Das tut aber der Held selbstverständlich, und mit jedem Haare kommt ein Mensch oder ein Tier zum Vorschein, das vom Irimu verschlungen worden war, und der Jüngling wird Häuptling des wunderbar wiederbevölkerten Landes.

Über diesen Kampf mit dem Ungeheuer gibt es viele Varianten, aber schließlich siegt immer menschliche List und Gewandtheit über den Kraftkoloß.

Außer einigen Andeutungen finden sich keine eigentlichen Beschreibungen seines Aussehens. In einem Falle wird recht anschaulich geschildert, wie sich einige Kinder beim Suchen nach verlorenen Ziegen verirrt haben und nun ratlos am Wegrande stehen. Es ist schon dunkel. Plötzlich steht ein ungeheuer großer Mann vor ihnen, kohlschwarz mit blendend weißen Zähnen, mit Speer und Schild und einem langen Kriegerzopfe. Der redet freundlich zu den Kindern herunter und will sie in sein Haus bringen. Damit leitet sich wieder eine dieser Menschenfressergeschichten ein.

Ganz ungezeichnet läuft zwar der Irimu auch in Menschengestalt nicht umher. Wer nur recht zusehen will, besonders wenn er sich bückt, wird sehen, daß er im Nacken einen zweiten Mund hat.

Die ursprüngliche Meinung ist wohl, daß ein Menschenkind durch Zaubergewalt in ein solches Ungeheuer verwandelt wurde, etwa, weil es rituelle Vorschriften nicht beachtete. Dafür zeugt folgende Geschichte, aus der zugleich hervorgeht, daß eine Zurückverwandlung des Verzauberten möglich ist. „Männer veranstalteten ein Schlachtfest und führten einen Stier mit sich, um ihn in der Steppe zu schlachten. Zuvor aber gingen sie zum Wahrsager, damit er ihnen jedes Stück sage, dessen Genuß ihnen etwa schädlich wäre. Der Wahrsager sprach: „Wenn ihr das Fett des Tieres kocht, so hebt nichts auf von allem, was aus dem Kochtopfe auf die Erde fällt. Wer etwas davon aufhebt, wird in ein wildes Tier verwandelt werden.“ Sie schlachteten nun den Stier und richteten das Fleisch her. Einer der Männer kochte das Fett, und als ein Stück Fleisch aus dem Topfe zur Erde fiel, hob er es auf und aß es. Er hatte einen Bruder, der auch mit in der Schlachthütte war. Den bat er: „Geh und bringe mir Gras zum Nachtlager.“ Der brachte ihm die weichsten Gräser und Zweige. Aber das gefiel jenem nicht, sondern er ging nun selber mit seinem Bruder ins Gebüsch und sprach zu ihm: „Geh und schneide mir Äste und Zweige der Schirmakazie“ (die über und über mit fingerlangen starken Dornen besetzt sind). Der Bruder gehorchte und brachte ihm die dornenbesetzten Äste der Schirmakazie. Auf diese Dornen legte er sich schlafen. Sie stachen ihn allenthalben, und aus jeder Wunde wuchsen Dornen aus seinem Fleische heraus. So bedeckte sich sein ganzer Leib mit Dornen und Zweigen in Menge. Und er sprach zu seinem Bruder: „Fliehe, ich habe mich in einen Rimu verwandelt, gehe nach Hause, und wenn Feinde ins Land kommen, so sage es mir, ich will sie vertreiben.“ Und der Bruder erhob sich und ging nach Hause. Der andere aber blieb im Busche und lebte von Vögeln, Menschenfleisch und allen Tieren der Steppe; das war seine Nahrung. Feinde kamen und schleppten alles Vieh des Mannes fort, dessen Bruder ein Rimu geworden war. Er ging und rief seinen Bruder zu Hilfe. Der sprach: „Wohin soll ich dich tun? Gehst du vor mir, so werde ich dich fressen, gehst du hinter meinem Rücken, so werde ich dich auch fressen. Deshalb bitte ich dich, gehe schnell recht weit voraus und bleibe ja nicht in der Nähe!“ Sein Bruder gehorchte und lief weit voraus. Der andere folgte ihm und suchte die Feinde auf. Und wie er ging, wandelte ein hoher dichter Busch dahin, denn aus seinem ganzen Leibe war ein dickes Dornengestrüpp hervorgesproßt. Er fraß alle jene Leute auf, samt all ihrem Vieh. Als er damit bis aufs letzte fertig war, kehrte er nach Hause zurück. Sein Bruder aber befragte den Wahrsager, und dort wurde ihm gesagt: „Gehe hinter deinem Bruder her und zünde den Dornenbusch mit Feuer an.“ Er gehorchte und zündete seinen Bruder an. Hell flammte es auf, und als die Dornen niedergebrannt waren, verwandelte sich jener Rimu wieder in einen Menschen, wie er zuvor war.“

Aber auch diese Schreckgestalt hat der Volkshumor doch nicht ganz ohne freundlichen Zug gelassen. Wenn ein Kind geboren ist, sagt man den kleineren Geschwistern: „Der Irimu hat es aus dem Urwalde ins Haus gebracht. Jetzt ist er noch im Hause, geht ja nicht hinein.“ Erst am vierten Tage wird nämlich das Neugeborene seinen Geschwistern gezeigt, weil der Irimu nun das Haus verlassen habe.

In einer einzigen Erzählung finde ich ein anderes Fabelwesen dargestellt, das an das Einhorn der Alten erinnert. Es ist ein großer Hirsch, dessen einziges Horn einen köstlichen süßen Saft enthält. Sie nennen es Songoina. Ich will hier einfach die Erzählung wiedergeben. Ein heimatloser Waisenknabe wurde von einem Gerber namens Lyamasara aufgenommen und mußte die Kinder warten. Dieser Lyamasara grub eine Fallgrube in seiner Hütte und deckte ein Kuhfell darüber. Danach ging er in den Garten und ließ den Knaben im Hause zurück mit dem Auftrage, ihn sofort zu rufen, wenn ein Fang geglückt sei. So kommt zuerst ein Hundsaffe und bittet um Feuer von der Feuerstelle. „Geh und nimm dir!“ „Tue zuerst das Fell weg, damit ich nicht darauf trete!“ „Tut nichts, tritt nur zu, mein Freund!“ Der Hundsaffe tritt darauf — rii, rutscht er in die Tiefe. Der Knabe ruft: „Lyamasara, Lyamasara!“ Lyamasara fragt zurück: „Was hat sich gefangen?“ „Ein Hundsaffe.“ „Iß ihn selber, das ist eine Laus für das Kind!“ (Die Mädchen besonders verzehren mit Vorliebe das Ungeziefer aus ihren Gewändern.) Auf diese Weise werden noch der Elefant und verschiedene andere Tiere gefangen. Schließlich kommt auch das Songoina und fällt in die Grube. Der Knabe ruft: „Lyamasara, Lyamasara!“ Songoina ruft: „Sei still, sei still.“ „Lyamasara, Lyamasara.“ „Sei still, sei still!“ Und Songoina spricht

zu dem Knaben: „Öffne mein Horn und trinke das Fett darin!“ Der Knabe öffnet das Horn, wie man ein Gefäß abdeckt, und trinkt das süße Fett, dann gab er dem Tiere die Freiheit. Ein weniges aber von dem Fett war auf die Erde getropft. Als nun Lyamasara herbeikam, sprach der Knabe: „O, es ist nichts, nur das Kind hat geschrien.“ Der Mann bemerkte jedoch das Fett auf dem Boden und fragt: „Was bedeutet aber das Fett hier unten?“ „Das ist Mark aus einem Schweineknochen.“ Der Mann holt einen Schweineknochen und zerschlägt ihn, aber das Mark darin glich nicht dem Fette am Boden. So sucht sich der Knabe durch die Nennung der verschiedensten Tiere zu retten, aber die Probe fällt immer zu seinen ungunsten aus. Endlich überführt er ihn mit einem Songoinaknochen. Am anderen Morgen befiehlt er ihm, Seil und Honigbutte zu nehmen, und geht mit ihm in die Steppe, um die Butte dort aufzuhängen. Lyamasara warf das Seil auf einen hohen Baum und befahl dem Knaben, daran emporzuklimmen. Als er aber oben war, zog er das Seil schnell herunter und schnitt ihm so den Rückweg ab. Mit den Worten: „Das ist für das Songoina“ überließ er ihn seinem Schicksale. An jener Stelle aber war eine Wasserlache, und die Tiere der Steppe kamen dahin, sich zu baden. Ein Elefant kam und sprach: „Dies ist mein Schatten im Wasser, aber dieser Spieß und dieser Schild, wem gehören die?“ Der Knabe sprach: „Sie sind mein, Herr. Weil ich das Songoina befreite, bin ich hier ausgesetzt.“ Der Elefant schlug an den Baum und sprach: „Hast du Songoina gerettet, so hast du es nicht mir getan“, und ging seiner Wege. Wie der Elefant sprachen auch die anderen Tiere. Zuletzt kommt auch Songoina und spricht: „Dieser Schatten im Wasser rührt von mir her, aber wem gehört dieser Schild und dieser Speer?“ Der Knabe ruft: „Mir gehört er, und weil ich das Songoina rettete, sitze ich hier.“ Zweimal singt er so. Da erkennt ihn das Songoina und singt: „Horn des Herrn, empor, empor, bis zur Sonne, empor, empor, bis zum Himmel.“ Bei diesen Worten wächst das Horn in die Höhe, bis es so hoch ist wie der Baum, auf dem der Knabe saß. Den forderte es nun von neuem auf zu öffnen und zu trinken. Der Knabe trank und erbrach darauf die vor Hunger verzehrten Blätter und Zweige. Dann trank er wieder und sättigte sich. Hierauf klammerte er sich an das Horn an, und das Tier sang wieder: „Horn des Herrn, nach unten, nach unten, erreiche den Boden, Horn des Herrn, nach unten, nach unten, erreiche die Erde.“ So brachte es ihn glücklich auf die Erde herunter und errettete ihn von dem sicheren Tode. Der Knabe aber betrog das Tier und sprach: „Geleite mich doch bis nach Hause!“ Songoina ging mit ihm, und er überlieferte es dem Lyamasara.

Zahlreich sind wieder die Märchen von einer ungeheuer großen Schlange, Molyimo genannt. Nach einer Erzählung schlingt sie sich rings um den Horizont (nach dem Glauben der Leute die Weltgrenze) und ragt mit ihrem Kopfe in den Himmel auf.

Nach anderen hat sie ihre Wohnung in einer tiefen Höhle, die durch den Brand eines alten Affenbrotbaumes entstanden ist. Vier Jahre dauerte es, ehe dessen Wurzeln ausbrannten, und das dadurch entstandene Loch ist so tief, daß drei Monate vergehen, ehe ein fallender Körper auf dem Grunde der Höhle anlangt. In der heißen Zeit verläßt sie ihre Steppenwohnung und siedelt in den Bergwald des Kilimandscharo hinauf, aber in solcher Höhe zieht sie vorüber, daß man sie nicht wahrnehmen kann. Der Häuptling von Madschame sandte einst seine Krieger aus, um sich nach diesem Wundertiere zu erkundigen. Sie fanden die Schlange auch und gingen tagelang an ihr fort, bis zuletzt ihr Speisevorrat auszugehen drohte und sie umkehren mußten. Aber ein Ende des Tieres war noch nicht abzusehen.

Von den zahlreichen Erzählungen sei eine recht anschauliche wiedergegeben. „Saßen einmal zwei Männer in der Steppe und aßen Honig. Einer von ihnen ersah sich einen Platz mit üppigem Grase und setzte sich dahin. Kaum saß er, so fiel er in die Tiefe, drei Monate brachte er so im Fallen zu. Als er nach unten kam, sperrte die Molyimo ihren Rachen auf, um ihn zu verschlingen, denn sie glaubte, es sei Fleisch, das ihr der Eheherr zuwerfe. Aber der Mann fing an zu bitten und sprach: „Laß mich los, ich will eure Kinder warten.“ Das gefiel ihr, und sie legte ihn vor den Kleinen nieder. Unterdessen brachte der Eheherr Fleisch und warf es ihr hinunter. Als er aber selber nachgestiegen war, war ihm nicht so viel aufbehalten worden als sonst. Er fragte sein Weib: „Warum hast du mir nicht so viel aufgehoben als früher?“ Sie sprach: „Wir müssen jetzt mit dem Kinderwärter teilen.“ „Zeige ihn mir!“ Er betrachtete den Menschen, und sie redeten miteinander und sagten: „In drei Jahren wollen wir ihn fressen.“ Jene Molyimo-Kinder aber sagten es ihm wieder und sprachen: „So und so haben wir gehört, aber suche dir nun eine starke Rippe und mache sie spitz. Wenn er nun wieder emporsteigt, so klammere dich an seinen Leib. Hörst du aber, daß er umkehren will, dann stich ihn mit der Rippe, damit er weiter steigt.“ Und er tat so, wie es ihm die Kinder wiesen. Nach zwei Jahren merkten die Kinder, daß er wieder Speise zu suchen gehen wolle. Der älteste bat ihn: „Laß mich mit dir gehen.“ Aber der Vater sprach: „Nein, wenn du jetzt schon nach oben kommst, kannst du nicht weiter wachsen.“ Die Kinder aber sprachen zu dem Menschen: „Nun komm, wir wollen dich hoch heben, daß du dich an seinem Rücken festhalten kannst.“ So taten sie auch, als der Molyimo in die Höhe stieg, und der Mensch klammerte sich an seinem Leibe fest. Als er es wahrnahm, gedachte er umzukehren, aber der Mensch stach ihn mit jener Rippe, daß er weiter steigen mußte und ihn schließlich oben auf die Erde warf. Der Mensch entfloh, so schnell er konnte, und weil der Molyimo mit seinem Haupte über die Wolken ragte, konnte er ihn nicht sehen und wieder fassen. So kam er zu den Seinen zurück. Die aber flohen bei seinem Anblick und dachten, es wäre sein Geist. Und seit jener Zeit sah er so hell aus wie Kupfer, weil er so lange in der Molyimohöhle gewesen war.“

Von diesem Fabeltiere ist streng die am Kilimandscharo zahlreich hausende Pythonschlange (saro genannt) zu scheiden, die eine Länge bis zu 9 m erreicht und von der die Wadschagga auch viele Geschichten erzählen, in denen das Tier aber durchaus korrekt beschrieben wird. In einem Märchen wird von einer Schlange erzählt, die drei Köpfe gehabt habe, einen aus Eisen, einen aus Messing und einen aus Kupfer. Sie entvölkerte ein ganzes Land, bis ein dahin verschlagener Held namens Parasahani sie mit 4000 Schwertern und seinen 200 Hunden erlegte. (Diese Geschichte ist aber wahrscheinlich suaheli-arabischen Ursprunges.)

Auch von einer ungeheuren Wasserschlange erzählen sie, die sich in ihren Teichen verborgen halte und so lang sei, daß sie immer noch nicht völlig dem Wasser entstiegen ist, wenn sie schon alle Bäume des ganzen Landes mehrfach umschlungen hat.

Ein Ungeheuer anderer Art ist das Riesenrind Räli. Oben am schneebedeckten Kiho soll sich eine gewaltige Höhle befinden, in der eine Kuh von ungeheuren Dimensionen mit dem Kopfe gegen das Innere der Höhle steht. In den Zotteln ihres Schwanzes befindet sich ein

süßes, wie Honig schmeckendes Fett. Aber wer es zu gewinnen sucht, wagt sein Leben. Zwar dauert es eine ganze Weile, ehe das gewaltige Tier sich völlig herumgedreht hat, aber dann stößt es ein Brummen aus, dessen Hauch wie ein Orkan zur Steppe hinuntertobt und die Frevler durch die Luft dahinschleudert. Am Leben dieser Kuh hängt die Wohlfahrt der Welt; denn würde sie getötet, so könnte die Sonne nicht mehr durch die Wolken dringen, und in immerwährendem Regen müßte die Welt untergehen. Die Meinung ist, daß die Sonne (oder Gott) von ihrer Milch ihre Kraft erhalte.

Wie sich für den Kundigen in den vorstehenden Ausführungen Anklänge genug an die alten Sagen verschiedenster Kulturvölker finden, so sei auch noch eine Erzählung wiedergegeben, die an den homunculus erinnert. Ein Mann hatte keinen Sohn. Deshalb ging er zum Wahrsager und holte sich Rat. Der sagte ihm: „Schlachte eine scheckige Ziege, lege ihre Gebeine in den Bananenhain hinaus und sende ein noch unverlobtes Mädchen hin, daß es alle Tage nachschaue, ob sich die Gebeine zu einem Menschenkinde verwandelt haben." Das tat er alles, und täglich ging das Mädchen hin und sah nach. Eines Tages sah es, daß ein Fuß gewachsen war, am nächsten Tage fand es auch den anderen Fuß vor, und so wuchsen und wurden alle Glieder. Zuletzt kam es und sagte den Eltern: „Heute müssen wir ihn holen, denn es ist ein Mensch geworden." Der Vater nahm ein Kuhfell und eine Ziege mit, die er zuerst an jener Stelle opferte. Dann legte er das Knäblein auf das Kuhfell, trug es nach Hause und nannte es Mnaro, d. h. „der geschont wird". Er ließ Mnaro die Rinder hüten und sprach zu ihm: „Von der Kuh, die Milch gibt, trinke du nur, mein Sohn." Darauf ging der Vater auf die Reise, und Mnaro hütete die Rinder und trank ihre Milch auf der Weide. Wollte dann abends die Mutter melken, so war es immer vergeblich. Sie band das Kalb im Hause an, damit es nicht auf der Weide saugen könne. Das half ihr aber auch nichts. Nun wußte sie, daß Mnaro ihr die Milch wegtrinke, und sie sprach: „Die Ziegengebeine trinken meine Milch." Das Kalb hörte diese Worte, machte sich los, lief zu Mnaro auf die Weide und sprach zu ihm: „Erzähle mir von der Weide, und ich will dir sagen, was daheim geschieht." Mnaro sprach: „Gut, trinke erst von dieser Kuh." Das Kalb sättigte sich und sprach darauf zu ihm: „Jenes Weib daheim hat dich beschimpft. Es sagt: Jene Ziegengebeine trinken meine Milch." Mnaro trieb die Rinder heimwärts und sprach zu der Frau: „Sage ‚los!' zu mir, dann zerteile ich mich!" Die Frau sagte wirklich: „Los!" Sofort sprang er auf den obersten Türpfosten und fiel auseinander. Die Frau erschrak und bat ihn, sich wieder in einen Menschen zu verwandeln. Das tat er, kehrte zurück und hütete seine Rinder. Als die Frau am nächsten Tage wieder keine Milch bekam, sprach sie wiederum: „Jene Ziegengebeine trinken meine Milch auf." Das Kalb im Hause machte sich los und erzählte das dem Mnaro, der es dafür saugen ließ. Danach trieb er heim und sprach zu der Mutter: „Sage ‚los!' zu mir, dann zerteile ich mich!" Sie sagte: „Los!" und er zerfiel aufs neue in lauter einzelne Knochen. Die Frau bat ihn, sich wieder zu verwandeln, aber er weigerte sich. Sein Kopf fiel zu Boden und rollte zur Türe hinaus und immer schneller auf dem Wege fort. Die Frau lief hinterher, konnte ihn aber nicht fassen, und wie sehr sie auch bat, er möchte doch wieder heimkehren, er lehnte es ab und sagte: „Ich will meinem Vater entgegengehen." So rollte der Schädel immer weiter und begegnete vielen Leuten, die verwundert fragten: „Wessen Schädel ist denn das?" Aber der Schädel sprach: „Ich bin kein (Toten-) Schädel, sondern ich war ein Mensch, und nun gehe ich meinem Vater entgegen, der von Ugonu kommt." Zuletzt begegnete er seinem Vater selber. Der fragte auch: „Wessen Schädel ist denn das?" Und der Schädel sprach: „Ich bin kein Schädel, sondern war ein Mensch, aber meine Mutter hat mich beschimpft und Ziegengebeine genannt." Als der Vater dies hörte, hob er ihn auf, trug ihn nach Hause und fragte die Frau: „Wo ist Mnaro?" Sie sprach: „Seit vorgestern habe ich ihn nicht gesehen." Er ging zu seiner anderen Frau, und auch sie sagte: „Seit langem habe ich ihn nicht gesehen." Darauf ging er zur ersten Frau zurück und tötete sie samt ihrem Vieh, tötete dann auch die andere Frau und sein ganzes Geschlecht, und zuletzt erstach er sich selbst. Dieses Märchen findet sich wieder als Einleitung zu größeren Irimusagen, während sein Hauptmotiv, nämlich die Entstehung eines Kindes aus Ziegengebeinen, noch sonst verschiedentlich variiert wird.

Ganz merkwürdig aber ist jenes Fabelwesen, das die Wadschagga Nridosi oder Muridosi nennen: „Baum der Unterwelt". Es ist ein graues Rauchgebilde, das wie ein Baum aus einem Teiche in die Höhe wächst und bald den ganzen Himmel überzieht, daß die Sonne nicht mehr sichtbar ist und der helle Mittag sich in Nacht verwandelt. „Wenn der Nridosi am Himmel steht, gibt es weder einen Morgen noch einen Abend."

Jeder Gegenstand, den man angreift, verwundet und verschlingt: die Türpfosten, die Früchte der Bananenstaude, kurz, die harmlosesten Gegenstände werden gefährlich wie reißende Tiere. Nridosi ist es, der ihnen diese Kraft verleiht. Die Rettung liegt in einem mutigen Herzen und einem scharfen Schwert. Wenn es gelingt, den Nridosi dort, wo er aus dem Teiche aufwächst, zu durchhauen, vergeht er schnell, und normale Zustände kehren zurück. Doch sei es nun lange her, als er das letzte Mal sichtbar war. Es ist kaum von der Hand zu weisen, daß dieser Fabel eine wirklich beobachtete Naturerscheinung zugrunde liegt, ein kosmischer Nebel etwa. Z. B. halten sie auch den Regenbogen für ein lebendiges Wesen, das aus einem Teiche an den Himmel emporsteigt.

Auch sonst mag sich die Entstehung mancher Fabelwesen auf beobachtete Vorgänge zurückführen, die man sich nicht zu deuten wußte. Es wird viel zu wenig beachtet, wie unbedingt der Naturmensch im Banne der Wahrnehmungstatsachen steht, obwohl doch auch der Kulturmensch sie nur durch die exaktesten Untersuchungen, sonderlich auch seiner eigenen physiologischen Dispositionen, zu korrigieren imstande war. So führen sich auch viele fabelhafte Züge an ihnen sonst ganz bekannten Tieren auf falsche Schlüsse aus einer Beobachtung oder auf ungenügend beobachtete Vorgänge zurück. Z. B. behaupten sie vom Hundspavian, daß er das Herz der Menschen und Tiere aus dem Leibe reiße und verzehre. Sogar Europäer fand ich, die dieser Behauptung nicht alle Glaubwürdigkeit absprachen, weil sie nämlich auch beobachteten, daß alle vom Hundsaffen gerissenen Wunden auf der linken Brustseite in der Nähe des Herzens saßen. Das erklärt sich aber völlig aus der rammelnden Angriffsweise des Affen, d. h. er umfaßt die Brust seines Gegners und wirft ihn mit seinem Kopfe, mit dem er gegen die Brust stößt, nieder. Wenn er nun beißt, kann er das nirgends anders, als an der genannten Stelle.

Von der Riesenschlange erzählen die Wadschagga, daß sie die gelben, etwa pflaumengroßen Früchte eines Nachtschattengewächses sammle und sich schützend darüber lege, denn das wären ihre Rinder, und wem es gelingt, eine dieser Früchte zu rauben, der komme zu großem Reichtum. Es ist aber ein lebensgefährliches Unternehmen und bedarf vorher besonderer Schutzmaßregeln. Die

einfache, ungenügend beobachtete Tatsache aber ist, daß die Riesenschlange ihre Eier selber ausbrütet und selbstverständlich vor jeder Annäherung des Menschen tapfer behütet.

Eine harmlose Blindschleiche, schwarz, von ausgebildet walzenförmiger Gestalt, so daß Kopf und Schwanz durch keine Verdickung und Zuspitzung des Körpers kenntlich sind (wenigstens für die flüchtige Beobachtung), nennen sie: Llasa-kuvi, d. h. die an zwei Stellen beißende; denn sie glauben, das Tier habe zwei Mäuler, und darum fürchten sie es sehr. Dieser Glaube ist übrigens anscheinend in ganz Ostafrika verbreitet.

Eine andere Kategorie von Fabeln kann man kurzweg als Suaheli- und Araberlügen bezeichnen. Bis ihnen die Deutschen das Handwerk legten, hatten die Suahelihändler und Araber an der Küste lebhafte Beziehungen zu den Dschaggafürsten, bei denen sie weißes und schwarzes Elfenbein gegen Gewehr und Pulver oder Zeug und Perlen einhandelten. Um sich nun ein Ansehen zu geben, und vielleicht auch durch die Dummgläubigkeit der Leute verführt, haben sie ihnen manches Märchen aufgebunden. Z. B. die Elefantenzähne müßten sie an das Ende der Welt schaffen, um den Himmel zu stützen, daß er nicht auf die Erde falle. Arabisches Feuerwerk brannten sie vor den erstaunten Leuten los und sagten dann, wenn sie nur wollten, könnten sie mit einem einzigen Funken das ganze Land in die Luft sprengen. Noch heute erzählt man sich von einem eigentümlichen Beförderungsmittel der Suaheli. Drunten im Weltmeere lebe ein ungeheuer großer Taschenkrebs. Auf den Ruf der Suaheliherren komme er gehorsam aus der Tiefe empor, lasse sie auf seinem breiten Rücken Platz nehmen und trage sie dann über das Wasser, wohin sie nur wollten. Auf diese Weise wären sie auch an das Gebirge heran bis an den Dschipesee gekommen. Als dann infolge der politischen Umwälzungen jene Händler ausblieben, sagten die Leute, jener Krebs sei unmutig geworden und habe seine Passagiere alle ins Meer versenkt. Das sei genug von diesen Einflüssen.

Andere Erzählungen sind sicher das gemeinsame Besitztum einer größeren Völkergruppe, wie sich z. B. die Erzählungen von der Schlange Molyimo ebenso auch bei den Masai finden.

Es sind schließlich nur Einzelheiten und nebensächlichere Erzählungen, die sich „erklären" lassen, die Hauptgestalten ihrer Fabelwelt werden sich doch als Geschöpfe einer fröhlich schaffenden kindlichen Volksphantasie bewähren, die über den wunderlichen Erscheinungen des Lebens ihr wunderlicheres souveränes Reich baut.

Wirtschaftliche Verhältnisse im östlichen französischen Ozeanien.

Die französischen Besitzungen im östlichen Teile des Großen Ozeans umfassen die Gesellschaftsinseln, die Tuamotu, die Markesas und Gambierinseln, im ganzen etwa hundert Eilande von verschiedener Ausdehnung und verschiedenem Werte. Über sie hielt zu Beginn dieses Jahres in der Pariser geographischen Gesellschaft der Kolonialbeamte Henri Cor einen Vortrag, dem wir nach einem Berichte darüber in „La Géographie" (Februar 1907) einiges entnehmen. Die dort berührten Verhältnisse erinnern in mehrfacher Beziehung an die Lage auf den deutschen kleineren Südseeinseln.

Der Boden der Inseln ist überall äußerst fruchtbar und kann alle tropischen Produkte hervorbringen. Trotzdem erstreckt sich der Export an vegetabilischen Stoffen nur auf Kopra und Vanille. Die Kokospalme, die die Kopra liefert, gedeiht am besten auf dem Sandkranz der Atolle der Tuamotu, wo sie von katholischen Missionaren eingeführt worden ist. Doch verdirbt die Hälfte der Nüsse aus Mangel an Arbeitern. Allein die Insel Anaa erzeugte vor dem verheerenden Zyklon vom Februar 1906 jährlich 200 t Kopra. Sehr ansehnlich sind auch die Kokoskulturen auf Tahiti, Moorea, den Inseln unter dem Winde und den Markesas. Dagegen sagt das zu kühle Klima der Gambierinseln und Rapas der Palme nicht zu. Der Gesamtexport an Kopra von allen Inseln beläuft sich auf 5100 t jährlich. Vom siebenten Jahre ab verzinst sich das Kapital, das in Kokosplantagen angelegt wird, mit 12 bis 15 Proz., doch muß man, um aus einer solchen Pflanzung wirklichen Nutzen zu ziehen, über 50 000 Fr. verfügen. Leider hat auf den Tuamotuinseln die Kokospalme eine Krankheit befallen, die sich in besorgniserregender Weise über alle übrigen Teile der Kolonie verbreitet; daher macht Cor auf das Bedenkliche aufmerksam, das in dem Umstande liegt, daß Kolonisten wie Eingeborene sich fast ausschließlich auf die Kopraproduktion verlegt haben.

Die Vanillekultur ist auf das eigentliche Tahiti beschränkt. Die Ausfuhr erreichte in den letzten Jahren die nicht unbeträchtliche Höhe von 150 t, aber das Produkt ist von sehr untergeordneter Qualität, und so ist infolge des starken Preisrückganges die Kultur jetzt fast ganz aufgegeben. Die geringe Qualität ist auf das Pflücken vor der Reife, eine verkehrte Zubereitung, auf das Übermaß der Produktion und einen Heliotropgeruch zurückzuführen. Zur Besserung der Dinge schlägt Cor strenge Verwaltungsmaßnahmen vor.

Neben diesen beiden Produkten für den Export — meint Cor — könnte die Kolonie aber auch noch andere hervorbringen. Dazu rechnet er die Baumwolle. Zur Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges bestand bereits auf Tahiti und den Markesas eine vielversprechende Baumwollkultur, aber die Pflanzer waren so unvorsichtig, durch Einführung anderer Arten die Qualität im Interesse der Quantität zu verschlechtern, und so verschwand sie wieder. 1904 wurde besonders auf den Inseln unter dem Winde mit neuen Anbauversuchen begonnen, die sehr gute Resultate ergeben haben.

Der Kaffee wächst auf Tahiti, auf Moorea und besonders auf den Tubuai- und den Gambierinseln wild. Aber er lohnt nicht die Ausfuhr, da die Produktion zu teuer ist. Das Zuckerrohr kommt in Französisch-Ozeanien gut fort, und wenn es mehr Arbeiter gäbe, so könnten auf Tahiti, den Inseln unter dem Winde und den Markesas ebenso große Zuckerfabriken sich bilden, wie sie die Amerikaner auf Hawaii ins Leben gerufen haben. Kapok ist weit verbreitet. Für wahrscheinlich hält es Cor, daß der Kautschuk gedeihen würde; man könnte vielleicht den Guttaperchabaum einführen, der bisher nur auf den Sundainseln fortzukommen scheint.

Dies sind Gewächse der Tropen; in den höheren Lagen würden aber auch alle Kulturen der gemäßigten Zone gedeihen. Cor nennt Zwiebeln, Pfirsiche und Erbsen, die im Küstengebiete von Tahiti gewonnen werden. Auf den Tabuai hat ein Europäer Weinreben gezogen und Wein hergestellt. Auf Rapa kommen alle Gemüse- und Fruchtbaumarten Frankreichs vor.

In den Lagunen der Tuamotu- und Gambierinseln gibt es Mengen von Perlmutter- und Perlschnecken. Infolge eines Modewechsels aber sanken die Preise für Perlmutter stark. Die Muschel wird jetzt dort nur durch Taucher gewonnen, doch haben die Zyklone von 1903 und 1906 die Bewohner jener Inselgruppen und damit die Zahl derer, die jenem harten Gewerbe nachgingen, stark gemindert. Die Arbeiter werden darum knapp. Indessen sind die dortigen Perlen von schönem Wasser und sehr begehrt.

Die Arbeiterfrage ist auch in jener Kolonie brennend. auf 4153 qkm wohnen 30 000 Eingeborene, die als indolent oder faul gelten. Aber sie sind auch intelligent und für eine kluge und ihre Eigenheiten respektierende Politik erziehbar. Doch ist die Bevölkerung eben nur schwach, und so wird man daran denken müssen, Einwanderer ins Land zu ziehen. Cor rät zur Zulassung malaiischer, besonders japanischer Einwanderer, nicht zum Import von Chinesen.

Die schwache Einwohnerzahl und der Mangel an Hilfsquellen stellen die Zukunft der Kolonie in Frage. Die Einwanderung von Arbeitern und eine bessere Verwaltung wären die Heilmittel. Leider sei nicht nur alles unter Kultur stehende, sondern auch fast alles unbebaute Land im Besitz der Eingeborenen, die sich nicht bereit finden ließen, es zu verkaufen. Es hängt das mit dem Ahnenkultus zusammen: Die Familien begraben ihre Toten auf ihrem eigenen Boden.

Für den französischen Einfluß im Pazifik ist nach Cor das Gedeihen der dortigen Kolonie wünschenswert. An ihrem Handel ist Frankreich mit nur 24 Proz. beteiligt; seine Konkurrenten sind die Australier und Nordamerikaner.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— In seinen Beiträgen zur Siedelungskunde des nördlichen subherzynischen Hügellandes (Dissertat. von Halle, 1907) hebt Joh. Wütschke hervor, daß das Gebiet eine natürliche Übergangsstufe von dem Harzmassiv zu dem norddeutschen Flachlande darstellt. Vier Zonen lassen sich unterscheiden: Eine in etwa 1 km Entfernung vom Harzrand sich hinziehende Schichtenzone, die den Harz im Norden als schmaler Saum umzieht; der Verfasser nennt sie Aufrichtungszone des Harzvorlandes. Dann die etwa 12 bis 15 km breite Kreidemulde zwischen dem Harz und den der Trias angehörigen Höhenzügen des großen Fallsteines und des Huy. Die dritte, breite und größte Zone schließt sich nördlich an diese Kreidemulde an und enthält die ganze Reihe der Schichten von der Trias bis zum Tertiär. In der vierten finden wir die archäischen und paläozoischen Gesteine im Nordosten des Gebietes. Die Besiedelung ging im wesentlichen von germanischen Stämmen aus; an fremden Volkselementen kommen nur die Slawen in Betracht, Kelten haben nördlich vom Harz wahrscheinlich niemals gesessen. Die Slawen treten nur im Osten auf. Bei der Besiedelung kommen drei Hauptperioden in Betracht. Die Siedelungsperiode der alteingesessenen Bewohner bezeichnet Wütschke als Urzeit; die zweite umfaßt die Siedelungen der das Gebiet überflutenden Volksstämme. Dieser gemischten Siedelungsperiode folgt als dritte die der Kolonisten und wird durch das zielbewußte, auf kulturelle Nutzbarmachung des Landes gerichtete Streben eines Volkes gekennzeichnet. Eventuell kann man noch eine vierte neuzeitliche Siedelungsperiode ansetzen. Im speziellen kann man die erste Periode der Urzeit um 200 nach Christi Geburt verlegen. Die Zeit der Volkerbewegungen zerfällt in zwei sich unterscheidende Teile, etwa 200 bis 531 und 531 bis ungefähr 800. Die Zeit der Kolonisation darf man von frühestens 700 bis 1140 rechnen; dann setzt die Neuzeit ein, die verhältnismäßig arm an Neugründungen ist. Was die gegenwärtige Bevölkerung in ihrer Beziehung zur Bodenfläche anlangt, so trifft im allgemeinen für das Gebiet der Satz zu, daß den niedrigsten Dichtestufen (0 bis 50) die niedrigsten Ertragsklassen, den mittleren (50 bis 150) die mittleren und den höchsten (über 150) die letzten Ertragsklassen entsprechen. Ackerwirtschaft und Zuckerrübenbau stehen in höchster Blüte, Viehzucht wird vor allem in den Niederungen des Nordens getrieben, bei Braunschweig und Quedlinburg erhebt sich der Gemüsebau weit über den Durchschnitt; wo intensivere Ackerwirtschaft sich durch den leicht wasserdurchlässigen Muschelkalk und den Buntsandstein verbietet, setzt geregelte Forstwirtschaft ein; der Wald umfaßt 13,9 Proz. der ganzen Fläche. Unter den Bodenschätzen stechen Salz und Braunkohle hervor; Steinbrüche liefern Material zu Bausteinen und Muschelkalkbrennereien. Die Industrie ist dank der Kohle und dem Salz hoch entwickelt. Zahlreiche Hüttenwerke wie in Thale, Ilsenburg, Harzburg, Oker sind weltbekannt. Zuletzt verdienen die zahlreichen Ziegeleien noch eine Erwähnung.

— F. E. Stoll glaubt, daß das Flughörnchen binnen kurzem aus den Waldungen der russischen Ostseeprovinzen verschwinden wird (Korresp.-Bl. d. naturf. Ver. zu Riga, Bd. 49, 1906); er stellt deshalb in dankenswerter Weise alle Nachrichten zusammen, die er über das Tier aufzufinden vermochte. Kurland hat nur noch in seiner Ostecke Flughörnchen aufzuweisen, in Livland liegt sein Verbreitungsgebiet vorwiegend südlich der Riga—Pleskauer Eisenbahn. 1880 wurden bei Dorpat die letzten Vertreter dieser Art geschossen. Recht häufig, natürlich nur relativ, tritt es noch im Nordwesten auf. Estland beherbergt diese Art nur noch in den Gebieten Jerwen und Wierland. Über das Freileben des Flughörnchens läßt sich nur wenig ermitteln, da es nur ausnahmsweise glückt, bei der Seltenheit des Tieres und seiner ausgesprochen nächtlichen Lebensweise es in seinem Tun und Treiben zu beobachten. Doch steht es an Geschicklichkeit und Gewandtheit dem gemeinen Eichhörnchen in nichts nach, ja übertrifft es wohl in der Geschwindigkeit der Fortbewegung um ein bedeutendes. Mit Hilfe seiner Flughäute vermag es Entfernungen bis zu 30 m zu überfliegen.

— Charcots neue Südpolarexpedition. Darüber, ob und wann Dr. J. Charcot mit seiner geplanten neuen Südpolarexpedition aufbrechen kann, ist noch nichts Bestimmtes zu hören. Doch sei erwähnt, daß nach einer Mitteilung in „La Géographie“ die wissenschaftlichen Kreise Frankreichs sich für die neue Fahrt sehr lebhaft interessieren. Ein Patronat über sie hat die Académie des Sciences übernommen, die Instruktionen ausarbeiten läßt. Dasselbe hat auch die Pariser Société de Géographie getan, die ebenfalls ein Forschungsprogramm aufstellen läßt.

— Eine wissenschaftliche Expedition nach dem Nordwesten Deutsch-Ostafrikas tritt im Mai d. J. der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg an, der schon einige Jagdexkursionen dorthin unternommen hatte. Sein Ziel sind das Kiwuseegebiet, Ruanda und die Vulkane, die geologisch untersucht werden sollen. Weiterhin wird die Reise zum Albert Edward-See, zum Albertsee und nach dem Uëllegebiet gehen. Die Reise wird mindestens ein Jahr beanspruchen; beurlaubt ist der Herzog auf zwei Jahre. Er will sich von einem Botaniker, einem Zoologen, einem Topographen, einem Geologen und einem Arzt begleiten lassen. Besonderes Interesse erweckt, daß die endliche fachmännische Untersuchungen der Kiwuvulkane im Plane liegt; Geologe der Expedition ist E. F. Kirchstein vom Berliner Geologisch-paläontologischen Institut.

— Kap. Mangins Zug nach Borku. Alles, was wir bisher über die weiten Gebiete nordöstlich vom Tsadsee bis zum Bergland von Tibesti wußten, verdankten wir Barth und namentlich Nachtigal, der 1871 eine Reise bis in die Landschaft Borku hinein unternommen hatte. Nunmehr endlich beginnen sich auch die Franzosen in jenen Teilen der Sahara umzusehen: wie wir einer vorläufigen Mitteilung im Februarheft von „La Géographie“ entnehmen, hat dort Kapitän Mangin von 1904 bis 1906 mehrere interessante Züge ausgeführt, auf deren einem er bis zur Oase Wun, südöstlich von der von Nachtigal erreichten Oase Jin (Aïn Galakka) gelangt ist. Er hat auch den Bahr el-Ghasal aufgenommen und ist über dessen Natur zu demselben Ergebnis gekommen wie Nachtigal: er sei ein ehemaliger Ausläufer des Tsadsees; er habe die Wasser jenes Seebeckens in ein zweites, viel ausgedehnteres geführt, das das ganze Bodele, die bedeutendste Einsenkung der Gegend, bedeckt habe. Im einzelnen ist über Mangins Züge folgendes zu erwähnen: Anfang 1904 lagerten die Uled Sliman des Scheik Ahmed ben Abdul Diëllil, die Tibbu von Schittati, die von Tibesti und Borku etwa 60 km von dem französischen Posten Bir-Aluli entfernt. Mangin unternahm gegen sie Züge, um sie für Räubereien in Kanem zu bestrafen, wobei er das Gebiet zwischen Kanem und dem Bahr el-Ghasal rekognoszieren konnte, nämlich Monga (Manga) im Norden von Kanem und Schittati zwischen Kanem und der Route Ngigmi—Bilma. Unterworfen wurden die Tibbu von Schittati (2000 Zelte, je 4000 Kamele und Rinder), die Tibbu Kreida (6000 Zelte, 10 000 Rinder) und die erwähnten Uled Sliman mit den Misïssa. Die übrigen Tibbu, die bis dahin von den Uled Sliman abhängig und Besitzer der Weiden von Eguëi und Bodele, sowie der Datteloasen Borkus waren, verstärkten darauf 1905 ihre Einfälle, und Mangin unternahm deshalb Gegenzüge. Sie führten (im April und Mai) zu einer Rekognoszierung von Eguëi und (Juni) eines Teiles von Bodele und Djurab. In den ersten Monaten des Jahres 1906 herrschte in Kanem Ruhe. Als dann im Mai eine Tibbuabteilung einen Raubzug gegen die Kreida versuchte, trieb sie Mangin bis nach Borku, bis zu der erwähnten Oase Wun zurück. Die seßhafte Bevölkerung Borkus ist sehr interessant. 10 000 bis 12 000 an der Zahl, beschäftigt sie sich einzig mit Dattel-, Korn- und Gerstekultur in den Oasen, wo es an zahlreichen Stellen fließendes und unterirdisches Wasser gibt. Sie bewirtschaften diese ganze verhältnismäßig fruchtbare Gegend, die einzige, die auf 800 km in der Runde solche Hilfsquellen aufweist. Im ganzen zählt Borku wenigstens 50 000 Seelen. Es gibt dort Rinder und Schafe in ziemlich bedeutender Zahl, die zum größeren Teil aus Wadai stammen, wo die seßhafte Bevölkerung ihre Datteln und ihr Salz verkauft. Man findet hier nämlich, ebenso wie weiter westlich in Bilma, salzige Teiche, die ausgebeutet werden. In Ennedi kommt außerdem rotes Steinsalz vor, das ebenso rein ist, wie das von Taodeni. Mit diesem Salz wird Wadai und sogar Darfor versehen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 16. BRAUNSCHWEIG. 25. April 1907.

Die Ruwenzori-Ferner[1]).

Der Herzog der Abruzzen hat durch eine großartige Expedition nach dem Innern von Äquatorialafrika im Sommer 1906 endlich vollständige Klarheit über den Aufbau und die Gliederung der Ruwenzori-Gletscher geschaffen, wie aus der seinem Reisebericht beiliegenden Karte in erwünscht und genügend großem Maßstabe deutlich zu erkennen ist. Die Ruwenzori-Ferner sind die höchsten Erhebungen im südlichen Teil eines 100 km langen Gebirgsstockes. Vergleicht man sie, um sich eine richtige Vorstellung von ihrer Größe zu machen, etwa mit einem bekannten Gletschergebiet in den Tiroler Alpen, so entspricht ihre Längsausdehnung von N nach S von 12 km ungefähr den Krimmler Tauern von der Dreiherrnspitze bis jenseits des Venediger; in ihrer größten Breite jedoch von 8 km (vom Mount Gessi bis zum Mount Stanley) stehen sie hinter den Krimmler Tauern (18 km in der Breite vom Sulzbach-Kees bis zur Bretterspitze) weit zurück; sie bilden keine zusammenhängende, großartige Firnfläche wie jene. In einer früheren Erdperiode reichten wohl, wie von Geologen nachgewiesen wurde, die Gletscher des Ruwenzori vom oberen Bujuku- und Mobukutal (durchschnittlich 10000 Fuß = 3050 m ü. d. M.) hinab bis nach Bihunga (6320 Fuß = 1925 m); auch der Einschnitt zwischen dem Baker und dem Stanley war sicher einst total vergletschert. „Gegenwärtig aber“, sagt der Herzog, „gibt es in den Haupttälern keine Gletscher erster Ordnung, sondern nur solche zweiter Ordnung, und zwar nur in den höchsten Lagen oder in breiteren Schluchten. Sie erinnerten mich an den skandinavischen Typus.“

Die Ferner, durch tiefe Täler voneinander getrennt oder durch schmale Höhenrücken miteinander verbunden, gruppieren sich in sieben Massive; auf jedem Massiv erhebt sich eine größere oder geringere Anzahl von Spitzen. Der Herzog nahm sich das Recht, da er als erster die Gletscherregion im vollen Umfange erforscht und fast sämtliche Spitzen erstiegen hat, Massive, Gipfel und Pässe nach hervorragenden Afrikareisenden und den früheren Besteigern nach eigener Wahl neu zu benennen; den Tälern und Flüssen beließ er die von den Eingeborenen gegebenen Namen. Die von seinen Vorgängern (mit Ausnahme eines einzigen) beliebte einheimische Benennung einzelner Berge erwies sich als verwirrend, weil fast jeder dieser Forscher einen anderen Namen für dieselbe Gruppe oder für verschiedene Gipfel zu hören bekam. Nur „Kiyanja“ als Gesamtname für das Massiv Baker behielt er bei, als eine von allen Eingeborenen gebrauchte Bezeichnung. Auf der folgenden Übersicht der Bergnamen füge ich noch Stuhlmanns „Kanjangungwe“ und „Ngemwimbi“ und Johnstons „Duwoni“, doch mit einem ?, bei, da sehr große Meinungsverschiedenheiten in diesem Punkte bestehen. Der Herzog ging bei den Benennungen sehr umsichtig zu Werke; er besprach sich zuvor mit H. Johnston und Stuhlmann. Letzterem[2]) räumte er „mit Vergnügen“ ein, daß die von ihm gesehenen Spitzen auch auf seiner Karte die Namen Kraepelin, Möbius, Semper und Weismann behalten sollten.

Zur bequemeren Übersicht und zum leichteren Aufsuchen auf der Karte schalte ich hier die neuen (bzw. alten) Namen der Massive und Gipfel nebst ihrer Höhe nach den Messungen des Herzogs und seiner Begleiter in der Reihenfolge von Nord nach Süd ein:

Massiv	Spitzen	Engl. Fuß	Meter
Gessi	Yolanda	15647	4768
	Bottego	15483	4719
Emin	Umberto	15807	4816
	Kraepelin	15752	4800
Speke	Vitt. Emanuele	16080	4901
(Duwoni?)	Johnston	15906	4848
Stanley	Margherita	16816	5125
(Kanjangungwe?)	Alexandra	16750	5105
	Möbius	16214	4941
	Elena	16388	4995
	Savoia	16340	4980
Baker	King Edward	15988	4873
(Kiyanja)	Semper	15343	4676
(Ngemwimbi?)	Moore	15269	4654
	Wollaston	15286	4659
Luigi[3]) di Savoia	Sella	15286	4659
	Weismann	15273	4654
	Stairs	15060	4590

Das Gletschergebiet des Ruwenzori bildet an seiner westlichen und südlichen Begrenzung die Wasserscheide zwischen dem Ruisamba-See, Nordostzipfel des Albert Edward-Sees, im Osten und dem Semliki-Tal im Westen; die nach Osten fließenden Gewässer vereinigen sich im Mobuku, die gegen Westen sich richtenden im Butagu.

[1]) Nach einem Vortrage des Herzogs der Abruzzen in der Kgl. Geographischen Gesellschaft in London am 12. Jan. 1907; publiziert unter Beigabe fünf prachtvoller Abbildungen der wichtigsten Berggruppen und einer Karte (1 : 50000) im Januarheft des „Geographical Journal“ von 1907.

[2]) Stuhlmann hatte ebenfalls sehr große Bedenken in bezug auf einheimische Benennungen, er wählte daher die Namen von ihm hochgeschätzter deutscher Gelehrten. Siehe Stuhlmann, „Mit Emin Pascha“, S. 294.

[3]) Der Herzog hatte hierfür den Namen „Thomson“ gewählt; die Geogr. Gesellschaft in London bestimmte jedoch, daß sein Name dieser Berggruppe verliehen und somit sein Ruhm auf der Karte des Ruwenzori verewigt werde.

Den Hauptgebirgsstock bilden die mit einem kurzen Bergrücken verbundenen Massive Baker und Stanley; eine tiefe Schlucht im Süden scheidet sie vom Luigi und ein weites Tal vom Speke im Norden; dieser ist durch einen hohen Kamm mit dem Emin verbunden; Gessi steht nahezu isoliert.

Wenn auch das orographische System der Ruwenzori-Ferner nicht so einfach ist wie etwa das der Krimmler Tauren, so ist es doch nicht so verworren, daß dessen Aufklärung unbedingt 16 Jahre Forscherarbeit (seit der Entdeckung) bedurft hätte. Allein man bedenke die Schwierigkeiten des Unternehmens; sie sind ganz außerordentlich. Die weite Entfernung von der ostafrikanischen Küste, der außergewöhnliche und absolut notwendige Bedarf an Zeit und noch mehr an Geld, die Unwirtlichkeit in weiter Umgebung, die nur mit der Axt passierbaren, aus sumpfigem Moosboden aufragenden tagelangen Urwälder von Erica, Podocarpus usw., die Unmöglichkeit, kundige und in Gletscherwanderungen geübte Führer zu bekommen; alles dieses und noch mehr mag wohl viele Unternehmungslustige zurückgeschreckt haben. Nur wenige Kühne versuchten das Wagstück; die Mehrzahl machte während einer größeren Afrikareise nur gelegentlich einen Abstecher in das Gebirge; sie vermochten daher, noch dazu bei mangelhafter alpiner Ausrüstung, nicht viel mehr als Pionierarbeit zu leisten. Bei dem Herzog war das ein ganz anderes Ding. Er verfügte über reichliche Mittel, er war ein welterfahrener Reisender, ein Bergsteiger ersten Ranges, wie er schon im Himalaja und in Alaska bewiesen, eisenfest von Gesundheit und abgehärtet gegen alle Arten von Strapazen. Er faßte schon in Europa den Entschluß, den Ruwenzori und dessen höchste Gipfel zu ersteigen und direkt darauf loszumarschieren, unbekümmert um das, was etwa Interessantes und Anziehendes rechts und links von seinem Wege lag: er konzentrierte seine volle Tatkraft auf das eine Ziel.

Die Vorbereitungen zu seiner Reise traf er mit der größten Umsicht. Er wählte sich einen Stab von fünf wissenschaftlich gebildeten Europäern und übertrug ihnen die botanischen, zoologischen, geologischen, kartographischen und photographischen Arbeiten. Von Studien und Nebenrücksichten befreit, konnte er seine ganze Aufmerksamkeit der Führung der Expedition und der Besteigung der Gletscher widmen. Zu letzterem Zwecke nahm er die berühmten Bergführer Giuseppe Petigax und Cesare Ollier (aus Courmajeure) mit. Seine Ausrüstung mit Zelten, Instrumenten, Proviant usw. bestand aus 194 Kisten von 50 Pfund englisch, für deren Transport von Uganda aus 131 Träger nötig waren. Von Entebbe bis Fort Portal schwoll die Karawane auf 400 Personen an.

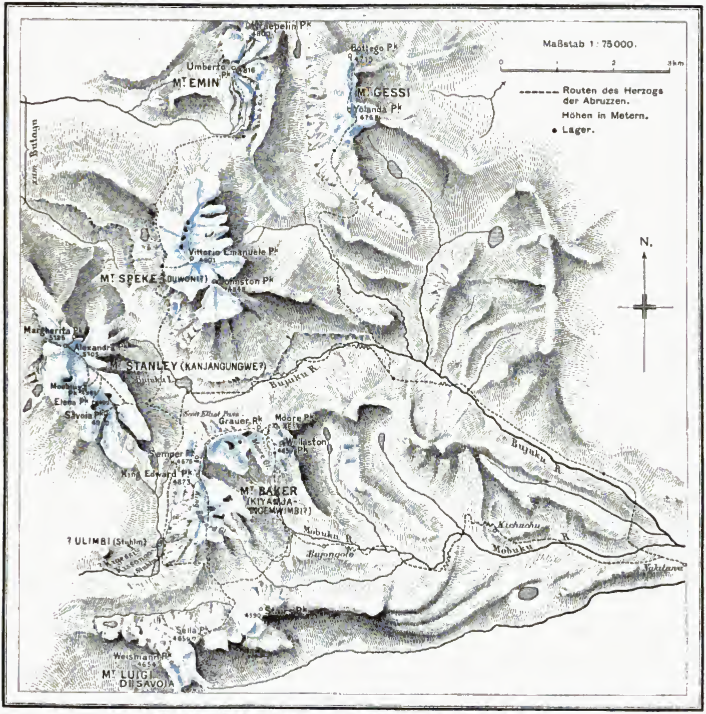
Am 16. April 1906 verließ er Neapel, am 4. Mai fuhr er auf der Uganda-Bahn nach dem Victoria Njansa, und am 29. Mai traf er in Fort Portal ein. Das Glück begünstigte ihn; denn unmittelbar vorher sah er die Ferner in voller Klarheit, und einige Tage später bei dem Marsch zum Mobuku-Tal konnte er deutlich sein Ziel, die höchsten Spitzen, erkennen, über deren Position und Gestalt ihn Wollaston bereits in Fort Portal genügend genau informiert hatte. Er wählte, wie die meisten seiner Vorgänger, das Mobuku-Tal zum Eingang in die Fernerregion; erst später überzeugte er sich, daß das Bujuku-Tal vorteilhafter gewesen wäre. In Nakitawa und Kichuchu ließ er den Troß seines Gefolges zurück und errichtete in Bujongolo (12481 Fuß = 3800 m) sein Standquartier unter einem überhängenden Felsen und auf einer feuchten und schmalen Stelle. Es blieb keine Wahl. Am nächsten Tage stieg er zum höchsten Grat, zum „Grauer Rock“ hinan. Hier bot sich ihm der wolkenfreie Anblick des Speke und des Stanley dar, und auf letzterem unterschied er deutlich die höchsten Gipfel der Ruwenzori-Ferner. Von diesen trennte ihn das tiefe Bujuku-Tal, und vom Bujuku-Tal selbst schloß ihn eine senkrechte Felswand zu seinen Füßen ab; längs des Grates nach Westen zu klettern, fand er ebenso unmöglich. Bei längerem Herumwandern auf dem Grat machte er aber die wichtige Entdeckung, daß von dem Scott Elliot-Paß, den er ziemlich dicht unter sich sah, ein Taleinschnitt zwischen dem Baker und Stanley südlich in die Tiefe führt; einmal auf dem Paß, dünkte es ihm leicht, die höchsten Spitzen zu erreichen. Um in den Taleinschnitt zu kommen, mußte er zuerst nach Bujongolo zurück und dann versuchen, von hier aus in westlicher Richtung dahin zu gelangen. Nachdem er drei Tage in strömendem Regen in Bujongolo ausgeharrt, wandte er sich am 15. Juni nach Westen, überstieg einen sehr steilen südlichen Ausläufer des Baker, kam zu zwei kleinen Seen (wohl unzweifelhaft Stuhlmanns „Kigessi-Kissongo“) und gelangte von hier aus nördlich zu dem ersehnten Paß (etwa 14100 Fuß = 4297 m). Über den Elena- und Stanley-Gletscher ging es leicht bergan; doch zur Erklimmung der Alexandra- und Margherita-Spitze bedurfte es einiger alpinistischer Gewandtheit höheren Grades und der Unterstützung durch die savoischen Bergführer. Am 18. Juni pflanzte er auf dem Gipfel der Margherita die italienische Trikolore auf. Seinen höchsten Wunsch sah er erfüllt; aber das war ihm nicht genug; er wollte Herr werden von allen Spitzen. Er bestieg am 20. Juni nochmals die Alexandra-Spitze, dann Elena und Savoia und vom 22. Juni bis 10. Juli das Massiv des Speke und Emin, die King Edward-, Moore- und Wollaston-Spitze und zuletzt den Stairs-Gipfel. Ja, als er auf dem Rückmarsch durch das Bujuku-Tal wanderte und plötzlich zu seiner Linken der Gessi in voller Größe vor ihm auftauchte, stattete er auch diesem noch einen Besuch ab. Am 21. Juli war er zurück in Fort Portal, am 14. August am Victoria Njansa, und einen Monat später landete er in Marseille.

Die Bereicherung der physikalischen, geologischen, botanischen und zoologischen Wissenschaft durch des Herzogs Expedition kann nur nach fachmännisch eingehendem Studium der mitgebrachten Sammlungen und Beobachtungen richtig geschätzt und beurteilt werden. Zur Zeit dürften einige seiner Höhenmessungen von allgemeinem Interesse sein, weil sie auf das sorgfältigste und jedenfalls wiederholt ausgeführt und kontrolliert worden sind, und weil aus dem Vergleich mit den Messungen der Vorgänger zu ersehen ist, wie wenig oder wie viel sie von den Endresultaten abweichen. (S. Tabelle am Schluß.)

Nachdem ich den Vortrag des Herzogs für mich durchgearbeitet und in die vielen Details der schönen Karte mich förmlich eingelebt hatte, reizte mich eine gewisse Neugier (oder, wenn man will, Wißbegierde), zu erfahren, bis zu welchem Punkte die Vorgänger gekommen, was sie sehen konnten, warum sie halb unverrichteter Dinge wieder umgekehrt und warum die meisten ihrer Berichte kein deutliches, ja manchmal ein ganz unrichtiges Bild von der Ruwenzori-Kette entwerfen. Ich las daher nochmals mit aller Aufmerksamkeit ihre Berichte durch. Was ich zur Antwort auf die gestellten Fragen mit mehr oder weniger Sicherheit fand, will ich jetzt mitteilen.

Der erste Europäer, der die Ferner in beinahe vollkommenem Umfange sah und den beiden Hauptgruppen in nächster Nähe gegenüberstand, war Stuhlmann (1892). Er hatte auf dem Marsche mit Emin Pascha

durch das Semliki-Tal (im Westen des Ruwenzori) einen Ausflug in der Dauer einer Woche durch das Butagu-Tal nach den Schneegipfeln unternommen und erreichte als höchsten Punkt den Gipfel des Ulimbi (13330 Fuß = 4063 m). Dieser Punkt dürfte auf seiner Karte da er die tiefe Einsattlung zwischen dem nördlichen „Kanjangungwe“ (dem Massiv Stanley) und dem südlichen „Ngemwimbi“ (dem Massiv Baker) ausführlich und richtig beschreibt und da er überdies von keinem anderen Standpunkte aus auf seiner Seite den Speke oder Emin



Die Ruwenzori-Ferner nach den Forschungen des Herzogs der Abruzzen.
(Nach der Karte im „Geogr. Journ.“ vom Februar 1907, mit einigen Ergänzungen.)

(1 : 300000; Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg, 17. Bd., 1901) etwas nach Süden gerückt werden, so daß er mit dem Berggipfel zusammenfällt, der nach des Herzogs Karte nahe und westlich der zwei Seen liegt. Da Stuhlmann diese kleinen Seen, die er aus leicht möglichen Gründen für einen einzigen hielt (den „Kigeesi-Kissongo“), rechter Hand von sich sah, hätte erblicken können, so wird wohl kein weiteres Bedenken über die Position seines höchsten Punktes möglich sein. Daß er durch die Lücke der beiden Hauptgruppen einen hohen Gipfel gesehen, bemerkt er ausdrücklich; er nannte ihn „Kraepelin“. Ob aber dieser Kraepelin zum Emin gehört, wie des Herzogs Karte verzeichnet, möchte ich bezweifeln. Denn von Stuhlmanns

Standpunkt aus mußte die höhere Spitze, ja das ganze Massiv des Speke den Emin total verdecken. Sollte da nicht eine Verwechslung vorliegen, entweder mit dem Gipfel Vitt. Emanuele oder gar mit dem Gessi? Stuhlmann blieb bis zur Ankunft des Herzogs der einzige, der beim hellsten Wetter den größten Teil der Ruwenzori-Ferner geschaut. Eine Ausbeutung und Vollendung seines Erfolges verbot ihm die Pflicht, die ihn in das Lager von Emin Pascha zurückrief.

Scott Elliot unterbrach 1894 ebenfalls eine größere Reise, um einen Einblick in das Ruwenzori-Gebirge zu bekommen. Zuerst ging er von Westen den Butagu-Bach aufwärts bis zu 12637 Fuß = 3852 m; ohne Ergebnis mußte er, von der Bergkrankheit erfaßt, umkehren. Dann versuchte er von Südosten aus, durch das dem Mobuku-Tal nahezu parallel laufende und südlich von diesem etwa 16 km entfernte Njamwamba-Tal möglichst weit aufwärts zu kommen, erreichte aber nur eine Höhe von 11140 Fuß = 3395 m, wahrscheinlich südlich vom Baker und ziemlich weit davon entfernt. Er kam zu der Ansicht, daß die Schneeberge aus einer weitausgedehnten Hochebene emporragen. Mangel an passender Ausrüstung und an einer genügenden Anzahl von Trägern und eine abermalige Erkrankung zwangen ihn zur Umkehr.

Moore wählte 1899 zu einem gelegentlichen Abstecher in den Ruwenzori den Weg durch das Mobuku-Tal und kam über Nakitawa nach Bujongolo; er stieg rechts vom Moore-Gletscher bis an den Fuß des Mooreberges, 14900 Fuß = 4541 m. Er sah drei große Berggruppen, wahrscheinlich den südlichen Teil des Baker, den Stanley und Speke. Von einer ebenen Hochfläche, wie Scott Elliot, gewahrte er nichts. Welcher von den vielen Gipfeln der höchste und wie hoch die einzelnen Spitzen seien, versuchte er nicht zu bestimmen, wahrscheinlich, weil er mit exakten Instrumenten nicht genügend versehen war und ihm die Zeit fehlte. Ungefähre Schätzungen hielt er für wertlos.

H. Johnston schlug 1900 ebenfalls den Weg durch das Mobuku-Tal ein. Von Bujongolo aus versuchte er dreimal, sowohl auf dem Moore-Gletscher selbst als links davon, den Grat zu erklimmen, doch es gelang ihm nicht vollständig; sein höchster Punkt war 14828 Fuß = 4520 m, also dicht unter dem Kamm; eine 50 Fuß hohe Eiswand versperrte ihm beim dritten Versuch jedes weitere Vordringen. Er hatte sehr schlechtes Wetter, und seine Begleiter litten unter wiederholten Erkrankungen. Unter diesen Verhältnissen ist es begreiflich, daß seine Beobachtungen und Schätzungen sehr ungenau ausfielen; es scheint, daß er die King Edward-Spitze für die höchste in der Fernerkette hielt, der er die übertriebene Höhe von 20000 Fuß = 6096 m zumaß; außerdem gibt er an, daß die gesamte Gletschermasse ununterbrochen auf 32 km sich ausdehne, und daß die Entfernung des nördlichsten Gipfels bis zum südlichsten 48 km betrage, was alles als ein großer Irrtum sich jetzt herausgestellt hat.

Der Schweizer Dr. David, ein Geologe, unternahm 1904 vom Semliki-Tal aus, nördlich des Butagu-Baches, wahrscheinlich durch das Russirubi-Tal (vgl. Stuhlmanns Karte) verschiedene Hochtouren. Soviel mir bekannt, existieren leider keine kartographischen Aufzeichnungen davon; aus den schriftlichen Angaben kann man den ungefähren Schluß ziehen, daß er in ein bis jetzt ganz unbekanntes Gebiet im Nordwesten der Ferner eingedrungen, sehr bedeutende Höhen erstiegen, sogar bis 16733 Fuß = 5100 m (was jedoch stark bezweifelt wird), und daß er bei seinen weiten Wanderungen zu vier Moränenseen gekommen ist, darunter auch zu Stuhlmanns Kigessi-Kissongo.

Douglas Freshfield erreichte Ende 1905 von Bujongolo aus den mehrmals erwähnten Grat des Baker ohne besondere Anstrengung; die Eiswand H. Johnstons hielt ihn nicht auf. Doch Schneesturm und Nebel verhinderten jede weitere Unternehmung.

Grauer, ein Österreicher, gelangte im Januar 1906 ebenfalls auf den Grat und benannte einen dort steil aufragenden Felsenkegel „King Edward Rock“ (14956 Fuß = 4560 m). Der Herzog taufte ihn später in „Grauer Rock“ um, wahrscheinlich weil er es für angemessener hielt, die höchste Spitze des Baker mit dem Namen des Königs von England zu schmücken, und offenbar weil er künftigen möglichen Verwechslungen vorbeugen wollte.

Einen Monat später kam Wollaston mit Woosman und Dent an den Fuß des Grauer Rock. Trotz der wallenden Nebel erhielt er einen Einblick in das Bujuku-Tal und sah als erster, wenn ihm nicht schon David zuvorgekommen sein sollte, den Bujuku-See. An einem der nächsten Tage machte er sich auf nach Nordwesten zum höchsten Gipfel des Baker. Zwischen dem Baker- und King Edward-Gletscher klomm er über Felsengeröll hinauf zum Grat und links davon auf die nächst gelegene Spitze, deren Höhe er auf 16125 Fuß = 4913 m berechnete. Als sich der plötzlich eingetretene Nebel wieder verzog, entdeckte er einen noch etwas höheren Gipfel unmittelbar links davon. Wenn ihm auch bei dem drohenden nebeligen Wetter die Besteigung des King Edward versagt blieb, so gebührt ihm doch der Ruhm, als erster die Semper-Spitze erstiegen zu haben. Er gibt an, das Gipfelpaar Margherita und Alexandra gesehen und als die höchsten Gipfel der Fernerkette erkannt zu haben. Er wird sich nicht getäuscht haben; denn von der Semper-Spitze aus müssen sie direkt gesehen werden. Wenn er aber auf dem Gipfelpaar keinen Schnee, sondern nur Felswände bemerkt haben will, so läßt sich das nur dadurch erklären, daß während seiner Beobachtung die hin und her wogenden Wolkenmassen dunkle Schatten auf die Schneeflächen geworfen haben, wodurch bei einer Entfernung von 3000 m sehr leicht eine grobe Täuschung entstehen konnte.

Aus dem bisher Mitgeteilten geht hervor, daß die meisten Vorgänger des Herzogs in dem Wall des Baker-Massivs stecken geblieben sind und nur bruchstückweise einiges zur Kenntnis des Aufbaus der Fernerregion beigetragen haben. Nur Stuhlmann als der erste und Wollaston als der letzte gewannen eine größere Umschau; von David könnte man glauben, wenn wir Genaueres von seiner Expedition wüßten, daß er sogar in die Details der orographischen Bildungen Einsicht bekam.

Dem Herzog kamen nicht nur die immerhin sehr wertvollen Erfahrungen sämtlicher Hochtouristen zugute, sondern auch die Beobachtungen und Messungen aus weiterer Ferne von zwei für diesen Zweck ausgezeichneten Männern: von Douglas Freshfield und Lt. Behrens. Beide hatten monatelang, freilich nur an wenigen wolkenfreien Tagen, die Lage und Reihenfolge und die Höhen der Ruwenzori-Ferner genau festzustellen unternommen. Freshfield von Butiti (östlich von Fort Portal) aus, in einer Entfernung von 64 km, konnte die Gletscherkette vom Luigi und Baker bis zum Nordende des Stanley verfolgen und bezeichnete wohl als erster das Gipfelpaar Margherita und Alexandra als die höchsten Spitzen. Lt. Behrens, von der deutsch-englischen Grenzkommission, bestimmte von seinem Standorte im Südosten aus nahezu vollkommen richtig die Lage von sämtlichen Massiven auf der Karte des Herzogs; auch seine Höhenmessungen kommen den Messungen des Herzogs erstaunlich nahe.

Aus der Darstellung der Leistungen der Vorgänger

wird man erkennen, daß dem Herzog nicht nur ein gutes Stück Arbeit übrig geblieben war, sondern daß ihm auch noch die Hauptaufgabe zufiel, aus selbständig gewonnener Erkenntnis und Voraussicht die richtigen Wege zu finden, die auf sämtliche Höhen und in alle Täler der Ruwenzori-Ferner führten.

	Höchster Gipfel		Tiefstes Gletscherende		Beginn des ewigen Schnees	
	Fuß	Meter	Fuß	Meter	Fuß	Meter
Nach Messungen bzw. Schätzungen des Herzogs . . .	**16816**	**5125**	**13682**	**4170**	**14430**	**4400**
" " " " Stuhlmanns . . .	16733—17389	5100—5300	—	—	13780—14430	4200—4400
" " " " Scott Elliots . . .	16500	5029	—	—	—	—
" " " " H. Johnstons . . .	20000	6096	13189	4020	12796	3965
" " " " Davids	—	—	13124	4000	14430	4400
" " " " Moores	—	—	13419	4090	—	—
" " " " Douglas Freshfields	16600—16700	5059—5090	—	—	—	—
" " " " Lt. Behrens' . . .	16625	5069	—	—	—	—

Brix Förster.

Ein Ausflug nach der Sandinsel Sansego.

Von Prof. Dr. L. Karl Moser. Triest.

Es war eine frische Bora, als wir Mitte April v. J. in Triest vom Molo S. Carlo mit dem Lloyddampfer „Leda“ ausliefen, und der Aufenthalt auf Deck fast unangenehm, trotz des hellsten Sonnenglanzes. Die Hoffnung auf eine Milderung der Bora schwand, nachdem wir die Punta von Salvore passierten; im Gegenteil, der Wind steigerte sich immer mehr. Infolge lange anhaltender Dürre war das Festland von Istrien in einen Dunst gehüllt, gewaltige Kolonnen von wirbelnden Staubmassen zeigten die Richtung der staubigen Landstraßen an. Das stolze Buje, die Spia d'Istria der Venezianer, war kaum sichtbar, und nur wenige Segelbarken belebten das Meer. Nach einem unfreiwilligen Aufenthalte in Rovigno und einem noch längeren im Kriegshafen von Pola setzten wir die Fahrt gegen 6 Uhr abends fort. Mittlerweile verflaute der stürmische Boreas, so daß die Überfahrt über den gefürchteten Quarnero in der ruhigsten Weise vonstatten ging und wir 11 Uhr nachts den Molo des sicheren Hafens von Lussin piccolo erreichten. Am nächsten Morgen wanderten wir nach Cigale, wo wir durch den Lotsen eine Barke für Sansego mieteten. Der Hafenpilot erzählte uns, daß man dort bei der Anlage des neuen Badehauses die Knochenreste nnd Zähne einer Rhinozerosart gefunden habe, und zwar in einer Knochenbreccie, an denen Istrien so reich ist. Die früher steinigen Lehnen ziert jetzt ein Fichtenhain, aus dem einige reizende Landhäuser hervorlugen. Mit Proviant und würzigem schwarzen Istrianer versehen, bestiegen wir die Barke. Da sich der Nordostwind verflaute, wurden die Segel nicht aufgezogen, und die ruhige Oberfläche des Meeres wurde nur durch die kräftigen Ruderschläge des sonnegebräunten Barkenführers merklich bewegt. So hatten wir denn Zeit, während der mehr als zweistündigen Überfahrt die Oberfläche des manchmal gekräuselten Meeres, seine Veränderlichkeit in der Farbe und an der Oberfläche, wie das muntere Spiel kleiner, in Zügen schwärmender Fische zu bewundern. Ausgeworfene Brotstücke lockten die neugierig uns umkreisenden Möwen an; doch kamen sie, Gefahr witternd, nicht nahe heran. Die zahlreichen uns umgebenden Inseln und Inselchen, weißen Kalkklippen vergleichbar, hier allgemein Scoglien genannt, weisen von weitem gesehen eine große Einförmigkeit auf, während sie in der Nähe betrachtet mannigfaltige Farbenkontraste gegen das blauende Meer hervorbringen. Ein tiefschwärzlich grünes Band, die Brandungszone, in braune und grauliche Farbentöne übergehend, umgibt sie an der Basis, wo sie aus den tiefblauen Fluten hervorragen, während ihre zerrissene und durchfurchte grauweiße Oberfläche oft nur von wenigen grünen Vegetationsflecken oder vom Rot der Terra rossa gezeichnet erscheint. In weit schönerem Bilde erscheinen die Scoglien, wenn wild aufschäumende Brandung ihre Klippen mit weißem Gischt umgibt. Dieses in diesen oft stürmischen Gewässern sich darbietende Schauspiel läßt sich aber nur aus der Ferne beobachten.

Die Inselwelt verlassend, rücken wir unserem Ziele entgegen. Die langgestreckte Insel Sansego erscheint jetzt vor unseren Augen als eine gegliederte, in Terrassen aufgebaute, gelbe Sandmasse, die, von tiefen Furchen und Runsen durchsetzt, Formen zeigt, die an förmliche Burgen, Wälle oder Befestigungsanlagen erinnern (Abb. 1 und 2). Diese große gelb- bis bräunlichgrau gefärbte Sandmasse ruht auf einer bald mehr, bald weniger sich erhebenden weißen Kalkbasis, die aus Kreidekalk besteht (Abb. 3).

Wir erblicken bald deutlich an der Küste die blinkenden Häuserreihen des langgedehnten Ortes von Sansego (Sansigus im Dekanatbuche), Sušak bei den Kroaten. Der eigentliche Ort liegt zur Linken auf der höchsten Terrasse und durch die Kirche besonders markiert. Bei der Einfahrt in den neu angelegten Hafen überschauen wir zugleich den alten großen, aber ganz versandeten Hafen, dessen Grund nur bei sehr starker Flut überschwemmt wird, und dessen sandiger Boden von zahllosen haarsternförmigen Höhlungen mit zentralem Loche bedeckt ist, welche die hier massenhaft lebenden Sandpierer (Arenicola piscatorum L.) bei Nacht hervorbringen, indem sie dann ihre Nahrung suchen. Ein ganz eigentümliches Bild bietet uns hier die Arbeit der zahllosen bei Nacht arbeitenden Würmer! Da diesem Hafen während der Sommermonate schädliche Miasmen entströmen, so denkt man diese große Fläche in Kulturland umzuwandeln, wodurch die Gesundheitsverhältnisse gebessert werden dürften.

Mit einer Empfehlung an den Pfarrer von Sušak ausgestattet, wurden wir jeder weiteren Sorge enthoben, da das uns empfohlene Gasthaus aufgelassen wurde. Der untere Ort ist von dem oberen durch einen tiefen Graben getrennt, und es führt eine Brücke und in den Sand gelegte Holzstufen zu letzterem hinauf. Beide bilden eine Gemeinde von 1660 Seelen. Im ganzen und großen macht der Ort den Eindruck der Reinlichkeit und einer gewissen Wohlhabenheit. Die Kirche weist an Sehens-

würdigkeiten zwei Holzkreuze auf, von denen das große nach einem Sturme schwimmend auf dem Meere aufgefischt wurde, das kleine hingegen Künstlerhand verrät.

Die Bewohner von Sansego, ein blonder bis rotblonder Menschenschlag, bedienen sich einer besonderen Fußbekleidung, grober Wollstrümpfe, die durch Schnüre am Fuße befestigt sind. Die dürftigen Regen und der weiche Sandboden machen diese Bekleidung erklärlich; nur die Männer, die auf die See hinausgehen, bedienen sich kurzer Stiefel oder Schuhe aus Leder. Die Tracht der Weiber (Abb. 4) ist geschmackvoll. Das anliegende Wollhemd und die tief über die Hüfte gebundenen Röcke gestatten eine freie Bewegung und eine vorteilhafte Entwickelung der Brust. Der Nationalität nach sind die Bewohner Kroaten. Sie nennen die Insel und den Ort Sušak, was so viel wie einen trocken gelegten Boden bedeuten würde; sie selbst nennen sich Sušćani, d. i. die im Trocknen sitzen Gebliebenen. Die italienische Bezeichnung Sansego dürfte, wie Lorenz erwähnt, aus einer Verunstaltung von secco (sego) = trocken entstanden sein, während die Vorsilbe San auf einen Heiligen zu deuten scheint. Am Friedhofe sahen wir schwarz gekleidete verschleierte Frauen, die, mit Kerzen in den Händen um die Gräber gehend, Gebete murmelten. Die dreizinkigen schmalen Grabkreuze sind sehr einfach, das älteste trug die Jahreszahl 1818. Die Gemeinde soll erst etwas über 200 Jahre alt sein. Vom Friedhof führt der schmale Weg zwischen Weingärten hindurch. Der kurzgehaltene Weinstock wird in Gräben gepflanzt und ist durch aufgeworfene kleine Sandhügel geschützt. Sonst trifft man noch kleinere Kulturen mit Kartoffeln, Saubohnen, Erbsen und Kohl. In der einzigen schluchtartigen Doline fanden wir Fruchtbäume, wie Pflaumen und Kirschen, letztere auch hier und da an den gegen das Meer gelegenen Abhängen. Bäume gibt es überhaupt wenige. Das Waten im Sande und in den schmalen zum Meere führenden Hohlwegen war oft wegen der Steilheit unangenehm, doch nirgends gefahrvoll. Große Wasserrisse bezeugen die stete Veränderung, der die Oberfläche fortwährend ausgesetzt ist, doch zeigen die senkrechten Abstürze im Sande (Abb. 5) keine wie immer geartete Schichtung, höchstens bräunliche oder rötliche Flecke auf gelblichem Grunde. Der gelbliche Sand, vorwaltend kieselig, ist sehr fein, in der Sonne flimmern die darin vorkommenden Glimmerschüppchen. Lorenz will auch Kalkschüppchen darin entdeckt haben. Neben den abgestorbenen Landschnecken, die nur nahe der Oberfläche vorkommen, fanden wir auch Nester von Meereskonchylien, wie Cerithium, Patella, Trochus und Schalen von Cardium in größerer Tiefe im Sande. Von Flußschnecken und Flußmuscheln fand ich nicht die geringste Spur, die sich doch vorfinden müßten, wenn der Sand fluviatilen Ursprungs wäre. Dagegen fiel mir auf, daß der Sand an der Oberfläche überall eine weißliche Salzausblühung zeigte, ein Phänomen, das bisher von keinem der Besucher der Insel erwähnt wurde. Ich halte diese Salzausblühung nicht für einen Niederschlag aus dem die Insel umgebenden und verdunstenden Meerwasser, sondern als eine wirkliche Ausblühung des salzhaltigen Sandbodens.



Abb. 1. **Hafen von Sansego, unterer Ort. Im Hintergrunde die Sandterrassen.**



Abb. 2. **Blick auf die Sandterrassen aus dem neuen Hafen von Sansego.**

Nach Passierung der Hohlwege gelangten wir in die stille ruhige Bucht, Porto genannt, und somit an die Basis der Insel, die aus zerklüftetem Kreidekalk besteht, dessen Klüfte sich kreuzen. Hier und da findet man in ihm die Abdrücke einer länglichen Auster, deren Schale grob gewellt ist. An den von der Brandung eingeschnittenen Stellen fanden wir ein aus höchstens erbsengroßen Kalksteinchen bestehendes und durch rote Erde verkittetes Konglomerat, das wahrscheinlich einer frühen Quellbildung angehört. Die Brandung hat an der Kalkbasis ihre Wirkung im großartigen Maßstabe ausgeübt, Rinnen, Scharten, zahllose Löcher ausgewaschen (Abb. 6), die zu überschreiten oft ein Ding der Unmöglichkeit wird. Zwischen dem Kalkgrus fand ich nächst dem Strande auch einen bearbeiteten Feuerstein von der Form einer Pfeilspitze ohne Widerhaken.



Abb. 5. **Abstürze im Sande von Sansego.**

Eine zweite Exkursion wurde in der Richtung gegen die Bucht von Porad unternommen, wohin wir in ähnlichen Hohlwegen zwischen den zum Teil bebauten, ungleich hohen Sandterrassen gelangten. Auch hier fanden wir den Sand an der Oberfläche durch eine weiße Salzausblühung gefärbt. Hier und da fanden sich Stücke eines bläulichgrauen, äußerst feinkörnigen harten Sandsteines, in dem zahlreiche kleine Glimmerflitterchen, aber erst bei stärkerer Vergrößerung, wahrnehmbar werden. Diesen Sandstein fand ich hier nicht anstehend, wohl aber am südöstlichen Teile der Insel, wo er als ein dünnes Band (Schicht) auf dem Kreidekalk aufliegt und die Basis für die Sandmassen der Insel im allgemeinen zu bilden scheint.

Sehr auffallend sind die hier im Sande steckenden Konkretionen, von derselben Färbung wie der Sand, von verschiedener Form, manchmal tropfsteinartig, oft spindelförmig an beiden Enden gleichmäßig zugespitzt, mit rauher, grubiger Oberfläche, die hier und da in kleinen Gruppen stehende Poren aufweist. Die Sandkörnchen sind in diesen Konkretionen durch kohlensauren Kalk gebunden und sehr reich an glänzenden Flitterchen, die ich nicht alle für Glimmer-, sondern einige auch für Gipsblättchen nach Art des Marienglases halten möchte. Manche von diesen Konkretionen, die Ähnlichkeit mit den Lößkindln zeigen, sind von zahlreichen Porenkanälchen durchsetzt, als wären sie von irgend einer Art Röhrenwürmer bewohnt gewesen. Eine sorgfältige petrographische und chemische Untersuchung müßte uns über die Entstehung dieser merkwürdigen Gebilde vollständig aufklären, natürlich müßte auch eine ähnliche Untersuchung der Sande und des Sandsteins der Insel in dieser Richtung gleichen Schritt halten.

Beim Überschreiten des höchsten Punktes der Insel fand ich beim Rückwege ein zweites Stück bearbeiteten Flint, vierkantig und keilförmig zugespitzt, an den Kanten ausgesplittert und stark abgenutzt, so daß man auch dieses Stück als Werkzeug des ersten Bewohners von Sansego ansehen könnte. Dieser Feuerstein zeigt an einer unbearbeiteten Stelle die charakteristische weiße Kruste wie der Feuerstein der Kreide und dürfte von Menschen hierher gebracht worden sein. Dieses Artefakt lag unter einer mit Gras und spärlichem Pflanzenwuchs bedeckten wallartigen Anlage, die ich im Halbbogen auf der obersten Sandterrasse deutlich verfolgen konnte. Die im Sande massenhaft vorkommenden Schneckengehäuse von Landschnecken kommen, da sie sich auch auf anderen benachbarten Inseln und in Istrien nahe der Oberfläche oder in geringer Tiefe vorfinden, hier gar nicht in Betracht.

Aber auffallend ist das Auftreten kleiner, stark erodierter Kalkstückchen von weißer Farbe, manchmal die Form von Geröllen zeigend. Die Stücke, die ich fand, sind durchweg kleiner (das größte Stück, das ich aufsammelte, hat die Größe eines Fünfkronen-Stückes), entweder einzeln oder in kleinen Gruppen vorkommend. Diese Beobachtung, die bisher von keinem Forscher bemerkt wurde, dürfte die Annahme einer marinen Entstehung der Sande unterstützen. Ein ähnlicher Sand, wie er die Insel Sansego aufbaut, findet sich auf den weiter östlich gelegenen Canidole genannten Inseln, von dunklerer Färbung und kompakter Beschaffenheit, nur ist hier seine Oberfläche von kleineren oder größeren Kalktrümmern wie übersäet, als wenn sie jemand ausgestreut hätte. Derselbe Sand findet sich auf der noch nördlicher gelegenen Insel Unie in einem breiten Streifen vor, sowie auf Punta Merlera in Istrien, wo er das Valle Buzerolla erfüllt und in mannigfaltigen Übergängen in den beim Volke Rogo genannten Sand mit roter Erde und in den Saldame, rein kieseligen Sand, übergeht, welch letzterer das Material für die Glasbereitung seit alters her liefert.

Über den Ursprung und die Herkunft dieses Sandes existiert eine ganze Literatur. Insbesondere war es G. Leonardelli[1]), der sich die Mühe gab, alle seit 100 Jahren bestehenden Ansichten kritisch zu beleuchten und

[1]) G. Leonardelli: Le isole Apsirtidi. Rom 1885. Eine dem Andenken der alten Istrer gewidmete Studie.

mit einer eigenen Theorie hervorzutreten, die er bereits ein Jahr vorher über Istriens Sande veröffentlicht hatte[2]).

Die Alten verstanden im eigentlichen Sinne unter den Absyrtiden-Inseln jene des Quarnero. Der Ursprung



Abb. 4. **Frauen und wassertragende Mädchen von Sansego.**

ihrer Benennung reicht auf das heroische Zeitalter des Griechenvolkes, und zwar auf die Argonautensage zurück, in der der Name Absyrtus, Bruder der Medea, vorkommt, die ihn, als sie mit Jason auf der Flucht begriffen, angeblich auf einer der Absyrtiden-Inseln als Opfer den Göttern schlachtete. Abt Fortis (1771) benutzte die Wanderungen der Argonauten und knüpfte in seiner Ansicht über die Sande von Sansego und der benachbarten Inseln mit Zugrundelegung der Argonautensage an einen großen Fluß an, der in der Nähe des heutigen Krainer Schneeberges entsprang, Istrien übersetzend das heutige Arsa-Bett durchfloß, sich weit ins Meer hinaus ergoß und seine Alluvionen in Istrien und auf den benachbarten Inseln, so auch auf Sansego, absetzte (Ister, Danubius).

Lange nach Fortis hat J. R. Lorenz in seinen Skizzen aus der Bodulei und den benachbarten Küsten (Peterm. Mitteil. 1859, Heft III) die Ansicht ausgesprochen, daß der Sand der Insel von Sansego ein Absatz von eigentümlichem Detritus sei, der von mächtigen marinen Quellen gebildet wurde, mit der Begründung, daß noch heute solche mächtige submarine Quellen an den Küsten Istriens und Dalmatiens und selbst bei Sansego hervorsprudeln und Sand aufwirbeln und absetzen, der ganz die Beschaffenheit des Sandes von Sansego hat. „Auf dem aus Hippuritenkalk — Fazies Austernbank — bestehenden Meeresgrunde drangen zur Tertiärzeit, jedenfalls noch vor den letzten bedeutenderen Hebungen, gewaltige Quellen hervor, welche nach und nach den großen Sandhaufen emporwirbelten. Später wurde der Grund an jener Stelle rasch senkrecht emporgehoben, und so tauchte der Sand samt seiner Felsenunterlage, welche jetzt rings um die Insel überall in gleicher Höhe und ohne Unterbrechung den schönen weißen Saum bildet, mit unveränderter Lage aus dem Horizont aus dem Meere.“ Als Stütze für seine Theorie dünkt ihm die enge Begrenzung des Sandes von Sansego und des Sandes am Meeresgrunde, der in einer Entfernung von einigen hundert Faden durch eine ganz verschiedene Form von Meeresgrund — groben vielfarbigen Kalkgrus — abgegrenzt wird und den Meeresboden weit und breit bedeckt (siehe die Generalkarte: Lotungen auf der Karte in der Umgebung von Sansego). Er beruft sich weiter auf den gänzlichen Mangel an Petrefakten und die Gleichheit des Sandes, der, da weit und breit kein Ursprungsgestein vorhanden ist, nur von unten heraufgebracht worden sein kann. Die vielen Untiefen und Bänke, die in der Gegend des Quarnero vorkommen, deuten auf hier stattgefundene Hebungen hin. Weiter unten will ich



Abb. 6. **Nordwestküste von Sansego. Kalkbasis und Sandterrassen.**

[2]) G. Leonardelli: Il saldame, il rego e la terra di punta Merlera in Istria come formazione termica. Rom 1884.

noch auf diese Theorie zurückkommen. G. Stache, der dieselben Sande auf Punta Merlera, um Porto Kuje in Istrien, beobachtete, wie sie auf Sansego vorkommen, fand auch hier die Sande auf einer Basis von Kreidekalk liegen und dieselben Konkretionen wie auf Sansego, und aus dem Umstande, daß dieser Sand auf den Inseln Unie und Canidole vorkommt, erklärt er den Zusammenhang dieser Inselgebiete mit dem Festlande und den Bestand eines in schon anthropozoischer Zeit weit gegen Süden ausgedehnten Festlandgebietes von Kreidekalken und bringt die Verbreitung dieser Sande auf ihnen mit der Richtung der Spalte des Arsatales und Kanales in Verbindung, wobei er hinzufügt, daß wir in den Sanden Sedimente und Reste von Deltabildungen eines großen träge fließenden und zu Überschwemmungen geneigten Flußes vor uns haben (Stache: Geolog. Reisenotizen aus Istrien. Verh. d. k. k. geolog. Reichsanstalt, Jahrg. 1872, Nr. 10, S. 221). Hauer glaubt die Sandablagerungen als Flugsand, der vom Meere ans Ufer geworfen und dann von den Winden weiter ins Innere geführt wurde, ansehen zu sollen (Hauer: Geolog. Übersichtskarte d. österr. Mon., Jahrb. d. k. k. geolog. Reichsanstalt, Bd. XVIII, 1868, S. 953). Taramelli faßt die Sandablagerungen als Geiserbildungen auf, bringt sie mit der Bildung der Terra rossa in Verbindung und meint, daß sie früher abgesetzt wurden als diese, gibt aber zu, daß er die Gegenden nicht gesehen habe. Die Ansicht von Taramelli ist somit, wie Leonardelli richtig bemerkt, auf einer Hypothese der Einbildung und Phantasie gegründet, der die Frage nach der Entstehung der Terra rossa zugrunde liegt, nicht aber nach der Entstehung der Sandablagerungen von Sansego, die er nicht gesehen hatte.

Die Normen und Kriterien, mit denen Marchesetti seine Hypothese entwickelt, erheben sich nur auf denselben Grundlagen der Idee von Fortis, von denen sie nur in einem leichten Unterschiede auseinandergehen, und lassen sich darauf zurückführen, ob jenes Wasser, das den Sand auf Sansego und Umgebung absetzte, die Donau oder ein anderer Fluß sein könnte.

Leonardelli hält die Sandablagerungen in Istrien und auf den benachbarten Inseln, die er als Saldame, Rego, Sand von Punta Merlera und die Sande der Insel Sansego unterscheidet und gut charakterisiert, als thermalen Ursprungs. Thermalquellen setzten bei ihrem Hervorbrechen aus dem Erdinnern verschiedenes Material ab; indem sie nun Becken bildeten, verbanden sie sich durch Rinnen und erzeugten eine starke Strömung, die sich auf dem jetzt versunkenen Festlande fortsetzte. Diese Strömung, sagt er, zeigt sich noch jetzt am Grunde des Meeres in Form eines eigentümlichen Streifens, der von zwei verschiedenen Ablagerungen umsäumt ist, nämlich der schlammigen gegen den Quarnero liegenden und der aus Konchiferensand und Korallen bestehenden gegen das Adriatische Meer. Die Strömung bog bei Punta Merlera sanft gegen die Punta di Promontore (Südspitze Istriens) und setzte an Unie und Canidole vorbei ihren Lauf über Sansego fort, wo die Sandmassen abgesetzt wurden.

In einem Feuilleton der Grazer Tagespost vom 12. September 1906 kommt Prof. Dr. F. Noë bei der Rundsicht vom 234 m hohen Monte S. Giovanni auf nachstehende Betrachtung: „In drei Stufen sinkt der istrische Küstenkarst gegen das Meer ab. Der Monte Maggiore bezeichnet die oberste Kante der höchsten Stufe. Im Monte Ossero gipfelt die zweite Stufe, der das südliche Cherso, Lussin, Pago und einige andere Inseln angehören. Die dritte, niedrigste Stufe ist fast ganz in die Adria versenkt. Das einsame Sansego und ein paar ganz kleine Eilande weiter südlich gehören ihr an. Jede dieser Stufen entspricht einer weiten, gegen Südost streichenden Falte des Kreidekalkes, deren Rücken gegen Südwest meerwärts steil abbricht. In den vom eocänen Sandstein und Mergel erfüllten Mulden flutet größtenteils das Meer. Dieses Versinken des Gebirges gehört der jüngsten geologischen Vergangenheit an, denn auf dem eingesunkenen Felsgerüste von Sansego liegen große Massen von fluviatilem Sand und Konglomeraten, wie sie ganz ähnlich jenseits der Adria in den Mündungsgebieten einiger venezianischer Flüsse gefunden werden. Flußablagerungen hier auf einer winzigen Insel mitten im Meer. Fürwahr, die Natur gibt uns oft recht seltsame Rätsel auf.“ Jawohl, Rätsel, die nur durch eine sorgfältige petrographische und chemische Untersuchung, sowie durch zahlreiche eingehende Beobachtungen an Ort und Stelle gelöst werden können.

Die sämtlichen bisher angeführten Ansichten überblickend, acceptiere ich von der Ansicht von Lorenz die Bildung der Sande durch mächtige submarine Quellen und die gleichzeitige Hebung des Meeresbodens und verknüpfe sie mit der neuesten Ansicht Noës von der Faltung des Kreidekalkes, auf dem sich nicht fluviatile, sondern marine Sande, durch mächtige Süßwasserquellen emporgetrieben, ablagerten. Langsame, aber fortdauernde

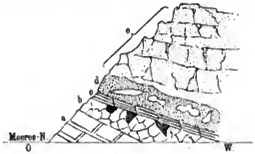


Abb. 3. **Profil von Sansego von Ost nach West.**
a Kreidekalk mit Ostrea. b Kalkgrus mit Konglomerat. c Sandsteinlagen. d Sand mit Konkretionen. e Typischer Sand mit Meerkonchylien.

Hebungen dieses Meeresbodens haben die Sandablagerungen von Sansego gehoben, wobei zeitweilige Meeresströmungen den Sand in das südliche Istrien und an den Strand der benachbarten Inseln angeschwemmt haben. Die Anschwemmungen von Canidole, Unie und Porto Kuje sprechen sehr dafür. Die vorhin erwähnten und von mir zuerst beobachteten weißen Ausblühungen im Sande von Sansego und auf Canidole, das Vorkommen der von mir beobachteten korrodierten Kalkgerölle, das wenn auch sporadische Vorkommen mariner Konchylien im Sande, sowie das Vorkommen einer zum Teil marinen Flora [2]) auf eben diesen Sanden sprechen dafür, daß sämtliche erwähnten Sandablagerungen, einem zerstörten kiesel- und glimmerreichen Gebirge angehörend, durch mächtige submarine Süßwasserquellen emporgewirbelt und bei gleichzeitiger Hebung des Meeresbodens jenen Zustand geschaffen haben, wie er heute ist. Der benachbarte Kalk und sein Verwitterungsprodukt, sowie die Einwirkung örtlicher und klimatischer Verhältnisse haben

[2]) Mein Reisegefährte, Herr Dr. Joh. Furlani, dem ich auch die photographischen Aufnahmen zu diesem Aufsatze verdanke, sammelte einige halophile Pflanzen, wie Euphorbia Paralias L., Cakile maritima Scop. und Medicago littoralis Rhd., die auch im Innern der Insel vorkommen; am Strande vorkommend, aber nicht halophil: Schoenus nigricans L., Draba praecox Wlf., Lotus cytisoides L. und Carex glauca Scop.

dann eine Verschiedenheit in den Sanden hervorgebracht, auf die Leonardelli hingewiesen hat.

Diese rätselhafte Sandfrage ist dadurch bei weitem noch nicht gelöst, immerhin aber glaube ich ihrer Lösung durch die angeführten Beobachtungen näher gekommen zu sein. Möchte ich mich darin nicht getäuscht haben!

Deutschlands wirtschaftliche Stellung in Südchina.

Die „Österreichische Monatsschrift für den Orient“ bringt in ihrem Märzheft einen Bericht des österreichungarischen Konsulats in Hongkong über Deutschlands wirtschaftliche Betätigung speziell in Hongkong und Südchina, und auch ganz Ostasien im allgemeinen. Dieser Bericht bietet ein ebenso erfreuliches wie interessantes Bild von dem Stande unseres Handels und unserer Schiffahrt mit dem fernen Osten; es seien deshalb einige Mitteilungen daraus hier wiedergegeben.

Der Anteil Deutschlands am Gesamthandel Chinas beträgt 4 bis 5 Proz., wovon ein nicht unbedeutender Teil über Hongkong geht, der aber aus der Statistik der chinesischen Seezollverwaltung nicht ersichtlich ist. Im Jahre 1905 belief sich laut jener Statistik der Wert des chinesischen Imports aus Deutschland auf 14846075 Haikwan Taels (zu etwa 2,92 M.), der des chinesischen Exports nach Deutschland auf 5377469 H. T. Wenn man jedoch den Umstand berücksichtigt, daß die Einfuhr über Hongkong nach China 148071198 H. T. und die Ausfuhr Chinas über Hongkong 81452643 H. T. betrug, so erkennt man, daß jene Statistik für die Beteiligung des Auslandes am chinesischen Handelsverkehr keine zuverlässige Beurteilung gestattet. Mit den erwähnten 4 bis 5 Proz., auf die der Bericht den deutschen Anteil schätzt, kommt Deutschland im Handel Chinas hinter Großbritannien mit seinen Kolonien (30 Proz.), Frankreich und Kolonien (20 Proz.), Japan (15 Proz.) und den Vereinigten Staaten (8 bis 10 Proz.) an fünfter Stelle. Dieselbe Stelle dürfte Deutschland im Handel Hongkongs einnehmen.

In der Schiffahrt kommt die deutsche Flagge in Hongkong gleich nach der britischen, in den chinesischen Vertragshäfen hinter der britischen, chinesischen und japanischen Flagge. Die Stellung, die die Deutschen in den bedeutendsten finanziellen und industriellen Unternehmungen Ostasiens einnehmen, trägt gleichfalls nicht wenig zur Erstarkung ihrer dortigen wirtschaftlichen Interessen bei. Diese Stellung verdanken die Deutschen ihrem Fleiße und ihrer Ausdauer; sie haben im Osten viel härter und intensiver gearbeitet als bisher die Engländer, die sich dort an ein viel zu leichtes und bequemes Leben gewöhnt hatten. Als ein weiterer Vorzug des deutschen Kaufmanns wird es bezeichnet, daß seine Firmen in nähere und unmittelbarere Berührung mit der chinesischen Kaufmannschaft treten als die Engländer und gewöhnlich längere und leichtere Kredite gewähren. Die deutschen Fabrikanten lassen sehr oft und regelmäßig die ostasiatischen Hafenplätze durch tüchtige und ortskundige Reisende besuchen, die stets die neuesten Muster mit sich führen und stets bereit sind, diese nach dem Wunsche der chinesischen Kundschaft zu ändern. Deshalb sind die deutschen Exporteure jederzeit über den Geschmack der chinesischen Kunden und die dortigen Absatzverhältnisse vollkommen unterrichtet. Außerdem zeigen die deutschen Häuser in Hongkong Zusammenhalten und die Bereitwilligkeit, sich gegenseitig zu unterstützen.

Die deutsche Kolonie in Hongkong ist die numerisch stärkste unter den dortigen fremden Kolonien. Von der 4500 Seelen zählenden weißen Zivilbevölkerung Hongkongs sind 3000 Engländer, 450 Deutsche, 90 Franzosen und 25 Österreicher. Die deutschen Firmen Hongkongs verteilen sich wie folgt: 7 vertreten 10 deutsche Schiffahrtsgesellschaften und haben gleichzeitig die Agenturen für 9 nichtdeutsche Reedereien; 15 deutsche Firmen vertreten 48 deutsche und 42 fremde Versicherungsgesellschaften; 20 große deutsche Firmen betreiben das Export-, Import- und Kommissionsgeschäft; 6 deutsche Firmen sind im Detailgeschäft tätig. Da bei dieser Einteilung einige Firmen doppelt gezählt sind, andererseits noch einige Maklerfirmen hinzukommen, so beläuft sich die Gesamtzahl der deutschen Firmen Hongkongs auf 36, die außer ihren eigenen Geschäften 70 fremde vertreten. Die Zahl ihrer deutschen Angestellten beträgt etwa 120. Ferner sind zahlreiche Deutsche in englischen Instituten Hongkongs in leitender oder hervorragender Stellung tätig. Eine tatkräftige Stütze erhalten ferner die deutschen Handelsinteressen in China durch die in einer großen Zahl von Orten durch Filialen vertretene Deutsch-asiatische Bank.

Der Bericht kommt zu dem Ergebnis, daß ungeachtet aller Statistik, die den deutschen Anteil am Gesamthandelsverkehr Hongkongs als nur verhältnismäßig gering angibt, in Wirklichkeit der deutsche Handel in dieser Kolonie unbestritten den zweiten Rang nach dem Englands einnimmt, ja, daß der Wert des jährlich von den dortigen deutschen Firmen erzielten Umsatzes nicht viel hinter dem der englischen Häuser zurückbleibt. Eine einzige deutsche Firma in Hongkong soll im Jahre 1905 einen Umsatz von über 26 Millionen mex. Doll. erzielt haben. England behauptet zwar noch den Markt in Baumwollgarnen, in Stahl, Stahlwaren u. dgl., dagegen ist die deutsche Konkurrenz siegreich geblieben in Kurzwaren, Seifen und verschiedenen Textilwaren; ebenso wird sie immer fühlbarer in Waffen, Kupfer, Papier, Lampen, Wäsche usw.

Die Entwickelung der deutschen Schiffahrt in den ostasiatischen Gewässern ist aus den beiden folgenden Tabellen ersichtlich, in denen die chinesischen Dschunken nicht mit eingerechnet sind.

Hongkong.

Tonnengehalt in Tausenden der ein- und ausgelaufenen Schiffe.

Flagge	1898	1900	1903	1905
England	8726	9160	11266	13352
Deutschland . . .	1796	1918	2696	2792
Frankreich . . .	352	460	848	1169
Norwegen	382	246	642	766
Amerika	168	252	424	644
China	446	254	508	504
Japan	1006	1284	2034	70[1])

Chinesische Vertragshäfen.

Tonnengehalt in Tausenden der ein- und ausgelaufenen Schiffe.

Flagge	1898	1900	1903	1905
England	21266	23052	28123	35096
China	7936	7544	9511	11350
Deutschland . . .	1685	4032	7310	8188
Japan	1569	3872	7965	6239
Norwegen	441	329	1136	2923
Frankreich . . .	420	665	1178	1699
Amerika	239	474	560	1293

Demnach nahm die deutsche Flagge 1905 in Hongkong den zweiten und in den chinesischen Häfen den dritten Platz ein. Als Normaljahr muß indessen das Jahr 1903 angenommen werden, da während des russisch-japanischen Krieges die Handelsschiffe Rußlands und Japans aus diesen

[1]) Wirkung des russisch-japanischen Krieges.

Gewässern verschwunden waren. Im Jahre 1906 wird die Flaggenverteilung wahrscheinlich dieselbe sein wie 1903. In Hongkong wird die deutsche Flagge wohl die zweite Stelle behalten, aber von der japanischen Konkurrenz immer mehr verdrängt werden. Der Wettkampf zwischen Deutschland und Japan hat in den ostasiatischen Gewässern bereits vor mehreren Jahren begonnen und ist nach dem Kriege von Japan mit erneuten Kräften wieder aufgenommen worden. Obgleich der Tonnengehalt der deutschen Schiffe in den ostasiatischen Gewässern in den letzten zehn Jahren sich vervierfacht hat und obgleich die Interessen der deutschen Schiffahrtsgesellschaften durch vortreffliche Agenten in jedem bedeutenden Hafen Ostasiens wahrgenommen werden, so kann auf den endgültigen Ausgang dieses Wettkampfes der Umstand nicht ohne entscheidende Wirkung bleiben, daß Deutschland dort, trotz Tsingtau, sehr weit von seiner Operationsbasis entfernt ist, während Japan schon infolge seiner geographischen Lage die Vorherrschaft in den chinesischen Gewässern mit aller Aussicht auf Erfolg beanspruchen darf.

Was das Verhältnis zu England angeht, so muß man, um zu einer richtigen Auffassung zu gelangen, in Betracht ziehen, daß die Deutschen in Hongkong nur Hochseeschiffe verkehren lassen, während zwei Drittel der im Hongkonger Hafen ein- und ausgelaufenen britischen Schiffe Flußdampfer sind, die den Verkehr nach Macao, Kanton und den Häfen des Westflusses vermitteln. Des Vergleichs wegen müssen also diese Flußdampfer ausgeschaltet werden. Zieht man aber nur die Hochseeschiffe in Rechnung, so betrug der Anteil Deutschlands an der Schiffahrt des Hongkonger Hafens im Jahre 1905 20 Proz. gegen 50 Proz. des englischen Anteils. Abgesehen von der japanischen Schiffahrt hat unter allen Nationen Deutschland die bedeutendsten Fortschritte in den ostasiatischen Gewässern gehabt.

Die deutschen Schiffahrtsgesellschaften haben ihre bedeutende Stellung in Ostasien dank ihrer ausdauernden und zielbewußten Arbeit und ihrem praktischen Sinn erreicht. Auch sind ihre auf den großen Linien verkehrenden Dampfer durchweg neue, mit dem größten modernen Komfort eingerichtete Schiffe. Die peinliche Reinlichkeit, die gute Bedienung und die Zuvorkommenheit der Schiffsoffiziere und sämtlicher Angestellten erhöhen die Annehmlichkeit der Reise mit diesen Schiffen. Künftig aber werden die deutschen Schiffsgesellschaften nicht nur mit dem Wettbewerb der englischen und französischen Gesellschaften, sondern auch dem der Japaner zu kämpfen haben, da die Nippon Yushen Kaisha im Jahre 1906 ihre regelmäßigen Fahrten nach Europa wieder aufgenommen hat. Auch die Engländer scheinen den Ernst der Lage erfaßt zu haben. So hat die Peninsular and Oriental Company auf der Linie Bombay—Colombo—Hongkong—Schanghai größere und schnellere Dampfer eingestellt. Übrigens wird in Singapore die englische Schiffahrt durch die deutsche von Jahr zu Jahr immer mehr verdrängt, und aus den Häfen Siams ist die britische Flagge infolge des Ankaufs der Scotch Oriental Line durch den Norddeutschen Lloyd beinahe ganz verschwunden. Die Linie Hongkong—Swatau—Bangkok wurde in den letzten fünf Jahren ausschließlich durch deutsche Schiffe bedient, 1906 errichtete die erwähnte japanische Gesellschaft eine Konkurrenzverbindung. Auch im Verkehr zwischen Hongkong und Französisch-Indochina kommt die deutsche Flagge nach der französischen an die erste Stelle. Für die gesamten Häfen Französisch-Indochinas fallen 38 Proz. des Tonnengehalts auf deutsche Schiffe, für die Linie Hongkong—Haiphong 40 Proz. Auf der Linie Japan—Hongkong—Manila—Australien konkurrieren die Deutschen mit zwei britischen und einer japanischen Gesellschaft.

Die Hongkong berührenden deutschen Schiffahrtslinien sind sämtlich maritime Linien. Flußdampfer besitzt Deutschland nur auf dem Jangtsekiang. Erst im Laufe des Sommers 1906 ist die deutsche Flagge zum erstenmal auf einem bisher unter englischer Flagge fahrenden Dampfer am Westfluß erschienen.

Die Steinzeit der Weddas.

Briefliche Mitteilung von Dr. F. und Dr. P. Sarasin an Dr. L. Rütimeyer in Basel.

Nilgala, 7. März 1907 [1]).

Der von uns seinerzeit geführte historische Nachweis der Autochthonie der Weddas auf Ceylon war nicht zwingend genug gewesen, um alle Zweifel über die anthropologische Schätzung dieser Menschenvarietät zu bannen. Da es bis jetzt nicht gelungen war, in den Höhlen des Weddagebietes, ja auf ganz Ceylon überhaupt, Geräte aus Stein zu finden, welche die Steinindustrie der Urweddas darstellen konnten, so tauchte immer wieder die Vermutung auf, die Weddas seien nichts anderes als „verwilderte" oder „verkommene" Singhalesen, und da nach Abschluß unserer Weddaforschungen sich niemand um das Nachgraben in ceylonesischen Höhlen ernstlich bemüht zu haben scheint, so beschlossen wir, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, und begaben uns von neuem mit Kulis, Ochsenwagen und Reisezelt in das eigentliche Herz des Weddagebietes.

Nachdem wir den Boden von vier Höhlen schon sorgfältig durchforscht hatten, waren wir zunächst doch erst so weit, Spuren prähistorischer Geräte entdeckt zu haben, ohne noch wagen zu dürfen, von einer Entdeckung der Steinzeit der Weddas zu sprechen. Hier aber in Nilgala, dem Zentrum des Weddalandes, führte uns ein glücklicher Zufall in eine einsam im wilden Elefantenpark unter hohen Bäumen sich öffnende Höhle, in deren Boden nesterartige Spuren bewiesen, daß sie gegenwärtig den Bären zur Wohnung diente, und hier förderte die vorgenommene Ausgrabung schon in der geringen Tiefe von 40 bis 80 cm eine solche Fülle von Steingeräten zutage, daß wir die Entdeckung der Steinzeit der Weddas hiermit der wissenschaftlichen Welt anmelden können. Die Form der Späne, Messer, Spitzen, Schaber und Knochenahlenfragmente lassen diese Steinindustrie als dem Magdalénien angehörig erkennen, doch ist sie als eigene Facies weddalica zu bezeichnen, insofern als der weiße Quarz großenteils von der glasartig durchsichtigen Varietät die größte Menge des Materials abgegeben hat; aber daneben haben wir hier Artefakte aus rotem, gelbem und schwarzem jaspisartigem Quarzit in Fülle gefunden, vollkommene Fremdlinge innerhalb der von einem mächtigen Gneisblock gebildeten Halbhöhle. Im ganzen handelt es sich um kleine Steinwerkzeuge für offenbar kleine Hände; auch die drei zierlichen Klopfhämmerchen, welche wir gefunden haben, zum Abschlagen der Steinspäne von den Kernsteinen, sind klein; unsere Funde hier auch nur im allgemeinen zu beschreiben, würde viel zu weit führen, wir werden sie für ein Supplementheft

[1]) Die Herren Sarasin haben ihre neue Reise nach Ceylon im Januar 1907 angetreten.

unseres Ceylonwerkes ausarbeiten. Die Autochthonie der Weddas auf Ceylon ist erwiesen. Die Singhalesen kamen verhältnismäßig spät und brachten sogleich das Eisen mit.

Wir glauben schon sagen zu dürfen, daß die neolithische Steinzeit auf Ceylon fehlt. Die Weddas taten mit einemmal den Schritt aus der jüngsten Periode des Paläolithicums in die Eisenzeit, welche ihnen von den Singhalesen entgegengebracht wurde.

Wir verlegen jetzt unser Quartier nach dem von Weddas bewohnten Danigalagebirge, um auch auf die dortigen Höhlen unsere Nachforschungen auszudehnen.

Bücherschau.

C. G. Schillings, Der Zauber des Eleleschо. 468 S. Mit 318 Abbildungen, meist photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfassers, urkundtreu in Autotypie wiedergegeben. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 1906. 12 M.

Des Verfassers erstes Werk „Mit Blitzlicht und Büchse“ ist mit ungemeinem Enthusiasmus nicht nur bei uns zu Lande begrüßt worden, sondern dank der veranstalteten englischen Ausgabe auch bei unseren Nachbarn jenseits des Kanals und selbst des großen Wassers, in Nordamerika. In dem vorliegenden Buche bringt der Verfasser, wie er sagt, einen weiteren Teil seines Bilderschatzes aus dem Tier- und auch dem Menschenleben der ostafrikanischen Steppe, dem Gebiete des dornigen Eleleschostrauches, vor das Publikum. Es ist eine bekannte Sache, daß ein zweites Buch desselben Autors über dasselbe Thema niemals die Frische und Lebhaftigkeit des ersten erreicht und erreichen kann. Zuerst schöpfte der Verfasser damals sozusagen aus dem vollen Schatze seiner Beobachtung, er konnte alles ihm besonders interessant, besonders eindrücklich Scheinende zusammenstellen, während er alles andere einfach beiseite und unbeachtet ließ. Bei einer weiteren Bearbeitung mußte er aber notgedrungen gerade darauf zurückgreifen. Er wird ferner vielfach genötigt sein, sich in Reminiszenzen zu ergehen, die er zusammenstellt, und er fällt somit auch wohl öfters, als es für das Buch wünschenswert ist, in den Ton kühl reflektierender Betrachtung.

Auch Schillings ist diesen Klippen nicht ganz entgangen, was sowohl bei den Bildern als auch im Text hervortritt. Erstere enthalten neben vielem Schönen und Originellen, dessen dauernden Wert wir durchaus anerkennen, auch eine Reihe von Ansichten ausgestopfter Tiere, die man in einem Werke, das eine „urkundtreue Wiedergabe“ auf seine Fahne schreibt, gern vermißt hätte.

Hier besteht indessen wenigstens ein innerlicher Zusammenhang; was soll man aber sagen, wenn im Texte Gegenstände besprochen werden, die mit dem Thema des Buches doch nur in ganz loser Verbindung stehen. Dazu zählt z. B. das Kapitel „Die deutsche Jagd und der Schutz der Naturdenkmäler“, und ein Teil des dritten, das sich betitelt „Von der Mammutzeichnung des Diluvialmenschen bis zum Tele- und Blitzlicht“. Trotzdem möchten wir aber das Buch allen Naturfreunden, Jägern usw. bestens empfehlen, enthält es doch vielerlei Interessantes und wirkt es insbesondere durch Vorführung der zahlreichen, in der freien Natur aufgenommenen Bilder sehr instruktiv. Heute ist die Tierwelt der ostafrikanischen Steppe leider bereits zum großen Teil ausgerottet, der Zauber des Eleleschо ist somit erheblich vermindert und abgeschwächt. Nur mit den Augen Schillings, und der Hilfe seiner damals so sorglich geschaffenen Aufnahmen ist es uns und den Generationen nach uns möglich, einen Eindruck der Herrlichkeiten zu bekommen und in uns aufzunehmen, die jener Glückliche selbst noch gesehen hat.

Dr. med. Schnee.

Hauptmann a. D. L. von Brandis, Deutsche Jagd am Viktoria Nyanza. 251 S. Mit 26 Abb. u. 1 Übersichtskarte. Berlin, Dietrich Reimer, 1907. 8 M.

Der Verfasser, der sich als Nichtjäger bezeichnet, hat 1904 eine etwa halbjährige Jagdreise nach Deutsch-Ostafrika unternommen, und, was er auf ihr erlebt und beobachtet, in dem vorliegenden zweckentsprechend ausgestatteten Buche anschaulich und fesselnd geschildert. Nachdem der Verfasser die Gelegenheit benutzt hatte, sich einer Strafexpedition in den Bezirk Mohoro anzuschließen, fuhr er auf der Ugandabahn zum Viktoriasee und mit dem Dampfer nach der deutschen Station Schirati am Ostufer des Sees. Von hier unternahm er einen größeren Streifzug in die Massaisteppe, die teilweise noch von Wild aller Art wimmelt, bis zu den Militärposten Ikoma und Olgos. Hier hat er mancherlei geschossen oder gefangen. Geographische oder ethnographische Notizen finden sich naturgemäß kaum in dem Buche, doch ist es an Tierbeobachtungen nicht arm, von der Mücke bis zum Elefanten — buchstäblich genommen. Die besonders vom Njassa bekannten gewaltigen, dicken Mückenschwärme hat der Verfasser auch an oder über dem Viktoriasee gesehen; er berichtet, daß die Eingeborenen die Tierchen in großen Massen in Körben fangen, sie trocknen und daraus „Brot“ backen (S. 49). Als das dem Menschen heute gefährlichste Tier Ostafrikas wird das Krokodil bezeichnet; ihm fielen mehr Neger zum Opfer als allem übrigen Raubzeug zusammen (S. 62). Eine merkwürdige Beobachtung, mit der der Verfasser, wie er selbst sagt, wenig Glauben gefunden hat, berichtet er S. 127 und 130. Es handelt sich um einen „aufgebaumten“ Löwen — einen Löwen, den er von den Ästen eines Baumes herunterspringen sah. Die Eingeborenen behaupten, der Löwe benutze häufiger erhöhte Baumäste zum Ruhen. Auf hohen Bäumen bringt dann der Leopard seine Beute ins Versteck (S. 142); es würden dort oft solche Depots gefunden. Viel wird über die Schußwirkung bei Elefanten berichtet. Einige Bemerkungen haben kolonialpolitisches Interesse. Zu den vielen Unbegreiflichkeiten unserer Kolonialbureaukratie gehört, daß die Zollbeamten in der deutschen Hauptstadt Dar-es-salam zwar englisches Gold, nicht aber deutsches Papiergeld annehmen dürfen. Von der Umwälzung der ganzen Verkehrsverhältnisse durch die Ugandabahn zeugt der Umstand, daß sogar die Transporte nach den Tanganikastationen nur mit ihrer Hilfe bewirkt werden. Am Schluß wendet der Verfasser sich gegen die Vorherrschaft der indischen Händler, die das Geld aus der Kolonie herausziehen und jede Konkurrenz durch Deutsche ersticken; es scheint, die Verwaltung begünstige diese Inder mehr, als nötig ist.

S.

Dr. Ernst Schultze, Die Eroberung von Mexiko. Drei eigenhändige Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. 643 S. Mit Abb. u. Karten. (Bibliothek wertvoller Memoiren, herausgegeben von Dr. Ernst Schultze, Bd. 4.) Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1907. 6 M.

Eine kurze Charakteristik dieser Memoiren-Bibliothek und des Zweckes, den ihr Herausgeber verfolgt, ist bereits bei der Besprechung des ersten, Marco Polo gewidmeten Bandes gegeben worden (Globus, Bd. 91, S. 208). Es erklärt sich daraus, daß der Bearbeiter hier nicht sämtliche fünf Berichte Cortez' wiedergegeben hat, sondern nur den zweiten, dritten und vierten Bericht; der erste Bericht sei nicht interessant genug, und der fünfte, der über den Zug nach Honduras handelt, stehe mit den übrigen nicht in direkter Beziehung. Eine Neuübersetzung jener drei Berichte wird nicht gegeben, was man aber doch wohl hätte erwarten und wünschen müssen. Der Bearbeiter hat sich vielmehr die Sache dadurch leicht gemacht, daß er die Koppesche Übertragung von 1834 „zugrunde gelegt“, d. h. ihr flüssigeres Deutsch und eine übersichtliche Kapiteleinteilung gegeben hat. Er hat dann ferner die Berichte mit einer großen Zahl erläuternder und kritischer Anmerkungen versehen und dabei auf kulturgeschichtliche Kommentierung Wert gelegt. Ob diese letztere freilich durchweg korrekt ist und dem heutigen Stande des altmexikanischen Zweiges der Amerikanistik überall entspricht, sei dahingestellt.

E. Daenell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (Aus Natur und Geisteswelt, 147. Bd.) Leipzig, B. G. Teubner, 1907.

Die schwierige Aufgabe, die ganze Geschichte der Vereinigten Staaten auf 170 kleinen Seiten in übersichtlicher und dabei eingehender, alle wichtigen geschichtlichen Momente berührender Darstellung vor uns aufzurollen, ist durch dieses kleine Buch in glücklicher Weise gelöst. Unter besonderer Berücksichtigung der durch die geographischen Verhältnisse und die Anwesenheit einer kräftigen Urbevölkerung geschaffenen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen wird von den Tagen der Normannen und des älteren Cabot an bis in das 20. Jahrhundert hinein die Geschichte jener gewaltigen und glücklichen Ländermassen beschrieben, die heute das Sternenbanner umfaßt.

Bei der Schilderung der Normannenfahrten sind dem Verfasser Joseph Fischers Werk und die kleineren Arbeiten entgangen, die diesem unmittelbar gefolgt sind. „Markland" ist Neu-Fundland und „Winland" Neu-Schottland, nicht Massachusetts und Rhode Island. Über die ethnische Zugehörigkeit der Eingeborenen, ob Eskimo oder Indianer, hat nach dreijährigem Streit wohl Thalbitzer das letzte Wort gesprochen. Er hat auf Grund sprachlicher Untersuchung der vier allein überlieferten Wörter die Skrällinger Marklands als Eskimos identifiziert. Waren aber die Bewohner von Neu-Fundland Eskimos, so werden auch die Skrälinger von Neu-Schottland als solche anzusprechen sein.

Das Buch Professor Daenells kann nur einem jeden anempfohlen werden, der in kurzer Zeit eine gute Übersicht über die Geschichte der Vereinigten Staaten gewinnen will.

Über das Äußere mögen noch ein paar Worte am Platze sein. Schreibweisen wie San Franzisko, San Jazinto, Konnektikut, Kolorado, General Klinton, Potomak, Neuplymouth, Unterluisiana, Harvardcollege und viele andere mehr von dieser Art finden sich weder auf unseren guten Atlanten wie Stieler und Sydow-Wagner, noch in unseren besseren geographischen und geschichtlichen Lehrbüchern und müssen, meine ich, jedem Amerikanisten wenig angenehm in die Augen fallen. Hierfür ist aber vielleicht weniger der Verfasser als die Setzer verantwortlich zu machen, die nicht selten eine unbezwingliche Neigung haben, Fremdwörter jeder Art rücksichtslos ihrem deutschen Rechtschreibesystem zu unterwerfen. Friederici.

Moncure Daniel Conway, My Pilgrimage to the Wise Men of the East. IX u. 416 S. Mit 21 Abb. London, Archibald Constable, 1906. 12 s. 6 d.

Der Verfasser ist ein hervorragender Vertreter des Rationalismus, der 1883 zu einer Vortragsreise nach Australien eingeladen wurde. Den Rückweg schlug er über Ceylon und Indien ein, und hier fand er die „weisen Männer des Ostens", die Vertreter der Religion Buddhas und Zoroasters. Seine Beobachtungen und Gedanken hierüber, wie über die sonstigen Religionen bilden den Hauptinhalt und den Schwerpunkt seiner Darstellung. Es ist vom Standpunkte des Verfassers aus erklärlich, daß er ein Bewunderer des Buddhismus ist, während ihm das Christentum in seiner jetzigen Form nicht zusagen will. „Während das Christentum" — so lesen wir S. 193 — „den Anspruch erhebt, mit der frohen Botschaft von großer Freude für die ganze Menschheit in die Welt gekommen zu sein, aber mehr Blut vergossen und mehr Elend verursacht hat als alle übrigen Religionen zusammen, hat der Buddhismus die glücklichsten Gläubigen auf Erden hervorgebracht." Christen sind dem Verfasser andererseits auch die Moslems; denn sie seien die einzigen im Osten, die buchstäblich alle die Christus zugeschriebenen und in der Bibel über seine Geburt erzählten Wunder glaubten (S. 166). Über diese Dinge mit dem Verfasser zu rechten, hat natürlich keinen Zweck; wie man sich aber auch stellen mag, man wird seinen Ausführungen mit Interesse folgen. Auch hat der Verfasser seine Aufmerksamkeit vielen anderen Dingen zugewandt, von den Vögeln und Pflanzen Australiens bis zu den — Kruppschen Werken in Essen, die er auf der Heimreise besucht hat. Er meint, daß für das Aussterben der Tasmanier nicht britische Gewalttätigkeiten verantwortlich seien (?), sondern „unwissende und puritanische" Missionare, die sie mit Kleidern beglückt hätten. Auf Ceylon besuchte der Verfasser den verbannten Arabi Pascha, von dem er ein sympathisches Bild entwirft. Jener Ägypter tat u. a. den Ausspruch: Mohammed ist gestorben, Christus und Elias nicht. Den berüchtigten Wagen von Dschaggenauth, unter dem die Gläubigen sich in Scharen zermalmen ließen, versucht der Verfasser zu rehabilitieren. Er meint, es handele sich nur um Unglücksfälle, vielleicht auch gelegentliche Selbstmorde vom religiösen Wahnsinn Befallener, wie es solche ja überall gebe; unwissende Beobachter hätten diese traurigen Vorfälle als Bestandteile der Zeremonie aufgefaßt, was natürlich falsch sei, da Vischnu doch Herr des Lebens sei, der jede Zerstörung desselben verabscheue. In den Mitteilungen über den Aufenthalt in Kalkutta beschreibt der Verfasser indische und Parsenspiele. Die modernen Parsen sind übrigens seiner Meinung nach kaum noch Zoroastraner. r.

Alfredo de Carvalho, Estudos Pernambucanos. 351 S. Recife 1907.

Der Inhalt dieses hübschen Buches von Dr. de Carvalho ist in der Hauptsache historisch, aber auch über Geographie und Völkerkunde finden sich hier und da einige Bemerkungen. Sehr interessant ist der Aufsatz „A Palzagem Pernambucana", der schon früher mit Abbildungen in der August-Nummer 1906 der „Renascença" veröffentlicht worden war und den Versuch macht, das Landschaftsbild der Gegenden um Pernambuco wiederherzustellen, wie es sich zur Zeit der Entdeckung den Blicken der Europäer darbot. Friederici.

W. Crooke, Natives of Northern India. XIV u. 270 S. Mit 32 Abb. u. 1 Karte. (The Natives of the British Empire.) London, Archibald Constable, 1907. 6 s.

Es ist dieses ein mehr populäres, aber zur Einführung in die Ethnographie des nördlichen Vorderindiens wohl geeignetes Buch. Und die zusammenfassende Arbeit des Verfassers, eines ehemaligen bengalischen Beamten, war keine kleine, wenn man das Chaos der Rassen, Kasten und Sprachen des Landes bedenkt. Aber der Leitfaden ist gut, eine reiche Literatur wurde benutzt und die Darstellung ist flüssig. Die prähistorische Zeit Indiens wird kurz abgetan; die Hauptfunde der paläolithischen wie neolithischen Zeit, die der europäischen gleichen, werden aufgeführt; auch über die eigentümlichen Felszeichnungen in den Vindhyanbergen, wo Ochsen- und Hirschjagden in roter Farbe gemalt sind, erfahren wir einiges. Die Verehrung, mit denen die alten, längst außer Gebrauch gekommenen Steinwerkzeuge der Vorfahren betrachtet werden, offenbart sich noch darin, daß man sie als Opfergaben den Ortsgöttern darbringt. Um Klarheit in das indische Menschengewirr zu bringen, klassifiziert der Verfasser sehr einfach. Er sieht ab von anthropologischen Typen, soweit sie aus Schädelmessungen usw. sich ergeben, zumal aus dem Grunde, weil hier noch nicht genügender Stoff vorliegt, und bevorzugt eine Dreiteilung, die mit sprachlichen und geschichtlichen Tatsachen sich deckt und der gegenwärtigen, durch und durch gemischten Bevölkerung gerecht wird. Solche Mischungen werden schon in vorgeschichtlicher Zeit angenommen, und selbst die Kasten, die ja teilweise auf Rassenunterschieden beruhen, sind verhältnismäßig eine junge Schöpfung aus spätbuddhistischer Zeit.

Crooke kommt auf eine einfache Dreiteilung. Er charakterisiert zunächst den Indo-Arier, der am höchsten steht, und hier verweist er, mit Recht, auf das, was Max Müller so oft über den mißbrauchten Namen der Arier sagt. Weder Knochen noch Fleisch, weder Haar noch Schädel ist darunter zu verstehen, sondern nur Menschen, die eine arische Sprache reden: Hindus, Griechen, Römer, Deutsche, Kelten und Slawen. Arische Rassen, arisches Blut gibt es so wenig wie ein dolichokephales Wörterbuch oder eine brachykephale Grammatik. Daß darum diese Sprachen bei den höher stehenden, helleren Hindus herrschen, ist bekannt, und ebenso die drawidischen Sprachen bei den dunkleren Ureingeborenen, welche die zweite Klasse ausmachen, während als dritter großer Zweig der Bevölkerung die Mongoloiden im Norden, in Tibet und dem Himalaja aufgestellt werden. Überall aber haben diese drei sich stark vermischt, und die Hauptmasse der indischen Bevölkerung besteht nun aus Mischlingen verschiedenen Grades, die überall sich einander im Typus nähern oder voneinander entfernen, zwischen denen aber eine endlose Reihe von Übergängen besteht. Und so sind auch Bastardsprachen vorhanden. So setzt sich, in groben Zügen, das indische Völkergewirr zusammen, das auf jeden Besucher der Halbinsel seinen Eindruck nicht verfehlt. Nacheinander wird dann die ganze Bevölkerung nach ihren Stämmen, Kasten, ihren Gewerben, ihrem Ackerbau und ihrem Leben von der Geburt bis zum Tode, nach ihren Religionen und dem damit zusammenhängenden Aberglauben geschildert, so daß wir ein kurzes, aber recht anschauliches Bild der Bewohner Nordindiens erhalten.

Kleine Nachrichten.

— Überblick über die schweizerische Volkskunde. So reich, man kann sagen überreich, die schweizerische Volkskunde auch an Einzelschriften ist, so gibt es doch kein zusammenfassendes Werk über sie. Schwierigkeiten verursacht dabei wohl auch die sprachliche Dreiteilung des Landes, indessen hat jetzt der verdiente und gelehrte Herausgeber des Schweizerischen Archivs für Volkskunde Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer in Basel wenigstens einen vorläufigen zu-

sammenfassenden Ersatz geschaffen durch einen mit reichen Literaturangaben versehenen Artikel im „Geographischen Lexikon der Schweiz“, Bd. V, S. 33 bis 48, 1907, der kurz, aber für das allgemeine Bedürfnis genügend, uns einen vortrefflichen Überblick der schweizerischen Volkskunde bietet, worauf wir die Forscher auf diesem Gebiete hinweisen wollen. A.

— Der Reichtum Nordafrikas bis in den Sudan hinein an prähistorischen Denkmälern und Artefakten ist bekannt, tritt aber immer mehr zutage, sobald kritisch blickende Reisende auf diese Dinge achten, was bei älteren Reisenden nur selten der Fall war. Daß Rohlfs einmal in Kufra eine steinerne Lanzenspitze und Lenz in der westlichen Sahara einige Steinhämmer fand, erregte seinerzeit Aufsehen. Jetzt hat der französische Reisende Dr. Decorse wiederum nordöstlich vom Senegal (Gegend von Koniakary und Nioro) wie am mittleren Niger (südwestlich von Timbuktu) zahlreiche prähistorische Artefakte nachgewiesen, und er nimmt an, daß der ganze weite Raum zwischen Senegal und Niger damit erfüllt ist und somit ehemals stärker als heute bevölkert gewesen sein müsse (L'Anthropologie 1906, p. 669 ff.). Auch in jenen Gegenden, wie fast überall, herrscht bei den Eingeborenen der Glaube, daß die Steinbeile unter Donner und Blitz auf die Erde herabfielen; nur bei den Tuareg herrscht diese Ansicht nicht. Dr. Decorse weist auch darauf hin, daß er bedeutende Schlackenhalden in der Form von Tumuli fand, die Zeugnis von ehemaliger Eisengewinnung ablegen, ebenso entdeckte er viele runde und rechteckige Steinsetzungen, die aber, mit ihrer Öffnung gegen Osten, wahrscheinlich von Mohammedanern herrühren und primitive Moscheen darstellen sollen. Am eigentümlichsten sind aber die monolithischen Denkmäler, die er bei Tondidaro, südlich von Timbuktu auffand und abbildet. Auf sie hatte schon Desplagnes hingewiesen (vgl. „La Géogr.“, Februar 1906; „Globus“, Bd. 89, S. 240), allein die Abbildungen von Decorse sind viel genauer als die seines Vorgängers. Es handelt sich um eine Gruppe von meist runden stehenden Steinen, von denen einige eingehauene Verzierungen (Zickzackmuster, Bänder usw.) tragen; an manchen erkennt man deutlich starke Auswüchse, etwa wie große Warzen, andere haben eine Einschnürung unter der Spitze, so daß das Ganze einem riesigen Phallus gleicht, ähnlich den Steinphallen, wie wir sie aus Hawaii und Mittelamerika kennen. Die meisten sind aber glatt. Maße gibt Decorse leider nicht an. Eine flüchtige Ausgrabung ergab Topfscherben. Jedenfalls bedürfen wir näherer Untersuchungen über diese Monumente, von denen Decorse vermutet, daß sie vielleicht eine hier begrabene Familie personifizieren sollen, die größeren Mann und Weib, die kleineren Kinder; aber er deutet auch, mit Rücksicht auf die Phallusform, punischen Einfluß an, begibt sich jedoch eines endgültigen Urteils.

— Cators Mitteilungen über das Gebiet südwestlich vom Niger-Benue-Zusammenfluß. Zum Teil noch recht wenig bekannt sind die Gegenden zu beiden Seiten der Unterläufe vom Niger und Benue, doch beginnt sich hierüber jetzt etwas Licht zu verbreiten, nachdem die englische Verwaltung immer weiter um sich greift. Im Märzheft des Londoner „Geogr. Journ.“ wird eine Karte in 1 : 500000 über die Provinzen Kabba und Bassa in Nordnigeria veröffentlicht, für die ein Beamter der Kolonie, D. Cator, seine Routen zu beiden Seiten des Niger unterhalb Lokoja und eine Anzahl Breiten geliefert hat. Dazu werden als Text einige Mitteilungen über die Distrikte Egbira und Kurukuru der Provinz Kabba im Westen des Niger gegeben. Die Bewohner von Egbira, die in früherer Zeit sehr durch die Sklavenjagden litten, haben viele ihrer Dörfer in den unzugänglichsten Teilen der Berge angelegt, oft sehr weit von ihren Feldern entfernt, aber doch stets so, daß sie diese im Auge behalten können. Das Land ist zum Teil dicht bevölkert, und der Ort Okeli allein zählt 30000 über ein weites Areal zerstreute Einwohner. Die Egbira durchstechen den Mädchen die Oberlippe und stecken ein kleines Stück Blei hinein (das Metall wird nicht an Ort und Stelle gefunden), was die Geburt begünstigen soll. Eine andere Sitte ist, daß der Bräutigam der Familie der Braut, vom Kaufgelde abgesehen, 240 Kauris bezahlen muß, damit die Heirat wirklich perfekt ist. Im Falle der Scheidung oder der Wiederverheiratung der Witwe entstehen aus der Weigerung, diese winzige Summe zurückzugeben, endlose Rechtsstreitigkeiten. Das Kurukuruland bietet mit seinen waldbedeckten Hügeln ein ganz anderes Aussehen wie Egbira. In den Dörfern wird viel Eisen geschmolzen.

— In einem lesenswerten Aufsatz über die Verteilung der Bevölkerung der Provinz Como (Riv. Geogr. Ital., XIV, 2) macht Franco Bianchi auf den Umstand aufmerksam, daß die Westseite der drei großen oberitalienischen Seen durchweg stärker bevölkert ist als die Ostseite. Am Lago Maggiore wohnen nämlich innerhalb einer Entfernung von 2 km vom Seeufer auf 1 qkm auf der Westseite 388, auf der Ostseite nur 296 Einwohner; für den Comersee sind die Zahlen 296 und 236, für den Gardasee 230 und 145. Für den letztgenannten See tritt also der Gegensatz beider Ufer am schärfsten zutage. Halbfaß.

— In der Zeitschrift „Die Erdbebenwarte“ (1905/06, V. Jahrgang, Nr. 9 bis 12) findet sich eine mit Grundrissen und Abbildungen versehene Beschreibung der neu errichteten, von Dr. R. Schütt nach den neuesten Erfahrungen auf seine Kosten erbauten und dann dem Hamburgischen Staat geschenkten Hauptstation für Erdbebenforschung am physikalischen Staatslaboratorium zu Hamburg, auf die Interessenten durch diese Notiz hingewiesen seien. Gr.

— Pelliots Mission nach Ostturkestan. An der Erforschung der Altertümer Ostturkestans arbeiten seit kurzem auch französische Gelehrte mit. Unter der Leitung Pelliots, Professors des Chinesischen an der École française d'Extrême Orient, ging im Juni v. J. eine vom französischen Unterrichtsminister, der Académie des Inscriptions und dem Comité de l'Asie française ausgerüstete Expedition dorthin. Ende August war sie in Kaschgar, in dessen Umgebung zunächst einige Exkursionen unternommen wurden. In den Ruinen von Tegurman fand man eine Tafel mit indischen Schriftzeichen, die erste in der Kaschgaroase. Dann wurden die in der Nähe des Dorfes Khan-uï liegenden umfangreichen Ruinen besucht, die nach Stein aus buddhistischer Zeit stammen sollen. Pelliot erklärt indessen, daß er dort keine Spur von Buddhismus gefunden habe, und daß alle von ihm gesammelten Gegenstände auf die mohammedanische Zeit hinwiesen. Die einheimische Tradition schreibt dem Satok Boghra Khan die Zerstörung von Khan-uï im 10. Jahrhundert zu Unrecht zu; denn dort in Masse aufgelesene chinesische Münzen rühren vom Ende des 11. Jahrhunderts her. Wahrscheinlich, meint Pelliot, habe die zunehmende Dürre die Bewohner veranlaßt, Khan-uï zu verlassen. In der Südostecke der Ebene von Khan-uï fand Pelliot eine Tokkanz Hodschrah („die neun Zellen“) genannte Ruinengruppe, die vermutlich in die ersten Jahrhunderte des Islams von Kaschgar zurückreicht. Von dort machte Pelliot einen Abstecher gegen Süden zur Oase Khan-asyk, um die Abdal kennen zu lernen, die bisher erst aus den Erkundigungen Grenards in Keria und Tschertschen bekannt waren. Sie bewohnen in jener Oase in einer Stärke von 400 Familien das Dorf Païnap, unterscheiden sich äußerlich wenig von den türkischen Nachbarstämmen und gebrauchen noch eine große Zahl von Wörtern und einige Wendungen ihres ursprünglichen, im Grunde persischen und nicht türkischen Dialektes. Am 17. Oktober verließ Pelliot Kaschgar, um sich nach Aksu und Kutscha zu begeben. Unterwegs traf er 20 km nördlich von Ordeklik auf Ruinen, deren dreitägige Untersuchung ergab, daß sie unter denselben Umständen und zur selben Zeit wie die von Khan-uï verlassen worden waren. Ferner grub Pelliot in sechswöchiger Arbeit die Ruinen von Tokkus Serai aus, darunter die eines ohne Zweifel vor zehn Jahrhunderten zur Zeit der mohammedanischen Invasion verbrannten buddhistischen Tempels mit reicher Ornamentik, mit Säulen, die mit Blumenmustern verziert waren, und mit von Freskomalereien bedeckten Mauern. Die Ruinen von Tokkus Serai gestatten die Erkenntnis von den verschiedenen künstlerischen Einflüssen, die in dieser Gegend sich geäußert haben. So wird in erster Linie die sog. gräco-buddhistische Kunst, die Spuren der hellenischen Überlieferung bewahrt, durch die zahlreichen Terrakotten repräsentiert, die bei den Altären im ersten Tempelhof gefunden wurden. Die Kunst Zentralindiens gibt sich in einer hervorragenden Galerie von Basreliefs zu erkennen. Endlich ähnelt eine Stupa (Turm), die den erwähnten Hof von einem kleineren trennt, denen der chinesischen Kunst. Pelliot hat auch eine große Zahl alter chinesischer Münzen, die bis ins 8. Jahrhundert n. Chr. hinaufreichen, gesammelt und viele Terrakotten, so in Tokkus Serai 125 Stück, die menschliche Köpfe darstellen.

— Wie die prähistorischen Völker zum Salzgenuß standen, darüber können wir nur Mutmaßungen haben. Da wir noch heute Völker kennen, die dieses nötigen Gewürzes entbehren, z. B. malaiische Stämme, andere aber es leicht durch Abdampfen von Salzwasser erlangen oder als natürliche Bodenausschwitzung gewinnen, so darf man wohl auch schließen, daß bei den prähistorischen Völkern Salzgenuß wenigstens teilweise bekannt war. Prähistorische Ein-

richtungen zum Salzsieden hat man z. B. in dem sogenannten Briquetage bei Vic in Deutsch-Lothringen in ausgedehntem Maße nachgewiesen, übereinandergeschichtete Tonzylinder, die ein Gradierwerk darstellen (Korrespondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges., 1901, S. 119 ff.); sie gehören der Hallstattzeit an. Nach O. Schrader, dem sprachliche Gesichtspunkte maßgebend sind (Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde, S. 702), lernten die Indogermanen das Salz erst am Schwarzen Meere kennen. In seiner prächtigen kleinen Schrift „Das Salz" (Berlin 1873) hat V. Hehn den Versuch gemacht, nachzuweisen, daß die Indogermanen vor ihrer Trennung nur Viehzucht trieben und kein Salz kannten. Benfey (Anthropol. Ges. in Göttingen, 19. Juni 1875) trat mit Erfolg beiden entgegen. Die Benutzung des Salzes fällt, wie das Aufkommen des Ackerbaues, vor alle geschichtliche Kunde, wie Herman Hirt (Die Indogermanen, 1905, S. 298) mit Recht sagt. Über die Methoden aber, welche in den Vorzeiten zur Gewinnung angewendet wurde, erfahren wir bei diesen Autoren, abgesehen davon, wo noch sprachliche oder schriftliche Quellen benutzt werden, wenig oder nur Oberflächliches. Da müssen wir schon auf die Naturvölker zurückgreifen und von ihnen lernen; doch zusammenhängend ist darüber, scheint mir, noch nicht viel gesagt. Manches hat Peschel (Völkerkunde, erste Auflage, S. 175) zusammengetragen. In dieser Richtung wäre daher ausführlicher weiter zu forschen. Jetzt erhalten wir (Man, Februar 1907) einen recht belangreichen Bericht von Bushnell über die primitive Salzbereitung bei den Indianern des Mississippitales aus der Zeit vor der Entdeckung. Am Einflusse des Missouri in jenen Strom, wo Salzquellen zutage treten, hat er Ausgrabungen vorgenommen, die ihn, etwa 80 cm unter der Oberfläche, auf dem Urboden eine weite Fläche entblößen ließen mit zahlreichen alten Feuerlöchern und den gut erhaltenen tönernen Salzpfannen. Indessen die Abdampfung erfolgte keineswegs über freiem Feuer, sondern in den Feuerlöchern wurden erst Steine erhitzt und diese dann in die mit dem Salzwasser aus den Quellen gefüllten Gefäße geworfen, das so zum Kochen und Verdampfen gebracht wurde, bis das Salz zurückblieb. Diese Indianer waren also sog. Steinkocher, die es ja heute in Nordwestamerika noch gibt, wo sie selbst in dicht geflochtenen Körben auf diese Art noch kochen; eine Methode, die einst weit verbreitet war und von der wir selbst bei den Basken noch Spuren finden. Daß es sich um solche Art der Salzgewinnung hier handelte, ergibt ein Bericht von Du Pratz (History of Louisiana, 1763, I, p. 283), da zu seiner Zeit die Indianer in jener Gegend noch so das Salz kochten und es mit sich nach Hause führten. Erst als sie von den Franzosen Metallkessel kennen lernten, hörte dieses auf. R. A.

— Auf die pflanzengeographische Bedeutung Ostasiens weist K. R. Kupffer (Korresp.-Bl. d. naturf. Ver. zu Riga, Bd. 49, 1906) hin. Sehr merkwürdig ist, daß dort, z. B. in Sachalin, Japan usw., bisher keinerlei Anzeichen dafür gefunden sind, daß auch dort nach dem Tertiär eine Temperaturerniedrigung stattgefunden hat. Diese glücklichen Länder scheinen von einer solchen vielmehr ganz verschont geblieben zu sein. Die Folge davon ist, daß sich dort die alttertiäre Waldflora zum größten Teile bis heute erhalten hat. Diese zeigt sich in der großen Zahl der dort vorkommenden Pflanzenarten, die für die Waldungen des Tertiärs charakteristisch waren, aber anderenorts zumeist ausgestorben sind. So z. B. Gingko triloba, Arten von Bambusa, Juglans, Cinnamomum, Liriodendron, Ailanthus, Vitis usw. Dasselbe läßt sich aus dem Bestande der ostasiatischen Urwälder direkt erwarten; was dem Reisenden dort besonders auffällt, der große Artenreichtum, das Auftreten tropischer Pflanzenfamilien, die zahlreichen Lianen, alles das sind typische Charakterzüge derjenigen Urwälder, welche in der Tertiärperiode auch den größten Teil Europas bedeckt haben mögen.

— Th. Arldt urteilt in betreff der Größe der alten Kontinente (Neues Jahrb. f. Miner., 100. Jahrg., 1907), daß das Verhältnis zwischen den Nord- und Süderdteilen nicht stets so war, wie es uns heute erscheint. Gegenwärtig sind die ersteren etwas größer, ein Blick auf die paläogeographischen Karten lehrt aber, daß in den ältesten Formationen besonders die Südkontinente viel massiger entwickelt waren. Die Südkontinente erreichten ihr relatives Maximum im oberen Silur und sind seitdem fast ununterbrochen an Ausdehnung zurückgegangen; nur im oberen Devon, im Malm, im Senon und in der Jetztzeit trat eine kurze Umkehrung in dieser Beziehung ein. Dagegen gewannen sie vor dem oberen Silur dauernd an relativer Ausdehnung. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß wir es mit einer Art periodischer Schwankungen zu tun hätten. Für die Nordkontinente bekommen wir im Tertiär im Norden zusammenhängende Landmassen bis zu 98 Millionen Quadratkilometer, d. h. die größten Kontinentalbildungen, die uns in dieser Zone der Erde überhaupt bekannt sind. Viermal, im unteren Trias, im Lias, Dogger und Senon, dürften alle Kontinente miteinander in Verbindung gestanden haben; im Pliozän und Diluvium war vermutlich nur Australien völlig isoliert; ebenso im Devon der Angarakontinent. Im allgemeinen sind die südlichen Kontinente größer als die nördlichen. Aus allem geht hervor, daß die jetzige Verteilung von Land und Wasser nicht die Regel ist, sondern vielmehr einen Ausnahmezustand darstellt.

— E. M. Wedderburn, der längere Zeit hindurch an der schottischen Lake Survey teilnahm, veröffentlicht in den Transactions of the Royal Society of Edinburgh, Vol. 45, Part III (No. 16) die mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Temperaturuntersuchungen im Loch Ness, die die ausführlichsten und vollkommensten darstellen, die je an einem Binnensee der Erde ausgeführt wurden. Ihre Hauptbedeutung liegt in dem Umstande, daß zahlreiche Messungen an verschiedenen Punkten des Sees gleichzeitig erfolgten und so den Einfluß des Windes auf die Durchwärmung des Sees noch viel klarer darlegten, als es einst John Murray mit unzureichenden Mitteln erstrebt hatte, und daß eine lange Zeit hindurch, namentlich im Frühjahr 1904, die Messungen auf elektrostatischem Wege Tag und Nacht alle zwei Stunden aufgezeichnet wurden. Ein sehr wichtiges Resultat dieser mit seltener Ausdauer durchgeführten Untersuchungen ist die Tatsache, daß die Temperatur derselben Tiefen gewissen Schwankungen unterliegt, die in ihrer Regelmäßigkeit lebhaft an die Seiches-Schwankungen erinnert. Der zum Stab der Lake Survey gehörende E. R. Watson hatte bereits im Geogr. Journal 1904, Oktoberheft, eine Formel für diese Schwankungen aufgestellt, die durch die späteren Beobachtungen vollauf bestätigt wurde. Halbfaß.

— Auf das Erdbeben von Šemacha in Kaukasien am 13. Februar 1902 geht P. Krěmařik im Programm des Ober-Gymnas. in Leitmeritz, 1906, ein. Man hat es dort mit einem ziemlich regelmäßigen Bebenstrich zu tun; von 1667 bis 1887 sind 253 Erdbeben dort verzeichnet. Bereits 1828, 1859 und 1872 waren sie verhängnisvoll, doch übertraf die Katastrophe von 1902 alles früher Dagewesene. Damals lag Šemacha augenscheinlich im Epizentrum des Bebens; die Erschütterungen dauerten drei Tage hindurch. Der Boden dort besteht aus Tertiärbildungen, die aber nicht ungestört lagern, sondern gewölbeartige Aufbiegungen bilden; diese werden wieder von Antiklinal- und Querbrüchen durchsetzt, die durch Erosion in breite Schluchten verwandelt worden sind. Alle dort vorgekommenen Beben stehen im innigsten Zusammenhang mit der Entstehung und Tektonik der kaukasischen Faltungszone. Am weitesten ist die Senkung am Südabhange des östlichen Kaukasus fortgeschritten, wo alle älteren Gesteine zur Tiefe gegangen sind und der wasserscheidende Hauptkamm des Gebirges von mesozoischen Schichten gebildet wird. Hier liegt auch die aktivste seismische Region, die beweist, daß der Senkungsprozeß auch jetzt noch nicht beendet ist. Das Schüttergebiet von Šemacha fällt in jene große seismische Region, die J. Milne als das Alpen—Balkan—Kaukasus—Himalaja-Gebiet bezeichnet hat. Die Einbrüche, welche die Becken des Mittelländischen und Schwarzen wie Kaspischen Meeres geschaffen haben, dauern noch unentwegt fort; durch diese von Westen nach Osten fortschreitenden Einbrüche kann vielleicht dermaleinst das Mittelmeer mit dem Indischen Ozean in Verbindung treten.

— Beiträge zur Klimatologie von Meißen von Joh. Poeschel (Jahresber. d. Schule St. Afra zu Meißen, 1906) lassen erkennen, daß dort bereits seit 1854 mit einigen Instrumenten, seit Beginn 1855 mit Thermometer, Maximum- wie Minimumthermometer, Regenmesser, Barometer, dann mit einem Saussureschen Hygrometer und Augustschen Psychrometer von K. G. Gebauer Beobachtungen angestellt sind, der sie bis fast zu seinem Hinscheiden 1903 fortsetzte. Was den Luftdruck anlangt, so bewegen sich die jemals beobachteten Barometerstände der einzelnen Monate innerhalb einer von Januar bis November gleichmäßig verlaufenden Reihe. Die Kurven für die prozentualen Anteile aller Winde während des ganzen Jahres zeigen für Meißen wie für Dresden bei ziemlich gleichmäßiger geographischer Lage nahezu gleichen Gang; Südost- wie Westwinde zeigen einen zu hohen Betrag, die Südwinde einen zu niedrigen. Für die Lufttemperatur scheinen die absoluten Schwankungen der einzelnen Jahre gegen früher eine Kleinigkeit abgenommen zu haben; seit 1886 ist der Nullpunkt im Mai niemals mehr er-

reicht worden, während er von 1855 bis 1881 27 mal überschritten ist. Das Vorkommen einer Temperatur von 35° im Juni ist gerade so vereinzelt, wie das Erreichen von 20 und mehr Grad im November und das Fehlen einer Temperatur von + 20° im Mai. Die mittlere Zahl der Wintertage sank von 27 auf 25,8, der Frosttage von 87 auf 84,3, der Sommertage von 44 auf 42,2. Beim Niederschlag ergab sich in allen Monaten eine Intensitätssteigerung bis auf den Stillstand im April und einen kleinen Rückgang im Juni. Aber sonst haben die Regenmengen in außerordentlicher Weise in den einzelnen Jahreszeiten geschwankt. Die Regenwahrscheinlichkeit erreicht für den Juli und Dezember den größten, für den September bei weitem den kleinsten Wert. Eine eigentümliche Reihe bilden die Zahlen, welche die geringste Anzahl der trüben Tage angeben; hier unterbricht der Oktober den regelmäßigen Gang von verhältnismäßig trüben Tagen im Winter; der Juni zeigt oftmals keinen einzigen trüben Tag.

— Georg Breu hat in zwei Monographien, die in den Berichten des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Regensburg, Heft X, bzw. den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft zu München, Bd. II, 1. Heft, 1906, erschienen sind, den Kochelsee und den Tegernsee behandelt. Die Tiefenlotungen ergaben in beiden Seen, namentlich im Tegernsee, gegenüber den älteren weniger zahlreichen Peilungen von Geistbeck nicht unwesentliche Abweichungen im Bodenrelief und stellten fest, daß dieses reicher gegliedert ist, als man früher annahm. So befinden sich z. B. im Südteile des Tegernsees, wie im Westende des Kochelsees isolierte Mulden tieferen Wassers, die vom Hauptbecken durch unterseeische Erhöhungen getrennt sind. Den Kochelsee erklärt Breu als einen rein tektonischen, der durch Einbrüche anläßlich der großen Alpenfaltung zum Schluß der Miocänzeit entstanden ist, den Tegernsee als einen Glazialsee der Würmeiszeit. Die verschiedenen Abteilungen seenkundlicher Forschungen werden vom Verfasser bei beiden Seen berücksichtigt, doch nehmen einen großen Teil seiner Ausführungen nicht immer kritisch beurteilte Auslassungen anderer Seenforscher und Geographen ein. Der Tegernsee zeichnet sich, ähnlich wie der Walchensee, durch eine niedrige Oberflächentemperatur aus, der Kochelsee umgekehrt durch eine relativ hohe, namentlich im Winter, die bewirkt, daß er nur etwa alle zehn Jahre durchschnittlich eine zusammenhängende Eisdecke bekommt. Die Durchsichtigkeit beider Seen ist nicht so groß, als die bedeutende Sichttiefe der Liburnauschen Scheiben (15 bzw. 9 m in maximo) glauben läßt; denn Breu hat leider viel größere, 1 m im Durchmesser haltende Scheiben angewandt, als das sonst üblich ist, und dadurch natürlich auch eine größere Durchsichtigkeit konstatieren können. Das Wesen der Seiches hat der Verfasser unzweifelhaft nicht erkannt, sonst hätte er sie einerseits nicht mit dem „Rinnen" gleichgestellt und andererseits nicht die Behauptung aufstellen können, daß Ebert im Starnbergersee nur Seiches der halben Wellenlänge (?) gefunden hat, und daß sie infolgedessen im Kochelsee nur $^1/_{30}$ einer Wellenlänge (?) besitzen könnten. Dem Petroleumvorkommen am Tegernsee, das volkswirtschaftlich jedenfalls noch von steigender Bedeutung sein dürfte, ist gebührende Beachtung geschenkt worden, auch in anthropogeographischer Beziehung finden sich in dieser Abhandlung interessante Beobachtungen, u. a. die, daß man in der Tegernseer Gegend lange nach einem Hause suchen darf, das nicht im Laufe der letzten Jahrzehnte eine mehr oder weniger eingreifende Änderung erfahren hätte. Halbfaß.

— In einer geomorphologischen Skizze (Jahresber. des 1. dtsch. Staatsgymn. in Brünn 1906) beschäftigt sich Ernst Fasolt mit Wasserfällen und Stromschnellen. Der Verfasser unterscheidet zunächst primäre und sekundäre. Erstere sind solche, die in den Flüssen noch vorhanden sind, die seit ihrer Existenz in dem Bestreben, ein Normalgefälle herzustellen, nicht gestört wurden, trotzdem aber ein solches noch nicht zu erlangen vermochten, also noch den Charakter jugendlichen Alters an sich tragen. Sekundär sind die, welche in den Flüssen zu finden sind, die ihr Gefälle bereits ausgeglichen hatten, bereits gereifte Flusse geworden waren, jedoch nachträglich in ihrer Entwickelung gestört wurden, so daß in einen gereiften Flußlauf Stücke mit jugendlicher Entwickelung eingeschaltet erscheinen. Als typisches Beispiel für den ersten Fall stellt Fasolt die Niagarafälle hin; der Fluß hat erst seit Ende der Eiszeit sein jetziges Strombett inne. Fließt ein Fluß über ein aus leicht zerstörbarem Gestein bestehendes Tafelland und bildet an einer Böschung desselben einen Wasserfall, so wird dieser nur verhältnismäßig kurze Zeit bestehen, der Neigungswinkel wird sich rasch abböschen, aus dem Falle entsteht eine langgestreckte Stromschnelle, die stetig weiter stromaufwärts wandelt, immer tiefer in das Tafelland einschneidet, bis dieses endlich gänzlich zerschnitten ist. Bei einem harten Gestein hat das Nagen an der Sturzkante ein Auskolken am Fuße des Wasserfalles zur Folge, ein Rückschreiten oder Abböschen findet nicht statt. Die großartigen Fälle und Schnellen am Kongo gehören hierher. Diese wandern, entgegen dem Niagaratypus, nicht stromaufwärts, sondern die Fälle gehen allmählich in Schnellen über, und diese verschwinden endlich ganz, sobald es dem erodierenden Strome gelungen ist, sein Bett entsprechend zu vertiefen. Durchquert ein Fluß Schichten von verschieden widerstandsfähigen Gesteinen, so wird er sein Bett naturgemäß rascher in den leichter zerstörbaren, langsamer in den widerstandsfähigeren Schichten vertiefen können. In Kalkgebirgen gelangt das Regenwasser vielfach nicht an der Oberfläche zum Abfluß, es dringt in Poren und Spalten ein, sammelt sich unterirdisch und stürzt nach Durchbrechung seiner Umwandung als Fall hinab. Eine Mittelstellung zwischen primären und sekundären nehmen die Stromfälle und Stromschnellen in ehemals vergletscherten Gebieten ein. Die sekundären teilt Verfasser ein in solche, die ihre Entstehung der Tätigkeit des Eises während der eiszeitlichen Vergletscherung verdanken; diese war eine doppelte, eine erodierende und akkumulierende. Unter die durch Gletschererosion verursachten Wasserfälle und Stromschnellen gehören jene, die an Karwannen oder Zirken geknüpft sind, durch das Ausschleifen von Wannen und Stufen im Talboden erzeugt und durch stärkere Vertiefung des Haupttales gegenüber seinen Nebentälern verursacht wurden. Der Akkumulation durch Gletscher sind zwei Möglichkeiten zuzuschreiben: eine Talstufe wird erzeugt durch einen Moränenwall, ein Fluß wird durch Moränenschutt zugeschüttet und nach Rückgang des Eises veranlaßt, ein neues Bett aufzusuchen, wobei es zur Bildung von Fällen und Schnellen kommen kann. Störungen des Normalgefälles werden häufig durch Krustenbewegungen herbeigeführt, mögen diese in der Hebung oder Senkung einer Scholle bestehen. Eine Gefällstufe kann auch dadurch erzeugt werden, daß ein Fluß seine Uferwände unterwäscht. Ein anderes Mal muß ein Fluß über Schuttmassen hinwegsetzen, die Nebenflüsse in ihn hineinwälzen; so gibt es hier noch verschiedene Möglichkeiten.

— Die Untersuchungen von Karl Gädcke (Progr. d. Gymn. zu Salzwedel, 1906) über die ältesten geschichtlich nachweisbaren Einwohner der Altmark gipfeln darin, daß die Angeln während der Zeit von der Geburt Christi bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts ununterbrochen in dieser Gegend gesessen haben: sie sind als die ältesten Bewohner anzusprechen. Hier haben sich um sie alle die Bevölkerungsteile östlich und westlich der Elbe gesammelt, die wie sie selbst nach der Zerstörung des Thüringerreiches nicht fremder Herren Knechte werden wollten; von hier sind sie dann elbabwärts gesegelt, um im fernen Britenlande sich eine neue freie Heimat zu gründen.

— In seinem Beitrag zur Klimatologie der Kanarischen Inseln (Meteorol. Zeitschr., 24. Bd., 1907) teilt Oskar Burchard in bezug auf den jahreszeitlichen Verlauf der Bewölkung mit, daß ein Maximum hellen Himmels im Kernpunkt des Winters (Dezember bis Februar) und ein Maximum der Bewölkung bei zunehmender Erwärmung im Frühjahr gegen den Mai hin stattfindet. Bei den Windverhältnissen kommt der Nordostpassat in Betracht und als örtliches Moment der sich innerhalb 24 Stunden abspielende Wechsel von Land- und Seewind. Für den täglichen Windwechsel ist charakteristisch, daß gegen Mittag fast immer ein geringes oder stärkeres Anwachsen der Windstärke zu Orotava sich bemerkbar macht. Luftfeuchtigkeit und Luftwärme zeigen ein Maximum im August, ein Minimum im Februar; die Sommermonate, von Mitte Mai bis Mitte Oktober, besitzen ein konstant trockenes Wetter. Charakteristisch für die Kanaren sind sprunghafte Änderungen der relativen Feuchtigkeit, namentlich in den Wintermonaten. Die Regenmengen sind so geringfügig, daß wenigstens in der für tropischen Fruchtbau in Betracht kommenden Küstenzone eine Kultur ohne künstliche Bewässerung ausgeschlossen ist. Entgegen der allgemein verbreiteten Annahme besitzen die Kanaren Winterniederschläge, welche in den drei verflossenen Jahren eine deutliche Trennung in Herbst- und Frühlingsregen erkennen ließen. Als Ergänzung des im allgemeinen mangelnden Regens ergibt sich eine Reichhaltigkeit des nächtlichen Taues.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

// GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 17. BRAUNSCHWEIG. 2. Mai 1907.

Die politische und wirtschaftliche Lage auf den Neuen Hebriden.

Von H. Seidel. Berlin.

I.

Die Neuen Hebriden, eine beim großen Publikum wenig bekannte Inselgruppe im Nordosten Neu-Kaledoniens, gehören seit geraumer Zeit zu den Schmerzenskindern der französischen Kolonialpolitik. Mehrmals ist es ihrethalben zu Verträgen und Abschlüssen mit England gekommen, zuletzt im vergangenen Jahre; allein eine nach allen Seiten befriedigende Lösung der Frage ist bisher noch nicht erzielt worden. In Paris wünscht man die Inseln ganz zu besitzen, da man sie als Annex von Neu-Kaledonien ansieht, mit dem sie wirtschaftlich in engster Beziehung stehen. Nach ihrem Besitz trachten aber auch die Australier; sie steifen sich darauf, daß die Inseln geographisch zu ihrem Kontinent zählen und deswegen politisch nicht in fremde Hände fallen dürfen. Das Londoner Kabinett weiß sehr wohl, daß die australischen Ansprüche zurzeit unerfüllbar sind; man läßt sich's daher genügen, die alte Ordnung zu wahren, wonach die Inseln als „neutrales Gebiet“ gelten, das unter dem gemeinsamen Schutze Englands und Frankreichs steht. Beide haben ihren Staatsangehörigen dieselben Rechte und Freiheiten gewährleistet, ihnen den erforderlichen Schutz zugesagt und sich verpflichtet, von jeder Annexion abzusehen, ja nicht einmal militärische Maßnahmen selbständig ins Werk zu setzen.

Somit wäre also Briten wie Franzosen volle Interessengleichheit gesichert. Trotzdem zeigt man sich in Frankreich mißvergnügt; das Kondominium bleibt ein Stachel, der beständig an eine verpaßte Gelegenheit erinnert, wodurch man sich den Alleinbesitz schnöde verscherzt hat. Man geht dabei bis auf die Okkupation Neu-Kaledoniens zurück, das seit dem 24. September 1853 unter der Trikolore steht. Bald darauf erstreckte sich der französische Einfluß auch zu den Neuen Hebriden hinüber, die nur 400 km von der großen Strafinsel entfernt liegen. Man gewöhnte sich selbst in England daran, sie stillschweigend zur französischen Machtsphäre zu rechnen, obschon man es geflissentlich vermied, diese Tatsache in Wort und in Schrift wirklich anzuerkennen. Ob man, wie behauptet wird, eine derartige Vorsicht stets beobachtet hat, muß dahingestellt bleiben; aber so viel steht fest, daß Frankreich bei einer schnellen Besetzung kaum auf Schwierigkeiten gestoßen wäre, und zwar um so weniger, je früher es die Flaggenhissung vollzogen hätte.

Allein dieser Akt unterblieb. Er unterblieb sogar im Jahre 1875, als neun englische Ansiedler aus Tanna, im Süden des Archipels, beim Gouverneur von Neu-Kaledonien das Gesuch um Erklärung des französischen Protektorats einreichten. Dasselbe verlangten 1876 die englischen und sonstigen fremden Ansiedler auf Vate. Diese Vorgänge, denen man in Paris kaum Beachtung schenkte, riefen dagegen in Australien eine bedeutende Erregung wach. Die australische Presse, voran der „Argus“ von Melbourne, erscholl von Klagen über die Franzosen, deren Verhalten die sofortige Annexion der Neuen Hebriden zur Pflicht der englischen Regierung mache. Namentlich taten sich einige Missionare als Führer dieser Bewegung hervor.

Statt nun durch rasches Zugreifen jeder Weiterung zuvorzukommen, richtete man von Paris die Anfrage nach London, welche Absichten man dort betreffs der Inseln hege. „Rien ne pouvait être plus fâcheux qu'une semblable demande qui était un aveu de notre doute sur la dépendence évidente, et acquise de fait, des Nouvelles-Hébrides, vis-à-vis de la Nouvelle-Calédonie.“ Dieser Satz, geschrieben im Jahre 1905, spiegelt besser als lange Erörterungen die Stimmung der Franzosen über jenen Schachzug wider, durch den sich Frankreich die Hände band, um sie dem Gegner auch zu binden. Schon im Februar 1878 kam es zu einer Einigung, wonach beide Staaten die Neuen Hebriden einschließlich der Torres- und Banksgruppe als unabhängig anerkannten und auf jeden Erwerb innerhalb der neutralen Grenzen verzichteten.

Die australischen Heißsporne setzten gleichwohl ihre Agitation fort. Diese nahm zeitweilig solchen Umfang an, daß Frankreich im Jahre 1883 eine feierliche Bestätigung der Übereinkunft von 1878 beim Londoner Kabinett verlangte. „La réponse fut affirmative et catégorique.“ Allein schon zwei Jahre darauf wurden neue Erörterungen beliebt, da England das Ansinnen laut werden ließ, Frankreich möge in Zukunft davon absehen, Neu-Kaledonien als Strafinsel zu benutzen. Die Regierung in Paris war geneigt, ihre Zustimmung zu geben, vorausgesetzt, daß England von dem Hebriden-Vertrage zurücktrete und Frankreich auf den Inseln völlig freie Hand lasse.

Inzwischen hatten sich dort die Dinge nicht gerade zum besten geändert. Die Zahl der Ansiedler war durch Zuzug aus aller Welt merklich gestiegen und damit auch das Bedürfnis nach Landbesitz und Arbeitskräften. Da Militär- und Polizeiaufsicht fehlte, so kam es zu häufi-

geren Zusammenstößen mit den Eingeborenen, die verschiedene, besonders mißliebige Kolonisten ausraubten, verwundeten oder erschlugen. Die Beschwerden mehrten sich derart, daß der Gouverneur von Neu-Kaledonien sich bewogen fühlte, eine Truppensendung nach den Neuen Hebriden zu beordern. Anfang Juni 1886 landeten die Transportdampfer „Dives" und „Magellan" 200 Mann Marineinfanterie und 30 Artilleristen, die zur Hälfte in Port Havannah auf Vate und zur Hälfte in Port Sandwich auf Mallikolo ausgeschifft wurden. In Paris nahm man von diesem Vorgehen anscheinend ohne ein Wort des Tadels Kenntnis; man gab die Nachricht sogar auf amtlichem Wege nach London weiter, allerdings mit der Versicherung, daß es sich keineswegs um eine Annexion, sondern nur um eine Bestrafung gewisser aufrührerischer Stämme handele. Die Franzosen gestehen zum Teil selber zu, daß dieser Schritt, der vor 1878 ganz sachgemäß erschienen wäre, im Jahre 1886 einen schweren Fehler bedeutete, zumal er vorgenommen wurde, ehe von London eine endgültige Antwort auf die Besprechungen von 1885 ergangen war.

Immerhin kam der unliebsame Vorfall noch zu gutem Ende. Beide Mächte einigten sich zu einer neuen Konvention, die am 24. Oktober 1887 unterzeichnet wurde und in ihren fünf Artikeln die Grundlinien für die zukünftige Behandlung des Archipels enthielt. Danach sollte eine gemischte Kommission aus Seeoffizieren der englischen wie der französischen Stationsschiffe gebildet werden, die für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen und Person und Eigentum der Ansiedler zu schützen hätte. Ihre Dienstvorschriften würde die Kommission — vom Tage der Ratifizierung gerechnet — spätestens binnen vier Monaten erhalten. Sobald jene an Ort und Stelle wären, müßte die Zurückziehung der französischen Truppen auf Mallikolo und Vate erfolgen, worauf — als Gegenleistung — das Londoner Kabinett die Aufhebung der Deklaration von 1847, betreffend die Unantastbarkeit der Raiatea-Gruppe, östlich Tahitis, genehmigen wolle. Im übrigen hätte es bei den Abmachungen zu verbleiben, wie sie im Oktober 1885 zwischen Herrn de Freycinet und Lord Lyons gepflogen seien.

Da der Raiatea-Artikel im Vorjahre auch in der deutschen Presse erwähnt wurde, jedoch ohne Kommentar, so ist es vielleicht angebracht, hier mit einigen Worten darauf zurückzukommen. Die Besetzung Tahitis durch die Franzosen geschah bereits 1842, endgültig seit 1843. Infolge englischer Einsprüche gelang es ihnen aber nicht, sämtliche Glieder der Gesellschafts-Inseln in ihren Besitz zu bringen; vielmehr wurde die westliche Abteilung oder die „Inseln unter dem Winde" mit Raiatea als Zentrale „für alle Zeiten" von jeglicher Annexion ausgeschlossen und neutralisiert. Das ist die „Deklaration von 1847", die Frankreich bis 1880 beobachtet hat. Dann zog es auch die Raiatea-Gruppe ein, deren rechtlicher Besitz ihm von England erst 1887 durch eine geschickte Verquickung dieser Frage mit dem Handel um die Neuen Hebriden zugestanden wurde.

Am 26. Januar 1888 erhielten die in Aussicht gestellten Dienstvorschriften für die gemischte Kommission die Genehmigung der beiderseitigen Regierungen. Es sind sechs kurze Paragraphen, die den Wirkungskreis der Kommission recht eng begrenzen. Danach ist diese nur bei Ruhestörungen oder bei Gefährdung von Leben und Eigentum der Ansiedler zu sofortigem Zusammentritt verpflichtet, um die erforderlichen Schutzmaßregeln zu veranlassen. Doch darf kein Schiffskapitän, weder Engländer noch Franzose, unabhängig vom andern irgendwie selbständig einschreiten, außer in dringendsten Fällen, wenn ein Zusammentritt der Kommission nicht abgewartet werden kann. Aber selbst dann sollen Engländer und Franzosen, sofern es sich irgend tun läßt, gemeinsam vorgehen; zugleich haben sie an ihre Stationskommandanten über die ergriffenen Maßnahmen zu berichten, worauf weitere Befehle von der Kommission abzuwarten sind. Militärische Hilfe darf nur herangezogen werden, wenn es der Kommission unumgänglich erscheint. Werden Truppen ausgeschifft, so bleiben sie nicht länger am Lande, als es die Kommission für nötig erachtet. Die Kommission hat überhaupt, außer in den genannten Fällen, keinerlei Vollmachten. Sie wird sich daher nie in Streitigkeiten um Besitztitel oder Ähnliches mischen, gleichviel ob es sich um Eingeborene oder Weiße handelt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Ansiedler mit dieser Gestaltung der Dinge nicht befriedigt waren, namentlich, weil sich die Kommission in allen Fragen der Zivilverwaltung und des Privatrechts als unzuständig erwies. Man hatte keinen Richter, kein Grundbuch, keinen Standesbeamten, um Eheschließungen, Geburten oder Todesfälle zu beurkunden, keine Möglichkeit, rechtskräftig zu testieren, zu kaufen oder zu verkaufen. Dr. Davillé führt in seinem Buche „La colonisation française aux Nouvelles-Hébrides" mehrere Beispiele an, die zur Genüge beweisen, welche Unzuträglichkeiten aus solchen Zuständen entspringen mußten. Auf der Insel Vate bildete sich schließlich eine Art „öffentlichen Komitees", das bei Familienakten die Beurkundung vollzog. Ein katholisches Brautpaar, beide französischer Nationalität, mußte sich von einem englisch-protestantischen Missionar trauen lassen, um wenigstens auf diese Weise eine kirchliche Einsegnung zu erlangen. Denn es mangelte damals noch an einer katholischen Mission, die erst später in Port Vila ihre Tätigkeit eröffnete. Dieser Hafen (Abb. 1), einer der schönsten im ganzen Archipel, liegt in der fünf Seemeilen breiten South-West- oder Pango-Bucht und ist vollständig gegen Wind und Wetter geschützt, indem er nach der See hin durch zwei dicht bevölkerte Eilande gedeckt wird. Die „Compagnie des Nouvelles-Hébrides" hat in Port Vila bedeutende Anlagen geschaffen, auch verschiedene Pflanzungen sind entstanden, und der englische wie der französische Dampfer legen hier an, so daß der Platz unstreitig eine Zukunft besitzt. Desto härter wurde daher die anhaltende Wirrnis verspürt.

Um ihr zu begegnen, ergriffen die Kolonisten auf Vate im Sommer 1889 ein allerdings gewagtes Mittel. Am 9. August erklärten sie unter Führung eines älteren und allgemein geachteten Ansiedlers namens Chevillard ihre Niederlassung in Port Vila als selbständige Kommune, wählten Chevillard zum Bürgermeister und nahmen ihre eigene Flagge an. Die Behörden in Neu-Kaledonien, Fidschi und Australien wurden von dem Akte ordnungsmäßig in Kenntnis gesetzt. Aus Nouméa erschienen bald darauf zwei begeisterte Freunde, Mitglieder des dortigen Gemeinderates, um Chevillard feierlich in sein Amt einzuführen und ihm außer dem Bildnis des französischen Präsidenten auch das Siegel von Franceville, wie man die neue Gründung benannt hatte, zu überreichen.

Die Regierungskreise in Paris und London waren ob dieses Theatercoups höchlichst überrascht. Der Fall bot nicht bloß vom diplomatischen, sondern auch vom juridischen Standpunkte aus ernste Bedenken, deren Lösung auf den ersten Blick sehr verwickelt erschien. England beantwortete die Unabhängigkeitserklärung zunächst damit, daß es für Port Vila einen Konsul ernannte, wozu es aber nach der Akte von 1887 nicht befugt war, da es auf den Neuen Hebriden de facto keine Regierung gab und die Kommune in Franceville zu Unrecht be-

stand. Nach mancherlei Hin und Her rief England im Februar 1890 seinen Konsul ab, nachdem die Gemeinde Franceville aus der Heimat den deutlichen Wink erhalten hatte, sich in aller Stille aufzulösen. Damit kehrte man zu der Ordnung von 1887 zurück, die fortan maßgebend blieb.

Um indes den Kolonisten ein Rechtsdasein zu verleihen, ordnete zuerst England — durch Pacific Order in Council vom 15. März 1893 — die nötige Wahrnehmung der zivil- und strafrechtlichen Angelegenheiten seiner Staatsangehörigen auf den Neuen Hebriden an. Bereits zwölf Jahre vorher hatte es dem Gouverneur von Fidschi die höchste Gerichtsbarkeit über alle britischen Staatsangehörigen in der Südsee übertragen. Für die Franzosen übt dieses Amt seit dem 31. Juli 1900 der Gouverneur von Neu-Kaledonien aus; er ist Generalbevollmächtigter der Republik im Stillen Ozean. Am 28. Februar 1901 erließ Frankreich des weiteren ein Dekret, das die Rechtspflege für die französischen Kolonisten nach denselben Grundsätzen regelt wie die englische Ordonnanz von 1893.



Abb. 1. **Port Vila auf der Insel Vate.**

Die Zustände in dem Archipel blieben gleichwohl ungemein verworren. Nach Politis, „La condition internationale des Nouvelles-Hébrides“, müssen sie etwa denen auf Samoa vor der schließlichen Aufteilung geglichen haben. Die Belege dieses Schriftstellers sind jedenfalls recht beweiskräftig und lassen den Wunsch nach Beendigung der Mißwirtschaft durchaus glaubhaft erscheinen. Politis schlägt deshalb vor, eine Teilung des Inselreiches vorzunehmen und die Torres- und Banksgruppe an Großbritannien abzutreten und für Frankreich nur die Neuen Hebriden im engeren Sinne zu reservieren. Etwa denselben Gedanken verfolgt der Engländer J. J. Rendle, seinerzeit Vertreter von Franceville, allerdings in der Abschwächung, daß er das Kondominium bestehen lassen will; nur die Tätigkeit der Kommission soll in einen englischen und in einen französischen Wirkungskreis geschieden werden. Die Trennung hätte sich nach dem Verhältnis von Grundbesitz, Einfluß und Personenzahl der beiden Nationalitäten zu richten. Läßt man diesen Vorschlag gelten, dann würde die englische Hälfte der Kommission auf den Torres- und Banks-Inseln und den nördlichen Gliedern der Neuen Hebriden, etwa bis Mallikolo, das Regiment führen. Von Mallikolo bis zum Süden, soweit die Franzosen das Übergewicht haben, würde die französische Kommissionshälfte ihres Amtes walten müssen.

Nach einem Artikel in „La Dépêche Coloniale“ vom 9. Dezember vorigen Jahres zu schließen, scheint man in Paris dem Plane Rendles nicht ablehnend gegenüberzustehen. Man will eben eine Sphäre für sich haben, wo man im eigenen Hause wirtschaftet und nicht bei jedem Schritte auf Fremde Rücksicht zu nehmen braucht. Leider kommen Projekt und Wünsche zu spät. Denn die Regierungen in Paris und London haben nach längeren Beratungen, die seit 1904 eingeleitet waren, wieder ein Abkommen getroffen, das am 27. Februar bzw. 20. Oktober 1906 die erforderliche Sanktion empfangen hat.

Der Text ist in einem englischen Blaubuche vom 7. November veröffentlicht worden, ein Verfahren, das durch den Umfang des in 60 Artikel gegliederten, zum Teil sehr speziell gehaltenen Schriftstückes bedingt wird. Gleich zu Anfang vernehmen wir, daß das Kondominium Englands und Frankreichs auf den Neuen Hebriden, einschließlich der Torres- und Banks-Gruppe, fortdauern soll. Diese Inseln werden, wie bisher, ein „Gebiet gemeinsamen Einflusses“ der Signatarmächte bilden, worin britische und französische Untertanen gleiche Rechte genießen. Die Untertanen anderer Staaten haben sich binnen sechs Monaten zu entscheiden, ob sie sich dem für englische Staatsangehörige geltenden englischen Rechte oder dem für Franzosen gültigen Code civil unterwerfen wollen. Danach werden sie dann der einen oder der anderen Kategorie zugeschrieben. Weil nun das französische Recht allen Nichtbriten jedenfalls näher liegt als das englische, so ist zu erwarten, daß sich die Fremden fast ohne Ausnahme den Franzosen zurechnen lassen werden, die schon immer der Zahl nach am stärksten auf dem Archipel vertreten gewesen sind.

Eine weitere Beschränkung der englischen Influenz kann die jetzt vorgesehene Bildung besonderer Gemeinden oder Gemeindebezirke nach sich ziehen. Eine Gemeinde darf jedesmal gegründet werden, wenn 30 Europäer es beantragen. Die neue Gründung erhält einen Gemeinderat, in den Männer und Frauen ohne Rücksicht auf ihre Nationalität gewählt werden können. Wie das Beispiel von Franceville gelehrt hat, werden die Gemeinden wohl sämtlich französischen Charakter annehmen, weil die Franzosen, wie die Angehörigen sonstiger Kontinentalnationen, dicht beieinander zu wohnen pflegen, wohingegen die Briten aus gewissen Gründen ihre räumlich verstreuten Einzelniederlassungen vorziehen. Man befürchtet deshalb in Australien nicht mit Unrecht, daß an den wichtigsten Inselhäfen lediglich französische Ortschaften entstehen, französisches Kapital und französische Geschäfte den Warenumsatz beherrschen und die Besitztitel vorwiegend in französischen Händen bleiben werden.

Die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung soll

eine von beiden Mächten gebildete Polizeitruppe besorgen, die zur Hälfte dem englischen, zur Hälfte dem französischen Unterkommissar beigegeben wird. Sitz dieser Herren, wie überhaupt der ganzen Verwaltung, ist Port Vila auf Vate oder Efat. Dort residieren auch die Oberkommissare, deren einer ein Franzose, der andere ein Engländer sein muß. Während sonach die Verwaltung vollkommen gleiches Kondominium der Signatarstaaten ist, tritt in der Rechtspflege ein neutrales Element hinzu. Von den drei Richtern wird der eine von Frankreich, der andere von England nominiert; den dritten hingegen, der zugleich den Vorsitz im Kollegium führt, ernennt der König von Spanien. Dieser Souverän ernennt ferner den Staatsanwalt, der wie der Gerichtspräsident weder englischer noch französischer Staatsangehöriger sein darf.

Als Gerichtssprache ist Englisch und Französisch gleichberechtigt zugelassen, weshalb auch die Akten in beiden Sprachen anzulegen sind. Ebenso gelten die Münzsorten Englands und Frankreichs als gleichberechtigtes Zahlungsmittel; doch werden die Inseln zur Freude der Philatelisten besondere Briefmarken erhalten.

Fast ganz ins wirtschaftliche Gebiet greifen die Artikel hinüber, die den Schiffsverkehr, die Arbeiteranwerbung und die Behandlung der Eingeborenen zum Gegenstande haben. Da deutsche Interessen nach Verkauf der Grundstücke, die teils an neukaledonische, teils an englische Firmen übergingen, auf den Neuen Hebriden kaum noch vorhanden [1]) sind, so kommen fast ausschließlich englische und französische Schiffe in Betracht. Ihnen allein wird darum das Recht der Arbeiteranwerbung zugestanden, das aber nur durch eine Vollmacht zu erlangen ist, die von einem der beiden Oberkommissare ausgestellt sein muß. Solche Vollmacht gilt lediglich auf ein Jahr. Betreffs der Eingeborenen wird noch bestimmt, daß sie in keinem Falle britische oder französische Untertanenqualität erwerben können. Sie bleiben „selbständig" und erhalten Befehle lediglich von den Kommissaren bzw. ihren Stellvertretern, welche die Häuptlinge der einzelnen Stämme mit den nötigen Weisungen zu versehen haben. Den Kommissaren ist aufgegeben, die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen tunlichst zu schonen, sofern diese nicht der Ordnung und der Menschlichkeit zuwiderlaufen. Das geschieht leider sehr oft; denn die biederen Schwarzen frönen noch immer der Anthropophagie und genießen deswegen kein besonderes Vertrauen bei den Weißen.

Vorbehaltlich einzelner Ausnahmen ist es streng untersagt, den Eingeborenen, sei es in welcher Form es wolle, Waffen und Munition zu liefern. Ebensowenig dürfen ihnen alkoholische Getränke verkauft werden. Man hofft, auf diese Weise den ewigen Kriegen und den Folgen der Trunksucht wirksam zu begegnen. Denn beide, genährt durch ausgebreiteten Schmuggel, tragen zur Verminderung der Volkszahl erschreckend bei. Kommen irgendwo Ausschreitungen vor, so tritt Artikel 2 der Konvention von 1887 in Kraft, d. h. es vollzieht sich jenes schwerfällige, schleppende Verfahren, das schon so oft als lästig und hemmend geschildert wurde, das aber mit Rücksicht auf das „Kondominium" nicht umgangen werden darf.

Das ist in den Hauptzügen die politische Lage, wie sie sich seit 1878 auf den Neuen Hebriden entwickelt hat. Erfreulich kann man sie beim besten Willen nicht nennen; das wird in Frankreich und in Australien gleich stark empfunden, minder in England, wo man sich im Gefühl der Sättigung um diese bescheidenen Landbrocken kaum beunruhigt. Die Australier ärgern sich namentlich darüber, daß ihre besonderen Wünsche und Absichten bei der letzten Konvention gar nicht oder nur höchst mangelhaft in Rechnung gezogen seien. Sie gaben ihrem Mißvergnügen darob sehr deutlichen Ausdruck und ließen es den Londoner Kolonialminister fühlen, daß es ihnen durchaus nicht gleichgültig sei, in welcher Weise die britischen Staatsmänner über pazifische Inseln verfügen. In Queensland und Neu-Südwales habe man daran ein weit größeres Interesse als im fernen England; es sei daher geboten, daß das Londoner Kabinett seine Abmachungen mit Frankreich zuvor der australischen Bundesregierung zur Bestätigung unterbreite, und zwar besonders deshalb, weil die Kolonien in der Leitung der auswärtigen Reichspolitik bisher noch gar keine Stimme hätten. Dieser Grund wurde selbst von der Londoner Presse wiederholt, so daß die Regierung sich bewogen sah, an anderer Stelle gegen diese Angriffe aufzutreten und die Australier daran zu erinnern, daß Frankreich und die europäischen Großmächte den englischen Küsten großenteils weit näher liegen als die Neuen Hebriden dem australischen Festlande.

Das Vorgehen der Australier wurde zudem in Frankreich übel vermerkt; man mußte also in London, der „Entente cordiale" zuliebe, gewisse Rücksichten üben. Auf eine Anfrage im Unterhause erklärte aber Sir Edward Grey, daß die Konvention vom 20. Oktober 1906 wohl nicht als letzte und definitive Lösung der Hebridenfrage anzusehen sei. Jedenfalls werde man, sowie das Thema von neuem zur Beratung stände, auch die Australier hören. Bei der „Adreßdebatte" im letzten Februar sagte derselbe Staatsmann seinen Kritikern ganz unumwunden, England habe unter den obwaltenden Umständen mit dem Abkommen sogar ein gutes Geschäft gemacht. Im Hinblick darauf sei man auch mit der Ratifizierung so schnell zur Hand gewesen; denn durch langes Zwischenreden wären lediglich Komplikationen entstanden, die man bestimmt zu vermeiden wünschte. Das hätten auch die Kolonien erkannt, und sie seien darin mit ihm einig, die „Beratung weiterer Verbesserungen zu verschieben". Mit diesem wiederholten Hinweis auf die Zukunft sind natürlich die australischen Gelüste von frischem angefacht worden, während die Franzosen sich höchst befremdet darüber äußern, daß sie trotz der mancherlei Verzichte immer noch kein Ende des Streites abzusehen vermögen.

Das ist die Folge einer verpaßten Gelegenheit!

[1]) Die Alarmnachricht der „Times", die davon fabelte, daß deutsche Häuser 1905 versucht hätten, im Archipel festen Fuß zu fassen, um dem Reiche vor Abschluß der letzten Übereinkunft die Möglichkeit der „Intervention" zu verschaffen, ist also völlig aus der Luft gegriffen. Es gibt zurzeit auf den Inseln wohl nicht mehr als drei Deutsche; der eine ist Kopramacher, lebt sonach in untergeordneter Stellung, während die beiden anderen, die Herren Zeitler und Hagen, ihr Hauptgeschäft in Nouméa haben und die Inseln nur ihrer drei oder vier Grundstücke und des Handels wegen besuchen. Ihr Schoner fährt übrigens unter französischer Flagge und hat einen Engländer zum Kapitän!

Die Slowenen.

Von Dr. F. Tetzner. Leipzig.

1. Volksgeschichtliches. Das heutige Sprachgebiet der Slowenen befindet sich in Österreich südlich der Drau und unteren Mur bis an die Reichsgrenze und reicht an beiden Flüssen noch ein Stück nach Kroatien und bei Udine ins Gebiet des Königreichs Italien herein. Es kommt bei Aquileia, Triest und Pola mit dem italienischen, im Karstgebiet mit dem kroatischen, an der Mur mit dem madjarischen, im Norden mit dem deutschen ins Gemenge und ist im Innern von kleinen oder größeren deutschen Sprachinseln durchsetzt, deren größte die Heimat des Auerspergschen Geschlechts, die Gottschee, ist; der Südostteil Istriens ist kroatisch. Das slowenische Sprachgebiet hat nie einen Einheitsstaat gebildet; seine Grenzen lagen ehemals erheblich weiter nach Norden und Osten. Hingegen hat sich die Sprache selbst immer in ziemlichem Ansehen behauptet und ist nie zur Bedeutungslosigkeit der kleineren slawischen Sprachstämme in Deutschland herabgesunken, etwa wie das Slowinzische, das sonst so viele Ähnlichkeiten mit dem Slowenischen aufweist; ist ja sogar die deutsche Bezeichnung „Wendisch“ beiden Sprachen eigen, und das Slowenische wird noch heute häufig als windische Sprache namhaft gemacht. Wenn aber bei älteren Schriftstellern behauptet wird, das Wendische oder Windische habe man in halb Europa und auch in Sibirien und China verstanden, so ist bei aller Verwandtschaft der slawischen Sprachen doch nur oberflächlich Slawisch gemeint gewesen, und nicht das ganze Sprachgebäude, sondern nur eine Reihe Worte der Verständigung und der Umgangssprache. Für die Stärke des Windischen im Mittelalter sind die besten Zeugen in der mittelhochdeutschen Literatur zu finden. Die „werdiu windisch diet“ (Parzival 496, 17) stellt ihren Mann bei der Tjoste, Werner der Gärtner spricht im Meier Helmbrecht den Winden gleichfalls ritterliches Gebaren nicht ab, und Ullrich von Liechtenstein wird auf seiner Venusfahrt sogar mit slowenischem Gruß vom Oberherrn der Slawen empfangen. Am wertvollsten aber ist das Zeugnis des Reimchronisten Ottokar, der uns äußerst lebhaft in seinem weitschweifigen Werke schildert: „wie ein Herzog zu Kärnten Lehen empfängt“. Diese Huldigung ist ein so volkstümlicher Brauch, daß er um so mehr hervorgehoben zu werden verdient, weil er das ganze 13. und 14. Jahrhundert im Schwange war und erst im 15. allmählich abkam. Sein Verschwinden schildert der slowenische Chronist Megiser so lebendig, daß wir ein aktenmäßig belegtes Urbild eines verschwindenden Gebrauches vor uns sehen. (Vgl. Ottokar 19975 bis 20132.)

Zuerst der Brauch. Kärnten war Ottokar, dem späteren Gegner Kaiser Rudolfs, zugefallen. Nach seiner Niederlage auf dem Marchfelde war Graf Meinhardt II. von Tirol der von Rudolf erkorene Herr der Slowenen. Meinhardt tat nun nach Kärnten kund, daß er nach Pfingsten 1287 kommen, sein Reichslehen in Besitz und sein Recht nehmen wollte, wie es aus alter Gewohnheit seine Herkunft hatte. Nordöstlich von Klagenfurt bei Karnburg im Zollfeld, dort, wo noch heute römische Altertümer des alten Virunum aufgefunden werden, unweit der Wallfahrtskirche Maria-Saal, fand die Huldigung der Slowenen am Steinstuhl statt. Auf diesen altehrwürdigen eingemeißelten Sitz setzte sich der Landesälteste der Freibauern, um ihn herum das freie Volk. Sie erwarten den neuen Fürsten, dem das Gefolge des Landadels voranfgeht. Der Fürst legt Bauerntracht an, graue Tuchhosen, grauen Mantel ohne Flentschier (Fransen), einen Hut, „gupboht (spitz) in graber gestalt“, mit vier angemalten Scheiben, Bundschuhe mit Beinriemen, einen grauen Tuchrock, der vorn und hinten offen ist, vier Gehren zählt und bis auf die Knie reicht, aber kein Kollier hat. Der Fürst hält in der einen Hand einen scheckigen Stier, in der anderen ein weiß und schwarzes Feldpferd. An jeder Seite hat er zwei Edelinge, „an sinn und witzen wol bewart“, die ihn zu dem Bauern auf den Stein führen. Der schlägt wie weiland Walther von der Vogelweide ein Bein übers andere und soll nun „windischer rede pflegen“. Er fragt: „Wer ist der, den ihr mit euch herführt?“ Sie sagen: „Ihn hat hierher gesandt, der des Reiches Vogt ist, du sollst ihm ohne Unterlaß und Säumnie diesen Stuhl räumen und ihn da sitzen lassen.“ Der Winde: „Ich kann's nicht tun, bevor ich berichtet bin, daß er sein wert sei.“ Die Edelinge: „Wir heißen dir's.“ Der Winde: „Nun sagt mir, ist er ein rechter Christ ohne Irrglauben.“ Die Edelinge: „Er ist's.“ Der Winde: „Ist er ein guter gerechter Richter?“ Die Edelinge: „Er ist's.“ Der Winde: „Vermag er das Land vor jeglicher Gefahr zu beschirmen, daß Witwen, Waisen, Geistliche und Pfaffen guten Frieden haben?“ Bejahen das die Edelinge auch, so muß jeder dem windischen Bauernältesten einen Eid schwören, daß dies wahr sei. Dann räumt der Bauer den Sitz und unterwindet sich des Feldpferdes und des Stieres. Der Herzog setzt sich auf den Stuhl und schwört sofort, daß er Frieden schaffe, recht richte, beim rechten Glauben bleiben wolle. Jetzt kommen die Herren mit Musik zurück, empfangen ihr Leben und schwören den Lehenseid. — So diese älteste, vielbenutzte Quelle. Andere Schriftsteller ergänzen, der Herzog bezahle mit den oben erwähnten Kleidern, schlechten Tieren (das Rindvieh der Slowenen ist noch jetzt klein und ungepflegt) und noch 60 Pfennigen die Oberhoheit. Der Brauch deute an, daß er sich nicht weigern oder scheuen wolle, um der Gerechtigkeit willen so arm zu werden, daß er sich mit solchem Vieh, als dies Rind und Pferd sei, nähren müsse (Valvasor VII, 4. Kap.). Valvasor illustriert den ganzen Vorgang, indem er von Ottokar etwas abweicht, mit zwei Bildern. Er ergänzt ferner, der Herzog bestätige damit die Abgabenfreiheit. Der Bauer gebe dem Herzog, der einen Stab halte, noch einen leichten Backenstreich, der Herzog trinke aus dem Bauernhut nach dem Schwur noch einen Trunk Wasser und gehe in die oben erwähnte Kirche mit allen zum Gottesdienste. Es folge dann ein Mahl mit dem Adel und den Richtern und dann das Rechtsprechen auf der Wiese vor der Kirche.

Die lebendige Schilderung Ottokars hat viel Ähnlichkeit mit den Hochzeitsbeschreibungen der Brautheimführung bei Slowinzen und Slowenen, wie sie sich bis vor kurzem erhalten haben, und ist jedenfalls ein sehr altes und wertvolles Weistum. Aber im folgenden Jahrhundert wollte Friedrich III., weil er Kaiser war, diesen Brauch als nicht seiner angemessen nicht mitmachen. Einige Erzherzöge versprachen, auch ohne diese Förmlichkeit gerechte Herren sein zu wollen. Kaiser Max, ein Freund der Slowenen, wurde ebenfalls verhindert; aber Megiser schreibt noch 1610, die löbliche Landschaft habe sich des uralten Herkommens nie gänzlich begeben, darauf nur gegen Schadloshaltung im einzelnen Falle verzichtet, doch sei es nötig, den Bauernstuhl zu erneuern, sonst käme die Sache ganz ab und eine Freiheit wie eine löblicher Brauch schwinde nach dem anderen.

Das literarische Leben der Slowenen erblühte aber

erst mit der Reformation und der Tätigkeit Truhars († 1586), der die kleinen Freisinger Sprachdenkmäler und späteres Ähnliche nicht kannte und seinem Volke die ersten Druckwerke schenkte: den Katechismus, die Fibel, das Evangelium Matthäi. Es war eine wildbewegte Zeit, die der Protestant Trubar in seiner Heimat und in der Fremde erlebte, die Reformation und Gegenreformation mit allen Anhängseln der aufgeregten Volksseele. Fast möchte man es als ein günstiges Geschick ansehen, daß der Vielverfolgte mit so manchem Glaubensgenossen nicht in der Heimat, sondern in Schwaben sein Leben verbringen durfte, in jenem gastlichen Exil, das den Slowenen nicht nur Heim und Brot, sondern auch einen geistigen Mittelpunkt und eine Druckerei bot. Auch nachdem längst die geistige Bedeutung Trubars anerkannt war, währte die Feindschaft der katholischen Gegner seiner Heimat fort. Eine kühne Heimreise hätte beinahe mit seiner Gefangenschaft geendet; er entkam zum Glück in die neue schwäbische Heimat und wirkte als evangelischer Geistlicher hier noch lange. Die Gegenreformation hemmte vorläufig die Entwickelung der Volkssprache und des Volkstums, aber Trubars Tätigkeit war von so großem Gewicht gewesen, daß man auch bei den Slowenen, wie bei allen Slawen und Balten in Deutschland die Reformation als die Schöpferin der volkssprachlichen Literatur ansehen muß. Die Slowenen erhielten durch sie auch noch die Bibel durch Juri Dalmatin († 1589). Heute sind die Slowenen bis auf einen Bruchteil ungarisch-kroatischer Grenzler katholisch. Erst der Augustiner Pohlin († 1801) und seine Mitarbeiter, sowie der Kreis des Majoratsherrn Sigmund von Zois († 1819) ließen, abgesehen vom Mathematiker Vega (1754 bis 1802) die slowenische Literatur und Forschung neu erblühen. Zu des Freiherrn Kreis gehörten unter anderem der Dichter Vodnik († 1819), der Sprachforscher Kopitar († 1844), Miklosichs, seines Volksgenossen, Lehrer. Reife Früchte zeitigte in der Literatur dann die Tätigkeit des „Vaters der Slowenen“: Dr. Janez Bleiweis (eigentlich Plawez), der mit der ersten bedeutenden Zeitschrift Novice 1843 den Mittelpunkt für alle gebildeten Slowenen schuf. Als der größte Dichter gilt neben Kosecki der Lehrer des Anastasius Grün im Slowenischen: Dr. Frans Prešeren (1800 bis 1849).

Die Zahl der Slowenen wird auf $1^1/_4$ Million geschätzt, viele sind zweisprachig, doch hat das Deutsche längst nicht mehr die Selbständigkeit wie ehemals. Ja fast scheint es, als ob der alte Valvasor heute erst recht, angesichts der kampffrohen Stimmung der Slowenen, die Worte sagen könnte, die er von den Gottscheern gebraucht: „Sie geben keine gute Soldaten, weil sie etwas furchtsam und mehr fromme Schafe als reißende Tiere unter ihnen sind. Hingegen werden die, welche studieren, verständig und gar gelehrt — ob sie gleich kein so gutes Herz zu den Waffen wie zu den Büchern haben.“

Eigentümlich ist es, daß die Deutschen unter den Slowenen in den Gottscheern durchaus nicht ihre Vertreter sehen wollen, ja daß die Gottscheer selbst ihre klerikale offiziöse Vertretung nicht billigen. Die Zeitung der Gottscheer, ein halbmonatlich erscheinendes Blatt in klerikalem Geist, hat wenig Verbreitung und verrät nur sehr schwach, daß es eine deutsche Warte mit hohem Ziel sein soll. Es befindet sich dabei natürlich im Gegensatz zu dem literarisch hochstehenden Kalender der Deutschen in Krain und im Küstenland. Wie ganz anders steht da die deutsche Presse in Laibach, Triest, Pola da! Immerhin ist es zu begrüßen, daß den Krainer Deutschen ein Reichsratsmandat, eben Gottschee, bewilligt worden ist. In parteipolitischer Hinsicht sind die Slowenen übrigens ebenso zerrissen wie die Deutschen. Die sich wahrscheinlich zu einem Obergymnasium erweiternde Mittelschule in Gottschee wird einst wohl der Mittelpunkt des Deutschen sein, wie es jetzt die slowenischen höheren Lehranstalten für ihr Gebiet sind. Bescheiden in der Ecke steht in Laibach das Denkmal des Grafen Auersperg, Anastasius Grüns, des slowenischerseits Angefochtenen. Wohl mußte sein Herz deutsch schlagen. Daß er aber kein Herz für seine slawischen Mitbürger gehabt hätte, wird am besten durch seine slowenischen Studien, seine Freundschaft mit Prešeren, seine „Volkslieder aus Krain“ widerlegt. Er sagt am Schlusse seines Vorwortes: „Noch hat das Germanentum seines scheinbaren Übergewichtes ungeachtet einen vollständigen, dauernden Sieg nicht errungen, noch hat sich das Slawentum nicht als besiegt bekannt, ja neuerdings (1849) führte es nach langer Kampfscheue jugendlichere und kräftigere Truppen ins Treffen. Auf welche Seite die Wünsche eines deutschen Dichters sich neigen, darüber kann wohl kein Zweifel walten; doch ist er zugleich nicht engherzig genug, das Maß der Berechtigung, die Macht der Begeisterung und heroischen Tatkraft auch in dem anderen Lager zu verkennen und über dem einseitig starren Festhalten des nationalen Parteipostens die höheren weltbeherrschenden Losungsrufe der Menschheit zu überhören, vor denen das Feldgeschrei der Nationalitäten verstummen muß, wie das Wort des Individuums vor der Stimme der Nation.“

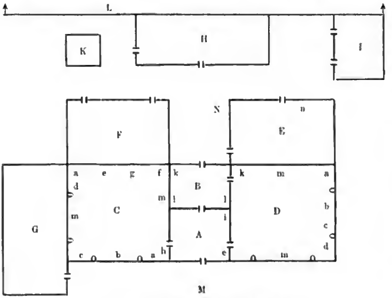


Abb. 1. **Slowenisches Gehöft bei Rann.**

A Hausflur, B Küche, C Wohnhaus, D ungedielte vermietete Stube, E angebauter Futterraum, F angebauter Kuhstall, G Obstgärtchen mit Querstangenzaun, H Schweinestall, I Holzspeicher, K Dünger, L Maisfeld, M Straße, N Brunnen mit Schöpfeimer an einer Welle. a Bett, b Lade, c Tisch mit Bank und Stühlen, d Kommode, e Schrank, f Ofen mit Bank und Kochmaschine, g Wanduhr, h Taubenkäfig mit einer Taube, i Leiter, k Bank, l Ofenherd mit Kessel, m hohe Wandbretter mit Töpfen, Tellern usw., n Futterlade. Über A Maisboden, der übrige Boden unter Strohschindeldach birgt Fässer, alte Geräte usw. Die Stubenwände sind weiß getüncht und mit Heiligenbildern, Kränzen und Photographien verziert. An den Balken der Haustür Kreisornamente, im Flur Sensen und Rechen.

2. Sitten und Gebräuche. Die Sitten und Gebräuche der Slowenen sind altertümlich, aber nicht besonders von denen der gleichen sozialen Schichten ganz Mitteleuropas verschieden. Die umliegenden Stämme reden natürlich immer wegwerfend voneinander, und so kann es nicht wundernehmen, daß die Slowenen von Deutschen wie Kroaten gleichmäßig geringschätzig angesehen werden und dasselbe Verhalten ihren Nachbarn gegenüber an den Tag legen. Besonders der slawische Nachbar hat nur bedauerndes Mitleid für den slawischen Krainer. Daß aber das geistige und politische Leben in Laibach dem Agramer nachstünde, kann nicht behauptet werden. Die Lebensäußerungen der Südslawen, die Krauss in dankenswerter Weise zum Mittelpunkt wissenschaftlicher Forschung gemacht hat und deren Untersuchungen Licht über manche Sitten, Gebräuche, Worte und Sprichwörter verbreiten, sind in vielen Punkten die aller Südslawen. Sie treten aber vielleicht nicht mit derselben unverhüllten Kraft auf. Wenn man aber der Anschauung sein sollte, daß dieser Mangel an Prüderie nicht auch bei den gleichen sozialen Schichten etwa der Slowinzen, Kaschuben, Litauer zu finden sei, so braucht man noch gar nicht Augen- und Ohrenzeuge gewesen zu sein, sondern nur die alten Berichterstatter zu lesen, um eines bessern belehrt zu werden.

Der erste, der ausführlich auf volkskundliche Stoffe bei Betrachtung der Slowenen eingeht, ist Valvasor in seinem großen Werk „Ehre des Herzogtums Krain“ (Laibach 1689). Im 23. Kapitel des sechsten Buches handelt er von Sprache, Tracht, Sitten und Gebräuchen der Slowenen und bietet auch Abbildungen. Hier sei einiges Eigentümliche daraus hervorgehoben. Die Oberkrainer Sloweninnen trugen auf dem Haupt weiße Petschen, „ist ein leinen Schleyer von weitläufig gewirktem Faden und dünnem Leinwand gemacht; durch diese Leinwand werden mit der Nadel an teils Orten Zwirnfäden gezogen, damit sie ganz gefaltet bleibe und hat eine solche Leinwand ungefähr anderthalb Ellen in der Länge. Diese Leinwand wird auf dem Kopf so arlich zusammengeworfen, daß es über der Mitte nicht anders sieht, als ob es oben eine ganz andere Leinwand wäre. Hernach legen sie Mieder an und zusammengenähte Röcklein, Schößlein nennt man es in Franken, alsdann einen blauen und vier Finger breiten Gürtel darüber. Diese Gürtel werden besondres Fleißes gewirkt, sind gar dick und hart. Darauf tun sie wiederum einen anderen, nämlich eisernen Gürtel (Sklepanez) oder auch wohl einen von Messing darüber, »so daß der Rock gar hoch über den Magen geht, woselbst alsdann das Mieder daran genäht«. Einiger Orten gehen sie in weichen Stiefeln. Die Unterkrainerinnen haben dieselbe Kleidung, aber keine Vortücher, und schwarze, hier und da zusammengefaltete Stiefel.

Zu der Hochzeit laden zunächst Hochzeiter und Brautführer, mancherorte außerdem Braut und Kranzjungfer ein. Der Hochzeitszug geht mehr zu Roß und Wagen als zu Fuß. „Der Bräutigam führt hinter sich seine Braut, der staraschina (Speisemeister) auf dem Pferde hinter sich die Teta (das ist ein Weib als eine Mutter). Der Brautführer aber hinter sich die Kränzeljungfrau (Brautjungfer oder Tischjungfer, wie man's in Deutschland nennet), die übrigen reiten. Die Männer haben alte Säbel an der Seite, als ob sie »nicht zur Hochzeit, sondern zu Feld ziehen und eine Partei Türken trenchieren wollten«. Aber die seidenen Hutbänder, die wie der große Busch aus Seite, Rauschgold, Federn, Buxbaum mit Buchweizenkorn in der Luft flattern, bezeugen, daß es diese Ritter lustig meinen und nicht blutig.“ Die Reiterei kommt nachmittag angezogen, das Frühmahl ist bei der Braut, das Nachtmahl beim Bräutigam, jedenfalls muß dieser, wenn er nicht Spötterei leiden will, am Hochzeitstage im eigenen Hause übernachten. Wenn die Braut ins Haus des Bräutigams geführt wird, jagt ein Teil der Hochzeitsgesellschaft, so schnell es geht, ins Bräutigamshaus, um dort zuerst die „Pogatschen oder Stautgen“, den Hochzeitskuchen, zu holen. Dieser Hochzeitskuchen, der in der Neuzeit durch tortenähnliche Gebäcke vertreten wird und mit allerhand Zieraten versehen ist, bald als Kleingebäck, bald als Schnitt eines großen Brotes überreicht wird, spielt bei der Hochzeit eine große Rolle, und der Bäcker oder die Bäckerin kann hier alle erworbene Kunst zeigen; Valvasor verwendet eine ganze Spalte darauf, sie zu schildern, und das Laibacher Museum bietet eine Anzahl solcher wertvollen Stücke in Natur. Die bei der Hochzeit nun folgende Abholung der Braut durch den Bräutigam geht mit ganz ähnlichem Scherz wie bei den Slowinzen vor sich. Man will die Braut dem Bräutigam vorenthalten, ihm eine Alte oder Unsaubere geben und treibt Jux und Scherz, bis er die rechte hat. Nach der Mahlzeit tanzt man, am dritten Tage erst führen die Brautführer die Teta und Kranzjungfer heim. Die Tanzlust des Volkes zeigt sich in den Bauernstuben, auf den Tennen und bei der Hochzeit mit allem Jubel und Lärm. Die Unterkrainer Bräute gehen mit einem Drusch oder Hochzeitlader einladen, ebenso der Hochzeiter mit dem Brautführer oder Tovarsch. Die Wörtelung bei Abholung der Braut durch den Bräutigam ist dieselbe, die Wertschätzung der Pogatschen beim Hochzeitsmahl ebenso, letztere werden aber nicht nur ausgeteilt, sondern auch als Geschenk mitgebracht. Als Unterhaltungsscherz galt es, daß sich ein Geiger wie ein Lump anzog und einen Ochsen feilbot, er bekam aber nur Püffe und hatte derbe Späße auszustehen und mußte sich Spitzbube nennen lassen. Er kommt über 20 mal, und zum Schluß wird er hinausgeworfen. — Am Schluß des Mahles kommt die Köchin mit einem Löffel, der mit Stroh verbunden ist: er sei krank, man solle ihm Zehrung geben. Diese Art des Trinkgeldforderns ist weit verbreitet, wie auch jener Unterhaltungsscherz. Nach der Kindtaufe wird bei einem Kindesmahl die Mutter von den Gevattern wieder mit Pogatschen beschenkt.

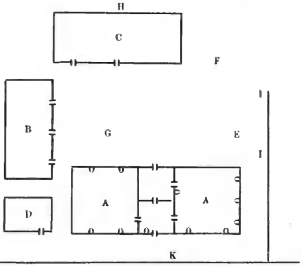


Abb. 2.
Slowenische Gehöftanlage an der kroatischen Grenze.
A Wohnhaus, B Stallungen, C Scheune mit Wirtschaftsraum, D Schweinestall mit Abort, E Maisspeicher, F großes Bienenhaus, G Brunnen, H Obstgarten, I Feld, K Straße (tiefergelegen). Scheune und Speicher mit Ziegeldach, das übrige mit Strohschindel.

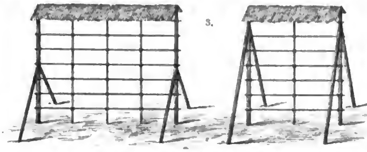
Die Totenklagen, das Bringen von Trauerspenden für

den Sarg und aufs Grab, wie dies alles bei Valvasor erwähnt wird, ist zwar im Entschwinden, wird aber doch vereinzelt noch geübt, namentlich legt man gern auf Kindergräber an die Kreuze kleine Bildchen. Die Grabkreuze, hölzerne, steinerne oder von Metall, geradlinig oder mit geschwungenen Formen, mit und ohne Dach, weichen nicht von denen ganz Mitteleuropas ab.

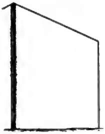
Wie bei den Litauern die Talkos und Rockenstuben eine große Rolle spielten, so waren und sind sie teilweise noch bei den Slowenen die besten Gelegenheiten der jungen Geschlechter, nach der Arbeit Spiel und Lust zu suchen. Und wie die alten Berichterstatter in Deutschland auf die sittlichen Gefahren hinweisen, die diese Rockenstuben, das Hirseaustreten usw. im Gefolge haben, so sagt auch Valvasor: „Wann nun der Hirs ausgetreten und diese Arbeit verrichtet ist, tun sie (nach dem Walchern) mit den Menschern einen Tanz, woraus aber oft ein anderer Tanz entsteht, dadurch Zucht und Ehre vertanzt werden, denn da werden alsdann manche Kopfstücker gemünzt, welche mit ihren Köpfen eine verstohlene Näscherei gern anzeigen, und auf was für einer Münzstätte sie geprägt worden, zu merken geben." Auch die Kunkelträger, die ihrer Geliebten aus der Spinnstube um Mitternacht den Rocken nach Hause tragen, schilt der Schriftsteller. Er meint, „die Mädchen bewiesen sich für den Dienst hinwiederum so erkenntlich, daß sie wiederum einen Kunkel zu tragen auf sich nehmen, so von zwo Personen zugleich gesponnen".

Die Verfertigung eigener Stöcke, spaßhafter Musikinstrumente zu den Dorffesten, die Dreikönigsumzüge und dgl. haben die Slowenen mit allen Slawen gemein, ebenso die Anwendung von Zauberkräutern, Zaubersteinen, Hausmitteln und Pröpelformeln gegen Krankheiten. In welch ausgiebiger und schändlicher Weise man ehemals dem Hexenglauben und der Hexenverbrennung huldigte, dafür gibt Valvasor Beispiele in Menge.

Nach Valvasor hat besonders Hacquet (Beschreibung der Illyrer, Wenden und Slawen, Leipzig 1801) 1775 die Gebräuche der Slowenen gut beobachtet, so daß auch Dobrowsky in seinen Werken „Slavin" und „Slovanka" die gebildete Welt darauf aufmerksam machte und Auszüge veröffentlichte. Er hebt besonders hervor: Die Spinnstuben, die gebackenen Weihnachtskronen, das Osterbrot aus Honig und Nüssen, die mit Valvasors Angaben nicht völlig übereinstimmenden Hochzeitsgebräuche, wobei des Kopfputzes der Braut, des grotesken Lärmes bei Witwenheiraten, der Spaßmacher bei jeder Festlichkeit besonders Erwähnung getan wird. Über die Bienenzucht heißt es (Slovanka, S. 92), sie sei bei den Krainern im besten Flor. Gebricht es den Bienen in einer Gegend an Nahrung, so übertragen und führen sie die Stöcke weiter, wozu sie eigene Wagen mit Hängestöcken haben. Sie bemalen ihre Stöcke, die aus sechs Brettchen zusammengesetzt sind, auf der schmalen Vorderseite mit Figuren eines Heiligen. Diese bemalten Bienenstöcke sind nun zwar nicht bloß den Slowenen, sondern allen Südslawen und den Italienern eigen. Aber in so frischer farbiger Schönheit trifft man die Türen des Stockes doch nirgend an. Nicht bloß Heilige, sondern auch gewöhnliche Bauern, aber auch kleine Geschichten, wie Hochzeitsmusik, Männermühlen, Zungenschleifer, Bärenkämpfe, Liebespaare, Bauernfeste oder auch Blumenstücke, Radbrunnen und Häuser buntfarbig ausgemalt. Das Laibacher Museum, das, wie auch das Wiener und Budapester, eine Menge typischen Kulturbesitzes der Slowenen aufbewahrt, hat auch eine ganze Reihe solcher gemalten Bienenstocktürchen, nicht zu gedenken der zahlreichen hochzeitlichen und gewöhnlichen Honiggebäcke. Hacquet rühmt sodann den Fleiß der Slowenen beim Ackerbau und gedenkt dabei der Trockengerüste oder Harpfen = Harfen (Abb. 3 u. 4), slow. Kozolz, woraus manche Deutschen wiederum Goasel gebildet haben = Geisel (was ja zu Unrecht neuhochdeutsch mit ß geschrieben wird, so daß das slowenische Wort lautlich dem oberdeutschen fast gleich ist). Diese Harfe ist nach Befinden ein 4 bis 6 m hohes und gewöhnlich noch breiteres einfaches Gerüst von Querstangen, die durch einige in der Erde befestigte dicke Balken festgehalten werden, der First ist ein schmales Dach. In dies dort überall und allenthalben sichtbare Gerüst steckt man die Garben, daß sie die Sonne trockne. Es kommt auch vor, daß zwei solche Harfen parallel stehen, in Entfernung einiger Meter, und durch ein Dach verbunden sind. Oft schließt sich auch an die Harfe nur auf einer Seite ein überdachter Raum an. Der Maisspeicher ist (wie der bunte fränkische Regenschirm) ganz der der Kroaten. Das Gehöft hat die slawisch häufige Anlage, daß das Wohnhaus nach der Straße, ihm zur Seite und gegenüber je ein Gebäude, Stall oder Scheune stehen, die vierte Seite aber meist frei ist. Die Handwerker haben vor ihren Häusern die bekannten Symbole angebracht, die Gasthäuser Trauben und Büschel aus gedrehten Hobelspänen. Die Gänge ums Haus sind überdacht, gegen Regen und Wetter. Auch der nicht besonders charakteristischen Trachten gedenkt Hacquet, wobei der Umstand Erwähnung verdient, daß das lange Zierhemd srajza wie heute auch noch bei den Rumänen (streiza) heißt. Jetzt ist ja die schon an und für sich einfache, streifige Tracht überhaupt in die entferntesten Täler zurückgedrängt worden. Ich habe in Laibach, abgesehen vom Museum mit seinen allerdings höchst wertvollen, mit Hochstickereien und Durchbrüchen versehenen, in mühsamer Handarbeit gestickten Frauenkleidern, überhaupt keine alte Tracht mehr gesehen; dafür treten die Sokolleute in ihrer Uniform um so anspruchsvoller bei Leichenbegängnissen und Umzügen auf. Doch soll bei goldenen Hochzeiten noch häufig die alte Volkstracht hervorgesucht werden. Selbst Postkarten mit Volkstrachten waren nur schwer und in sehr geringer Anzahl zu haben, gegenüber der Fülle, die die Kroaten zu bieten haben.



3.



4.

Abb. 3. **Harfen oder Harpfen.** Abb. 4. **Harfe mit Dachanbau, Seitenansicht.**

Das slowenische Haus ist dreiteilig, neben der Hausflur befinden sich rechts und links Wohnstuben; Flur und Stuben sind oft der Breite nach geteilt. Obergänge oder Hauslauben mit äußeren Treppen finden sich häufig. Die Bauart ist vielfältig, vom Gersaß- und Füllholzständerstil bis zum Fachwerk- und Steinbau (Abb. 1 u. 2).

Aus der Zeit, da Napoleon Laibach zur Hauptstadt Illyriens gemacht hatte, stammen die Berichte des wackeren Seume, des Weltwandersmanns, der über so viele slawische und baltische Stämme treffende Urteile abgab. Die Ungastlichkeit eines einzelnen, das Gehaben eines „hübschen Stückchens Erbsünde", die eigentümliche Beurteilung des Fremden will wohl Seume selbst nicht für etwas ausgesprochen Slowenisches ansehen, dagegen meint auch er, die Slawen täten alle, als wäre Slowenisch so ziemlich dasselbe wie jede slawische, wie eine gemeinslawische Sprache. Über das Innere der Häuser sagt er: „Es war mir lieb, eine gewöhnliche krainische Wirtschaft zu sehen, die dem Ansehen nach noch nicht die schlechteste war, und die doch nicht viel besser schien, als man sie bei den Letten und Esten im Kurland und Liefland findet. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen."

Wie unsere Soldaten im Kriege den Kugelsegen und viele Bauernburschen den Himmelsbrief auf der Brust tragen, so nimmt man dort ein rotes oder schwarzes Amulett um den Hals, das an ein paar Bändern auf Leinwanddrucken Heiligenköpfe und den gekreuzigten Jesus oder die Madonna zeigt. Diese Sachen sind überall käuflich. Ich erwarb ein rotes und ein schwarzes für zusammen 10 Kr. auf dem Zirknitzer Jahrmarkt und ward belehrt, daß das schwarze mit dem Kopf des heiligen Athanasius alle meine Sünden straffrei mache bis auf einen Tag Fegefeuer. Das rote aber, das Christi Blut andeuten solle, erlasse auch noch den. Es ist diese Art der Amulettverwendung entschieden einfacher als die oben erwähnte deutsche, wo jeder erst den langen Brief abschreiben muß. Bei der Erwähnung von Zirknitz will ich nicht unterlassen, auf die trotz aller bestätigender Lesebuchschilderungen doch erwähnenswerte Tatsache hinzuweisen, daß ich 20 Jahre vorher über Gegenden mit dem Kahn gefahren bin, die jetzt vollständig trocken und angebaut waren. Damals fiel mir auf der Insel Otok die überschäumende Lust der jungen Leute an Branntwein und Tanz auf, ich sah jetzt in Zirknitz dasselbe lustige Leben, erfüllt von Freude an Sang und Wein, das sich bis lange nach Mitternacht ausdehnte. Leider fand ich auch bei den Slowenen wie Gottscheern noch dieselbe Wanderlust nach Amerika, dieselben Triebe, dann wieder nach der Heimat und womöglich nochmals nach Amerika zurückzukehren. Daß dabei die alten Gebräuche allmählich verschwinden, ist klar. Nur noch in abgelegenen Dörfern kennt man das „Frische Grüne Peitschen", Krippenbauen, Aubrennen geweihter Ruten am Palmsonntag, Eierbemalen am Gründonnerstag, Kräuterbrotbacken zu Ostern, Stefans Salzweihe, Johannessegen mit Weinspende, Neujahrs- und Faschingsumzüge, die Umzüge des grünen Georg.

3. Volkspoesie. Aus Schafariks Geschichte der südslawischen Literatur und Šumans Werk „Die Slowenen" erfahren wir deutlich, was für herrliche Kräfte in jenem Volke schlummerten und welche zur Entfaltung kamen. An dieser Stelle sei nur der Volksliteratur, und zwar zunächst des edelsten Teiles der Volkslyrik gedacht. Sie ist umfassend auch dem deutschen Volk übermittelt worden. Hiazynth v. Schulheim, Wilhelm Urbas und besonders Anastasius Grün haben uns eine Reihe von Verdeutschungen geschenkt. Die slowenische Volkslyrik, soweit sie in diesen Liedern an die Öffentlichkeit getreten ist, hat eine große Verwandtschaft mit der deutschen, slawischen und baltischen, ich möchte sagen, sie steht im Ausdruck mitten inne zwischen deutscher und litauischer. Ich war erstaunt, als ich Anastasius Grüns „Volkslieder aus Krain" das erstemal las und darin nicht bloß in Stoff und Ausdruck, sondern auch in der ganzen Anordnung so manches Lied fand, das mit einem oder dem anderen in meinen Dainos, den verdeutschten litauischen Volksliedern, übereinstimmte. Die epischen wiederum neigen nach Form und Inhalt nach den kroatischen und serbischen Guslarenliedern hinüber. Die von Schulheim mitgeteilten in beiden Sprachen gereimten Lieder, z. B. der Abschied, Romanze, die Geliebte, haben ihre Entsprechung auch bei uns, die Braut Anjtschka, die drei Töchter bei den Litauern. Die aus dem Tierleben stammenden von der Vogelhochzeit, dem Tierkampf, Eulentanz, den ankündenden Vögeln usw. finden wir gleicherweise bei Sorben und anderen Slawen. Die Vergleiche aus dem Pflanzenleben, das Hereinziehen der Blumen und Kräuter, der Farben und Düfte des Kleingartens, die Vorliebe für die Drei- und Neunzahl, die Anwendung der Verkleinerungssilben, das Sprunghafte und Abgerissene in der Behandlung der Episoden eignen dem slowenischen Volkslied, wie dem benachbarten. Sogar die Vogtländischen Rundas kann man fast wörtlich in den windischen wiederfinden. Die nur in schwachem Abglanz im Volke lebende Welt alter Dämonen, der Rojnice (Parzen), Wilen (Feen), Schrettel, Waldgeister, Wassermänner hat uns zum Teil auch Rudolf Baumbach in seinem Zlatorog (= Goldbock) nahegebracht. Aber schon Anastasius Grün schreibt: „Die Erinnerungen an den ursprünglichen Kultus der Slowenen sind selbst gänzlich verschwunden; die auf uns gekommenen Überreste bezeugen, daß sie einen höchsten guten Gott (Bog, Belibog, Gott des Lichtes Svantevid), dem ein urböser gegenübersteht (Cart, Cernibog, Gott der Finsternisse und des Unheils), ferner eine große Zahl von Untergöttern verehrt haben. Die Mora (Alb, Drude) erdrosselt die Bösen im Schlafe. Kurent (der slawische Priap) war Beschützer des Gastmahls und der Schwelgerei, Radegast Gott der Freude und des Wohllebens, Ziva die liebliche Göttin des Lebens und der Ehe, die Venus der Wenden (der Planet Venus trägt ihren Namen), endlich Triglav (Dreihaupt), welcher mit einem Haupte die Erde, mit dem anderen die Luft und mit dem dritten das Wasser beherrschte. Man glaubte, daß die Götter in Wäldern, Bäumen, Flüssen und Seen wohnten, weihte ihnen Haine und opferte ihnen in Hram (Opferplatz) Tiere und Früchte."

Ich will aus der Lyrik nicht solche Liedchen wiedergeben, wie sie beim Flursegen, Neujahrsgang, beim Koledasingen, am Erscheinungsfest u. dgl. gesungen werden, sie sind in ganz Mitteleuropa ähnlich. Folgende allgemeinere Liedchen aber werden am besten dartun, welche Verwandtschaft und welcher Unterschied beispielsweise zwischen den slowenischen und litauischen Liedern besteht. (Vgl. Grün 5, 27, 28, 31, 32, 40 mit Dainos 1, 57, 9 und 13, 5, 2.)

1. Weltjammer. (Grün, S. 36. Vgl. Dainos 45 f.)

O scheine, Sonne scheine —
Du gelbe Sonne du!
„Ich kann dir nimmer scheinen
Vor großer Traurigkeit.

Wenn morgens ich erstehe,
Das Weibervolk schon greint.
Wenn abends fort ich gehe,
Das Hirtenvolk noch weint.

Wenn ich zu Berge scheine,
Nur arme Teufel gibt's!
Wenn ich zu Tale scheine,
Nur Bettelweiber gibt's."

2. Wohin damit? (Grün, S. 41. Dainos 20.)

Kommt zu Roß geritten,
Aus dem Schloß mein Liebster,
Auf dem Pferde trägt er
Einen weißen Falken. —

Auf dem Hute trägt er
Rosmarius ein Sträußlein,
Und das Rößlein wiehert,
Rosmarin erblühet.

„Meine süße Liebste,
Sprich, wohin das Rößlein?"
„O mein süßer Liebster,
Nach dem weißen Stalle!"

„Meine süße Liebste,
Sprich wohin den Falken?"
„O mein süßer Liebster,
In mein lichtes Zimmer!"

„Meine süße Liebste,
Sprich wohin das Sträußlein?"
„O mein süßer Liebster,
An mein blankes Mieder!"

3. Hochzeit der Vögel. (Grün, S. 23. Dainos 68f.)

Vögel Hochzeit feiern, Auf dem Feld im Freien.
Fink ist der Neuvermählte, Finkin ist die Erwählte.
Festmeister ist der Geier, Nickt bei der Tafel statt zweier.
Brautmutter ist die Eule, Kürzt sich am Tisch die Weile.
Wolf ist heute Metzger, Drüben das Messer wetzt er.
Hase ist heut Kellner, Bringt den Wein und die Teller.
Hausmagd ist die Katze, Fegt den Tisch mit der Tatze.
Spielleute sind die Hunde, Mit dem breiten Munde.
Fliege tanzt mit der Mücke, Geht die Welt fast in Stücke.
Fliege aber beim Holpern, Bricht sich ein Bein im Stolpern.
Schickt um den Bader in Eile, Daß er den Beinbruch heile!
Ehe der Bader sich sputet, Längst die Fliege verblutet.

Anastasius Grün hat bei seiner Übersetzung sowohl die reimlosen als die unvollkommen gereimten Verse nachgeahmt und das Versmaß beibehalten. Dies ist bei den epischen Gedichten meist trochäisch und vierhebig, z. B. in den berühmten Gedichten von der ungetreuen Gräfin, der Königstochter, vom Ableben des Königs Matjosch, vom Herrn Rauber. In vierfüßigen gereimten Jamben ist das bekannteste von Lambug und Pegam, in fünffüßigen reimlosen Trochäen die Geschichte von des Woiwoden Janko Hochzeit im Munde der Guslaren zuerst erklungen. Drei- oder zweihebig sind die Rundas, z. B.:

Stand unter der Linde,
Nahm Abschied von ihr,
Da kam ihr das Weinen,
Das Lachen kam mir.

Du liebliche Maid,
Sprich, wie dies gedeiht?
Was fragst du um mich,
Nicht frag ich um dich.

Hätt ich gar nichts anders
Als den schönen Mann
Stets säß ich beim Tische
Und säh mir ihn an.

Eine Reihe Grabsprüche aus dem slowenischen Sprachgebiet möge mit den Anschauungen bekannt machen, die man über die Toten zum Ausdruck bringt:

1. Nach oben ist der Blick zu lenken
Zu jenen lichten Sternenhöhn,
Dort werd ich liebend euch (!) gedenken,
Dort werden wir uns wiedersehn.

2. Getreu erfüllte er hienieden
Als Gatte und als Vater seine Pflicht.
Drum schied er bin voll Trost und Frieden.
Er lebt bei Gott und starb uns nicht.

3. Hier in diesem Blumengarten
Woll'n wir unsrer Eltern warten,
Allzufrüh sind wir geschieden,
Weint nicht, weil ihr seid hienieden.

4. Hier in diesem Blumengarten
Will ich meiner Eltern warten.
Kaum hab ich die Welt erblickt,
Muß ich schon ins Grab zurück.

5. Unheilbar war die Wunde,
Die dein früher Tod uns schlug.
Unvergeßlich ist die Stunde,
Wo man dich zu Grabe trug.

6. Dankbar hegen wir euer Bild.
Bis zur Auferstehungsfeier
Ruht in stillem Frieden mild,
Beste Eltern, stets uns teuer.

Gottscheer Inschriften:

1. O suchet unter diesem Steine
Kein müdes altersgraues Haupt.
Ein Jüngling ruht im engen Schreine,
Vom Tod den Eltern weggeraubt
In seinem schönsten Blütenleben.
Kann's einen größ'ren Schmerz wohl geben?

Wie wenn der Sturm in seinem Wüten
Des Landmanns goldne Saat verheert,
Vom Baume streift des Lenzes Blüten,
Die Hoffnungen in Leid verkehrt,
So brachen an des Jünglings Leiche
Zwei Herzen hin mit einem Streiche.

Doch was der Welten Herr beschlossen,
Ist uns zum Heil, ist wohlgetan,
Ob auch schon viele Tränen flossen
Und fließen werden noch fortan,
Es glänzt ein Stern in lichten Höhn,
Und dieser Stern heißt Wiedersehn.

2. Ihr Lieben, Denker, sorgend unserem Sein,
Hier ruht ihr sorglos, stille und allein,
Es grüßt euch, dankt euch, tränend Blickes nach,
Im Geist doch, Liebe, seid stets ihr für uns wach.
(Ruhestätte der Familie Hofholzer: Militäroberintendant, 89 Jahre alt, Zeichenlehrer J., 88 J., Frau A., 84 J. alt.)

3. Der im Gedächtnis eurer Liebe lebt, ist ja nicht tot.
Er ist nur fern. Tot nur ist, der vergessen wird.

4. Ruhe denn sanft, geliebter Vater, geachtet als Bürger,
Bis zur Verklärung dich ruft Gottes allmächtiges Wort.

5. Die Stunde schlägt, es ist vollbracht,
Lebt wohl, ihr Lieben, Gute Nacht.

6. Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen.

Der Slowene hat einen reichen Sprichwörterschatz und schöpft daraus tagtäglich in gewöhnlicher Rede. Und wenn ihm hier und da nachgesagt wird, er bleibe gern länger im Krug bei Trank und Scherz sitzen, nur um zu zeigen, daß er Herr seines Hauses sei, nicht seine Frau, so verdient auch hervorgehoben zu werden, daß eins seiner Lieblingssprichwörter ist: „Die Frau stützt drei Ecken des Hauses, der Mann eine." Vielleicht glaubt er deshalb, nicht so nötig zu sein zu Hause.

Literatur.

Baumbach: Zlatorog, Alpensage, 1877.
Dobrowsky: Slavin, 1813. Slovanka, 1814.
Fasching: Skizzierte Geschichte der von Slowenen bewohnten Länder. Bei Šuman, S. 67 bis 78.
Grün: Volkslieder aus Krain, 1849. In Anastasius Grüns gesammelten Werken, Berlin 1877. Bd. V, S. 1 bis 157.
Hacquet: Beschreibung der Illyrer, Wenden und Slawen. Leipzig 1801.
Hubad: Sitten und Gebräuche der Slowenen. Siehe Šuman, S. 79 bis 105.
Krauss: Anthropophyteia, 1904 bis 1906. Leipzig. Sagen und Märchen der Südslawen, 1883f. Sitte und Brauch der Südslawen, 1885.
Megiser: Chronik des Erzh. Krain. Leipzig 1612.
Milkowicz: Der slowenische und der serbokroatische Stamm. In Helmolts Weltgeschichte V, S. 267 bis 312. Leipzig und Wien 1905.
Ottokar: Österreichische Reimchronik (v. Ottokar), hsg. v. Seemüller 1890/3.
Schafarik: Geschichte der südslawischen Literatur. Hsg. v. Jireček 1864.
Schulheim: Volkslieder der steiermärkischen Wenden, deutsch bearbeitet von Hiacynth v. Schulheim. Steiermärk. Zeitschrift (1815 bis 75).
Šuman: Die Slowenen. Wien und Teschen, 1881.
Seume: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802.
Simonič: Die slowenische Literatur. Siehe Šuman, S. 123 bis 172.
Urbas: Programm der Staats-Oberrealschule in Triest. 1873.
Valvasor: Ehre des Herzogtums Krain. Laibach 1689.

Kennzeichen von Niveauänderungen in den Philippinen.

Hongkong, S. M. S. Planet, 18. Februar 1907.

Bei der Fahrt durch die Inseln der Philippinengruppe passierte S. M. S. Planet am 6. Februar die drei unter 13° 13′ nördl. Br. 121° 50′ östl. L. liegenden Los Tres Reyes genannten kleinen Inseln.

Diese Inseln zeigten schon aus größerem Abstand von Süden her alle drei insofern ein auffallendes Bild, als sie auf einer etwa 80 m hohen, ziemlich steil aus dem Meere sich erhebenden Tafel noch eine, die Insel Gaspar aber zwei kleinere, etwa 30 bis 60 m hohe, runde Kuppen trugen. Man erhielt den Eindruck, als ob die Abflachung der Tafeln bis zu den aufgesetzten Kuppen alte Strandterrassen seien. Beim Näherkommen wurden Spuren weiterer alter Strandlinien zwischen dieser höchsten und dem jetzigen Meeresspiegel erkannt.

Dies gab Veranlassung, an die Südküste der zunächst gelegenen Insel Baltasar (Abb. 1), deren Höhe zu rund 130 m ermittelt wurde, nahe heranzugehen und hier die mitgeteilten photographischen Aufnahmen zu machen, sowie durch Entsendung eines Bootes die Verhältnisse an Land näher zu untersuchen. Die mit dem Boot an Land fahrenden Offiziere fanden keine Landungsstelle, von der aus ihnen ein Ersteigen des steilen Abhanges möglich gewesen wäre. Sie konnten nur etwa 10 m hoch steigen und feststellen, daß das anstehende Gestein Korallenkalk war. Doch konnte man von Bord aus mit Ferngläsern genau erkennen, daß das sämtliche Gestein, soweit es nicht durch Vegetation verdeckt war, ganz gleichartige Beschaffenheit zeigte. (Abb. 4.)

Das Boot stellte ferner fest, daß die Steilküste von einem nur 15 bis 30 m breiten, aus lebenden Korallen bestehenden Riff begleitet wird, das bis zu 5 m unter dem Meeresspiegel liegt, und von dessen Rand aus sich der steile Abfall fortsetzt. Lotungen wurden nicht vorgenommen.



1.



2.



3.



4.

Abb. 1. **Die Insel Baltasar aus Südost.** 1,5 Seem. Abstand. Abb. 2. **Nordostecke der Insel Baltasar.** Abb. 3. **Südwestecke der Insel Baltasar.** Abb. 4. **Blick von Südost auf den an Abb. 2 sich anschließenden Teil von Baltasar.**

Abb. 2 zeigt die NO-Ecke der Insel mit besonders stark von der Brandung ausgearbeiteter Hohlkehle. Die überhängende Spitze liegt 5,5 bis 6 m über dem Meeresspiegel. Unmittelbar darüber erkennt man sehr deutlich eine ältere Strandlinie, dieselbe, die Abb. 3 an der SW-Ecke zeigt. Die am höchsten gelegene der früheren Strandlinien, etwa 80 m über Wasser, schien an der durch Abb. 4 gezeigten Stelle der Südküste am deutlichsten sichtbar zu sein. Leider war eine unmittelbare Untersuchung dieser Stelle und des die obere Kuppe bildenden Gesteins nicht möglich. Diese Strandlinie bildet die obere Grenze des vorerwähnten unteren Tafelteiles der Insel. Mit dem Fernrohr glaubte ich in dem dort oben in einer horizontalen Linie zutage tretenden Gestein Aushöhlungen, wie eine Brandungshohlkehle, zu erkennen.

Zwischen den beiden besprochenen alten Strandlinien finden sich noch weitere angedeutet, freilich nicht leicht zu erkennen. Es ist ja auch klar, daß bei dem steilen Böschungswinkel alte Terrassen bald nachstürzen müssen, und daß damit ihre deutlichen Spuren schnell verschwinden können.

Ich habe in Manila nicht ermitteln können, ob andere Anzeichen für Niveauänderungen in den Philippinen bekannt sind. Hier gibt jedenfalls der über das heutige Meeresniveau um mindestens 80 m gehobene Korallenkalk im Verein mit den geschilderten Strandlinien einen unzweifelhaften Beweis für eine negative Strandverschiebung.

Kapitänleutnant Kurtz,
Kommandant S. M. S. Planet.

Die Heilgötter der Ägypter und Griechen

waren der Gegenstand einer Vortragsreihe Dr. R. Catons im Institute of Archaeology der Universität Liverpool. In einem Berichte der „Nature" vom 21. März d. J. hierüber heißt es: Der Vortragende erwähnte zunächst die von Athosis, dem Sohne des Menes, und die von Pharaonen, wie Usaphais und Semti, in sehr früher Zeit geschriebenen medizinischen Werke und schilderte dann kurz den Kultus von Isis, Serapis, Thoth und Imhotep und die Tempel, in denen Heilungen vorgenommen wurden. Von diesen war der weitaus wichtigste der Tempel Imhoteps in Memphis. Alle jene Heilstätten sind heute zerstört bis auf den kleinen Imhoteptempel auf der Insel Philae. Weiter wurden die zahlreichen medizinischen Mittel der Ägypter und die Sitte der Inkubation oder des Tempelschlafes erwähnt. In den Tempeln nämlich von Isis und Serapis und wahrscheinlich auch in den wichtigeren Heiligtümern Imhoteps schlief der Kranke innerhalb derselben oder in deren Nähe, und es wurde dabei angenommen, daß der Gott sich ihm zu erkennen geben oder im Traume oder in einer Vision zu ihm sprechen und die Art der Behandlung angeben würde. Solche Träume oder Visionen wurden von den Priestern ausgedeutet, und die gewählte Behandlung wurde als in Übereinstimmung mit ihnen vorausgesetzt. Manchmal wurde dem Kranken kein Traum gewährt, oder es konnte aus ihm keine Auslegung für die Krankheit hergeleitet werden; in diesem Falle besorgte der Priester das Träumen. Die Imhoteppriester hatten außerdem mit dem Einbalsamieren der Leichen zu tun und erwarben zum Teil hieraus beträchtliche anatomische Kenntnisse und eigneten sich gewisse Tatsachen über den Blutumlauf an. Manche der medizinischen Papyri enthalten bemerkenswerte Einzelheiten bezüglich der Blutgefäße und der Bewegung des Blutes, und wahrscheinlich leiteten die Griechen hieraus all ihr Wissen von diesen Dingen her.

In Griechenland und Großgriechenland schrieb man verschiedenen Göttern und Halbgöttern medizinische Kraft zu. Men Karon in Laodicea war eine Heilgottheit, die in Kleinasien einen großen Ruf hatte, und eine bedeutende medizinische Schule war mit seinem Tempel verbunden. Apollo, Amynos, Asklepios, Hygeia, Amphiaraus, Trophonios, Aphrodite und die chthonischen Gottheiten Pluto, Demeter, Persephone und andere von geringerer Bedeutung waren in Griechenland wegen ihrer heilenden Wirksamkeit bekannt. Der Kult des Asklepios war der bei weitem wichtigste. In zahlreichen prächtigen, mit den schönsten griechischen Kunstwerken ausgestatteten Tempeln ging die Verehrung des Gottes und die Behandlung von Kranken Jahrhunderte hindurch vor sich. Die vielleicht wichtigste dieser heiligen Stätten war Epidaurus; es war der Mittelpunkt, von dem aus der Kult sich durch andere Teile Griechenlands und die Kolonien verbreitete. Erfahrene Priester und ebenso die heiligen Schlangen, die für die Inkarnation des Gottes galten, wurden von dort ausgesandt, um das Heilungswerk in Athen, Korinth, Delphi, Pergamon, Knidos, Rhodos, Kos und an vielen anderen solcher Stätten auszuüben.

In allen Fällen war die Inkubation der erste Schritt und der Führer für die Behandlung. Wahrscheinlich wird das Volk kein Vertrauen zu solchen Methoden gehabt haben, die nur auf dem Glauben beruhten, daß der Gott selbst sie angeraten hatte. Die Priester selbst mögen teilweise Gläubige gewesen sein. Viele der Priester waren Ärzte, die im Laufe von Zeitaltern viele wertvolle Kenntnisse angehäuft hatten; sie besaßen nützliche Methoden in der Behandlung bezüglich des Schlafes, der Diät, der Heilanwendung von Bewegung und Bädern und von Arzneien. Das Ritual war schön und eindrucksvoll, und die Hilfe scheint in menschenfreundlicher Weise gewährt worden zu sein, abgesehen von einem Falle: der Gott und seine Priester müssen mit dem Tode und mit der Geburt nichts zu tun gehabt haben. War eins von beiden nahe, so wurde der unglückliche Patient aus dem heiligen Bereich hinausgetrieben. Erst zur Zeit der Antonine waren die besonderen „Häuser für Geburt und Tod" vorgesehen, die für diese beiden Klassen von Leidenden außerhalb des Tempels lagen.

In Kos scheint der Einfluß des Hippokrates auf die Ausmerzung des Aberglaubens und die Begründung der Medizin allein auf Wahrheit und Tatsachen gerichtet gewesen zu sein. Auf die Sitte der Inkubation scheint sein Einfluß ohne Wirkung gewesen zu sein, denn sie setzte sich durch die heidnische in die christliche Zeit fort.

Als der Osten christianisiert war, verschwand zuletzt auch der Asklepioskult, aber die Heilungen gingen in derselben Weise vor sich, ausgenommen, daß die heiligen Schlangen verschwunden zu sein scheinen. Die Panakeia oder eine christliche Heilige nahm die Stelle des Asklepios ein, und die Inkubation ging unverändert weiter. Deren Anwendung verbreitete sich über große Teile Europas und fand sich z. B. in England noch in den dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, sie besteht selbst heute auf vielen Inseln und in manchen Küstengebieten des östlichen Mittelmeeres.

Eine interessante Eigenart dieser alten Heilstätten waren die Einrichtungen für die Unterhaltung und Belustigung ihrer kranken Besucher. Ein großes offenes Theater stand immer zur Verfügung, und hier pflegten die Werke der griechischen Dramatiker über manche Stunde der Langeweile und des Leidens hinwegzutäuschen. In späterer Zeit war manchmal ein „Odeon", eine Musikhalle, vorhanden. Die jungen Rekonvaleszenten nahmen am Laufen im Stadium und an den Gymnasium- und Palästraübungen teil und erfreuten damit auch die übrigen, die zusahen. Die Heiltempel hatten gewöhnlich eine hohe Lage, wo eine reine Bergluft kräftigend wirkte, und reines, frisches Wasser war in Menge vorhanden. Eine schöne landschaftliche Szenerie, Meisterwerke der Architektur und anderer Künste zogen die Aufmerksamkeit des Besuchers an, erweckten sein Interesse und verhinderten ihn, mit seinen Gedanken zu viel bei seinem eigenen Leiden zu verweilen. Die Kranken des alten Griechenlands waren dort ohne Zweifel gut aufgehoben.

Bücherschau.

Türkische Bibliothek, herausgegeben von Dr. G. Jacob, außerordentlichem Professor an der Universität Erlangen. VI. Bd., 140 Seiten. Berlin, Mayer u. Müller, 1906. VII. Bd., 64 Seiten. Ebenda 1907.

In der Anzeige früherer Bände des von Prof. Jacob rüstig fortgeführten verdienstlichen Unternehmens (der I. Band erschien 1904) ist bereits auf den großen Nutzen hingewiesen worden, den wir für die Kenntnis des türkischen Lebens und des türkischen Volkscharakters aus den Übersetzungen der reizvollen ethnographischen Gemälde schöpfen können, die uns Muhammed Tevfik in seinem „Ein Jahr in Konstantinopel" entrollt. Bereits in den Bändchen II bis IV dieser Sammlung hat uns ein tüchtiger Kenner der türkischen Sprache und Literatur, Dr. Theodor Menzel, mit drei „Monaten" des türkischen Verfassers bekannt gemacht. Die Vorzüge des Originals und der musterhaften deutschen Bearbeitung bewähren sich in gleicher Weise in der Skizze Kjätchane (Die süßen Wasser von Europa), die uns Menzel als VI. Band der Bibliothek darbietet. Schon in den „Ramazannächten" (Bd. III, S. 34) konnten wir von den Ausflügen erfahren, welche die Konstantinopeler Gesellschaft auf dem Bosporus nach Kjätchane unternimmt, „wenn der edle Ramazan in die Tage des Sommers fällt", denn das tut ja der wandernde Mondmonat nicht immer. Im vorliegenden Bändchen geht der Verfasser auf das Thema „Kjätchane" in spezieller Weise ein. Mit der die Arbeit dieses ausgezeichneten türkischen „Modernen" charakterisierenden Kleinmalerei, die, weit entfernt, den Leser zu ermüden, vielmehr sein Interesse in stetig erhöhter Spannung erhält, wird uns zunächst die topographische Situation jenes beliebten Vergnügungsortes und der

dahin führenden Strecke, sowie das Leben und Treiben daselbst vorgeführt; dann in einer daran geknüpften Erzählung „Binnen drei Tagen verliebt und verheiratet" (S. 35 ff.) ein solcher Ausflug als Hintergrund für die lebensgetreue Schilderung des besseren türkischen Kleinbürgerlebens, sowie besonders der Umstände türkischer Eheschließung, ihrer Vorbereitung und ihrer Formalitäten benutzt. Wir werden in das Intérieur einer türkischen Kaufmannsfamilie eingeführt, und gegenüber herrschenden Vorurteilen wohltätig enttäuscht durch die Erfahrung des in ihr herrschenden Bildungsbedürfnisses, nicht etwa in modern europäisierendem, sondern in traditionell alttürkischem Stil. Für die Kenntnis türkischer Erziehungsverhältnisse mag besonders auf S. 43 ff. verwiesen werden; man wird von der Sorgfalt überrascht, mit der sich der Kaufmann Derwisch Efendi um die wissenschaftliche Ausbildung seiner Tochter Hasna bemüht, und einen günstigen Einblick in ein auch aus dem türkischen „Harem" nicht obligat ausgeschlossenes höheres Leben gewinnen. — Sehr wertvoll ist der diesem Bändchen (S. 105 bis 140) beigegebene historische Anhang in sieben Stücken, in welchen aus historischen Werken verschiedener Zeitalter Beschreibungen des Kjätchäne, sowie feierlicher Vorgänge an diesem Orte und darauf bezügliche Poesien mitgeteilt sind. Dadurch gewinnen wir erst den historischen Gesichtspunkt für die auf moderne Zeiten bezügliche Darstellung Tevfiks.

Ein anderer vorzüglicher Kenner türkischer Philologie und Ethnographie, Dr. Friedrich Schrader, führt dem deutschen Publikum im VII. Bande einen neueren Vertreter der modernen türkischen Literatur vor: den gegenwärtig im Alter von etwa 37 Jahren stehenden Ahmed Hikmet Müftizâdeh, Professor der Literatur am Lyceum von Galata-Serai und zugleich Chef des Konsulatsbureaus im Ministerium des Auswärtigen in Konstantinopel. Er versteht es, in seinen Erzählungen seine hohe Achtung vor den ererbten türkischen Nationaltugenden in Schilderungen zu veranschaulichen, die wohl ihre occidentalische, vornehmlich französische Beeinflussung nicht verleugnen können, aber nichtsdestoweniger echt türkisches Gepräge veranschaulichen. Während wir durch die Gemälde des M. Tevfik in die bunte Welt türkischer Lebensgewohnheiten eingeweiht werden, Sitten und Bräuche des Alltags bis in die geringsten Einzelheiten kennen lernen, ragt Ahmed Hikmet vorzugsweise durch sein Erfassen innerlicher psychologischer und ethischer Situationen hervor. Dr. Schrader bietet in seinem einleitenden Essay über „Ahmed Hikmet und sein Werk" eine lehrreiche anziehende Charakteristik dieses Schriftstellers und seiner Novellensammlung „Dornengarten und Rosengarten", aus der er hier drei Erzählungen übersetzt, die auch von allgemein belletristischem Gesichtspunkt Beachtung verdienen. „Ninni (Das Wiegenlied)" ist eine ergreifende Tragödie der Mutterliebe (S. 10 bis 30); in „Tante Nakijje" (S. 31 bis 49) — Selbsterlebnis des Verfassers — lernen wir eine Spartanermutter kennen, die der in islamischem Sinne als Märtyrertod empfundene Verlust ihrer im Kriege heldenmütig gefallenen drei Kinder eher beseligt als betrübt; in „Salhas Sünde" (S. 50 bis 64) vertritt der Verfasser „das Recht der Vernunft und der gebieterisch auftretenden Regungen der menschlichen Seele gegenüber der individualitätsfeindlichen religiösen und sozialen Satzung". Die „Sünde" ist der Willkommskuß, den die liebende Gattin ihrem seit lange abwesenden und endlich an einem Ramazantage heimkehrenden Gatten auf die Lippen drückt: ein Bruch des Fastengesetzes nach strenger islamischer Auffassung. Der Verfasser hat seiner Schilderung dieses im Grunde nicht eben tiefsinnigen Konfliktes durch eine überaus anschauliche Beschreibung der Taräwih-Andacht der Ramazan-Nächte und der lärmenden Bräuche bei Tagesanbruch (Beginn des Fastens) erhöhtes Interesse verliehen.

Wie in den vorhergehenden Bänden wird auch in den vorliegenden beiden Fortsetzungen der Wert und die Nutzbarkeit der in philologischer Beziehung den strengsten Forderungen genugtuenden Übersetzungen durch eine überaus reichliche Reihe von Anmerkungen gesteigert, in denen eine dankenswerte Fülle von philologischer, geschichtlicher, literarhistorischer und ethnographischer Belehrung dargeboten wird, an der außer den beiden Übersetzern auch der Redakteur einen erheblichen Anteil hat. Alle ohne solche Wegweisung dunkeln Realien des Textes werden in diesen Anmerkungen in gründlicher Weise aufgehellt und überall die nötigen Literaturnachweise erstattet. Besonders darf auf die zahlreichen Aufschlüsse über abergläubische Anschauungen und Bräuche, sowie über volkstümliche Glaubensvorstellungen in beiden neuen Bänden hingewiesen werden. — Es mögen nun noch einige Bemerkungen gestattet sein. Bd. VI, S. 50, Anm. 1 wird aus Versehen das Werk des Râghib Isfahânî an den Rand einer Ausgabe der Thamarât al-aurâk versetzt; der typographische Tatbestand ist eben der umgekehrte: das letztere Werk des Ibn Haddscha füllt die Margines der Ausgabe der Muhâdharât. — In Bd. VII, S. 12, Anm. 2 kann noch auf die Literatur verwiesen werden, die hier im „Globus" Bd. LXXX, Nr. 2 über die geöffnete Hand als Amulett gegen das böse Auge zusammengestellt ist. — S. 17, Anm. 3 vgl. Goldziher, Muhammed. Studien II, S. 408 ff. — Zu den S. 47, Anm. 2 mitgeteilten Formeln zur Bannung böser Einflüsse einer Trauerkunde sind arabische und jüdische Parallelen gegeben in der Revue des Études juives, Bd. L (1905), S. 187. — S. 55, Z. 9 ist salât-i-vitr nicht als „Frühgebet", sondern eher als ein zu dem spätesten Nachtgebet gehöriger Ritus zu determinieren.

Es darf schließlich auch bei dieser Gelegenheit wiederholt auf den großen Nutzen hingewiesen werden, den diese Türkische Bibliothek, für deren Herausgabe man dem unermüdlich tätigen Professor Jacob nur dankbar sein muß, für die orientalische Literatur- und Volkskunde bietet. Es ist erfreulich, daß der Herausgeber einen Stab von fachkundigen Mitarbeitern ständig heranziehen konnte, durch deren Beteiligung an der nützlichen Bestrebung des Herausgebers der Umfang des Unternehmens sich auf noch größere Kreise der türkischen Literatur erstrecken kann. Wie die in Klammern beigegebenen zahlreichen Zusätze in den Anmerkungen beweisen, unterläßt es Jacob nicht, seine Gelehrsamkeit auch den Arbeiten der Mitarbeiter zugute kommen zu lassen. Es wäre dringend zu wünschen und bei dem wachsenden Interesse an orientalischen Dingen zu erwarten, daß das rüstige Fortschreiten der durch den selbstlosen Eifer Jacobs innerhalb des kurzen Zeitraumes von drei Jahren auf acht Teile gebrachten „Türkischen Bibliothek" durch die Teilnahme des lesenden Publikums immer mehr gefördert werde. G—r.

A. M. Tozzer, A Comparative Study of the Mayas and the Lacandones. Mit Abb. Neuyork 1907.

In den Jahren 1902 bis 1905 hat der Verfasser im Auftrage des Archaeological Institute of America die Mayas und die Lacandones besucht und längere Zeit unter ihnen gelebt, um ihre Sprache und ethnologischen Eigentümlichkeiten zu studieren. Der vorliegende Band enthält den ethnologischen Bericht, der vieles Neue von Bedeutung bringt.

Die Mayas bewohnen in der Zahl von 200000 bis 300000 die Halbinsel Yucatan und einige angrenzende Gebiete; sie sind seit langem zum Christentum bekehrt. Die Lacandonen wohnen in den unzugänglichsten Urwaldgebieten von Ost-Chiapas und Nordguatemala in der Zahl von 200 bis 300 Seelen und sind bis zum heutigen Tage Heiden geblieben. Sie sprechen aber, abgesehen von geringer dialektischer Verschiedenheit, dieselbe Sprache wie die Mayas und nennen sich auch ebenso wie diese: Masséwal. Sie sind also offenbar ein Zweig desselben Volkes.

Kurz wird die Geschichte der Mayas erzählt und ihr Wohnort geschildert, wobei freilich kleine Verstöße vorkommen: Yucatan erreicht nicht bloß Höhen von 200 Fuß, sondern von etwa 400 m. Auch ist nicht richtig, daß die Gewässer der dortigen Cenotes (Höhlen) keine Strömung zeigten, in einzelnen Cenotes ist die Strömung sehr ausgesprochen. Im übrigen aber ist auch dieser Teil des Buches gut und ansprechend. Vortrefflich ist die Schilderung der sozialen Verhältnisse der Lacandonen. Jede Familie trägt den Namen eines Tieres; die Totemidee als solche lebt aber nicht mehr deutlich fort. Der Verfasser konnte 18 solcher Tiernamen sammeln; die Maaš-Gens heißt auch Garcia (dieser spanische Familienname ist, wie ich zufällig weiß, deshalb auch Lacandonenname geworden, weil ein Mann dieser Gens sich taufen ließ und einen Garcia als Paten hatte). Neben dem Familientiernamen existieren noch persönliche Tiernamen. Im Familienregiment zeigen sich noch Reste des Matriarchats. Polygamie ist häufig, Polyandrie wird behauptet, ist aber nicht nachgewiesen. Die Heiratszeremonien sind sehr einfach; größere Pubertätszeremonien fehlen. Die Fruchtbarkeit ist ziemlich groß. Toten werden Speisen und Getränke gewidmet. Jede Ansiedelung enthält eine Tempelhütte. Wenn zwei Familien in einem Hause wohnen, so hat jede ihre eigene Feuerstelle an einem Ende desselben. Das Familienleben ist herzlich und streng moralisch. Den Lebensunterhalt schaffen Jagd und Fischfang (ausgeführt mit Bogen und Pfeilen), sowie Ackerbau. (Infolge eines Mißverständnisses glaubt der Verfasser, ich hätte die Lacandonen für nomadisch erklärt; tatsächlich sprach ich aber nur — Das nördliche Mittelamerika, Braunschweig 1897, S. 259 — von einer geringen Seßhaftigkeit, wie sie durch die bedeutenden Wohnungsverschiebungen in den letzten Jahrzehnten, wie in der Zeit der Conquista nachgewiesen sind.)

Besonderes Interesse erwecken die Abschnitte über die Religion der Lacandonen und Mayas. Während letztere trotz ihres Christentums noch zahlreiche, freilich oft stark ver-

änderte Anklänge an den alten Glauben aufweisen, sind bei den heidnischen Lacandonen die Zeremonien zum Teil ziemlich rein erhalten geblieben, und auch eine größere Zahl der alten Götternamen findet sich noch wenig verändert im Gebrauch, wenngleich die Attribute geändert sind. Im ganzen konnte Tozzer noch 15 verschiedene Gottheiten bei den Lacandonen nachweisen. Die Zeremonien werden ausführlich beschrieben und im Anhang auch die dabei gesprochenen Gebete mitgeteilt, die freilich an poetischem Gehalt den heidnischen Gebeten der Kekchi-Indianer (Das nördliche Mittelamerika, S. 289 ff.) entschieden nachstehen, aber dem Inhalt wie der Form nach deutliche Ähnlichkeit damit zeigen; namentlich beobachtet man, zuweilen wenigstens, einen gewissen Parallelismus der Glieder, wie es in den Kekchigebeten häufig ist. 29 Tafeln voll hochinteressanter, leider nicht immer scharfer Bilder erläutern trefflich die ausgezeichneten Darlegungen des Buches. Sapper.

Rudolf Henning, Der Helm von Baldenheim und die verwandten Helme des frühen Mittelalters. Mit 16 Tafeln und 36 Abbildungen im Text. Straßburg, Karl J. Trübner, 1907. 6 M.

Wenn es sich nur um die Beschreibung eines frühmittelalterlichen Helmes handelte, so würde die Anzeige des vorliegenden Werkes im Globus kaum am Platze sein. Aber eine kleine Anzahl Helme, darunter der behandelte Baldenheimer, deren Verbreitung vom Adriatischen Meere durch Süddeutschland bis Frankreich sich erstreckt, und die durch eigentümliche Form und Verzierung die Aufmerksamkeit in der allerneuesten Zeit erweckten, hat Anspruch auf ein größeres Interesse, da sie uns auf Beziehungen zum fernen Orient, bis Persien hin, verweisen und die vermuteten römischen Einflüsse ausschließen. Das hat in vorzüglicher Weise mit dem Aufwande großer Gelehrsamkeit auf verschiedenen Wissensgebieten der Straßburger Professor Rudolf Henning gezeigt. Es handelt sich um konische Metallhelme, etwa aus 20 Stücken bestehend, mit einem Stirnreifen, sechs Bügeln und Wangenklappen. Sie sind vergoldet und versilbert. Einer dieser Helme befindet sich seit langer Zeit in Petersburg, einer in Grenoble, einer in Stuttgart, einer in Sigmaringen, zwei in Berlin, der Baldenheimer in Straßburg und zwei in Wien. Alle wurden in Reihengräbern mit typischen Beigaben gefunden, so daß ihre Zeit sich als das fünfte und die folgenden Jahrhunderte etwa feststellen läßt, als die Völkerwanderungszeit. Da ihre Fundstätten wesentlich im germanischen Gebiete liegen, ist ihre Benutzung von Germanen sicher; keineswegs aber sind die Germanen die Erfinder dieser Helme gewesen, höchstens Nachahmer. Wenn aber die von Gröbbels versuchte Herleitung der Helme aus römisch-gallischer oder ravennatischer Kunst zurückgewiesen wird, woher stammen sie sonst? Und da setzt der schlagend durchgeführte Nachweis von Henning ein, daß wir es mit orientalischen Gebilden zu tun haben. Dafür spricht nicht nur die Form, sondern es sind vor allem die Dekorationen der Stirnbänder, die oft reichen Figurenschmuck tragen, beweiskräftig. Das wird im einzelnen durchgeführt. Die orientalischen Ornamente, die Löwen, geflügelten Genien, ganze Gruppen, die nur orientalisch sind, freilich auch byzantinische Elemente, entstanden beim Durchgange der Helme durch Griechenland und Rom — was alles schlagend durch den Vergleich nachgewiesen wird. Kurz nach der Völkerwanderung, zur Zeit, als die Berührungen der Germanen mit den östlichen sarmatischen und asiatischen Völkern noch frisch waren, scheinen die Helme nach Süddeutschland usw. gelangt zu sein, und als Vermittler, von denen die Germanen sie empfingen, deutet der Verfasser auf die Alanen hin.

R. F. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Erster Band. Geschichte der Deutschen in Galizien. Mit einer Karte. Gotha, F. A. Perthes, 1907. 8 Mark.

Vergleicht man den Kulturzustand der drei Teile, in die das ehemalige Königreich Polen zerfallen ist, so tritt schlagend ein auffälliger Unterschied zutage: Rückständigkeit und zum Teil halbasiatische Zustände in Österreichisch- und Russisch-Polen; geistiger und wirtschaftlicher Aufschwung im preußischen Teile. Darüber, daß hier der deutsche Einfluß der treibende Faktor gewesen ist und noch ist, besteht kein Zweifel: in den ersten beiden Teilen ist er abgestorben und unterdrückt worden, im letzteren wirkt er unausgesetzt fort, so daß hier ein deutsch-polnisches Mischland entstanden ist. Wie nun einst in Galizien die Deutschen sich weit verbreiteten und zu maßgebendem Kultureinflusse gelangten, dann aber bis auf geringe Reste verschwanden, das setzt uns im vorliegenden Werke in gelehrter und glänzender Weise der verdiente Historiker an der Czernowitzer Universität auseinander, ein Mann, der nicht nur die einschlägige deutsche, sondern völlig auch die polnische Literatur beherrscht. „Durch die Mühewaltung und Arbeit der Deutschen begann die Zahl der Dörfer und Städte sich zu mehren und die Kultur sich zu heben. Sie sind fleißiger und sparsamer als die Polen, und ihre Wohnungen sind reinlicher", so schrieb im 16. Jahrhundert der polnische Geschichtsschreiber Kromer. Hebung des Ganzen und Städtegründung waren bei den Deutschen, und eine Karte, die dem Werke beigegeben ist, zeigt, wie durch ganz Galizien, bis an den Pruth hin, deutsches Recht und deutsche Ansiedelung bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts herrschte. Aber die deutsche Kolonisation, die Nachschübe aus dem Westen versiegten; Polen, Ruthenen, Armenier, Juden drangen in die deutschen Gemeinwesen ein und zersetzten sie. Schon früher hatten die Kriege mit dem Deutschen Orden Haß der Polen gegen alles Deutsche erzeugt, und der polnische Feudaladel erwies sich bei jeder Gelegenheit als Feind des freien deutschen Bürgertums, dessen Untergang in einer für uns schmerzlichen Weise an einer Fülle von Einzelbeispielen vorgeführt wird. Was aber die Deutschen alles für das von ihnen kolonisierte Gebiet geleistet, wie sie Vorbilder der Polen waren, wie trotz allem noch viel in kultureller Beziehung übrig geblieben, das wird schlagend erläutert, von polnischer Seite aber nicht mehr anerkannt. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan. Wie das Finanzgebaren der Städte deutsch geordnet, wie die Deutschen den Handel, das Handwerk und den Bergbau pflegten, deutsche Künstler (besonders in Krakau), Buchdrucker, Gelehrte vorbildlich für die Polen wirkten, das alles kann man hier finden. Und noch heute klingt in der Sprache nach, in zahlreichen aus dem Deutschen stammenden polnischen technischen Ausdrücken, wo die Lehrmeister zu suchen sind.

Das Buch ist für uns Deutsche von zeitgemäßem Belang; es zeigt die Art und Weise des Ringens zwischen zwei Völkern, dem eingewanderten, kulturell höher stehenden, aber in der Minderzahl befindlichen, und dem tiefer gearteten, aber weit zahlreicheren, das die breite Masse des Landes besitzt. Auch Lehren für die Gegenwart lassen sich daraus schöpfen, und darum sei es allen empfohlen, die sich für die Nationalitätskämpfe unserer Zeit interessieren.

Kleine Nachrichten.

— Über die Bildung eines neuen gewaltigen Sees bei Mecca in Südkalifornien berichtet Prof. Dr. H. Erdmann in Petermanns Mitteilungen 1907, Heft 2: In vorgeschichtlicher Zeit erstreckte sich der Golf von Kalifornien etwa 250 km nördlicher als jetzt, bis der damals seitlich an einer schmalen Stelle des Golfes einmündende wasserreiche Rio Colorado durch Deltabildung allmählich den ganzen nördlichen Teil des Golfes abschnürte. Der so gebildete salzige Binnensee trocknete aus Mangel an Zuflüssen nach und nach vollständig ein und hinterließ eine Depression, die man zu Ende des 19. Jahrhunderts auf 91 m unter dem Meeresspiegel annehmen darf. Vor dieser Salzsteppe, also südlich von ihr, entstanden in dem fruchtbaren alten Schwemmlandgebiet des Colorado zahlreiche Ortschaften, die durch Eisenbahnen miteinander verbunden wurden, nachdem amerikanische Ingenieure unterhalb Yuma, auf mexikanischem Boden, einen Kanal gegraben hatten, der die durch den Colorado früher selbst geschaffene Wasserscheide durchquerte, zur Bewässerung dieses Gebietes dienen und zugleich einen gewissen Teil des Flußwassers wieder nach Norden ableiten sollte. Der Rio Colorado bohrte sich aber allmählich immer tiefer in die durchfeuchteten alten Schlammassen des neuen Kanalbettes ein und verließ sein altes Bett vollständig. Seit dem Frühjahr 1906 floß nicht mehr ein Tropfen in den Golf, und die an jener Stelle befindliche Depression, Saltonsee, wuchs mit unheimlicher Schnelligkeit. Im Januar umfaßte er etwa 650, im Oktober 1906 dagegen schon 1224 qkm, die durchschnittliche Tiefe stieg von 6 auf $15\frac{1}{2}$ m, das Volumen von 3900 auf 19000 Millionen Kubikmeter, der tägliche Zufluß wird auf 40 bis 41 Millionen Kubikmeter berechnet. Der Saltonsee war also im Oktober 1906 schon mehr als doppelt so groß wie der Genfersee, sein Rauminhalt übertraf

den des Vierwaldstättersees beinahe um das Doppelte. Anfang November gelang es den Ingenieuren der südpazifischen Eisenbahn, den Kanal zu schließen, durch welchen sich der Coloradofluß in die Depression ergoß, aber schon Mitte Dezember stieg der Fluß plötzlich und durchbrach den Schutzdamm. Die Überschwemmung ist seitdem fortwährend im Steigen begriffen, und sehr wahrscheinlich ist es nicht, daß es möglich sein wird, den Fluß in sein früheres Bett zurückzubekommen, vielmehr wird durch leichtsinnig ausgeführtes Menschenwerk ein blühendes Kolonisationsgebiet mit zahlreichen Ortschaften, einem Netz von Kanälen, Verkehrsstraßen und Eisenbahnen vernichtet werden, und der Golf von Mexiko wird wieder wie früher 250 km weiter nach Norden reichen. Es ist dies ohne Frage eine der bedeutendsten und folgenreichsten Änderungen der Erdoberfläche durch Menschenhand, die seit Jahrhunderten beobachtet worden ist. H.

— Im Jahre 1903 führten das niederländische Vermessungsfahrzeug „Edi" und der deutsche Kabelleger „Stephan" Lotungen im Stillen Ozean zwischen Schanghai—Yap, Yap—Guam und Yap—Menado aus, deren Resultate zuerst aus geschäftlichen Gründen geheim gehalten werden mußten, aber jetzt in „Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte" (XXIX. Jahrg., Nr. 2) von Schott und Perlewitz ausführlich veröffentlicht werden. Im ganzen wurden 675 Lotungen auf einem 50 bis 100 km breiten Streifen zwischen den genannten Punkten ausgeführt, von denen 137 zwischen 3000 und 4000, acht über 4000 Faden Tiefe ergaben; diese Lotungen stellen nach der Ansicht der Bearbeiter weitaus den wichtigsten Beitrag zur Morphologie des westlichen Stillen Ozeans dar, den wir seit Jahren zu verzeichnen haben. Der ausführlichen Mitteilung der Lotjournale sind einige textliche Bemerkungen vorangestellt, aus denen folgendes hervorgehoben sei. Zwischen Menado und Guam fand sich ein außerordentlich wechselvolles Gelände; Gräben, Horste und Inseln folgten stetig aufeinander, mit steilen Böschungen von den Inseln zu den Tälern abfallend. Die Gräben, von denen der Talauer, die von Yap, Palau, von Guam und der Liu-Kin-Graben unterschieden werden, haben seitliche Böschungen, deren steilster Teil im Mittel einen Winkel von 8,5° mit der Horizontalen bildet; den größten Wert lieferte der Graben von Yap mit einem Abfallswinkel von 18,6°. Zum Vergleich sei bemerkt, daß die Jungfrau 19° über Grindelwald aufsteigt, aber hier beträgt der Anstieg nur 3,1 km, beim Graben von Yap der Gesamtabfall dagegen 7,6 km. Die Gräben sind wohl als Grabenversenkungen längs Verwerfungen jugendlichen Alters (vielleicht tertiär?) aufzufassen und bilden lange, schmale Furchen mit einer Breite von durchschnittlich 10 Seemeilen mit unsymmetrischem Profil. Wichtig ist die Entdeckung des Liu-Kiu-Grabens, da dadurch bewiesen wird, daß der Aleuten-Graben, Japanischer Graben usw. bis Philippinen-Graben und Talauer Graben alles nur Teile der großen, den nordwestlichen Stillen Ozean begrenzenden Absenkungen oder Staffelbrüche sind. Der Yap- und Palau-Graben sind lokale Versenkungen oder alte Kontinentalränder. Auf die kurzen Bemerkungen über die Bodenproben- und Temperaturbeobachtungen soll hier nicht eingegangen werden. Beigefügt sind eine große Karte mit dem auf die Lotungen basierten untermeerischen Relief in den geloteten Streifen und Karten größeren Maßstabes, sowie Profile von vier der Gräben. Gr.

— Der Professor der Ethnographie an der Universität Lüttich, Dr. Joseph Halkin, beginnt mit der Veröffentlichung einer Reihe von ethnographischen Einzelschriften, die, mit Abbildungen und Karten versehen, die Völker in den östlichen Teilen des Kongostaates zum Gegenstande haben. Erschienen ist das erste Heft (Quelques peuplades du district de l'Uelé. Les Ababua. Lüttich, Cormaux, 1907), das sich mit den Ababua beschäftigt, Nachbarn der Niam-Niam an einem südlichen Nebenflusse des Uelle. Außer der Literatur benutzte Prof. Halkin zahlreiche ihm zugegangene handschriftliche Mitteilungen und Beantwortungen von Fragebogen, sowie die Schätze der Museen in Tervueren, Berlin, Leiden usw.

— Zu den am wenigsten bekannten Inseln der Südsee gehört sicher das südlich von der Salomoninsel Bauro (San Cristobal) gelegene Rennell Island. Erst jetzt erfahren wir (Man, März 1907) einiges darüber durch den britischen Residenten auf den Salomonen, C. M. Woodford. Sie ist 45 engl. Meilen lang und über 6 engl. Meilen breit, dabei überall 400 Fuß hoch und besteht ganz aus gehobenem, dicht bewaldetem Korallenfels. Während die Nordküste ganz gerade verläuft, zeigt die Südküste eine Folge von Buchten, deren größte in der Mitte liegt und in 15 Faden sandigen Ankergrund darbietet. Da die Insel keinerlei Erzeugnisse besitzt, wird sie sehr selten besucht, und daher mußte der Verkehr mit unberührten Einwohnern den Residenten auch reizen. Im Gegensatze zu den melanesischen Salomoniern fand er reine Polynesier, die wohl von einer fernen Insel hierher verschlagen wurden. Nicht einmal der einheimische Name der Insel konnte festgestellt werden. Auf San Cristobal nannte man sie Totohuke, und auf Sikaiana lautet die Bezeichnung Fenuanala. Eisen in Gestalt von Haken usw. war schon bekannt, doch wurde es noch von den englischen Booten gestohlen. Eine Ansiedelung zu erreichen gelang Woodford nicht, doch verkehrte er mit den Fischern am Strande. Er fand kleine Gärten mit Kokos, Yams, Taro und Arekapalmen, deren Nüsse (ohne Betel) gekaut werden. Tabak ist noch unbekannt. Die wenigen erlangten Geräte wiesen nichts Besonderes auf. Tätowierung fand sich bei beiden Geschlechtern.

— Seligo vervollständigt in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, 1906 seine in den Beiträgen zur Landeskunde Westpreußens, Festschrift zum 15. Deutschen Geographentage, Danzig 1905, veröffentlichten Untersuchungen über die morphometrischen Verhältnisse der westpreußischen Seen. Während diese nur 42 Seen umfaßte, darunter allerdings die fünf größten, den Geserichsee, Drausensee, Müskendorfersee, Weitsee und Zarnowitzer See, sind in der oben erwähnten Abhandlung etwa 400 Seen aufgeführt, davon etwa drei Viertel auch ihrem Volumen nach. Die Provinz Westpreußen steht in dieser Beziehung der Nachbarprovinz Pommern ebenbürtig da und übertrifft Ostpreußen erheblich. Leider hat der Verfasser bei seinen Lotungen hartnäckig die Anwendung einer Lotmaschine verschmäht und sich auf Benutzung einer Hanfleine beschränkt, gewiß nicht zum Vorteil der Genauigkeit seiner mühsamen und sehr dankenswerten Messungen. Im zweiten Teil seiner Abhandlung beschäftigt sich Seligo mit den häufigeren Planktonwesen der nordostdeutschen Seen und gibt von den Hauptvertretern einfach gehaltene, aber sehr instruktive Abbildungen. Halbfaß.

— F. Ramsauer handelt im Progr. d. Gymnas. Burghausen, 1906, über die antike Vulkankunde. Der Verfasser beschäftigt sich zunächst mit dem Ätna in der Mythologie, den antiken Nachrichten über die Gestalt und die Ausbruchserscheinungen dieses feuerspeienden Berges und registriert dessen Ausbrüche im Altertum. Weiterhin beschäftigt sich Ramsauer mit den Liparischen Inseln. Eine umfangreiche Darstellung erfordern der Vesuv und die seit vielen Jahrhunderten nicht zur Ruhe gekommenen Landstriche am Nordende des Golfes von Neapel, einschließlich einiger Inseln dieses Wasserbeckens. Die sonstigen ehemaligen vulkanischen Herde in Italien haben dagegen nicht viel zu bedeuten. Die seismischen Theorien der Alten beschränkten sich auf zwei Hauptansichten; die eine, die dem Anaximenes zugeschrieben wird, ist die Einsturztheorie. Infolge von Spaltungen der Erdrinde, wie sie der Einfluß großer Hitze oder auch großer Regengüsse hervorrufe, lösten sich gewaltige Erdmassen ab und brächten durch ihren Fall die lokalen Erschütterungen zustande. Die zweite Theorie geht auf Anaxagoras zurück; er erklärt die Erdstöße durch die Wirkung, die Wasser, Luft und Feuer auf die Erdrinde ausüben, wenn diese Elemente, in den Hohlräumen der Erde eingeschlossen, daran gehindert seien, sich nach der Oberfläche des Erdkörpers eine Bahn zu brechen. Diese Theorie schied sich in mehrere Richtungen, je nachdem das Wasser, die Luft oder das Feuer als Haupttriebkraft angesehen wurde. So leitete Demokrit die Erdbeben von dem Anprall unterirdischer Fluten ab, die von den in die Erde eingedrungenen Winden in wallende Bewegung gesetzt würden. Plato erkannte zuerst richtig, daß man die Fragen nach den Ursachen der Erdbeben erst dann werde beantworten können, wenn man eine richtige Vorstellung von dem Urzustande, sowie der inneren Beschaffenheit der Erde werde erlangt haben. Nach ihm ist die Luft der bewegende Faktor, den auch Aristoteles den mächtigen Naturvorgängen im Erdinnern gegenüber als treibende Kraft annimmt. Allmählich nimmt dann der Vulkanismus eine selbständigere Stellung ein; so dehnt Posidonius seine Beobachtungen auch auf die Bodenbeschaffenheit der vulkanischen Gebiete, die Begleiterscheinungen, den Wechsel und die Wirkung der vulkanischen Tätigkeit aus. Bei Strabo tritt uns dann die Vorstellung von einem inneren Zusammenhange zwischen Vulkanismus und Erdbeben deutlich entgegen. Plinius teilt die Ansicht, daß die in den subterranen Höhlungen eingezwängten Winde das Zittern der Erde verursachten; auch Seneca kann nur ge-

spannte Luft ein Erdbeben oder eine vulkanische Erscheinung veranlassen. Justin begründet die Feuerausbrüche des Ätna mit der Annahme, daß die Meereswogen, wenn sie in der Straße von Messina heftig aufeinanderprallen, den Wind mit sich auf den Boden der See hinabzögen; dort entflamme er tiefe Schwefel- wie Harzlager. Die gleiche Eruptionsursache denkt sich der Dichter Lukrez, und derselben Anschauung geben auch Ovid, Silius Italicus und Claudian Ausdruck. Wenn also auch von den Alten keine befriedigende Erklärung der vulkanischen Kraft gegeben ist, so hatten sie immerhin doch recht gute Kenntnisse von den vulkanischen Erscheinungen und ihrer Bedeutung für die Gestaltung der Erdoberfläche.

— Die Mikkelsensche Polarexpedition bringt den Winter 1906/07 an Bord der „Duchess of Bedford" bei der Flaxmaninsel an der Nordküste von Alaska, unter 145° westl. L., halbwegs zwischen der Mackenziemündung und Point Barrow zu; sie hat also im vergangenen Herbst in der Tat nicht mehr Banksland erreichen können. Aus einer in englischen Blättern veröffentlichten kurzen Mitteilung geht hervor, daß Mikkelsen sowohl aus Strömungs- und Eisbeobachtungen wie aus den Aussagen der Eskimo den Schluß zieht, daß westlich von Banksland eine unbekannte Landmasse liegt. Erforschen will er sie seinem Plane gemäß erst von Banksland aus, an dessen Westküste er auf 1908 zu überwintern hofft. Er scheint infolge der Verzögerung in der Ausführung seiner Expedition zu einer Ergänzung seiner Vorräte im kommenden Sommer genötigt zu werden.

— Neue chinesische Eisenbahnen. Vor einigen Wochen ist eine 50 km lange eingleisige Eisenbahn eröffnet worden, die den Vertragshafen Swatau mit der benachbarten Präfekturstadt Tschautschou in Kwangtung verbindet. Sie ist ausschließlich von Chinesen erbaut worden, doch sind daran auch Japaner als Techniker und Ingenieure beteiligt gewesen. Das Gelände ist eben, und nur wenige Kunstbauten waren nötig. Das von der Bahn durchschnittene Land ist stark bevölkert und ziemlich reich; die Einnahmen der Bahn waren gleich in den ersten Tagen recht ansehnlich. — Auch die schon 1898 von China der British and Chinese Corporation konzessionierte Bahn von Kaulun im englischen Gebiete von Hongkong nach Kanton wird nun endlich gebaut werden, nachdem ein Kaiserlich chinesisches Edikt den Bauvertrag genehmigt hat. Das Kapital und die Ingenieure sind englisch; im chinesischen Gebiete aber will China den Engländern keine Betriebskontrolle gestatten.

— Das älteste Denkmal der rätoromanischen Sprache hat Prof. Traube in einer Einsiedler Handschrift entdeckt und darüber der Münchener Akademie der Wissenschaften am 3. März Mitteilung gemacht. Die sonst bekannten Aufzeichnungen dieser Sprache entstammen alle erst dem 16. Jahrhundert; der neue Fund aber ist in der Handschrift des 12. Jahrhunderts geschrieben. Es ist eine Interlinealversion des Anfanges einer Pseudo-Augustinischen Predigt, die im 8. oder 9. Jahrhundert niedergeschrieben war. Der Dialekt ist jener des Vorderrheintals.

— An der niederländischen Expedition zur Erforschung des Innern von Surinam nahm auch der Marineleutnant De Goeje teil, der jetzt, als Ergänzungsheft zu Band 17 des Internationalen Archivs für Ethnographie Beiträge zur Kenntnis der Indianer Surinams und ihrer Sprachen veröffentlicht, die, mit 15 vortrefflichen Tafeln versehen, unsere Kenntnisse wesentlich erweitern. Trotzdem ist in ethnographischer Beziehung in Guiana noch viel zu leisten, da durch die Ansiedelung der Europäer und die an den Mittelläufen der Flüsse herrschenden Buschneger das ursprüngliche Indianertum allmählich verfälscht wird. Es handelt sich in Surinam um zwei Gruppen von Indianern. Im Niederlande sitzen Karaiben, Arrowaken und Waraus, tief im Binnenlande die Rukujanas, Trios und einige andere Stämme. Indessen dieses ist nur eine geographische Einteilung; sprachlich geschieden zeigt sich, daß die Karaiben, Rukujanas und Trios zusammengehören, während die Arrowaken und Waraus eine zweite Gruppe bilden. Der wertvollste und umfangreichste Teil der Arbeit De Goejes ist der sprachliche, in dem der Verfasser ein großes Vokabular (holländisch und deutsch) mitteilt.

— Die Binnenwanderungen im preußischen Staate von 1900 bis 1905 geben Max Broesike Veranlassung zu interessanten Folgerungen (Zeitschr. d. königl. preuß. statist. Landesamts 1907). In diesem Jahrfünft ist Preußen hauptsächlich durch die starke Zunahme der Reichsausländer ein Zuwanderungsland geworden, während namentlich bis 1865 große Volksmengen in das Ausland gingen. Das östliche Gebiet zeigt ziemlich gleichmäßig überwiegend eine starke und teilweise auch mäßige Abwanderung, das mittlere durchschnittlich eine mäßige, mehrfach auch nur eine geringe Abwanderung, während auf dem westlichen Gebiete dicht nebeneinander nicht nur alle Grade der Abwanderung, sondern auch der Zuwanderung vertreten sind. Die beiden großen Zuwanderungsgebiete Preußens sind die Landeshauptstadt mit Umgebung und der industrielle Westen, im besonderen das Rheinland und Westfalen. Neuerdings kann man auch das oberschlesische Industriegebiet hierher rechnen. Neben dem Zuge nach den Groß- und Mittelstädten findet andererseits ein nicht unbedeutendes Abströmen aus diesen statt, gleichwie die allgemeine Landflucht teilweise durch eine nachhaltige Besiedelung des platten Landes, allerdings meist im Interesse der Industrie, ein Gegengewicht findet. Die eigentlichen Abwanderungsherde sind nicht die ländlichen Teile Preußens schlechthin, sondern diejenigen, in denen Landwirtschaft treibende Bevölkerung überwiegt. Die Seßhaftigkeit der Bevölkerung hat gegen früher abermals abgenommen. Auffallend ist, daß sich die Wanderbewegung innerhalb der einzelnen Provinzen mit großer Gleichmäßigkeit vollzogen hat. Die Entfernung der zurückgelegten Wanderstrecken betrug bis zu 1075 km, in der Hauptsache jedoch 300 km oder weniger. Am höchsten sind die Abwanderungsziffern in den polnisch-masurischen Gegenden.

— In einer kurzen vulkanologischen Studie aus Island, Böhmen, Italien (Sitzungsber. d. deutsch. naturw.-mediz. Ver. f. Böhmen „Lotos", 1906, Nr. 7 bis 8) vertritt Karl Schneider (Prag) die Ansicht, daß man bei den von ihm geschilderten vulkanischen Gebieten drei verschiedene Phasen des Vulkanismus deutlich voneinander scheiden kann, von denen die erste durch Lavaförderung, die zweite durch Tuffförderung, die dritte durch reine Gasausscheidung charakterisiert ist. Nur hat sich in Island dieser Prozeß zweimal abgespielt, das erstemal im Tertiär und älteren Pleistocän, das zweitemal seitdem bis zur Gegenwart. Die geographische Verbreitung der Ausbruchspunkte in den einzelnen aufeinanderfolgenden Phasen zeigt dabei, daß sie voneinander nicht abhängig sind, sondern in der Natur des Vulkanismus ihre Ursache haben müssen. Der einzige tätige Vulkan des europäischen Festlandes, der Vesuv, befindet sich nach Schneider in der zweiten Phase, der reinen Tuffförderung. Gr.

— Als charakteristische Merkmale der mährischen Karsttäler hebt R. Trampler in seiner Arbeit in den „Mitt. d. k. k. geogr. Ges. in Wien", 50. Bd., 1907, hervor, daß sie im Gegensatz zu den südeuropäischen Karsttälern sehr klein sind. Eigentümlich ist ihnen ferner, daß sich dort, wo sie aus der Kulmformation in das Devongebiet übertreten, größere Becken vorfinden, dann der Mangel an Quertälern. Die Hochebenen, welche die einzelnen Täler trennen, sind sehr reich an Dolinen, die die oberflächlichen, trichterförmigen Öffnungen von Schloten darstellen, die im ganzen Karstgebiete zu den unterirdischen Wasserläufen hinabführen. Die nicht unbeträchtlichen Niederschläge finden daher durch die Dolinen und nicht oberflächlich ihren Abfluß; eine Erosion, d. h. eine Talbildung, ist infolgedessen unmöglich. Alle mährischen Karsttäler sind entweder permanent oder periodisch trockene Täler. Die meisten haben keinen schluchtartigen Charakter, sondern sind sehr breit ausgewaschen, alle haben ein gleichsinniges Gefälle. Dagegen sind die sogenannten Sacktäler dem mährischen Karst vollständig fremd. Wohl treten die unterirdischen Gewässer auch hier am Fuße meist steiler Felswände mitten im Karstgebiete ans Tageslicht, aber diese gehören nicht einem oberen Talschlusse, sondern entweder der linken oder rechten Böschung des Tales an, das sich im übrigen an der Stelle, wo das unterirdische Gewässer heraustritt, nicht im geringsten von dem allgemeinen Charakter des betreffenden Tales unterscheidet; untere Karsttäler gibt es somit im mährischen Karste nicht. Nicht weit von der Stelle, wo die unterirdischen Gewässer wieder das Tageslicht erblicken, endigt der Devonkalk und das Syenitgebiet beginnt.

— Über die blaue Grotte auf Capri hat F. Furchheim (Wien 1907, Selbstverlag) einen mit zwei Abbildungen ausgestatteten kleinen Aufsatz erscheinen lassen, der zuerst eine kurze Beschreibung der Grotte gibt, dann nach M. Wilhelm Meyer die eigentümliche Lichtwirkung erklärt und mit einer Skizze der Geschichte der Grotte von der Römerzeit an bis auf Kopisch schließt. Gr.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 53. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 18. BRAUNSCHWEIG. 9. Mai 1907.

Theorien des Vulkanismus.

Ein Rundblick auf ältere und neuere Lehren.

Von Walther von Knebel.

Das Thema „Theorien des Vulkanismus" bietet in mehrfacher Weise besondere Anziehungspunkte. Einmal berührt es eine der fesselndsten Naturerscheinungen, zum zweiten gibt es kaum einen Abschnitt im Gebiete der geologischen Wissenschaft, der einerseits mehr die Lücken unseres Wissens anzeigt, andererseits klarer auf die im Verlaufe der Zukunft zu lösenden Rätsel hinweist.

Seit dem grauen Altertum sind die Schrecknisse vulkanischer Kräfte bekannt. Man kannte gerüchtweise die Feuer des Kaukasus [1]), man kannte die Feuergarben, die seit der Wiegenzeit unserer Geschichte dem Inselvulkan Stromboli, dem Strongyle der Alten, entstiegen.

Das Jahr 79 nach Christus ist in der Kenntnis vom Wirken der Vulkane ein hervorragender Markstein. Die furchtbare Katastrophe des Vesuv ist uns in der klassischen Darlegung des jüngeren Plinius so naturwahr erzählt worden, daß sie Jahrhunderte hindurch Ausgangspunkt der Beschreibungen des Vulkanismus gewesen ist.

Man hat oft gesagt, daß die Alten schlechte Beobachter gewesen seien. Zum Teil mag dies zutreffen; zum anderen Teil liegt es aber auch daran, daß unsere Kenntnis von der antiken Wissenschaft nur gering ist im Vergleich zu der von den politischen, den kriegsgeschichtlichen und namentlich den poetischen Erzeugnissen der Alten.

Aber ebenso wie beispielsweise der große Gedanke, in westlicher Fahrt, jenseits der Säulen des Herkules, die Küsten Indiens zu erreichen, dem klassischen Altertum entsprossen ist, so sind auch die Gedanken, die sich die Alten von dem Wesen der Feuerberge machten, teilweise durchaus nicht so ungeheuerlich.

Pompejus Trogus, ein Schriftsteller aus der Zeit des Augustus, vermutet, daß unterhalb des ewig rauchenden Ätna große Lager von glimmendem Harz und Schwefel sich befänden. Die Glut werde dann durch die Wogen des Meeres und den von der Gischt in die Tiefe gerissenen Luftmassen angefacht — eine etwas naive Vorstellung, die gleichwohl zwei Theorien miteinander verquickt, die bis in unser Jahrhundert hinein vertreten wurden: nämlich die, daß unterirdische Brände entzündlicher Gesteinsarten stattfänden, und die, wonach der Einfluß des Meeres die vulkanischen Paroxysmen hervorbrächte.

Diese zuletzt erwähnte Lehre hat sogar heute noch viele Anhänger, wenngleich sie auch in ihrer Allgemeinheit als falsch gelten muß.

Die Auffassung des Trogus aber, daß brennende Gesteine unter den Vulkanen lägen, ist noch vor kaum einem Jahrhundert vertreten worden. Wenn sie auch unrichtig ist, so zeigt sie doch von keiner allzu geringen Spekulationsgabe.

Auch die Lehre, daß die Vulkane tieferen Herden entstammen, war im Altertum bereits ausgesprochen. „Ignis in ipso monte non alimentum habet, sed viam" schreibt bereits Seneca über die Vulkane an Lucilius. Man kann fürwahr klarer kaum den Gedanken aussprechen, daß die Vulkankräfte in den Tiefen der Erde wurzeln, daß sie — mit den Worten Alexander von Humboldts — die Reaktionen des glutflüssigen Erdinnern gegen die Oberfläche darstellen.

Wir übergehen $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende. Der Geist des Altertums war unter den Wirren der Politik und der Religion untergegangen. Erst ganz allmählich baute sich eine neue Naturwissenschaft auf Grund der Naturstudien auf, die namentlich weitgereiste Leute auf ihren Wanderungen angestellt hatten. Die Wissenschaft der Geologie ist indessen größtenteils auf deutschem Boden erstanden, nur die genauere Kenntnis der vulkanischen Phänomene selbst ging, wie leicht zu verstehen, von Italien aus.

Lazaro Spallanzani (1729 bis 1799), ein bedeutender Naturforscher, insonderheit Zoologe, hatte Studien auf dem Stromboli, jenem seit Menschengedenken tätigen Vulkan, gemacht; ebenso hatte er auch den Vesuv bestiegen. Spallanzani nahm als Ursache der Eruptionen das Meer an, das auf Klüften in die Tiefe sinke und dann die explosionsartigen Erscheinungen hervorbringe. Die Tatsache, daß die Vulkane Wasser aushauchen und daß Salz auf der Oberfläche der Lavamassen gelegentlich ausblüht, war Spallanzani sehr wohl bekannt und ist von ihm durch eben diese Theorie erklärt worden. Spallanzanis Lehre war also keine einfache Hypothese, sie war eine durch Beobachtungen und Kombinationen wohl gestützte Theorie.

In Deutschland war durch Abraham Gottfried Werner (1750 bis 1815) die geologische Wissenschaft als solche eigentlich erst geschaffen worden. Werner kannte jedoch die Vulkane selbst nicht. Er war Bergmann und er hatte wohl oft Gelegenheit gehabt, glimmende Kohlenlager zu beobachten. Kein Wunder also, daß er, was beinahe 2000 Jahre vor ihm auch Pompejus Trogus

[1]) Die „Feuer des Kaukasus" sind keine Vulkane, sondern brennende Erdölquellen; sie wurden aber von den Alten mit den Vulkanen identifiziert.

getan hatte, die vulkanischen Kräfte auf glimmende Gesteinsmassen zurückführte. Diese Auffassung entsprach zudem seiner biblisch-neptunistischen Vorstellung von der Kosmogenie.

In Frankreich sprach sich der bekannte de la Méthrie, ein nur wenige Jahre älterer Zeitgenosse Werners, in gleicher Weise aus.

Die Wernersche Lehre vom Vulkanismus wurde von den anderen Neptunisten, Bergmann und Breislack, insofern verändert, als sie brennendes Erdöl für die Ursache des Vulkanismus hielten, aber die seit undenklichen Zeiten brennenden Erdölquellen von Baku, die heiligen Feuer der Parsen — sie könnten durch ihre Vulkanferne und die Abwesenheit der durch die Wärme etwa erzeugten pseudovulkanischen Gebilde wohl am besten beweisen, wie wenig solche mit den Vulkanen gemein haben. Man kann diesen Erklärungsversuch ebenso wie auch jenen Werners als endgültig überwunden ansehen.

Eine gänzlich von diesen verschiedene Erklärung wurde von dem bedeutenden englischen Chemiker Sir Humphrey Davy versucht. Davy hatte die Alkalien Natrium und Kalium entdeckt und hatte ihre Wirkung auf das Wasser beobachtet, das, wie bekannt, unter bedeutender Wärmeentwickelung in Hydroxyde und Wasserstoff nach der Formel $H_2O + K = KOH + H$ oder besser, molekular ausgedrückt, $2 H_2O + K_2 = 2 KOH + H_2$ zersetzt wird.

Davy glaubte nun, daß sich im Erdinnern große Mengen unoxydierter Alkalien befänden, die das in die Tiefe dringende Wasser — wohl das des Meeres — zersetzen würden. Die so gebildete Wärme schmelze dann die Gesteine der festen Erdrinde ein, und diese Massen brächen dann als Lava hervor. Fouqué hat die Berechnung angestellt, daß — vorausgesetzt die Richtigkeit dieser Hypothese Davys — zu einem Ausbruch des Ätna von mittlerer Größe allein etwa 7 000 000 cbm Natrium erforderlich seien. Wie gewaltig hätte also die ursprüngliche Natriummasse sein müssen, ehe Berge von den Dimensionen eines Ätna, eines Chimborazo, eines Pik von Teneriffa entstanden!

Davy selbst hat seine Hypothese wieder aufgegeben, weil er den von seiner Theorie verlangten freiwerdenden Wasserstoff nicht nachweisen konnte. Wenn man allerdings jetzt auch weiß, daß eine jede Eruption tatsächlich Wasserstoff zutage fördert, so ist diese Menge doch viel zu wenig, als daß die Davysche Lehre angenommen werden könnte.

Neben diesen verschiedenen Erklärungsversuchen des Vulkanismus hatte sich immer mehr die andere Meinung herausgebildet, daß im Innern der Erde entweder eine große zentrale Wärmequelle sei oder zum mindesten eine Reihe von Feuerherden sich befände, von denen aus der Vulkanismus gespeist werde.

Durch den Bergbau wußte man bereits lange, daß die Erde nach der Tiefe zu steigende Temperaturen aufweist. Auf Grund der schon frühzeitig festgestellten geothermischen Tiefenstufe gelangte man zu der Überzeugung, daß der Erdkern aus geschmolzenen bzw. sogar aus gasförmigen, über die kritische Temperatur erhitzten Schmelzmassen bestände.

Die allgemeine Annahme der bekannten Laplaceschen Kosmogenie brachte auch die Erklärung des Vorhandenseins eines glutflüssigen Erdinnern. So gelangte man allgemein zu jener Auffassung, die von den großen Gelehrten, den größten Naturforschern Deutschlands, nämlich von Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, vertreten wurde, daß der Vulkanismus eine Reaktion des glutflüssigen Erdinnern gegen die Oberfläche darstelle.

Mit dieser Erkenntnis war die Grundlage zum Verständnis der vulkanischen Kräfte gegeben. Im einzelnen aber brachte dann das nähere Studium der vulkanischen Gebirge und der vulkanischen Prozesse selbst eine Fülle von Rätseln, die zu den verschiedensten Erklärungsversuchen Veranlassung gaben.

Aus der Art und Weise eines Vulkanausbruches wußte man zuerst die Entstehung der Eruptionskegel zu deuten: man erkannte, daß diese Kegel durch allmähliche Aufschüttung von vulkanischen Aschen und Lavaströmen entstanden sind.

Die Studien in den vulkanischen Gebieten erstreckten sich indessen keineswegs etwa auf die Vulkankegel allein, sondern schon frühzeitig auch auf deren Untergrund und Umgebung. Man fand, daß die Eruptionskegel der tätigen Vulkane gewöhnlich auf einem älteren, an vulkanischer Masse sehr viel größeren vulkanischen Sockel aufsitzen, ja bei zahlreichen der größeren Vulkane erkannte man sogar, daß sie innerhalb eines größeren vulkanischen Ringgebirges sich befanden. Nichts wäre also einfacher gewesen, als den Schluß zu ziehen, daß die jüngeren Vulkankegel sich innerhalb des Kraters eines älteren, unendlich viel größeren Vulkans aufgebaut hätten. Dann würden die Ringgebirge nichts anderes als aufgeschüttete Vulkankegel, wenngleich mit beträchtlich größerem Krater, darstellen.

Diese Schlußfolgerung ist tatsächlich schon sehr früh gezogen worden. Aber jene Kenner vulkanischer Gebiete selbst, sie konnten die Beobachtungen mit dieser naheliegenden Erklärung nicht vereinbaren. Sie hatten nämlich in allen jenen Fällen feststellen können, daß die Gesteinsbeschaffenheit der Ringgebirge eine wesentlich andere war als jene, die man an den Kratern der gegenwärtigen Eruptionskegel feststellen kann. Zum Unterschiede von den echten Kratern wurden die Becken der Ringgebirge von Leopold von Buch als Calderen (Caldera span. = Kessel) bezeichnet; und die große Caldera der Insel Palma, la Caldera de Taburiente, bildete seiner Ansicht nach ein klassisches Beispiel für diese rätselhaften Gebilde.

Leopold von Buch, zu seiner Zeit wohl der beste Kenner vulkanischer Gebilde, hatte namentlich auf die große Verschiedenheit zwischen jenen Ringgebirgen und den Ausbruchskratern der jüngeren Eruptionskegel hingewiesen. Während an letzteren vulkanische Schlacken und strichförmig zum Fuße des Berges verlaufende Lavaströme zu beobachten sind, sieht man an ersteren, den Calderaringgebirgen, daß sie aus Decken vulkanischen Schmelzflusses und — gewöhnlich untergeordnet — solchen vulkanischer Aschenlagen bestehen. Fast nie kann man wirkliche Lavaströme nach Art jener in den Eruptionskegeln beobachten, denn die Ringgebirge bestehen aus ruhig geflossenen, langsam erstarrten (im Gegensatz zur Lava!), ursprünglich wohl sehr dünnflüssigen Massen, die sich über weite Flächen deckenförmig ausgebreitet haben.

Diese Tatsachen bewiesen zur Genüge, daß die Calderen nicht Krater nach Art jener der Eruptionskegel darstellen.

Leopold von Buch hatte aber seine Studien weiter ausgedehnt auf die Lagerungsverhältnisse der Schichten dieser Ringgebirge; er konnte zuerst feststellen, daß diese am Rande aus nahezu horizontal gelagerten Massen bestehen, die sich nach innen zu, insonderheit am Innenrande der Caldera, schwach aufbäumen. Auf Grund dieser Studien gelangte Leopold von Buch zu seiner bekannten Theorie von den Erhebungskratern — einer Theorie, welche die ganze erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte und zu ihren Vertretern auch einen anderen der besten Kenner vulkanischer Gebilde

zählte, einen der ersten Gelehrten jener Zeit: Alexander von Humboldt.

Wir wollen diese Theorie der Erhebungskrater hier in kurzen Zügen darlegen; ihr kommt nicht nur eine hohe Bedeutung in der Geschichte der Kenntnis vom Vulkanismus zu, sondern sie kann auch heute noch keineswegs etwa in ihrer Gesamtheit als überwunden gelten. Wir werden diese viel angefeindete Theorie in ihren wesentlichen Punkten hier naturgemäß so darzustellen haben, wie sie von ihren Begründern und nicht deren Gegnern beschrieben wurde.

Leopold von Buch und mit ihm Alexander von Humboldt nahmen an, daß die vulkanischen Kräfte im allgemeinen damit eingesetzt hätten, daß große Massen vulkanischen Materials hervorbrachen und sich in Gestalt zahlreicher vulkanischer Decken übereinander ausbreiteten.

Als Zweites träten dann in der Reihenfolge vulkanischer Ereignisse gewaltige Gasmassen aus dem Erdinnern hervor, welche die zuerst gebildeten vulkanischen Decken erhoben: es entstanden glocken- oder domförmige Aufwölbungen, und wenn die Gase sich schließlich einen Ausweg verschafften, dann fand eine gewaltige Explosion statt, als deren Produkt die Senke der Caldera angesehen wurde. Den Vorgang der Calderabildung selbst hatte sowohl Leopold von Buch wie Alexander von Humboldt ziemlich unklar gelassen. Sie mochten Verschiedenerlei annehmen, entweder, daß die Caldera nach Entweichen der Gase einstürze — also einen Einsturzkrater bilde — oder daß die Caldera durch Ausschleudern der gesamten, die ehemals gedachte Gasblase bedeckenden Schichten entstehe. Es findet sich gerade an diesen Punkt der Lehre viel phantastisches Beiwerk geheftet; dies ist auch wohl die Veranlassung gewesen, daß sie von den späteren Forschern so bald verlassen wurde.

Mit der Calderabildung — nachdem also das Ringgebirge oder, wie Alexander von Humboldt es nannte, das vulkanische Gerüst geschaffen war — brach sich der Vulkanismus in einer neueren Eruptionsperiode Bahn, und es wurde der Eruptionskegel der tätigen Vulkane nicht durch Erhebung — wie das Ringgebirge —, sondern durch Aufschüttung gebildet.

Fälschlicherweise wurde Leopold von Buch in späterer Zeit vielfach der Vorwurf gemacht, daß er alle Vulkanberge als Erhebungskrater gedeutet hätte, während in ihnen doch nur Aufschüttungskegel vorlägen. Dies entspricht aber keineswegs den Tatsachen. Leopold von Buch hat selbst sehr treffend den Unterschied zwischen den vulkanischen Gerüsten und den Eruptionskegeln gekennzeichnet: „Denkt man sich (einen Erhebungskrater) wieder nach unten zugedrückt, so würde man das Zentrum nur an der Aushöhlung erkennen und an den von dieser ausgehenden Zerreißungsspalten (die Leopold von Buch meist wohl irrigerweise in den Schluchten der Gerüste zu erkennen glaubte). Die Decke aber wäre wieder in ihrer Ganzheit geschlossen. Denkt man sich für den Ätna (einen Eruptionskegel) denselben Vorgang, so würde nicht ein überall gleichförmiges Plateau hervorgehen..., man würde noch immer sofort das obere Ende der Ströme erkennen können, und diese Ströme würden deutlich den Ausgangspunkt verraten, welchen sie gehabt haben ... Somit unterscheiden wir zwei Arten von vulkanischen Bergen" — nämlich die Calderaberge und die Eruptionskegel.

Eine andere Tatsache spricht für die Theorie von den Erhebungskratern: Es ist der Umstand, auf den schon der geniale Erfinder dieser Lehre, Leopold von Buch, hinwies, nämlich, daß an so vielen der vulkanischen Inseln, ja wohl sogar an den meisten, Spuren jüngerer Hebungen nachzuweisen sind. Auf Gran Canaria,' Neu-Amsterdam, auf Java, auf vielen anderen Inseln wurde zum Teil sogar von Gegnern der Buch-Humboldtschen Theorie der Nachweis von Hebungen erbracht.

Unmittelbar der Beobachtung war diese Theorie der Erhebungskrater also angepaßt. Humboldt und Buch waren geradezu glänzende Beobachter, und sie beide hatten in ihrem Leben mehr Vulkane studiert als ihre wissenschaftlichen Gegner zusammengenommen! Dennoch ist die Lehre von den Erhebungskratern späterhin verworfen worden. Die Schüler Leopold von Buchs waren es wohl, welche die Lehre durch starke Übertreibungen und ungenügend klare Beobachtung in Mißkredit brachten, so daß das Vorhandensein von Erhebungskratern überhaupt geleugnet wurde.

Poulett Scrope ist wohl als derjenige zu bezeichnen, der am meisten gegen die Lehre von den Erhebungskratern zu Felde gezogen ist. Der Erhebungskrater, das sogenannte vulkanische Gerüst, wurde seitdem als der Fuß eines älteren großen Vulkangebirges angesehen, dessen Gipfelmassen infolge einer großen Explosion weggesprengt seien. Nach dieser Auffassung wäre also die Caldera nichts anderes als ein Maar, wie sich deren in der Eifel, in Italien und in anderen Vulkanländern finden. — Nach Bildung jener Mineulöcher, der Calderen, entstand durch Aufschüttung der Eruptionskegel — genau wie ja auch schon Leopold von Buch es gelehrt hatte.

Der Unterschied zwischen der neuen Lehre und der Leopold von Buchs und Alexander von Humboldts bestand erstens in der verschiedenen Auffassung vom Aufbau des Gerüstes und zweitens in der Negierung einer Erhebung.

Während man früher die Macht der vulkanischen Kräfte so hoch einschätzte, daß man ihnen die Aufwölbung selbst so gewaltiger Inselmassive, wie beispielsweise der Canarischen Inseln, zutraute, glaubte man nunmehr durch die neuere Auffassung ohne die Annahme einer so wunderbaren Machtentfaltung des Vulkanismus auszukommen.

Viel mag hierzu der Umstand beigetragen haben, daß man die Vulkanstudien fast immer nur an den verhältmäßig kleinen Vulkanen Italiens, besonders am Vesuv betrieben hatte, jenen Vulkanen, die durch ihre immer wieder sich ereignenden kleinen Ausbrüche das Interesse der Geologen auf sich zogen. Diesen kleineren Vulkanen glaubte man eben nicht solche Kraftäußerungen zuschreiben zu dürfen, wie sie Buchs Lehre von den Erhebungskratern erheischte. Zudem mögen die Ausführungen Leopold von Buchs bezüglich dieser kleineren Vulkane vielleicht auch wirklich unzutreffend sein.

Aber wenn man in Betracht zieht, daß auf Gran Canaria beispielsweise die einheitliche zutage geförderte vulkanische Masse, soweit sie sich über den Meeresspiegel erhebt, ein Gebiet etwa doppelt so groß wie die Insel Rügen darstellt, dabei aber 2000 m hoch ist — außerdem aber noch bis zu 2500 m unter den Meeresspiegel zu verfolgen ist — so daß also die gesamte Masse über 10000 cbkm faßt, und daß ferner diese gesamte Riesenmasse auch noch um mehrere hundert Meter gehoben ist, dann wird man sich eine Vorstellung von der wirklichen Gewalt vulkanischer Kräfte machen können!

Oder aber, man denke sich die Vulkanmassen der Insel Island: ein Areal von der Größe Süddeutschlands, mehr als 100000 qkm groß, aus 4000 m mächtigen Vulkandecken aufgebaut, deren ungeheures Gewicht doch von vulkanischen Kräften im Laufe der Zeit aus der Tiefe heraufgehoben ist, wo ferner gleichfalls jüngere Hebungen der Gesamtmasse zu verfolgen sind! — Fürwahr, die vulkanischen Kräfte sind gewiß groß genug, so daß man ihnen all das zutrauen darf, was Leopold von Buch und Alexander von Humboldt voraussetzten.

Allein der Glaube an die Möglichkeit derartiger vulkanischer Erhebungen, noch dazu durch vulkanische Gase, wie von Buch glaubte, war gebrochen, und selbst in jenen vulkanischen Ländern, wo sich Erhebungsgerüste in ungleich größeren Dimensionen als in Italien fanden, so groß, daß man die Calderen nicht mehr durch Explosion entstanden denken zu können glaubte, da kehrte man nicht zur Buchschen Lehre zurück, sondern versuchte eine andere Erklärung der Entstehungsart ausfindig zu machen. Man kam zu der Überzeugung, daß diese Calderen überhaupt nicht vulkanischer Entstehung seien — der Vulkanismus sei ja dazu zu schwach! —, sondern man hielt sie für Gebilde der Erosion, welche die angeblich weicheren Kerne gewaltiger Riesenvulkane herausgeschält hätte.

So lehrte Sir Charles Lyell und mit ihm in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Karl von Fritsch, Georg Hartung und Wilhelm Reiss.

Seitdem begegnen wir in der Geologie verschiedenen Auffassungen, wonach die Calderagebirge teils Explosionsgebilde, teils Erosionsformen seien; aber die Auffassung Leopold von Buchs und Alexander von Humboldts galt für endgültig überwunden.

Mit der Unterschätzung vulkanischer Kräfte brach sich eine andere Lehre immer mehr Bahn — eine Lehre, die ebenfalls im wesentlichen von Alexander v. Humboldt begründet war: die Lehre von den Beziehungen zwischen Spalten und Vulkanen und zwischen diesen und dem Meer.

Humboldt namentlich wies darauf hin, daß die Vulkane Amerikas und Ostasiens stets in der Nachbarschaft der Küstenstriche aufträten, daß das gleiche von den Vulkanen Italiens gelte, daß ferner die meisten übrigen Vulkane auf Inseln lägen oder, wenn auch tief im Festlande, in der Nähe von Süßwassermassen. Daraus wurde allgemein der Schluß gezogen, daß da, wo Wasser in die tieferen Regionen der Erde eindringen könne, nämlich auf Spalten, daß da und nur da Vulkane auftreten könnten.

Was Pompejus Trogus ahnte, was Lazaro Spallanzani mit Bestimmtheit vermutete, nämlich die Abhängigkeit der Vulkane vom Wasser der Erdoberfläche — das wurde seit Humboldts Tagen als nahezu feststehende Tatsache gelehrt.

Humboldt selbst war in seinen Schlußfolgerungen nicht etwa oberflächlich, nein, er brachte auch die seiner Auffassung widersprechenden Gegengründe. So hob er auch die oft recht beträchtlichen Entfernungen der Vulkane Südamerikas — die namentlich den Beweis dieser Lehre bilden sollten — vom Meere hervor. Die fernsten von ihnen liegen so weit von der Küste entfernt wie Wien von der Adria oder Kopenhagen von Berlin!

Die Theorie, welche die Vulkane in Beziehung zum Meere brachte, steht in gewissem Sinne in Widerspruch zur Lehre von den Erhebungskratern. Denn während diese den Vulkanismus scheinbar mit unüberwindlicher Kraft ausstattete, ließ die neue Lehre den Vulkanismus von der Präexistenz von Spalten abhängig werden, auf denen das Wasser zuerst in die Tiefe dringen müsse, um dann die zum Hervorbrechen des Vulkanismus erforderlichen Explosionen einzuleiten. Die Spaltenlehre wurde namentlich von Eduard Suess vertreten und hat bis in die neueste Zeit als unüberwindliches Dogma das weitere Eindringen in das Wesen des Vulkanismus verhindert.

Während die Lehre von den Erhebungskratern den Vulkanismus die Erdkruste bewegen ließ, wird von dieser neuen Lehre die Existenz des Vulkanismus gerade umgekehrt von den auf andere Ursachen zurückzuführenden Krustenbewegungen abhängig gemacht. Nicht tektonisch bestimmend, nein, nur tektonisch bestimmt soll sich der Vulkanismus äußern können.

(Schluß folgt.)

Die politische und wirtschaftliche Lage auf den Neuen Hebriden.

Von H. Seidel. Berlin.

II. (Schluß).

Nach der im vorigen Artikel versuchten Skizzierung der politischen Lage haben wir jetzt die Frage zu erörtern, ob die Neuen Hebriden durch ihre geographischen Gegebenheiten, ihre Bewohner, ihr Klima und ihre Produkte den hartnäckigen und andauernden Kampf um ihren Besitz einigermaßen rechtfertigen. Im allgemeinen wird man diese Frage bejahen müssen. Denn die Inseln besitzen eine Anzahl tiefer und geräumiger Häfen, deren Wert sich steigert, sobald man die strategische Situation des Archipels gebührend zu würdigen weiß. Zieht man nämlich von San Francisco oder Honolulu eine Linie nach Sydney und Melbourne, so geht diese mitten durch die Neuen Hebriden. Dasselbe Ergebnis tritt ein, wenn man die australischen Emporen mit Panama und seinem zukünftigen Kanal verbindet. Außerdem sind die Inseln die natürliche Halbwegsstation zwischen Neu-Holland und den britischen Ellice- und Gilbert-Gruppen. Was Wunder also, wenn die Australier alle Hebel in Bewegung setzen, ein so wichtiges Objekt ganz in ihre Hände zu bringen und einen ihrer Pacific Highways vor jeder Gefährdung durch eine fremde Macht zu sichern?

Nach ihrem Platz im Gradnetz zwischen 13° 4′ und 20° 16′ südlicher Breite gehören die Neuen Hebriden nebst den Torres- und Banks-Inseln durchaus in die tropische Zone; doch wird die Hitze durch kräftige Winde und die ungeheure Wasserumgebung bedeutend gemildert, namentlich während der Herrschaft des Passats von April oder Mai bis Oktober. Hohe Wärmegrade, verbunden mit großer Luftfeuchte und drückender Schwüle, sind besonders der anderen Jahreshälfte eigen, die mit unserem Herbst und Winter zusammenfällt. Allein dieser Unterschied wird durch den Witterungsgang nicht selten verwischt; denn die nach der Regel als naß geltenden Monate Dezember und Januar bleiben zuweilen fast regenlos, wohingegen die trockene Periode wohl niemals vollständig ohne Niederschläge ist. Die Inseln bilden also ein Gebiet mit Regen in allen Monaten; jene furchtbaren Dürren, die Schrecken des australischen Festlandes, sind ihnen unbekannt. Die Temperaturmessungen, soweit solche vorliegen, ergeben ein Jahresmittel von rund 24° C, einen März von 26,6° und einen Juli von 20,6° im Mittel. Die Extreme liegen nach oben bei 33 bis 35° C, nach unten bei 18 bis 15° C. Die Differenz kann sonach den Betrag von 20° erreichen.

Die Regenmenge scheint nirgend 2000 mm pro Jahr zu überschreiten; davon entfallen 1500 bis 1600 mm auf den Südsommer mit einem Maximum gegen das Ende und einem zweiten — geringeren — um den Anfang. Der Rest, etwa 400 mm, verteilt sich auf die heiteren Passatmonate mit ihrem schönen Wetter und den erfrischenden Ostsüdostwinden. Als böse Gäste werden in der Regenzeit von jeher Orkane und Fieber gefürchtet.

Die Malaria hängt hier, wie überall, mit dem massenhaften Auftreten der infizierenden Mücken zusammen. Es ist demnach eine wohlbegründete Praxis, daß man die Wohnstätten fern von Sumpf und Wasser möglichst auf freier Höhe anzulegen pflegt. Macht sich die Krankheit trotzdem bemerklich, so muß sie mit Chinin und — was die Hauptsache ist — mit hygienischen Maßnahmen bekämpft werden. Ein schlimmerer Feind sind jedenfalls die fast alljährlich während der feuchten Monate einsetzenden Wirbelstürme, unter denen besonders die südlichen Inseln so schwer zu leiden haben. Nach einer alten Regel sollen die Zyklone nicht vor dem 1. Januar und nicht nach dem 1. April zu erwarten sein. Das mag im allgemeinen stimmen, obschon man ebensowohl vor wie nach jenen Tagen gefährliche Orkane beobachtet hat. Die kritische Zeit wird deshalb bei einigen Autoren vom 15. Dezember bis zum 15. April gerechnet.

Bei dem stark vulkanischen Charakter der Neuen Hebriden darf es nicht befremden, daß sie öfter von Erdbeben heimgesucht werden. Diese bewirken zuweilen Verschiebungen der Strandlinie, die z. B. Anfang 1878 in Port Resolution auf Tanna solchen Umfang annahmen, daß eine Neuvermessung des Hafens und seiner Umgebung notwendig wurde. Das vordem großen Schiffen zugängliche Becken ist seit damals nur noch für kleinere Segler benutzbar.

Die beträchtliche Wärme, reiche Wasserzufuhr und ein tiefgründiger, humoser Boden erzeugen auf dem Archipel einen Pflanzenwuchs, der an Pracht und Üppigkeit seinesgleichen sucht. Allerdings ist die Zahl der Arten nicht so erheblich, wie es auf den ersten Blick wohl den Anschein hat. Der äquatoriale Charakter der Flora verschwindet bereits, und andere Formen treten auf, bedingt durch die geographische Lage, welche die Inseln botanisch zur Region Neu-Kaledonien—Fidschi verweist. Auf der Banks-Gruppe wächst schon eine Kaurifichte, Dammara macrophylla, auf den eigentlichen Neuen Hebriden Dammara obtusa. Mannigfaltig und häufig sind überall die Farne, desgleichen Kasuarinen und Palmen. In den Wäldern fällt namentlich eine riesige Banianfeige auf, Ficus prolixa, neben der als wichtiges Nutzholz der Rosen- und der Eisenholzbaum erscheint. Das ehedem zahlreiche Sandelholz ist dagegen infolge der Raubausbeutung nahezu verschwunden. Das niedrigere Land trägt ansehnliche Bestände von Kokospalmen, teils in Plantagenkultur, teils minder gepflegt, soweit sie das Eigentum der sorglosen Kanaken sind. Diese halten es nicht einmal der Mühe wert, selber die Nüsse zu öffnen und zu entkernen; sie bringen sie, wie sie vom Baum kommen, zum Kopramacher und überlassen diesem die Arbeit des Bleichens und Trocknens, zufrieden, wenn sie für ein Dutzend Nüsse mit einer Rolle oder einem „Zopf" Tabak bezahlt werden.

Durch Missionare und Kolonisten haben allmählich verschiedene wertvolle Gewächse den Weg nach den Neuen Hebriden gefunden. Seit geraumer Zeit wird Kaffee gebaut, der gute Ernten von bevorzugter Qualität liefert. Das Kilogramm bringt am Produktionsorte bis zu 1,50 Francs, und das ist eine Preis, mit dem der Ansiedler wohl zufrieden sein kann. Besonders hohe Erträge gibt der Mais, der viermal im Jahre reift und im Doppelzentner mit 20 Francs bezahlt wird. Einen ganz hervorragenden Ruf genießen die Bananen; sie sollen an Wohlgeschmack die Queensländer Sorten erheblich hinter sich lassen und finden deshalb in Neu-Südwales, Victoria und Süd-Australien jederzeit willige Abnehmer. Aus diesem Grunde hat schon Dr. Davillé den weiteren Anbau der Bananen dringend empfohlen. Als Versuchskulturen sind ferner Baumwolle, Tabak, Ingwer, Reis, Gewürze, Kakao und Vanille in Angriff genommen worden; doch läßt sich über die Resultate vorläufig erst wenig berichten. Der Tabak scheint keine Erfolge zu versprechen; dagegen wurde die Baumwolle — man hat Sea Island Cotton eingeführt — schon vor 20 Jahren mehrfach gelobt. An Kopra gehen jährlich 4000 Tonnen und darüber aus dem Archipel.



Abb. 2. **Eingeborene von Merena oder Espiritu Santo.**

Für den Tisch des Weißen stehen außer manchen einheimischen Früchten und Nährgewächsen, z. B. Taro und Yams, noch Orangen, Mangos, Zitronen, Zuckerrohr, Ananas, verschiedene Gemüse, Melonen, Süßkartoffeln usw. zur Verfügung. Auch Brotfrucht und Sago sind auf den meisten Inseln leicht zu haben, und dazu fehlt es fast nirgend an gutem, gesundem Wasser. Nur wenige Plätze haben Mangel an frischen Nahrungsmitteln.

Die artenarme Fauna besitzt außer dem Schwein kein größeres Landsäugetier. Die Beutler fehlen gänzlich. Durch den Schiffsverkehr sind Ratten und Katzen verbreitet worden, durch die Kolonisten auch Hunde,

Schafe, Rinder, Pferde und Ziegen, von denen die letztgenannten bis jetzt am besten gedeihen und sich fortpflanzen. Natürlich beschränkt sich der Viehimport nur auf die besuchteren Hafenplätze. Die Fleischkost deckt man vielfach durch Fische, die in den Küstengewässern massenhaft vorkommen, und durch Geflügel, z. B. Tauben und Wildenten. Die Reptilien sind, wie schon Eckardt bemerkt[1]), durch „wenige, nicht giftige Schlangen, viele Eidechsen, Schildkröten und eine Froschart vertreten". Neben Käfern und mehreren sehr schönen Schmetterlingen machen sich aus der Kleinfauna die bekannten Plagegeister der Tropen unangenehm bemerkbar, nämlich Fliegen, Moskitos, Ameisen, Wespen, Skorpione und Tausendfüßler.

Über die Bewohner, deren Zahl heute zwischen 50000 und 70000 betragen mag, ist im allgemeinen nichts gerade Gutes zu melden. Sie gelten „für außerordentlich indolent, sowohl in bezug auf körperliche Arbeit als auch auf geistiges Denken und religiöse Vorstellungen". Ihre Pflanzungen und das „ganze Hauswesen lassen sie durch ihre Weiber versorgen", zeigen sich aber „merkwürdigerweise geneigt, im Auslande zu dienen, so daß gerade von ihren Inseln Arbeiter nach Queensland, Fidschi, Neu-Kaledonien und Samoa entnommen wurden". Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß auf einem räumlich so weit verstreuten Archipel unter den Eingeborenen in somatischer wie intellektueller Hinsicht bedeutende Abweichungen hervortreten. Die Banksgruppe z. B. rechnet schon ganz in das „Übergangsgebiet", das sich von Norden nach Süden zwischen Melanesien und Südwest-Polynesien hineindrängt. Ebendorthin gehören die mittleren und südlichen Neuen Hebriden von Vate bis Aneityum, zuzüglich der nach Neu-Kaledonien vorgeschobenen Loyalitätsinseln. Reine Melanesier finden sich hauptsächlich auf den beiden größten Gliedern, auf Merena oder Espiritu Santo und auf Mallikolo, desgleichen auf den ihnen parallelen kleineren Eilanden im Osten.

Es ist weder Aufgabe noch Zweck unserer Artikel, eine auch nur annähernd erschöpfende Schilderung dieses Menschenschlages zu geben. Wir wollen lediglich an der Hand etlicher Bilder über die äußere Erscheinung und die Fähigkeiten der Neu-Hebridier einige kurze, orientierende Andeutungen machen. Am deutlichsten ist der melanesische Typus auf Merena (Abb. 2) ausgeprägt. Da begegnen dem Fremden die rohen, vollfleischigen, rußfarbigen Gestalten der „Wilden" in unverfälschter Natürlichkeit. Von Kleidung ist wenig die Rede; oft wird sogar absolute Nacktheit bevorzugt. Die verheirateten Frauen legen einen Gras- oder Blätterschurz an, zuweilen einen Mattenstreifen, und erst in der Nachbarschaft der Häfen entdeckt man Zeuge und Tücher. Um Hals und Lenden werden Muschelschnüre getragen; auch Armbänder sind sehr verbreitet. Die Tätowierung fehlt häufig; dagegen wird der Körper nicht selten durch stark aufgewulstete Ziernarben entstellt. Das Membrum virile pflegt man schon vom sechsten Jahre an mit einer Hülse zu bedecken, die nach oben in einen Strick ausgeht, den man fest um die Hüften schlingt. Große Beliebtheit genießt das Bemalen mit schwarzer, roter, blauer und ockergelber Farbe; auf manchen Inseln soll dieser Brauch indes nur bei Kriegszügen üblich sein.

Durchschnittlich kleiner an Wuchs als die Merena-Leute sind die Bewohner von Mallikolo (Abb. 3). Einige



Abb. 3. **Eingeborene von der Insel Mallikolo.**

[1]) „Der Archipel der Neu-Hebriden" in den „Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg", Bd. IV, 1879, S. 1—70 mit einem Anhang von J. D. E. Schmeltz, „Über die Tierwelt der Neu-Hebriden", daselbst S. 71—136, beide Abhandlungen mit guten Literaturangaben.

Beobachter nennen sie „affenähnlich“ häßlich, und die Abbildungen scheinen dies Urteil nicht gerade Lügen zu strafen. Ich verweise nur auf die vortreffliche Gravüre 1 bei Imhaus, Les Nouvelles-Hébrides, und die photographische Tafel zu Eckardts Abhandlung. Besonders abschreckend sind die Albinos. Nimmt man den Blutdurst, die Hinterlist und den scheußlichen Kannibalismus hinzu, so versteht man die Mahnung der Segelhandbücher, die für den Verkehr mit diesen Anthropophagen die äußerste Vorsicht empfehlen. Leider dürfte in vielen Fällen nicht bloß die Vorsicht, sondern noch mehr die Furcht vor wohlverdienter Rache der Grund sein, weshalb sich manche Werbeschiffe der Insel fernhalten. Denn die „Labourtrader“ haben hier wie überhaupt auf den Neuen Hebriden furchtbar an den Eingeborenen[2]) gesündigt. Wer Belege wünscht, mag die Selbstbiographie des Missionars John G. Paton nachlesen, von der 1891 in Leipzig eine deutsche Bearbeitung erschienen ist.

Derselbe Paton gewährt uns an verschiedenen Stellen seines Buches auch einen Einblick in das religiöse Leben der Bewohner[3]). Unbedingt werden auf diesem Gebiete von Insel zu Insel ebensoviele Abweichungen bestehen wie hinsichtlich der Sprachen, die eine kaum glaubliche Zersplitterung in selbständige Idiome oder deren Mundarten aufweisen. Noch zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Säkulums konnte Paton mit Recht sagen, daß die Neuen Hebriden mit Götterbildern, teils aus Holz, teils aus Stein, „angefüllt“ wären. Die Leute verehrten in diesen Idolen die Geister der Vorfahren oder der Stammesheroen, die sie unendlich fürchteten, und deren Hilfe sie doch gewinnen mußten. Denn bei den Ahnen war alle Gewalt über Krieg und Frieden, über gute und schlechte Ernten, über Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod. Auch die großen Naturkräfte: Himmel, Stürme, Erdbeben und Vulkane, wurden als göttliche Wesen verehrt.

Die Mission hat später unter den heiligen Zeichen sehr zum Schaden der Ethnographie gewaltig aufgeräumt. „Was von Holz war, ward verbrannt; steinerne Bilder versenkten wir weit von der Insel ins Meer; Steine vergruben wir tief in die Erde.“ So berichtet Paton über diesen Zelotismus. Die jetzt noch vorhandenen Idole sind zumeist jene 2 bis 3 m hohen Holzfiguren, öfter obszönen Charakters, die als Umgebung der Tabuhäuser unter den Schattenbäumen am Ende der Dörfer stehen. Hier finden die geheimen Beratungen der Ältesten statt, deren Ergebnis je nach Belieben oder Notwendigkeit den Einwohnern auf dem freien Dorfplatze bei den Trommelbäumen mitgeteilt wird. Diese bestehen nach A. Baesslers Beschreibung oft „aus 20, bis zu mehreren Meter hohen, ausgehöhlten Stämmen, die vorn einen Schlitz haben (Abb. 4). Durch Anschlagen mit einem schweren hölzernen Knüppel wird ihnen ein Ton entlockt, und da sie verschieden abgestimmt sind, so ist es möglich, eine einfache Neu-Hebriden-Melodie darauf zu spielen. Die Bäume sind fest in die Erde gerammt und häufig kunstvoll beschnitzt, wobei das obere Ende dann ein Idol oder eine andere Figur darstellt“.



Abb. 4. **Dorftrommeln von den Neuen Hebriden.**

Was den Hausbau anlangt, so ist vorab zu bemerken, daß die Wohnstätten auf den Inseln mit rein melanesischer Bevölkerung durchweg schlechter und unansehnlicher sind als in den Teilen des Archipels, wo sich polynesische Blutmischung geltend macht. Als Verkehrsmittel zu Wasser dienen roh gefertigte Kanus von verschiedener Größe und Konstruktion (Abb. 5). Man hat schwere, geräumige Fahrzeuge mit Doppelkiel, Ausleger und Segel, die z. B. auf Mallikolo bis zu 20 Mann und darüber fassen können. Daneben gibt es kleinere, die auffallend schmal und flink sind, wie die auf den Banksinseln, in denen die Eingeborenen an die Schiffe heranrudern, um frische Nahrungsmittel anzubieten.

Es dürfte bekannt sein, daß die Mission, zuerst die protestantische, danach die katholische, auf den meisten Gliedern des Neu-Hebriden-Archipels an der Christianisierung arbeitet. Stellenweise liegen bereits Erfolge vor; allein gerade auf den umfangreicheren Inseln bleibt noch fast alles zu tun. Überdem lauten die Urteile von Nichtmissionaren fast ausnahmslos so wenig günstig, daß wir kaum Lust verspüren, dies heikle Thema weiter auszuspinnen. Es macht doch einen befremdenden Eindruck, wenn der englische Kommissar und zeitweilige Konsul Hugh Hastings Romilly an den deutschen Weltreisenden E. v. Hesse-Wartegg schreiben konnte: „Die Missionare treiben nebenbei auch Handel und verstehen es vortrefflich, die Kanaken zu übervorteilen, eine kuriose Mischung von schottischen scheinheiligen Presbyterianern und pfiffigen Kolonisten.“ Außer diesen Herren wirken auf den Neuen Hebriden noch die Sendlinge der Melanesian Mission, deren Geschichte E. S. Armstrong, London 1900, in einem umfangreichen Buche beschrieben hat.

An der wirtschaftlichen Erschließung der Neuen Hebriden haben ohne Zweifel die Franzosen den Hauptanteil. Damit soll das kulturfördernde Verdienst der

[2]) Über das Verschwinden der Kanaken vor dem Eindringen der Zivilisation vgl. den Bericht über Dr. Jolys Forschungen, Globus, Bd. LXXXVIII (1905), S. 164. Der australoide Neu-Hebridier bei G. Fritsch, Globus, Bd. XCI (1907), S. 40, ist schon bei Imhaus, Tafel 2, abgebildet.

[3]) Neuerdings schrieb hierzu A. Deniau, Croyances religieuses et moeurs des indigènes de l'île Malo, Nouvelles-Hébrides. Missions Catholiques XXXIII, 1901.

englischen Missionen gar nicht verdunkelt werden; allein es wurde nur zu oft paralysiert durch den verderblichen Einfluß der gleichfalls englischen Labourtrader, Sandelholzschläger, Händler und Kopramacher, die die Eingeborenen mit Branntwein, Feuerwaffen und nutzlosem Tand überschwemmten, wodurch sie lediglich geschädigt wurden. Den ersten Anstoß zu einer gesunderen Entwickelung gab ein naturalisierter Franzose, der Großkaufmann Higginson aus Nouméa. Er war es, der schon 1870 die Blicke nach den Neuen Hebriden richtete, um sie in eine französische Kolonie zu verwandeln. Als energischer und vermögender Mann stellte er seinen ganzen Kredit und Einfluß in den Dienst dieser Idee, suchte den Zuzug französischer Kolonisten zu heben und gründete 1882, als sein Drängen auf tatsächliche Okkupation in Paris unbeachtet blieb, die anfangs recht kapitalskräftige „Compagnie calédonienne des Nouvelles-Hébrides“. Dieser gelang es, binnen kurzer Frist den größten Teil des Kulturlandes durch „Kauf“, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, an sich zu bringen, so daß ihr nomineller Besitz bald auf 7800 qkm und darüber anwuchs. Der „Compagnie“ gehörte also mehr als die Hälfte des gesamten Areals, und dadurch ist ihr und ihren Rechtsnachfolgern für immer die Präponderanz gesichert. Im einzelnen verteilt sich dieser Grunderwerb dergestalt, daß auf Merena an 3500 qkm, auf Mallikolo 1900 qkm, auf Vate oder Efat 900 qkm, auf Api 500 qkm, auf Araga 300 qkm entfallen und so fort, bis mit den kleineren Parzellen auf den übrigen Inseln die erwähnte Schlußzahl herauskommt. Dieser Summe gegenüber ist jede Konkurrenz machtlos, auch die englische, die sich bei ihren Landkäufen vorwiegend auf die nördlichen Neuen Hebriden und die Torres- und Banks-Gruppe beschränkt sah. Dort finden sich deshalb die meisten britischen Ansiedler, dort die größte Menge des britischen Eigentums und der darauf beruhenden Interessen. Allein schon in Mallikolo halten sich diese mit den französischen die Wage, um dann auf den Südinseln merklich hinter ihnen zurückzutreten.

Die Compagnie calédonienne des Nouvelles-Hébrides ließ in den vier Haupthäfen, in Port Vila auf Vate, in Port Sandwich auf Mallikolo, am Kanal du Segond, einer als Ankerplatz günstigen Enge zwischen der Südostspitze von Merena und der kleinen Vorinsel Aore, sowie auf Vanna Lava in der Banksgruppe geräumige Magazine, Läden und Wohnhäuser erbauen, den Wald roden und mit der Anlage von Kokos-, Kaffee-, Kakao-, Vanille- und Maiskulturen beginnen. Sie etablierte ferner zahlreiche Kopramacher, leistete den Ansiedlern schätzenswerte Beihilfen für die Anfangszeit, begünstigte die Verbreitung der katholischen Maristen-Mission und stellte mehrere Schoner in Dienst, die teils die Anwerbung von Arbeitern, teils die Zusammenholung der Kopra von den einzelnen Stationen zu besorgen hatten. Sogar ein Dampfer wurde beschafft, der die Inseln in monatlichen Fahrten mit Nouméa verband.

Trotzdem machte die Kompagnie schlechte Geschäfte. Sie mußte 1894 in Liquidation treten und ging im selben Jahre in einer neuen Gründung auf, die sich „Société française des Nouvelles-Hébrides“ nannte. Sie hatte sich bis 1898 einer jährlichen Subvention von 360000 Francs durch die Regierung zu erfreuen und konnte deshalb die Arbeiten ihrer Vorgängerin im vollen Umfange fortführen. Sie ging sogar mit der Ausbeutung der Schwefellager auf einigen der Inselvulkane vor, sah sich aber dessenungeachtet schon im Jahre 1900 gezwungen, ebenfalls zu liquidieren. Die Ursachen dieses zwiefachen Mißgeschickes sieht Raymond Bell vor allem in Fehlern der Verwaltung, die es nicht verstanden habe, nach einer den Verhältnissen angemessenen Methode zu wirtschaften. Vorläufig arbeitet die Gesellschaft noch weiter; auch eine Bergbaukonzession ist verliehen worden.



Abb. 5. **Kanus von der Insel Vao bei Mallikolo.**

Der neukaledonischen Hebridenkompagnie stellten die Australier bereits 1884 eine Rivalin gegenüber, die sich, unterstützt durch das Bankhaus Burns Philipp and Co. in Sydney, sofort auf die Monopolisierung des Handels und des Verkehrs warf. Sie eröffnete verschiedene Agenturen, setzte Kopramacher aus und zog durch ihre Dampfer fast die gesamte Personen- und Güterbewegung an sich, begünstigt durch das Fehlen jeder ernsteren französischen Konkurrenz. Die Australier unterhalten zurzeit eine direkte Dampferlinie zwischen Sydney und den Neuen Hebriden, die ihre Fahrten sehr regelmäßig erledigt. Außerdem laufen noch zwei andere Dampfer, von denen der eine die Verbindung zwischen Port Vila und den Fidschi-Inseln, mit Nouméa als Mittelstation, bewirkt, während der andere auf dem Wege von Sydney nach den Salomonen und Britisch-Neuguinea den Archipel berührt.

Die Franzosen haben trotz ihres riesigen Landbesitzes, der aber zum allergrößten Teile noch unerschlossen daliegt, bis heute an dieser ihnen so peinlichen Situation nichts zu ändern vermocht. Sie verfügen jetzt zwar über einen recht guten Dampfer von 3000 Tonnen, der elfmal im Jahre vor den Hauptplätzen anlegt; doch wird dies nur durch einen reichlichen Staatszuschuß ermöglicht. Nach Pariser Mitteilungen sollte im letzten Winter eine neue Schiffahrtsgesellschaft gebildet werden, um die Hebriden von den englischen Linien unabhängig zu machen. Zugleich wollte man Geld zu gründlichen Bodenuntersuchungen aufbringen, von deren Ausfall man eine bessere Bewertung und schnellere Besiedelung der Inseln erhofft.

So spinnt sich der Interessenkampf zwischen beiden

rivalisierenden Nationen still, aber erbittert fort, und wer weiß, ob es nicht gerade um der Neuen Hebriden willen über kurz oder lang zu einer Auseinandersetzung kommt, die sich mit der Entente cordiale von heute schlecht vertragen dürfte. Von anderen Dingen abgesehen, beunruhigen sich die Franzosen jüngst über das rasche Anwachsen des englischen Elementes, das gegen früher stark zugenommen hat. Sonst wurde das Verhältnis immer so angegeben, daß die Briten um ein Viertel bis ein Drittel hinter dem Bestande der Franzosen zurückblieben; jetzt lesen wir, daß den rund 260 Franzosen bereits 220 oder mehr Engländer gegenüberstehen. Allerdings sind diese nicht, wie die Franzosen, vorwiegend Grundbesitzer und Pflanzer, sondern — abzüglich der Missionare — in der Überzahl Händler und Kopramacher und rekrutieren sich zum großen Teil aus Flüchtlingen, sogenannten „Out-laws“, die wegen Seeraub, Menschendiebstahl, Gewalttat, Desertion und ähnlicher Verbrechen diese entlegenen Inseln aufgesucht haben. Deshalb leben sie auch vereinzelt, weit voneinander getrennt, und werden die Bildung französischer Gemeinden niemals hindern. Aber sie sind unbequeme, verwegene Gäste und leicht geneigt, ihren Mitmenschen, wenn solche ihren Weg kreuzen, Schwierigkeiten zu bereiten. Bisher blieb jeder Streit, jede Eifersüchtelei auf die Ansiedler allein beschränkt, da es eine Regierung nicht gab. Jetzt werden die Klagefälle notwendig an die Kommission bzw. an das Richterkolleg gelangen, wo sie sofort in zweierlei Beleuchtung erscheinen. Was dem Engländer gut dünkt, wird der Franzose verdammen, auch in amtlicher Funktion, und dann ist's vorbei mit Frieden und Eintracht, dann treten hart und scharf die gegenseitigen Divergenzen hervor und fordern gebieterisch ihr Recht.

Über einige religiöse und totemistische Vorstellungen der Aranda und Loritja in Zentralaustralien.

Von M. Freiherr v. Leonhardi.

Die beiden großen Werke von Spencer und Gillen „The Native Tribes of Central Australia“ (1899) und „The Northern Tribes of Central Australia“ (1904) gehören zweifellos zu den bedeutendsten Publikationen ethnographischen Inhalts, die die letzten Jahre gebracht haben. Es ist daher leicht begreiflich, daß diese Bücher in der wissenschaftlichen Welt allseitige Bewunderung hervorgerufen haben; auch hat man sich mit regem Eifer an die Deutung der festgestellten Tatsachen und deren Einfügung in den Bau der ethnographischen Wissenschaft gemacht. Neu und vielfach überraschend sind die Tatsachen, daran kann kein Zweifel sein; vor allem sind die äußeren Hergänge bei den heiligen Zeremonien, die meist vor den Augen der Weißen ängstlich gehütet werden, mit einer für australische Stämme noch nicht dagewesenen Genauigkeit beschrieben und durch meist wohlgelungene Photographien zur Anschauung gebracht. Nur einem so langjährigen Vertrautsein mit den Eingeborenen, wie es einer der Autoren, Gillen, erlangt hatte, ist es zuzuschreiben, daß es möglich wurde, den verschiedenen Zeremonien von Anfang bis zu Ende beizuwohnen, so daß man den Eindruck erhält, nichts Wesentliches sei den beiden Forschern verborgen geblieben. Gillen gilt offenbar bei den Eingeborenen um Alice Springs als ein völlig „Eingeweihter“, so daß auch die nördlicher wohnenden Stämme kein Bedenken trugen, die geheimsten heiligen Handlungen vor ihm und seinem Freunde Spencer aufzuführen. Neben den äußeren Vorgängen der Zeremonien suchten die beiden Forscher natürlich möglichst auch deren inneren Sinn zu erfassen, wie sie auch sonst bemüht waren, Sagen, religiöse Vorstellungen, Anschauungen über Zauberei usw., kurz das ganze Innenleben der Schwarzen zu ergründen, und es sind gerade die hierbei festgestellten Tatsachen, die in der Wissenschaft das größte Interesse hervorriefen. Das Erforschen der psychischen Tatbestände gehört bekanntlich zu den schwierigsten Aufgaben der Ethnologie; leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß man sich dabei aller mitgebrachten Begriffe und Vorstellungen entschlagen und sich in das Denken und Fühlen der Naturvölker ganz hineinzuleben versuchen muß; eine Aufgabe, die nur sehr schwer gelingt und bei der immer und immer wieder zu befürchten steht, daß Eintragungen eigener Gedanken nicht ganz vermieden werden. Wesentlich zur Lösung der Aufgabe trägt natürlich bei, wenn der Forscher die Sprache des betreffenden Stammes mit möglichster Vollständigkeit beherrscht. Das ist nun freilich nicht immer erreichbar. Bei der oft gänzlichen Unähnlichkeit benachbarter australischer Sprachen ist es unmöglich, bei Untersuchung mehrerer Stämme, wie dies Spencer und Gillen getan haben, alle Dialekte zu beherrschen; immerhin wäre es sehr wünschenswert gewesen, wenn die Forscher wenigstens eine der Sprachen wirklich hätten sprechen können. Das scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein; sie scheinen vielmehr durchweg sich des sog. „Pidgeonenglisch“ bedient zu haben. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß dieses Verständigungsmittel ein nicht gerade sehr vollkommenes Instrument ist, um die schwerverständlichen Ideen dieser Naturmenschen festzustellen. Der Verdacht kann einem kommen, ob nicht doch trotz aller Vorsicht und Geduld, die aufgewendet worden sind, Beobachtungsfehler unterlaufen sein könnten. Es erschien mir daher von großem Wert, über die einschlägigen Dinge eine Nachprüfung durch einen der Sprache wenigstens des Hauptstammes, der Aranda (oder wie Spencer und Gillen schreiben Arunta), Kundigen anzuregen. Ich wendete mich daher vor etwa fünf Jahren an Herrn Missionar C. Strehlow (von der Neuen Dettelsauer Mission), der in Hermannsburg am Finke River arbeitet. Vorher war Herr Strehlow auf der Kopperamana-Missionsstation unter den Dieri tätig. Er beherrscht das Dieri und das Aranda vollständig; zusammen mit Herrn Missionar Reuther hat er das Neue Testament in das Dieri übersetzt (Testamenta Marra, Tanuuda 1897); in der Arandasprache hat er zu gottesdienstlichem Gebrauche ein Religionsbuch (Galtjindinjamea-Pepa, Tanunda 1904) drucken lassen. Herr Strehlow war so freundlich, auf meine Anregungen einzugehen, und hat mir in einer Reihe von Briefen höchst interessante Mitteilungen über das Geistesleben der westlichen Aranda und des benachbarten Stammes der Loritja geschickt. Das meiste, was er gesammelt hat, wird er als zusammenhängende Publikation, hoffentlich recht bald, der wissenschaftlichen Welt zugänglich machen. Nicht nur linguistische Feststellungen wird diese zu erwartende Veröffentlichung bringen, sondern vor allem wird sie Sagen und Gesänge, deren oft sehr schwierige Übersetzung gelungen ist, enthalten, ferner genaue Mitteilungen über

das ganze Leben der zwei Stämme. Nach den Proben, die ich bis jetzt einzusehen in der Lage war, glaube ich sagen zu können, daß aller Grund vorliegt, große Erwartungen auf diese Veröffentlichung zu setzen.

Im folgenden werde ich einige mir besonders interessant erscheinende Stellen aus den an mich gerichteten Briefen Herrn Strehlows zum Abdruck bringen, möchte aber noch zuvor darauf hinweisen, daß in der englischen Zeitschrift Folk-Lore, Bd. XVI, S. 428 ff., Auszüge aus einem Briefe von Herrn Strehlow an Herrn N. W. Thomas erschienen sind, deren Inhalt sich teilweise mit dem von mir zur Veröffentlichung Gewählten deckt. Ich bemerke noch, daß ich einige Male, ohne im geringsten den Sinn zu ändern, etwas abgekürzt habe.

Die große Schwierigkeit der Erforschung schildert zunächst folgende Briefstelle:

„Hermannsburg, 6. Juni 1906. Wie Sie wissen, sind die australischen Schwarzen im allgemeinen geborene Lügner; da heißt es prüfen und immer wieder prüfen. Dem Weißen und sonderlich dem Missionar gegenüber wollen sich die Schwarzen oft in einem besseren Lichte zeigen und geben dann ihren Sagen manchmal einen christlichen Anstrich. In dieser Beziehung war auch Missionar Kempe nicht vorsichtig genug; ich glaubte ihm, der etwa 15 Jahre hier gearbeitet hat, folgen zu dürfen, besonders da mir von einigen christlichen Schwarzen die von ihm aufgezeichneten Anschauungen bestätigt wurden, so z. B. die Ansicht, daß Altjira die Menschen, auch die Toteme usw. gemacht habe. Auf weitere Nachforschungen, die ich mit Heiden anstellte, fand ich doch manches anders. Man darf einem Schwarzen niemals seine eigene Ansicht entwickeln und dann die Frage stellen: Verhält sich die Sache so? Diese Frage wird von dem Schwarzen meistens bejaht werden, da der Schwarze einem Weißen mehr Weisheit zutraut als sich selbst. Bei dieser Fragestellung findet man oft nur die eigene, vorgefaßte Meinung von den Schwarzen bestätigt. Die Frage muß vielmehr lauten: „Was haben eure Alten in dieser Angelegenheit gelehrt?“ Denn manche Schwarze sind pfiffig genug, selber Antworten zu erfinden. Auf diese Weise findet man allmählich, indem man immer wieder nachprüft, das Richtige.“

In seinem ersten Briefe hatte Herr Strehlow mir über die Erschaffung der Menschen durch den im Himmel wohnenden Altjira geschrieben, wobei Einzelheiten mit den späteren Berichten nicht recht stimmen wollten; darauf bezieht sich die Bemerkung in vorstehendem Brief. Von Missionar Kempe ist ein Aufsatz über die Sprache der Stämme an den MacDonell Ranges (Transact. R. S. of South Australia, Bd. XIV) erschienen, sowie eine Beantwortung eines Fragebogens in den Mitt. d. V. für Erdkunde zu Halle, 1883 abgedruckt.

Weiter schreibt mir Herr Strehlow:

„Hermannsburg, den 9. Februar 1905. Die Vorstellung und der Glaube an ein höchstes, gutes Wesen findet sich bei allen Aranda-Schwarzen. Der Gott der Aranda wird Altjira genannt, doch ist derselbe ein überweltlicher Gott, der mit den Menschen sehr wenig zu tun hat. Seine Gestalt ist die eines großen Menschen. Seine langen Haare fallen über die Schultern herab, doch hat er die Füße des Emu, weshalb er Altjira iliinka genannt wird. Er ist von roter Hautfarbe. Bekleidet ist er mit einem netzartigen Gewand. Er ißt latjia (rübenartige Erdfrüchte), die niemals vertrocknen, sowie wohlschmeckende Beeren, wie agi und lalitja, die im Himmel stets frisch sind; auch genießt er das Fleisch des Emu, der zu den dortigen Quellen kommt und von ihm gespeert wird. Es ist umgeben von schönen Jünglingen und Jungfrauen, die unsterblich sind.“

„Hermannsburg, 8. April 1906. Nach meinen bisherigen Forschungen glauben die Aranda ganz bestimmt an das Dasein eines Himmelsgottes, Altjira iliinka genannt: die Sterne sind seine Lagerfeuer, die Milchstraße sein Jagdgrund usw. Nur einzelne besonders hervortretende Sterne, wie der Abendstern, das Siebengestirn usw., sowie Sonne und Mond sind Vorfahren der Aranda, die einst auf Erden gelebt und bestimmten Totems angehört haben, wie dies aus den Traditionen hervorgeht. Von diesem Altjira, der im Himmel wohnt, von dem keine Tjurunga (Spencer und Gillen schreiben Churinga) existiert, werden deutlich unterschieden die mit überirdischen Kräften ausgestatteten, göttlich verehrten Vorfahren, die zum Teil als Tiere, zum Teil als Menschen auf Erden lebten. Diejenigen, die in Menschengestalt aufgetreten sind, sind jedoch mit den Fähigkeiten und Eigenschaften solcher Tiere, Vögel usw., von denen sie ihren Totemnamen tragen, ausgestattet gewesen.“

„Hermannsburg, 19. September 1906. Ich bin jetzt damit beschäftigt, die Traditionen usw. der Loritja zu sammeln. Dabei habe ich gefunden, daß die Anschauungen der Loritja, die sich selbst Kokutja nennen, in den Hauptzügen mit den Anschauungen der Aranda übereinstimmen. Auch die Loritja kennen ein höchstes Wesen, das im Himmel wohnt, Tukura genannt, von diesem sind unterschieden die Takutiba, die Totem-Götter, die ebenso wie die Altjira-ngamitjina (Totemgötter der Aranda) zum Teil in Bäume und Felsen, zum Teil in Tjurunga (Churinga) verwandelt worden sind. Da sich bei den Dieri ähnliche Anschauungen finden, so darf man wohl den Schluß ziehen, daß unter vielen australischen Völkerschaften ähnliche Ansichten vorhanden sind. Unter den drei erwähnten Stämmen werden die Totem-Götter von dem höchsten Gott in folgender Weise unterschieden: Die Dieri nennen das höchste Wesen Mura, dagegen die vergötterten Vorfahren oder Totem-Götter Mura-Mura, die Aranda nennen das höchste Wesen Altjira (der Ungeschaffene), dagegen die Totem-Götter Altjira-ngamitjina (d. h. die ewigen Ungeschaffenen) oder auch Intára (d. h. die Unsterblichen). Die Loritja nennen das höchste Wesen Tukura (der Ungeschaffene), dagegen die Totem-Götter Tukutita (die fortwährenden Ungeschaffenen).“

„Hermannsburg, 6. Juni 1906. Das Wort Altjira ist ein Substantiv. Von jedem Substantiv kann man in der Arandasprache durch Anfügung der Endung erama ein Verb bilden mit dem Begriff des Werdens, z. B. atua der Mann, atuérama ein Mann werden. Grammatisch richtig würde es sein, das Verbum altjir-erama = träumen zu fassen als „ein Gott werden“. (So hatte es Herr Strehlow auch in einem früheren Brief getan. Siehe auch Folk-Lore, Bd. XVI, S. 430.) „Nun gibt es aber auch ein Verbum rama = sehen, also Altjir-rama = Gott sehen. Daß letzteres der Sinn von Altjirerama = träumen ist, geht klar aus einer Vergleichung mit dem entsprechenden Loritja-Worte hervor; in dieser Sprache heißt träumen tukura-mangañi, Tukura = Gott, mangañi = sehen. Gott werden würde im Loritja heißen Tukuraringañi. Will man das Substantiv „Traum“ bilden — der Eingeborene sagt aber nicht: Ich habe einen Traum gehabt, sondern: mir hat geträumt = altjire-raka — so müßte Traum = altjirérinja sein. Was heißt nun das bei Spencer und Gillen sich findende Wort Alcheringa?“ (Die beiden Autoren übersetzen es mit dreamtime; es ist die Zeit der Wanderungen der mythischen Vorfahren.) „An irgend ein Substantiv kann man die Endung rinja setzen, mit der Bedeutung „gebörend zu etwas“, „lebend an einem Platz“, z. B. pata = Stein, Gebirge, paterinja = die Gebirgsbewohner, alkira = Himmel, alkirarinja = die Himmelsbewohner, die Himmlischen. Demnach

bedeutet Altjirarinja = die Göttlichen und Alta (= Tag). Altjirarinja ist die Zeit, in der die Götter gelebt haben; ihre Vorfahren nämlich, die sie zu Göttern erhoben haben."

Daß die Aranda an ein höchstes Wesen, einen Gott, glauben, hatte schon früher Missionar Kempe berichtet (Mitteil. des Ver. für Erdkunde zu Halle, 1883, S. 53). Spencer und Gillen wollen bei den Aranda keinen solchen Glauben gefunden haben; bei den nördlicher wohnenden Kaitish dagegen berichten sie von einem im Himmel wohnenden Atnatu, der in allen wesentlichen Punkten mit dem von Herrn Strehlow beschriebenen Altjira übereinstimmt; aber Atuatu, sagen die beiden Autoren (Northern Tribes, S. 503) stehe ganz für sich; auch bei den anderen von ihnen untersuchten Stämmen fände sich nichts derartiges. Merkwürdig bleibt dabei, daß Gillen für den 4. Teil des Report of the Horn Expedition to Central Australia einen Aufsatz geliefert hat, in dem es auf S. 183 heißt: „The sky is said to be inhabited by three persons — a gigantic man with an immense foot shaped like that of the emu, a woman and a child, who never develops beyond childhood. The man is called Ulthaana, meaning spirit." Der Riese im Himmel mit Emufuß dürfte mit Altjira identisch sein. In den zwei gemeinsamen Werken von Spencer und Gillen kommen die Autoren nicht auf diese ältere Angabe zu sprechen, widerlegen sie aber auch nicht als unrichtig, obgleich sie sonst wohl (z. B. Native Tribes, S. 388, Anmerk.) Berichtigungen bringen.

Bezüglich der höchst merkwürdigen Anschauung, daß das höchste Wesen Emufüße habe, will ich darauf aufmerksam machen, daß Günther (Grammar and Vokabulary of the Wirradhuri in Threlkeld, An Australian Language, ed. J. Fraser, 1892, S. 94) von Baiamai, dem höchsten Wesen der Stämme bei Wellington, sagt, es habe Füße wie ein Emu. Sonst erinnere ich mich nicht, bei Beschreibungen australischer Gottheiten auf eine gleiche Angabe gestoßen zu sein; dagegen kommt in einer Kamilaroi-Legende, worin ein Zauberer sich auf den Weg macht, um Baiamai zu sehen, ein ganzes Volk mit Emufüßen vor, das dem Wanderer feindlich entgegentritt. (Science of Man, N.S., Bd. I, S. 117.)

Der uns von Herrn Strehlow vorstehend geschilderte Altjira iliinka gleicht dem auch für andere niederste Völker nachgewiesenen höchsten, im Himmel lebenden Gott. Die Angaben über diese höchsten Wesen sind zwar oft und viel bestritten, die Entstehung dieses Glaubens christlichen Einflüssen zugeschrieben worden; nach den umfassenden Forschungen Andrew Langs in seinem „Making of Religion" und einer Reihe weiterer Veröffentlichungen dürfte das Vorhandensein einer solchen Vorstellung jedoch als sicher anzusehen sein. In diesem Sinne hat sich auch erst ganz kürzlich O. Ehrenreich (Zeitschrift für Ethnologie 1906, S. 586) in überzeugender Weise ausgesprochen, und N. W. Thomas hat die Behauptung, daß z. B. Baiamai, das höchste Wesen der Kamilaroi- und Wiradjuri-Stämme, der Einwirkung christlicher Einflüsse seine Entstehung verdanke, bestimmt zurückgewiesen (Man 1905, Nr. 28). Irgend welche christliche Einwirkungen kann man, glaube ich, bei Entstehung der Gottes-Vorstellung der Aranda und Loritja absolut ausschließen; ich finde nichts, was darauf hindeutete. Ob man gut tut, das Wort „Gott" auf ein solches Wesen anzuwenden, kann ja immerhin fraglich erscheinen; wenn man sich aber darüber klar ist, was unter einem solchen höchsten „Gott" der niedrigsten Naturvölker verstanden werden soll, so ist die Bezeichnung nicht bedenklicher als jede andere, z. B. die von A. W. Howitt (Native Tribes of S. u. East Australia, 1904, und auch schon früher) gebrauchte: „Allfather". Auf Altjira würde letztere entschieden weniger gut passen; auf die von Howitt beschriebenen höchsten Wesen der Yuin, Kurnai, Wiradjuri usw. ist sie dagegen anwendbar. Denn bei Altjira, soweit wir bis jetzt unterrichtet sind, fehlen gewisse Eigenschaften, die bei Daramulum, Mungan-ngana, Baiamai usw. angegeben werden. Es fehlt die Vorstellung, daß das höchste Wesen der Aranda Wächter gewisser Vorschriften des Kults und der Stammesmoral ist, daß es straft, wenn diese seine Gebote übertreten werden. Es fehlt eine Beziehung Altjiras zu den Beschneidungszeremonien und der Jünglingsweihe überhaupt; es fehlt ebenso eine Beziehung zum Schwirrholz, dessen Ton in Südostaustralien als Stimme der der Einweihungsfeier vorstehenden Gottheit ganz allgemein angesehen wird. Einige dieser fehlenden Züge finden sich dagegen bei Atnatu der Kaitish (North. Tribes, S. 347, 498 und sonst); dieser hat das Schwirrholz zuerst gemacht, er hält darauf, daß es bei der Jünglingsweihe geschwungen wird.

Befremden wird vielleicht die Bemerkung, die Herr Strehlow bezüglich eines höchsten Wesens Mura bei den Dieri am Lake Eyre macht. Da er aber diesen Stamm aus seiner dortigen mehrjährigen Tätigkeit kennt, so ist sie immerhin beachtenswert, um so mehr, als Herr Missionar J. G. Reuther mir in einem Brief d. d. Killalpanina, 14. Mai 1906, eine ähnliche Ansicht ausspricht; er schreibt: „Ohne allen Zweifel steht es fest, daß das Leben der verkannten australischen Naturvölker von religiösem Geist beseelt ist. Sie kennen nur einen Gott, einen strafenden und gerechten — natürlich keinen barmherzigen (Mura, Altjira usw.)"[1]). Unsere Kenntnis der Dieri beruhte seither wesentlich auf den Angaben S. Gasons (Manners and Customs of the Dieyerie Tribe, 1874; wieder abgedruckt bei Woods Native Tribes of South-Australia, 1870, und Curr, The Australian Race, Band II, 1866) und verschiedenen Aufsätzen Howitts (Journ. Anth. Inst., Bd. XX, S. 30 u. f., und Ann. Report Smithson. Instit. for 1883, S. 797 usw.), die aber auch auf Angaben Gasons im wesentlichen beruhen. Danach glaubte dieser Stamm an einen „good spirit", „creator" Mura Mura, von dem man mit großer Ehrfurcht spreche; er habe die Menschen geformt, die Heiratsgesetze und Totemeinteilung angeordnet, werde um Regen angerufen usw.

Die sorgfältigen Nachforschungen, die Herr Missionar O. Siebert unter den Dieri und deren Nachbarstämmen in den letzten Jahren anstellte, und deren Resultate in dem Buch von Howitt: Native Tribes of South-East Australia, 1904, vorliegen, ergaben, daß unter Mura Mura die totemistischen Vorfahren verstanden werden, die einst vor dem Menschengeschlecht auf Erden lebten. Das geht aus den höchst interessanten Legenden, die Herr Siebert der Wissenschaft gerettet hat, zweifellos hervor. Ein Mura im Himmel kommt darin nicht vor[2]). Man mußte also annehmen, daß der Gott Mura Mura im Himmel ein Mißverständnis Gasons gewesen war, daß die Dieri einen solchen Glauben nicht haben; so faßt es auch Howitt auf, noch kürzlich schreibt er (Folk-Lore, 1906, S. 186): „The Allfather-belief is not found in such primitive tribes as the Dieri." Unmöglich ist nun aber der Herren Streh-

[1]) Auch in seinem letzten Brief vom 13. Februar 1907 hält Herr Strehlow seine Ansicht ganz bestimmt aufrecht; er schreibt: „Daß die Dieri einen Gott des Himmels kennen mit Namen Mura (richtiger wäre Murra) im Unterschied von den Totemvorfahren (Mura-Mura) kann als feststehendes Resultat angesehen werden, da Missionar Reuther, der etwa 17 Jahre unter den Dieri gewirkt und ihre Anschauungen aufgezeichnet hat, bei diesem Resultat seiner Forschungen geblieben ist."

[2]) Dagegen in einer Wonkamala-Legende allerdings ein im Himmel lebendes Wesen Arawoytya, das einst auf Erden gelebt haben solle, über das Näheres aber nicht zu erfahren war. (Nat. Tr. S.-East Austr., S. 479 u. 793.)

low und Reuther Auffassung trotzdem ganz und gar nicht, weitere Nachforschungen müssen Klarheit schaffen. Wie Herr Siebert, der nicht mehr in Australien weilt, zu der Frage sich stellt, vermag ich zurzeit nicht zu sagen.

Mit zu den bemerkenswertesten Forschungsergebnissen, zu denen Spencer und Gillen gelangten, gehören unzweifelhaft die von ihnen für alle untersuchten Stämme angegebenen Ansichten, daß jeder Mensch die Reïnkarnation eines totemistischen Vorfahren sei, daß nach dem Tode jede Seele an ihr Totemzentrum zurückgehe, wo die spirit individuals in der Zwischenzeit zwischen zwei Reinkarnationen sich aufhielten. Diese Kinderkeime gingen in die Weiber ein, eine Zeugung durch den Mann sei unbekannt. In der Nähe welches Totemzentrums eine Frau sich zuerst schwanger fühle, danach bestimme sich die Totemzugehörigkeit des Kindes.

Nicht wenig erstaunt war ich daher, als mir Herr Strehlow zunächst schrieb, er könne einen Reinkarnationsglauben bei den Schwarzen nicht auffinden; es müsse ein Mißverständnis vorliegen. Da Spencer und Gillen aber mit solcher Bestimmtheit und mit solchem Nachdruck von der Sache sprechen (z. B. North. Tribes, S. 174: „In every tribe without exception the belief in reincarnation is universal. Every individual is the reincarnation of a spirit left behind by totemic ancestors in a far past time“), so bat ich Herrn Strehlow nochmals, namentlich die alten Männer und Zauberer auszuforschen, worauf er auch bereitwilligst einging; er schrieb mir:

„Hermannsburg, 9. Februar 1905. Ich habe nun über die von Ihnen erwähnten Punkte sorgfältige Nachforschungen angestellt, ich habe zu verschiedenen Malen verschiedene Schwarze ausgeforscht, darunter 3 Zauberdoktoren, die als Träger der Tradition gelten, die im Heidentum groß geworden sind und von denen einer, der jetzt noch Heide ist, früher ein großes Ansehen unter seinen Volksgenossen besessen hat. . . . Ich habe den Schwarzen die Ansichten Spencers und Gillens vorgelegt und ihnen so deutlich als möglich erklärt, um was es sich handelt, doch alle Schwarzen bezeichneten diese Anschauungen als unrichtig. Es findet sich allerdings ein geringer Anhaltspunkt für diese Anschauungen in ihren Traditionen, doch von einer Reïnkarnation der Vorfahren zu reden, ist nicht richtig.“ An verschiedenen Plätzen gäbe es zahlreiche ratapa (Ursprünge von Menschen, ungeborene Menschen, die Leib und Seele haben, jedoch unsichtbar seien); die Ursprünge männlichen Geschlechts befänden sich in Felsen, Bäumen oder in den darauf wachsenden Mistelzweigen, die weiblichen Geschlechts meist in Felsspalten. Jeder ratapa gehöre einem bestimmten Totem an, und die ratapas desselben Totems seien an bestimmten Plätzen vereinigt. Das rühre daher, daß in der Urzeit die Totemvorfahren, „müde geworden“ von ihren langen Wanderungen, an den betreffenden Stellen in die Erde gegangen seien; ihre Leiber hätten sich in Felsen, Bäume usw. verwandelt, ihre Seelen seien in einer unterirdischen Höhle versammelt. In diesen Felsen oder Bäumen seien die Kinderkeime entstanden und gingen von dort aus. „Geht nun eine Frau, die empfängt, an solchem Mistelzweig bzw. Felsspalt vorbei, so geht ein ratapa als erwachsener Jüngling bzw. Jungfrau mit Leib und Seele in ihren Leib hinein, wodurch Schmerzen und Übelkeit verursacht werden. Darauf wird der ratapa im Mutterleib kleiner, bis er später als Kind geboren wird. Ist nun ein Apma (= Schlange) ratapa in die Mutter eingegangen, so gehört das Kind zum Totem der Apma usw. Stirbt ein Mann, so geht seine Seele (etana) nicht nach dem Totemzentrenplatz, sondern nach Norden, nach der Toteninsel Laia, wo sie zunächst bleibt, bis es auf Erden regnet und grünes Gras wächst; nun wandere die Seele hin und her, bis sie einen Baum mit weißer Rinde (ilumba) erblickt, vor dem sie erschrocken zurückweicht. Nun begibt sich die Seele nach ihrem früheren Wohnplatz auf der Erde und spricht zu ihren früheren Freunden: »Nehmt euch in acht, damit euch nicht dasselbe Schicksal wie mich trifft!« Hat der Gestorbene ein kleines Kind auf Erden zurückgelassen, so geht die Seele des Gestorbenen in dasselbe ein und bleibt in demselben, bis dem erwachsenen Kinde der Bart wächst, worauf die Seele des Vaters wieder ausfährt. Ist dagegen der Sohn des Gestorbenen schon erwachsen, so stellt sich die Seele des Vaters hinter seinen Sohn und wartet, bis dessen Weib einen Sohn bekommt, worauf die Seele des Gestorbenen in seinen Enkel eingeht und in demselben so lange bleibt, bis derselbe erwachsen ist, worauf sie wieder ausfährt. Nachdem nun die Seele aus dem Enkel ausgefahren ist, wandert sie hin und her, bis sie schließlich von einem Blitzstrahl vernichtet wird. Dies Aufhören des Seelenlebens wird von den Schwarzen auf das bestimmteste behauptet. Man kann also nicht von einer Reïnkarnation sprechen, sondern nur von einer zeitweiligen Einwohnung der Seele des Vaters oder Großvaters in seinem Sohn oder Enkel“.

Dieser Bericht ist nicht durchaus klar und wahrscheinlich nicht vollständig; vor allem erfährt man nicht, was aus der Seele der Frauen wird. Ferner müßte man dem Wortlaut zufolge annehmen, daß die Seele eines Vaters oder Großvaters nur in einen Sohn oder Enkel eingeht. Ob das richtig ist? Vielleicht werden weitere Nachforschungen Klarheit schaffen. Mit der Darstellung bei Spencer und Gillen sind Herrn Strehlows Feststellungen in keiner Weise in Einklang zu bringen. Wie sich der Widerspruch der beiden Berichte erklären läßt, vermag ich nicht einzusehen. Anfangs glaubte ich, daß vielleicht im Osten und Westen des Arandagebietes verschiedene Anschauungen herrschen könnten; aber Herr Strehlow will das nicht gelten lassen: „Es wird mir auf das bestimmteste von unseren Schwarzen, die ja mit den in Alice Springs sowohl, als den in Süden wohnenden zusammenkommen, versichert, daß alle Aranda dieselben mythologischen Anschauungen haben, in der Hauptsache natürlich, in Nebenpunkten mögen sie differieren.“

Ich möchte noch darauf hinweisen, daß Missionar Schulze, früher ebenfalls langjähriger Missionar in Hermannsburg, in den Trans. R. Soc. of South Australia, Bd. XIV, einen Aufsatz veröffentlicht hat, worin er auf S. 244 schreibt: „By laia they understood a lake north from here, on whose shores the souls live, and eat the best of food which, especially fruit, is found there in great abundance“, und daß Gillen (Report Horn Exped., Bd. IV, S. 183) berichtet, die Seele ginge zunächst in den Himmel zu dem großen Ulthaana, werde von diesem aber in das Salzwasser gestürzt, woraus sie von zwei wohlwollenden Ulthaana gerettet werde, die am Ufer wohnten; mit diesen Geistern lebe die Seele dann weiter zusammen. Daß diese Angaben Gillens in keiner Weise mit der später berichteten Reïnkarnationslehre stimmen, ist klar; aber auch in diesem Fall erwähnen die Autoren mit keinem Wort diese ältere Darstellung, noch suchen sie den Widerspruch zu erklären; einen Widerspruch, auf den auch schon Andrew Lang (Secret of the Totem, S. 81 u. f.) hingewiesen hat.

Weitere Forschungen von Herrn Strehlow haben ergeben, daß es noch andere Formen gibt, wie Kinder in die Weiber eingehen können. Eine nähert sich sehr der von Spencer und Gillen als allein herrschend angegebenen, weicht aber doch wieder in sehr wesentlichen Punkten davon ab. Ich entnehme die folgenden Sätze aus dem

mir zur Einsicht zugeschicktem Manuskript Herrn Strehlows: „Die atua ngautja, d. h. die in den unterirdischen Höhlen wohnenden Seelen der Totemvorfahren, können auch in die Weiher eingehen, wenn sie wieder in das irdische Leben zurückkehren wollen, obwohl dann ihr endliches Los — völlige Vernichtung ist. Ein solches atua ngautja kommt abends aus der Erde hervor und stellt sich neben einen Baum oder Fels. Eine vorbeikommende Frau sieht nun diesen atua ngautja dort stehen; sobald sie sich nähert, ist er plötzlich verschwunden; unmittelbar danach empfindet sie einen heftigen Schmerz in beiden Hüften, der atua ngautja hat sie mit seinem Stock geworfen und ist in sie eingegangen. Sie bekommt später ein Kind mit hellen Haaren (punga ilbartja), während die Kinder, die von Felsen oder Mistelzweigen eingegangen sind, alle schwarze Haare haben. Nach dem Tode eines solchen hellhaarigen Menschen geht dessen Seele, wie alle anderen, nach der Toteninsel Laia und dann der endlichen gänzlichen Vernichtung entgegen. Auch in Tier- und Pflanzengestalt kann ein Kind in seine Mutter eingehen. Empfindet z. B. eine Frau die ersten Anzeichen der Schwangerschaft unmittelbar nachdem sie ein Känguru gesehen hat, das davon lief und plötzlich ihren Augen entschwunden war, so besteht kein Zweifel, daß sie später ein Kängurukind gebären wird. Oder hat die Frau nach reichlichem Genuß irgend einer Frucht die entsprechenden Vorzeichen, so hat sie ein Kind des Totems der betreffenden Pflanzen empfangen."

J. G. Frazer hat in Fortnightly Review, September 1905, die Hypothese aufgestellt, daß aus Anschauungen, wie die letztberichteten, der Ursprung des ganzen Totemismus sich ableiten ließe. Man braucht sich dieser Ansicht nicht anzuschließen, muß aber doch gestehen, daß die Theorie des englischen Forschers durch die bei den Aranda festgestellte Auffassung eine Stütze erhalten hat.

Missionar L. Schulze schreibt a. a. O., S. 242 von den Tjurungahölzern oder -steinen (den Churingas Spencers und Gillens): „These tjurunga arknanoa were altjira, that is, were not made" und auf S. 238 wird berichtet, daß am Grab „an excavation is made at the bottom on the side toward their Amara (= Lagerplatz) altjira i. e. the place where the mother of the dead person was born." Welches die Bedeutung von altjira im letzteren Fall ist, wird nicht angegeben; klar ist, daß in beiden Fällen das Wort altjira adjektivisch gebraucht wird. Auf diesen Umstand machte ich Herrn Strehlow aufmerksam und ersuchte ihn, auch auf den adjektivischen Gebrauch des Wortes achten zu wollen.

Dies führte nun zu folgender sehr wichtiger Entdeckung: „Hermannsburg, den 19. September 1906. Ich habe dieser Tage nochmals den Artikel von Missionar Schulze durchgelesen...; was er über tmara altjira sagt, konnte ich nicht recht mit meinen Aufzeichnungen in Einklang bringen. Ich stellte deshalb weitere Nachforschungen an, und das Resultat war ein überraschendes. Ich bekam Aufschluß über manches, was ich noch nicht wußte, was auch Spencer und Gillen entgangen ist: Ein jedes Individuum steht in Beziehung zu zwei Totems, dem einen Totem gehört er durch Geburt oder richtiger durch Empfängnis an, dieses Totem nennt er runga; das andere Totem gehört ihm zu, ist mit ihm verbunden, hat Gemeinschaft (altja) mit ihm, weshalb er es altjira nennt. Den Platz, wo sein eigener ratapa (Ursprung) in seine Mutter eingegangen ist, nennt er tmara runga (mein eigener Platz). Dagegen den Platz, wo der ratapa seiner Mutter in deren Mutter, also in seine Großmutter mütterlicherseits eingegangen ist, nennt er tmara altjira. Somit ist das Totem-Tier oder -Pflanze seiner Mutter, das ihr zu essen im allgemeinen verboten ist, sein altjira, das ihm gehört, von dem er essen kann, soviel er will. Diese Sache ist wichtig genug, um sie an einem Beispiele klar zu machen. Hier auf der Station lebt ein Mann mit Namen Ebalanga, sein eigenes Totem ist eine Tjumba (Iguana), d. h. ein Tjumba-ratapa ist an einem Ort Paraintenta in seine Mutter (mit Namen Kaputatjalka) eingegangen, die ihrerseits zu dem Totem wonkara (wilde Ente) gehört. Da nun Ebalanga dem Totem der Tjumba angehört, so muß er alle Tjumba als seine Freunde, ja als seine Verwandten ansehen, da er nach Ansicht der Schwarzen selbst ein Tjumba ist, er darf ein Iguana nur mit größter Schonung töten, nur den Schwanz und die Beine essen. Den Platz Paraintenta nennt Ebalanga tmara-runga, d. h. mein eigener Platz. Dagegen die wonkara, das Totemtier seiner Mutter, ist dem Ebalanga sein deba (= Vogel) altjira, sein ihm zugehöriger Vogel (das Adjektiv altjira kommt jedenfalls her von altja = mir angehörig), derselbe ist mit ihm verbunden, ist unter anderem sogar sein Schutzpatron, von dessen Fleisch er sich aber nähren darf. Kehrt Ebalanga von einer weiten Reise zurück und schläft vielleicht eine Tagereise von der Station entfernt, so träumt vielleicht einem seiner Freunde auf der Station, daß er wonkara (wilde Enten) heranfliegen sähe; er ist dann überzeugt, daß er den altjira des Ebalanga gesehen habe, d. h. den dem Ebalanga zugehörenden Totemvogel. Eine ähnliche Ansicht findet sich auch bei den Loritja."

Hierzu möchte ich zunächst bemerken, daß mir die Ableitung des Wortes Altjira in diesem Falle von altja nicht recht einleuchten will. Ob sie sprachlich möglich ist, kann ich nicht entscheiden. Da Altjira aber, wie wir oben gesehen haben, auch die totemistischen Vorfahren im allgemeinen bezeichnen kann, so scheint es mir nicht undenkbar, daß das mütterliche Totem auch mit diesem Wort benannt werden könnte. Träumen heißt altjir-erama = Gott sehen; also auch die vergöttlichten Vorfahren sehen, die ja, wie oben gesagt, ebenfalls altjira genannt werden, und hat man im Traum das Totem-Tier oder -Pflanze seiner Mutter gesehen, oder hat ein anderer das Totem-Tier oder -Pflanze eines anderen gesehen, so hat man eben im Traum ein vergöttlichtes Wesen, einen Altjira, gesehen. Hierüber wären noch genauere Nachforschungen nötig.

Das große Interesse aber nun, was mir mit der neu festgestellten Tatsache verknüpft zu sein scheint, liegt darin, daß wir deutlich ein mütterlicherseits vererbtes Totem vor uns haben. Die Aranda und einige ihrer Nachbarstämme haben eine von anderen australischen Stämmen durchaus verschiedene Anschauung über die Vererbung bzw. Nichtvererbung des Totems. Infolge der Annahme, daß ein Menschenkeim von den verschiedensten Totems in jede beliebige Frau eingehen kann, kann es keine erbliche Totems geben. Das Kind kann einem anderen Totem angehören, es gehört ihm tatsächlich oft an, als der Vater oder die Mutter. Bei einigen Nachbarstämmen, z. B. den Warramunga, geht allerdings meist, bei noch anderen, z. B. den Mara und Bimbinga, immer ein Menschenkeim von dem Totem des Ehegatten in eine betreffende Frau, so daß das Totem von Vater und Kindern ein gleiches ist. Bei den Aranda aber, ebenso bei den Kaitish, kann ein Menschenkeim jedes Totems in jede Frau eingehen und das Totem des Vaters, ebenso das der Mutter spielt dabei gar keine Rolle. So stellen es Spencer und Gillen dar, und Herr Strehlow ist derselben Ansicht. Nun aber erbt nach dem vorliegenden Bericht unseres Gewährsmannes ein jeder noch totemistische Beziehungen zu dem Totem seiner Mutter. Man könnte daran denken,

daß hier ein Überrest aus älterer Zeit, wo das Totem durchweg von der Mutter vererbt worden wäre, wie in so vielen anderen Stämmen Australiens, sich erhalten hätte, und man könnte die eigentümliche Lehre von der Konzeption der Kinder für ein späteres Entwickelungsprodukt halten. Über die Primitivität der Aranda und deren Nachbarstämme ist in den letzten Jahren sehr eifrig verhandelt worden; die oben mitgeteilte Tatsache scheint auf alle Fälle geeignet, der Diskussion neue Gesichtspunkte zu geben.

Nordost-Rhodesia.

Über das bisher nur oberflächlich erforschte Nordost-Rhodesia liefert L. A. Wallace im Aprilheft des Geogr. Journal von 1907 eine auf mehrjährige Reisen gestützte eingehende Schilderung, die durch eine vorzügliche Übersichtskarte (1:2500000) von O. L. Beringer im großen wie in allen Einzelheiten unterstützt wird.

Nordost-Rhodesia ist eine hügelige Hochfläche (1500 bis 1800 m ü. d. M.), über der sich langgestreckte Bergzüge erheben, mit Gipfeln wie der Sunzu (2190 m), nahe dem Südende des Tanganika, und wie der Mpanda (2250 m) am Nordwestufer des Njassa-Sees. Die Senkung der Hochfläche zu den Niederungen ist fast überall schroff; sie fällt ab im Norden zum Tanganika (800 m), im Osten von dem Nyika-Plateau (2600 m) und von dem nach Süden verlaufenden Höhenzug (1200 bis 900 m) zum Njassa-See, im Süden von der Wasserscheide Luangwa—Njassa längs des 14. bis zum 15. Breitengrad zum Zambesi und im Westen zum Bangweolo- (1130 m) und Mweru-See (910 m). Breit und tief durchschnitten wird sie durch das Luangwa-Tal; der Grund desselben auf der 150 km langen Strecke von Mirongo nach Neiwala senkt sich von 760 auf 450 m hinab, während an seiner Westseite die Michinga-Kette gleichmäßig bis zu 1520 m Höhe sich erhebt.

Die geologische Beschaffenheit des Gebietes ist ziemlich einfach. Der nördliche und schmälere Teil vom Nyika-Plateau bis zum Mweru-See besteht aus Sandsteinschichten, der mittlere und größere aus Granit- und Schiefergestein, überall von horizontal gelagerten Lateritmassen bedeckt. Im südwestlichen Winkel, im Bereich der Luapula—Zambesi—Luanwga-Wasserscheide, herrscht kristallinisches Kalkgestein vor; man trifft fast allenthalben auf grauen und weißen Marmor, der von Glimmer- und Quarzschichten durchzogen ist. Hier in der Umgebung von Broken Hill, der vorläufigen Endstation der Kap—Kairo-Bahn, und bei Bwana Mkuba (160 km weiter nördlich) werden Kupfer, Blei und Zink in erheblicher Menge gewonnen. In diesem Kalkgebirge kommen, jedoch nur am unteren Kafue, sehr häufig Gumpen oder Pools vor; sie sind bis zu 90 m tief, an einzelnen Stellen 250 m breit und stets mit kristallklarem Wasser gefüllt. Andeutungen von Steinkohlenlagern hat man im Norden am Songwe-Fluß und auf dem Nyika-Plateau, im Südwesten im Tale des Lukasashi und Lusenfwa entdeckt.

Während die auf der Mitte der Hochfläche entspringenden Flüsse wilde Gebirgsbäche mit kurzem Lauf sind und auch der Chambezi erst in der Nähe des Bangweolo-Sees zu einem trägen Gewässer wird, hat der Luangwa, sobald er von dem Nyika-Plateau herabgestürzt ist, einen gleichmäßig langsamen Verlauf über eine Strecke von 640 km; er mündet nach einem kurzen Durchbruch durch eine Gebirgsenge im Süden bei Feira in den Zambesi.

Nach Wallaces Karte ist der Bangweolo-See außerordentlich in neuester Zeit zusammengeschrumpft, selbst im Vergleich mit der mir wenigstens als jüngsten bekannten Darstellung von Wauters im „Mouvement géographique" vom 27. November 1898. Auch sonst findet man noch bei Wallaces Darstellung des Bangweolo-Sees einige kleinere Veränderungen gegen frühere Karten: Der Luapula verläßt bei Panta das Südende des Sees und tritt nach einem 80 km langen Lauf bei Chongola in das Sumpfgebiet; Chirui ist keine Insel, sondern ein aus dem östlichen Morast hervortretendes Stück festen Landes; der Kampolombo-See ist zwar, wie bei Wauters, durch eine hohe Barre vom Bangweolo-See abgetrennt, aber dicht an dessen südlichem Ufer und noch gegenüber der Insel Mbawala.

Lichte, immergrüne Wälder bedecken den größten Teil von Nordost-Rhodesia; eigentümlich ist ihnen, daß sie sich schon 4 bis 5 Wochen vor der Regenzeit mit frischem, glühend rotem Laubwerk schmücken. Was die Fruchtbarkeit des Bodens betrifft, so ist sie im ganzen recht kümmerlich; nur auf der Hochfläche und nur wo sie gut bewässert ist und in den Niederungen an den Flußrändern gibt es viele, aber weit zerstreute Strecken, die sich zum Farmbetrieb eignen. Am meisten ist letzteres der Fall im nördlichen Teil des Nyika-Plateaus, wie bereits im 84. Bande des Globus von 1903 (S. 341) ausführlicher erwähnt wurde; dann im Südosten auf der 11650 qkm großen Hochfläche und der Umgebung des Fort Jameson und schließlich im Südosten in der Gegend von Broken Hill. Im Luangwa-Tal gedeiht trotz der tropischen Hitze keine tropische Vegetation, weil die Trockenzeit allzu lange dauert und die Südostwinde versengend wirken. Doch würde sich der vortreffliche, über 400 km sich ausdehnende Alluvialboden des Tales nach Wallaces Meinung ganz besonders zum Baumwollbau eignen.

Ungemein reich ist ganz Nordost-Rhodesia an jagdbaren Tieren; namentlich das Luangwa-Tal zeichnet sich durch eine Menge von Elefanten, Rhinozeros, Giraffen, Löwen und Antilopen aus. Erwähnt sei auch, daß nach der Aussage der Eingeborenen an den Tümpeln im Kalkgebirge im Südwesten das „Wasserrhinozeros" (Chibekwe) haust, das von dem Fleisch der Flußpferde sich ernährt.

Die Bevölkerung des ungeheuer weiten Gebiets beträgt nur gegen 400000 Seelen; im allgemeinen kommen nur zwei, ja häufig kaum eine Seele auf den Quadratkilometer. Die größte Dichtigkeit, d. h. 5 Seelen auf den Quadratkilometer, besitzt das Hochplateau um Fort Jameson; hier befindet sich eine stets anwachsende Niederlassung eingewanderter Zulus, die hauptsächlich mit Viehzucht sich beschäftigen. B. F.

Bücherschau.

F. Baltzer, Die Architektur der Kultbauten Japans. Mit 329 Abbildungen. Berlin, W. Ernst & Sohn, 1907. 10 M.

Fünf Jahre hat der Verfasser, Baurat und Eisenbahner, in Japan zugebracht und in dieser Zeit mit großer Liebe und Sachkenntnis die dortige Architektur studiert, zunächst die profanen, dann die so eigenartigen Kultbauten, die bisher einer eingehenden Beschreibung entbehrten. Denn auf alle anderen Seiten der Japaner hat man sich bisher mit Feuereifer geworfen, nur die Bauten, die der Schintoismus und der Buddhismus dort schuf, blieben so gut wie unberücksichtigt. Selbst in der japanischen Literatur ist die Ausbeute in dieser Beziehung nur gering, doch stand ein gebildeter japanischer Architekt, Dr. Ito, dem Verfasser beratend zur Seite, wenn auch bezüglich der kunstgeschichtlichen Entwickelung manche Lücken in dem Werke klaffen. Selbstverständlich liegen die Anfänge bei der von China überkommenen buddhistischen Kunst, aber es hat sich, wie Baltzer nachweist, die japanische Bauweise in den Arten ihrer Zierweise und besonders in der Dachgestaltung reich und eigenartig entwickelt, so daß sie selbständige Bahnen wandelt, also keineswegs bloße Nachahmung der chinesischen Baukunst ist.

Von Interesse ist es, was der Verfasser über die Entwickelung des nationalen Schintostils sagt. Hier liegen auch japanische Quellen vor, und wir erfahren, daß bei dieser Naturreligion erst im 8. Jahrhundert Tempelbauten verwendet wurden.

Auf die architektonischen Einzelheiten des Werkes können wir, weil sie den Zwecken dieser Zeitschrift ferner liegen, hier nicht näher eingehen. Aber über vieles, was zum Verständnis der japanischen Kultbauten auch dem Ethnographen wichtig ist, wird dieser hier Belehrung finden, zumal stets Zweck und Bedeutung mit den einheimischen Benennungen ausführlich erläutert werden. Außer den Tempeln werden in dem Werke, das mit ganz vorzüglichen Abbildungen versehen ist, noch einige andere damit im Zusammenhang stehende Bauarten erläutert. Die No-Bühnen gehören zu den Schintotempeln, auf denen durch Schauspieler religiös-zeremonielle Tänze aufgeführt werden, dann die mehrgeschossigen Turmbauten (Pagoden), die in ihrer Form den indischen Grabdenkmalen des buddhistischen Kults nachgebildet sind, und die zweistöckigen Tahoto oder Schatztürme. Ist auch in dem Werke in erster Linie die bis ins Kleinste eingehende Schilderung der Architektur die Hauptsache, so bietet es uns doch auch viel Belehrung über den Zusammenhang jener

mit dem Kult, ist daher auch in religionsgeschichtlicher Beziehung beachtenswert.

A. Geikie, Physikalische Geographie. Nach der neuesten englischen Ausgabe bearbeitet von Georg Gerland, Prof. d. Geogr. a. d. Universität Straßburg. 6. verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben (Naturwissensch. Elementarbücher 4). Straßburg, K. J. Trübner, 1907. 0,80 M.

Es genügt wohl, hier ganz kurz auf die neue, sechste Auflage des als vorzüglich überall bekannten Büchelchens hinzuweisen, in der die Umänderungen und Vermehrungen der neuesten englischen Ausgabe ergänzend eingetragen sind und einige Zusätze gemacht wurden, die durch die Naturereignisse der letzten Jahre bedingt sind. Die naturwissenschaftlichen Elementarbücher haben durch ihre anschauliche Methode, die, an das Alltägliche anknüpfend und zu ständigen Beobachtungen anleitend, elementar und gewissermaßen spielend in die betreffende Wissenschaft einführt, sich so viele Freunde erworben, und der Name des Verfassers des vorliegenden Bändchens, der auch schon die zwei letzten Auflagen desselben besorgte, bürgt so für den Inhalt, daß empfehlende Worte unnötig sind. Gr.

Prof. Dr. Renward Brandstetter, Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuch der malaio-polynesischen Sprachen für Sprachforscher und Ethnographen. 74 S. Luzern, E. Haag, 1906.

Der mit der Sprachwissenschaft und ihrer Entwickelung Vertraute weiß von einer erschreckend unfruchtbaren Periode linguistischer Forschung zu erzählen, während der das Studium der exotischen Sprachen entweder gänzlich außer acht gelassen wurde oder — von einigen höchst rühmlichen Ausnahmen abgesehen — von allerlei Leuten betrieben wurde, denen es an der notwendigen Vorbildung durchaus fehlte. Er weiß aber auch mit Genugtuung zu berichten, daß seit einigen Jahren eine große Veränderung der Sachlage stattgefunden hat und daß die allgemeine Sprachwissenschaft einem unerwarteten Aufschwung entgegensieht. Die vorliegende Arbeit, die von berufener Hand geschrieben worden ist, erscheint als eine der schönsten Waffen im Kampfe gegen Gelehrte wie B. Delbrück, der sich ja durch seine „Grundfragen der Sprachforschung" für alle Zeiten kompromittiert hat.

Der Prodromus zerfällt in einen theoretischen, einen praktischen und einen kritischen Teil. Der erste Teil stellt die Normen für die Abfassung des vergleichenden malaio-polynesischen Wörterbuches fest. Der zweite, der einen Ausschnitt aus dem definitiven Werk gibt, enthält 20 aus den Bezeichnungen der Körperteile genommene Artikel. Im dritten Teil hat sich der Verfasser ein bestimmtes sprachwissenschaftlich-volkskundliches Thema vorgestellt und dann den Versuch gemacht, es nach den Materialien des praktischen Teiles auszuarbeiten; somit handelt der kritische Teil von höflichen, euphemistischen, poetischen, derben usw. Ausdrücken unter den Benennungen der Körperteile.

In der theoretischen Abhandlung wird ausgeführt, daß jeder Artikel des zweiten Teiles neuen Absätze haben müsse, die folgenden Gesichtspunkten entsprechen: Das Material, älteres Material, das Lehngut, der Lautstand, die Wurzel, Zugehörigkeit zu dieser oder jener Wortart, die Ableitungen vom Grundwort, Bedeutungsfragen, der Verbreitungsbezirk eines Wortes. Diese Postulate werden dann genauer und ausführlicher formuliert. Hinsichtlich des sechsten Absatzes möchte ich jedoch davor warnen, auf die Praxis bezügliche Fragen mit sprachpsychologischen zu vermengen. Die Pfeile, die der Verfasser gegen die „Theorie der nominalen Ausdrücke" abschießt, dringen lange nicht bis zum Kern der Sache. Die hier angeschnittene Frage ist rein philosophisch, und ihre Beantwortung hängt vielmehr davon ab, ob man sich die Sprache aus dem Reflex oder aus der Notwendigkeit, etwas zu bezeichnen, abgeleitet denkt. Vgl. hierzu auch meinen sprachpsychologischen Artikel in Z. D. M. G., 1906.

Im praktischen Teil, der ein deutlicher Beweis für die umfassenden und gründlichen Kenntnisse des Autors ist, werden auch die Vertreter der Volkskunde unter Gesichtspunkt VIII und IX, Bedeutungs- und Verbreitungsfrage, viel Bemerkenswertes vorfinden.

Schließlich dürfte der kritische Teil dem Ethnographen nicht weniger Interesse einflößen als dem Sprachforscher. Erwähnt seien hier einige Ärger-, Scherz- und Tabuwörter: Der Ärgerliche sagt im Bikol kamoi, „Tigerklaue", statt „Hand"; der Bisaier verwendet im Zorn naknak, „stinkende Fischüberreste", für anak, „Kind". Das Kawi sagt kayĕhan kutu, „Badeplatz der Läuse", für „Nackenhöhle". Die Makassaren brauchen auf dem Meere das gewöhnliche Wort kanre, „essen", nicht, sondern bilden dafür von tottoq, „Schnabel", das Verbum nottoq.

Die Lektüre des vorliegenden Buches läßt den lebhaften Wunsch entstehen, daß es Brandstetter vergönnt sein möge, dem Prodromus bald das endgültige Werk folgen zu lassen. Allen, die sich für malaio-polynesische Sprachen interessieren, sei die Arbeit des bewährten Linguisten aufs wärmste empfohlen.

W. Planert.

Dr. Albert Salmon und Dr. Edmond Charleville, Le Maroc. Son état économique et commercial. (Mission du Ministère du commerce.) 235 S. Paris, Berger-Levrault u. Co., 1906. 3,50 Fr.

Die beiden Verfasser haben im Sommer 1905 im Auftrage des französischen Handelsministers Marokko zu wirtschaftlichen Studien bereist und in dem vorliegenden Buche das Beobachtete und der sonstigen Literatur Entnommenes zu einer für den französischen Industriellen und Kaufmann bestimmten Darstellung verarbeitet. Für die eigene Beobachtung war ihr Aufenthalt von „einigen Wochen" (S. 65) leider recht kurz, aber sie haben sich nach besten Kräften bemüht, Tatsachen zu ermitteln. Wo die Verfasser ihren Studien obgelegen haben, wird in dem Buche nicht ausdrücklich bemerkt; es scheint, sie sind in Tanger und einigen anderen Hafenstädten, vielleicht auch in Fes gewesen. Manche Mitteilungen sind naturgemäß recht lückenhaft oder unzureichend, so die über den etwaigen Mineralreichtum Marokkos, weil eben über ihn so gut wie nichts Sicheres bekannt ist und die Verfasser selber ja keine geologische Forschungsexpedition führten. Die Darstellung zerfällt in drei Teile. Im ersten wird der Stand der Produktion Marokkos und die Möglichkeit, ihn zu heben, besprochen; im zweiten der Bedarf Marokkos an eigenen und fremden Produkten und im dritten — den die Verfasser als den wichtigsten bezeichnen — die Form des heutigen europäischen Handelsverkehrs mit und in Marokko. Diese drei Teile sind außerordentlich klar gegliedert und scharf disponiert, so daß man sich stets leicht zurechtfindet. Auch ist die Darstellung streng sachlich. Alles in allem genommen darf man wohl sagen, daß nicht nur der französische Exporteur und Kaufmann aus dem Buche lernen kann, sondern ebenso der deutsche — trotz seiner vom Verfasser zum Teil anerkannten bereits vorhandenen Überlegenheit — und selbst der englische Konkurrent.

Kleine Nachrichten.

— Eine kurze Notiz über die neue französische Südpolarexpedition Charcots brachte der Globus auf S. 244 des Bandes. Über Charcots Pläne sei nun noch folgendes mitgeteilt. Sein Ziel ist die Fortführung seiner Forschungen im Grahamlandgebiet. Es soll ein besonderes Schiff gebaut werden, wofür Charcot selbst die Kosten tragen will, wenn es nicht anders geht. Zunächst will Charcot die Lager von Versteinerungen genauer untersuchen, die die Nordenskjöldsche Expedition am Bransfieldberge und auf der Seymourinsel entdeckt hat. Die hier gewonnenen Sammlungen will Charcot nach Ushuaia (Feuerland) bringen oder an einer leicht zugänglichen Stelle deponieren. Dann soll es nach der Wandelinsel gehen, wo Charcot auf seiner ersten Expedition überwintert hat, und von wo aus das unbekannte Gebiet bis zur Loubetinsel erforscht werden soll. Wo überwintert wird, läßt sich natürlich nicht sagen. Der Ort soll nach Möglichkeit so gewählt werden, daß er Schlittenreisen der Küste entlang und ins Innere hinein gestattet. Gerechnet wird anscheinend nur mit einer Überwinterung. Die Kosten des ganzen Unternehmens schätzt Charcot auf 600 000 M. Für dieses Jahr dürfte man die Ausreise kaum zu erwarten haben.

— Von der Togokarte in 1 : 200 000, die Paul Sprigade bearbeitet, sind Anfang April zwei weitere Blätter, Bismarckburg und Tamberma, erschienen, so daß von dem auf zehn Blätter berechneten Kartenwerk jetzt nur noch drei ausstehen. Blatt Bismarckburg umfaßt den Westen von Mitteltogo, wobei besonders die Darstellung des Gebiets zwischen dem Oti und dem Grenzfluß Lakâ von Interesse ist. Weite Lücken zeigt die Karte zwischen dem Oti und dem Westabfall des Gebirges, allerdings handelt es sich zum Teil um unbewohnte Steppen oder Savannen. Tamberma ist das nordöstliche Blatt.

Die Landschaft Tamberma greift noch ins französische Gebiet hinein. Es fehlt dort nicht an Routen: wir begegnen den Aufnahmen des verstorbenen Preil, v. Dörings, Kerstings und besonders Mellins. Diese Herren müssen also mit dem eigentümlichen Tambermastamm in Berührung gekommen sein; trotzdem vermissen wir von ihnen in der Literatur jede Mitteilung darüber; nur Kersting, in dessen Bezirk der Stamm wohnt, teilt in der letzten Afrikadenkschrift mit, daß er gegen ihn einen „Strafzug" für nötig befunden hat. Auf den beiden Blättern erscheinen manche Aufnahmen älterer Reisender zum erstenmal in voller Ausführlichkeit. Auf die technische Vollendung und wissenschaftliche Verläßlichkeit der Blätter braucht kaum noch besonders verwiesen zu werden.

— Linguistische Arbeiten über südamerikanische Indianer. Von seinen mehrjährigen Reisen in Nordwestbrasilien hat Dr. Theodor Koch-Grünberg auch ein ansehnliches linguistisches Material heimgebracht, das er nach und nach in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Seiner Arbeit über die Makú (vgl. Globus, Bd. 91, S. 180) ist jetzt eine solche über die Uitoto gefolgt. Sie findet sich im „Journal de la Société des Américanistes de Paris", N. S., Bd. III (1906), No. 2. Mit dem Namen „Uitoto" bezeichnet man eine Anzahl Völkerschaften mit verwandten Sprachen, die in den wenig bekannten Gebieten zwischen dem oberen Yapurá und Iça, vor allem an den linken Içanebenflüssen Carapaná und Igaraparaná wohnen. Sie sind eingefleischte Kannibalen, stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, sind kleinen Wuchses und unterscheiden sich durch ihre dunkle Farbe und die negerartige Gesichtsbildung erheblich von den übrigen Indianern. Gelegenheit zu seinen sprachlichen Aufzeichnungen fand der Verfasser in einer kleinen kolumbischen Uitotokolonie am unteren Apaporis. — Eine Arbeit über die Yauaperý von Georg Hübner in Manaos, erläutert von Koch-Grünberg, enthält Heft 1/2 des Jahrgangs 1907 der „Zeitschrift für Ethnologie". Der Stamm sitzt an dem gleichnamigen linken Nebenfluß des Rio Negro. Auf ihn verwiesen hatte Koch bereits in seiner Artikelserie „Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien" im Globus (Bd. 90, S. 314); hier werden jetzt die Yauaperý beschrieben unter Benutzung auch der Angaben Richard Payers, über die wir im Globus, Bd. 90, S. 388, ebenfalls berichtet haben. Beide Abhandlungen sind mit guten Abbildungen ausgestattet.

— Wingates Reisen in der chinesischen Provinz Nganhwei. Im Februar- und Märzheft des „Geogr. Journ." 1907 ist ein Vortrag abgedruckt, den Oberstleutnant A. W. S. Wingate über seine mehrjährigen Reisen im nördlichen und mittleren China in der Londoner geographischen Gesellschaft gehalten hat. Wingates Aufgabe waren topographische Aufnahmen, die nach der mitgeteilten Probe seiner Routen in Nganhwei und dessen Nachbarschaft (in 1 : 1 000 000) für die exakte kartographische Darstellung Chinas von größter Bedeutung zu werden versprechen. Überaus gehaltvoll ist auch der Vortrag; er bringt eine Fülle wichtiger und interessanter Angaben über Land und Volk und ist dazu geeignet, allerlei westländische Irrtümer und Vorurteile zu bekämpfen. Es sei hier nur einiges aus Wingates Angaben über die Provinz Nganhwei (englische Schreibweise Nganhui) berührt.

Nganhwei ist eine der östlichsten Provinzen Chinas und wird vom Jangtsekiang durchflossen, aber sie ist in viel höherem Maße unbekannt als die weiter vom Meere abliegenden Teile Chinas. Wingate erklärt das ganz richtig aus dem Umstande, daß die fremden Forscher vor allem das ferne Innere gereizt hat, während sie die küstennäheren Gebiete übersahen. Es sind im wesentlichen nur P. Havret und Ferdinand von Richthofen, denen wir Angaben über Nganhwei verdanken. Die Provinz ist unter den Taipingkämpfen furchtbar verwüstet worden, hat sich aber dank ihrer Fruchtbarkeit erstaunlich schnell erholt; zählt doch die Bevölkerung nach offizieller Angabe heute wieder 24 Millionen, was mit einer Dichte von etwa 175 für den Quadratkilometer ungefähr der Bevölkerungsdichte von Belgien entspricht. Jangtsekiang und der den großen Seen am Kaiserkanal zufließende Hwaiho scheiden die Provinz in drei Teile von verschiedenem Charakter. Nördlich vom Hwaiho ist das Land eine von nur wenigen Hügeln unterbrochene Ebene mit dürftiger Flora und Fauna und mit einer sehr dichten, aber ärmlichen und schwer arbeitenden Bauernbevölkerung. Die Dörfer sind zum Schutz gegen die Überschwemmungen, aber auch gegen Räuber auf kleinen Erhöhungen angelegt und mit Wall und Graben umgeben. Der mittlere Teil zwischen Hwaiho und Jangtsekiang ist halb gebirgig, halb eine mit Seen und tief liegenden überfluteten Strichen durchsetzte Ebene. Auch hier fehlt es an Wald. Die Bevölkerung ist weniger dicht. Die dritte Zone endlich, die südlich vom Jangtsekiang, ist gebirgig und hat eine verhältnismäßig wohlhabende und recht dichte Bewohnerschaft, sowie zunehmende Waldbestände. Einen gewaltigen Verkehr weist neben dem Jangtsekiang der Hwaiho auf, ebenso wie die zahlreichen anderen großen Wasserwege, mit denen er in Verbindung steht. Doch beleben sie nur chinesische Fahrzeuge, europäische sind hierher noch nicht vorgedrungen. Von den Städten im mittleren Nganhwei erwähnt Wingate u. a. das in der Nähe des Tschausees liegende Lütschoufu, die Heimat der Familie Li. Ihr bekanntestes Mitglied, Lihungtschang, hat in der Nähe sein einfaches Grabmal. Die Anwohner des Sees haben eine eigenartige, sonst von Wingate nirgends in China beobachtete Methode, sich für ihre Felder Dünger zu verschaffen. Sie leiten das Seewasser in Gruben und lassen es dort verdampfen; es bleibt ein dunkelgrüner, fürchterlich duftender Schlamm zurück, der als Dünger Verwendung findet.

Ein Blick auf Wingates Karte von Nganhwei und ein Vergleich zwischen ihr und unseren sonstigen Karten, z. B. den Blättern Nankiug und Hankou der Ostchinakarte der preußischen Landesaufnahme, zeigt aufs neue, wie wenig genau und verläßlich unsere bisherigen kartographischen Darstellungen auch dieses Teiles von China sind. Der Lauf der großen Flüsse sieht in Wirklichkeit ganz anders aus, als jene meist auf chinesischen Quellen beruhenden Karten angeben. Das gilt insbesondere vom Hwaiho. Ebenso verhält es sich mit den Seen im Süden und Norden des Jangtsekiangs. So erhält der Tschausee nach Wingate eine vollständig andere Gestalt. Allerdings haben diese sumpfartigen Gewässer schwerlich feste und unveränderliche Umrisse.

— Über Dr. Tafels weiteren Aufenthalt in Tibet wird in mehreren Zeitungen wieder ein ungefähr gleichlautender, etwas aufgeputzter Bericht verbreitet, aus dem wir die wenigen Mitteilungen von Belang hier pflichtgemäß mit den nötigen Erläuterungen verzeichnen wollen. Wie im Globus, Bd. 91, S. 147, erwähnt wurde, weilte Tafel im Sommer 1906 einige Wochen in dem bekannten Burun in Ost-Zaidam. Anfang August verließ er es, wie wir jetzt erfahren, mit einer größeren Karawane, mit dem Tanglagebirge als Ziel. Der Marsch ging südwärts zu den Hoangboquellen, die „gründlich aufgenommen" wurden. Von da in südwestlicher Richtung ziehend, anscheinend auf Prschewalskis Route von 1884 und später wohl etwas westlich von ihr, erreichte er den Jangtsekiang oberhalb der Stelle, wo Prschewalski ihn in jenem Jahr berührt hatte. Tafel vermochte dort nicht über den Fluß zu kommen und zog daher in seiner Nähe aufwärts. Hierbei erlitt er einen Jagdunfall, und während er in seinem Zelte lag, erscheinen plötzlich am 11. September in einer weit und breit anscheinend ganz menschenleeren Gegend Tibetaner und trieben die Tiere fort. Als Örtlichkeit des Überfalls wird der Fluß Tschümar unter etwa 94° ö. L. angegeben. Vielleicht liegt sie dort, wo Prschewalski 1873 den oberen Jangtsekiang erreicht hat und die Karten eine „Furt Tschimar" verzeichnen. Tafel vernichtete seine Lasten, um sie nicht zurücklassen zu müssen, ging direkt nordwärts nach Zaidam und dann nach Sining zurück, wo er um die Jahreswende anlangte. Bald nachher hatte er in dem Kloster Kumbum eine Audienz bei dem dort gerade weilenden Dalai-Lama; doch ist die Vermutung, er wäre der erste Europäer, dem das geglückt, natürlich ein Irrtum. Viel Entdeckererfolg hat Tafel mithin in Tibet noch nicht gehabt. Mitte Januar wollte er von Sining einen neuen Vorstoß nach Südwesten versuchen.

— Nach einer Zuschrift von Alfr. Sharpe aus Britisch-Zentralafrika (Geogr. Journal, April 1907, S. 467) befindet sich der Njassa-See nicht in einem kontinuierlichen Fallen, wie fast allgemein angenommen wird, sondern sein Niveau fällt und steigt dann wieder, und zwar in sehr lange andauernden Perioden, je nach der ebenfalls periodischen Abnahme oder Zunahme der jährlichen Regenfälle. Dieses Fallen und Steigen beeinflußt natürlich die Schiffbarkeit des Schire, der, ohne eine Barre überwinden zu müssen, glatt aus dem Südende des Njassa-Sees strömt. Gegenwärtig ist der Wasserstand des Sees ein so niedriger, daß der Schire als Ausfluß beinahe aufgehört hat zu existieren, ja, daß dessen obere Zuflüsse nicht in der gewöhnlichen Richtung nach Süden in ihn, sondern nach Norden in den See münden. Die Verhältnisse sind hier ganz ähnlich wie beim Ausfluß des Lukuga aus dem Tanganika, der ebenfalls periodisch bald versperrt, bald aufgeschlossen ist.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 19. BRAUNSCHWEIG. 23. Mai 1907.

Linné als Ethnologe.

Von Georg Buschan.

Gelegentlich der Vorbereitung zu einem Vortrage über Linné und seine Verdienste um die Naturwissenschaft, den ich anläßlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages zu halten gedenke, kamen mir bei der Durchsicht seiner Werke auch die Schilderungen der Reisen zu Gesicht, die er im Jahre 1741 auf Veranlassung und mit Unterstützung der schwedischen Reichsstände in verschiedene Provinzen Schwedens, insbesondere nach den Inseln Öland und Gotland, unternahm und in seinen „Öländska och Gothländska Resa på Riksens Höglaftige Ständers beseltning förvätted Åhr 1731. Stockholm och Upsala, G. Kiesewetter 1745" niedergelegt hat. Die Berichte sind in Form eines Tagebuches abgefaßt: in fortlaufender zeitlicher Reihenfolge sind Tag für Tag die Beobachtungen verzeichnet, die sich seiner Instruktion gemäß, wie Linné in der Einleitung hervorhebt, auf das Vorkommen nutzbarer Färbepflanzen, auf die Untersuchung von Erdarten, die zur Herstellung von Porzellan, Tabakspfeifen, zum Walken der Tücher usw. benutzt werden könnten, auf die Feststellung der für den Apotheker wichtigen Gewächse, sowie überhaupt auf das Vorkommen der für den Unterricht in der Naturgeschichte des Vaterlandes in Betracht kommenden „Bäume und Gewächse, Tiere, Vögel, Insekten usw." bezogen. Mir lag die deutsche Übersetzung „Reisen durch Öland und Gotland, welche auf Befehl der hochlöblichen Reichsstände des Königreiches Schweden im Jahre 1741 angestellt worden, Halle, gedruckt und verlegt von Johann Jacob Curt 1764" vor.

Bei dem Studium dieses Reiseberichtes machte ich die Beobachtung, daß in die Darstellung Linnés neben seinen die Naturwissenschaft betreffenden Mitteilungen sich noch zahlreiche ethnologische Notizen eingestreut finden, die meiner Ansicht nach wohl wert sind, nach 156 Jahren der Vergessenheit entrissen und im Zusammenhange der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Vielleicht ist damit der Volkskunde gedient.

Versuchen wir zunächst, uns ein Bild der Bevölkerung der von Linné durchwanderten beiden Inseln zu rekonstruieren.

Die Öländer schildert uns Linné als „grobe und starke Menschen" — mit grob ist wohl aber kräftig gebaut gemeint —, was daher rühre, daß sie alle stark essen. An den Bewohnern von Smaland, das er auf dem Rückwege berührte, fiel ihm die Körperlänge auf, die meistenteils die der übrigen schwedischen Bevölkerung überträfe. Sie schienen ihm die echten Abkömmlinge der alten Goten zu sein. Kreuzungen wären dort so gut wie auszuschließen, denn Fremdlinge ließen sich nur selten in Smaland nieder, und die Bauern heirateten nur unter sich. Die Sprache wird auf der kleinen Insel Färö als abweichend von der Gotländer Mundart geschildert, einmal wegen der Aussprache — die Vokale wurden meistens in Diphthonge lang gezogen — zum anderen auch wegen fremder Worte, welche die gewöhnliche schwedische Sprache nicht kannte. — Vielfach trugen die Bauern noch, wenigstens bei festlichen Gelegenheiten (Kirchgang), ihre von den Altvordern überkommene Landestracht, die sie „so heilig halten als irgend ein Fräulein die allerneueste Pariser Mode". Indessen beklagt Linné bereits, daß die Bauern von Råne auf Gotland ihre volkstümliche Kleidung nur noch selten anzögen.

Bei den männlichen Bewohnern von Smaland bestand die Tracht der Männer in einem langen schwarzen Kamisol mit einem braunen Tuchrande auf jedem Saume und einem Hemd, dessen breiter Kragen dem Kamisol auflag, und das gestickte Ärmel trug. In Högby (Öland) trugen die Knechte Beinkleider von grauem Walmar, d. i. ungeschorenem Tuch, „so weit wie Bootsmannshosen", daneben kurze Kamisole. Zur Kopfbedeckung diente ihnen der im ganzen Lande übliche Hut mit horizontaler Krempe. Die Fußbekleidung bildeten Schuhe mit dicken hölzernen Sohlen und kleinen Absätzen; bei der Bevölkerung von Högby waren sie noch „mit Birkenrinde durchschossen". Die Tracht der Weiber bestand in Smaland und auch auf Öland in einem „Leibstück", das vorn zusammengenäht und mit Silber verziert war; darüber wurde ein weitärmeliges Kamisol gezogen, das um die Hüften durch einen roten Gürtel mit herabhängenden Enden zusammengehalten wurde. Ein Halstuch, bei einigen mit Seide gestickt, bei anderen mit Spitzen verziert, wurde von den Frauen in Högby getragen. Außerdem hatten sie noch ein „Laken von westgotischem Zeuge, von der Art, wie es zu Tischdecken gebraucht wird, über die Achsel herabhängen, welches $1\frac{1}{2}$ Viertel breit und mit Fransen verziert war". Den Kopf bedeckt ein weißes, im Nacken zusammengebundenes, mit einem Steine (!) geglättetes Tuch. Die Mädchen in Smaland gingen unbedeckten Hauptes einher. Bemerkenswert erschien Linné die Tracht der „Wöchnerinnen und Kinderträgerinnen" in Högby. Sie trugen Mäntel von dickem, schwarzem, ungeschorenem Tuch ohne Ärmel, die bis ans Gesäß reichten; an der Stelle der Ärmel saß ein

„Fleck von der Gestalt eines Hufeisens“. Die Halzkragen standen steif und horizontal um den Hals, die Schürzen waren blau, gelb und grün, sowie ganz schmal. — In Wisby erschienen die Frauen trotz der starken Hitze im Sommer zur Kommunion mit schwarzen Kleidern und Muffen.

Die Landbevölkerung pflegte inmitten ihrer Äcker, seltener in der Nähe des Waldes zu wohnen. Trotz des Reichtums der Inseln an Kalk- und Sandstein wurden zumeist nur die Wirtschaftsgebäude aus solchem Material aufgeführt, wegen der großen Feuchtigkeit, die diese Gesteinsarten anziehen und schon damals das Wohnen in solchen Räumen ungesund erscheinen ließen. „Die Tapeten verderbten.“ Zum Schutze gegen die Feuchtigkeit bekleidete man, wenn man in solchen Räumen zu wohnen genötigt war, die Wände mit Ziegeln. Mit Vorliebe benutzte man daher zu Wohnungszwecken aus Holz gebaute Häuser. Die Wände bestanden meistens „aus Eichenplanken, welche in andere stehende Planken eingeschlagen waren, ohne Ecken. Die Fugen waren mit Leimen (!) ausgeschlagen, um die Ritzen desto besser zu verschließen“. Auf Gotland war der Untergrund der Gebäude stets aus Kalkstein aufgeführt; wenigstens beklagt sich Linné, daß an den meisten Orten dieser Insel, ausgenommen Wisby, die Keller durchweg deswegen sehr feucht wären, so daß das Bier bald sauer würde. Das Dach pflegte man zumeist nach Art der Väter mit Gras zu decken; gelegentlich kamen wohl auch mit Ziegeln gedeckte Dächer vor, indessen waren sie, sowie der vereinzelt an den Häusern angebrachte Kalkverputz neueren Datums. Bei der Herstellung der üblichen Dächer legte man auf die Balken des Daches in ein Viertel Elle Abstand dünne Fichtenlatten, deren Äste auf der nach oben gekehrten Seite ein Viertel vom Stamme abgehauen waren. Auf diese Latten kam dann der Rasen von Schoenus mariscus zu liegen, der ganz langsam nachwuchs und daher von langer Dauer war. Linné meint, ein solcher Dachbelag könnte 20 Jahre lang aushalten, wenn nicht die Sperlinge in ihm Würmer suchten. Auf Öland konnten die Schornsteine der Häuser mittels viereckiger Deckel nach Belieben geschlossen werden. In Råne, wo es sehr viele Steinbrüche gab, bediente man sich als Dachbelag dünner Sandsteinfliesen. — Die Beleuchtung der Innenräume wurde durch zwei Fenster erreicht, von denen das eine am Giebel, das andere an der Längsseite angebracht war, jedoch beide nach der Ecke zu, so daß sie dicht beieinander waren. In dieser Ecke stand der Tisch, in der entgegengesetzten Ecke aber, wo es am dunkelsten war, das Bett, so daß es von Licht und auch von Zugluft unberührt blieb. In Smaland fiel das Licht in die Häuser durch ein im Dache nach Süden zu angebrachtes Fenster hinein. Vor dem Tisch standen überall „sehr artig gearbeitet“ Bänke oder Kanapes, deren Rückenlehne beweglich war, so daß sie nach beiden Seiten der Bänke gedreht werden konnte. Auf den Bänken lagen überall ein langes und verschiedene kleine viereckige Kissen. Die Lichter stellten sich die Bauern selber her; sie färbten das Unschlitt mit dem Absud einer Flechte (Lichen candelarius), was den Lichtern ein gelbes wachsähnliches Aussehen gab. Die Armen setzten dem Talg Tannenharz zu; dadurch erhielten sie mehr und größere Lichter, die aber auch wieder schneller herunter brannten. Über die Heizung der Wohnräume erfahren wir leider nichts; nur von Wisby wird berichtet, daß hier schon eiserne Öfen in Gebrauch waren, die man aus Norwegen bezogen hatte. Die Betten werden von den Reisenden durchweg als vorzüglich geschildert. Man ruhte fast überall auf „schönen, weichen und kostbaren Eiderdaunen“. Daunen kamen zumeist von der Insel Furil her; hier wurden sie den Tieren, die damit ihre Eier bedeckten, damit sie nicht kalt würden, wenn sie ihr Nest auf kurze Zeit verließen, einfach fortgenommen. Ein Pfund Eiderdaunen kostete zehn Pfund Karolinen Spezies; vier Pfund waren für ein kleines Deckbett nötig, das sich so zusammendrücken ließ, daß es nicht größer wurde als ein Kopf, indessen sogleich wieder seine ursprüngliche Größe einnahm, wenn man losließ. Im Kirchspiel Gothem und Boge auf Gotland, wo Eibenbäume häufig vorkamen, schmückten die Leute die Wände ihrer Zimmer mit Taxuszweigen. Zu einem Bauernhause gehörte auch ein Backofen, der außen an die Hauswand angebaut und mit einem leichten Schuppen bedeckt war; seine Mündung und sein Schornstein standen aber innerhalb des Hauses. Die Fischerei treibende Bevölkerung verfügte noch über eine Räucherkammer, die unterirdisch angelegt war. Geräuchert wurden Flundern und Strömlinge, und zwar mittels „Fichten- und Tannenzapfen, verfaulter Eichen- und Tannenstöcke und anderer Materien, die keine Flamme gaben“.

Die Beschäftigung der Gotländer Bauern bestand in der Hauptsache in Ackerbau und Fisch-, bzw. Seehundsfang. Auf Wisby betrieb man großen Handel mit England und führte Balken, Bretter, Kalk, schönen weißen Teer, Wolle und wohlschmeckendes Schaffleisch aus. Im Norden der Insel wurde mehr Roggen, im Süden, wo der Boden lockerer war, mehr Gerste angebaut. Auf Öland war es an einzelnen Stellen wegen der vielen Kalksteine, die umher lagen, mit dem Ackerbau schlecht bestellt; der Bauer erntete hier nur das vier- bis fünffache Korn seiner Aussaat. Schafzucht in größerem Stil hier zu betreiben war nicht möglich, weil überall zu viel Schachtelhalm wuchs, der diesen Tieren gefährlich sei.

Zum Düngen der Äcker bediente man sich an der Küste des Seetangs. — Eigenartig war die Methode, in der das ausgedroschene Getreide von der Spreu gesäubert wurde. Dies geschah nicht mittels der Worfschaufel, sondern man ließ bei weit geöffneten Scheunentüren das Getreide von oben herabfallen und dabei von dem kräftigen Winde, der hinein blies, die Spreu mit fortnehmen, während die Körner vermöge ihrer Schwere nach unten fielen. — Bemerkenswert erschien Linné auch das Joch der Ackerpferde auf Gotland. Es bestand in einer Querstange, die vor dem Bug der Tiere mit über den Rücken verlaufenden Riemen befestigt wurde und in der Mitte einen Ring hängen hatte, durch den die Deichsel zu stecken kam.

Die Fischerei wurde hauptsächlich mittels der Angel betrieben.

Sehr eifrig scheinen die Küstenbewohner der beiden Inseln dem Seehundfang obgelegen zu haben. Sie stellten diesem Tiere entweder mittels Netze oder mittels Harpune nach. Die Netze waren aus Segelgarn geflochten und mit Teer schwarz gemacht. Sie wurden, am Boden durch einen schweren Stein belastet, im Halbkreis um die Steine aufgestellt, auf denen die Seehunde zu schlafen pflegten, und zwar in der Richtung nach dem Meere zu. Dann wurden die Tiere durch Lärm erschreckt, so daß sie sich bei ihrer Flucht in die Maschen der Netze verwickelten, worauf sie totgeschlagen wurden. Die andere Methode des Fanges geschah mittels einer Harpune mit zwei dünnen Widerhaken an der eisernen Spitze und einer daran hängenden neun Faden langen Leine. Man schlich sich an das Tier heran und stieß ihm die Harpune in den Leib; darauf ließ man es ruhig in die See gehen und zog es mittels der Fangleine erst heraus, wenn es sich verblutet hatte oder ermattet war. Das Seehundsfleisch wurde entweder frisch oder eingesalzen oder auch am Feuer getrocknet genossen; sehr geschätzt war das

Fleisch von jungen Tieren. Einen Leckerbissen bildete auch das Fett, das im frischen Zustande die Stelle von Butter vertrat und zu Eierkuchen verbacken wurde.

Bei dieser Gelegenheit mögen auch noch einige weitere Gerichte Erwähnung finden. Eine besondere Delikatesse bildete der Splint unter der Fichtenrinde, „welcher pulpös, süß und von der Konsistenz einer Gallert" ist, aber nur im Frühjahr, wenn die Jahresschößlinge nur einen halben bis einen Finger lang waren. Er wurde roh gegessen; Linné rühmt ihm verschiedene gesundheitzuträgliche Eigenschaften (als Arznei gegen Ausschlag, Würmer, Engbrüstigkeit, Lungensucht und Skorbut) nach. Holzäpfel, die in großen Mengen im Kirchspiel Böda wuchsen, wurden im Herbste, wenn geschlachtet war, in frischer Fleischsuppe genossen. Ein eigenartiges Gebäck waren die sog. Eierschalen, aus Mehl und Eiern ohne anderen Zusatz hergestellte, oben mit geschmolzener Butter und etwas Zucker bestreute kleine Kuchen, die aus dem dünn aufgetriebenen Teige mittels Biergläser ausgeschnitten wurden.

Den Vögeln wurde mittels Vogelschlingen aus schwarzem Pferdehaar nachgestellt.

Die ausschließliche Beschäftigung der Weiber bestand auf Öland im Strümpfestricken; die jungen Mädchen verstanden sich darauf, „sehr artig allerlei Figuren mit gefärbtem Garn auf die Stuhldecken, Kissen usw." zu nähen.

Sehr genau unterrichtet uns Linné über die auf Gotland und Öland üblichen Färbemethoden, deren Erforschung die Reise u. a. auch gegolten hatte. Schwarze Farbe wurde auf Öland durch eine „Modererde", die von verschiedenen Stellen der Insel aus den Wäldern hergeholt wurde, hervorgerufen. Zum Rotfärben bediente man sich auf der gleichen Insel des Byttelet, einer „schwärzlichen, mit vielen roten Flecken bestreuten Erde" (aus Lichen tartareus bereitet), wobei noch Urin zugesetzt wurde. Auf Gotland färbte man die Netze mit Birkenrinde unter Zusatz von Lauge und Haselasche rot, oder mit der Wurzel von Asperula tinctoria, wobei allerdings noch „allersauerstes" Bier erforderlich war; je saurer dieses war, um so heller fiel der Farbenton aus. Gelb kam ebenfalls auf verschiedene Weisen zustande, entweder durch Kochen mit Birkenlaub oder Dachmoos (Lichen vulpinus und Lichen juniperinus) mit und ohne Zusatz von Alaun, oder mit der Rinde der Weißbuche. Auf Gotland wurde Hochgelb auch durch Johannisblumen (Anthemis tinctoria) nach vorherigem Kochen mit Alaun erzielt. Zum Grünfärben bediente man sich der Faulbaumbeeren; allerdings mußte das Garn zuvor durch Birkenlaub gelb gefärbt und getrocknet werden. Auf Gotland wurde auch die Rinde des Faulbeerbaums benutzt, oder mittels Scharte erst gelb gefärbt und dann mittels Indigo, der demnach auch schon Eingang gefunden hatte, die grüne Farbe hervorgerufen. Meergrün ergab Kochen mit Grünspan, der durch Essig und Salz in einem kupfernen Gefäße erzeugt wurde. Die braune Farbe endlich kam durch Steinmoos (Lichen saxatilis) oder, wenn ein hellerer Ton gewünscht wurde, durch Ruß mit „Halbbier", auf Gotland auch mittels Rinde von Rhamnus cathartica zustande.

Die botanischen Kenntnisse der Gotländer Bauern setzten Linné in Erstaunen. Er nahm eines Tages einen Bauern mit heraus auf die Wiese und ließ sich von ihm die Pflanzen, die dort wuchsen, mit Namen benennen. Dabei stellte sich heraus, daß der Bauer viel mehr von ihnen kannte, als Linné vermutet hatte. Allerdings gab er den Gewächsen andere Bezeichnungen, als sie in Schweden üblich waren, jedoch waren sie immerhin zutreffend. So nannte er die Orchis mascula „Männerblume" oder „Bisamblume" (das erstere wegen der Gestalt der Wurzel, das letztere wegen des Geruches), die Anemone hepatica „Küchleinblume" (weil sie um die Zeit blühte, wenn die Küchel auskrochen), die Primula veris „Kuckucksblume" (weil sie blühte, wenn der Kuckuck zu rufen begann) usw.

Die Vergnügungen des Volkes bestanden in seiner Freizeit in Spielen und Tanzen; besonders wurde die Zeit nach dem Kirchgange dazu benutzt. Von den Spielen erwähnt Linné das auf Gotland sehr verbreitete „Parkspiel", „welches artige Ballspiel eine allgemeine Ergötzung der hiesigen Bauern ist" und sehr viel Geschicklichkeit erforderte. Er hatte es in Schweden vorher nie gesehen. Sehr beliebt scheint Tanzen gewesen zu sein, trotzdem die Prediger auf Öland sich „sehr gegen diese alte Gewohnheit setzten, wobei manches Mädchen sich zu Falle getanzt hat". Der Tanz bestand in Gotland in einem langen Schritt und zwei kurzen Sprüngen. Dabei wurde von einem Sackpfeifer aufgespielt, dessen Musikinstrument einmal die Aufmerksamkeit Linnés erregte. Es war nämlich aus einem ganzen Seehundsmagen verfertigt; das Mundstück steckte im Fundus des Magens nicht weit vom Pförtnerausgang, in den der „Modulator" eingesteckt war, während der „Baß im Schlunde herabhing". Die Teilnehmer des Tanzes wurden mit Lura „traktieret", einem sehr trüben Getränk, das wie weißes Wachs aussah. Interessant ist seine Herstellungsweise. Es wurde nämlich mittels glühender Feldsteine gekocht, die hineingeworfen wurden — ein gewiß primitives Verfahren (Steinkocherei). Woraus diese Lura bereitet wurde, erfahren wir leider nicht. Dagegen wird erwähnt, daß Bier aus Gerste gebraut und, wie es scheint, absichtlich durch Zusatz von Taumellolch berauschender gemacht wurde. Als Eigentümlichkeit dieses Bieres hebt Linné hervor, daß es viel geschwinder und schneller berausche als andere Gerstenbiere und daß es die Leute während des Rausches blind mache. Ein anderes bierartiges Getränk, das die Bauern selbst brauten, war die Standebilla. Bei seiner Fabrikation ließ man den „Masch" (wohl die Maische?) von Bier in einem großen hölzernen Faß gären; aber nach ganz kurzer Zeit wurde dieses „ganz saure" Getränk schon genossen und der Verlust im Fasse immer wieder durch Wasserzusatz gedeckt, so daß man von einem Gebräu gegen drei Monate lang trinken konnte. Der Befürchtung, daß dieses Getränk noch scheußlicher als reines Wasser sein müsse, begegnet Linné mit dem Hinweis, daß auf der ganzen Insel das Wasser kalkhaltig und daher wenig genießbar wäre, daß dagegen bei der Gärung der Standebilla die Kalkpartikelchen zu Boden gerissen würden, „wodurch doch das Getränk noch etwas besser ist als bloßes Wasser".

Der Besuch der Kirchen war rege. Bei dieser Gelegenheit traten die alten Volkstrachten, deren ich oben gedachte, zumeist in die Erscheinung. In Gothem sangen die Männer und Weiber abwechselnd einen Vers des Kirchenliedes. „Wenn die einen sungen, so schwiegen die andern stille."

Über Sitten und Gebräuche erfahren wir mancherlei aus Linnés Reisebericht. Auf Öland bestand die Sitte, daß die Braut, die zum dritten Male aufgeboten wurde, mit einem Mantel bekleidet aus der Kirche eilte, sobald der Prediger von der Kanzel stieg, und in Begleitung eines „mannbaren" Mädchens bei allen Leuten im ganzen Kirchspiel der Reihe nach herumging, um sich die Aussteuer zusammenzubitten. Sie stellte sich zu diesem Zweck ganz unbeweglich an den Eingang eines jeden Hauses und verneigte sich stumm. Die Hausbewohner verstanden wohl, was sie wollte, und überreichten ihr ein Geschenk, das die Hausmutter schon

in Bereitschaft hatte, wie Teller, Fässer, Löffel, überhaupt alle Küchengeräte. Diese wurden von der Begleiterin in den mitgebrachten Sack gesteckt. Die Braut eilte von einem Haus zum anderen, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, daß „oft das ganze Kirchspiel durchwandert ist, ehe die Leute aus der Kirche kommen". Allerdings muß dazu bemerkt werden, daß die Kirchspiele meistens nur einen Bezirk von 1/4 bis 1/2 Meile umfaßten. Der Johannistag wurde auf Gotland in der Weise gefeiert, daß man die Häuser mit Eichenlaub besteckte, einzelne Leute sich auch Laubhütten erbauten, ferner wie an hohen Festtagen die Gräber der Verstorbenen mit allerlei Blumen bestreute und schließlich, daß die Knechte und Mägde „die ganze Nacht mit großem Gelächter zu ihren Spielplätzen ab und zu liefen". Außerdem bestand der Aberglaube, daß man am Johannistage nichts Grünes von der Erde aufheben dürfe, nicht einmal an einer Blume riechen, „um nicht den Leichwurm zu bekommen, der alsdann schwärmt". Überhaupt knüpften sich verschiedene Gebräuche an die Festtage. In der Christnacht muß man die ganze Nacht hindurch zwei Lichter brennen; wenn eins erlischt, so bedeutet dies, daß Vater und Mutter im neuen Jahre sterben werden. In der gleichen Nacht streut man Stroh auf den Fußboden, legt es vor jede Tür und ein Strohkreuz unter den Tisch; ebenso legt man Stroh auf die Äcker oder bindet es um die Obstbäume, damit alles wohl gedeihe im neuen Jahre. Findet man am Weihnachtsmorgen einige Körner Getreide unter dem Tisch, so wird das Jahr fruchtbar sein. Am Grünen Donnerstag muß man Kreuze an alle Türen machen, damit die Hexen keinen Schaden stiften. Wenn man an diesem Tage schießt, so fallen alle Hexen herab, die nach der Insel Blåkulla (zwischen Öland und Smaland) fahren, sobald sie den Knall hören. Der Sage nach sollen nämlich an jedem Gründonnerstag die Hexen sich auf dieser Insel, die dem Pluto geweiht ist, versammeln. Dieser Ort war ganz dazu angetan, denn — so sagt Linné — wenn ein Ort in der Welt scheußlich aussieht, dann ist es gewiß diese Insel.

Einige weitere Proben des Aberglaubens mögen hier noch ihre Wiedergabe finden. Am Donnerstag darf nicht gesponnen werden, damit es nicht die ganze Nacht nachspinnt. Wenn es im Feuer platzt und prasselt, dann zeigt dieses an, daß jemand sterben wird. Wenn einem die Haut stark schauert, so läuft ihm der Tod über das Grab. Wenn die Hunde oder die Kinder vor einem Hause scharren, so bedeutet dies, daß jemand in dem Hause sterben wird; wenn ein Grab auf dem Kirchhofe einfällt, daß jemand aus der Familie bald nachfolgen werde. Wenn die Eulen auf einem Hause schreien, so steht ein Todesfall oder eine Feuersbrunst zu erwarten. Wenn die Leiche im Sarge sich nach der rechten Seite zu legt, so will dies besagen, daß jemand männlichen Geschlechts, und wenn nach der linken Seite, daß jemand weiblichen Geschlechts aus der Familie bald nachfolgen wird. Damit die Braut das Regiment in der Ehe erhält, muß sie den Bräutigam bei seiner Ankunft zur Hochzeit eher erblicken, als er sie zu Gesicht bekommt, oder während der Trauung ihren Fuß etwas weiter vorsetzen als der Bräutigam. Damit sie nicht eher sterbe als der Bräutigam, darf sie in der ersten Nacht nicht eher einschlafen als dieser. Damit sie leicht und glücklich gebären kann, muß sie, sobald sie aus der Kirche kommt, den Kopf geschwind in eine getrocknete Nachgeburt einer Stute stecken oder darf die Bänder ihrer Schuhe vor der Trauung nicht zusammenbinden. Die Zahl der zu erwartenden Kinder vermag sich die junge Ehefrau selbst zu bestimmen, indem sie nach der Trauung mit ihren Fingern den bloßen Leib berührt; mit so viel Fingern sie dies tut, soviel Kinder stehen zu erwarten. Damit es ihr an Geld nie fehle, muß sie während der Trauung Geld in den Schuhen stecken haben. Damit das liebe Vieh gut gedeihe, muß sie mit dem jungen Ehemann sofort bei ihrer Heimkehr die Ställe besuchen. Damit die jungen Eheleute einig bleiben, müssen sie von demselben Teller essen oder der Bräutigam beim Reiten nach der Kirche den Halfter des Pferdes der Braut ganz kurz fassen.

Auf den Aberglauben ist Linné überhaupt nicht gut zu sprechen. Er teilt ihn nur mit, „weil der Aberglaube verdient mehr zum Spaß, als zum Nutzen angemerkt zu werden". Verschiedentlich macht er sich darüber lustig. Eine Mitteilung über ein untrügliches Mittel, die Schweine vom Acker fern zu halten, schließt er mit den Worten: „Wer diese Erzählung verdauen will, der muß einen starken Magen haben." An eine andere des Inhalts, daß man niemals eine Beere essen solle, die am Kirchwege gewachsen sei, wo Leichen vorbeigetragen wurden, damit man nicht den Leichwurm (= Fingergeschwür) bekomme, knüpft er die Frage: „Kann man wohl Beeren essen, bey welchen Krebse vorbey getragen worden sind, und doch den Krebs nicht bekommen, welcher mit dem Leichwurm einerley ist?" Linné erklärt den Aberglauben für Überbleibsel „aus dem Papsttum und dem Heidentum". Dessenungeachtet hält er es für angebracht, wenn jemand eine ansehnliche Sammlung von allerlei Aberglauben einmal zusammenbringen und daran zeigen wollte, woher jeder in letzter Linie herstamme. „Um diese Possen den Leuten aus den Köpfen zu bringen", kennt er kein besseres Mittel, als daß diejenigen, die sich auf die Gottesgelahrtheit legen, die Physik und Naturhistorie gründlich studierten. „Denn nichts tut dem Aberglauben kräftigeren Abbruch, als wenn sich die Geistlichen mit Macht dagegen setzen." Goldene Worte, die heute noch mehr wie damals zutreffend sind!

Der sehr verbreitete Aberglaube der Bewohner unserer Inseln erstreckte sich auch auf ihre Heilkunst, deren Mittel Linné getreulich niedergeschrieben hat. Wenngleich einem Teile dieser Volksmittel eine gewisse Heilkraft nicht abgesprochen werden kann, so beruhen doch die meisten auf abergläubischen Vorstellungen. Ophioglossum vulgatum (ein Farnkraut) wird als „Wundsalbe" — „benimmt die Inflammation" —, die Wurzel von Valeriana officinalis gegen „Mutterbeschwerung", Semen Cardui gegen Seitenstechen, Pinguicula vulgaris gegen Kopfläuse und als Haarwuchs stärkendes Mittel, Sphagnum palustre mit Bier abgekocht und aufgelegt gegen geschwollene Füße, Absud von Taxus gegen Krätze, Pulver, Branntwein, Schnupf- und Rauchtabak als Brechmittel bei Fieber, Dekokt vom Leberkraut (Anemone hepatica) mit Halbbier und außerdem noch Terpentinöl, beides innerlich zu nehmen, gegen Colica hypochondriaca (Leberkolik) empfohlen. Alle diese Mittel dürften gelegentlich auch noch in der wissenschaftlichen Therapie Verwendung finden. Dagegen ist den folgenden Hausmitteln jeglicher Wert abzusprechen: Schwefel mit Pfeffer oder Blüten von Cucubalus sind gut gegen Rose; mit den gleichen Blumen muß geräuchert werden, um unruhige Kinder in den Schlaf zu bringen. Solanum nigrum mit Spinngeweben und ranzigem Speck zwischen zwei Steinen zerquetscht, oder Eidotter mit Kochsalz verrührt hilft, um den Finger gewickelt, gegen den Wurm (Fingergeschwür). Bier aus Gerste unter Zusatz von Lolium temulentum gebraut und die Gelenke am Arm und den Fingern damit bestrichen, schützt gegen die Vergiftungserscheinungen bei Genuß solchen Bieres, das sich nicht vermeiden ließ, weil der Taumellolch sehr häufig unter

dem Getreide vorkam. Bei menstruellen Beschwerden muß die Patientin den Kopf unter eine Decke stecken, die über junges Bier, das zu gären beginnt, gelegt ist. Die gleiche wunderliche Kur wird von männlichen Personen gegen den Rausch gebraucht. Linné erlaubt sich hierzu die Bemerkung, daß dies ein starker Mann sein müsse, der diese Versuche aushalten könne. Gegen venerische Krankheiten gebrauchte man Teer, wodurch zwar die Geschwüre vergingen, indessen das Leiden nicht beeinflußt wurde, wie „die nymphae tumidae, tophi, dolores artuum nocturni, ulcera laryngis und die Nasengeschwüre deutlich bewiesen", die sich trotz dieser Behandlung einstellten.

Auch die Bekanntschaft einer Heilkundigen, namens Ingeborg, machte unser Forscher. „Sie ward aus dem ganzen Lande als ein Orakel besucht und hatte größeren Ruf in der Medizin, als mancher Arzt, der seine ganze Lebenszeit hindurch praktiziert hat." Ihre Theorie, nach der sie behandelte, bestand in der Annahme, daß Lucifers Anhang vom Himmel auf die Erde geworfen sei, und hier teils im Wasser unter dem Namen der Nixe, teils in Häusern als Kobolde, teils im Rohr unter den Bäumen als Wassermännchen, teils im Walde als Waldteufel seine Wohnung aufgeschlagen, daß ferner jeder Mensch seinen Schatten habe, der ihm auch unter die Erde immer nachfolge, und daß der Mensch an seiner Gesundheit geschädigt würde, wenn sein Schatten von einem dieser Geister „inkommodiert" würde. Zur Diagnose war es nicht erforderlich, daß Frau Ingeborg den Kranken sah; es genügte ihr schon, ein Stück Kleidung von ihm zu erhalten. Sein Leiden hätte sich der Kranke dadurch geholt, daß er „sein Wasser auf einen den Geistern geheiligten Ort gelassen, oder einen Ort sonst entheiligt, oder seine Krankheit aus der Luft, Wasser oder Feuer bekommen hätte". Die Kur bestand dementsprechend darin, daß der Patient z. B. drei Morgen oder drei Abende lang stillschweigend gegen Norden an einen Fluß, einen Baum usw. gehen und den Geist um Verzeihung bitten, auch wohl etwas opfern mußte u. a. m. Es besteht für mich kein Zweifel, daß wir es hier mit Überresten von Animismus zu tun haben.

Auch den Steindenkmälern brachte Linné auf seinen Reisen großes Interesse entgegen. Gewissenhaft verzeichnet er alle Runensteine, deren es auf den beiden Inseln eine große Menge damals noch gab; an einem von ihnen (zu Högby) fiel ihm auf, daß die Schrift in umgekehrter Richtung von rechts nach links zu lesen war. Er muß daher auch mit den Runen vertraut gewesen sein. Auch Grabhügel beschreibt er des öfteren; zumeist waren es einfache Hügel, gelegentlich auch mit einem Steinkranz umgeben (wie zu Garnshamn) oder mit einem Monolithen gekrönt (wie der Ingelingehög bei Orraryd in Smaland). Verschiedene waren geöffnet, und ihre aus Steinen zusammengesetzte Kammer wurde von unserem Forscher besucht. Indessen war ihm die Bedeutung dieser offenbar megalithischen Bauten keineswegs klar, „ob es (nämlich das Steingewölbe) zum Aufenthalt der Soldaten in Kriegszeiten, oder ein Gefängnis für Missetäter, oder eine Retirade bey Kriegsläuften, oder eine Grube zur Verwahrung des Getreydes gewesen sey". Auch die Bauern, an die er sich verschiedentlich um Aufklärung wandte, waren nicht imstande, ihm zu sagen, welchen Zwecken diese Steinkammern gedient haben mochten. Nur einmal, auf der Insel Helgo, knüpfte die Sage an einen solchen Steinbau an, den sie für einen Tempel des Odin ausgab. Jedoch bringt Linné diesem „Tempel" einigen Zweifel entgegen, „welcher doch nicht groß gewesen seyn muß, wenn anders die Mauern und Gewölber, die man noch daselbst sieht, Überbleibsel davon sind".

Zum Schluß mögen noch zwei Beobachtungen Linnés Erwähnung finden, die mehr den Anthropologen bzw. Mediziner interessieren dürften. In einem Dorfe bei Längelöts (auf Öland) wurde zu unserem Reisenden ein Kind gebracht, das man für ein „Wechselbalg" ausgab. Der 13jährige Knabe war ohne Verstand geboren worden, vermochte weder zu sitzen, zu stehen oder zu gehen; er redete nicht, sondern „mummelte nur etwas dunkel". Seine Zähne standen gerade vorwärts, und mit den Augen sah er kreuzweise. Er hatte dünne Füße, weiches Fleisch und war im Gesicht eher einem Mädchen als einem Knaben ähnlich. Außerdem waren alle seine Gebärden so unartig, „daß einem die Haut davor schauderte". Linné stellte die Diagnose auf „Hieranosos". Ob damit etwa der Morbus sacer, die Epilepsie, gemeint sein sollte? Meiner Ansicht nach handelte es sich um einen Idioten. — Bei Sandby brachte eine Frau ihr Kind zu ihm und bat ihn, an diesem das Geschlecht festzustellen, da ihre Nachbarin „sich darüber aufgehalten hätte, daß sie ihrem Kinde in der Taufe einen Mannsnamen hätte geben lassen, da es doch ein Mädchen wäre". Linné gibt eine Beschreibung der Genitalien dieses unglücklichen Kindes, aus der hervorgeht, daß es sich um einen männlichen Zwitter handelte.

Die Erforschung des Magdalenenschachtes.

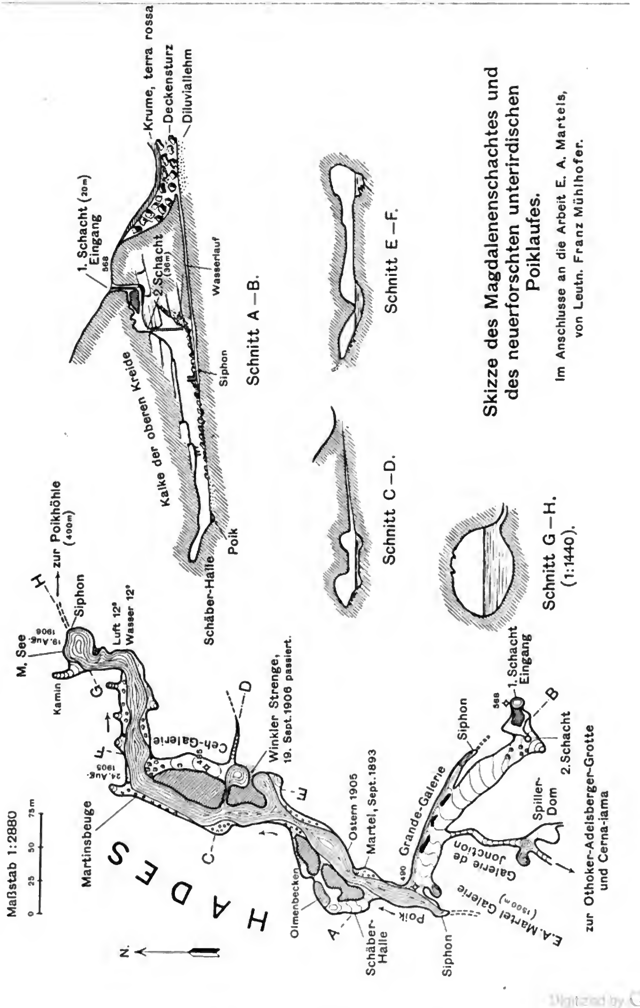
Ein Beitrag zum Studium der Karstphänomene.

Von Leutnant Franz Mühlhofer. Triest.

Der unterirdische Lauf der Poik zwischen Adelsberg und Kleinhäusel durchfließt die allen bekannte Adelsberger und Ottoker Grotte und steht außerdem noch durch den Magdalenenschacht, die Cerna- und Piukajama mit der Außenwelt in Verbindung. Die Länge dieses unterirdischen Flußlaufes beträgt rund 9000 m, wovon 6200 m bereits erforscht sind. Die noch nicht erforschten Strecken sind durch Siphone und Strengen abgeschlossen[1]). Während die Erforschung der Piuka- und Cerna-jama schon im Jahre 1885 als abgeschlossen zu betrachten war, wurde der Magdalenenschacht erst Ende der achtziger Jahre von Putick befahren[2]). Im Jahre 1893 fand die große Expedition des Altvaters der Höhlenforscher E. A. Martel statt, während welcher der unterirdische Poiklauf von der Ottoker Grotte bis zum Magdalenenschacht das erste Mal passiert wurde. Nach dieser Tour geriet die Poikforschung überhaupt ins Stocken. Erst vom

[1]) Ich mache hier das erste Mal diesen Unterschied: Unter Siphon versteht man jenen Teil eines Höhlenflußbettes, der vom Wasser vollständig ausgefüllt wird; Strenge ist ein stark durchwaschener Siphon von geringer Längenausdehnung, dessen Decke während des Minimalwasserstandes vom Wasserspiegel nicht erreicht wird. Siehe die Schnitte G—H und E—F der Skizze.

[2]) Die Sage, daß ein Ottoker Bauer mit einem Floß vom Magdalenenschachte aus stromaufwärts bis in die Ottoker Grotte fuhr, hat nur das Wahre, daß Schäber und Burger im Jahre 1888 tatsächlich im Schachte waren, die Poik überschritten und bis zum „Olmenbecken" vordrangen. (Nach Schäbers Erzählung.)



Skizze des Magdalenenschachtes und des neuerforschten unterirdischen Poiklaufes.

Im Anschlusse an die Arbeit E. A. Martels, von Leutn. Franz Mühlhofer.

Jahre 1905 an wurde wieder mit der Erforschung des Magdalenenschachtes begonnen, deren endgültiger Abschluß durch den Höhlenforscherverein „Hades“ in Triest vier Expeditionen erforderte. Ich erwähne sie nur flüchtig, da sie im Detail lediglich im höhlensportlichen Sinne wichtig sind.

1. Ostersonntag 1905. G. A. Perko, Leut. J. Spiller und ich. Hochwasser. Ohne Erfolg. 16 Stunden.

2. 24. August 1905. Leut. A. Martin, E. Ceh und ich. 20 Bedienungsleute (Infanteristen des 97. Inf.-Reg.) im ersten Schacht. Ein Hornist auf Kote 490 als Verbindung. Mit Leinwandboot bis zur „Martinsbeuge“; wegen eintretenden Hochwassers gescheitert. 13 Stunden.

3. 19. August 1906. Dr. Benno Wolf (Frankfurt a. M.), A. Martin, die Einjährig-Freiwilligen des 97. Inf.-Reg. Heigl, Schwingshackl und Brinsek und ich. Zwei Ottoker Bauern auf Kote 490. Mit Binsenfloß bis zum Siphon. 16 Stunden.

4. 16. September 1906. V. Winkler nud ich zum Zwecke des Photographierens. Schwimmtour. 4 Stunden.

Die unterirdische Poik ist schon über ein halbes Jahrhundert das klassische Gebiet speläologischer Forschungen; der Magdalenenschacht besonders wird noch vielen Speläologen Arbeitsstoff geben, und manch kühnem Höhlenfahrer wird er unvergeßliche Augenblicke gewähren. Beiläufig 3000 Schritt nördlich Groß-Ottok befindet sich sein Einstieg, der sich als typischer Erosionsschacht repräsentiert. (Abb. 1.) Über eine 20 m lange Strickleiter gelangt man auf einen Schuttkegel, dessen Hauptmure nach SW verläuft und in einer geräumigen Halle endet. Sowohl durch diese, als auch durch einen vom Schachte aus etwas höher führenden Gang gelangt man zum zweiten Schachtmund. Er liegt im höchsten Punkte eines 36 m hohen Domes. Bei Hochwasser vernimmt man hier schon das Rauschen der Poik, und ab und zu verlöschen im stoßweisen Luftzug die Kerzen. Einer Außentemperatur von — 4°, + 21° und + 15° C entsprach am Grunde des ersten Schachtes eine solche von 0°, 13° und 13° C. Beim zweiten Schachtmund betrug sie 8°, 12° und 12° C; jedenfalls sinkt auch hier der Wärmezustand während strenger Winter und infolge des Luftzuges unter den Gefrierpunkt, da sich im Sinter überall deutlich Frostspuren zeigen. Frost war auch hier die Zerstörungsursache winziger Deflationsbildungen, die gegenwärtig als solche kaum mehr zu erkennen sind, zumal sie noch durch das Anbringen der Strickleiter an dieser Stelle stark beschädigt wurden. Überwältigend ist der Abstieg in die „Grande Galerie“. Diese hat zwischen 20 und 10 m Höhe und ist gleichmäßig 20 m breit. (Siehe Planskizze und Schnitt A—B; auch in der Folge.) Den Boden bedecken große Felsblöcke, zwischen denen sich oft 4 m hohe, auffallend zylindrische Stalagmiten erheben. Oben sind sie wie abgeschnitten. Bei Hochwasser werden sie von einem fingerdicken Wasserstrahl berieselt. Am unteren Ende der Galerie lagern mächtige Lehmmassen, die zahlreiche Miniaturbildungen, analog den Gletschertischen, Gletschermühlen und Steinsäulen, bergen. Im Frühjahre tritt längs der Nordwand eine mächtige Wasserader zunachte, die einem Siphon entspringt. Sie ist unzweifelhaft der Abfluß der Riesendoline südlich des Schachtes, die noch deutlich die Spuren eines gewaltigen Deckeneinsturzes aufweist. Der Diluviallehm, der einst den Boden dieses Riesendomes bedeckte, bildet gegenwärtig als wasserundurchlässige Schicht das erste Hindernis der Sickerwässer, die sich hier aus einem weiten Umkreis sammeln und eben durch den Magdalenenschacht den günstigsten Abfluß zur Hauptwasserader haben. Ein ähnlicher Fall ist im Schnitte C—D schematisch dargestellt. In die Südwand mündet die Galerie de Jonction, die um den Siphon die Verbindung mit der E. A. Martel-Galerie herstellt. Erstere endet nordwestlich des Dr. Wolf-Sees, wo sich die Poik zweigt; der westliche Arm durchfließt den Magdalenenschacht, der östliche dagegen wendet sich der Cerna-jama zu und ist zum größten Teile noch unerforscht [3]). In der „Grande Galerie“ beobachteten wir eine Temperatur zwischen 12° und 14° C, die des Poikwassers zeigte zwischen 8° nnd 16° C. Diese und die oben angeführten Temperaturschwankungen der Luft sind auf den Luftzug bzw. auf den jeweiligen Wärmezustand des fließenden Wassers zurückzuführen, dessen Temperatur von der Außentemperatur diktiert ist [4]). Bezügliche statistische Beobachtungen in Wasserhöhlen sind daher zwecklos.



Abb. 1. **Abstieg in den Magdalenenschacht.**

Nur sehr flüchtig konnten wir bis jetzt der Fauna nachgehen. Spiller nnd ich bekamen bei unserer ersten Tour eine weiße Maus zu Gesichte, die nach ihren Bewegungen stark an den Siebenschläfer erinnerte. Leider war dies

[3]) Dieser Arm betritt die Cerna-jama nicht durch einen Siphon, wie es auf allen bisherigen Skizzen eingezeichnet ist, sondern durch eine Strenge, so daß die 300 m unerforschten Höhlenflußbettes wahrscheinlich ohne Hindernis passiert werden können. Da dieser Kanal (Sibenik-Kanal) außerdem sich den nördlichsten Hohlräumen der Adelsberger Trockenhöhle bis auf 200 m nähert, so wäre sicherlich das vornehmste Problem, die Verbindung mit diesen herzustellen. Jedenfalls würden die Forscher günstige Bedingungen zur künstlichen Verbindung ermitteln. Die einstigen Besucher der Adelsberger Grotte könnten dann nach einer kurzen Kahnfahrt durch den Magdalenenschacht dem „Hades“ entsteigen.

[4]) Ich erwähne hier eine interessante Beobachtung in der vom Höhlenforscherverein „Hades“ in Triest kürzlich neuerforschten „Warmhöhle“ bei Nabresina, in der wir eine Temperatur von + 19° C konstatierten. Die Ursache ist entweder auf Insolation oder auf eine mögliche Verbindung mit einem mächtigen Lithoklase zurückzuführen.

gerade bei einer gefahrvollen Traverse an der Poikwand gegenüber der Schäbergalerie über einer Schnelle, so daß es uns unmöglich war, rechtzeitig danach zu greifen. Unsere späteren Fangversuche blieben erfolglos. Hoffentlich gelingen sie uns noch. Es handelt sich wahrscheinlich um einen Albinismus, um eine Rückbildung, die ihre Existenz Lebensbedingungen in Bruchspalten bis zur Oberwelt zu verdanken hat.

Der Proteus anguineus findet sich im „Olmenbecken" in der Schäbergalerie sehr zahlreich. Ich habe dort die größten bis jetzt bekannten Exemplare gefangen. Ein 32 cm langes Individuum schenkte ich der Adelsberger Grottenverwaltung, die es am Kalvarienberg den Besuchern der Grotte lebend zeigt. Zwar ist es unseren Bemühungen nicht gelungen, der Lösung des Rätsels der Metamorphose des Proteus näher zu rücken, aber wir hatten doch Gelegenheit, Biologisches zu beobachten. Ungestört liegen die Olme meist gestreckt am Schlammboden oder halten sich nahe der Wasseroberfläche auf. Von Zeit zu Zeit schwimmen sie gemächlich empor, um Luft zu atmen, dabei strecken sie den halben Kopf aus dem Wasser. Ruhiges, schwaches Licht beunruhigt sie oft nur wenig. Scheucht man sie, so sind sie bald unter Steinen usw. verschwunden, wo sie sich dann stundenlang ruhig verhalten. Ich sah beunruhigte Olme schnurstracks aus einer Entfernung bis 1 m auf ganz kleine Löcher zusteuern, in denen sie geschickt verschwanden. Einen Olm vergrub ich im Sande, 2 m vom Beckenrande; er machte sich bald frei und schlängelte sich auf dem kürzesten und für ihn einzig möglichen Wege ins Wasser. Einen großen Olm beobachtete ich beim Fressen eines Stückes Krebsfleisches von halber Erbsengröße. In warmem Wasser geraten die Olme in Zuckungen, die in der Regel die ersten Anzeichen ihres Verendens sind. Olme in der Gefangenschaft, ja selbst die aus der Cerna-jama [5]) (Abb. 2), weil im Halbdunkel und stets beunruhigt, sind stumpfsinniger und biologisch degeneriert, wie überhaupt derlei Arten Anlage dazu zeigen. Das Olmenbecken im Magdalenenschacht ist Pegel- und Sickerwasser und infolge seiner konstanten Temperatur als Aufenthaltsort für Olme sehr günstig. Am ehesten ließen sich dort weitere Beobachtungen einleiten.

Der gemeine Flußkrebs tummelt sich in allen Teilen des unterirdischen Flußbettes lustig herum und benimmt sich genau so wie an der Oberwelt. Mitunter findet man sehr träge Individuen und solche, die eine merkliche Bleichung aufweisen. Von einem Albinismus dieser Art kann aber nicht gesprochen werden. Dasselbe gilt von sämtlichen Fischen, die in diesem Gebiete im oberirdischen Wasser (Zirknitzer See) vorkommen. Bemerkt sei nur, daß wir es hier nicht mit Troglobien und auch nicht mit Troglophilen zu tun haben, sondern daß diese Höhlenbewohner im Kampf ums Dasein mit solch unliebsamen Wohnstätten eben vorlieb nehmen müssen.



Abb. 2. **Beim Olmenfang in der Cerna-jama.**



Abb. 4. **Passieren der Strenge.**

Wie sehr sie das Licht lieben, beweist nur zu gut ihr häufiges Vorkommen, ja ihre förmliche Stauung an solchen Stellen, wo der Flußlauf ans Tageslicht kommt. Das schönste Beispiel dafür ist die Rakbachschlucht, in der der unterirdische Abfluß des Zirknitzer Sees auf eine kurze Strecke eingesehen werden kann. Mühelos kann man hier Krebse und Grundeln fangen. Aber auch die Pinka-jama (Abb. 3) gibt uns davon Zeugnis, in der zu gewissen Zeiten Massenjagd auf Fische gemacht werden könnte.

[5]) Die Cerna-jama birgt zahlreiche kleine und mittlere Exemplare; der Besitzer dieser Grotte (Lukas Vilhar, Groß-Ottok) hat in einem sorgsam gehüteten und fast unauffindbaren Sinterbecken stets bis zu 50 vorrätig.

Im Magdalenenschacht konstatierten wir außerdem: Leptoderus Hohenwartii, Adelops Khevenhülleri; die Locusta cavicola im ersten Schacht; Tithauetes albus; Stalita taenaria, dann Calpe libatrix.

Wir wenden uns nun wieder der Poik zu; durch einen Siphon betritt sie den Magdalenenschacht und verläßt ihn durch einen mächtigen Torbogen von 10 m Höhe und 20 m Breite. Diese Dimensionen behält der „Hades" im allgemeinen bis zum letzten Siphon bei. Die Poik selbst hat verschiedene Breiten und Tiefen. In der Regel bespülen ihre Wasser die Wände, die sich dann, meist überhängend, mit der Oberfläche verschneiden. An vielen Stellen engen aber Felsblöcke usw. den Fluß ein.

Der erste See in der Richtung des Abflusses läßt sich durch die Schäberhalle umgehen, einen ganz unbedeutenden Verbindungsgang mit Stalaktitenbildungen und dem Olmenbecken. Gleich unterhalb seiner Einmündung in das Flußbett teilt sich dieses. Der östliche Arm endet scheinbar in einem kleinen See. Anfangs dachten wir, es handle sich um einen Siphon, bis ich nach eingehender Untersuchung eine charakteristische Strenge feststellte. Durch ein photographisches Kunstwerk wurde uns ein Augenblick unserer Arbeit festgehalten. (Abb. 4.) Der westliche Arm fließt in nördlicher Richtung bis zur „Martinsbeuge", wo er sich nach Osten wendet. Kurz nach der Gabelung vereinigt er sich wieder mit dem Ostarm, der die Ceh-Galerie durchfließt und durch einen engen Verbindungsgang mündet. In der Verlängerung des letzten öffnet sich das Flußbett eines Nebenflüßchens mit schönen Geschieben. Die Ceh-Galerie trägt schon teilweise den Charakter einer Trockenhöhle: Tropfsteinbildungen, Wandsinter und wirres Gefälle. Etwa 100 m nach der ersten Beuge wendet sich der Flußlauf plötzlich nach Norden und endet bald in einem See, in dem wir den Einfluß des Siphons feststellten. Aus einer Tiefe von 6 m unter dem Spiegel gähnt ein Loch von 3 m Durchmesser in der Wand. Darüber kreisen die Wasser und auch das Floß nimmt diese Bewegung an, so daß des Bleibens hier nicht lange sein kann. Der Kamin im nordwestlichen Teil endet blind. Über dem Siphon fanden wir, lotrecht an die Wand gedrückt, das Ruder, das wir vor Jahresfrist eingebüßt hatten. Die eine Schaufel fehlte. Vom Leinwandboot war nichts zu finden. Andere Triftengegenstände gab es nicht. Gewöhnlich fand ich bei Siphonen Stangen, irgendwie verkeilt über dem Wasser, und zwar um so seltener, je weiter von der Schwinde entfernt. Meistens finden Triftengegenstände schon vor dem ersten Siphon ein Hindernis und stranden, um endlich vom Hochwasser zerschellt zu werden. Sehr leicht schwimmende Körper können Siphone nicht passieren, es ist daher zwecklos, mit Triftengegenständen Versuche über den Zusammenhang von Schwinde und Riesenquelle zu veranstalten, da ihre Passage von vielen Zufälligkeiten abhängt.



Abb. 3. **Beim Floßtransport in der Pluka-jama.**

Was den allgemeinen Charakter dieses Teiles des unterirdischen Poiklaufes anlangt, so sei bemerkt, daß er sich von den anderen nicht viel unterscheidet. Das eigentliche Flußbett hat nirgends Tropfsteinbildungen, was auf die Verdunstungsunmöglichkeit der Sickerwässer als Bildungsnotwendigkeit zurückzuführen ist. Die Blöcke des Grundes sind von organischem Sinter bekleidet und tiefschwarz gefärbt. Die Schichtenköpfe im Bette selbst sind messerscharf erodiert, was ein großes Hindernis beim Vordringen bildet. Durchweg wirre Dislokationserscheinungen. Bei Hochwasser füllt die Poik das Bett vollkommen aus, das Wasser fließt mit einer Geschwindigkeit von 7 m an vielen Stellen. Bei Stauungen herrscht auffallender Gegenstrom. Man nimmt an, daß sich Hochwasser nach ausgiebigen Regengüssen drei Tage nachher schon bei der Ausflußstelle in Kleinhäusel bemerkbar macht. Ich behaupte, daß es sich da noch immer nicht um die Wässer handelt, die die Schwinde aufgenommen hat, sondern erst um die der Nebenflüsse, die sehr zahlreich sind. Die Schwindewässer dürften erst nach fünf Tagen zum Ausfluß kommen, wie wir das genügend beobachteten. Geschiebe ist selten zu sehen. Da dessen Fehlen einigen Forschern als Beweismittel dient, um derlei Gewässern den Charakter eines echten Höhlen-

flusses abzusprechen, so erwähne ich, daß man ganz deutlich die Ursachen dieses Fehlens nachweisen kann. Es sind erstens die Stauungsgrenzen des Geschiebes leicht zu beobachten, und zweitens sind unregelmäßige Gefälle zur Beförderung nicht geeignet. Trotzdem findet sich an manchen Stellen junges Geschiebe, ja selbst Gerölle.

Da das Höhlenphänomen jedenfalls das vornehmste der Karstphänomene ist und unzweifelhaft als deren Urphänomen angesehen werden muß, so hat es in letzter Zeit das Augenmerk vieler Forscher auf sich gelenkt. Besonders lebhaft wurde die Frage erörtert, ob zwischen Schwinde oder Ponore und Riesenquelle oder Vaucluse tatsächlich eine kanalartige Verbindung, also ein echter Höhlenfluß vorhanden ist, oder ob die Schwindewässer zunächst einem Grundwasser zufließen und dann erst diesem höhlenflußähnlich entströmen. Während die erste Ansicht die ursprüngliche ist, vertreten neuere Forscher die zweite. In dieser Beziehung das hervorragendste Werk ist die „Karsthydrographie" von A. Grund (Leipzig 1903). Dieser Ansicht hat sich auch A. Penck angeschlossen: Penck, „Über das Karstphänomen", Vorträge des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, Heft 1 (Wien 1904). Die Ansicht, daß echte Höhlenflüsse existieren, vertritt Walther v. Knebel in seinem Werke „Höhlenkunde mit Berücksichtigung der Karstphänomene" (Braunschweig 1906) in treffender Weise, so daß sie auf der ganzen Linie noch unantastbar ist.

Da A. Grund das Vorhandensein größerer unterirdischer Höhlenflüsse aus verschiedenen Gründen bestreiten zu müssen glaubt, will ich auf seine bezüglichen Argumente hier zurückkommen.

Er sagt, man habe stets gefunden, daß die Wasserhöhlensysteme blind enden und in ein System von Spalten übergehen. — Diese Ansicht wurde von Höhlenpionieren nur zu oft und allzufrüh angeführt. Ich habe eingangs ausdrücklich auf den Unterschied zwischen Siphon und Strenge hingewiesen; was die Spalten anlangt, so handelt es sich in der Regel um Versandungen (Cerna-jama, unterer Siphon), wie wir sie schon oft überwanden.

Weiter sagt Grund, Versuche mit Triftengegenständen seien stets gescheitert. — Auch das habe ich entsprechend erwähnt; ich füge noch hinzu, daß unser Ruder in einem Jahre nur eine Strecke von 120 m zurücklegen konnte. Wenn übrigens günstigere Bedingungen vorhanden sind, so sind auch ähnliche Erscheinungen vorgekommen, z. B. Sägespäne. Es handelt sich hier hauptsächlich um Zeit.

Drittens bemerkt Grund, Färbeversuche seien fast immer ohne Erfolg geblieben. — Bei diesen Versuchen wurde in der Regel die Zeit der Passage unterschätzt; die planmäßigen Versuche gelangen häufig. (Siehe Friedrich Müller, Resultate der Färbung des Höhlenflusses Rekka im Karst mit Fluorescein in „Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins" 1891, S. 230.)



Abb. 5. **Ansicht aus der Martel-Galerie.**

Als weiteres Argument ist angeführt, daß die Hochwasser gegenüber den Niederschlägen bedeutend verspätet erscheinen. — Wer die Stauungen bei Hochwasser vor Siphonen usw. beobachtete, kann sich die Verspätung leicht erklären. Selbst an den höchsten Decken vor solchen kann man Schwemmsand und eingeklemmte Äste beobachten.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, andere Umstände als Beweis für das Vorhandensein echter Höhlenflüsse anzuführen. Jedenfalls hängen die bis jetzt bekannten Höhlenflüsse des Karstes noch an keiner bekannten Stelle mit dem Grundwasser zusammen. Die Erscheinung des Zirknitzer Sees und der Kesseltäler ist nur ein Beweis, daß die oberirdisch abfließenden Gewässer über wasserundurchlässigen Schichten (in unserem Falle Eocän) beim Betreten der oberen Kreide zur Zeit des

Maximalwasserstandes nicht entsprechend abfließend gemacht werden können. Anders wäre es mit der Erscheinung der gleichen Höhenlage der Wassersehlinger im Zirknitzer See und in der Poikquelle; diese Erscheinung, d. h. ihre genaue Bestätigung, läßt noch die Lücke offen.

Theorien des Vulkanismus.

Ein Rundblick auf ältere und neuere Lehren.

Von Walther von Knebel.

(Schluß.)

Der Glaube an die Abhängigkeit der Vulkane von Spalten hätte durch die wichtige Entdeckung der sogenannten Lakkolithe in den Henry Mountains in Colorado durch Grove K. Gilbert (1877) einen starken Stoß erleiden müssen. Die Lakkolithe (Gewölbesteine) sind nämlich oftmals gewaltig große Massen vulkanischen Gesteins, die in die Erdrinde sich einquetschen und, ohne je hervorzubrechen, die oberen Lagen der Erdrinde aufwölben, so daß brotlaibartig gestaltete Gebirgsmassen an der Oberfläche sich bilden, deren vulkanische Entstehung erst nach Abtragung der die erstarrten Magmamassen umhüllenden Gesteine erkannt werden kann.

Man kann wohl sagen, daß die Lakkolithe einen sicheren Beweis für die Unabhängigkeit der Vulkane von Spalten und für die Selbständigkeit der vulkanischen Phänomene geben: würden doch bei einem Vorhandensein von Spalten die Schmelzmassen unbedingt hervorgebrochen sein und sich nicht erst in die Erdrinde seitlich eingepreßt haben.

Diese wichtige Schlußfolgerung wurde aber zunächst nicht allgemein gezogen. Zum Teil lag dies daran, daß die meisten Geologen zu fest an dem Dogma der Spalten hingen, zum anderen Teil daran, daß die bedeutende Persönlichkeit des Altmeisters unter den Theoretikern unserer Wissenschaft, Eduard Suess, das Vorhandensein der Lakkolithe in seinem „Antlitz der Erde“ in kurzen und klaren Worten als unmöglich hinstellte.

Da aber kam ein weiterer Umschwung in der wissenschaftlichen Erkenntnis des Vulkanismus, als im Jahre 1895 W. Branca in dem Vulkangebiet von Urach in der Schwäbischen Alb den Nachweis führte, daß auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiete an mehr als 125 Stellen der Vulkanismus gänzlich unabhängig von irgend welchen Spalten hervorgebrochen ist.

Nun regte sich auch anderwärts die Erkenntnis. H. Bücking wies in der Rhön auf die gleiche Tatsache hin. Im britischen Archipel hatte bereits Sir Archibald Geikie ähnliche Beobachtungen angestellt, desgleichen in Österreich Ferdinand Loewl.

In den südamerikanischen Anden, jenem Gebiet, das ganz besonders die Spaltenlehre der Vulkane erweisen sollte, machte namentlich A. Stübel auf die völlige Unabhängigkeit zwischen Vulkanen und tektonischen Linien aufmerksam. Gleiches geschah in Mexiko durch E. Böse und andere. Ferner sprach sich P. Grosser, einer jener wenigen Gelehrten, die in allen Teilen der Erde vulkanische Studien betrieben hatten, sofort gegen die Spaltenlehre aus.

Jetzt muß man also bereits zwischen den Gebieten unterscheiden, wo wahrscheinlich der Vulkanismus mit präexistierenden Spalten zusammenhängt, und solchen, wo dies offenkundig nicht der Fall ist.

Von diesen zuletzt genannten Gebieten verdient das von Urach hier eine besondere Beachtung. Nicht nur, weil es durch die Studien Brancas zum Ausgangspunkt neuerer Erkenntnis geworden ist, sondern auch infolge einer Reihe anderer Umstände:

Erstens ist es nur wenig entfernt gelegen von einer der bedeutendsten Bruchlinien Mitteleuropas, der Donauspalte. Wären die vulkanischen Ausbrüche an tektonische Spalten gebunden, so hätten sie in diesem Falle nicht neben dieser, sondern auf ihr hervorbrechen können.

Zweitens ist dieses Gebiet durch die Eigenart des Auftretens seiner Vulkanprodukte ausgezeichnet. W. Branca hat diese einer einmaligen Eruption ihre Entstehung verdankenden Vulkangebilde, weil sie eben in jugendlichem Zustande bereits erloschen sind, als Vulkanembryonen bezeichnet. Nicht nur jene gewaltigen, immer neu sich hervordrängenden Magmamassen großer Vulkanherde, sondern auch jene einmaligen Äußerungen geringer, schnell erschöpflicher Vulkanherde sind unabhängig von Spalten.

Drittens endlich sind die Vulkanembryonen Urachs dadurch von Wichtigkeit, daß sie tatsächlich die kleinsten Vulkane sind, die es gibt. Manche dieser Eruptionsröhren haben kaum 100 Fuß im Durchmesser. Und diese geringsten Kraftäußerungen des Vulkanismus sind immer noch stark genug gewesen, um die Erdrinde selbsttätig zu sprengen! Wieviel mehr also sollten große Vulkane unabhängig von Spalten hervorbrechen können!

Mit der Spaltenfrage steht und fällt auch die Lehre von der Abhängigkeit der Vulkane vom Meer. Abgesehen davon, daß ohne Spalten kein Wasser in die Tiefe der Erde eindringen kann, sei bemerkt, daß diese Lehre auch durch andere Beweisgründe widerlegt ist. Es war das Verdienst von G. Tschermak, vor jetzt genau 30 Jahren auf diese hingewiesen zu haben.

Gesetzt freilich den Fall, daß wirklich Spalten in der Tiefe vorhanden wären, auf denen Meerwasser in die vulkanische Tiefe dringen könnte — wir halten dies für unwahrscheinlich —, dann könnte allerdings der Vulkanismus, wie Svante Arrhenius darlegte (und wir haben keinen Grund, die theoretischen Ausführungen dieses großen Physikers anzuzweifeln), wirklich hervorbrechen. Das geologische Beweismaterial ist es aber, das uns eine andere Erklärung erheischen und die von Arrhenius, wenn sie auch physikalisch denkbar ist, verwerfen läßt.

Als einen der vielen Gegengründe geben wir die Lavaeruptionen an, die sich oft in nächster Nachbarschaft des Meeres — so beispielsweise gerade gegenwärtig auf Savaii — ohne Explosionserscheinungen ereignen.

So hätten wir denn wieder den alten Standpunkt Leopold von Buchs erreicht: daß der Vulkanismus unbeeinflußt durch die Verhältnisse der Erdoberfläche als selbständig gestaltende Kraft aus der ewigen Teufe des Erdballes heraufkommt. Aber der Umstand, daß die Wissenschaft nach langjährigen abweichenden Lehrmeinungen allmählich wieder auf die älteren Auffassungen

zurückgekehrt ist, läßt diese in unseren Augen neu gekräftigt erscheinen.

Wir stehen vor der Frage: Sollen wir nun auch die Lehre Leopold von Buchs von den Erhebungskratern wieder annehmen? Es ist das schwer zu sagen.

Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, in Island das zu studieren, was Leopold von Buch und Alexander von Humboldt für das erste Stadium des Vulkanismus hielten: das Deckensystem von Eruptivgesteinen mit dazwischen liegenden Tuffschichten.

Ferner habe ich während fünf Jahren kleinere Spezialuntersuchungen in einem der interessantesten Vulkangebiete der Erde machen dürfen, dem vulkanischen Ries von Nördlingen, das nach den bekannten Untersuchungen von Branca und Fraas als ein vulkanisches Hebungsgebiet anzusehen ist. Auf den Inseln Palma und Gran Canaria habe ich Erhebungscalderen studieren und darlegen können, wie große Wahrscheinlichkeit die Buchsche Auffassung in ihren wesentlichen Punkten für sich hat.

Wenn sich auch mit unserer gegenwärtigen Kenntnis vom Vulkanismus die Ansicht von den Erhebungen durch vulkanische Gase nicht vereinen läßt, so könnte doch die Entstehung durch jene Lakkolithe bewirkt sein, deren Nachweis, wie Branca darlegte, in gewissem Sinne ein Neuerwachen der Buch-Humboldtschen Lehre bedeutete.

Wenn solche Lakkolithe die Erhebungen verursachen, so kann die Caldera selbst dann auf verschiedene Weise entstanden sein. Die gehobenen und infolgedessen stark gepreßten Zentralmassen können entweder der Erosion erlegen, oder aber durch vulkanische Explosionen ausgeschleudert sein. Ja, es können sogar die Eruptionen der zweiten Ausbruchsperiode das Innere der Caldera geeäubert haben.

Wenn ich mich hier im ganzen für die Lehre von den Erhebungskratern ausspreche, so will ich natürlich keineswegs sagen, daß alle Vulkane aus solchen hervorgegangen seien. Es mag sehr wohl auch solche Vulkane geben — vielleicht gehört der Vesuv zu ihnen —, an denen die Calderaringgebirge keine Erhebungskrater, die Calderatrichter nur Explosionskrater sind. Ich selbst habe mich bezüglich der Caldera der Insel Ferro in diesem Sinne ausgesprochen. Aber ich glaube bestimmt, daß ein großer Teil der Calderavulkane in ganz ähnlicher Weise entstanden zu denken ist, wie Leopold von Buch und Alexander von Humboldt es annahmen.

Jedenfalls kann der Vulkanismus unabhängig von Spalten hervortreten und er kann Hebungen verursachen in der Art, wie die alten Geologen es voraussetzten. Inwieweit dies der Fall ist, wird die Zukunft lehren!

Mit der Erkenntnis, daß der Vulkanismus aus den Tiefen der Erde, unbeeinflußt durch oberflächliche Gebilde (Spalten, Wasser), selbständig hervortritt bzw. hervortreten kann, ist unser Thema noch nicht erschöpft.

Zwei Fragen haben wir geflissentlich nicht berührt: sind es doch Probleme, die nach dem jeweiligen Stande der Wissenschaft im einzelnen immer wieder eine andere Lösung erfahren werden. Es sind die Fragen: 1. nach der genaueren Herkunft des Vulkanismus und 2. nach der Ursache des Vulkanismus.

Die erste Frage ist in früheren Zeiten weniger diskutiert worden; befand man sich doch auf dem Standpunkte, daß die Erde im Innern gasförmig bzw. glutflüssig sei und nur von einer verhältnismäßig dünnen Erdkruste umgeben werde, so daß die vulkanischen Kräfte mit Leichtigkeit hindurchzudringen vermöchten. Nachdem man aber präzisere Vorstellungen vom Wesen des Erdinnern erlangt hatte, mußte die Auffassung von dem Zentralfeuer aufgegeben werden.

Namentlich Alphons Stübel war es, der für eine andere Auffassung eintrat, nämlich daß an Stelle des nach menschlichen Begriffen unerschöpflichen Zentralherdes zahlreiche, nahe der Erdoberfläche gelegene erschöpfliche peripherische Vulkanherde anzunehmen seien, von denen aus die einzelnen Vulkane eines Vulkangebietes gespeist würden.

Die Tatsachen, daß der Vulkanismus nicht an allen Stellen der Erde gleichmäßig auftritt, sondern sich auf einzelne räumlich begrenzte Gebiete beschränkt, ferner, daß in einem jeden Gebiete nach der Bildung der Vulkane eine Erschöpfung der Tätigkeit eintritt, endlich, daß das spezifische Gewicht der vulkanischen Massen dem der Gesteine der Erdoberfläche und nicht jenem der schweren Zentralmassen unseres Planeten entspricht — alle diese Tatsachen mußten zur Annahme peripherischer Vulkanherde führen. Wir wollen hier nicht von den vielen weiteren Argumenten für diese Annahme, die namentlich Alphons Stübel beigebracht hat, reden. Nur der Entstehungsart jener peripherisch gelegenen Vulkanherde, wie sie von Stübel erklärt wurde, sei hier gedacht.

Stübel nahm an, daß in der Urzeit der Erde, als eine nur sehr dünne Erstarrungskruste sich gebildet hatte, der Schmelzfluß der Tiefe leicht und daher auch wohl ungemein häufig hervorbrach. Es hätten sich, seiner Ansicht nach, dadurch im Laufe der unendlichen Zeiten, die verstreichen mußten, bis die Erde so weit abgekühlt war, daß die ersten Meere vorhanden waren, mithin auch die ersten Sedimentgesteine gebildet wurden, vulkanische Ergüsse zu einer Mächtigkeit von vielen Kilometern (nach Stübel etwa 40 km) auf der Erdoberfläche angehäuft, und dieses gewaltige vulkanische Urdeckensystem, das von ihm als die Panzerdecke der Erde bezeichnet wird, berge in seinem Innern noch glutflüssige Massen, die an die größten ehemals vorhandenen Vulkanmassen gebunden seien. Wäre dem so, dann würden wir unter den heutigen vulkanischen Ländern ehemals riesige Vulkane uns denken müssen, oder, mit anderen Worten, es wäre die Persistenz vulkanischer Kräfte an bestimmten Teilen der Erde ausgesprochen. Wir können dies naturgemäß nur schwer entscheiden, das aber ist sicher, daß der Vulkanismus kaum aus den großen Tiefen der Erde hervorbrechen kann, sondern daß er, wie seine räumliche Begrenzung anzeigt, von einzelnen Schmelzherden ausgehen muß. Wie weit aber diese ihrerseits wieder mit dem glutflüssigen Erdinnern in Verbindung stehen, das entzieht sich naturgemäß ganz und gar unserer Kenntnis.

Wir kommen zu der anderen der zuvor genannten Fragen, nämlich jener nach der Ursache des Hervorbrechens vulkanischer Massen. Es sind hierüber verschiedene Auffassungen niedergelegt worden. Zunächst glaubte man, daß vulkanische Gase das Ausstoßen des Schmelzflusses veranlaßten, wie ja auch Leopold von Buch angenommen hatte, daß die Entstehung der Erhebungskrater auf Gase zurückzuführen sei.

Diese Auffassung, daß Gasmassen den Vulkanismus bedingten, findet heute noch vielfach Vertreter, aber man muß sie gleichwohl als völlig irrig verwerfen, da zahlreiche Vulkane vorhanden sind, deren Massen gänzlich ohne gleichzeitiges Ausstoßen größerer Gasmengen hervorgequollen sind.

Eine andere Annahme, daß das Meer den Vulkanismus verursache, haben wir zuvor bereits widerlegt.

Eine dritte Ansicht ist die, daß durch die faltenden Kräfte der Erdrinde größere Mengen vulkanischen Magmas aus der Tiefe der Erde in höhere Zonen hineingequetscht werden, so daß dort ein Hervorbrechen vulkanischer Massen ermöglicht wird. Indessen ist diese Ansicht wohl ebenso als falsch anzusehen, wenn sie auch gelegentlich noch Vertreter findet. Denn *die Vulkane kommen nicht nur in Faltengebirgen vor, sondern ebenso auch — ja sogar mehr noch — in Tafelländern.*

Eine vierte Hypothese nimmt zur Erklärung des Hervorbrechens vulkanischen Materials an, daß Magma in der Tiefe im Verlaufe des Erstarrungsprozesses *vorübergehende Volumenvermehrung* (Dilatation) durchzumachen habe, der zufolge je nach der Größe der Vulkanherde und der in ihnen erstarrenden Massen größere oder kleinere Vulkanmassen zutage gepreßt würden. Diese Auffassung wurde von *Ferdinand von Richthofen* und namentlich von *A. Stübel* vertreten.

In neuerer Zeit wurden von *G. Tammann* über das Schmelzen und Erstarren verschiedene Versuche angestellt, die zu ungemein interessanten Ergebnissen führten. Man weiß, daß durch hohen Druck das Schmelzen eines Körpers erschwert werden kann. Es ist dann eine bedeutend höhere Temperatur zum Schmelzen erforderlich als unter normalen Drucken. Aber man kann diese Schmelzpunktserhöhung infolge Druckes, wie es scheint, immer nur bis zu einem gewissen Grade herbeiführen; geht der Druck über diesen hinaus, dann schmelzen die Körper wiederum bei geringeren Temperaturen. Nun weiß man ferner, daß die Körper unterhalb des zu jenem maximalen Schmelzpunkte gehörenden Druckes im allgemeinen unter Zusammenziehung (Kontraktion) kristallisieren, während sie höchstwahrscheinlich oberhalb des zum maximalen Schmelzpunkt gehörenden Druckes unter Ausdehnung (Dilatation) erstarren. Vorausgesetzt, daß jene Ergebnisse der Experimente *Tammanns* auch auf die ungemein schwer schmelzbaren Silikatgesteine der Erdrinde sich übertragen lassen, dann würde bis zu einer gewissen Tiefe — bis zu jener, bei welcher der Druck, der zum maximalen Schmelzpunkt gehört, obwaltet — eine Erstarrung unter Kontraktion erfolgen, während in noch größerer Tiefe das Umgekehrte der Fall wäre.

Nun haben wir aber aus geologischen Erwägungen annehmen müssen, daß der Vulkanismus nicht in großer Tiefe der Erde, sondern nahe der Erdoberfläche wurzelt. Und wenn nun eine Volumenausdehnung nur bei sehr großem Drucke, also in sehr großer Tiefe stattfinden kann, während in geringer Tiefe, also unter geringem Druck, eine Erstarrung unter Schrumpfung erfolgt, so müßte man den Schluß ziehen, daß die Vulkane umgekehrt *in recht bedeutender Tiefe ihre Herde haben.*

Man könnte vielleicht den Widerspruch zwischen diesen beiden Ergebnissen durch eine neue Hilfshypothese erklären, nämlich durch die Annahme, daß die peripherisch, d. h. nahe der Oberfläche gelegenen Vulkanherde noch Kanäle besitzen, die sie mit dem glutflüssigen Erdinnern verbinden. Wenn in jenem die Erstarrung unter Ausdehnung erfolgt, dann könnten von da vulkanische Massen in die Schmelzherde hineingepreßt werden und so die Eruption veranlassen.

Doch wir tappen mit allen diesen Erklärungsversuchen noch sehr im Dunkeln. Und wir müssen dies offen bekennen, um uns über den Standpunkt derer zu erheben, die da glauben machen wollen, daß wir dies alles wüßten.

Quiché-Sagen.

Entgegnung von Dr. H. Prowe. Guatemala.

In meinem Aufsatze „Das Wissen der Quiché-Indianer in mythischer Form" (Globus, Bd. 90, S. 157) findet Herr W. Lehmann „sprachliche und sachliche Irrtümer". — Meine Übersetzung aus dem Quiché stimme nicht mit der eines M. S. in Paris überein und tauge darum nichts. „Die neue Art zu schreiben" stehe aber nicht im Popol Vuh und beweise somit nicht, es sei eine „Bilderschrift-Interpretation". — Xbalam ist Herrn L. „nur die Jaguarin". X, ix (Herr L. schreibt xi) ist vor allem Präfix der Verkleinerung, des Schwindenden, Vergangenen und sodann des Weiblichen (Geringeren). Que (quehe) heißt wie, Xbalanque also wie ein kleiner Jaguar; aus jeder Grammatik geht das hervor.

Die mir zuerst aufgefallene Analogie des Einbeins Hurakan mit Tezcatlipoca findet Herr L. „selbstverständlich" und meint, der aztekische Gott werde „allenthalben" in den Bilderschriften mit einem „abgerissenen Bein" dargestellt. Soviel ich weiß, nur an wenigen Stellen mit verstümmeltem oder gefesseltem Fuße, der einmal (C. Fejervary 1) mitten auf einem liegenden Kreuze befestigt ist, so daß es kein „schwieriges Kunststück" scheint, mit dem anderen Fuße im Kreise darum herumzugehen, was im M. S. von Florenz Fußstapfen zeigen.

Hurakan, das in viele Sprachen übernommene Wort für Sturm, erwähnt Oviedo (ed. 1851, S. 82) allerdings zuerst, als er von Haiti berichtet. Er bezeugt aber den Verkehr der Karaiben mit Yukatan. Sie oder später die Spanier können das Wort von dort nach Haiti gebracht haben. Von den drei 1665 in Haiti gebräuchlichen Namen des Orkans (Rochefort, zit. von Herrn L.) ist neben Hurakan auch das aztekische Youalli vom Festlande gekommen. — I ist Enkel, mox links und Imox der linkshändige Enkel. Wir kennen den Jaguargott mit der Keule in der Linken (C. Aubin), die Figuren von Santa Lucia mit Jaguarköpfen statt der linken Hand, deren Ersatz durch einen Schlangenkopf am Krokodilaltar in Copán, den linkshändigen (Lloque) Inca Yupanqui (Nuttall, Princ. 163) und den linkshändigen Kolibri, Huitzilopochtli, so daß die wörtliche Übersetzung seines Namens Imox allen diesen anreiht und weniger „willkürlich" ist als die Ableitung aus amoxtli (Herr L.) oder im (Seler), nicht „Mais", sondern Brustwarze, weil eine Variante des Zeichens Imix so aussieht. Meist ist es aus oben fünf (auch sieben) Punkten und unten vier Strichen gebildet. Diese deute ich als die Fingerzwischenräume der linken Faust, die fünf Punkte als Kassiopeja (die sieben, nach Nuttall, als Ursa minor) und das Ganze als Sternbild zur Linken. Dort stehen um Mitternacht Ursa oder Kassiopeja zu Beginn oder Ende der Regenzeit. Dort gehen sie unter, in Opochcalocan, Platz des Hauses zur Linken (Tezozomoc), als stets im Norden gedachte Unterwelt (Nuttall, S. 40). Das widerspricht nicht dem iopochpa tonatiuh links von der Sonne als Süden (Palma-Seler II, 966), macht aber Huitzilopochtli als den „Südlichen" noch fraglicher.

Das Blasrohr heißt auf Quiché nicht pup (Herr L.), sondern pub, pu, und der Schütze ahpu. Der Gott Hunahpu ist nach dem Popol Vuh ein Meister im Blasrohrschießen. Trotzdem behauptet Herr L., sein Name habe nichts mit Blasrohr zu tun. Dazu hat ihn wohl Selers Versuch verleitet, die Identität der Tagesnamen Ahau (Maya) und (Hun) Ahpu (Quiché) sprachlich zu erweisen, den ich auch machte, weil Hunahpu mit dem ausgerissenen Arm der Tag Imox sein sollte. Patron dieses 1. Tages kann aber Xbalanque sein, den die Sage nicht streng von seinem Bruder trennt. Dann bleibt dessen voller Name dem 20. Tage, der nicht Ahpu hieß, wie Herr L. annimmt, wenn er den Gott als am Tage 1 Ahpu geboren auffaßt. Das beweist der Fürst t'ay (2) Hunahpu der Cakchiquel-Annalen (ed. Brinton, S. 154). Trotzdem ist der Name dem Ahau analog, da dessen Zeichen ein Gesicht ist mit im Dreieck stehenden Kreisen als Augen und Mund, ein Vogelgesicht nach Selers Scharfblick, aber eines aus Sternen, das Mittelstück der Kassiopeja. Auf sie gehen beide Namen zurück.

Die „sprachlichen Irrtümer" sind also solche meines Kritikers, und die „sachlichen"? — Wir sind allzumal Hypothesensünder.

Erwiderung von Dr. W. Lehmann. Berlin.

Diese Erwiderung beschränkt sich auf Tatsachen.

Bezüglich der in Herrn Prowes Entgegnung gleich anfangs mir zugeschobenen Sätze, deren Inhalt durchaus unrichtig wiedergegeben wird, kann ich nur auf meinen Originalwortlaut (Globus, Bd. 90, 1906, S. 274, Absatz 2) verweisen.

Das weibliche Präfix ix wechselt häufig mit x (< ix oder xi?) im Qu'iche (vgl. X-qu'ic „weibliches Blut", X-cot „weiblicher Adler", X-toh, X-ganil, X-cocou und andere

Eigennamen im Popol Vuh). Der Gebrauch von que in fester suffigierter Verbindung mit einem Substantiv ist sprachlich nicht belegt. Rein lexikalisch bedeuten quehe, queheri allerdings „ebenso, gleichwie", die syntaktisch zulässige Form würde aber quehe (ri) xbalam, nicht Xbalanque im Sinne des Herrn Prowe lauten müssen.

Die Analogie zwischen Hurakan und Tezcatlipoca ist längst schon von Seler (s. z. B. Kommentar zum Codex Fejervary, 1901, S. 33) klar erkannt worden.

Die Häufigkeit der Darstellungen Tezcatlipocas (und und einiger ihm nächst verwandter Gestalten) mit einem abgerissenen Bein wird zur Genüge dargetan durch: Cod. Vat. B. 19 u. r., Cod. Vat. A. 61; Cod. Fejerv. 42; Cod. Borgia 21, 32 r. u. l. ob., 35 l. u., 39 r. u. l. unt., 41 m. ob., 42 l. ob., 69 l. ob. usw. An allen diesen und vielen anderen Stellen der Bilderschriften und Monumente ist der Fuß niemals „verstümmelt oder gefesselt", sondern deutlich der Unterschenkel abgerissen, so daß aus der Wunde das untere Femurende herausragt.

Die Möglichkeit eines selbst schon präcolumbischen Verkehrs zwischen Mayavölkern (Yukatans) und den Großen Antillen soll nicht bestritten werden, da hierfür sogar in der Literatur sich Belege finden lassen, ein linguistischer Austausch des Wortes hurakan zwischen Mayas und Karaiben ist aber eine durch nichts gestützte Annahme, der vor allem auch phonetische Gründe widersprechen. Das von Rochefort angegebene haitianische Wort für „Sturm" youällou hat mit dem mexikanischen Wort youalli, das übrigens „Nacht" bedeutet (part. pass. des Stammes youa „dunkel werden") nur einen rein zufälligen, äußeren Klang gemeinsam.

Mag auch i „Enkel" und mox „links" bedeuten, so ist darum imox noch lange nicht „linkshändiger Enkel", eine Etymologie, die außerdem recht wenig zur Aufklärung des dunkeln Wortes beiträgt. Die von mir (a. a. O., S. 274) geäußerten Bemerkungen waren übrigens daselbst von vornherein als Vermutungen hingestellt worden. Die Beziehungen des Wortes imox zu im „weibliche Brust", ixim „Mais" und der in den Mayahandschriften so oft gerade bei Opfergaben zusammen mit kan („gelb") vorkommenden Hieroglyphe imix, die ja dem mexikanischen Tageszeichen cipactli entspricht, haben höchstwahrscheinlich einen inneren Zusammenhang. Die astronomische Auffassung der Hieroglyphe imix seitens des Herrn Prowe ist lediglich Hypothese.

Pup „Blasrohr" ist allerdings bei mir ein unerheblicher Druckfehler für pub (pujb im Pokonchi bei Stoll). Es muß aber hervorgehoben werden, daß der Stamm des Wortes im Qu'iche und Cakchiquel ub lautet (s. ub-ax „mit Blasrohr erschossen werden", ub-ah „mit Blasrohr erschießen", u-ub „sein Blasrohr", ub-om „Blasrohr besitzend"). In einem alten Mayavokabular, das Brasseur benutzte (s. Codex Troano II, 1870, S. 402) wird ub mit der Bedeutung „tubo, cámino interior de algo" angegeben.

Selers Ableitung von ahau < ahpu (s. Ges. Abhandlungen I, S. 500 ff.) hat alle philologische Wahrscheinlichkeit für sich. Ahpu in der Verbindung mit hun „eins", also hun ahpu ist sicher ein Kalenderdatum und entspricht durchaus dem Maya hun ahau „eins Herr", dem mex. ce xochitl „eins Blume", d. h. dem Sonnengott, dem Regenten des IV., dem Süden zugeteilten Tonalamatlfünftels.

Diesem Hun ahpu analog gebildet ist ferner der Name Hun Came = mex. ce miquiztli „eins Tod", oder Hun Chouen, Hun ba'tz = mex. ce ozomatli „eins Affe".

Dagegen lautet der Blasrohrschütze ursprünglich und noch heute so im Pokonchi ah-pub, ah-pujb-che (Stoll). Die Auffassung von Hun ahpu etwa = *Hun ahpub, als „eins Blasrohrschütze", ist vollständig haltlos.

Die Verbindung von hun „eins" und ahpu = ahau „Herr" ist vielmehr eine so altertümliche und feste, wie es gerade bei Kalenderdaten nichts Wunderbares ist und z. B. aus dem Tzapotekischen in klassischer Weise illustriert wird (s. Seler, Ges. Abhandlungen I, S. 534) —, daß sie ganz in eins zusammenfloß und daß sogar davon weiter nicht nur Hun hunahpu im selben Sinne wie Hun ahpu, sondern auch Vucub hunahpu = 7 ahau (vgl. mex. Chicome xochitl „7 Blume") gebildet wurden. Ähnlich erklärt sich dann auch der Cakchiquel-Name Cay hunahpu = 2 ahau.

Die angebliche Beziehung von Hun ahpu zu imox ist unverständlich.

Meine Bemerkungen über diesen ganzen Gegenstand hat Herr Prowe leider so mißverstanden, daß ich, um nicht zu weitschweifig zu werden und die Richtigstellung seiner Irrtümer abzuschließen, auf Globus, Bd. 90, S. 274 zurückverweisen muß. Auch die astronomische Auffassung der Hieroglyphe ahau („Mittelstück der Kassiopeja") entbehrt jedes Beweises.

Bücherschau.

Fritz Krause, Die Pueblo-Indianer. Eine historisch-ethnographische Skizze. Mit 9 Tafeln, 1 Karte und 15 Textfiguren. (Nova Acta. Abh. der K. Leopold.-Carol. deutschen Akademie der Naturforscher. Band LXXXVII, Nr. 1.) Halle 1907.

In großer Fülle haben sich von amerikanischer Seite die Werke und Abhandlungen über die Pueblo-Indianer gemehrt, die eine eigentümliche Zwischenstellung zwischen den sogenannten wilden Indianern der Vereinigten Staaten und den alten Kulturvölkern Mexikos einnehmen. Kaum zu übersehen ist die reiche Literatur, aus der wir nur die mehr oder minder umfangreichen, meist mit schönen Abbildungen versehenen Arbeiten von Bandelier, Cushing, Dorsey, Voth, Fewkes, Hodge, Holmes, Mindeleff, Nordenskjöld, Stevenson hervorheben. Die amerikanischen Museen sind voll von den Erzeugnissen dieser Pueblo-Indianer und den Ergebnissen der Ausgrabungen, die an ihren Wohnsitzen unternommen wurden.

Selbst für den Ethnographen vom Fach war es schwierig, hier stets zu folgen und den Überblick in der Flut der Erscheinungen sich zu bewahren. Da kann es denn als ein Verdienst des Verfassers bezeichnet werden, wenn er in mühevoller Arbeit alles zusammenfaßte, was in der reichen Literatur bisher erschien, und systematisch zu einem übersichtlichen, wohlgeordnetem Ganzen zusammentrug, das uns in den einschlägigen Fragen nicht im Stiche läßt und leicht Auskunft gibt. Abschließend freilich kann das Werk nicht sein, da die Untersuchungen noch im vollen Flusse sind; aber was mit dem heutigen Material geleistet werden konnte, ist geleistet worden.

Dr. Krause gliedert den umfangreichen Stoff in drei Teile. Zunächst behandelt er, anthropogeographisch, die wichtigsten Faktoren der Kulturentwickelung; dann folgt der ethnographisch-ethnologische Teil, wie er in der heutigen Pueblokultur sich zeigt; schließlich wird auf Grund der geschichtlichen, archäologischen und ethnologischen Untersuchungen die Anthropologie der Pueblo-Indianer erörtert. Die merkwürdige Architektur, die schon den ersten Entdeckern auffiel, wird als durchaus einheimisch, ohne fremden Einfluß, nachgewiesen. Über den Zusammenhang mit anderen amerikanischen Völkern ist noch nicht genügende Kunde vorhanden, aber Beziehungen zu den Nordwestamerikanern sind vorhanden und andererseits zu den Mexikanern. Außer der Karte, welche die Sitze der verschiedenen Stämme der Pueblos farbig verzeichnet, ist eine Anzahl Tafeln dem Werke beigegeben, welche die Bauweise und zwei Hopi-Indianertypen veranschaulichen.

Oskar Schönemann, Das Elsaß und die Elsässer von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 610 n. Chr. Straßburg, J. H. E. Heitz, 1907. 3,50 M.

Auf breitester Grundlage werden hier die Völkerströme behandelt, die seit den erreichbar ältesten Zeiten sich über West- und Mitteleuropa ergossen und dabei ihren Wohnsitz im heutigen Elsaß nahmen, wo sie mehr oder minder Niederschläge hinterließen. Nicht nur die Geschichte und Sprachforschung, in erster Linie die Ortsnamenkunde, werden herangezogen, sondern auch die somatische Anthropologie und die Prähistorie finden Berücksichtigung. Ein sehr großer Teil des Werkes bewegt sich, besonders da, wo von den ältesten Bewohnern die Rede ist, auf stark hypothetischem Gebiet, und da vermissen wir dann die Quellennachweise, die, wie ein Register, dem sonst auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Werke fehlen. Schönemann beginnt mit den Spuren der ältesten Völker, die er zum Elsaß in Beziehung setzt, mit den Basken, deren Volksname im Wasgenwalde, den Vogesen (älteste Form Vosegus), fortleben soll, und denen er auch die megalithischen Denkmäler zuschreibt, von Afrika durch Südeuropa usw., wobei die irrtümliche Behauptung aufgestellt wird, daß eine Linie von Brüssel zur Rhonemündung die Dolmen nach Osten abgrenze. Wo bleiben da die großartigen Dolmen der Niederlande, Norddeutschlands und Skandinaviens? Auf die Ähnlichkeit von Orts- und Flußnamen sich stützend, erteilt der Verfasser dann den Ligurern eine viel weitere Ausdehnung nach Osten hin (bis Ungarn), als man gemeinhin zugibt, wobei selbst der moderne Name Kolmar i. P. mit dem

elsässischen Colmar verglichen und als ligurisch hingestellt wird. Die Spuren der ligurischen Bevölkerung im Elsaß glaubt Schönemann noch heute nachweisen zu können, und vieles, was wir gewohnt sind auf keltisch-gallischen Ursprung zurückzuführen, spricht er den Liguren zu, so die berühmte Heidenmauer auf dem Odilienberge und die Flußnamen Isar und Isère, wobei aber sonderbarerweise die in Böhmen, dem keltischen Bojerlande, fließende Iser nicht beigezogen wird. Die Gallier kommen mit ihrem Einflusse auf das Elsaß überhaupt schlecht weg: nicht als Volk, sondern nur als Krieger sollen sie sich im Elsaß festgesetzt haben, die über eine ligurische Sklavenbevölkerung herrschten und sich mit deren Frauen vermischten. Nach dem Verfasser hat niemals eine größere Anzahl von Kelten im Lande gewohnt.

Während diese Abschnitte über die ältesten Völkerschaften der Kritik genügenden Spielraum darbieten, wir es mit zu vielen „möglicherweise", „vielleicht", „scheint" zu tun haben, fühlen wir uns sicherer, wo mit dem Auftreten der Römer das Licht der Geschichte zu leuchten beginnt. Ihr Einfluß auf die Kultur wird klar geschildert, den Kämpfen Cäsars mit Ariovist ein breiter Raum eingeräumt, das Einrücken der Alemannen und die Germanisierung vortrefflich auseinandergesetzt, wobei auch der romanischen Reste, die heute noch in den Vogesen hausen, gedacht wird, worauf mit der Unterwerfung der Alemannen durch die Franken die Darstellung schließt.

Was den Namen Elsaß betrifft, so lernen wir durch den Verfasser eine neue Deutung kennen. Er verlautet zum ersten Male beim Chronisten Fredegar, Anfang des 7. Jahrhunderts, wo von Alsatius und Alesaciones die Rede ist; von 806 an erscheint auch Elisacinse. Über die Deutung von saz als althochdeutsches Wort für Sitz, Wohnstätte herrscht kein Zweifel — aber die ersten Silben des Namens haben sich mannigfache Auslegung gefallen lassen müssen. Schönemann knüpft an elilenti, das Ausland, die Fremde, mit dem Nebenbegriff Elend an und deutet nun, daß das Land den Alemannen ein solches elendes Ausland geworden sei, seit sie unter die Herrschaft der christlichen Franken gebeugt wurden. Die Bedeutung ging verloren, der Name blieb.

Felix Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien. XII u. 496 S. Mit 160 Abb. u. 1 Karte. Leipzig, Veit u. Co., 1907. 10 M.

Es ist dies Buch eine Schilderung der Reise jener Gesandtschaft, die von der deutschen Regierung Ende 1904 an den Hof Meneliks geschickt worden ist. Seinerzeit ist von ihr viel Aufhebens gemacht worden, doch scheint es — wenn nicht alle Zeichen trügen —, daß ihre Folgen für beide Teile gleich Null sein werden, genau so, wie es bei der Rohlfsschen Gesandtschaftsreise vor 25 Jahren der Fall gewesen ist. Der Verfasser des Buches nahm, wie es im Vorwort heißt, als „naturwissenschaftlicher Beirat und Sammler" an der Reise teil; aus dem Text ersehen wir ferner, daß er auch ethnographische Gegenstände gesammelt und Höhenmessungen ausgeführt hat. Die Expedition ging auf bekannten Wegen von Dschibuti über Harar nach Adis Abeba und von da durch Godscham über Debra Markos, den Tanasee und Gondar durch Semien nach Axum, endlich über Adua und durch Eritrea nach Massaua. Neu ist hierbei ein etwa 150 km langes Routenstück zwischen Adis Abeba und dem Blauen Nil. Die Gesandtschaft hatte nämlich den Ehrgeiz, auf der Rückreise ein Stück bisher unbekannten Landes im „Herzen von Afrika" — so nennt der Verfasser nicht ganz zutreffend sogar schon Harar! — kennen zu lernen. Das ist also geschehen, und der Verfasser hat es auch ausführlich beschrieben, aber es ist zu bedauern, daß bei der Zusammenstellung des Gesandtschaftspersonals ein Topograph vergessen worden ist. So ist jene Route offenbar nicht aufgenommen worden. Das Kärtchen am Ende des Buches ist eine für den Durchschnittsleser ganz unzureichende, noch dazu teilweise falsche (Abailauf!) Übersichtsskizze.

Unsere Reiseliteratur über Abessinien ist im allgemeinen sehr gehaltvoll. Das vorliegende Werk reiht sich ihr qualitativ nicht an; der Verfasser hatte eben in Anbetracht seines kurzen Aufenthaltes unter den „geschniegelten Halbwilden", wie er die Abessinier nennt, mit seiner Arbeit einen schweren Stand. Es wäre am besten gewesen, der Verfasser hätte in möglichster Kürze nur das mitgeteilt, was er erlebt und gesehen hat. Statt dessen hat er mit oft ermüdender Weitschweifigkeit und Breite die Reiseabenteuer und den Aufenthalt in Adis Abeba geschildert, wobei wenig Neues aufstößt und nur ab und zu der Botaniker auf seine Rechnung kommen dürfte, und dann diese Darstellung durch ausgiebige Benutzung der Schriften von Paulitschke, Melli, Bruce, d'Abbadie, Poncet, Rüppell, v. Heuglin, Hentze und älterer Autoren etwas aufgefrisiert. Von Interesse, wenn auch nicht ganz überzeugend, sind des Verfassers Gedanken über die Frage, ob Abessinien wirklich bis Ende des 15. Jahrhunderts in Europa unbekannt gewesen sei (vom Verfasser verneint, wenigstens für Italien), und über die Erbauer des Gemp in Gondar (keine Jesuiten). In Debra Markos sah der Verfasser eine Zwergin (125 cm Größe), von der ihm gesagt wurde, sie stamme „aus den Wäldern westlich vom Rudolfsee".

Unter den zahlreichen Abbildungen sind manche nicht ohne Wert, besonders landschaftliche und solche von ethnographischen Sammelobjekten. H. Singer.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Der Kopf des Bamumherrschers Sango. In der großen Stadt Bamum (vgl. die Mitteilungen Hutters in Nr. 1 bis 3 des laufenden Globusbandes) herrscht seit acht Jahren Sultan Joja. Sein Vater und Vorgänger Sango war im Kampfe mit dem Stamme der Banso getötet worden, die seinen Kopf mit sich genommen hatten. Er war dort bisher im Besitz des Häuptlings Symu, der ihn in einen Korb gesteckt, ihn jedes Jahr einmal herausgenommen und seinem Volke gezeigt hatte, was immer den Anlaß zu großen Festlichkeiten geboten hatte. Die Banso wurden 1906 durch die Schutztruppe unterworfen, und zu den ihnen auferlegten Friedensbedingungen gehörte auch die Auslieferung des Kopfes Sangos an die Station Bamenda. Leutnant v. Wenckstern, der mit der Entgegennahme der Leistungen beauftragt war, übergab den Kopf Joja, der über diesen Dienst sehr erfreut war. v. Wenckstern beschreibt diese Vorgänge im „Kolonialblatt" vom 15. März und berichtet dann noch: „Von Bamums wurde mir gesagt, daß Joja erst jetzt, im Besitz des Kopfes seines Vaters, von vielen wirklich als Häuptling angesehen und geachtet würde. Joja soll häufig zum Vorwurf gemacht sein, daß er den Kopf seines Vaters nicht in seinem Lande habe. Dies ist leicht erklärlich, wenn man in Betracht zieht, daß die Bamums die Köpfe der gefallenen Häuptlinge aufbewahren. Der Verstorbene wird bis zum Hals senkrecht eingegraben, über den Kopf wird ein Tongefäß gestellt. Ist die Verwesung eingetreten, so wird der Schädel fortgenommen und in einem besonderen Hause untergebracht. Hin und wieder, hauptsächlich bei besonderen Gelegenheiten, geht der Nachfolger zu dem Hause und bringt Palmwein für den Toten dorthin." Bamum hatte nun seine Trauerfeier. Alle Leute bemalten sich weiß (vgl. Hutter, a. a. O., S. 47) und trugen schmutzige, zerrissene Kleider. Man hielt sich in den Häusern, aus denen das Wehklagen der Frauen herausklang.

— Die Bemühungen um die Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems in England haben leider eine neue Enttäuschung erfahren, denn das Unterhaus hat Ende März einen dahin gehenden Gesetzentwurf wiederum abgelehnt, mit 150 gegen 118 Stimmen. Die Mehrheit stellte sich auf den vom englischen Handelsamt vertretenen Standpunkt, daß die Abänderung des bisherigen Systems in vielen Industrien Beunruhigung hervorrufen würde, und schloß sich auch der Ansicht eines Vertreters der Baumwollarbeiter an, daß die Textilarbeiter in ihrem Lohntarif geschädigt werden könnten! Das Gros der Bevölkerung ist also gegen die praktische Neuerung, deren Einführung wieder auf lange Jahre in Frage gestellt erscheint.

— Die Erhöhung des Nildammes bei Assuan und damit die Vergrößerung des dortigen Stauwerks ist nunmehr beschlossene Sache, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Einrichtung eines neuen Stauwerkes oberhalb des Schablukakatarakts nicht ausführbar ist. Gegen jene Erhöhung war im Interesse der Ruinen auf Philae lebhaft Einspruch erhoben worden; man hatte sie bereits bei der Erbauung des jetzigen Reservoirs durch Schutzmaßregeln vor der Unterspülung und Vernichtung sichern müssen, und künftig wird die Gefahr für den Bestand jener schönen ägyptischen Denkmäler noch weit größer sein. Der Damm soll so weit erhöht werden, daß das Reservoir bis 7 m über den jetzigen Maximalstand gefüllt werden kann und dann zweieinhalbmal so viel Wasser enthält wie jetzt. 385 000 ha neuen Kulturlandes sollen dadurch ge-

wonnen werden, das für 75 Millionen M. Baumwolle hervorbringen kann. Die Kosten der Erhöhung des Dammes werden auf gegen 31 Millionen M. geschätzt, und die Arbeiten dürften sechs Jahre beanspruchen. Die gefährdeten Bauwerke von Philae und die teilweise ebenfalls bedrohten Nilruinen aufwärts bis Wadi Halfa will die ägyptische Regierung durch Verstärkung des Unterbaues gegen die zeitweilig vollständige Überflutung nach Möglichkeit zu schützen versuchen; sie will ferner, bevor es vielleicht zu spät ist, im Einvernehmen mit den wissenschaftlichen Wünschen ganz Nubien archäologisch gründlich durchforschen lassen.

— Ende April hat der Reichsforschungsdampfer „Poseidon" von Kiel aus eine neue Fahrt zwecks biologischer und hydrographischer Untersuchungen in der Ost- und Nordsee angetreten. Leider wird es seine letzte sein, da das internationale Zentral-Observatorium in Kopenhagen eingeht. An dieses Observatorium wurden die Resultate der Forschungsdampfer, die die beteiligten Staaten alljährlich aussandten, zur Bearbeitung überwiesen. Diese haben nun aber gefunden, daß die Unterhaltung jenes Instituts zu teuer sei, und so hört es — und mit ihm die Ära der internationalen Nordmeerforschung — nach vierjährigem Bestehen auf.

— Albert Samuel Gatschet vom Bureau of American Ethnology der Smithsonian Institution, einer der verdientesten Vertreter der nordamerikanischen Ethnologie und Sprachforschung, ist im Alter von 75 Jahren am 16. März d. J. in Washington gestorben. Gatschet war am 3. Oktober 1832 in St. Beatenberg in der Schweiz geboren, studierte in Bern und Berlin und beschäftigte sich zunächst mit historischen und philologischen Untersuchungen über die antike Welt, auch mit schweizerischen ortsetymologischen Forschungen. 1868 ging er nach den Vereinigten Staaten, wo er in Neuyork, dann in Washington arbeitete. Dem 1879 gegründeten Smithsonian Institution gehörte er in hervorragender Stellung bis zu seinem Tode an. Groß ist die Zahl seiner Reisen zum Studium der nordamerikanischen Indianer gewesen und unübersehbar die Anzahl seiner linguistischen und ethnologischen Arbeiten über sie. Es sei in dieser Beziehung auf die Mitteilungen Hoops' (mit Gatschets Bildnis) S. 337 des 61. Globusbandes verwiesen. In letzter Zeit hat Gatschet sich unter anderem mit den Dialekten der Creeksprache beschäftigt. Ein von ihm herausgegebenes Sagenbuch, ein Glossar und eine Grammatik dieser Sprache werden in den amerikanischen Indianerschulen gebraucht.

— Eine Nationalitätenkarte der Provinz Ostpreußen in 1:500000 veröffentlicht P. Langhans in seiner Zeitschrift „Deutsche Erde", 1907, Heft 1. Zugrunde gelegt sind die mit der Volkszählung von 1900 verbunden gewesenen Erhebungen über die Muttersprache. Durch verschiedene Farben oder Farbengrade sind unterschieden Gemeindeeinheiten mit vorwiegend deutscher, vorwiegend polnischer (d. h. masurischer) und vorwiegend litauischer Muttersprache. Außerdem haben noch die Kuren und Philipponen (in der Johannisburger Heide) besondere Farben erhalten. Unter anderem erhellt daraus, daß die Nordgrenze des masurischen Sprachgebietes in den letzten Jahrzehnten nur wenig zurückgewichen ist; in der Tat geschieht die übrigens nicht sehr intensive Germanisation aus dem Innern Masurens heraus. Eine interessante Sonderstellung nimmt — auf der mit größeren Prozentunterschieden rechnenden Karte natürlich nicht erkennbar — der Kreis Goldap ein, weil es hier neben der Deutsch sprechenden Hauptbevölkerung auch Litauisch und Masurisch sprechende Gemeinden gibt; sie haben sich wohl im Schutze der dortigen großen Wälder erhalten. Als Text zu der Karte ist der in demselben Heft abgedruckte Aufsatz Friedrich Hahns über die Entstehung der Bevölkerung Ostpreußens aufzufassen. Der Königsberger Universitätsprofessor entwirft davon in knappen Strichen ein interessantes Bild; ihn erinnert die Eroberung und Kolonisation des deutschen Nordostens in mehrfacher Beziehung an die Conquista in Mittel- und Südamerika.

— Ein neues Buch von R. Parkinson ist seit dem April d. J. im Erscheinen begriffen. Es führt den Titel „Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln", wird von Strecker und Schröder in Stuttgart verlegt, mit zahlreichen Abbildungen und Karten versehen sein und in 28 Lieferungen zu 50 Pf. bis Ende 1907 fertig vorliegen. Es ist erfreulich, daß Parkinson sich entschlossen hat, die unvergleichliche Fülle seiner Erfahrungen und Beobachtungen im Bismarckarchipel der Wissenschaft sowohl, wie einem größeren Publikum im Zusammenhange zugänglich zu machen. Es handelt sich hier in der Tat um ein literarisches Ereignis ersten Ranges auf dem Gebiete der Ethnographie. In dieser dürfte der Schwerpunkt des Werkes liegen. Über den Plan der Darstellung entnehmen wir dem Prospekt, daß die einzelnen Inseln oder Inselgruppen nacheinander — zum Teil zum überhaupt ersten Male — besprochen werden sollen, zuerst die geographischen Verhältnisse, dann die Bewohnerschaft; es ist also eine systematische Beschreibung des Archipels angestrebt worden. Die illustrative Ausstattung des vorliegenden ersten Heftes läßt auch in dieser Beziehung nur Vortreffliches von dem Werke erhoffen. Nachdem es beendet sein wird, soll auf das Werk genauer eingegangen werden.

— „Schwarzer Regen" fiel am 10. April in Pembrokeshire. Begleitet war er von einem heftigen Gewittersturm und verfinsterter Atmosphäre. Diese Finsternis wurde östlich bis Cardiff beobachtet, das Gewitter aber blieb auf die westlicheren Gebiete beschränkt. Gefärbter Regen soll auch in Carmarthen gefallen sein. Solcher Regenfälle hat es in den letzten Jahren mehrfach in Südwales gegeben. Einer ereignete sich in der Umgebung von Barry, ebenso wie in Westangland, am 23. Januar 1902, ein zweiter, der ausgedehnter als jener war, und dessen Staub sich von dem aller früheren Fälle unterschied, am 21. Februar 1903. Eine Analyse des Staubes von 1903 ergab, daß er wahrscheinlich vulkanisch war. Überlieferungen von sog. Frosch-, Schnecken- und Fischregen finden sich in der Chronik von Glamorgan. („Nature" vom 18. April 1907.)

— Ein junger schweizerischer Naturforscher, Dr. Walter Volz, soll Anfang 1907 im Hinterlande von Liberia von einem Mandingostamm ermordet worden sein. Volz, der in Basel studiert hatte, war drei Jahre in Sumatra im Auftrage eines Petroleumunternehmens tätig und dann Assistent des Professors Studer am zoologischen Institut in Bern. Im Mai 1906 begab er sich im Auftrage der schweizerischen geographischen Gesellschaft nach Westafrika, wo er zunächst in Sierra Leone mit zoologischen und ethnographischen Arbeiten und Sammlungen beschäftigt war. Ende November gedachte Volz in das Innere Liberias vorzudringen, die Kannibalenstämme der Lele und Gbele am mittleren St. Paul zu besuchen und dann nordostwärts nach dem französischen Posten Beyla zu wandern. Im liberianisch-französischen Grenzgebiet herrschten damals Unruhen, mit deren Niederwerfung die Garnison von Beyla zu tun hatte, und in dieses aufständische Gebiet scheint Volz hineingeraten zu sein. Als die Franzosen das Dorf Bussedu südlich von Kuongkang (am oberen St. Paul, westsüdwestlich von Beyla) erstürmten, fanden sie dort unter anderem die Leiche eines Europäers vor, in dem man den Dr. Volz vermuten muß. Er dürfte von einem der aufständischen Mandingohäuptlinge gefangen genommen und beim Anrücken der französischen Truppen ermordet worden sein.

— Geheimer Hofrat Dr. Arthur Baeßler, der bekannte Südseereisende und Erforscher südamerikanischer Altertümer, ist am 31 März d. J. in Eberswalde gestorben. Baeßler, der in Glauchau geboren war und in Leipzig Naturwissenschaften studiert hatte, war in der glücklichen Lage, ohne Rücksicht auf die Kosten seine weitreichenden Wanderpläne verwirklichen zu können. Im Jahre 1887 unternahm er seine erste Reise, die ihn nach Niederländisch-Indien und in die Südsee führte. Vier weitere Reisen in die Südsee und nach Südamerika folgten. Seinem Sammeleifer verdanken Ethnographie und Anthropologie außerordentlich viel, und seine Sammlungen bilden wertvolle Bestandteile des Berliner Museums für Völkerkunde, der Museen in Dresden und Stuttgart. Von Baeßlers Veröffentlichungen seien zunächst genannt seine „Südseebilder" (1895) und seine „Neuen Südseebilder" (1900), beide auch für weitere Kreise von Interesse; dann ein vielbändiges Werk „Altperuanische Altertümer". In den letzten Jahren, als er sich in Berlin aufhielt, beschäftigte sich Baeßler vornehmlich mit der Untersuchung seiner im dortigen Museum für Völkerkunde ausgestellten peruanischen Mumien durch Röntgenstrahlen. Eine eingehendere Würdigung des zu früh Verstorbenen (mit Bildnis) findet sich in Bd. 75 des Globus, S. 28.

— Berichtigung. In der Arbeit von Prof. L. Rütimeyer über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Schluß, S. 218, links, dritte Zeile von unten) muß es statt „wenig vergänglichen Bauten" sehr vergänglichen Bauten heißen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 20. BRAUNSCHWEIG. 30. Mai 1907.

Tunisische Dolmen.

Ein Artikel im „Anthropos“, Bd. II, Heft 1: „Sur quelques stations dolméniques de l'Algérie“ par Louis Levistre, Instituteur à Duvivier, veranlaßt mich, eine Photographie bekannt zu geben, die ich im vergangenen Jahre auf dem großen Dolmenfelde Mittel-Tunisiens aufgenommen habe. Soweit ich sehe, ist von diesem wenig oder gar nichts in der deutschen Literatur mitgeteilt, zumal nicht in bildlicher Darstellung, und so dürfte diese kurze Notiz nicht unwillkommen sein.



Dolmen zwischen Enfidaville und Kairouan, Tunisien.
Nach einer Photographie des Verfassers.

Von Enfidaville, einer Station der Eisenbahnlinie Tunis — Sousse, die in meinem Falle allerdings infolge eines viertägigen verwüstenden Regens unterbrochen war und durch das langsamere und unbequemere Beförderungsmittel des Maultieres ersetzt werden mußte, führt die Landstraße in südwestlicher Richtung nach Kairouan. Ein stiller und heißer Weg durch Sand- und Dornsteppe, an magerer Weide, spärlich verstreuten Ackerstücken und bizarren Opuntien-Wäldern vorbei, die ihre krausen Formen, ihre dicken Stengel mit den gefährlichen Stacheln, ihre giftigroten, gefleckten Früchte über ganz Tunisien ausgestreut haben. Wo sie jung sind, diese Feigenkakteen, haben sie mir den Eindruck seltsamer Friedhöfe geprägt, das kurze, wuchernde Dorngestrüpp zwischen ihnen formte sich unter der flimmernden Sonne zu flachen Gräbern, und die fleischigen Stengel der Kakteen schützten sie wie die Kreuze unsere Epheuhügel. Und alle waren sie da, die stolzen reichen wie die bescheidenen armen, die aufrechten, von frischer Trauer gepflegten, die vergessenen, verfallenden, gestürzten und im Stürzen sich neigenden, die Andenken an lange wirkende, weit und breit nachwirkende Lebensarbeit, wie die schmerzvollen Erinnerungszeichen zwecklos geborener, weil früh genommener Kinderseelen, alle waren sie da, alle in dem gleichen, glühenden Sande, unter der gleichen heißen, sengenden Sonne.

Am See Kelbia entlang zieht der Weg, durch eine erstorbene, in Gluten verdorrte Welt. Jenseits des Sees verschwimmen flache Höhen in schwerem Dunst, auf dem Wasser lastet wie auf flüssigem Blei unheimliche Starre, die jede Regung seiner Teile unterdrückt; in ein paar stapfenden Kamelen, noch zögernder, müder als sonst, einer trottenden kleinen Ziegenherde zwischen den Bü-

scheln der Dornsteppe, einem Hirten, der aus der Ferne herüberruft und sich mit unserem Führer verständigt — die Distanz, in der das hier möglich ist, erweckte immer von neuem mein Erstaunen — hat sich einzig das Leben erhalten. Über flache steinige Höhenrücken hinab in breite Grassteppen eilt der Weg auf Kairouan zu und zeigt uns noch eben recht, in letzter Tagesstunde, das graublaue Leuchten und das grünliche Schimmern der Zinnenmauer, der Vierkant-Türme, Melonenkuppeln und Marabutdächer vor dem blauen Himmelshintergrunde im Osten und einen wundervollen Wolkenglanz im Westen, der wie auf spiegelnden Wellen in Streifen zerteilt, breit hingezogen über fernen, blauen, dämmernden Bergen verglimmt.

Dieser Weg nun durchschneidet bei Dar el Ouar ein ausgedehntes, mit kurzem Dorngestrüpp bestandenes, mit Steinen und Steintrümmern dicht bestreutes Feld, das zwischen den losen Steinen einzelne mehr oder weniger zerstörte, aber noch immer gut erkennbare Steinkammern zeigt. Diese sind also nicht wie jene Algier-Dolmen an den Abhängen eines Hügellandes erbaut, sondern auf völlig ebener Fläche aufgesetzt und bestehen aus drei zu einem schmalen Rechteck vereinigten Wandplatten, über die eine breitere, also überragende Deckplatte gelegt ist. Der verwendete Stein ist ein eigenartig poröser Kalkstein. Die Orientierung der Kammer fand ich einmal von Nord nach Süd, sonst überall von Osten nach Westen, wobei Osten dem Eingange entspricht. Letzterer selbst ist durch eine Schwelle abgeschlossen, die innerhalb der Kammer von einem wenig aus dem Boden hervorstehenden, mit schräg nach vorn gestellter Kante eingelassenen Steine gebildet wird. Der Boden ist jetzt mit Erde und Steinsplittern bedeckt, zuweilen mit Asche untermischt, die wohl einem Lagerfeuer heutiger Hirten entstammt. Um die Kammer herum sieht man einen bzw. zwei konzentrische Kreise von Steinblöcken, die vor dem Eingange unterbrochen sind, also einen Durchgang zu ihm frei lassen. Die Blöcke liegen platt auf dem Boden, scheinen aber ursprünglich senkrecht gestanden zu haben, wie aus dem auf unserem Bilde in zweiter Linie stehenden Dolmen mit der erhaltenen Deckplatte hervorgeht, neben dessen Eingang ein aufrecht stehender Stein sichtbar ist. Die Kreise sind regelmäßig und vollständig; wo Glieder in ihm fehlen, sieht man noch die Gruben, aus denen die Steine herausgehoben wurden, wohl um als Baumaterial Verwendung zu finden.

Irgendwelche Spuren eines Opferkultus, Münzen, Kiesel od. dgl., wie Hamy sie auf den „Challuja“ nördlich von Enfidaville, dolmenartigen modernen Bauwerken, gefunden hat (vgl. l'Anthropologie 1904, S. 373), waren nicht zu entdecken.

Lübeck. Karutz.

Das mittlere Neumecklenburg.

Von Albert Hahl. Herbertshöhe.

Nach einer vorläufigen Festsetzung, die im Jahre 1900 getroffen worden war, begrenzt der 152. Grad östl. L. gegen Süden den Bezirk der Kaiserlichen Station Käwieng. Mitte 1904 wurde in Namatanai eine Regierungsstation errichtet. Die Tätigkeit der beiden Stationen auf zusammenhängendem Gebiete erforderte eine für die öffentliche Verwaltung brauchbare Scheidung, beruhend auf einer genauen Untersuchung der geographischen und ethnographischen Eigenheiten des Grenzlandes. Es hat sich ergeben, daß die früher willkürlich angenommene Linie der Völkergrenze nahe kommt. Die Stämme Neumecklenburgs teilen sich in drei Hauptgruppen. Einsprengungen fremder Volksteile in die geschlossenen Gebiete sind wahrzunehmen. Auch innerhalb der Hauptstämme der Ufervölker ist die Zersplitterung, verbunden mit einem Wechsel der Mundart, weitgehend. Man muß teilen in die Völkergruppe des nördlichen, in die des mittleren zuzüglich der Uferstämme des südlichen, und in die Bergstämme des südlichen Neumecklenburg, Butam genannt.

Die Verwandtschaft der beiden ersten Gruppen in Sprache, Sitte und Erscheinung ist enge. Die Butam sind noch zu wenig bekannt, als daß sie in Vergleich mit anderen Bergvölkern, wie den Baining oder den Kai, gebracht werden könnten. Blut und Eigenart der nördlichen Gruppe sind überwiegend noch vertreten in Panakondo auf der Ostküste und in Laban auf der Westküste, wobei zu bemerken ist, daß der Stamm von Laban erst neuerdings nach der Aufrichtung des allgemeinen Friedens aus den Bergen zur Küste zu dauernder Niederlassung herabstieg. Die Bergstämme sind in diesem Gebiete gleichen Blutes wie die Uferstämme, nur scheint im Gebirge (Schleinitzgebirge) die kulturelle Eigenart des mittleren Neumecklenburg, bemerkbar im Hausbau, in der Tracht, in den Geräten und im Tanze, weiter nach Norden zu reichen als an der Küste. Südwärts der beiden genannten Landschaften folgt ein Grenzgebiet der Mischung der beiden Völkerschaften, an der Ostküste umfassend die Landschaften Lemeris bis Kanabit, an der Westküste Komalabu bis Kokola. Die Reihenfolge ist im einzelnen: Lemeris, Kanabu, Silom, Bulu, Lokon, Karu, Bälik, Kalelaboi, Pakan, Kanabit; ferner: Komalabu, Kalagunau, Kono, Konogogo, Komalu, Kokola. Das südwärts daran anschließende Land darf das mittlere Neumecklenburg im eigentlichem Sinne genannt werden. Es umfaßt den schmalsten Teil der Insel, der durch das Rosselgebirge gebildet wird. Eine gemeinsame Bezeichnung fehlt den Eingeborenen. Die Westküste ist bei den Eingeborenen der Neulauenburggruppe unter dem Namen Laur in Übung. Vielfach wird diese Bezeichnung bereits für das ganze Gebiet gebraucht, wie man sich gewöhnt hat, das südliche Neumecklenburg nach der südlichsten Landschaft Siara zu nennen. Auf der Ostküste erstreckt es sich von Ramat bis Kudukudu, auf der Westküste von Robehen bis Suralil. Südlich dieser Landschaft folgen vier Siedelungsbezirke, die sprachlich und verwandtschaftlich den Bewohnern der Insel Mioko und des Ostens der Gazellehalbinsel bei Kabanga nahe kommen. Es findet auch ein reger Verkehr statt. Es handelt sich wahrscheinlich um Stätten einer früheren Kolonisation, die ihren Ausgang von Mioko genommen hat. Die Siedelungen heißen Prangat, Wapi, King und Kai.

Auf der Ostküste schließen sich dem mittleren Neumecklenburg gegen Süden an, je ein eigenes Sprachgebiet umfassend: Hilolon, Himau, Himahul, Nokon, Hipungan, Hipachat, Hipus; sodann Hiratan, Himas; ferner Schena, Rauganzau, Muliama; zuletzt Lo, Assu (Kap St. Maria). Südlich hiervon beginnt das Siaragebiet, das, um Kap St. Georg greifend, an der Westküste im Georgskanal bis Lamassa sich erstreckt. Die wichtigsten bis jetzt bekannten Landschaften heißen: Mimias, Morkon, Siara, Golon, Lambon, Lamassa. In Lam-

bon ist die Stätte der Siedelungsversuche des Marquis de Rays, 1879—1881, deren leidensvoller Ausgang bekannt ist. Die Bewohner von Siara kommen denen des Ostens der Gazellehalbinsel und des Laur-Gebietes nahe. Es bedarf noch weiterer Untersuchungen, die nähere sprachliche Zugehörigkeit der oben aufgezählten Ostküsten-Stämme festzustellen. Die Beeinflussung durch die ostwärts vorgelagerten Inselgruppen ist augenscheinlich.

Das mittlere Neumecklenburg umschließt folgende Landschaften:

1. Auf der Ostküste: Ramat (= wo die Ebbe stark steht); Pire; Bö (= Ort der grünen Kokosnuß); Namatanai (= am Fischplatz); Solimun (= die verborgen fließende Quelle, Name einer starken, dort zutage tretenden Quelle); Namerodu (= am Riff); Sobun (= Schildkrötenplatz); Matantutuk (= wo der Baum Tutuko steht); Ratiwis (= am Wasser, das aus dem weißen Ufersande rinnt); Kudukudu (= Ort des Kudu, der Handtrommel).

2. Auf der Westküste: Robehen (= am Aufstieg); Kurumut (= Ort des Fisches Umut); Labur (= der Nordwestmonsun, also: gegen den Nordwestwind); Pulgaramut (= wo man die Holztrommel rollt); Rapóntamong (= auf dem Felsgipfel ?); Kuras (= Ort, wo man Alang ausrauft ?); Kurumut (wie oben); Katelik; Rasirik (= Ort, wo man Rotang bricht); Ulaputur (= Bergkuppe); Tubusera (= Wasserloch, wo der Baum Sera wächst); Bom; Ratubu (= am Wasserloch); Matakan; Umudu; Pakinsala (= Ort des Baumes Sala); Nakudukudu (auch Kabanut, Bedeutung wie oben); Kabasurbis (= wo der Baum Kabä herauskommt; Kabä eine Apocinacee, Cerbera); Kalil (= die Riffschnecke); Kabakadas (= viel Rotang); Palabong (Bast eines Baumstumpfes); Suralil (= Ort, wo die Fischgräten gesammelt werden, Kochplatz für Fische).

3. Im Innern: Nabumai; Napanta; Rakomak; Rahera; Haniraman; Bisapu; Matanaugas (= Kreuzweg); Kisela; Rahéo; (= am Vogelherd); Hilalon; Rataman (= zu Hause); Sua; Panam (= Ort, wo der Meeresboden zum Vorschein kommt); Rebehen (= am Aufstieg); Ramau (= die Öde).

Durch den Landmesser Peter Behrendt ist 1903 eine gute Kartenskizze des Gebietes hergestellt worden, die im vierten Heft des Jahrganges 1904 der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" veröffentlicht wurde. Auf sie sei zur Orientierung verwiesen.

Das Land ist gebirgig mit korallinischem Aufbau jüngster Zeit, der meist auf Schiefern und Tuffgestein ruht. Die Erhebung aus dem Meere erfolgte in verschiedenen Zeiträumen. Der Steilabfall der Westküste läßt deutlich die früheren Einwaschungen in den einzelnen Stufenrändern erkennen. Auf dem Kamme des Gebirges sind wiederholt gleichlaufende Ketten wahrzunehmen, wie wenn sie ursprünglich als Atolle über das Wasser geragt hätten. Der Boden ist meist gut verwittert, terra rossa, und fruchtbar. Die Bewässerung ist reich, ebenso wie der Regenfall. Mißlich erscheint, daß die Wasserläufe überall sich tief in das weiche Erdreich eingruben und damit eine für den Verkehr hemmend empfundene Zerrissenheit des Landes schufen. Die Wälder sind mit guten Hölzern bestockt, an der Küste wie im Gebirge. Die Schwierigkeit des Verkehrs hemmt noch auf lange jede Ausnutzung. Für den Handel und die Ausfuhr kommt einzig Kopra in Frage. Im Gebirge (z. B. in der Landschaft Umudu) ist eine in Taschen vorkommende Braunkohle gefunden worden. Wenn wirklich die Berge Mineralien aufweisen, so kann ihr Vorkommen, wie wohl überall in den mit starker Korallenschicht und Sedimenten überzogenen Gebirgen des Bismarckarchipels und der Salomonsinseln, nur durch Tiefbohrungen festgestellt werden.

Das Gebiet untersteht der Station Namatanai. Zur Erschließung mußte wiederholt scharf eingegriffen werden. Joachim Graf Pfeil hat in seinem Buche „Studien und Beobachtungen aus der Südsee" (1899) die Schwierigkeiten einer Begegnung mit den Eingeborenen geschildert. 1896 fand eine Züchtigung der Stämme von Kokola und Katelik statt, die ein Boot mit Waren genommen und die Besatzung aufgefressen hatten. 1897 wurden die Bewohner der Landschaft Namerodu niedergeworfen, die in steter Blutfehde auch auf die Westküste herübergriffen und den Bestand der Missions- und Handelsniederlassungen bedrohten. 1902 sicherte ein Zug die Landschaften um Kabakadas gegen die Übergriffe der Bergstämme von Hilalon. 1903 gelang es in mehrmonatiger Tätigkeit, ohne daß noch eine Gewaltanwendung erforderlich gewesen wäre, die Grundlage einer Organisation zu schaffen. 1904 wurde die Station Namatanai errichtet, die sich sofort gegen die Raubzüge der Messi nordwärts an der Westküste und der Butam im Süden zu wenden hatte. Das rasche und erfolgreiche Eingreifen hat die Durchführung der Organisation und die Aufrichtung des öffentlichen Friedens im mittleren und zum Teil auch im südlichen Neumecklenburg gesichert. 1906 mußte noch unter Aufwendung militärischer Macht im Süden die Fehde der Uferlandschaften Mimias und Morkon mit den Butam unterdrückt werden. In allen Landschaften sind, meist von der Bevölkerung gewählt, verantwortliche Häupter mit bestimmter Polizei- und Gerichtsgewalt aufgestellt worden. Der Wegebau ist unter Anwendung der Frohnde so weit gefördert, daß auf der Ostküste in einer Breite von 10 m eine Schneise von rund 150 km Länge, auf der Westküste eine solche von rund 30 km Länge für den Verkehr längs der Küste geöffnet worden ist. Von Ulaputur und Umudu sind Wege über das Gebirge nach Namatanai angelegt worden. Die tief eingeschnittenen Flußtäler, die weit und steil in die See ragenden Höhenrücken, die Spärlichkeit und Ungeschicklichkeit der Bevölkerung bilden ernsthafte Hemmnisse für den weiteren Fortschritt. Die Methodistische Missionsgesellschaft von Australasien ist seit 1884, die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu seit 1901 tätig zur Gewinnung der Bevölkerung für Christentum und Kultur. Dem Namen nach wird es auch nur mehr wenig Heiden geben; in neuerer Zeit namentlich war der Fortschritt des Missionswerkes stetig und umfassend.

Die Eingeborenen müssen nach Körperbau, Sprache und Sitte als Melanesen angesprochen werden. Es darf als allgemein für sie angenommen werden, was die Kultur des Melanesen auszeichnet: Das Fehlen staatlicher, auf eine Gebietshoheit sich gründender Verbände, der Aufbau der Gesellschaft auf der Sippe nach den Begriffen des Mutterrechts und unter Einwirkung des Totemismus, Blutrache, verbunden mit einem Ausgleichverfahren durch Buß- und Wehrgeldzahlung, Kaufehe. Gewerbfleiß und Ackerbau stehen auf der untersten Stufe, Jagd und Fischfang sind gut ausgebildet. Vgl. hierzu auch Dr. Heinrich Schnees Buch „Bilder aus der Südsee" (Berlin 1904), Kapitel 3 und 4: Stellung der Bevölkerung und Rechtsverhältnisse. Im einzelnen kann folgendes hervorgehoben werden:

Der Herstellung der Waffen und Fanggeräte wurde der größte Fleiß zugewendet, in ihr erschöpft sich beinahe die gewerbliche Tätigkeit. Den Reichtum der Formen zeigt die folgende Auswahl: singerakoro, Speerspitze, in einen Bambusschaft eingelassen; der Schaft wird mit Brandmalerei (pokpachat) verziert; die Bedeutung einzelner Figuren oder Linien festzustellen, ist

schwierig, allgemein handelt es sich wohl nur um die Anbringung einer Verzierung ohne tieferen Sinn. saléla, ebenso Speer in Bambus eingelassen, ohne Verzierung. sur, der Holzspeer mit einem Menschenknochen am oberen Ende. balalate, Speer aus Hartholz, mit einem Knopf am Ende. balau, Speer, halb Bambus, halb Holz, der Bambus mit Brandmalerei verziert, auch im nördlichen Neumecklenburg gebräuchlich. lamas, Speer mit einer walzenförmigen Verdickung gegen die Spitze zu. tachalamuru, ein langer, schwerer, einfacher Holzspeer aus der Väter Zeiten, der nicht mehr angefertigt wird. pitu, ein langer, leichter Holzspeer. kusur, der Fischspeer, meist viergezackt. barong, eine schwere Keule mit flachem Ende, an der Spitze eine Axt. ram, die gewöhnliche Streitkeule mit verstärktem Ende, meist vierkant. tamsidot, Holzkeule mit rundem Ende. bom, ein gewöhnlicher Holzprügel, als Keule handlich gemacht, ohne Verzierung oder Verstärkung. kapsil, ebenso. mukmuk, Steinkeule, aus alter Zeit stammend, nicht mehr aufzutreiben. kisip, Steinaxt zum Kampfe, nicht mehr zu beschaffen.

Dem Fischfang dienen das kleine Fischnetz (Scherennetz) sapen uben, das große Zugnetz gol; wenn es mit Steinen beschwert ist, heißt es ubene hat. Auch Angelhaken aus Schildpatt wurden benutzt (uònuon).

Die kleine wie die große Holztrommel (garamut und hi) werden ebenso wie die Handtrommel (kudu) zur Begleitung der Tänze benutzt. An Musikinstrumenten für den einzelnen Mann finden sich die Panflöte (kor), die Maultrommel aus Bambus (ngap), die einfache Bambusflöte mit zwei Schallöchern (tulal).

Im übrigen ist der Gewerbfleiß des Volkes schon in früher Zeit wohl unter dem Drucke steter Fehde und dem dadurch bedingten Fehlen des Verkehrs nach außen zurückgegangen. Der Kanubau ist verschwunden. Es steht hierin am tiefsten unter allen melanesischen Ufervölkern. Was an Schmuck getragen wird, kommt ebenso von auswärts wie das Muschelgeld. Am meisten üblich ist noch das Flechten von gelben und schwarzen Armringen (kam) aus Gräsern oder Bast. Die Schnitzkunst wird nicht geübt. Die aus Kalk oder Tuffstein gearbeiteten Iniet-Figuren treten erst wieder in der Gegend von Muliama auf. Die Häuser kennen keine Verzierungen, die Stützen entbehren der kunstreichen Bindung an den Treffstellen; eine einfache Rotangschlinge muß genügen. Feuer wurde durch Reiben zweier Hölzer gewonnen.

Die Abhaltung regelmäßiger Märkte ist nicht üblich. Es findet sich nur der gelegentliche, auf vorheriger Verabredung beruhende Güteraustausch zwischen Ufer- und Bergbewohnern (Fische gegen Feldfrüchte). Eine solche Verabredung auf weite Entfernung und für gleichbleibende Zeiten und Orte zu treffen, schlossen Blutrache und stete Fehde aus. Den Warenaustausch vollzogen nur die Frauen. Markt halten heißt hinoso = die Begegnung.

Die Handelsvölker für das Gebiet wohnen auf den vorgelagerten Inseln. Lihir mit Massait, Mahoro und Mali stehen in Verkehr mit den Küstenlandschaften von Lemeris bis Sohun. Nördlich Lemeris handeln die Eingeborenen der Tabar-Gruppe. Die Anir- und Tanga-Inseln haben Verbindung mit der Ostküste südwärts Sohun bis Muliama. Den Gegenstand des Austausches bilden die Schweine und Feldfrüchte der Bewohner der großen Insel gegen die Kähne, vor allem aber das Muschelgeld der insularen Handelsvölker.

Der Verkehr verfügt über folgende Geldsorten: mangin (auf der Westküste arangit), fein zugeschliffene, kleine rotbraune Muschelringe auf Fäden gereiht, das gewöhnliche Geld. Der Fundort der Muschel ist wahrscheinlich Tanga; in Muliama heißen die Bewohner von Tanga die Mangin. tisfelö, weiße Ringe, sonst wie zu mangin; diese Geldart soll nicht mehr bereitet werden. Sie ist im Verkehr selten. kawas, winzige, hellrote Ringe, aus Lihir stammend. kabon und bukean, schwarze Ringe; diese Geldsorte ist nicht mehr im Umlauf. lolat (tapsoka), das Geld des nördlichen Neumecklenburg. Es kommt über Lihir von Tabar. nulpap, große, zusammenhängende Schnüre weißlich-grauer Muschelringe mit eingefügtem fremden Gelde und Zierstücken, in Blättern verpackt. Jede Schnur ist mit einem Schweineschwanz versehen. Es stammt aus dem Siar-Gebiet und wird hauptsächlich in Mimias hergestellt. Nur ganz wohlhabende Leute können sich den Erwerb und den Besitz solcher Geldpakete leisten. Sie dienen hauptsächlich zur Bezahlung großer Festlichkeiten.

In neuester Zeit hat sich aus der Zuführung besserer Arbeitsgeräte und der Freiheit des Verkehrs ein erhöhtes Arbeitsbedürfnis und ein Aufsteigen der Lebenshaltung noch nicht entwickelt. Letztere blieb gleich, das Maß der Arbeitsleistung und die Sorgfalt der Ausführung gingen zurück, nur scheint der Bestellung der Felder erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet zu werden. Eine ernsthafte Erziehung muß dem Ackerbau die ganze Arbeitskraft des Volkes zuführen, wenn es nicht dem Eindringen der neuen Lebenshaltung völlig unterliegen soll.

Die Zählung ist noch nicht abgeschlossen. Die Kopfzahl wird 10000 nicht erreichen. Es gibt fast doppelt soviel Männer als Frauen. Das Mißverhältnis beruht auf den Einwirkungen der früher bis zur Vernichtung geführten Kämpfe, die stets die Schwächeren dahinrafften. Ähnlich hat auch die wiederholt aufgetretene rote Ruhr unter den Frauen und Kindern die meisten Opfer gefordert. Auch die Einschleppung geschlechtlicher Erkrankungen schon in den Zeiten des frühesten Verkehrs mit Europäern ist nicht ausgeblieben. Die Frau ist fast allenthalben prostituiert, die eheliche Gemeinschaft, bei den Melanesen sonst strenge gehütet, zerstört; die Zahl der Geburten nimmt dauernd ab, die Abtreibung scheint allgemein verbreitet zu sein.

Als Wohnhaus (bang) sieht man meist den einfachen Giebelbau mit niedrigen, etwa 1 m hohen Wänden und fast bis auf die Erde reichendem Dach. Als Baumittel dienen Bambus, Gras (alang), Palmwedel, bei besseren Häusern wird Hartholz für die Stützbalken verwendet. Die seitlichen Ausbauten fehlen, die im nördlichen Neumecklenburg als Feuerstellen, Vorratskammern, Schlafstellen dem Giebelbau angesetzt werden. Die Giebelform scheint die ursprüngliche Bauart zu sein. Eine andere Form, in Kudukudu und auf der Insel Lihir angewandt, stellt ein Tonnendach dar, meist ohne gerade Wandung unmittelbar auf die Erde gestützt. Diese Bauart weist auf die Insel Buka hin, deren Kultur über Nissan und Pinipil teilweise nach Anir und Lihir, von da nach dem mittleren Neumecklenburg verpflanzt wurde. Jedes Wohnhaus war früher mit einem Zaun aus lebenden Büschen umfriedigt. Diese Sitte ist neuerdings mehr und mehr dahingeschwunden. Die Männerhäuser (hala), in denen die festlichen Versammlungen abgehalten werden, sind mit Umwallungen aus Steinen, meist Korallenblöcken, versehen (tahul). Den Eingang (matana hala) bildet stets die Astgabel eines mitten in der Umwallung aufgerichteten Baumes. Angeblich ist es den bösen Geistern nicht möglich, durch diese Gabel hindurch zu schreiten. Bei einem Festessen soll der Festgeber in der Gabel sitzen. Die Frauen dürfen diese Häuser nicht betreten. Das Weiberhaus heißt pal. Es entbehrt der Umwallung. Eine besonders reiche und angesehene Frau darf sich

aber eine solche errichten. Sie wird dann einem Manne gleich geachtet und hinagalam genannt.

Das Land ist allen gemeinsam. Jeder kennt die Grenze gegen den Nachbar. Die Auswahl des Pflanzungslandes steht frei. Der Baum gehört dem Pflanzenden. Am Strande ist innerhalb einer Landschaft der Grund und Boden nach dem Totem ausgeteilt. Auch reicht ein Teil des Totem-Besitzes noch landeinwärts. Nur die Gemeinsamkeit der Familie (des Totem) kann darüber verfügen.

Staatliche Verbände gibt es nicht. Wer viel Muschelgeld besitzt, ein großer Krieger ist, wird von seinen Verwandten, auch anderen, die sich ihm anschließen, zum Häuptling (watong) gewählt. Eine Landschaft kann mehrere watong haben. Jedem steht die Befehls- und Gerichtsgewalt über seine Gefolgschaft zu. Der Anschluß ist freiwillig und kann aufgegeben werden. Der soziale Widerpart des watong ist der mal a habin, der arme Teufel. Dem watong leistet der lauana, Sohn der Schwester, die vornehmsten Dienste. Er vermittelt die Befehle an die Genossen, führt auch die Kämpfe an, wenn der Oheim altert. Die Gewalt des watong erscheint in einer gewissen Verbotsbefugnis begründet. Sein Zeichen (tabu), das er an einzelnen Orten, an Fisch- oder Laichplätzen, an Fruchtbäumen, in Pflanzungen usw. anbringt, muß beachtet werden. Bei der Verletzung des tabu greift, wenn nicht sofort Kampf eintritt, meist folgendes Verfahren Platz: Der Tabuherr schlachtet ein Schwein, zerwirkt es und legt die Stücke vor die Tür des Tabubrechers. Dieser muß das Schwein bezahlen und bekundet damit seine Unterwerfung unter den Willen des watong. Er darf das Schwein dann behalten.

Der Krieg wird erbarmungslos geführt. Grund zu einem solchen kann jede Rechtsverletzung abgeben, die ihre Sühne nicht in dem gewöhnlichen Ausgleichverfahren findet. Meist standen die Sippen in dauernder Blutfehde einander gegenüber. Der Friedensschluß vollzieht sich nach vorheriger Unterhandlung durch die gegenseitige Bezahlung der Gefallenen. Als Wehrgeld für den Mann wurden meist fünf Faden Muschelgeld (mangin) und ein Schwein gegeben. Ein Schwein wird mit zehn Faden mangin bewertet. Ein Weib wurde mit einem bis zu drei Faden aufgewogen. Die zurückkehrenden Streiter nähern sich der heimischen Niederlassung mit kriegerischem Lärm und unter Gesang. Schrille, lang ausgehaltene Rufe verkünden von weitem, wie viele der gehaßten Blutfeinde der Rache zum Opfer fielen. Die Weiber stürzen sich auf die zurückkehrenden Kämpfer und schlagen auf sie mit Stecken und Zweigen ein, angeblich um die Gefallenen ihres Totem zu rächen. Alsbald aber bewirtet ein bereit gehaltener festlicher Schmaus die Sieger. Die gefallenen und gefangenen Feinde werden verzehrt. Das Menschenfleisch wurde sehr geschätzt. Man rühmt, es komme an Zartheit dem Fleisch des jungen Schweines gleich. Wenn der Erschlagene der Blutrache zum Opfer gefallen war, durfte an Nachbarn oder Freunde kein Stück weggegeben werden; er mußte von den rächenden Verwandten völlig verzehrt werden. Dem watong fielen Leber, Herz und Kopf zu.

Das Volk scheidet sich in zwei große Familien, die sich nach zwei Fischadlern nennen, Malabar und Taragau. Die beiden Hauptstämme zerfallen aber wieder in eine Menge Unterabteilungen, die mit wechselnden Namen auftreten. In Sohun werden folgende Geschlechter unterschieden:

I. Malabar (auch Manikulai oder Pikalabar genannt). 1. Bisakubar (angeblich „rote Erde"); 2. Banban (angeblich Laubgang); 3. Sarunai (Bedeutung?); 4. Balage (?); 5. Dúnóbüä (Name eines Baches in Sohun); 6. Heba (?)

II. Taragau (auch Tarago). 1. Baka (?, Name eines Flusses in Kudukudu); 2. Karbabus (Name eines Baumes); 3. Buranta (Name eines Baches in Sohun); 4. Matalapuau (Name eines Baches in Matanangas); 5. Dul (Name einer Schlange).

Meist wird angenommen, daß der Urahne des Geschlechtes seine Behausung in einem fließenden Wasser, mit Vorliebe in einem Bergquell, hat. Die Wasser der Malabar erlauben den Taragau das Baden nicht, und umgekehrt. Das Totemtier darf nicht getötet werden. Auch ein Fremder, der es erlegt, verfällt der Blutrache. Das getötete Tier erhält ein Grab im tabul des watong, ein regelrechter Totenschmaus wird abgehalten.

Die Ehe vollzieht sich in der Form des Kaufes. Der Preis, der für die Frau erlegt wird, stellt das Wehrgeld dar für ihr Ausscheiden aus ihrer Sippe während der Dauer der Ehe. Vielweiberei ist gebräuchlich, kommt jedoch bei dem Mangel an Frauen selten vor. Die Leviratsehe ist unbekannt. Angehörige desselben Totem dürfen sich nicht heiraten. Die Blutschänder verfallen der Rache des eigenen Blutes. Die nächsten Verwandten haben sie zu töten.

Die Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche sind mannigfaltig. Ist jedes Hindernis beseitigt und der Tag der Hochzeit bestimmt, so kaufen die Verwandten der Braut, voran die Eltern, ein Schwein, schlachten es und bereiten ein festliches Essen, das in feierlichem Zuge zum Wohnhaus des Bräutigams getragen wird. Hier finden sich die Sippen ein und verzehren das Mahl. Die Braut teilt Muschelgeld aus an die Schwestern und Brüder des Bräutigams, dieser erstattet die Kosten des Festessens. Die Magen gehen mit ihren Geschenken von dannen, die Frau zieht mit dem Manne in das meist neu erbaute Haus ein. Bei der Wiederverheiratung einer Witwe und der Aufnahme einer weiteren Frau in den Hausverband gelten die gleichen Gebräuche. In letzter Linie tragen die Hochzeits- und Festeskosten die beiderseitigen watong. Bei späteren Streitigkeiten und bei der Ehescheidung spielt neben der Rückgabe des Kaufpreises die Erstattung der Festkosten eine erhebliche Rolle. Das Kind erhält seinen Namen vom Vater oder vom watong. Meist werden Namen von Verwandten und Freunden gewählt. Namensbrüder heißen maurana. Die Abtreibung wird häufig geübt. Sie wird verursacht durch Massage oder durch den Trunk geschabter Baumrinde. Eine Strafe besteht hierfür nicht, das Weib erntet vielleicht Vorwürfe. Kindesmord kommt vor. Er wird als ungehörig empfunden, die Mutter auch von ihren Verwandten geschlagen, aber nicht getötet. Das Kind wird beerdigt. Die Frauen sind während der menses tabu. Sie wohnen im Weiberhaus, verlassen es nicht und brauchen nicht zu arbeiten. Die Ehefrau bleibt im Hause ihres Mannes. Das junge Mädchen trägt einen kreuzweise um die Brust geschlungenen Kranz.

Mit dem Eintritt der Reife wird eine Schnur um den Leib getragen. An dieses Ereignis knüpfen sich besondere Gebräuche. Mit dem Auftreten der ersten menses zieht sich das Mädchen in ein kleines Haus zurück (mbak), das in ein gewöhnliches großes Weiberhaus eingebaut ist. Es hat sich vor den Augen der Mitwelt verborgen zu halten, darf nur nachts in das Freie gehen, hat sich zusammengekauert zu setzen, damit man ihren Zustand nicht merken soll. Angeblich muß das Mädchen das mbak auf zehn Monate bewohnen und darf sich durch die Vermittelung der alten Frauen, denen die Wartung obliegt, jeden Mann, auch Verheiratete, kommen lassen. Mit dem Verlassen des Hauses gehört sie nur ihrem künftigen Manne an. Die Verlobung, das Zusammenversprechen der Kinder unter Hingabe von

Muschelgeld und Austausch von Geschenken, ist allgemeine Sitte. Wenn nun das Mädchen beim Verlassen des mbak an ihrem Verlobten keinen Gefallen mehr hat, muß der neue Bräutigam dem ersten den Kaufpreis erstatten; die Verlobung ist damit zu Ende.

Beim Austritt aus dem mbak wird dem Mädchen von den Männern ihrer Sippe ein großes Essen (gutpok) gerüstet. Man richtet Holzgestelle auf, wenn mehrere Mädchen zur gleichen Zeit gefeiert werden, für jedes ein besonderes. Jedem wird sein Teil an dem Festessen auf das Gestell gelegt. Dem Schmause folgt ein Tanz.

Eine besondere Pubertätsweihe soll für die Jünglinge nicht stattfinden. Die Jugend wird in den Männerhäusern vereinigt und unter scharfer Zucht gehalten, um die zu frühe Vermischung mit dem Weibe zu verhindern. Die Verführung eines jungen Mannes durch eine ältere Frau wurde stets schwer geahndet, die Frau womöglich von ihrem Gewalthaber getötet.

Zum Zeichen der Trauer werden Gesicht und Körper der Verwandten schwarz angestrichen (kong). Die Trauer um die Toten ist tief. Die Beerdigung findet unter allgemeiner Teilnahme statt. Später werden Tanz und Festessen zu Ehren der Toten gehalten, für einen angesehenen Mann auch wiederholt. Die Verstorbenen, auch Weiber und Kinder, werden im Hofe (tahul) des Männerhauses (hala) beerdigt. Die Gebeine werden später ausgegraben, auch der Kopf, und in die See geworfen. Diese Handlung begleitet ein großer Festschmaus, rarik; die Kosten bestreiten die nächsten Verwandten.

Die Seelen der Verstorbenen (Mann, Weib, Kind) gehen zum Wasser ihres Totem. Sie vermögen das Wasser nachts zu verlassen. Es ist gefährlich, ihnen zu begegnen, wenn man nicht ihrem Stamm angehört. Bei solchen Zusammenstößen suchen die Geister oder Seelen (taberan) des einen Totem ihre lebenden Verwandten gegen die Angriffe der Geister des anderen Totem zu schützen. Die Abgeschiedenen können auch in großen Bäumen hausen, die in der Nähe des Wassers ihres Totem stehen. Der Verstorbene kann auf Tiere Macht ausüben, sie bannen, dagegen nicht in sie einfahren. Der taberau ist an sein Wasser und dessen Umgebung gebunden. Das Muschelgeld des Verstorbenen wird von seinem lauana ausgeteilt, der im übrigen die Habe erbt. Von dem hinterlassenen Muschelgeld wird auch die Totenfeier bezahlt. Wenn ein Armer stirbt, so muß sein Bruder oder lauana ein Schwein für ihn bezahlen, eins ist aber genug. Das Schwein muß festlich verzehrt werden, sonst würde der taberan des Verstorbenen umherirren und Unfug stiften. Wenn ein im Kampfe Gefallener nicht beerdigt wird, so geht seine Seele um. Wer gefressen wird, verliert seine Seele, sie stirbt.

Es gibt auch Erd- und Baumgeister eigenen Wesens. Häufig locken sie in Frauengestalt Männer an sich und töten sie; man nennt sie dann binakulkulie.

Eine besondere Art böser Geister erwächst aus der mit einer Schwangeren begrabenen Leibesfrucht, die masinsare. Man kennt sie daran, daß sie nur zwei Zähne und vier Haarlocken haben. Die Bewohner des Ortes Kanomala der Landschaft Muliama (bei Kap St. Maria) sollen vor nicht zu langer Zeit einen masinsare mit einem Netz gefangen und überall herumgezeigt haben. Das Wesen habe nur kalte Speisen zu sich nehmen können, beim Genusse warmen Essens sei Erbrechen erfolgt. Es sei herangewachsen, schließlich aber frühzeitig in Hilolon gestorben.

Saugahakol heißen Kobolde, die in Felshöhlen hausen. Ein Arm ist sehr lang gewachsen, einer verkürzt. Sie treiben Fischfang in der See. Mit dem kurzen Arme wird das Netz gehalten. Bei jeder Bewegung des Armes erscheint ein aufblitzendes Licht. Mit dem langen Arme werden die Fische in das Netz getrieben. Am Ufer nehmen sie die Fische aus dem Netz und lassen einen liegen, damit die Menschen auf sie aufmerksam werden sollen. Wer das Licht eines solchen Koboldes aufflammen sieht, eilt davon, er fürchtet sich vor Behexung. Man erzählt, ein sangahakol wohne in einer bekannten Höhle am Flusse Nabutu bei Namatauai.

Eine andere Art Geister heißt songosongot. Ihre Haut ist leuchtend, sie wohnen im Walde in hohlen Bäumen oder in Höhlen. Sie werden gefürchtet und gemieden.

Zwerge (mopup) und Riesen (tabisuruno = dicke Knochen) sollen im Süden der Insel, im hohen Gebirge ihr Unwesen treiben. Verehrung oder Opfer wird den Geistern (Kobolden) nicht dargebracht.

Die Erde soll von einem Wesen hintubuhet (auch hintubumehet) geschaffen worden sein. Eine Anbetung oder Anrufung, ein Kultus werden ihm nicht gezollt. Donner und Blitz, Regen und Sturm werden von Menschen hervorgebracht, die im Besitze dieser Kunst sind. Man geht ihre Hilfe an und bezahlt sie in Zeiten der Not, wenn Regen oder Sonnenschein gewünscht wird.

Das Erwerbsleben des Volkes, seine gesellschaftliche Gliederung, seine Anschauung über Sitte und Recht, seine Vorstellung des Übersinnlichen spiegeln sich wider in seinen Gesängen und Tänzen und finden Ausdruck in seinen Geselligkeits- und Schutzverbänden.

Der Übergang vom Nordwestmonsun zum Südwestpassat wird meist von Windstillen begleitet. Das ist die für den Fischfang günstige Zeit. Der Wanderfisch stellt sich ein und sucht die gewohnten Laichstätten auf. Die gesamte Sippe zieht dem Strande zu. Man errichtet ein besonderes Haus und stellt ein festlich geschmücktes Kanu zur Schau. Dem gemeinsamen Erstlingsfischzug folgt ein großer Schmaus mit Tanz, man feiert das Fischfest (tanore).

Zur Ehrung von Personen, zum Wechsel der Jahreszeiten (Wechsel der herrschenden Windrichtung), zum Erntefest werden gern die folgenden Tänze aufgeführt: Tukul, ein Reihentanz der Männer mit nachfolgendem festlichen Schmaus. Die Teilnehmer sind bewaffnet. Der Tanz heißt Tukul birara, wenn die Teilnehmer nur festlich geschmückt, mit Blumen und bunten Blättern in den Händen, aber ohne Waffen auftreten. Kampapas und sasale sind Speertänze zur Verherrlichung von Personen. Die Tänzer binden sich um Hals und Leib Büschel von Ingwer, dessen Genuß Kampfesmut verleihen soll. Mbilolo, ein Frauentanz mit folgendem Essen. Bitum, Männertanz in fünf Reihen mit Schmuck und Axt; er gleicht dem mbilolo. Talung, ein Männertanz in zwei Doppelreihen gegeneinander, die Tänzer tragen nur die Axt. Parparik (parik = Sturm), ein Männertanz in zwei Reihen; die Tänzer sind festlich geschmückt, die Waffen fehlen. Utun, ein Männertanz in drei Reihen in Schmuck, ohne Waffen. Goigoi, ein Frauentanz in Kreisaufstellung. Leplep, ein Frauentanz in rautenförmiger Aufstellung (2 : 3 : 4 : 3 : 2 usw.). Es werden die Bewegungen einzelner Vögel nachgeahmt.

In den Landschaften südlich Kudukudu wird ein Frauentanz matanman aufgeführt (man der Name eines Vogels). Auch hier bringt man Bilder aus dem Vogelleben zur Darstellung. Es muß dahingestellt bleiben, ob es sich allein um die besondere Ehrung eines Totem handelt. Ein nächtlicher Männertanz mit folgendem Schmause wird liulambung genannt, ein gleicher Frauentanz, in zwei Reihen aufgeführt, gahalka. Die Männer

dürfen zusehen. Es scheint sich hierbei um die Feier des Mondwechsels zu handeln.

Ein besonderer Reihentanz der Männer mit vollem Schmuck, Waffen und Anwendung von Ingwer heißt ge. Er kommt aus Lu bei Kap St. Maria und soll auf folgendem Vorkommnis beruhen. Einst waren die Einwohner von Lu auf dem Felde; nur eine alte Frau war zu Hause geblieben. Da kamen plötzlich Geister an, fegten den Dorfplatz rein und stellten eine Trommel auf; einer rührte sie, die anderen tanzten. Die Männer kamen vom Felde herbeigeeilt und fragten die Frau, wer denn getrommelt hätte. Sie gab vor, nichts zu wissen, wiewohl die Männer auf den gefegten Tanzplatz wiesen. Am nächsten Morgen zog alles wieder ab, nur die Frau blieb zurück. Die Männer hielten sich aber in der Nähe verborgen und spähten aus. Die Geister kamen und tanzten wie den Tag vorher. Die Männer merkten sich den Tanz und ahmten ihn nach. Er hat sich überall hin verbreitet, die Geister aber kamen nicht wieder. Heute noch schmäht die alte Frau die Männer, da sie ihre guten Freunde vertrieben haben, die den Dorfplatz rein hielten.

Die Tänze werden nach dem Schalle der Trommeln aufgeführt und meist auch unter der Begleitung von Gesang.

Die bei einem tukul gesungene Weise heißt minangada. Ein solches tukul-Lied in Sohun lautet:

Ui! dia lom, kona mari wole, dia lom, kona pondek, omari!

(Ui! Sie schmücken sich zum Tanze, kommt heran zum Festhause, sie schmücken sich zum Tanze, sie kochen Taro mit Kokosöl, kommt heran!)

Ein kampapas aus Hinus (im Innern gelegen, andere Mundart als im vorhergehenden Lied) wird wie folgt vorgetragen:

Pande sachmein maris kamrei tuang;
Pande sachmein kaskampul sangaur,
Tare sengen marau.

(Es wird nicht gut endigen, ich liebe meinen Bruder kamrei [ein Vogelname]; es wird nicht gut endigen, ich sage Lebewohl euch beiden, ich werde unstet sein wie die Taube.)

Der Gesang enthält die Abschiedsworte eines zum Kampfe Ausziehenden an seine beiden Brüder.

Zu einem ge wird gesungen:

Nga le ra gonai,
nga le ra gunie,
nga le ra nom gas,
I! nga lom, ta mora ge!

(Nimm und streiche [das Gesicht des] gonai mit Kalk an [le mit Kalk anstreichen], nimm und streiche [das Gesicht des] gunie mit Kalk an, nimm und streiche deinen Tanzschmuck mit Kalk an, I! nimm die Schmuckblätter, es ist der ge für euch)!

Dem dukduk auf der Gazellehalbinsel entspricht die Sitte des ririnangu. Ein angesehener Mann, ein watong, bereitet und bezahlt die Zurüstungen. Sein Sendbote, der Tänzer, gleichfalls ririnangu genannt, trägt eine Maske vor dem Gesicht, der Leib wird mit den Wedeln des Rotang verhüllt. Mit einem Speer in den Händen zieht er am Strande und auf den Pfaden umher, dringt in die Dörfer ein und verbreitet Furcht und Schrecken um sich. Er hat die Macht, die Hütten zu betreten und Muschelgeld wegzunehmen, vielfach damit von Widerspenstigen zugunsten Dritter Recht heischend. Sein Umherziehen wird kinan, Stehlen, genannt. Die Maske bewahrt man in der hala des watong auf. Frauen ist der Zutritt nicht gestattet. Eine Frau, die beim Zusehen betroffen wird, verfällt dem Speer. Für die Wirksamkeit des ririnangu hat der den watong darum Angehende Muschelgeld zu bezahlen.

Ein Verband nach der Art der iniet soll im mittleren Neumecklenburg fehlen. Im südlichen Teile der Insel (Siara) sind dagegen dukduk und iniet vorhanden. Einen teilweisen Ersatz in letzterer Hinsicht scheinen aber die Vereinigungen und Zeremonien zu bilden, die man kamrakrak, lagulagu und papaua nennt. Wer sich dem kamrakrak unterwirft, soll gegen Unglücksfälle gesichert sein; ein stürzender Baum wird ihn z. B. nicht treffen, er wird auf steilem Pfad nicht gleiten, im wilden Strome nicht ertrinken usf. Für die Einführung muß Muschelgeld an den Herrn des Bundes bezahlt werden. Bei den Aufnahmefeierlichkeiten findet folgender Brauch statt: An jungen, starken Bäumen werden Taue befestigt. Jeder Neuling hat an einem solchen zu ziehen, um den Baum auszureißen. Jede Bemühung bleibt aber erfolglos. Nun tritt der Herr der kamrakrak auf, streut Kalkstaub in die Lüfte und spricht beschwörende Worte. Sofort stürzen die Bäume. Besondere festliche Zusammenkünfte einigen die Mitglieder in abgelegenen Hainen. Die Frauen haben hierfür das Essen zuzubereiten, dürfen aber dem Tanz und dem Schmaus nicht anwohnen. Wer lagulagu ist, vermag in Fällen von Krankheit und Verwundung leicht Heilung zu finden. Wer, ohne Mitglied zu sein, krank oder wund den Hain des Bundes betritt, erhöht nur seine Schmerzen und kann nicht eher genesen, als bis er die Hilfe des Wissenden, des Meisters im Bunde, in Anspruch nimmt. Die Einführung kostet Muschelgeld. Das Aufnahmefest dauert mehrere Tage. Hierbei wird nachts ein besonders gebautes Haus herumgetragen und gezeigt, dessen Balken mit Schnitzereien geziert sind. Nach dem Umgange wird es verbrannt. Mit der Beendigung der Feierlichkeiten kehren die Teilnehmer zu den Wohnstätten zurück. Ein großer Schmaus in Schweinebraten mit Zukost in der hala des Meisters bildet den Schluß. Ein papaua soll gegen Erkrankungen durch den Genuß von Speisen, auch rohen und vergifteten, gesichert sein. Auch die gegenseitige Unterstützung der Mitglieder scheint den Zweck der Vereinigung zu bilden. Für den Eintritt muß Muschelgeld erlegt werden. Eine Besonderheit der Aufnahmezeremonien bildet die Einreibung des Körpers des Neulings mit Kalk, dem allgemeinen Beschwörungsmittel. Die Mitglieder erhalten neue Namen. Zur Teilnahme werden nur voll erwachsene Männer zugelassen. Frauen, Kinder und Jünglinge dürfen weder Mitglieder werden, noch den Festlichkeiten beiwohnen. Das jährliche Hauptfest dauert zehn Tage. Es findet in einem besonderen Haine statt. Während der ersten fünf Tage wird ein strenges Fasten beobachtet, dann dürfen Speisen genossen werden, die im Walde auf heißen Steinen geröstet wurden (umun). Schließlich ziehen die Teilnehmer in vollem Schmuck und feierlichem Zuge nach ihren Siedelungen zurück, wo die Speisen verzehrt werden, welche die Frauen inzwischen zu bereiten hatten.

In der Landschaft Himahul bei Kap Matanataberan wird alljährlich ein Fest des taberan gefeiert. Ein taberan geht um durch die Dörfer. Er schreit in schrillen Tönen. Die Frauen flüchten in die Hütten und wagen sie nicht mehr zu verlassen. Inzwischen treibt der taberan sein Unwesen, reißt Bäume aus und schleppt sie mit, nimmt Schweine weg und entführt Menschen. Letztere betäubt er; krank und übel zugerichtet erwachen sie wieder weit ab von ihrer Heimat. Um diese wieder zu erreichen, müssen sie Muschelgeld an den Ort bezahlen, der im Besitze des taberan ist, ihn zu bannen weiß. Den Schluß bildet ein Tanz mit festlichem Schmaus, gegeben von dem Dorfe des taberan. Es scheint sich

um einen dem ririnangu verwandten Brauch zu handeln.

Zurzeit ist die alte, eben in kurzen Zügen dargelegte Sitte der Zersetzung unterworfen. Alte Begriffe sollen mit neuem Inhalt sich füllen. Neue Erscheinungen drängen sich auf im Verkehr mit den Europäern, durch das Gebot der Regierung, durch die Lehre der Missionen und heischen weitgehende Anpassungsfähigkeit, wenn nicht das Volk zugrunde gehen soll. Die eingerissene Zerrüttung der ehelichen Bande scheint kaum heilbar. Es bedarf einer geduldigen und dem Verständnis des Volkes angepaßten, jahrelangen Arbeit der zusammenwirkenden Kräfte zur Erhaltung der Eingeborenen.

Hakone, ein Sommersitz des Mikado.

Von Bodo Freiherr v. Reitzenstein.

Mit 3 Abbildungen.

Als die Glut des Hochsommers mich vor wenigen Jahren aus den staubigen Straßen Yokohamas an die kühlen Gestade des Hakonesees trieb, da lernte ich die Vorliebe des Mikado für dieses köstliche Fleckchen Erde verstehen.

Der Europäer bezeichnet mit dem Namen „Hakone" kurzweg eine kleine, am gleichnamigen Gebirgssee gelegene Ortschaft der Provinz Sagami, südöstlich des Fuji-no-yama. Der Eingeborene nennt sie dagegen Hakone-no-shiku; „Hakone" ohne jeglichen Beinamen bedeutet ihm die umliegende Landschaft, ein dem Fuji vorgelagertes Gebirge.

Dieses Hakonebergland gehört geologisch zu der vulkanischen Fuji-Zone, die Naumann als „fossa magna" eingehend beschrieben hat.

Südöstlich des Fuji erstreckt sich weit in das Meer hinaus die Halbinsel Izu, berühmt durch das Städtchen Atami, das „Karlsbad" Japans. Mit dem Festlande bildet sie zwei Buchten: die Bai von Odawara, nach der am Ufer gelegenen einstigen Hojo-Residenz benannt, und die Surugabai. Zwischen beiden erhebt sich das eigentliche Hakonebergland.

Der Tokaido, die bekannte alte Heerstraße, führt über das Bergland hinweg. Am Südufer des Hakonesees entlang, durch die Ortschaft selbst hindurch zieht sich der von Kryptomerien eingesäumte Weg. Die einst strategisch so wichtige Straße verbindet Tokyo, die heutige Residenzstadt, mit dem alten Herrschersitz Kyoto.



Abb. 1. Kryptomerien-Allee bei Hakone.

Der Übergang über das Hakonegebirge war stets der umstrittenste Punkt in den blutigen Kämpfen der vergangenen Jahrhunderte.

Das Hakonebergland zeigt durchweg vulkanischen Charakter, der sich zurzeit allerdings nur in friedlicher Weise kundgibt. Erloschene Krater und ein großer Reichtum an Thermalquellen kennzeichnen die Landschaft. Sieben bekannte Badeorte verdanken den Solfataren ihre heilende Wirkung. Yumoto, Tonosawa, Dogashima, Miyanoshita, Sokokura und Kiga liegen im Tale des Hayagawa, des „Schnellen Flusses". Dieser Wildbach stellt den natürlichen Abfluß des Hakonesees dar.

Von Yokohama her erreichte ich zunächst Yumoto und ließ mich von hier im Kago, der japanischen Sänfte, das romantische Tal des Haya-gawa aufwärts bis Sokokura tragen. Hier verließ ich den Wildbach, um über Ashinoyu, dem höchstgelegenen der sieben Badeorte, nach Hakone zu gelangen.

Von entzückender Pracht ist die Flora zwischen Ashinoyu und Hakone. Mehr denn hundert verschiedene

Arten blühender Bäume und Sträucher geben ein farbensattes Bild. Der Weg windet sich zwischen zwei Kraterseen hindurch und führt dann steil in mehreren durch



Abb. 2. **Schloß Hakone.**



Abb. 3. **Hakonesee mit dem Fuji-no-yama.**

Stufen verbundenen Absätzen zum Südostufer des Hakonesees hinab. An dieser Stelle bildet er die schönste Kryptomerien-Allee Japans (Abb. 1). Die Baumriesen stehen hier so dicht, daß kein Sonnenstrahl hindurchzudringen vermag.

Ein überraschender Rundblick bietet sich hier, wenn man die letzten Stufen hinabgestiegen ist. Vor uns liegt der blauschwarze Hakonesee. Ringsum erheben sich in anmutiger Abwechslung die Höhen des Berglandes. Aus der Ferne winkt der mächtige Kegel des Fuji-no-yama herüber. Die winzigen Holzbauten des Dorfes Hakone-no-shiku spiegeln sich in unmittelbarer Nähe im Wasser

wieder. Darüber leuchtet blendendweiß das luftige Kaiserschloß Rikyu, der Sommersitz des Mikado (Abb. 2).

Im Dorfe herrscht während der Sommerzeit reges Leben. Die kleinen japanischen Häuser sind dann fast alle an Europäer vermietet. Aus den heißen Städten der Ebenen kommen die „Fremden" mit Kind und Kegel, um hier Erholung zu finden. Eigene Möbel und Dienerschaft muß ein jeder mitbringen, falls er nicht völlig auf Bequemlichkeit verzichten will. Denn europäisch eingerichtete Hotelpaläste wie in Miyanoshita sind hier nicht zu finden. Darauf beruht eben der Reiz eines Sommeraufenthaltes in Hakone. Ein jeder kann sich mit den Seinen völlig abschließen. Keine lästige Gesellschaft stört den Zauber stillen Naturgenusses. Ein stundenlanges einsames Wandern gestattet die waldreiche Umgebung. Last not least locken Bootfahrten auf dem kühlen See und ein erquickendes Bad in seinen Fluten.

Dieser See, in der Dichtersprache Ashi-no-ko, d. i. „Schilfsee", genannt, erfüllt den südwestlichen Teil eines erloschenen Kraters von etwa 10 km mittlerem Durchmesser. Der Spiegel des langgestreckten Sees liegt 750 m über dem nahen Meere. Die größte Ausdehnung, die 6,5 km beträgt, geht von Nordwesten nach Südosten. An Breite erreicht der Kratersee nur ein Fünftel seiner Länge. Der natürliche Abfluß, der bereits oben genannte Haya-gawa, entströmt dem Nordende dee Gebirgssees.

Die bedeutendsten Gipfel des Hakoneberglandes umrahmen den See. Auf dem östlichen Ufer liegt dem Dorfe am nächsten der Futago-yama, zu deutsch „Zwillingsberg". Seinen Namen verdankt er zwei mächtigen Kraterkegeln auf seinem Rücken. Weiter nördlich erhebt sich der Komaga-take, d. i. „Fohlenberg". An dessen Südabhang entspringt eine Thermalquelle von fast 100° Celsius. Das schwefelhaltige Wasser wird nach Ashinoyu geleitet, wo es den Siechen Genesung bringt. Eine Solfatare von fast gleich hoher Temperatur durchdringt den Lavatuff des Ojigoko, der „Großen Hölle", die das Uferbild nach Norden hin abschließt. Dieser Berg, auch Kami-yama genannt, ist infolge der Schwefeldämpfe vegetationslos. Das Gestein in der Nähe der Solfatare ist vollständig ausgebleicht, eine Folge der oxydierenden Wirkung der Quelle. Auf dem Westgestade ist der Fukara-toge besonders bemerkenswert. Denn unter ihm hinweg führt ein künstlicher Abfluß des Sees. Das abgeleitete Wasser wird zur Berieselung von Reisfeldern verwendet. Diese Felder sind terrassenförmig angeordnet, und es sammelt sich das Wasser wieder, um bei Sano, einem kleinen Dorfe, einen Wasserfall zu bilden.

Alle die Gipfel des Hakonegebirges werden vom schneebedeckten Trachytkegel des Fuji überragt. Der Fuji-no-yama, von uns Europäern kurzweg Fuji genannt, ist von 13 Provinzen aus sichtbar. In der Kunst dient das Motiv des Fuji bekanntermaßen als Wahrzeichen Japans. Der Widerschein des Berges im Hakonesee kehrt als Vorwurf japanischer Malereien und Stickereien immer wieder.

Den Fuji im „Schilfsee" sich spiegeln zu sehen, ist ein Anblick, den man für das ganze Leben nicht vergißt. Das Glück war mir besonders günstig gelaunt, und ich konnte den Fuji bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang vom Hakonesee aus erblicken (Abb. 3).

Bei Sonnenaufgang scheint der Berg Funken zu sprühen. Bei Sonnenuntergang aber sendet seine schneebedeckte Kuppe die Strahlen des Himmelslichtes nach allen Seiten weiter. Wie ein dräuendes gen Westen deutendes Flammenzeichen spiegelt er sich alsdann im tiefschwarzen See, bis er in das Dunkel der Nacht versinkt.

Die Verkehrswege von Französisch-Westafrika.

Die schwere Zugänglichkeit Afrikas von der Küste aus gilt auch für das weite, französische Kolonialgebiet l'Afrique Occidentale; es besitzt keine natürlichen Häfen. Der fast ausnahmslos flach in das Meer verlaufende Strand mit seiner gefährlichen Brandung zwingt zu künstlichen, sehr kostspieligen Hafenanlagen. Der Generalgouverneur Roume hob die natürliche Abgeschlossenheit des West-Sudan hervor, als er die Notwendigkeit der Erschließung des Landes vor dem Conseil supérieur begründete und die Mittel hierfür beantragte. Er sagte über seine Lage und Beschaffenheit: Den Zugang vom Meere aus erschwert die Flachküste, die die großen Dampfer zwingt, meilenweit vom Ufer auf offener Reede zu liegen. Ist man in Flachbooten gelandet, so befindet man sich in einem sehr ungesunden Sumpf- oder Sandgebiete. Beim weiteren Vordringen landein stößt man nach 100—200 km auf das zweite, noch schwerere Hindernis, die fast undurchdringliche, ungesunde Tropenwaldzone, die vom Hochlande von Futa Djallon bis zum unteren Niger hin das Landesinnere wie ein dichter Vorhang abschließt. Im Norden schließt die Sahara den Sudan von Nordafrika viel wirksamer ab, als dies ein Wasserozean tun würde. Im Osten geht das Nigergebiet in die menschenleeren Steppen über bis zu den stark bevölkerten Gebieten am Tsadsee. Den einzigen natürlichen Zugang von Westen her bietet der Wasserweg des Senegal, aber auch hier hindert eine unausgesetzt von Nord nach Süd wandernde Sandbarre vor der Mündung die Dampfer oft wochenlang, in den Strom einzulaufen, ehe sie St.-Louis erreichen. Die Stromfahrt aufwärts bis Kayes, etwa 700 km, ist nur in sieben Monaten bei Hochwasserstand in der durch Sandbänke gefährdeten Fahrrinne möglich. Von Kayes aus trennt wieder ein 450 km breites, menschenarmes Zwischenland die Stromgebiete des Senegal und des oberen Niger.

Mit der Inbesitznahme des Gebietes, das viermal größer als Frankreich ist, fiel der Republik die Aufgabe seiner Erschließung und Verwertung zu. Die Lösung ließ sich nur denken durch Anlage von Häfen an den geeignetsten Stellen, durch Bau von Eisenbahnen von diesen Häfen aus, namentlich nach den großen Strömen, durch Verbesserung oder Herstellung ihrer Schiffbarkeit, durch telegraphische Verbindung der besetzten Plätze. So entstanden und entstehen vier Hafenplätze: Dakar südlich Kap Verde für Senegambien, Konakry für Französisch-Guinea, Port-Bouet (Petit Bassam) für die Elfenbeinküste und Porto Nuovo für Dahomey.

Die Entstehung von Dakar (1886) läßt sich auf zwei Gründe zurückführen: auf die Notwendigkeit, hier einen Flottenstützpunkt zu schaffen, und auf den Entschluß, diesen Flottenstützpunkt mit St.-Louis durch eine Eisenbahn zu verbinden und somit den Nachteil der sperrenden Mündungsbarre vor dem Senegal auszugleichen. Der Kriegshafen ist durch die Insel Gorée nach außen geschützt vor Wind und Wetter, seine Anlagen und Befestigungen werden durch das Marineministerium hergestellt, der Handelshafen liegt innerhalb der Bucht, seine Ausbaggerung, die Herstellung der Kais, Anlegestellen, Krähne und Magazine fällt der Kolonialregierung zu. Mit der Bildung des Kolonialstaates l'Afrique Occidentale française wurde Dakar auch zum Sitz des Generalgouverneurs

mit seinem Beamtenstabe bestimmt. Dies ist für die Entwickelung der jetzt schon 25000 Einwohner zählenden Stadt ein mächtiger Antrieb. Um die Gesundheitsverhältnisse des Ortes zu verbessern, die anlegenden Schiffe mit gesundem Trinkwasser zu versehen, wurde eine Quellwasserleitung angelegt, zugleich schüttete man die Sümpfe zu oder trocknete sie aus, legte gute Zugangswege zur Stadt an, versah die Straßen mit Kanalisation und elektrischem Licht und versuchte durch Bewässerung den ertragfähigen Boden der Umgebung zum Gemüsebau herzurichten, um Stadtbewohner und Schiffe mit seinen frischen Erzeugnissen zu versehen. So wird Dakar in seiner kommunalen Einrichtung eine ganz moderne Stadt, die an Krankenhäusern und Schulen alles das den Einwohnern bieten soll, was diese auch in der Heimat zur Förderung ihres leiblichen und geistigen Wohles vorfinden. Dakar soll das Tor für alle Ein- und Ausfuhr nach und vom Norden und Westen der Kolonie werden. Der zweite, im Bau begriffene Hafenplatz ist Konakry, die Hauptstadt von Guinea. Die Losinseln vor dem Eingange trat England an Frankreich ab, auf einer von ihnen erbaut man einen Leuchtturm, während das Hafenbecken auf eine solche Tiefe ausgebaggert wird, daß es die großen Dampfer aufnehmen kann. Die Kosten der Hafenanlagen, Magazine usw. fallen dem Budget der Kolonie Guinea zur Last. Zugleich wird Konakry die Kopfstation der Guineabahn, die das reiche Hochland Futa Djallon und das Gebiet des obersten Niger erschließt und dem Hafenplatz ein ergiebiges Hinterland eröffnet. Der dritte Hafenplatz Port-Bouet (früher Petit Bassam) liegt innerhalb der Ebrie-Lagune. Um dieses Wasserbecken vom Meere aus zugänglich zu machen, mußte man die absperrende Nehrung durchschneiden. Dies gelang 1906 in den noch nicht zureichenden Ausmaßen von 30 m Breite und 4 m Tiefe; die Arbeiten werden aber weiter geführt, wenn sie auch viel Zeit beanspruchen und große Kosten verursachen. Ohne Bahn in das Innere hätte Port-Bouet keine große Zukunft, diese soll sich aussichtsvoller gestalten durch eine Linie, die vorläufig vor der Urwaldzone Halt macht. Der vierte Hafen, Porto Nuovo, soll dem Handel des südwestlichsten Teiles von Dahomey dienen. Von ihm hört man nur wenig, nur daß die von hier ausgehende Bahnlinie dem zahlenmäßigen Voranschlage bisher nicht entspricht. Porto Nuovo, Port-Bouet und Konakry leiden gemeinsam unter den verderblichen Sumpffiebern; man sucht diesem Übelstande durch Trockenlegung der Sümpfe und Regulierung der Küstenflüsse entgegenzuarbeiten. Da, wo dies den gewünschten Erfolg nicht ergibt, sieht man sich zur Verlegung des Sitzes der Kolonialregierung nach höher gelegenen, gesünderen Orten gezwungen. Dies gilt besonders für Porto Nuovo; wahrscheinlich wird die Regierung Dahomeys nach Abomey weit im Innern übersiedeln, um so mehr als Porto Nuovos Handel durch die Nachbarschaft des britischen Hafens Lagos stark beeinträchtigt wird. Man findet also von den vier Hafenplätzen den einen, Dakar, als wichtigsten, als Flottenstützpunkt erster Klasse an der Westküste und als Haupthafenplatz und die drei anderen an der Süd-Guineaküste, um hier örtlichen Zwecken zu dienen. Von ihnen aus gehen Bahnlinien nach dem Innern, und zwar nehmen sie ihre Richtung auf die natürlichen großen Wasserwege des Senegal und Niger, mit Ausnahme der Bahnlinie von der Elfenbeinküste, von Port-Bouet aus, die allein dem Innern des Nigerbogens zustrebt.

Will man die Anlage des Bahnnetzes verstehen, so muß man sich die Ansicht der Kolonialregierung zu eigen machen. Diese sieht in dem oberen Nigerlaufe von Kulikoro bis Kabara in der Nähe von Timbuktu die politische und wirtschaftliche Achse von Westafrika und den Senegal als den natürlichen Zugangsweg nach dem Gebiet. Keiner der zahlreichen Küstenflüsse im französischen Gebiet ist weiter stromauf schiffbar, Wasserstürze, Stromschnellen, ein sehr wechselnder Wasserstand verhindern die Schiffahrt, nur der Senegal und der Niger eignen sich zeitweise und unter Hindernissen zu natürlichen Wasserwegen. Die Senegalmündung wird oft wochenlang durch die Mündungsbarre für größere Dampfer geschlossen; bei Hochwasserstand erreichen sie über St.-Louis das 700 km aufwärts gelegene Kayes; weiter oberhalb verwehren die Wasserfälle von Tufi bei Medina eine Stromfahrt auf dem Oberlauf. Kayes ist also der Endpunkt der Senegalschiffahrt, und zeitlich ist diese auf die Monate vom Oktober bis Mai beschränkt; denn in der Trockenzeit fällt der Wasserstand so bedeutend, daß der Schiffsverkehr gänzlich aufhört. Zudem war dieser sehr gefährdet durch zahlreiche Sandbänke, die Schiffe mußten nachts vor Anker gehen. Dank der mit großen Kosten aufgenommenen Stromregulierung und Aufräumung des Flußbettes bessern sich die Verhältnisse, doch wird der Tiefstand des Stromes während fünf Monaten für die Schiffahrt bis Kayes trotz oberhalb zu erbauender Stauwehre immer ein Hindernis bleiben. 450 km über Land, in der Luftlinie gemessen, trennen Kayes am Senegal von Kulikoro am oberen Niger, wo die Möglichkeit einer durchgehenden Stromschiffahrt beginnt. Der wechselnde Wasserstand überträgt sich auch auf diesen Riesenstrom; zur Regenzeit bedeckt eine einzige, ungeheure, 30000 qkm umfassende Wasserfläche von Diafarabe bis hin zu den Binnenseebecken südwestlich von Timbuktu das sog. Überschwemmungsgebiet, dessen außerordentliche Fruchtbarkeit die des Nillandes übertreffen soll. Diese Fruchtbarkeit bestimmt seine Bedeutung als wirtschaftliche Achse. Die unabsehbare Wasserfläche erschwert den Schiffen das Innehalten der eigentlichen Fahrrinne, wenn sie auch die Unebenheiten des Strombettes ausgleicht. Zur Trockenzeit fallen die Wasser erst langsam, dann schneller, der Strom beschränkt sich auf sein Bett, bald bilden die Niveauunterschiede desselben gefährliche Stromschnellen, die nur die flachgehenden Boote der Eingeborenen überwinden. Trotz dieser Hindernisse gelang es 1902 dem Kapitän Lenfant, einen Verpflegungstransport von Kulikoro abwärts über Kabara bis nach Ssay am unteren Niger zu führen. Seit dieser geglückten Fahrt nahm die Regierung die Stromregulierung, die Beseitigung der Stromhindernisse methodisch unter Aufwendung großer Summen auf, jetzt, d. h. 1906, sollte ein geregelter Dampferverkehr von Kulikoro nach Kabara eingerichtet werden. In 8 bis 9 Tagen hofft man von Timbuktu aus mit dem Dampfer Kulikoro, mit der Bahn Kayes und am Ende Dakar zu erreichen, eine Reise von höchstens 10 Tagen für ein Unternehmen, das bisher große Vorbereitungen, 6 Wochen und viele Kosten beanspruchte. Von Kabara stromabwärts bis zur französisch-britischen Nigeriagrenze findet die Stromschiffahrt auf dem Niger im Bereiche der Flußinseln allerdings auch noch schwere Hindernisse, sie lassen sich aber abschwächen, und Kapitän Lenfant hatte recht, wenn er den Niger eine „Voie ouverte à notre empire africain“ nannte. Die für Handel und Verkehr wichtigste Stromstrecke bleibt der obere Lauf von Kulikoro bis Kabara-Timbuktu; der untere Lauf tritt in seiner Bedeutung für den Kolonialstaat zurück, wenn nicht in späteren Jahren die Dahomey-Bahn Anschluß an den französischen unteren Lauf des Niger findet.

Das Eisenbahnnetz von West-Afrika paßt sich den Wasserwegen an und bietet ihnen den Anschluß an das Meer, um Einfuhr und Ausfuhr zu übernehmen.

Fünf große Bahnen sind im Betriebe oder im Bau. Als die wichtigste Linie ist die von Dakar nach St.-Louis am Senegal zu betrachten, hier tritt der Stromverkehr ein bis Kayes, und mit der Linie Kayes—Kulikoro erreicht man den Niger. Die 262 km lange Bahn Dakar—St.-Louis vermittelt fast den ganzen über See gehenden Verkehr aus dem Senegal- und Nigergebiet. Als man ihren Bau aus zwingenden politisch-militärischen Gründen begann, schätzte man ihre Jahres-Kilometer-Einnahme auf höchstens 1500 Fr., jetzt beträgt sie 10000 Fr. Die Wüste, die sie meist durchzog, ist jetzt von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung besiedelt.

Die 555 km lange Linie Kayes—Kulikoro, die zweite, bildet die mittelbare Fortsetzung der Bahn Dakar—St.-Louis, verbunden mit ihr durch die Stromschiffahrt auf dem Senegal. Ihr Bau wurde fast gleichzeitig mit dem der St.-Louis-Bahn begonnen, doch erst im Dezember 1904 konnte sie in Betrieb gesetzt werden, so sehr verzögerten das Gelände und Kapitalmangel ihre Fertigstellung. 1905 belief sich die Jahres-Kilometer-Einnahme auf 4086 Fr., man erhofft aber ein entsprechendes Wachsen mit dem Eintreten eines geregelten Dampferverkehrs auf dem Niger.

Drittens die Guinea-Bahn. Sie ist über 600 km lang mit ihren Abzweigungen und verbindet den erwähnten Hafen Konakry mit Kurussa am obersten Niger. Vorläufig ist erst die Teilstrecke von Konakry bis Kilometer 154 im Betriebe, hier entstand eine neue Stadt Kindia. Die Bahn soll 1910 ihren Endpunkt erreichen; während sie jetzt schon durch ihre fertige Teilstrecke das Hochland Futa Djallon erschließt, wird sie bei Beendigung des Baues in Kurussa das Gebiet des obersten Nigerlaufes zugänglich machen. Dann ist die schon mehrfach erwähnte Achse von Konakry an der See über Kulikoro nach Kabara eine moderne Verkehrsstraße für Eisenbahn und Dampfer, nur unterbrochen durch die verhältnismäßig kurze, der Verbindung noch harrende Straße Kurussa—Kulikoro. An dieser von Südwest nach Nordost gerichteten, von dem Guineagolf bis zum Scheitel des Nigerbogens reichenden Linie liegen als Hauptstädte der Verwaltungen oder als Hauptstapelplätze Konakry als Hafen, Bammako unfern Kulikoro als Hauptstadt des Militärterritoriums Sénégal et Niger, Timbuktu als Haupt- und Handelsplatz des Territoriums gleichen Namens. Ein Vorteil, der der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung nur förderlich sein kann. Die Kilometer-Jahres-Einnahme auf der fertigen Teilstrecke überstieg den Voranschlag schon bedeutend; die Guineabahn wird sich voraussichtlich sehr gut rentieren.

Die vierte Bahnlinie gehört der Elfenbeinküste zu, sie geht von Port-Bouet aus, war nach den letzten Nachrichten auf 50 km im Betriebe und bis Kilometer 101 abgesteckt, doch trägt man sich mit dem Plane, sie quer durch den Urwaldgürtel hindurch bis nach dem zerstörten Kong weiterzuführen, wo man günstige Verhältnisse für Baumwollkultur zu finden hofft.

Die fünfte, die Dahomeybahn, sollte 1906 den Kilometer 220 erreichen und damit ein Gebiet, in dem starke Viehzucht getrieben wird; auch hier durchschneidet die Bahn Ländereien, in denen sehr gut Baumwolle gedeiht. Obgleich Dahomey als ein von der Natur reich ausgestattetes Land angesehen wird, war die es durchziehende Bahn die einzige, deren Einnahmen nicht den Erwartungen entsprachen. Das liegt zum Teil an dem hohen Frachttarif, den die Baugesellschaft aufgestellt hatte, wodurch ein Teil der Güter von der Bahnbeförderung ausgeschlossen wurde, deren geringer Wert die hohe Fracht nicht tragen konnte. Bei der Besprechung der Stromfahrt auf dem unteren Niger war der Bahnanschluß der verlängerten Dahomeybahn erwähnt. Die Ausführung dieser Absicht steht noch in weiter Ferne. Sie kann dann aber nur dazu beitragen, den französischen Gütertransport auf dem unteren Niger auch auf eine französische Bahn überzuleiten, sie vermag jedoch nicht mehr den deutschen Handelsverkehr in Togo oder den britischen in Nigeria auf französisches Gebiet hinüberzuziehen.

Das sind die Ende 1906 fertigen und im Bau begriffenen Eisenbahnen in Französisch-Westafrika. Ihre Länge beträgt rund 1200 km, die aber bis 1910, spätestens bis 1912, bis auf 2150 km anwachsen werden und fast ausnahmslos gute Aussicht auf gewinnbringende Entwickelung geben, ganz abgesehen von den unabschätzbaren Vorteilen, die sie der Zivilisierung der eingeborenen Bevölkerung und der Sanierung der ungesunden Gegenden bieten.

Dienen Wasserwege und Eisenbahnen dem Personen- und Güterverkehr, so begleitet der Telegraph zu schnellster Nachrichten-Übermittelung wenigstens die letzteren. Eisenbahn und Telegraph sind unzertrennlich verbunden, oft weist aber die Telegraphenlinie den Weg und das Ziel, wohin später der Bahnbau folgt. Alle von der Eisenbahn berührten Orte sind somit telegraphisch miteinander verbunden; von den Hauptlinien gehen Nebenzweige nach Handelsplätzen und Militärposten. Auf nähere Entfernungen tritt schon oft das Telephon in Tätigkeit, und es überspannt ein dichtmaschiges Netz telegraphischer oder telephonischer Leitungen das weite Kolonialgebiet. Mit Timbuktu hatte es im Norden sein bisheriges Ende. Zwischen dieser Stadt und dem Tsadsee, 800 km von ersterer entfernt, liegt der Militärposten Zinder. Hier machte sich seit 1905 eine gewisse Unruhe in der islamitischen Bevölkerung bemerkbar, sie drohte als ein Ausbruch des Panislamismus in eine Überrumpelung der Besatzung auszuarten. Wenn es auch hierzu nicht kam, dank der Entschlossenheit des französischen Kommandanten, so erkannte man doch die große Gefahr, die die von aller Unterstützung abgeschnittene Garnison lief, die nicht einmal Nachricht geben konnte. Hierzu kam die wachsende Bedeutung von Zinder als Ausmündungspunkt des ganzen tripolitanischen Karawanenhandels, der sich hier entweder nach den Tsadseeländern oder nach dem Niger zu spaltet. Schließlich wurde es notwendig, von Zinder aus eine ständige Besatzung nach dem Oasengebiete Bilma zu legen, um die sich hier schneidenden Karawanenwege polizeilich zu überwachen. Diese Gründe bestimmten die Kolonialregierung, das von Timbuktu 800 km entfernte Zinder telegraphisch anzuschließen und zur Ausführung dieses Unternehmens 2 Millionen Fr. bereit zu stellen. Ende 1907 soll diese Arbeit ausgeführt sein.

Mit dem Anschluß von Zinder an das Telegraphennetz von Westafrika verknüpft sich aber die Ausführung eines großartigen, schon lange geplanten Unternehmens, die Legung einer transsaharischen telegraphischen Leitung zur Verbindung von Algier mit Westafrika. Frühere Artikel des Globus berichteten schon über die Expedition des Posten- und Telegraphen-Direktors Etiennot im Jahre 1905, der die zweckmäßigste Linie für die Legung einer Telegraphenleitung quer durch die Wüste ausfindig machen wollte. Ausgangs- und Endpunkt waren in der früheren Endstation Ben Unif der Süd-Oranbahn und in Timbuktu gegeben. Das Ergebnis dieser Erkundungsreise, die zeitlich mit Gautiers Durchquerung der Sahara zusammenfiel, war, daß keine wesentlichen Hindernisse für das Legen einer Telegraphenleitung bestehen, wenn man, die meridionale Lage der Tuat-Oasen benutzend, westlich vom Hoggargebirge bliebe.

Nun ordnete die französische Regierung das Legen der transsaharischen Telegraphenleitung an und berechnete die Kosten auf 2700000 Fr., die von den beiden Kolonialgebieten Algier und Westafrika zu tragen seien. Eine Einigung der genannten Verwaltungsgebiete konnte noch nicht erfolgen, doch glaubte der Generalgouverneur von Algier die Ausführung der Anordnung nicht länger hinausschieben zu sollen. Er beauftragte den Direktor Etiennot, die erste Strecke von Beni Abbas, der bisherigen Endstation des Telegraphen, nach Adrar, einer der Tuat-Oasen, im Herbste 1907 in Angriff zu nehmen. Die Entfernung beträgt 400 km, die Kosten werden auf 3—400000 Fr. berechnet, in drei Monaten glaubt man die Arbeit beendet zu haben. Als Träger der Leitung sollen aufnehmbare Metallmaste benutzt werden. Wenn die Verwaltung von Westafrika noch nicht zur Erledigung des Auftrages schritt, so liegt wahrscheinlich der Grund in der Notwendigkeit, die telegraphische Leitung von Timbuktu nach Zinder der Richtung der transsaharischen Linie anzupassen. Immerhin tritt diese großartige Unternehmung nun in die Wirklichkeit, doch wäre es voreilig, hieraus Schlüsse auf die Ausführung einer transsaharischen Eisenbahn zu ziehen.

Wirft man einen Blick auf die Wasserwege und die sich diesen anpassenden Bahnlinien Westafrikas, so darf man erwarten, daß der Zweck der modernen Verkehrswege, das Land zu erschließen, den Ackerbau und die Industrie in dem bisher halbstarren Lande zu beleben, die Kultur der eingeborenen Bevölkerung zu heben und die bisher so ungünstigen Gesundheitsverhältnisse des Landes zu bessern, wohl erreicht werden wird. Bringt das Seekabel Westafrika in engen Anschluß an die Regierung der Republik, so gestattet der transsaharische Telegraph den Mitteilungsaustausch der beiden Kolonialreiche Algier und Westafrika.

von Kleist, Oberstleutnant a. D.

Die Lage der vulkanischen Ausbruchstellen von 1902 und 1905 auf Savaii.

Matapoo, 4. März 1907.

Durch die Abhandlung des Herrn Prof. Dr. Karl Sapper in Tübingen „Der Matavanuausbruch auf Savaii 1905/06" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1906, S. 684 u. f., ist der neue Vulkan auf Savaii für die Wissenschaft nun endlich getauft worden: Matavanu heißt der neue Vulkan.

Bei dem Vulkanausbruche des Jahres 1902 sowohl, wie bei dem des Jahres 1905 war man in den ersten Tagen nach dem Ausbruche durchaus nicht ganz im klaren darüber, an welcher Stelle des Gebirges er stattgefunden hätte.

Während man aber im Jahre 1905 bereits nach zwei bis drei Tagen festgestellt hatte, daß der Ausbruchsort im Eingange — mata — einer Schlucht — vanu — lag, die Matavanu genannt wird, dauerte es im Jahre 1902 fast einen ganzen Monat, ehe ermittelt werden konnte (ich berufe mich hier auf meinen Bericht im Globus, Bd. 83, S. 108 u. 109), daß der Ausbruch in einer ehemals tiefen, langgezogenen, von Westen nach Osten führenden Versenkung — „To" — stattgefunden hatte, die von den Eingeborenen vanu — Schlucht — und maisu — schwarz, dunkel — daher Vanumaisu genannt wird.

Ich möchte deshalb vorschlagen, den Vulkan von 1902 als den Vulkan Vanumaisu zu bezeichnen und damit zugleich eine gewisse Gleichheit mit dem Vorgehen bei der Benennung des Vulkanes von 1905 herzustellen.

Nun klingt es ja allerdings recht eigentümlich, daß man eine Erhöhung, einen Berg, als Anfang einer Schlucht oder als dunkle Schlucht bezeichnet, aber der Grund, auf dem diese Vulkane stehen, hat schon von alters her diese Namen geführt und sie sind bei den Eingeborenen eingebürgert.

Der Vulkan bei dem Dorfe Aopo auf Savaii, dessen Alter ich auf hundert und einige Jahre schätze, hat keinen speziellen Namen erhalten. Er heißt bei den Eingeborenen Mauga mu oder auch Mauga afi, d. i. „Vulkan".

Alle anderen Vulkane sind benannt.

Wenn ich dem Mauga mu oder Mauga afi im Gegensatze zu anderen Berichterstattern nur ein verhältnismäßig geringes Alter zuerkenne, so gründet sich diese Schätzung auf folgende Umstände: 1. Als ich vor 25 Jahren auf der Insel Savaii eintraf, lebten noch Leute, die von ihren Eltern gehört hatten, wie diese sich des Ausbruches des Mauga mu erinnerten. Diese Leute, die bei meinem Eintreffen noch lebten, sind seit einigen Jahren im ungefähren Alter von 60 Jahren gestorben, in einem Alter also, das nur selten einem Eingeborenen zu erleben beschieden ist. — 2. Als ich bei meiner Ankunft in Savaii (also vor 25 Jahren) das Lavafeld zwischen Aopo und Asau besuchte, war kein Schatten spendender Strauch vorhanden. Das Lavafeld sah genau so aus wie jetzt das Feld, das Salago, Lealatele und die verschiedenen Pflanzungen und Stationen der Fremden begraben hat, aussieht.

25 Jahre haben genügt, um bei Aopo auf dieser kahlen Steinwüste bereits große Sträucher und mitunter auch Bäume hervorzubringen. Eine Schätzung, die mindestens 200 Jahre als Alter jener Lavaflächen annimmt, dürfte auf der Mißdeutung einer samoanischen Überlieferung beruhen: Laulunofovaleane (nach Krämer) hatte eine Tochter Maupeinei. Diese machte der Sage nach eine Reise nach „Fiti" (Viti), wahrscheinlich aber nach Tonga, wo sie von dem Tui Tonga geheiratet wurde.

Als sie Savaii verließ, war die Insel eben und hatte sandigen Strand. Bei ihrer Rückkehr fand die Reisende die Felsenküste vor. Der Wohnort der Maupeinei lag auf der Südseite von Savaii. Daß sie damals auf ihrer Reise die Nordseite gesehen haben sollte, die ganz außer ihrer Route lag, ist unwahrscheinlich. Nun ist aber das Lavafeld auf der Südseite älter als das Lavafeld auf der Nordseite und rührt nicht von dem Ausbruche des Mauga mu her, wenigstens nicht von demselben Ausbruche, von dem die Felsenküste der Nordseite herrührt.

Maupeinei lebte vor acht bis zehn Generationen, die man für Samoa auf je 25 Jahre annehmen kann.

Auf diese Weise kommen allerdings mindestens 200 Jahre für das Alter des südlichen Lavafeldes heraus. Das nördliche Feld ist aber jünger.

Der von K. Sapper erwähnte Bericht des Feldmessers Lammert über seine amtliche Begehung des Vulkangebietes des Vanumaisu von 1902 enthielt die sehr begründete Vermutung, daß die vulkanische Tätigkeit Tendenz zur Ausbreitung nach Osten zeige. Dieser Schluß gründet sich zweifellos darauf, daß östlich von der Ausbruchsstelle die Erdbebenerscheinungen heftiger und häufiger auftraten als westlich davon, und daß östlich von dem Krater (1902) ein großer Riß in der Erdoberfläche sich zeigte, der von dem Meeresstrande zwischen

den Dörfern Safune und Lamauga nach Süden bis auf den Berg Maugaloa sich erstreckte und von dort aus in spitzem Winkel sich wieder nach Norden bis zum Meeresufer hinzog. Der Riß verursachte einen von dem Meere aus erkennbaren Abrutsch vom Maugaloaberge.

Ferner waren in dem östlich von der Ausbruchsstelle des Jahres 1902 gelegenen Gelände von Safune bis Lafotu mehrfach Einbrüche in der Lagune festgestellt worden. Westlich von der Ausbruchsstelle waren dagegen keine derartigen Erscheinungen zutage getreten.

Wenn Lammert nun als das Zentrum der vulkanischen Tätigkeit den Maugaloa ansah, weil die Erdspalten sich auf ihm in einem Winkel vereinigten, so scheint er hierbei ganz logisch geschlossen zu haben, wie die Tatsachen bewiesen haben.

Daß aber ein neuer Ausbruch nicht gerade auf der Maugaloaspitze, also an der relativ stärksten und widerstandsfähigsten Stelle der Erdrinde, sondern mit größerer Wahrscheinlichkeit an einer Seite des Berges oder in einem der vielen und tiefen Ravins der Ost-, Südost- oder Südseite des Bergkomplexes des Maugaloa, also an einer relativ dünnen und widerstandsunfähigeren Stelle der Erdkruste stattfinden könnte, darüber ist wahrscheinlich weder Lammert noch sonst jemand im unklaren gewesen. Tatsächlich hat dann ja auch, wie bekannt, die Eruption in einem dieser tiefen Einschnitte stattgefunden, der zuzeiten auch als Wasserlauf diente.

Auch heute noch hat sich in der Tätigkeit des Matavanu nichts geändert. Die Lava fließt zwar nicht über den Kraterrand, wohl aber durch tiefer gelegene Öffnungen unterirdisch nach Osten hin, um sich dort, wo etwa das Riff des Dorfes Tuapaipai gewesen ist, in das Meer zu ergießen.

Im Meere fließt die Lava teils nach Osten, teils nach Westen hin an der Küste entlang ab. Doch der größere Teil der Lava strömt senkrecht zur Küste in das Meer, wo sie verschwindet.

Bei Vergleich der an der Küste sich ergießenden Lavamengen und der Quantität der Lava, die sichtbar den Ausflußstellen des Matavanu entströmt, kommt man leicht zu der Überzeugung, daß es höchst unwahrscheinlich, ja ganz unmöglich ist, daß diese gleichzeitig an der Küste sich ergießenden Mengen auch gleichzeitig im Kratermunde Platz gefunden haben sollten. Die Frage, ob der Lavastrom auf seinem Wege zur Küste, der wegen der bereits erkalteten, ihn überbrückenden Lavadecke nicht kontrollierbar ist, nicht aus irgend einer noch nicht bekannten Eruptionsöffnung oder Spalte Lavazufluß erhält, hat noch nicht ergründet werden können.

Höchst interessant ist es, zu beobachten, in welcher Weise bei vulkanischen Ausbrüchen Neuland entstehen kann. Seit dem Erkalten der Lava bei Saleaula ist durch Strömung und Seegang auf eine Entfernung von etwa 1 km das die Lagune begrenzende Riff in eine langgestreckte Landzunge verwandelt worden. Die zu feinem, glitzerndem schwarzen Sande beim Erguß ins Meer zerstäubte Lava ist in diesem Zustande auf das Riff gespült. Durch heftigeren Seegang sind dann kleinere und größere Steine hinaufgeworfen worden und gaben der neuen Formation eine größere Konsistenz. Die neue Landzunge befindet sich jetzt dem Dorfe Safai gegenüber und zeigt die Neigung, sich der Küste zu nähern.

Der Zugang des noch erhaltenen Teiles des Dorfes Saleaula zum Meere ist nur bei dem Dorfe Safai möglich.

Die Lagune zwischen den Dörfern Safai und Saleaula wird auf diese Weise allmählich zum Binnensee. Der östliche Teil der Lagune hat jetzt schon süßes Wasser, da überall unter der neugeformten und erkalteten Lava Quellen sich gebildet haben, die gutes, kühles Trinkwasser liefern.

W. von Bülow.

Kleine Nachrichten.

— Mitteilungen über das Tsadseebecken und über das System des Bahr el-Ghasal gibt Leutnant Freydenberg im Märzheft von „La Géographie“ (mit zwei Kartenskizzen). Freydenberg ist einer der Offiziere der in Kanem stehenden französischen Truppenabteilung unter Kapitän Mangin, dessen interessante Züge bis Borku im Globus (Bd. 91, S. 244) bereits kurz erwähnt wurden. An einigen von ihnen hat Freydenberg teilgenommen, außerdem hat er die Nordhälfte des Tsadsees befahren. Nachtigal hatte Borku für eine Mulde erklärt, die früher vom Tsadsee durch den Bahr el-Ghasal mehr oder weniger mit Wasser gefüllt worden sei. Die Eingeborenen versicherten, daß das Tsadseewasser den Bahr el-Ghasal hinaufginge. Er verwies dazu auf die Konstanz des Salzgehaltes des Tsad inmitten einer Gegend, wo die Auswitterung von Natronsalzen allgemein verbreitet ist. Freydenberg bestätigt die Tatsache, daß zur Schwellzeit das Wasser des Tsad im Bahr el-Ghasal gegen Borku vorrückt, will darin aber keinen Abfluß, sondern nur die Wirkung der Überschwemmung sehen. Dieses bestätige die von ihm im Mai 1905 (also zur Zeit des höchsten Wasserstandes im Tsad) beobachtete Tatsache, daß die im Bett des Bahr el-Ghasal gegrabenen Brunnen ein deutliches Abfließen nach dem Tsad zeigten. Schnecken, die auf den Kiesbänken unter den Sanddünen gefunden wurden, kommen von Formen in fließendem Wasser her. Die Gesteine sind fortgerollter Chalcedon und Sandstein. Beides findet sich nicht am unteren Schari oder in der nächsten Umgebung des Sees als anstehendes Gestein. Man muß also annehmen, daß diese Gesteinstrümmer aus den oberen Teilen der Betten des Egueï, des Toro und des Dschurab hergekommen sind und die Produkte der Denudation sind, der das Gebirgsmassiv von Tibesti unterlag, dessen Südabhänge noch ganz unbekannt sind. Alles dieses spräche nach Freydenberg dafür, daß der Tsad seit alter Zeit das Reservoir auch für den Nordosten gewesen ist, nicht dafür, daß er umgekehrt nach Nordosten entwässert hat. Der von Nachtigal weiter betonte Grad der Süßigkeit des Tsadseewassers ist nach Freydenberg nur relativ. Das Wasser ist salzig, zur Schwellzeit aber erhält es so viel süßes Wasser, daß der Natrongeschmack wenig wahrnehmbar ist. Der Umstand, daß der Salzgehalt des Tsad, trotzdem er keinen Abfluß hat, konstant ist, erklärt Freydenberg damit, daß seine Zuflüsse ihm wenig oder gar kein Natron zuführen und daß dieses sich nach dem Zurücktreten des Hochwassers in den Sümpfen schnell kristallisiert. Er schließt: Nordwest-Tibesti schickte sein Wasser zum Becken von Kanar (Bilma); Süd-Tibesti, Borku und Wadai zum Tsad. Vermutlich standen diese beiden Becken einmal in Verbindung derart, daß der Schari sich in das nordafrikanische Binnenmeer ergoß, dessen Kalkablagerungen man bei Tessaua in Damergu und südlich von Bilma antrifft. Die Frage, wie weit es nach Osten reichte, kann nur durch Untersuchungen in Tibesti entschieden werden.

— Über seinen Wüstenmarsch vom Tuat nach Taodeni im Frühjahr und Sommer 1906, der im Globus, Bd. 90, S. 195 erwähnt wurde, berichtet Oberstleutnant Laperrine ausführlicher im „Bull. du Comité de l'Afrique française“ für April d. J. unter Beigabe einer vorläufigen Kartenskizze. Für Anfang Mai 1906 war zwischen Laperrine und dem Kommandanten von Timbuktu ein Zusammentreffen von Truppenabteilungen aus dem Tuat und aus Timbuktu in Taodeni verabredet worden. Die Tuatabteilung führte Laperrine selbst, die Nigerabteilung Kap. Cauvin. Das Zusammentreffen fand auch statt, doch mit Verspätung und nicht in Taodeni,

sondern beim Brunnen El-Gettara, 100 km südöstlich von Taodeni; ferner war der zweite Beteiligte nicht Cauvin, der Taodeni aus Nahrungsmangel bald hatte verlassen müssen, sondern ein von ihm südostwärts ausgesandter Offizier, Lt. Cortier. Über Cortiers Erlebnisse und Beobachtungen ist im Globus, Bd. 91, S. 93 berichtet worden.

Laperrine hatte versuchen wollen, von Adghar auf der jetzt verlassenen direkten Karawanenstraße, die eine südwestliche Richtung einschlägt, Taodeni zu erreichen, aber keine Führer finden können. Er war daher genötigt, zunächst nach Insise zu marschieren und von da in weitem südlichen Bogen über Ilafok, Sunfat, Aschurat (20° 30′ nördl. Br., 1° 20′ westl. L.) und Inischaig (Cortiers Route) gegen Taodeni vorzudringen. Hieraus erklärt sich die Verspätung. Laperrine war am 26. März mit 6 Europäern, 85 Mann der Eingeborenentruppen, den erforderlichen Kamelen und Lebensmitteln für 90 Tage von Adghar aufgebrochen und am 28. Mai in Taodeni angekommen. Einige Kamele waren verloren gegangen infolge der Strapazen, doch konnte er den Verlust in Taodeni zur Not ersetzen. Hier fand er zwei Scherifs aus Arauan und einen Taodeniter, die das Wagnis unternehmen wollten, ihn auf der erwähnten direkten Straße nach Adghar zurückzubegleiten. Am 1. Juni verließ Laperrine Taodeni; bis zum 1. Juli hoffte er die 600 km lange Strecke zurückgelegt zu haben, doch langte er erst am 9. Juli in Adghar an, nach einem an furchtbaren Strapazen und Entbehrungen reichen Marsch, der den Kamelbestand stark gelichtet und die Expedition an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Zwei Mann erlagen den Folgen. Die Gefährlichkeit der Strecke, die Laperrine trotzdem dem Karawanenverkehr wieder zu eröffnen hofft, besteht im teilweisen Mangel ausreichender Kamelweiden und der Spärlichkeit oder dem schlechten Zustande der Brunnen. Ausreichendes und gutes Wasser liefern nur die beiden Brunnen Bir Deheb und Bir el-Hadschadsch (300 bzw. 500 km von Taodeni entfernt). Der Taodeni zunächst liegende Brunnen El-Biar (50 km) ist fast völlig versiegt. Der Brunnen Tinhaia (200 km von Taodeni) hat ein fürchterliches Naß, das wie Seifenlauge schmeckt und sämtliche Mitglieder der Expedition auf mehrere Tage — eins für 30 Tage! — unförmlich anschwellen machte, und der Brunnen Hassi-uld-Brini (350 km von Taodeni) hat nur spärliches und salziges Wasser. Laperrine hat indessen Schritte getan, die Wasserverhältnisse auf dieser Strecke zu verbessern.

— **Flußreisen im Südwesten von Niederländisch-Neuguinea.** Das Hinterland der Südwestküste von Niederländisch-Neuguinea zwischen der Pisangbai und der Prinz Friedrich Heinrich-Insel war bisher gänzlich unbekannt. Zwei in die Ostbai, etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Punkten, mündende Flüsse, den Süd- und den Nord-Utumbuwe, hat in der Zeit vom 6. bis 25. Oktober 1906 der holländische Regierungsdampfer „Valk" ziemlich tief landeinwärts befahren und erforscht, nachdem auf einer früheren Reise ihr Mündungsgebiet untersucht worden war. Eine allgemeine Beschreibung der Reise (mit Karte in 1 : 300 000 und Abbildungen) hat der Kommandant des „Valk", J. H. Hondius van Herwerden, in der „Tijdschrift v. h. Kon. Ned. Aardr. Genootschap", 1907, Heft 2, veröffentlicht, und ein anderer Teilnehmer, der Assistent-Resident in Merauke, R. L. A. Hellwig, hat daran einige weitere Bemerkungen angeschlossen. Die Endpunkte der Fahrt liegen in der Luftlinie etwa 90 bis 95 km von der Küste entfernt, der auf dem Südfluß unter 5° 15′ südl. Br. und 138° 50′ östl. L., der auf dem Nordfluß unter 4° 52′ südl. Br. und 138° 44′ östl. L. Auf dem Südfluß konnte der Dampfer 80 km weit vordringen, die Dampfschaluppe von 1,2 m Tiefgang noch weitere 37 km; auf dem Nordfluß sind die Entfernungen 98 bzw. 34 km. Die Ufer sind mit dichter Vegetation bedeckt, doch fehlen hier die ausgedehnten Alang-alang-Flächen und Eukalyptuswälder, die für die Südküste Neuguineas sonst charakteristisch sind. Das Gelände an den Unterläufen ist niedrig und sumpfig, weiter landeinwärts wird es höher, am obersten Laufe des Nordflusses 3 bis 4 m hoch. Hier fand man auf den Kiesbänken Geröll und Stücke einer schlechten Steinkohle, die gerundet und offenbar vom Flusse aus dem Innern hergeführt worden waren. Auf die dortigen Bergkämme, deren Entfernung vom Endpunkte der nördlichen Reise auf 60 bis 80 km geschätzt wurde, hatte man häufig einen Ausblick. Die innersten Ketten sollen Schneeberge tragen. Die Gegend scheint ziemlich dicht bewohnt zu sein. Am Ufer, gewöhnlich an den Mündungen von Nebenflüssen, sah man zahlreiche Dörfer, mehrere von 40 bis 50 Hütten. Auch traten die Reisenden oft mit deren Bewohnern in Berührung. Diese gaben Zeichen des Erstaunens oder Schreckens, schlugen mit den Rudern gegen ihre Kanus, stießen ein betäubendes Geschrei aus und bliesen Asche und Kalk aus ihren Blasrohren, ergriffen aber nicht die Flucht. Nach einigem Zögern kamen sie mit ihren Kanus näher, und es entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel; die Eingeborenen boten unter anderem Lanzen und Dolche aus Kasuarknochen an. Sie benahmen sich, obwohl bewaffnet, stets friedlich, doch habsüchtig und überlästig. Einmal näherten sich dem „Valk" in 25 Kanus gegen 240 Mann mit solchem Ungestüm, daß der Kommandant es für nötig fand, einige Schüsse in die Luft abzugeben, worauf sie zurückruderten. Es scheint sich überall um einen und denselben Stamm zu handeln, der sich aber im Äußeren und in der Sprache von den Kaja-Kaja der Südküste unterscheidet. Der Wuchs ist weniger hoch als bei diesen, doch kräftig und schlank. Die Haare werden sehr kurz getragen. Die Männer tragen nur Federn und geflochtene Armbänder, die Frauen Schamschürzen. Die Häuser haben nur einen Raum und beherbergen meist mehrere Familien. Sie ruhen auf oft 3—4 m hohen Pfählen. Der Raum unter ihnen ist durch horizontal befestigte Baumstämme geschlossen. An den Enden der Dörfer sieht man 4 bis 5 m hoch angelegte Beobachtungsposten. Zweimal sah man an Pfählen befestigte Köpfe, was beweisen dürfte, daß die Eingeborenen Kopfjäger sind. Der Lebensunterhalt wird erworben durch Bereitung von Sago, Kasuarjagd und Fischfang; dieser wird durch Absperren der Krieks und mit Wurfspeeren betrieben. Einmal wurde ein Albino gesehen.

— **Dr. v. Zahn**-Berlin hatte beabsichtigt, eine Reise ins Pontische Gebirge zu unternehmen, und zu diesem Behuf umfassende Vorstudien über das östliche Kleinasien und Armenien begonnen. Da die Reise infolge widriger Umstände aufgegeben werden mußte, hat er die Resultate der Studien benutzt, um unter dem Titel „**Die Stellung Armeniens im Gebirgsbau von Vorderasien usw.**" (Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde zu Berlin, Heft 10, 1906) eine Zusammenfassung dessen zu geben, was uns über den Zusammenhang des iranischen und kleinasiatischen Gebirgssystems, die in Armenien zusammentreffen, bekannt ist. Er ist dabei zum Teil zu eigenen, von den seitherigen abweichenden Ansichten gekommen, indem er bestreitet, daß ein bogenförmiger Übergang der iranischen in die taurischen Züge, wie sie z. B. Edmund Naumann annahm, stattfindet. Im Anschluß an M. Friederichsen teilt er Armenien in drei Teile, einen östlichen mit iranischer, einen westlichen mit vorherrschend taurisch-kleinasiatischer Richtung und einen zentralen mit Vulkankegeln und vulkanischen Hochflächen, aus denen der Aghri-Dagh mit iranischer Richtung auftaucht. Nach Zahns Meinung findet ein einfaches Aneinandertreten der östlichen und westlichen Richtungen ohne Umbiegung ineinander statt, jedoch mit Beeinflussung der östlichen Gebirge. Die Eigenschaft des armenischen Taurus als bogenförmigen Kettengebirges wird verneint und diese Erhebungslinie als Stufenrand einer Scholle angesehen. Damit in Verbindung versucht er eine Reihe anderer Bruchlinien in Armenien zu konstatieren; auf einen Zusammenhang mit ihnen weist die Anordnung der Vulkane hin. Gr.

— **Richard Stechele** hat (Münchener Geographische Studien, 20. Stück) die Nachrichten zusammengestellt, die wir über die eigentümlichen „**Steinströme" auf den Falklandinseln** erhalten haben. Nach kurzen Bemerkungen über die geographischen Verhältnisse der Falklandsinseln im allgemeinen und einer Beschreibung der „Stone Rivers" diskutiert er in ausführlicher Weise alle Möglichkeiten ihrer Entstehung. Nach seiner Ansicht hat der Erklärungsversuch Wyville Thomsons die größte Wahrscheinlichkeit für sich, nach dem die Blöcke, die zusammengehäuft die Stone Rivers geben, infolge der Verwitterung an den Höhen abbrechen und dann ganz allmählich zur Tiefe transportiert werden. Der Torfboden, auf dem die Blöcke lagern, dehnt sich beim Feuchtwerden aus, so daß die Blöcke ein Stückchen abwärts rutschen, wird er aber wieder trocken und zieht sich dabei zusammen, so ist er nicht imstande, die riesigen Blöcke wieder in ihre frühere Lage zu heben. So kommen sie ganz langsam in die Täler und häufen sich dort zu den riesigen Blockmassen, deren Oberfläche meist nur geringe Neigung — 2 bis 3° — zeigt. Nach dieser Erklärung würden die Steinströme demnach eine Abart der sog. „Felsenmeere" darstellen. Gr.

— **Aus dem vulkanischen Gebiet**, das sich dem Kamerungebirge nord- und nordostwärts anschließt, berichtet Dr. **Paul Rohrbach** in einem Briefe an die Berliner Gesellschaft für Erdkunde („Zeitschr." 1907, S. 254) einige Einzelheiten. Er war im Januar d. J. auf dem Wege von Duala über Mundame und Bagam nach Bamum. Bei Bagam,

südöstlich von Bamenda, stieß Rohrbach auf „ein Vulkangebiet großen Stils“. Etwa halbwegs zwischen Bamenda und Bagam verzeichnen unsere Karten den Mutigebirgsstock, und hier hat Rohrbach einen, wie er glaubt, bisher unbekannten Kraterberg erstiegen. Er sagt: „Beim Anmarsch auf den Berg merkt man allmählich, daß er hauptsächlich deshalb so hoch erscheint, weil er auf einer langsam ansteigenden, breit und massig ausladenden, stark zerfurchten Bodenanschwellung aufsitzt. Am Fuße des eigentlichen „Berges“ angekommen, wo der Aufstieg zu der steil geböschten Höhe beginnen sollte, sieht man sich plötzlich vor einem gewaltigen, bis auf eine breite Ausführungsschlucht geschlossen umwallten Kraterkessel, der in jene allmählich erstiegene breite Bodenanschwellung — in Wirklichkeit den unteren breit ausladenden Teil des Aufschüttungskegels — eingesenkt ist. Der mittlere Durchmesser des Kraters beträgt 1000—1200 m nach Schätzung. Der eigentliche Wall dieses Kraters ist auf etwa $^2/_3$ seiner Erstreckung anscheinend zusammengebrochen, und die Massen sind dabei offenbar hauptsächlich nach außen gestürzt, da der Krater nicht verschüttet, der eigentliche große Aufschüttungskegel aber, wie gesagt, namentlich nach der Seite des Zusammenbruches hin sehr unregelmäßig gestaltet ist. Der kleinere Teil der einstigen sehr hohen und nach innen steil geböschten Kraterumwallung ist aber stehen geblieben, und dieses stehen gebliebene Stück Kraterwall, dessen konkave Seite nach Bagam hin gewendet ist, ist augenscheinlich der Mutiberg der Karte.“ Rings um den Hauptkrater liegen „massenhaft“ kleinere Kraterbildungen. Weiter nördlich setzt sich die Vulkanlandschaft weit fort, und wir besitzen darüber auch schon Mitteilungen. — Ob Rohrbach diesen Krater als erster gesehen hat, steht dahin. Im Jahre 1905 hat Hutter das Mutigebirge durchstreift, und es ist kaum denkbar, daß ihm der Krater entgangen sein sollte. Wenn aber auch Rohrbach ihn als erster gesehen haben sollte, so war es überflüssig, den Mutikrater noch besonders zu taufen („Delbrückkrater“); es genügt, wenn ein Krater nach dem Namen des Berges benannt wird, den er krönt, es sei denn, daß kein Berg vorhanden ist.

— Als im Jahre 1901 A. B. Meyer und O. Richter ihre Abhandlung über die im ostasiatischen Archipel bei den Eingeborenen vorkommenden Messinghelme, Panzer und Schilde veröffentlichten, waren sie noch völlig im Unklaren über die Herkunft dieser Waffen. Daß sie europäischer Abkunft waren, erkannte man auf den ersten Blick — aber von welcher Nation stammten die Urbilder, die seit Alters in Indonesien bekannten Messinghelme? Jetzt ist diese Frage durch Baron van Hoevell in Leiden gelöst worden (Internat. Archiv für Ethnographie, Bd. 18, S. 95). Danach hat schon im Jahre 1599 Heemskerk, wie sein Tagebuch bezeugt, auf der Insel Contor ein Warenhaus mit Tauschmitteln für die Eingeborenen errichtet, das ganz neue Dinge in den Archipel brachte: Nürnberger Waren, Messer, Glaswerk, Sturmhauben, Brust- und Rückenharnische, Kettenpanzer, Scharlachstoffe usw. Daraus geht hervor, daß die Holländer und nicht die Portugiesen dorthin die Modelle für die später von den Eingeborenen nachgeahmten Schutzwaffen gebracht haben.

— Über die Kunst des Einbalsamierens der Leichen im alten Ägypten hat Elliot Smith, Professor der Anatomie an der Medical School zu Kairo, in Bd. V, Heft 1 der „Mémoires présentés à l'Institut égyptien“ eine interessante Arbeit veröffentlicht. Für seine Untersuchungen standen ihm unter anderem 44 Priester- und Priesterinnen-Mumien aus der Zeit der 21. Dynastie (11. Jahrhundert v. Chr.) zur Verfügung. Um diese Zeit hatte die Kunst der Mumienherstellung, die in Ägypten spätestens unter der 17. Dynastie (17. Jahrhundert v. Chr.) aufkam und bis etwa 600 n. Chr. geübt wurde, ihre Blüte erreicht, weil man damals auf die Konservierung der Haut und die Sicherung der natürlichen Form des Körpers das größte Gewicht legte. Es wurde damals die Methode des Füllens oder Stopfens eingeführt, um das Einschrumpfen des Fleisches und die Verdrehung des Körpers zu verhindern, Mißstände, die die Arbeiten der älteren Technik verunzierten. Das Fleisch wurde ersetzt, indem man es unter der Haut durch dauerhaftes Material, wie Lehm, Sand oder Sägespäne, ersetzte, oft unter Beimengung wohlriechender Substanzen. Später wurde diese Ausstopfungsmethode wieder verlassen und versucht, durch Einwickeln der Glieder und des Körpers in Bandagen dessen äußere Gestalt zu sichern. Noch später wurden Verdrehungen durch Anwendung von Pech und Bandagen verhindert. Herodot hatte geschildert, wie das Gehirn der Leichen durch eine kleine künstliche Öffnung im Dach der Nasenhöhle herausgezogen wurde. Das ist für unglaublich, weil unpraktisch, gehalten worden. Smith aber fand an allen Mumien der 17. und späteren Dynastien, daß Herodot recht unterrichtet worden war. Die Einbalsamierung ging in folgender Weise vor sich: Zunächst wurden durch eine Öffnung an der linken Seite die Eingeweide entfernt, wobei aber das Herz stets drinnen gelassen wurde. Dann wurde die Leiche 30 bis 40 Tage lang in Salzwasser gelegt, während man die Eingeweide durch ein ähnliches Mittel in den vier „kanopischen Vasen“ präservierte, von denen jede einem der vier Kinder des Horus geweiht war. Endlich wurde die Leiche, die nun stark zusammengeschrumpft war, aus dem Salzbade genommen und gefüllt, und zwar in einer Weise, daß man mit Smith den alten Ägyptern sehr beträchtliche Kenntnisse vom Bau des menschlichen Körpers zuschreiben muß. Beendet wurde das Ausstopfen, indem man den Inhalt der vier „kanopischen Vasen“ in vier Päckchen in gewisser Reihenfolge wieder in die Körperhöhle einführte. Jedes Päckchen schloß das Bildnis eines der vier Horuskinder ein. Über die Verteilung dieser Bilder auf die vier Päckchen hatte T. J. Pettigrew bestimmte Angaben gemacht, die Smith nach seinen Befunden aber nicht durchweg bestätigen konnte.

— Zu einem wichtigen Handelsplatz Sibiriens scheint sich die am Ob und an der großen sibirischen Eisenbahn liegende Stadt Nowo-Nikolajewka zu entwickeln. Sie hat nach einem Bericht des österreichisch-ungarischen Generalkonsuls in Moskau („Österreichische Monatsschrift für den Orient“, April 1907) in letzter Zeit erhöhte Bedeutung gewonnen und macht dem bisherigen Handelszentrum Sibiriens, Omsk, starke Konkurrenz. An der Eisenbahn und im Mittelpunkt einiger Wasserwege gelegen, bildet Nowo-Nikolajewka auch den Durchgangspunkt für die Karawanen aus der Kirgisensteppe, und auch der Altai gravitiert dorthin. Einstweilen äußert sich die Bedeutung von Nowo-Nikolajewka hauptsächlich im Rohwarenhandel, und in der Saison 1906/07 sollen die ausländischen Kommissionäre ihre Einkäufe zum überwiegenden Teile dort besorgt haben. Nach Ausbau der geplanten Verbindungsbahn zwischen der großen sibirischen Eisenbahn und den mittelasiatischen Eisenbahnlinien, deren Ausgangspunkt Omsk bilden würde, könnte dieses allerdings den Handel von Nowo-Nikolajewka wieder an sich reißen.

— Der Geolog Karl Ludolf Griesbach ist am 15. April in Graz gestorben. Geboren war Griesbach am 11. Dezember 1847 in Wien, wo er auch studierte. Er siedelte nach Beendigung seiner Studien nach England über und hat sein Wissen und Können vorzugsweise in dessen Diensten verwendet. Seit 1878 gehörte er der indischen Geological Survey an, deren Direktor er 1894 wurde. 1903 trat er in den Ruhestand, worauf er in die Heimat zurückkehrte. Griesbachs geologische Forschertätigkeit betraf vornehmlich Afghanistan. Er besuchte es zum ersten Male während des Afghanenkrieges 1880, später, 1884—86, mit der afghanischen Grenzkommission und zum dritten Mal als Berater des Emirs 1888—89. Seine Mitteilungen bilden noch heute die einzige Quelle für die Kenntnis der Geologie großer Teile jenes Landes.

— Dr. Emil A. Goeldi hat die Leitung des nach ihm benannten Staatsmuseums in Pará niedergelegt, und sein bisheriger Mitarbeiter Dr. J. Huber, der der botanischen Abteilung vorstand, ist sein Nachfolger geworden. Goeldi, der Zoologe ist, hat mit hervorragendem Erfolge nahezu ein Vierteljahrhundert an der Spitze dieses „Goeldi-Museums“ gestanden und ihm einen Weltruf verschafft; ebenso sind dessen verschiedene Veröffentlichungen als wertvoll anerkannt. Die Staatsregierung von Pará macht in einem gedruckten Schreiben, das uns zugegangen ist, auf den Wechsel in der Leitung aufmerksam und hebt Goeldis Verdienste hervor.

— Eine nachgelassene umfangreiche Arbeit des Missionars Edmond Perregaux über die Aschanti, betitelt „Chez les Achanti“, bringt auf S. 1 bis 312 der kürzlich erschienene 17. Band des „Bull. de la Société Neuchâteloise de Géographie“. Sie geht unter Mitteilung zahlreicher Abbildungen auf alle Lebensverhältnisse, auf die materielle und geistige Kultur des Volkes ein und bringt viele Fabeln, Erzählungen, Sprichwörter u. dgl. Perregaux, der der Basler Mission angehörte, war am 6. Februar 1868 in Neuchâtel geboren und seit 1891 an der Goldküste tätig, zunächst mit seinem Oheim, dem bekannten und ebenfalls um die Kunde Aschantis hochverdienten Missionar Fritz Ramseyer in Abetifi, später in Kumassi. Hier ist er am 14. Oktober 1905 gestorben an den Folgen einer beschwerlichen Reise ins Innere. Perregaux war einer der besten Kenner des Aschantivolkes; außer seiner vorliegenden letzten Arbeit finden sich andere in den früheren Bänden derselben vortrefflichen Zeitschrift.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 68. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 21. BRAUNSCHWEIG. 6. Juni 1907.

Die Wirkung des Indianerbogens.

Von Hauptmann a. D. Dr. Georg Friederici.

Die wirksamste und am weitesten verbreitete Fernwaffe des primitiven Amerika war der Bogen. An den wenigen Stellen, wo er fehlte, wurde er teils durch Wurfvorrichtungen für den Speer oder auch wohl durch die Schleuder nur unvollkommen ersetzt, so auf den Bahama-Inseln, Haiti und Kuba; teils fand er in dem Wurfbrett einen recht guten Ersatz, so in weiten Gebieten Südamerikas und Teilen Mittelamerikas [1]).

Von dem Augenblicke an, wo die Franzosen, Engländer und Holländer anfingen, einen gewissenlosen Waffenhandel und -schmuggel in Amerika zu treiben, begann die Verdrängung des Bogens durch die europäischen Feuergewehre. Es war nicht sowohl die häufig mehr wie zweifelhafte Überlegenheit jener unvollkommenen Musketen über Bogen und Pfeil an sich, was diese Umbewaffnung einleitete, sondern der Schrecken, den jede neue technische Erfindung auf dem Gefechtsfelde auslöst. Das Feuern, Rauchen und Knallen der Flinten verursachte Bestürzung und abergläubische Furcht; nach den ersten sitzenden Kugeln war Flucht und Panik gewöhnlich allgemein. Sich in den Besitz dieser Schrecken bringenden Werkzeuge zu setzen, machte den Erwerb einer Feuerwaffe so erstrebenswert für den Indianer; sie machte ihn von vornherein dem Bogenschützen überlegen und gab ihm dem Europäer gegenüber das Gefühl der Gleichwertigkeit wieder, das ihm der stumme Bogen versagt hatte.

Ein zweiter Vorzug der Muskete war der, daß man etwas mehr Munition mitschleppen und diese nicht so schnell verschießen konnte; aber dieser an sich schon sehr zweifelhafte Vorteil wurde für den Indianer durch die Unmöglichkeit des Munitionsersatzes im Kriege mehr wie aufgehoben. Im übrigen gab es nur Nachteile: Die alten Büchsen waren entsetzlich schwer, ihre Treffgenauigkeit war sehr mäßig und ihre Anfangsgeschwindigkeit so gering, daß man Brandpfeile aus ihnen abschießen konnte. Besonders in tropischen Gegenden litten sie stark unter den Witterungseinflüssen, und der geringste Schaden am Mechanismus machte die Waffe für den Eingeborenen unbrauchbar, da er nicht in der Lage war, ihn zu reparieren. Selbst viele unter den Conquistadoren zogen daher eine Armbrust der Muskete vor. Balboa sagt es ausdrücklich, und noch im 18. Jahrhundert stellt Byrd die Überlegenheit des Bogens fest. Bis zur Erfindung der Hinterlader war ein guter Indianerbogen tatsächlich dem Durchschnittsgewehr an Leistungen überlegen. Wenn die Bogen führenden Indianer ihren Aberglauben überwanden, so sahen sie auch häufig die Lage der Dinge ein: „sie machen sich über unsere Musketen lustig“, sagt Cabeza de Vaca, und noch im 19. Jahrhundert führten die Indianer der Plains Bogen und Pfeil neben ihren Flinten mit sich, um beim Versagen der letzteren nicht waffenlos zu sein [2]).

Hatte man jedoch einmal die Feuerwaffen angenommen, so war ein Aufgeben selbst bei später kommender besserer Einsicht nicht mehr möglich. Ihr Hauptvorteil, ihr moralisches Gewicht, blieb, und von ihren Nachteilen wurde der größte Teil im Laufe der Jahre und Jahrhunderte durch die fortschreitende Technik beseitigt. Für die Indianer war es viel bequemer, beim Händler Blei und Pulver gegen Pelze umzutauschen, als sich der unendlich mühseligen Arbeit des Pfeil- und Bogenmachens hinzugeben. Sie verlernten diese Technik ebenso schnell, als ihnen bei mangelhafter Übung die Fähigkeit verloren ging, einen starken und sicheren Bogenschuß abzugeben.

Der indianische Bogenschütze suchte in der Hauptsache auf folgende Weise zu wirken: einmal durch die Durchschlagskraft seines Geschosses, dann durch besondere Geschoßwirkung der Pfeilspitze und schließlich durch Schußgeschwindigkeit. Gegen diese drei Wirkungsarten wendete der Indianer als Angegriffener Schutzmaßregeln an, die natürlich ihrerseits wiederum zur Folge hatten, daß man die Wirkung zu vervollkommnen suchte.

Die Durchschlagskraft des Geschosses hängt in erster Linie von dem Gewicht, d. h. von der Stärke des Bogens ab. Es ist bekannt, welchen hohen Wert bogenschießende Völker auf die Fähigkeit legten, einen starken Bogen handhaben zu können. Den Bogen des Odysseus zu bespannen, war die den Freiern der Penelope gestellte Preisaufgabe, und Ibn Batutah erzählt, daß der Sold der

[1]) Navarrete, I, p. 367 (segund. edic. Madrid 1858). — „The American Naturalist“, IX, p. 183—184 (Salem, Mass., 1875).

[2]) Navarrete, III, p. 374 (Madrid 1880). — „La relacion que dio Aluar nuñez cabeça de vaca“, p. 86 (Zamora 1542). — Oexmelin: „Histoire des Avanturiers qui se sont signalez dans les Indes“, II, p. 100—101 (Paris 1688). — Lawson: „History of North Carolina“, p. 161 (Charlotte, N. C., 1903). — Clark: „The Indian Sign Language“, p. 76 (Philadelphia 1885). — Es darf übrigens nicht unvermerkt bleiben, daß auch einige Indianerbogen in ihren Leistungen von der Witterung stark beeinflußt wurden; dies gilt besonders von den geleimten und stark mit Horn und Sehnen verarbeiteten. Siehe „Smithson. Rep. for 1876“, p. 469 (Washington 1877).

indischen Truppen verschieden war je nach der Stärke des Bogens, den ein jeder zu spannen vermochte [3]).

Ehe ich nun auf die Kraft des Indianerbogens selbst eingehe, müssen noch ein paar Worte über Schußsicherheit, Schußweite und Art der Geschosse gesagt werden.

Alle Berichte aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert sind sich darüber einig, daß die Urbewohner Amerikas ganz außerordentlich sichere Bogenschützen und vielfach das waren, was wir heute einen Kunstschützen nennen würden. Diese Nachrichten gehen fort bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, aber schon vom 18. Jahrhundert an kommen Berichte dazwischen, die von weniger guten und sogar minderwertigen Leistungen sprechen. Aus solchen Fällen ist hier und da die Behauptung abgeleitet worden, daß es mit den Schußleistungen der Indianer gar nicht so weit her sei, daß sie übertrieben worden seien. Das würde eine unberechtigte Verallgemeinerung sein. Man kann doch die Masse von Zeugnissen ganz einwandfreier, voneinander unabhängiger Berichterstatter nicht einfach beiseite schieben! Man kann dies doch um so weniger tun, als man weiß, wie durch die eindringende europäische Kultur die Lebensbedingungen und Sitten der Indianer, hier früher, dort später, total verändert worden sind, und wie durch die Einführung von Feuerwaffen die Anforderungen an den Bogenschützen geringer und demzufolge seine Leistungen minderwertig wurden. Kann man doch bei einzelnen Völkern, z. B. den Irokesen, genau verfolgen, wie der Bogen aus der gewaltigen Kriegerwaffe ein verhältnismäßig harmloses Kinderspielzeug wurde.

Unfehlbar waren natürlich die Indianer ebensowenig wie alle anderen barbarischen und zivilisierten Völker, die sich als Schützen einen Namen gemacht haben. Im Gefecht waren sie vielfach geneigt, zu hoch zu schießen, ganz besonders bei Nacht, ein Fehler, der in der menschlichen Natur begründet ist, der der Offensive so viel Vorschub leistet und der in den europäischen Heeren ebenso allgemein ist, wie er bei den Chinesen 1900 bis 1901 und im russisch-japanischen Kriege beobachtet worden ist [4]). Kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die primitiven Indianer ganz hervorragend sichere Bogenschützen waren, so wird die Beantwortung etwas schwieriger, wenn gefragt wird, auf welchen Entfernungen die wohlbeglaubigten Meisterstücke im Präzisions- und Kraftschießen geleistet worden sind. Zahlenangaben sind nämlich recht selten in den Berichten, schließlich aber doch ausreichend und genau genug, um folgende Grenzen festzulegen:

Die gleich zu erwähnenden Leistungen gewaltiger Durchschlagskraft wurden aus ganz naher Entfernung oder aus Entfernungen, die wohl nie 40 m überschritten, erreicht.

Kunstschüsse wurden von Knaben auf Entfernungen von 16 bis 20 m, von Männern von 40 bis 50 m geleistet. Die Hauptgefechtsgrenzen, d. h. die Entfernungen, innerhalb derer sich im allgemeinen ein Bogengefecht abspielte und innerhalb derer ein guter Schütze von einem wohlgezielten Schuß auf einen ruhigen Gegner einen tödlichen oder wenigstens schwer verwundenden Treffer erwarten konnte, lagen zwischen 80 und 150 m. Schüsse auf 275 m, 365 m und sogar 450 m werden genannt, von einem Treffergebnis aber wird nichts gesagt; wahrscheinlich bezeichnet die letzte Zahl die Gesamtschußweite, ohne Aussicht auf Treffer, eines sehr schweren Indianerbogens. Diese Zahlen scheinen mir gut zu denen zu stimmen, die Max Buchner in seinem anregenden Aufsatze über das Bogenschießen in England gibt, wenn man die zweifellose Überlegenheit der primitiven Indianer in Anrechnung bringt, denen das Bogenschießen Lebensberuf war, deren Existenz von ihm abhing [5]).

Wie Entfernungszahlen, so sind auch die Angaben sehr selten, welcher Art die Spitzen der Pfeile waren, deren erstaunliche Wirkung erzählt wird. Die wenigen Angaben bestätigen aber die schon von mir an einer anderen Stelle [6]) hervorgehobene Tatsache, daß in der Hauptsache die Gebrauchspfeilspitzen des amerikanischen Indianers nicht aus Stein, sondern aus Holz, Knochen und ähnlichem Material bestanden. Zuweilen wird ein Unterschied zwischen Kriegs- und Jagdpfeilen gemacht, und dann rechneten die etwa vorhandenen Steinspitzen sicherlich zu ersteren [7]), im übrigen aber schlugen Hartholz- und Knochenspitzen genau so glatt durch Tier- und Menschenleiber, Rüstungen, Lanzenschäfte, dicke Bretter und Thüren durch, wie es nur die schönsten Eisenspitzen tun konnten, und vielleicht besser als manche rauhe Steinspitze.

Um nun auf die Wurfkraft des Indianerbogens selbst einzugehen, so müssen wir zunächst die große Zahl der überlieferten wohlbeglaubigten Fälle erwähnen, in denen ein Pfeil durch einen Bison vollkommen hindurchgeschossen wurde. Der Indianer galoppierte hierbei gewöhnlich in aller Ruhe auf seinem wohldressierten Jagdpony neben dem Bison her und jagte ihm aus nächster Nähe einen wohlgezielten Schuß mit furchtbarer Gewalt durch den Leib. In einigen wenigen Fällen flog der mit fast unverminderter Anfangsgeschwindigkeit in das Tier eingedrungene Pfeil mit einer derartigen Gewalt durch den Leib hindurch, daß er noch die Kraft hatte, einen auf der anderen Seite galoppierenden Bison ebenfalls zu töten. In der Hauptsache waren diese gewaltigen Bogenschützen Sioux. Einen vergleichenden Maßstab mag die Tatsache geben, daß der mächtigste Coltrevolver sein Geschoß nicht durch den Körper eines Bison durchzutreiben vermag [8]).

---

[3]) „Voyages d'Ibn Batoutah", trad. Defrémery et Sanguinetti, III, p. 119—120 (Paris 1877).

[4]) Im Rahmen eines im Raum beschränkten Aufsatzes ist es natürlich nicht möglich, die Masse der Zeugnisse für die Treffsicherheit der Indianer aufzuführen; nur einige, vielleicht im allgemeinen weniger bekannte Belege mögen hier genannt werden: Bressany: „Relation Abrégée, de Quelques Missions des Pères de la Compagnie de Jésus dans la Nouvelle-France", p. 220 (Montréal 1852). — Wafer: „A New Voyage and Description of the Isthmus of America", p. 54, 152 (Cleveland, O., 1903). — Rosa: „Floresta", in „American Anthropologist", N. S., III, p. 626, 632—633. — Lery: „Histoire d'un Voyage fait en la Terre du Bresil, autrement dite Amerique", p. 199 ([Genève] 1594, E. Vignon). — Soares de Souza: „Tratado descriptivo do Brazil em 1587", p. 321 (Rio de Janeiro 1851). — (Cordoba): „Relacion del Ultimo Viage al Estrecho de Magallanes", Apéndice, p. 59 (Madrid 1793). — Gilij: „Saggio di Storia Americana", II, p. 350 (Roma 1780—1784). — Gregg: „Commerce of the Prairies", 5th edit., II, p. 144 (Philadelphia 1851).

[5]) Wafer, p. 152. — Eder: „Descriptio Provinciae Moxitarum in Regno Peruano", edit. Mako., p. 286 (Budae 1791). — Gregg, II, p. 36—37. — Armand: Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer", p. 12 (Stuttgart und Augsburg 1858). — „Colección de Documentos Inéditos del Archivo de Indias", IV, p. 187; XIV, p. 272. — Mason: „North American Bows, Arrows, and Quivers", in „Smith. Rep. July 1893", p. 648, 676 (Washington 1894). — Grinnell: „The Story of the Indian", p. 152 (London 1896). — Clark, p. 77. — Buchner im „Globus", XC, p. 77.

[6]) Friederici: „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika", p. 39—42 (Braunschweig 1906). Die hier gegebenen Angaben könnten um Dutzende von Belegen vermehrt werden.

[7]) Pfefferkorn: „Beschreibung der Landschaft Sonora", II, p. 147—151 (Köln am Rhein 1794/95). — Seidler: „Zehn Jahre in Brasilien usw.", I, p. 204 (Quedlinburg und Leipzig 1835). — Clark, p. 47, 49. — „Recueil de Voiages au Nord", V, p. 46—47 (Amsterdam 1715—1738).

[8]) Castañeda, in Winship: „The Coronado Expedition" in

Angesichts solcher Leistungen verliert das Durchschießen von Ochsen, Pferden, Jaguar, Puma, Guanako, Wildschwein und anderen Arten von Wild etwas an Bedeutung; die Beispiele werden nur aufgeführt, um zu zeigen, wie diese enorme Wurfkraft des Indianerbogens über ganz Amerika hin zu finden war. Als besonders charakteristisch mögen nur noch zwei Erfahrungen der Spanier während des de Soto-Zuges genannt werden. Einmal wurde ein Pfeil in ein Pferd von vorn so hineingeschossen, daß er vollkommen im Körper verschwand; ein anderer Pfeil drang einem Pferde von hinten durch einen Hinterschenkel ein und so weit in die Brust vor, daß vorn am Brustbein nur vier Fingerbreit an seinem Wiederaustritt fehlten [9]).

Im Kriege zeigten sich diese Bogen vielfach in ihrer ganzen furchtbaren Gewalt. Die Schilde der Spanier, ihre Plattenpanzer und Ringhemden, sowie die Baumwollenpanzer, die sie so schnell von den Eingeborenen angenommen hatten, wurden nicht nur glatt durchschlagen, sondern auch Soldaten und Ritter, die in diesen Rüstungen steckten, wurden so durchbohrt, daß die Pfeilspitze an der anderen Seite wieder herauskam. Zollstarke Bretter, Türen und Eichenstämme von der Dicke eines Unterschenkels wurden durchschlagen. Diese zuletzt erwähnte Leistung bin ich geneigt für übertrieben zu halten, obwohl sie von spanischen Soldaten beschworen worden ist. Mit dem aber, was ein Soldat in fremden Ländern manchmal gesehen haben will und bereit ist zu beschwören, hat es zuweilen seine eigene Bewandtnis. Dagegen mögen noch einige wohlbeglaubigte Beispiele für die furchtbare Durchschlagskraft des Indianerpfeils Platz finden. In einem Falle schoß ein Patagonier seinen Pfeil einem spanischen Soldaten vollständig durch den Leib und gleichzeitig durch den Kleidersack, den er, angefüllt mit seiner ganzen Habe, auf dem Leibe trug. Bei einer anderen Gelegenheit fuhr einem spanischen Reiter ein Pfeil mit Hartholzspitze so von hinten durch Panzer und Oberschenkel, daß er noch den Sattel durchschlug und den verwundeten Krieger am Leibe des vor Schmerz bäumenden und tobenden Pferdes festnagelte. In einem dritten Falle schließlich war der Pfeil durch einen Schädel geschlagen und hatte ihn derartig an einen dahinter stehenden Baum genagelt, daß der wagerechte Schaft das Gewicht des frei schwebenden Schädels trug [10]).

Während so Dutzende von überlieferten Beispielen die enorme Wurfkraft des Indianerbogens beweisen, ist mir auch nicht ein einziger Fall bekannt geworden, wo eine ähnliche Leistung vom Wurfbrett (estólica oder tiradera) behauptet würde. Ein Wurfpfeil war fähig, einen Mann oder einen Jaguar zu durchbohren; das war aber offenbar seine Höchstleistung [11]). An Wurfkraft und noch mehr an Treffsicherheit und Feuergeschwindigkeit war das Wurfbrett dem Bogen zweifellos unterlegen; es war die primitivere Waffe, die wir daher im allgemeinen auch nur bei niedrigstehenden Völkern finden, oder als Rest neben dem Bogen bei aufgeklärteren. Der Bogen stellte dem Wurfbrett gegenüber einen Fortschritt dar.

Bogen mit großer Wurfkraft machen in den meisten Fällen eine Vorrichtung zum Schutze der linken Hand gegen die vorschnellende Sehne notwendig. Solche Einrichtungen hatte man von verschiedener Art. Die athabaskischen Kutchin hatten einen hölzernen Handschutz am Bogen selbst befestigt, die Stämme der nordamerikanischen Plains banden ein Stück starken, steifen Leders über die linke Hand. Bei Indianern von Sinaloa oder Sonora fand Alarcón kleine mit Samenkörnern gefüllte Säckchen als Schutz für die linke Hand, während die Matacos im Chaco Fellstücke für diesen Zweck verwendeten [12]).

Schon Cabeza de Vaca erwähnt, daß glatt durch den ganzen Körper fliegende Pfeile bei dem Indianer mit seiner vorzüglichen Heilhaut und ungeschwächten Konstitution nur dann tödlich wirkten, wenn sie edle Teile verletzten. Wie alle primitiven Völker haben daher auch die Indianer Mittel erdacht, durch besondere Vorrichtungen am Pfeil die Geschoßwirkung zu erhöhen. Aus den mannigfaltigen Vorkehrungen dieser Art sollen nur einige wenige charakteristische herausgehoben werden. Hatten rauhe, unpolierte Steinspitzen schon an und für sich etwas von der Wirkung eines gelinden Giftes an sich, so erhöhte man die Wirksamkeit von Pfeilspitzen aller Art besonders dadurch, daß man sie mit Widerhaken versah oder Material wählte, das beim Auftreffen auf Knochen eine Splitter- oder leichte Sprengwirkung hervorbrachte. Gomara sagt, daß die Fischstachel- und Knochenspitzenpfeile der Azteken die Wunde fast unheilbar machten. Das war es, was jene erreichen wollten: ein auf diese Weise außer Gefecht gesetzter und gefangener Gegner lebte gerade noch lange genug, um den Göttern als Opfer dienen zu können, während angewandtes Pfeilgift zu schnell wirken und solche Absichten vereiteln würde. Die Apachen und Araukaner sind berüchtigt wegen Verwendung von Pfeilen, deren Spitzen so angeleimt waren, daß sich nach Eindringen in den Körper der Klebstoff im warmen Blute löste, so daß die Spitze nicht wieder mit dem Schaft herausgezogen werden konnte. Die Vilela im Chaco leimten in derselben Absicht Federn lose an den Pfeil an, die dann später ganz besonders

„XIV[th] Ann. Rep. Bur. Ethn.“, Part I, p. 442. — Harmon: „A Journal of Voyages and Travels in the Interior of North America“, p. 287 (New York 1903). — Irving: „The Adventures of Captain Bonneville, U. S. A.“, p. 244 (New York 1863, Putnam). — Franklin: „Narrative of a Journey to the Shores of the Polar Sea in the Years 1819, 20, 21, and 22“, p. 112 (London 1823). — Catlin: „Letters and Notes usw.“, II, 212—213, note (London 1844). — „Smiths. Rep. f. 1876“, p. 469. — Armand, p. 12. — Grinnell, p. 152. — Marryat: „A Diary in America“, I, p. 159 (Paris 1839). — Clark, p. 77, 78—79.

[9]) Oviedo y Valdés: „Historia General y Natural de las Indias“, I, p. 572 (Madrid 1851—1855). — Garcilaso de la Vega: „La Florida del Inca“, p. 96 I, 106 II (Madrid 1723). — Relación de Fray Alonso Ponce in „Colección de Doc. Inédit. p. l. Historia de España“, LVIII, p. 136 (Madrid 1872). — Pr. João Daniel: „Thesouro Descoberto“ in „Revista Trimensal“, II, p. 472; III, p. 168 (Rio de Janeiro 1840 u. 1841). — Cieza de León: „La Crónica del Perú“ in „Historiadores Primitivos de Indias“, edic. Vedia, II, p. 362 I (Madrid 1858—1862). — Bove: „Expedicion Austral Argentina. Informes Preliminares“, p. 133 (Buenos Aires 1883). — Peña: „Etnografía del Chaco“ in „Bol. Instit. Geográfico Argentino“, XIX, p. 485 (Buenos Aires 1898).

[10]) „History of the Pequot War“, edit. Ch. Orr, p. 130 (Cleveland, O., 1897). — Cabeza de Vaca, l. c., p. 25, 30. — Oviedo, l. c., I, p. 569—570. — „La Florida del Inca“, p. 217 II. — Clark, p. 77, 78. — „Col. Doc. Inédit. Arch. Indias“, XV, p. 112, 174—175. — Gonzalez de Mendoza: „The History of the Great and Mighty Kingdom of China“, p. 242 (London 1853/54, Hakluyt Soc.). — F. Colón: „Historia del Almirante Don Cristóbal Colón“, I, p. 211 (Madrid 1892). — Cardim: „Do Principio e Origem dos Indios do Brazil“, p. 19 (Rio de Janeiro 1881). — „Revista Trimensal“, LVII, parte I, p. 196—197 (Rio de Janeiro 1894). — „Col. Doc. Inédit. Arch. Ind.“, V, p. 391. — Th. Wilson hat in seinem interessanten Aufsatz „Arrow Wounds“ („Amer. Anthrop.“, N. S., III, p. 513—531) eine größere Anzahl von Pfeilwunden und Pfeilwirkungen beschrieben.

[11]) Velasco: „Histoire du Royaume de Quito“, édit. Ternaux-Compans, I, p. 179 (Paris 1840). — „Col. Doc. Inédit. Arch. Indias“, V, p. 489.

[12]) „Smithson. Rep. for 1866“, p. 322 (Washington 1867). — Dodge: „Our Wild Indians“, p. 420 (Hartford, Conn., 1882). — Ramusio: „Delle Navigationi et Viaggi Raccolte“, III. p. 304 a (Venetia 1606). — Baldrich: „El Chaco Central Norte“, p. 245 (Buenos Aires 1890). — „Globus“, LXVI, Taf. I, Fig. 3.

schwer oder gar nicht aus dem Körper zu entfernen waren. Die Karaiben erreichten denselben Zweck durch Einschneiden tiefer Kerbe, die dann das Abbrechen der Spitze im Körper herbeiführten. Für besondere Zwecke hatte man auch besonders hergerichtete Spitzen; Fischpfeile hatten zuweilen deren mehrere. Schließlich wurden in Amerika Pfeilgifte in großem Umfange angewendet.

Auf dieses interessante Kapitel kann natürlich hier nicht näher eingegangen werden; erwähnt sei nur, daß die Verwendung von Pfeilgiften in Nordamerika ursprünglich offenbar weiter verbreitet war, als wohl im allgemeinen angenommen wird [13]).

Die Verwendung von Brandpfeilen findet sich über ganz Amerika; in den Kämpfen zwischen Indianern und englischen Ansiedlern spielten sie eine große Rolle, Timucua, Karaiben, Tupí, Chaco- und Pampasindianer verwendeten sie mit Vorliebe [14]). Eine besondere Wirkung wurde durch Schwirrpfeile hervorgebracht, die einen ähnlichen Zweck verfolgten wie die altchinesischen Depeschenpfeile. Der erfahrene Aztekajäger hatte immer einige Pfeile mit Schwirrvorrichtung in seinem Köcher; traf er auf einen Jaguar, so schoß er einen solchen Schwirrpfeil gegen ihn ab, um dann sofort mit einem zweiten scharfen Pfeil das durch das ungewöhnliche Geräusch abgelenkte Tier zu erlegen. Die Moxos hatten am Ende einzelner Pfeile durchlöcherte Nußschalen angebracht, die, gegen die Feinde abgeschossen, „sibilum edunt terrificum". Ähnlich waren Pfeile von Indianern der Moskitoküste konstruiert; am Ende waren Holzkästchen befestigt, in denen sich zum Teil kleine Steine befanden, so daß sie zugleich die Durchschlagskraft des Geschosses vermehrt haben müssen [15]).

Um sich der Wirkung der gefährlichen Bogenschüsse ihrer Gegner zu entziehen, wendeten die Indianer in der Hauptsache zwei Mittel an, ein technisches und ein physisches. Auf das erste, die verschiedenen Deckungsmittel, Schilde, Panzer, Rüstungen, Helme, kann an dieser Stelle ebensowenig eingegangen werden wie auf die Pfeilgifte. Deckungsmittel in irgend einer Form sind über ganz Amerika, von den nördlichsten Eskimo bis zum Kap Hoorn verbreitet gewesen. Ihnen nachzuspüren ist eine hochinteressante, aber nicht leichte Arbeit, die noch zu leisten ist [16]).

Das physische Mittel bestand in einem andauernden Hin- und Herspringen, um dem Gegner das Zielen und Treffen zu erschweren. Denn ein indianisches Gefecht stellte eine Summe von Zweikämpfen dar, die zwar im Rahmen des Ganzen stattfanden, bei denen aber ein jeder in erster Linie auf seine eigene Person und einen Gegner bedacht war. Ihn suchte man durch ununterbrochenes Springen und Ausweichen am Treffen zu verhindern, und selbst wenn man mehrere Gegner hatte, wie z. B. ein Häuptling immer, so erschwerte man ihnen allen durch die stete Bewegung das Zielen. Die europäischen Entdecker haben den Sinn dieses sonderbaren Springens gewöhnlich bald erkannt und beklagen sich zuweilen, daß sie nicht zielen und treffen könnten; bisweilen jedoch ist es ihnen nicht ganz klar geworden. Das so häufig in spanischen Berichten vorkommende „bailando", Tanzen, bedeutet in solchem Zusammenhange immer jenes Kampfspringen. Diese über ganz Amerika verbreitete Gefechtstaktik der Indianer erklärt den Zwischenfall, den Columbus während seiner dritten Reise im Golf von Paria mit einer eingeborenen Kriegscanoa hatte. Um die mißtrauischen Indianer näher heranzulocken, um ihnen die Furcht zu benehmen und sie zu belustigen, ließ der Admiral einen Trommler und die Schiffsjungen seiner Karavele auf dem Oberdeck antreten und zum Schlag der Trommel einen lustigen Tanz beginnen. In demselben Augenblicke warfen die 25 Indianer in der Canoa ihre Ruder fort, ergriffen Schild und Bogen und ließen eine Wolke von Pfeilen auf die tanzenden Schiffsjungen los. Natürlich machte diese unerwartete Antwort auf die Aufforderung zum Tanz aller Fröhlichkeit auf der Karavele ein schnelles Ende und veranlaßte die Spanier, die Eingeborenen mit scharfen Schüssen zu vertreiben. Die Indianer hatten ihren Anschauungen und Erfahrungen gemäß in dem Springen der Schiffsjungen unter Trommelschlag den Beginn des Angriffs gegen sie erblickt; sie machten sich sofort kampffertig und griffen nicht an, sondern erwiderten den vermeintlichen Angriff durch Bogenschüsse [17]).

Dieses Erschweren des Zielens und Treffens durch Springen und Ausweichen mußte natürlich zu dem Streben führen, die Schußgeschwindigkeit zu erhöhen. Daher finden wir denn auch so häufig neben der Treffsicherheit und Schußkraft die Fähigkeit des Indianers gerühmt, erstaunlich schnell schießen zu können. Genaue Angaben dafür zu gewinnen, wie schnell der Indianer wohlgezielte Pfeilschüsse abzugeben vermochte, ist naturgemäß sehr schwer; die Leistungen werden sehr verschieden gewesen sein und sind an sich schon schwer zu messen. Daß der indianische Bogenschütze es verstand, mehrere hintereinander abgeschossene treffende Pfeile gleichzeitig in der Luft zu haben, wird verschiedentlich erwähnt. Daß sie ebenso schnell mit ihrem Bogen schießen konnten wie ein Weißer mit einem Revolver,

[13]) Cabeza de Vaca, l. c., p. 86. — Grinnell: „Story", p. 149. — Wallace: „A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro", p. 486 (London 1853). — Gomara: „Historia de Mexico, con el descobrimiento dela nueva España", p. 110 (Anvers 1554). — Pumpelly: „Across America and Asia", p. 25 (New York 1870). — Pike: „An Account of Expeditions to the Sources of the Mississippi, and through the Western Parts of Louisiana", Append. to part III, p. 10 (Philadelphia 1810). — Medina: „Los Aborijenes de Chile", p. 134—138 (Santiago 1882). — Dobrizhoffer: „An Account of the Abipones, an Equestrian People of Paraguay", trans. II, p. 355, 356, 358 (London 1822). — Du Tertre: „Histoire Générale des Antilles", II, p. 402 (Paris 1657—1671.) — Labat: „Nouveau Voyage aux Isles de l'Amérique", II, p. 7 (La Haye 1724). — Barrère: „Nouvelle Relation de la France Equinoxiale", p. 169 (Paris 1743).

[14]) Le Moyne: „Brevis Narratio", tab. XXXI (Francoforti a. M. 1591, de Bry.). — Du Tertre, II, p. 404. — Labat, II, p. 114. — „N. Federmanns und H. Stades Reisen in Südamerica 1529—1555", herausgegeben von Klüpfel, p. 104, 187 (Stuttgart 1859). — Dobrizhoffer: II, p. 359. — „Ulrich Schmidels Reise nach Süd-Amerika in den Jahren 1534 bis 1554", herausgegeben von Langmantel, p. 32 (Tübingen 1889).

[15]) Sahagun: „Historia General de las Cosas de la Nueva España", III, p. 150—151 (Mexico 1829—1830). — Eder, p. 287. — Oexmelin, II, p. 186—188. — „Hoa Tsien Ki, of Geschiedenis van het Gebloemde Briefpapier", vert. G. Schlegel, p. 78, 79 (Batavia 1865).

[16]) Hough: „Primitive American Armor", in „Rep. U. S. National Museum for 1893", p. 625—651, stellt eine wertvolle Vorarbeit dar, in der besonders die bildliche und beschreibende Darstellung nordamerikanischer Museumsschätze gut ist. Will sie aber nach dem beurteilt werden, was der Titel vermuten läßt und dem der Inhalt hier und da zu entsprechen versucht, so muß sie angesichts der großen Masse von vorhandenem Material als recht lückenhaft bezeichnet werden.

[17]) Cabeza de Vaca, l. c., p. 86. — Carvajal: „Descubrimiento del Rio de las Amazonas", edic. Toribio Medina, p. 58 (Madrid 1894). — Soares de Souza, p. 332. — Dobrizhoffer, II, p. 420. — „The First Voyage round the World by Magellan", p. 54 (London 1874, Hakluyt Soc.). — Segers: „Tierra del Fuego" in „Bol. Instit. Geográf. Argentino", XII, p. 61 (Buenos Aires 1891). — Navarrete, I, p. 397. — Petrus Martyr: „De Rebus Oceanicis et Novo Orbe, Decades Tres", p. 72 (Coloniae 1574). — F. Colón: „Historia del Almirante", II, p. 50. — Las Casas: „Historia de las Indias", II, p. 233 (Madrid 1875—1876). — Lettres Édif., V, p. 138.

wird bezeugt, und Eder berichtet, daß die Moxos zwanzig wohlgezielte Pfeilschüsse in der Minute abzugeben vermochten. Das würde die in der deutschen Armee auf gleicher Entfernung und in derselben Anschlagstellung verlangte Schulbedingung genau um das Doppelte übertreffen. Die Tapuya zur Zeit der holländisch-portugiesischen Kriege in Brasilien kämpften liegend in Schützenlinie; blitzschnell sprang der Bogenschütze auf, um einen wohlgezielten Pfeil zu entsenden und dann ebenso schnell wieder an der Erde zu verschwinden.

Um seinem Weibe die nötige Frist zur Flucht zu verschaffen, stürzte sich ein Muskhogeekrieger sieben berittenen Spaniern entgegen, verwundete sie alle sieben und ihre sieben Pferde und fiel erst, von einer Lanze durchbohrt, nachdem er noch als letztes Mittel einen Spanier durch einen Schlag mit dem mit beiden Händen gefaßten Bogen besinnungslos niedergestreckt hatte.

Für die Masse der sicher und schnell abgeschossenen Pfeile liefert de Sotos Kampf gegen die Mobilians ein gutes Beispiel: außer den 22 getöteten Spaniern und den erschossenen und verwundeten Pferden waren die 148 verwundeten Spanier von zusammen 688 Pfeilen getroffen worden, von denen auf de Soto allein mehr wie 20 kamen [18]).

Für die Erreichung einer großen Schußgeschwindigkeit war natürlich die Bereithaltung der Munition von der größten Wichtigkeit. Die Schützen Köcher tragender Stämme hatten daher gewöhnlich nur einen Teil ihrer Pfeile in ihrem Behälter, während der andere stets zum unmittelbaren Gebrauch bequem zur Hand war. So hatten die Stämme der Plains, Tapuyas von Brasilien und Chaco-Indianer ihre Pfeile in der linken Hand, Chichimecas hatten sie im Gürtel, Timucua in den Haaren stecken, während Puelchen und Patagonier die ihrigen an der Kopfbinde hängen oder stecken hatten. Während des Gefechtes konnte man beobachten, wie sie sich dann und wann blitzschnell zur Erde niederbeugten, um die durch andauerndes Sehneuziehen schweißig und schlüpfrig gewordenen Finger im Sande zu reiben [19]).

Um die Schußgeschwindigkeit noch mehr zu erhöhen, ist man an einzelnen Stellen auf den Gedanken gekommen, mehrere Pfeile gleichzeitig von dem Bogen abzuschießen. Labat bestreitet diesen Gebrauch für die Karaiben, aber für Mexiko und Michuacán ist er beglaubigt. Zwei Pfeile von einer Sehne abzuschießen ist gar nicht so schwer, besonders wenn Setzpunkt der Sehne und Kerbe des Pfeiles für diesen Zweck zugestutzt werden und die entsprechende Art des Anzuges gewählt wird. Auch könnte man sich vorstellen, daß zweisehnige Bogen angewendet wurden; hat man doch solche, allerdings als Kugelbogen zum Kinderspielzeug und zum Vogelbogen degeneriert, in Venezuela, in Brasilien und im Chaco gefunden [20]).

Es ist klar, daß bei Geschossen, die der Luft eine so große Angriffs- und Reibefläche bieten, von einer rasanten Flugbahn nur auf ganz kurzen Entfernungen die Rede sein kann. Der Indianer ging daher sehr bald zum indirekten Schießen über und verstand es, auf weiten und ganz nahen Entfernungen, gegen sichtbare und unsichtbare Ziele seinen Pfeil von oben her durch Kurvenschuß hereinzubringen. Manchmal legte man sich zu einem solchen Schuß auf den Rücken, wobei rechte Hand, oder auch die beiden Hände, und Füße das Spannen besorgten, während die linke Hand verhinderte, daß beim Vorschnellen der Sehne der Bogen seinen Platz verlor [21]).

Über die Art, den Bogen zu fassen, zu spannen, zu zielen und den Pfeil zu entsenden, sind die Nachrichten leider nur sehr spärlich; die wenigen vorhandenen sind nicht von der Art, daß man Regeln aus ihnen ableiten könnte. Der Zeigefinger der bogenfassenden linken Hand scheint zuweilen als Visier gedient zu haben; die Art der Fingerverwendung beim Spannen und Pfeilentsenden, um deren Untersuchung sich Morse besonders verdient gemacht hat, war wohl häufig nach der Art und Stärke des verlangten Schusses verschieden [22]).

Es ist selbstredend, daß der Indianer auf seinen Bogen, der ihm so Großes leistete, die höchste Sorgfalt verwendete. Um seine Federkraft nicht unnütz zu schwächen, wurde er immer erst unmittelbar vor dem Gebrauche bespannt. Im Handel stellte er ein wertvolles Tauschobjekt dar, er war ein ehrendes, gern gesehenes Geschenk. Zu Cabeza de Vacas Zeiten stand ein Bogen mit zwei Pfeilen gleich einem Weibe im Preise, während im 19. Jahrhundert auf den großen Plains ein guter, einfacher Siouxbogen 12 bis 15 M., ein kunstvoller Hornbogen dagegen bis zu 140 oder 150 M. kostete [23]).

Da der Handel unter primitiven Völkern nur in ganz geringem Umfange einen Ausgleich zu schaffen vermag und der Indianer bei Verfertigung von Bogen und Pfeilen fast ausschließlich von dem Material abhing, das ihm seine geographische Umgebung mit ihrem Pflanzen- und Tierreich bot, so ist es klar, daß in Amerika Bogen und Pfeil nur eine beschränkte Rolle als Erkennungszeichen zusammengehöriger Völker spielen kann. Die einzelnen Stämme unterschieden sich immer voneinander durch die Form ihrer Bogen und Pfeile, und jedes einzelne Individuum unterschied seine Pfeile wieder von denen eines jeden anderen Kriegers seines Stammes durch kleine Merkmale. Aber Formen, die Völkergruppen und Völkerfamilien gemeinsam wären und sie von anderen Gruppen trennten, können in Amerika nur in beschränktem Maße festgestellt werden. Die Aruaks sind vom östlichen Bolivia bis nach Florida hinein verbreitet gewesen, die Tupí von

[18]) Grinnell: „Story", p. 152. — Gregg, II, p. 36—37. — „La Florida del Inca", p. 731, 103—104. — Oviedo, I, p. 569. — Ponce in „Col. Doc. Inédit. Histor. España", LVIII, p 135—136. — Daniel in „Revista Trimensal", II, p. 473. — Richshoffer: „Diario de um Soldado da Companhia das Indias Occidentaes (1629—1632)", trad., p. 73—74 (Recife 1897). — Eder, p. 286—287.

[19]) Dodge, p. 420. — Prinz Wied: „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817", I, p. 136 (Frankfurt a. M. 1820 bis 1821). — Bancroft: „The Native Races of the Pacific States of North America", I, p. 627 (New York 1875—76). — Calveto: „Historia Indiae Occidentalis", p. 441 ([Genève] 1586, E. Vignon). — Coreal: „Voyages aux Indes Occidentales", trad., p. 35 (Amsterdam 1722). — Medina: „Aborijenes", p. 134—138. — „Col. Doc. Inédit. Arch. Indias", V, p. 391. — „Voyage of Magellan", p. 55. — Dobrizhoffer, II, p. 419.

[20]) Labat, II, p. 114. — Gomara, p. 323. — Torquemada: „Los Veinte y Un Rituales, y Monarquía Indiana", II, p. 5391 (Madrid 1723). — „Relacion de las Ceremonias y Ritos y Poblacion y Gobernacion de la Provincia de Mechuacan", edic. Solórzano, p. 141—142 (Morelia 1903). — Bandelier: „On the Art of War and Mode of Warfare of the Ancient Mexicans" in „Tenth Ann. Rep. Peabody Mus.", II, p. 138 (Cambridge 1877). — Wied, I, p. 75. — Seidler, I, p. 205. — von Langsdorff: „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807", I, p. 40—41 (Frankfurt a. M. 1812). — Dobrizhoffer, II, p. 360. — Azara: „Voyages dans l'Amérique Méridionale, depuis 1781 jusqu'en 1801", édit. Walckenaer, II, p. 66—67 (Paris 1809). — Rengger: „Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826", p. 126—127 u. Taf. 1, Fig. 16 (Aarau 1835).

[21]) French: „Historical Collections of Louisiana", II, p. 209 (Philadelphia 1850). — Gregg, II, p. 36—37. — Bernau: „Missionary Labours in British Guiana", p. 169 (London 1847). — Seidler, I, p. 203—204. — Dobrizhoffer, II, p. 359. — ten Kate in „Revue d'Ethnographie", IV, p. 136 (Paris 1885).

[22]) Labat, II, p. 113. — v. Holten in „Zeitschr. f. Ethnol.", IX, p. 111 (Berlin 1877). — Daniel in „Revista Trimensal", III, p. 168. — „The American Naturalist", XXI, p. 785 (Philadelphia 1887). — Clark, p. 78.

[23]) Cabeza de Vaca, p. 62—63, 85—86, 91, 93. — Alonso Ponce in „Col. Doc. Inédit. Historia España", LVIII, p. 136. — Clark, p. 76—78.

der La Plata-Mündung bis zum Putumayo. Athapasken finden sich im Mündungsgebiet des Yukon in Alaska und am unteren Rio Grande del Norte; Algonquins in Alberta, Montana und am Atlantischen Ozean in Virginia; Sioux in den westlichen Plains und in Südcarolina. Ganz andere klimatische Verhältnisse mit weit verschiedener Fauna und Flora umgaben sie hier und mußten ihnen das Material zur Verfertigung von Bogen und Pfeil liefern.

Flechten und Weben auf Föhr und den Halligen.

Von Dr. Häberlin. Wyk (Föhr).

Vor einiger Zeit entdeckte ich unter vergessenem Hausrat einer alten Frau in Övenum ein eigentümliches Gerät, „Litz-Holz" genannt, das früher zur Herstellung der Stoßlitzen an den Kleiderröcken benutzt worden war. Ich erinnere mich nicht, Ähnliches beschrieben gelesen zu haben und gebe hier Abbildung und Technik.



Abb. 4. **Links: Flechten von Litzen mit den Tuntelstöcken. Rechts: Bandweben mit dem Webebrett.**

Um das Horn *a* (Abb. 1) wird ein einfacher Knoten von Wollgarn (schwarz, blau, je nach Rockfarbe) geschlungen. Das freie Ende wird mit dem Zeigefinger der linken Hand an das Brettchen fixiert, das laufende Ende mit der rechten Hand über das Horn *b* weggeführt. Hierauf wird das ganze Instrument um 180° gedreht, und zwar linksum. Das von der rechten Hand gehaltene laufende Ende liegt nun vor der Rückseite von Horn *a*; rechter Daumen und Zeigefinger fassen darauf die Schlinge des erstgebildeten einfachen Knotens, führen sie über das am Horn *a* anliegende laufende Garn weg und stülpen sie schließlich über die Spitze des Horns (Abb. 2); so entsteht eine Masche. Nun wieder Drehung um 180° linksum; dieselbe Maschenbildung an der Vorderseite von Horn *b*; usw. Es entsteht so ziemlich rasch eine feste, vierkantige Litze (Abb. 3). Die Haltung des Ganzen in der Hand geht aus Abb. 3 hervor; die Prozedur dürfte mit Hilfe der Abbildungen verständlich sein.

Das Gerät wird nicht mehr gebraucht, war aber vor einer Generation noch in Anwendung; seine Verbreitung konnte ich nur auf Föhr, Amrum und Hallig Langeness und Hoge nachweisen. Es war meist aus Holz; einige sollen aus Horn gewesen sein. Das Loch in der Fläche des Brettchens (manchmal auch zwei Löcher) diente nur zum Durchstecken der fertigen Litze (Abb. 3), um sie an störender Freibeweglichkeit zu hindern.

Ähnliche Stoßlitzen wurden ohne Hilfe eines Instrumentes einfach mit den Händen hergestellt, wobei die Technik ganz analog wie beim Litzholz war, indem die Finger an Stelle der Hörner des Litzholzes traten. Auf diese Art wurde rascher gearbeitet; auf Föhr kam die letztere Arbeitsweise bis in die jetzige Generation vor, jedoch seltener als ein zweites Gerät zur Herstellung der Stoßlitzen, die Tuntel-Stöcke (friesisch: Tuntel-stoke, auf Langeness: Tuntel-luarde; luard heißt Blei, dann

allgemein Gewicht). Diese sehe ich nicht selten noch heute in Gebrauch. Sie geben runde Litzen, und da sich schneller damit arbeiten läßt, hatten sie das Litzholz verdrängt, ehe sie selbst durch die käuflichen Stoßborten außer Dienst gestellt wurden. Es werden dabei



Abb. 1. **Litzholz. Beginn des Flechtens: Ein einfacher Knoten.** Abb. 2. **Bilden der ersten Masche.**

vier Stöcke benutzt. Die vier Faden werden je von links und rechts, sowie von vorn und hinten kreuzweise übereinander geschlagen. Form und Handhabung geht aus Abb. 4 links hervor; häufig sind sie mit gedrehten Verzierungen versehen und haben meist einen Haken am oberen Ende. (Die Klöppelhölzer beim Spitzenklöppeln sind in verkleinertem Maßstabe ungefähr dasselbe nach Form und Bestimmung.) Verbreitet waren die Tuntel-Stöcke auf den friesischen Inseln und dem angrenzenden Festlande; Schütze, Holstein. Idiotikon, 1802, erwähnt sie in Dithmarschen und Eiderstedt.

Mittels der Tuntel-Stöcke wurden aber auch breitere Bänder hergestellt [1]); man benutzte dann bis zu 18 und mehr Stöcke und verfertigte mit zwei bis drei verschiedenfarbigen Garnen sehr hübsche Muster. Während beim Bandweben mit dem sogleich zu erwähnenden Webebrett Kette und Einschlag senkrecht zueinander verlaufen, ist hier die Fadenrichtung schräg vom Rande nach der Mitte zu, wo sich alle Fäden in einer Mittellinie treffen. Die so entstandenen Bänder dienten als Aufschürzbänder (sitte-bian) für die Röcke. (Auf den Halligen — nur dort fand ich diese Webeart — müssen die Frauen wegen der Arbeit in Schlamm und Wasser sehr viel hochgeschürzt gehen.) Allgemein wird gerühmt, daß diese jetzt verschwundene Methode weit zierlichere Muster zu machen ermöglichte als das Webebrett (Wew-hord).

Das Webebrett (Abb. 4, rechts und links oben) war auf den friesischen Inseln und dem Festlande weit verbreitet; viele noch lebende Frauen haben es in ihrer Jugend gebraucht. In manchen Familien war es auch der Mann, der webte. Nach der alten Chronik von Laes, Husumer Nachrichten, gab es 1561 in Husum außer den Leinewebern auch Bandweber, die sich ihre Satzungen von Herzog Johann Adolf bestätigen ließen. Die Produkte der Bandweberei sehe ich noch mannigfach in den Bauernhäusern, meist in schönen, dreifarbigen Mustern. Verwendet wurden diese Bänder als Strumpfbänder, Hosenträger und als Aufschürzbänder zum Hochschürzen der Kleiderröcke.

Ethnographisch ist das Webebrett höchst bemerkenswert. Im Globus, Bd. 69 (1896) erwähnt O. Mason aus Washington die Ähnlichkeit der in Friesland und Finnland üblichen Webebretter mit denen der Pueblos in Arizona, in Neu-Mexiko, in Connecticut und in West-Virginia. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, gibt auf S. 319 und 320 Schilderung und Bilder primitiver Weberei; das Bild des Aino-Webstuhles erinnert sehr an unseren Apparat. Auch das webende Pepohoanweib (Ploss, Das Weib, Bd. II, S. 517) zeigt starke Anklänge an unsere Technik.

Im Friesen-Museum zu Wyk befinden sich mehrere solche, zum Teil schön geschnitzte Webebretter; das älteste mit der Jahreszahl 1720. Zum Befestigen der Fadenreihenanfänge dienten vielfach die Rollhölzer der Mangelbretter; bei einem Exemplar unserer Sammlung ist eine eigene Holzwalze hierfür vorhanden (entsprechend dem Kettenbaum des Webstuhles). Meist aber wurde der Anfang der Fadenreihe einfach an der Türklinke usw. befestigt; die Enden wurden am Gürtel des Webenden befestigt (siehe Abb. 4). Um den Einschlag nett an das fertige Gewebe anzudrücken, war mitunter, aber durch-



Abb. 3. **Handhaltung beim Flechten. Ein Stück fertige Litze.**

aus nicht immer, ein Kamm im Gebrauch (der Kamm hängt auf unserem Bilde links oben in der Ecke). Die Fäden liefen zur Hälfte durch Löcher in der Äquatorlinie des Brettes, zur Hälfte durch die Spalten, so daß durch Heben und Senken des Brettes mit der linken Hand eine Kreuzung der Fäden erfolgte. Die rechte Hand schob den Garnknäuel von einer Seite zur anderen.

[1]) Verwandt damit ist das „Plattinglegen" der Seeleute: Fünf bis sieben oder mehr Strähne Kabelgarn (altes, aufgelöstes Tauwerk) werden zu einem breiten Band („Platting") geflochten, das an Stellen starker Reibung („Schamfielung") zum Schutz vor Abnutzung um eine Ruderstange usw. gelegt wird. Bei diesem Flechten waren infolge der Steifheit des Garnes keine „luarde" nötig.

In einer Bildersammlung des schwedischen Malers Karl Larsson („Spadarfvet") sah ich unlängst die Abbildung einer Kuhhirtin, die das Webebrett im Umhergehen benutzt, indem sie die Fadenanfänge an einem geschweiften Stabe befestigt von sich abhält.

Das Webebrett scheint ein gutes Belegstück für die Ansicht, daß der Völkergedanke ohne Entlehnung zum gleichen Zweck gleiche Mittel erfinden kann.

Endlich habe ich in der Nähe von Husum einen Apparat zur „Brettchen-Weberei" aufgefunden (22 dünne, durchlochte Holzblättchen). Über diesen für Nordfriesland bisher nicht nachgewiesenen Apparat wird von anderer Seite berichtet werden.

Zum Schlusse erwähne ich noch eine eigentümliche Art zu stricken: Eine Stricknadel wird in einem Halter fixiert, der in den Schürzenbund geschoben und da von der linken Hand festgehalten wurde; die rechte Hand dirigierte allein die übrigen Nadeln. Diese eigentümlich ungeschickte Art des Strickens wurde noch vor 30 bis 40 Jahren von einzelnen alten Frauen auf Langeness geübt.

Die altmexikanischen Mosaiken des ethnographischen Museums in Kopenhagen.

Von Dr. W. Lehmann. Berlin.

In Nr. 20 des 90. Bandes dieser Zeitschrift (1906, S. 318—322) habe ich eine zusammenfassende Übersicht aller bis jetzt bekannten Mosaiken Mexikos gegeben.



a b

Abb. 1. **Mosaik I aus der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen.**
a Vorderansicht, b Seitenansicht.

Bezüglich der Literatur über diesen Gegenstand kann daher auf diese Abhandlung verwiesen werden.

Von den bisher noch unveröffentlicht gebliebenen Mosaiken [1]) sind außer einem sehr beschädigten Stück in Jaguargestalt des British Museum die Kopenhagener Mosaiken zu nennen, die in den folgenden Zeilen besprochen werden sollen.

Zuvor habe ich dem Direktor der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen, Herrn Dr. Sophus Müller, für die große Liebenswürdigkeit zu danken, mit der er mir die Untersuchung und die Erlaubnis zum Photographieren der Mosaiken überließ, was beides Herr Dr. P. Steensby zu vermitteln die große Güte hatte.

Leider ist die Geschichte der beiden Gegenstände nicht weit zurück verfolgbar. Aus den Akten des Kopenhagener Museums ergibt sich nur so viel, daß sie 1856 „unter der Hand gekauft worden sind". Sie wurden in Rom erworben, „hvorhen de rimeglijvis ere brogte af en Missionær fra Mejico".

An Signaturen finden sich *ODI N 41 / A 420* auf dem einen und *ODI N 40 / A 424* auf dem anderen Stücke. Sie beziehen sich zweifellos auf frühere Museumskataloge.

Die Stücke werden wohl ähnlich den meisten anderen mexikanischen Mosaiken — vielleicht über Spanien — ihren Weg nach Italien genommen haben, wo sie sich dann vermutlich längere Zeit befanden, ehe sie für die Kopenhagener Sammlung erworben wurden.

Ihre erste Erwähnung finde ich kurz bei Tylor [2]). Léouzon Le Duc beschreibt sie unter dem 5. Dezember 1865 [3]). Von den übrigen Autoren, die in der Folgezeit

[1]) Was die im Berliner Museum für Völkerkunde aufbewahrten drei Mosaiken anlangt, so habe ich, in Ergänzung der von Uhle veröffentlichten Schädelmaske, die beiden anderen kostbaren Reliquien für den XV. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Quebec beschrieben.

[2]) S. Tylor, Anahuac. London 1861, Appendix V, p. 337. Er sagt: „with the exception of two in the Museum at Copenhagen obtained many years ago by Professor Thomsen from a convent in Rome, and, though greatly dilapidated, presenting some traces of the same kind of ornamentation, they (d. h. die Londoner Mosaiken) are believed to be unique."

[3]) S. Léouzon Le Duc, Rapport sur les antiquités mexicaines conservées à Copenhague, in Archives de la Commission scientifique du Mexique, tom. III, livr. 1, p. 157. Paris 1867.

über die mexikanischen Mosaiken handeln, werden sie regelmäßig nur ganz flüchtig berührt. Der einzige, der etwas ausführlicher von ihnen redet, ist Léouzon Le Duc. Er spricht a) von einer 24 cm hohen „tête d'idole, également sculptée en bois et évidée intérieurement, avec une coiffure très-élevée et évassée au sommet. La bouche de l'idole est vaste, et ses lèvres fortement tendues découvrent une double rangée de longues dents; ses oreilles sont ornées de pendeloques.“ b) von einer 19 cm hohen „tête d'alligator . . . sculptée en bois et creusée par derrière. La gueule de l'alligator est largement ouverte et ses mâchoires en cadrent une tête humaine fixée au fond du palais“.

Léouzon Le Duc, der sie bereits mit „Mosaiken“ vergleicht und ihnen ein hohes Alter zuschreibt, hält unrichtigerweise die in Harzmasse eingebetteten Mosaikplättchen für Knochenstückchen, die verschieden gefärbt seien [1]). Es handelt sich, wie alsbald näher ausgeführt werden wird, nicht um Knochenstücke, sondern um Muschelschalen, Türkise usw.

Die Technik der beiden Mosaikstücke ist dieselbe wie bei den übrigen bekannten. Die Grundlage bildet jedesmal ein kunstvoll geschnitztes und von hinten ausgehöhltes Stück Holz, auf dem eine dunkle Harzmasse (mex. tzinacan-quauh-cuitlatl) aufgetragen ist, in welcher die Mosaikplättchen, Türkis-, Malachit- und Muschelschalenscheiben eingebettet sind. Leider ist das Mosaik schon seit langer Zeit großenteils herausgefallen, so daß die einstmals reichverzierten Stücke jetzt recht unansehnlich geworden sind.



a b

Abb. 2. **Mosaik II aus der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums in Kopenhagen.**
a Vorderansicht, b Seitenansicht.

Am meisten beschädigt ist das von Léouzon Le Duc an zweiter Stelle genannte Mosaik (Abb. 1a und b). Es stellt eine Maske in Form eines Schlangenkopfes dar, aus dessen Rachen ein menschlicher Kopf hervorsieht. Die Maske ist von hinten ausgehöhlt derart, daß die Vorderwand der Höhlung von der Hinterwand des menschlichen Kopfes gebildet wird. An Zähnen sind im Oberkiefer des weit geöffneten Schlangenrachens nur einige Schneidezähne angedeutet in Gestalt einer skulpierten senkrechten Holzplatte. Da sich sowohl im Ober- wie im Unterkiefer jederseits eine mit Harzmasse ausgefüllte Grube findet, so darf man wohl annehmen, daß die hier befindlich gewesenen Eckzähne ausgebrochen sind.

Auch scheinen die im Unterkiefer vermutlich früher vorhanden gewesenen Schneidezähne ausgefallen zu sein, weil an der entsprechenden Stelle der Kieferrand defekt ist. Die rechte Seite der Maske ist stark beschädigt, da von dem äußeren Augenwinkel des Schlangenkopfes an nach unten und hinten zu ein großes Stück der hölzernen Seitenwand abgebrochen ist. Auch die linke Holzwand ist teilweise beschädigt. Sie zeigt außerdem ein künstlich gemachtes viereckiges Loch in einiger Entfernung nach hinten zu von dem äußeren linken Augenwinkel des Schlangenkopfes, das wohl zur Befestigung der Maske gedient haben mag und dem auf der abgebrochenen rechten Holzwand eine gleiche Öffnung entsprochen haben dürfte.

Der Kieferwinkel des Schlangenrachens zeigt auf der intakten linken Seite eine Öffnung, die nach vorn zu begrenzt wird von einem 3,7 cm langen, etwas gekrümmten Fangzahn. Der trapezförmige Raum zwischen der Vorderseite dieses Zahnes und der Hinterseite des menschlichen Kopfes ist nicht mit Harzmasse, sondern ganz mit weißer Farbe bedeckt (siehe Abb. 1 b).

Das Mosaik bedeckt nur die äußeren Flächen des Schlangenrachens und des menschlichen Gesichtes, nicht aber die Innenteile. Es besteht aus grünen Türkis-, bläulichen Malachit- und rötlichen Muschelschalenplättchen. Das nur teilweise erhaltene linke Auge des menschlichen Kopfes besteht aus heller Muschelschale mit einem aufgelegten dunkeln Ring. Die Augenhöhlen des Schlangenkopfes sind mit dunkler Harzmasse angefüllt. Der Lippensaum war ursprünglich, nach einigen Resten zu schließen, wie bei den meisten anderen Mosaiken mit roten Muschelschalen belegt. Die Höhe des menschlichen Kopfes beträgt 7,9 cm, seine Breite annähernd ebensoviel, seine Dicke etwa $5\frac{1}{2}$ cm. Die größte Länge der ganzen Maske an der linken Seite gemessen beträgt ungefähr 22 cm, ihre größte Breite ungefähr $13\frac{1}{2}$ bis 14 cm. Die Länge vom Hinterrand bis zur Schnauzenspitze ist $19\frac{1}{2}$ cm. Das menschliche Gesicht ist von dem Vorderende des Unterkiefers $5\frac{1}{2}$ cm, von dem des Oberkiefers $7\frac{1}{2}$ cm entfernt. Die Dicke des Schlangenunterkiefers ist $2\frac{1}{2}$ cm, die Dicke des Oberkiefers 6 bis $7\frac{1}{2}$ cm. Die Dicke der Wandung der hinteren Aushöhlung schwankt zwischen 6 und 7 mm. Die größte Höhe des Schlangenkopfes beträgt etwa 21 cm.

Ein hervorragend schönes Stück ist das zweite Mosaik (Abb. 2a und b), das kurz als Kopf mit hohem Federdiadem bezeichnet werden kann.

Als Material ist ein rundes, oben und unten etwas dickeres Stück (27 cm lang, $9\frac{1}{2}$ cm Durchmesser) von einem Baumstamm verwandt worden, der einen Ast hatte, der bei dem Ausschnitzen des ganzen Kopfes so verwertet wurde, daß er den größten Teil des Gesichtes

[1]) „Ces deux pièces offrent cette singularité remarquable qu'elles sont garnies en partie, et ont dû l'avoir été en entier, de petits fragment d'os la plupart quadrangulaires, blancs ou teints en vert, en rouge et en noir . . .“. Léouzon Le Duc, l. c.

(untere Gesichtshälfte mit vorgestrecktem Mund nebst Zunge) bildet. Das ganze Stück ist kunstvoll ausgehöhlt, so daß die Dicke der Wandung nur 6 bis 7 mm beträgt. Die Breite von einem äußeren Ohrrand zum anderen ist 11 cm, der größte horizontale Durchmesser von der Hinterseite bis zur Vorderseite des „Schnabels" 13 cm. Oben ist der Rand des Federkopfputzes 3 bis 4 cm schwach nach außen gebogen, was dem ganzen Stück eine sehr elegante Form gibt und offenbar das Wallen der langen grünen Quetzalfedern der wirklichen Federkopfschmucke nachahmen soll.

Dieser Kopfschmuck ist 20 cm hoch. Seine Vorderfläche war einstmals aufs reichste mit einem Mosaik von Türkis- und Malachitplatten bedeckt, in welche hier und da etwa bis zur halben Höhe des Kopfputzes Scheiben von rötlicher Muschelschale in querer Lage eingestreut sind. Obgleich ein großer Teil der in Harz eingebetteten gen Muschelschale, das Augenweiß aus heller Muschelschale; die Pupille ist durch einen dunkeln Ring angedeutet.

Die kurze Nase ragt nur etwa $1^1/_2$ cm hervor. Der Nasenrücken bis hinauf zur Stirnmitte war mit breiteren Mosaikplatten, vermutlich von Muschelschale, bedeckt, von denen nur ein kleiner Teil oben erhalten ist. Augen und Wangen sind in bogenförmigen Linien reich mit Türkis- und Malachitmosaik inkrustiert und verhältnismäßig am besten erhalten.

An jedem Ohr findet sich ein Hängeschmuck von kleineren abwechselnden horizontalen Türkis- und breiten Muschelschalenreihen. Der Ohrschmuck ist oben etwa $1^1/_2$, unten 2 cm breit und ragt ungefähr 1 cm über den Unterrand des Kopfes herab.

An den Seiten des Gesichts sieht man links die Abdrücke zweier Zähne in der Harzmasse, rechts sind noch



Abb. 3. **Larva Indica variis lapillis exornata instar Lithostroti.**
Ul. Aldrovandi Musaeum Metallicum, Bologna 1648, fol. 550.

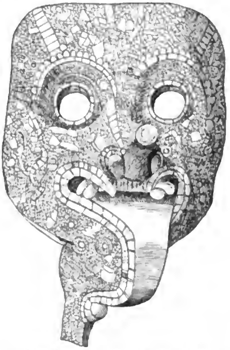


Abb. 4. **Mosaikmaske aus dem Besitz des Arztes Ul. Aldrovandus, jetzt im Museo prehist. di Roma.**
Nach L. Pigorini.

Mosaikplatten und -plättchen abgefallen ist, so vermag man doch noch ein mittleres Hauptfeld und mehrere seitliche Felder in der Anordnung der Mosaikstreifen zu erkennen. Das Hauptfeld verbreitert sich nach oben zu in beträchtlicher Weise. Es weist eine große quere, mit drei kurzen Rillen versehene Muschelscheibe und mehrere kreisrunde Scheiben auf, von denen einige, ähnlich der Doppeljaguarfigur der Berliner Sammlung, kleine Plomben von Türkis enthalten.

Der Kopfputz neigt sich in der Ansicht von der Seite (Abb. 2b) ein wenig von unten vorn nach oben hinten. Er sitzt einem etwa 7 cm hohen kreisrunden Holzbande auf, von dem jedoch nach links zu ein $3^1/_2$ cm breites Stück herausgebrochen ist. Von den Mosaikrosetten, die einstmals diesen Reifen zierten, ist in Abb. 2b eine etwas hinten und oberhalb des rechten Ohres zu sehen.

Das 7 bis 8 cm hohe Gesicht wird von einem natürlichen Holzanswuchs gebildet. Die Augen sind ganz nach Art der mexikanischen Bilderschriften behandelt. Der äußere Teil besteht aus einer roten halbkreisförmi- deutlich zwei Zähne erkennbar, die offenbar dem Oberkiefer angehören.

Leider ist das Interessanteste, nämlich der vordere Teil des Mundes, entzweigeschlagen, so daß sowohl das Mosaik wie auch die Harzschicht fast ganz verschwunden sind und diese ganze Partie recht undeutlich ist. Immerhin sind auf der Seitenansicht unterhalb der Nase (Abb. 2b) doch die aus Schlangenwindungen ornamental entwickelten Mundschnörkel zu erkennen, die das Charakteristikum des Regengottes Tlaloc sind.

Die Zunge und der Unterkiefer setzen sich in einen nach unten gebeugten Vorsprung fort, der in einen Zwickel endet, der $2^1/_2$ bis 3 cm über den unteren Rand des Kopfes sich nach unten erstreckt. Dieses schnabelartige, merkwürdige Gebilde ist mit Malachitstückchen bedeckt, und unten zieht sich jederseits noch ein S-förmig gewundener Belag von Perlmutter hin.

Zu diesem ungemein interessanten Stück bildet offenbar die aus dem Besitz des im Jahre 1605 ge-

storbenen Arztes Ulysses Aldrovandus [5]) in Bologna stammende Maske, die jetzt im Museo prehistorico di Roma aufbewahrt ist und die von Luigi Pigorini [6]) beschrieben wurde, eine Parallele. Zum bequemeren Vergleich füge ich die Abbildung Aldrovandus' nach einer Zeichnung von mir bei (Abb. 3), sowie eine Skizze nach der kleinen farbigen Reproduktion Pigorinis (Abb. 4). Ich hatte mich bemüht, in meiner eingangs erwähnten Arbeit über die Geschenke des Königs Motecuzoma an Cortés im Jahre 1519 den Nachweis zu erbringen, daß von den vier Masken, die zu den vier Göttertrachten gehörten, die Motecuzoma dem Cortés durch vornehme Boten über bringen ließ, drei noch erhalten sind. Es sind dies die Maske des Gottes Tezcatlipoca, die sich jetzt in der Christy Collection befindet; die Maske Quetzalcouatl-Xiubtecutlis, die ebenda aufbewahrt ist; weiter die Maske Quetzalcouatl-Eécatls, die ident ist mit der von Aldrovandus abgebildeten (Abb. 3) und die jetzt sich in Rom befindet. Nunmehr glaube ich, auch in dieser Kopenhagener Maske endlich die vierte noch fehlende gefunden zu haben, welche diejenige des Regengottes sein muß.

Interessanterweise nennt Sahagun [7]) unter den Geschenken an Cortés auch eine von Federn gekrönte Maske. Der Ausdruck quetzal-aztatzontli des mexikanischen Originaltextes Sahaguns in der Bibliotheca Laurentiana zu Florenz, den ich der großen Güte des Herrn Professor Seler verdanke, ist entweder als eine Federkrone von Quetzal- und Reiherfedern zu verstehen, oder vielleicht als eine Krone aus Quetzalfedern nach Art einer Reiherfederkrone (azta-tzontli), welch letztere gerade ein besonderes Trachtzeichen der Berg- und Regengötter ist [8]).

Die Kopenhagener Maske enthält nun nicht nur eine in Türkismosaik ausgeführte Federkrone, sondern auch die für den Regengott charakteristischen Schlangenwindungen der Mundpartie. Die Ähnlichkeit dieser Regengottmaske mit der Windgottmaske Quetzalcouatls (Eécatl) ist kein Zufall. Sie beweist vielmehr die enge Verwandtschaft, die zwischen diesen beiden Göttern besteht, weshalb der Interpret des Codex Magliabecchi auch den Quetzalcouatl als „amigo o pariente del Tlaloc" [9]) bezeichnet. Aber mehr als das, Quetzalcouatl scheint ursprünglich geradezu ein Regengott der tropischen mexikanischen Golfküste gewesen zu sein. Die Beweise hierfür würden von dem Zweck dieser Arbeit zu weit abführen. Ich begnüge mich daher, an dieser Stelle auf eine ausführlichere Darlegung zu verweisen, die ich in einer demnächst im Archiv für Anthropologie erscheinenden Arbeit unter dem Titel „Ergebnisse und Aufgaben der mexikanistischen Forschung" gegeben habe.

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die Kopenhagener Maske eine ganz hervorragende Bedeutung. Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Reliquie im Zusammenhang mit den anderen Mosaiken einmal in würdiger Weise in farbiger Photographie veröffentlicht würde. Meine Aufgabe war es nur, das Interesse der Amerikanisten von neuem auf jene Seltenheiten gelenkt zu haben, die, wie ich darzulegen versuchte, mit der Religion und der Eroberungsgeschichte Mexikos so eng verknüpft sind.

[5]) S. Ulyssis Aldrovandi Musaeum Metallicum, Fol. 550, Bologna 1648.
[6]) S. L. Pigorini in Atti Reale Accadem. dei Lincei, ser. 3a, vol. XII, p. 4 u. 5 u. Fig. 3a.
[7]) Sahagun, XII, cap. 4. „Llevaron tambien los ornamentos y atavios del dios que llamaban Tlalocantecutli, que era una máscara con su plumage...".
[8]) S. Seler, Veröffentl. Kgl. Mus. f. Völkerkd. Berlin I, 4, S. 132. Berlin 1890.
[9]) Codex Magliabecchi, edid. Herzog von Loubat, 1904, Fol. 33 verso.

Abwehrzauber am bergischen Hause.

Von Otto Schell. Elberfeld.

Das ältere bergische Haus können wir in erster Linie auf dem einsamen Gehöfte kennen lernen, ganz vereinzelt in den Städten und Dörfern. Das bergische Gehöft weist nun verschiedene Haustypen auf, das Bauernhaus und die Köterwohnung; letztere wird „Backes" genannt. „Backes" ist eine verkürzte Sprachform für „Backhaus", weil an ihm der Backofen noch zuweilen angebaut ist. Ohne auf die historische Entwickelung des „Backes" einzugehen [1]), möchten wir hier nur einmal die Vermutung aussprechen, daß wir im „Backes" vielleicht den ursprünglichen Typus des bergischen Bauernhauses vor uns haben, eine Vermutung, die unter anderem durch einen näheren Vergleich mit den von R. Meringer [2]) an verschiedenen Stellen vertretenen Ansichten etwas an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Sollte diese Vermutung zutreffen — ein schlagender Beweis wird wohl niemals erbracht werden, ebensowenig wie ein völlig gegründeter Abweis dieser Ansicht —, so würde manche Frage gelöst werden, die uns noch wie das Rätsel der Sphinx entgegenstarrt.

Für unsere weiteren Ausführungen sehen wir vom „Backes" und seiner Bauweise usw. ab. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit dem Hause im allgemeinen innerhalb der geographischen Grenze des einstigen Bergischen zu.

I. Der Bau des Hauses. Die Erbauung eines Hauses war ehedem ein wichtiges Ereignis, das mit Umsicht und kluger Berechnung in Angriff genommen wurde (Andree, Ethnogr. Parallelen, S. 24). Montanus [3]) bemerkt hierzu: „Der Grundsteinlegung ging früher die Weihe des Bauplatzes voraus. Noch besprengen fromme, altgläubige Leute die Baustelle mit Weihwasser und sprechen einen Segen, wie man dergleichen (wo? Der Verf.) noch aufgezeichnet findet. Früher wurde die Baustelle von Priestern gesegnet, auf daß alles Unheil, daß Spuk und Unholde davon vertrieben würden. In die zur Grundmauer aufgeworfenen Gruben werden von den Landleuten nach alten Überlieferungen Salz, Asche, Getreide und Wermutblätter [4]), oder auch andere Kräuter gestreut; einige sagen, um Spuk fernzuhalten, andere sagen, um der Mäuse willen. Doch ist hier die Andeutung eines Opferbrauches unverkennbar. Daß früher eine die ganze Gemeinde angehende Festlichkeit dabei üblich gewesen, scheint noch aus der heutigen Grundsteinlegung von bedeutenden Gebäuden hervorzugehen."

Ich möchte diese Gegenstände als abwehrzauberkräftig nach dem Glauben des Volkes betrachten. Das scheint noch deutlicher aus einem am Deilbach geübten Brauche zu erhellen. Dort legt man nämlich, mündlichen Berichten zufolge, Salz unter die Schwelle des

[1]) Vgl. meine Abhandlung darüber in der „Denkmalpflege", Bd. VIII, Nr. 8.
[2]) Das deutsche Haus und sein Hausrat.
[3]) Volksfeste, S. 98.
[4]) Sartori, Bauopfer, Zeitschr. f. Ethnol., Jahrg. 1898, S. 43.

neu erbauten Hauses; dann kann keine Hexe ins Haus kommen, glaubt man [5]).

In Kürten und Bechem wackelt nach der scherzhaften, aber nicht mißzuverstehenden Andeutung des Baumeisters der Grundstein, bis der Bauherr einige Taler unter ihn schiebt. Dann erklärt der Baumeister, der Stein liege sicher. Gearbeitet wird an dem Tage nicht mehr, sondern das Geld verjubelt. Auch bei den Russen herrscht diese Sitte [6]). Das Scherzhafte ist kaum neueren Datums; der Brauch soll vielmehr dem Hause Segen verleihen, daß immer darin Geld vorhanden sei.

Daß wir es hier mit der Ablösung alter Weihopfer durch Geld zu tun haben sollten, erscheint doch mehr als ungewiß. Aber wir dürfen wohl unbedenklich diese Gegenstände, die dem Neubau in seinem ersten Stadium eingefügt werden, nicht ausschließlich als Zeichen der Weihe und als Mittel zum Zweck, als Abwehrzauber auffassen.

Im Bergischen, namentlich im östlichen Teile, wo der Fachwerkbau noch heute vorwiegt, hatte natürlich beim Hausbau der Zimmermann vor dem Maurer den Vorrang. Letzterer führt nur die Grundmauern auf. Der Zimmermann war hingegen bis vor kurzem der eigentliche Baumeister. Das liegt in der Natur der Sache begründet, läßt sich aber auch urkundlich nachweisen. Der Zimmermann führt das Zimmerwerk auf und setzt alsdann auf den First des Hauses den Maibaum. Dieses Maibaumaufrichten hat man selbst in den Städten um des Freitrunkes willen, der alsdann auf Kosten des Bauherrn stattfindet, beibehalten. Der Maibaum ist eine stattliche Maibuche (in jüngerer Zeit wohl auch ein anderer Baum), die mit bunten Bändern, Eierschnüren, Blumen und Flitterwerk geschmückt ist. Am First des Hauses prangt sie als Zeichen der Vollendung. Früher, hin und wieder auch jetzt noch, ist die Spitze des Maibaumes mit einer Krone geziert, die ebenfalls bunt ausstaffiert ist. Nach Montanus [7]) wurde sie ehedem von den Mädchen des Dorfes oder der benachbarten Gehöfte hergestellt und von den Burschen mit Musik abgeholt, wobei sie von den Mädchen getragen wurde. Hatte der Maibaum seinen Platz gefunden, dann bestieg der Zimmermeister oder ein redegewandter Geselle ein zu diesem Zwecke verfertigtes Gerüst und hielt die sogenannte Zimmermannspredigt, auch Baupredigt genannt. In schwülstigen Worten pries er zunächst das ehrsame Zimmermannshandwerk. Dann gedachte er oft in sinnigen Worten Gottes und flehte seinen und aller Himmelsmächte Schutz für das Gebände und seine zukünftigen Bewohner an, übergab aber zum Schluß das fertige Gerippe der Maurerarbeit. In der Krone des Maibaumes aber war ein feines seidenes Halstuch befestigt, auch wohl ein Geldstück in dessen Ecke eingebunden. Das nestelte nach beendigter Predigt der Zimmermeister oder der betreffende Geselle als seinen herkömmlichen Lohn los. Die ganze Dorfschaft, ja die ganze Umgegend lief zu einer solchen Baupredigt zusammen; ein festliches Gelage mit Tanz schloß diese Feier, die von den Polizeiverordnungen zwar wiederholt untersagt, jedoch nie völlig unterdrückt wurde.

In manchen Gegenden begann die Baupredigt mit den Worten:

Ein Huhn und ein Hahn —
Die Predigt geht an.

Dann folgten einige Mitteilungen:

Eine Kuh und ein Kalb —
Die Predigt ist halb.

Wieder einige Mitteilungen:

Eine Katze und eine Maus —
Die Predigt ist aus.

Eine neuere Baupredigt aus Kürten und Bechem hat folgenden Wortlaut:

Diesem Hause wünsch' ich alles Glück,
Und allen, die darin gehn ein und aus;
Dem Bauherrn ein fettes Rind,
Und der Baufrau ein Kind,
Und der Magd zwei,
Das gibt ein ganzes Hausgeschrei.

Das Aufrichten eines Maibaumes bei Neubauten ist eine althergebrachte, weit verzweigte Sitte. Im Bergischen unterbleibt die Baupredigt jetzt meistens. Für Aachen ist beispielsweise das Aufrichten eines Maibaumes bereits für das Jahr 1456 urkundlich bezeugt [8]). Mannhardt (Wald- und Feldkulte, Bd. I, S. 218 ff.) sieht in diesem Maibaum den Genius des Wachstums, der als guter Hausgeist allezeit über der neuen Wohnstätte walten soll. Ganz ohne weiteres, wie Sartori [9]), möchten wir diese Meinung schon mit Rücksicht auf den in der Baupredigt erwähnten Hahn [10]) nicht gelten lassen. Das Geld im Maibaume dürfte hier des Rätsels Lösung nahelegen. Es soll, wie Mannhardt und Sartori übereinstimmend wollen, dem Wunsche entsprechen, es möge den Bewohnern des Hauses nie an Geld fehlen. Zum wenigsten dürfen wir eine ähnliche sympathetische Einwirkung von dem Baume mit seinem bunten Schmuck überhaupt erhoffen.

Die weitere Gestaltung des Baues (der Schlevertag, die Hausbauhochzeit usw.) sollen uns hier nicht weiter beschäftigen.

Ehe die Bewohner in ein neues Haus einziehen, trägt man etwas Salz und eine Bibel hinein. Der Glaube ist verbreitet, dann werde es den Bewohnern in der neuen Wohnung an dem zum Leben Nötigen nicht fehlen. Die Bibel wird für das auch sonst zur Anwendung kommende Brot durch übergroße Frömmigkeit (die vielfach im Bergischen herrscht) substituiert worden sein. Brot und Salz (vgl. meine betreffende, vorhin angezogene Arbeit) besitzen aber eine die Geister abwehrende Kraft. Ob wir weiter gehen dürfen in der Deutung dieses Brauches, mag dahingestellt sein. Für unseren vorliegenden Zweck genügt diese Gewißheit.

Hier seien auch noch die Tieropfer erwähnt, von denen die Sagen des Bergischen oft reden. Da hier aber ein Bauopfer, zum mindesten ein Ersatzopfer angedeutet wird, das allerdings in weiterer Perspektive auch abwehrkräftig erscheint, so begnügen wir uns hier mit dieser Andeutung.

II. Gegenstände und Symbole am Hause, die den Abwehrzauber bewirken. Wenden wir uns nun den Gegenständen am Hause zu, die den Abwehrzauber bewirken, d. h. dem Zauber, der Unheil und schädigende Einflüsse von den Bewohnern des Hauses fernhält, und zwar vermöge gewisser Gegenstände und Symbole, die als integrierende Bestandteile des Hauses aufgefaßt werden müssen, bei denen also der Zweck nicht so unmittelbar hervortritt wie etwa bei dem Maibaume, dem Geldstück unter der Schwelle usw. Solche Mittel, die durch die zauberhaften Einwirkungen, die man dem menschlichen Körper oder einzelnen seiner Teile zuschreibt, ihre Kraft erlangen, dürften im Bergischen nicht

[5]) Vgl. meine Arbeit: Das Salz im Volksglauben, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. XV, 137 ff.

[6]) Sartori, Bauopfer, S. 44.

[7]) Volksfeste, S. 98.

[8]) Vgl. Sartori, Bauopfer, S. 47.

[9]) Ebenda.

[10]) Dieser Hahn darf wohl in Parallele gestellt werden mit dem Hahn auf dem Kirchturm und dem sehr oft in der Wetterfahne vorkommenden Hahn. Daß er aber hier zum Schutze gegen Unwetter angebracht ist, darf als ausgemacht gelten; vgl. unter anderem E. H. Meyer, Deutsche Mythologie, S. 110 f.

mehr bekannt sein. Aber einen gewissen Ersatz finden diese durch vereinzelte eingemauerte Köpfe. An dem im Jahre 1588 aufgeführten und in anderer Beziehung noch weiter unten zu erwähnenden Hause „auf der Beech" in Hilden findet sich neben dem Eingange in etwa mannshohem Abstande vom Boden der eingemauerte Kopf eines Mannes und daneben der einer Frau. Letzterer ist bedeutend kleiner. Der männliche Kopf ist besonders scharf modelliert, trägt einen geteilten Knebelbart und eine Krone. Der Tradition zufolge soll es der Kopf des Erbauers und der seiner Frau sein, was aber zum mindesten als sehr ungewiß bezeichnet werden muß.

An dem wahrscheinlich im 14. Jahrhundert errichteten Hause in Groß-Siepen bei Herzkamp[11]) findet sich ebenfalls ein eingemauerter Kopf, den die Überlieferung als den Kopf des Erzbischofs Engelbert von Köln bezeichnet. Die ganze Linienführung läßt den Kopf eines Kirchenfürsten mit Mitra wohl erkennen. Die allerdings stark verwitterte Arbeit scheint für das 13. Jahrhundert zu sprechen.

Vielleicht dürfen wir auch hier den berühmten Königskopf aus Solingen anziehen, der sich dort an einem Hause der Johannisstraße noch vor wenigen Jahren befand. Mutmaßlich haben wir hier ebenfalls einen eingemauerten Kopf vor uns, der später als berühmtes Klingenzeichen angenommen worden ist mit der Umschrift:

Der Konigs Cop Mein Wapen ist
Mir gantz übel Misgund ist,
Fide, Set etc. (Trau, schau, wem[12]).

Wenn ich mich recht entsinne, hatte dieser Kopf eine gewisse Ähnlichkeit mit dem männlichen Kopfe zu Hilden.

Ferner befindet sich an der alten Kirche zu Müllenbach im Nordgiebel ein roher Hausteinkopf eingemauert[13]). Die Sage meldet, es sei der Kopf eines Maurers oder Dachdeckers, der beim Bau der Kirche an dieser Stelle verunglückt sein soll.

Solche Skulpturen finden sich keineswegs häufig, namentlich selten an Wohnhäusern. Das bergische Fachwerkhaus begünstigte dazu keineswegs die Steinbildnerei[14]).

In solchen Köpfen nur Hüter des Bauwerkes zu erblicken, dürfte zu nichtssagend sein. Man möchte eher Liebrecht[15]) zustimmen, der bemerkt: „So wie nun aber, wie wir gesehen, statt des ganzen Leibes der in Rede stehenden Menschenopfer oft nur der Kopf verwandt wurde, der später stellvertretend außen an der Mauer der betreffenden Bauwerke seinen Platz fand, ebenso finden wir statt der an die Stelle der Menschen getretenen Tieropfer oft nur andeutungsweise die Köpfe vorkommen." Wir hätten also hier einen Ersatz für das immerhin dunkle Bauopfer. Sollte das wirklich vollzogene Bauopfer nicht in der Müllenbacher Sage dunkel und entstellt durchklingen? Einen weiteren Anhaltspunkt nach dieser Richtung dürfte die allerdings von dieser Sage losgelöste und selbständig ausgebildete Sage von dem durch den Patronatsherrn auf der Kanzel erschossenen Prediger[16]) bieten. Gründe und Zwecke der Bauopfer hat Sartori ausführlich dargelegt[17]). Auch über Ersatzopfer hat Sartori (S. 47 ff.) eingehend gehandelt.

Stärker noch als der Mensch tritt das Tier, wenigstens in unserer Zeit und der jüngsten Vergangenheit, im Abwehrzauber unseres Landes hervor. Sartori (Bauopfer) schreibt: „Auch die Knochen gewisser Tiere eignen sich zu Zauberfetischen. Es gilt dies meist von solchen Tieren, die entweder den Menschen als Haustiere nahe stehen, wie Hund, Katze, Pferd, oder durch gewisse besondere Eigentümlichkeiten, entweder ihres Körperbaues oder ihrer Lebensweise, etwas Geheimnisvolles an sich haben, wie Schlange, Maulwurf, Fledermaus, Eidechse usw."

Heute noch ist die Sitte im Bergischen ziemlich verbreitet, ganze Tiere oder Teile von ihnen, namentlich Köpfe, Hörner und Füße, an Tor und Tür zum Schutze gegen feindliche Einflüsse anzunageln. Das Tor der Burg Groß-Winkelhausen, unweit Heltorf, war noch vor wenigen Jahren (vielleicht auch heute noch) mit den fast verwitterten Läufen von Wildschweinen benagelt. Auch am Tore des alten Schlosses Griffgenstein bei Ratingen ist dasselbe der Fall. Eulen und andere Raubvögel schlug man überall an das Scheunentor. „Eine Eule mit ausgebreiteten Flügeln ans Scheunentor genagelt schützt vor Bezauberung und Blitz"[18]). In der Winkelsmühle bei Mettmann, wo seit einigen Jahrzehnten eine Fischzuchtanstalt errichtet worden ist, nagelt man den farbenschillernden Eisvogel, den gefährlichsten Feind der Fische, zur Abwehr an das Scheunentor.

Greifen wir einen Vogel heraus, um uns eingehender mit ihm zu befassen: Die Eule.

An allen bergischen Häusern und Scheunen, selbst in den großen Städten des Wuppertales, findet man nicht selten in der obersten Giebelspitze ein dreieckiges (mitunter auch rundes) Loch, das den Eulen gestattet, in das Innere, namentlich den Speicherraum, zu gelangen, um dort der Jagd auf Mäuse nachgehen zu können. Woeste[19]) sagt: „Ein Loch am Scheunengiebel, damit die Eulen hereinkommen und mausen können"[20]). Damit dürfen wir uns aber kaum begnügen, da es bei dieser oberflächlichen Deutung unmöglich sein ausschließliches Bewenden gehabt haben wird. Ehe wir einer tieferen Begründung nachgehen, gestatten wir uns noch einige wenige Bemerkungen. „Das „Üllenlock" findet sich in einem plattdeutschen Gedichte erwähnt (Ech sin 'nen Burschmann schläit on räit), das Firmenich[21]) veröffentlicht hat.

Dieses Eulenloch (auch anderwärts Ulenlok, Ulenflucht, Ulengebühr usw. genannt) ist durchaus nicht allgemein in Deutschland. Es eignet vielmehr, wie es scheint, nur dem niedersächsischen Bauernhause und begegnet z. B. schon im Königreich Sachsen nicht mehr[22]). Das bekundet unter anderem auch E. H. Meyer[23]). Führen wir nur noch an, was R. Andree[24]) über das Eulenloch bemerkt; er schreibt: „Bei den meisten alten Häusern mit Strohdächern zeigt sich nämlich zwischen Walm und First unter den Windbrettern ein kleines, nicht geschlossenes, sondern offenes Dreieck, das wohl ursprünglich dadurch entstanden ist, daß in dieser scharfen Spitze die Strohbedachung des Walms und der

[11]) Vgl. meine Arbeit in „Denkmalpflege", Bd. VII, S. 49 f., wo weitere Quellenvermerke.

[12]) Rud. Cronau, Geschichte der Klingenindustrie Solingens, S. 28.

[13]) Des Verf. „Bergische Sagen", S. 142. Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd. V, 1, S. 48 ff.

[14]) Über eingemauerte Köpfe an Burgen vgl. unter anderen Piper, Burgenkunde, S. 172; Merian, Top. Hassiae, Anh., S. 41.

[15]) Zur Volkskunde, S. 294.

[16]) Monatsschr. d. Berg. Geschichtsver., Bd. II, S. 133.

[17]) Bauopfer, S. 28 ff.

[18]) Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 342. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube, § 223.

[19]) Westfälisches Wörterbuch, S. 279.

[20]) Abbildung in W. Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, S. 200.

[21]) Germaniens Völkerstimmen, Bd. I, S. 418.

[22]) Wuttke, Sächsische Volkskunde, S. 437.

[23]) Deutsche Volkskunde, S. 71.

[24]) Braunschweiger Volkskunde, S. 176.

Dachflächen nicht gut aneinandergefügt werden konnten. Diese Öffnung führt bei uns die Bezeichnung Ulenlok, anderwärts Ulenflucht. Sie dient dazu, den weiten Banseraum etwas zu erhellen und führte auch in früheren schornsteinlosen Zeiten wohl Rauch ab. Da hier die Hauseulen verkehrten, so erklärt sich der Name."

Die letzte Ausführung erhärtet unsere im Eingang gemachte Behauptung, daß das Eulenloch nicht nur an Scheunen, sondern auch an Häusern vorkommt, was für unsere weiteren Ausführungen sehr ins Gewicht fällt.

Es ist bekannt und ein allgemein verbreiteter Glaube fast aller Völker [25]), daß die Eule (auf die Unterscheidung der einzelnen Arten kommt es hier nicht an) als Unheilbote gilt. Dieser Volksglaube herrschte schon bei den Römern. Plinius und viele andere Schriftsteller können kaum Worte genug finden, um den diesem Vogel anhaftenden Schrecken zu schildern. So war es, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, nach der Erzählung des Silius Italicus, ein Uhu, der die entsetzliche Niederlage der Römer bei Cannae herbeiführte.

Im völligen Widerspruche dazu stehen wiederholt bezeugte glückliche Eulenauspizien bei den Römern und anderen Völkern. Auch die Germanen haben allem Anscheine nach Eulenauspizien gekannt. Sonst galten bei ihnen die Eulen als verwünschte Menschen, „daher althochdeutsch holzrûna, holzmuoja, ein Vogel, der im Walde runend und muhend vernommen wird, woraus dann später der Ausdruck „Klagemuhme" für „Eule" entstanden ist" [26]). Hierin dürften auch die nahen Beziehungen der Eule zu den Hexen usw., die auch im Bergischen [27]) bekannt sind, ihre Begründung finden dürfen.

Der Volksglaube, daß namentlich der Steinkauz durch seinen Ruf einen Todesfall ankündige, ist fast allgemein ein Gemeingut der Menschheit.

E. H. Meyer [28]) bemerkt: „Weniger deutlich ist die Beziehung der Nachteule (Strix aluco) zur Natur. Bayerisch Holzweibel, sonst auch Nachtrabe genannt, ist sie ein Unglückstier, ein Leichenvogel [29]). Hexen, böse Stiefmütter erscheinen als Eulen" [30]).

Um so auffallender sind die oben angedeuteten abweichenden Meinungen, die in ihrer Vereinzelung um so mehr Beachtung verdienen, wenn man die Eule weiter im Volksglauben verfolgt.

Ganz besonders möchte ich hier auf ein altvlämisches Volkslied [31]) hinweisen, ausdrücklich als Toveresselied (Zaubererlied) bezeichnet. Es lautet in der ersten Strophe:

Om Middernacht by Manenscheen,
Den Druiden lag op zynen steen,
Dar kwam die Jongvrouw door den Bosch;
Die Rave krayt, den Uyl fliegt loos.

[25]) L. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere, S. 100 ff.
[26]) Ebenda, S. 105. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Aufl., S. 950.
[27]) Vgl. des Verf. „Bergische Sagen" und „Neue Bergische Sagen" a. v. O.
[28]) Deutsche Mythologie, S. 112.
[29]) Leoprechting, S. 82. Bartsch, Bd. II, S. 124. Panzer, Bd. II, S. 293. Wuttke, § 284 usw.
[30]) Bartsch, Bd. I, S. 132. Panzer, Bd. II, S. 170, 172 usw.
[31]) Ein aus Gent nach Elberfeld eingewanderter Herr, mehr als 90 Jahre alt, der wichtige Beiträge zu Lilienkrons historischen Volksliedern lieferte, Herr E. Westendorp, zeichnete Text und Melodie auf.

In dem weiteren Verlaufe erweist sich die Eule als Weissagerin.

Zunächst ist zu erwägen, ob man einen Unglücksvogel par excellence, wie die Eule, wohl durch einen „Eulenflug" geradezu ans Haus heranziehen würde, wenn dieser Vogel im Glauben des Volkes nicht auch noch mit anderen, allerdings stark verdunkelten Anschauungen wurzelte. Der praktische Nutzen des Mäusefanges ist doch nicht schwerwiegend genug, um eine solche Anschauung als allein maßgebend zu rechtfertigen. Dazu halte man das oben zitierte vlämische Lied, das in manchem Zuge ein sehr hohes Alter verrät und darum von besonderem Werte ist.

Geklärt wird die Lösung unseres Eulenproblems durch den oben schon erwähnten Gebrauch, gerade die Eule ans Scheunentor zu nageln (ehemals gewiß auch ans Haustor), um Haus und Hof vor Feuersgefahr und Hexen zu schützen. Dieser Brauch gilt in Thüringen, Schlesien usw. In der Schweiz „schreit sie den Kranken heraus; dafür nagelt sie der Bauer an Scheunentor und Gartenzaun, wo sie Gespenster abhält und den Knaben zum Wurfspiel dient" [32]). Ähnliches berichtet Wuttke [33]), wie wir vorhin bemerkten. Sie meldet demnach Tod, verhütet ihn aber auch. Sie ist demnach nur ein Unheilverkünder, aber kein Unglückbringer. Sie ist wissend (man denke an die Eule der Minerva, die Eule als Symbol der Weisheit, an das altvlämische Zaubererlied usw.) und zauberkräftig, selbst nach dem Tode, ein geheimnisvoller Vogel, der in seinem lichtscheuen Wesen die Vorbedingungen zu diesem Volksglauben gelegt haben dürfte.

Eine weitere Ausgestaltung hat dieser Glaube in Dänemark und Italien erlangt, wo man der Eule einen tötenden Blick zuschreibt [34]). Dabei ist jedoch nicht gesagt, daß dieser Blick den Menschen tötet; sondern in der natürlichen Konsequenz der Zauberkraft, die dem ans Scheunentor angenagelten Vogel zugeschrieben wird, ist es viel logischer, anzunehmen, daß dieser tötende Blick dem Unheilbringer (Hexen usw.) gilt, dem Menschen aber geradezu Schutz verleiht. Unter diesem Gesichtspunkte wird das „Eulenloch" erst verständlich.

Es ist ein Abwehrzauber, den der Landmann der angenagelten Eule glaubt zuschreiben zu dürfen. Schutz spendet das Tier. Dazu stimmt, was A. F. Dörler aus Tirol über das Käuzchen oder die Habergeiß berichtet: „Trägt man das Herz und den rechten Fuß einer Habergeiß unter der Achsel bei sich, so kann man von keinem Hunde gebissen werden. Legt man dieselben aber auf einen Schlafenden, muß derselbe im Schlafe alles ausschwatzen, was man gern von ihm wissen möchte.

„Nicht selten findet man im Magen der Eulen zusammengeballte Federn, welche, mit einem Holzspänlein und einigen Wiedehopfsaugen in einem Säcklein bei sich getragen, alle Hexereien, Truden- und Teufelskünste unschädlich machen. Dieser Talisman muß aber in der Silvesternacht angefertigt werden."

Es ist überflüssig, weitere Schlüsse bezüglich der Eule und ihrer Beziehungen zum bergischen Hause zu ziehen, weil das außerhalb des gesteckten Rahmens liegt.

[32]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, Bd. I, S. 155.
[33]) Deutscher Aberglaube, § 223.
[34]) Zeitschr. f. Volkskunde, Bd. XI, S. 305. Gaidoz, Melusine, Bd. IV, S. 481.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Dr. L. Reinhardt, Vom Nebelfleck zum Menschen. Eine gemeinverständliche Entwickelungsgeschichte des Naturganzen nach den neuesten Forschungsergebnissen. I. Die Geschichte der Erde. 575 Seiten mit gegen 200 Abbildungen im Text, 17 Volltafeln und 3 geologischen Profiltafeln nebst farbigem Titelbild. München, Ernst Reinhardt, 1907. 8,50 M.

Der Verfasser beabsichtigt, in dem auf zwei Bände berechneten Werk eine für jeden Gebildeten verständliche Zusammenfassung unseres heutigen Wissens über den Kosmos zu geben. Der erste hier vorliegende Band soll die Geschichte der Erde, der zweite die Geschichte des Lebens auf der Erde enthalten. Den vorliegenden Band kann man in zwei Teile teilen, einen astronomischen und einen geologischen. Der erste gibt eine Übersicht der Entstehung unserer jetzigen Ansichten über die Einrichtung des Weltsystems, sowie dann eine genauere Schilderung der einzelnen Teile desselben, der Sternenwelt, des Sonnensystems, Erde und Mond und der Kometen und Meteore. Im geologischen Teile werden die Erstarrungsgesteine der Erde, der Vulkanismus, die Schichtgesteine, die Gebirgsbildung, Verteilung und Verhältnisse von Wasser und Land, Kreislauf des Wassers, Verwitterung der Erdoberfläche und die Abtragung des Festlandes je in besonderen Kapiteln behandelt. Die Sprache ist flüssig, das Vorgetragene leicht verständlich gehalten, immer an Beispielen erläutert und durch viele und tatsächlich zum größten Teil sehr gut ausgeführte und ihrem Zweck entsprechende Abbildungen illustriert. Dem gegenüber dürfen nach des Referenten Ansicht Ausstellungen in dem Sinne, wie man sie sonst machen müßte — z. B. daß die veraltete Dovesche Theorie der Zirkulation der Atmosphäre wieder aufgenommen ist, sowie einige Ansichten vorgetragen werden, die kaum in dieser Weise gültig sind, wie die vulkanische Natur der Salsen, die Entstehung der Calderen (Val del Bove am Etna) durch Ausblasung usw. —, zurücktreten, da ein derartiges Buch doch wohl den Hauptzweck verfolgt, den Sinn für den betreffenden Zweig der Wissenschaft zu wecken und das Interesse an ihr zu heben. Dies in breiteren Schichten zu tun, scheint aber das Buch vollständig geeignet. Gr.

J. P. Johnson, The Stone Implements of South Africa. 53 S. Mit 258 Abbildungen. London, Longmans, Green u. Co., 1907. 7s. 6d.

Johnson hat in vorliegendem Buch die Resultate langjähriger Untersuchungen zusammengefaßt, nachdem er bereits eine Reihe einzelner Aufsätze in den Transactions of the Geological Society of South Africa über Funde von Steinwerkzeugen veröffentlicht hatte. Drei Perioden lassen sich deutlich erkennen, die der Eolithe, Paläolithe und Neolithe. Indes ist es wichtig, festzustellen, daß Eolithe auch massenhaft in den beiden jüngeren Perioden, Paläolithe auch im Neolithikum vorkommen. Anfänger und Stümper haben nämlich auch in vorgeschrittenen Zeiten unvollkommene Werkzeuge geliefert, und umgekehrt haben paläolithische Arbeiter zuweilen so gute Geräte hergestellt, daß sie wie neolithisch aussehen. Die Werkzeuge der verschiedenen Perioden werden beschrieben und in großer Zahl abgebildet. Es handelt sich im Eolithikum um Schaber, und zwar erscheint es nach Johnson ganz zweifellos, daß die Eolithe Kunstprodukte sind, alle Übergänge zu zweifellosen Werkzeugen sind vorhanden. Im Paläolithikum treten Schaber und Beile auf, im Neolithikum gleichfalls, aber in viel feinerer Ausführung. Interessant ist das Auftreten neolithischer „Pygmäenwerkzeuge", die den Pygmäenwerkzeuge Englands gleichen und mit den anderen neolithischen Geräten gleichalterig sind.

Das Alter der Steinwerkzeuge ist zum Teil einigermaßen genau zu bestimmen. Die Eolithe und Paläolithe finden sich in alten Schottern, die höchstwahrscheinlich der Pluvialzeit entstammen. So liegen die Paläolithe in zwei Terrassen am Vaal, die der Viktoriafälle sind sogar älter als das Tal unterhalb der Fälle, denn sie liegen oben auf den Rändern des Schlundes, in den der Sambesi hinabstürzt.

Die Neolithe sind wesentlich jünger. Sie liegen zum Teil auf jenen alten pluvialen Terrassen in jungen Oberflächenablagerungen. Ja, sie kommen in Küchenabfällen mit Aschen, Knochen, Straußeneierschalen, Perlen aus diesen Schalen, Topfscherben zusammen vor. Daraus könnte man schließen, daß sie kein hohes Alter besitzen, und doch enthalten Pfannen, an denen die Küchenhaufen liegen, in ihren Ablagerungen neben den Neolithen auch Schalen von Succinea. Diese Schnecke könnte in dem heutigen trockenen Klima des westlichen Transvaals nicht mehr leben, man muß also auf ein erheblich feuchteres Klima der neolithischen Zeit jener Gegend schließen. Johnson meint, daß die Träger der neolithischen Kultur Buschmänner gewesen sind. Passarge.

O. Solberg, Beiträge zur Vorgeschichte der Ost-Eskimo. Steinerne Schneidegeräte und Waffenschärfer aus Grönland. Mit 12 Lichtdrucktafeln, 1 Karte und 55 Illustrationen im Text. Herausgegeben vom Fridtjof Nansen-Fonds. Christiania, Jacob Dybwad, 1907.

Es ist dieses eine Schrift, gleich belangreich für den Ethnographen, wie für den Prähistoriker, die tatsächlich eine Lücke ausfüllt und uns die noch von allen fremden Einflüssen freie Eskimokultur vor Augen führt. Die Grönländer wohnten den nordamerikanischen Indianern am fernsten, blieben von deren Berührungen frei, und was daher von wirklich alten Funden (jetzt in den nordischen Museen) vorhanden ist, zeigt uns die reine Eskimokultur vor dem Auftreten der Europäer. Mit diesen gelangte früh das Eisen nach Grönland, und als Egede die dortigen Grönländer sozusagen wieder entdeckte, war die Herstellung der Steinwerkzeuge schon eine verlorene Fertigkeit. Aber für die Urzeit sprechen die erhaltenen Fang- und Schneidewerkzeuge aus Stein, an denen sich sogar verschiedene Entwickelungsstadien und Altersunterschiede nachweisen lassen. Auf die grönländischen Altertümer wies zuerst der berühmte Thomsen hin; in größeren Mengen gelangten sie aber erst seit etwa 30 Jahren aus den zahlreichen alten Gräbern an der Diskobucht usw. nach Kopenhagen, und diese, bisher unbeachtet, feiern nun, mit anderen Funden, durch Solberg ihre Auferstehung. Auch die Ostküste Grönlands lieferte Ausbeute, und hier beginnen die Funde mit der zweiten deutschen Nordpolfahrt 1870.

Quarzite, namentlich Chalcedon, dann Kieselschiefer lieferten den Stoff zu den ältesten grönländischen Steingeräten, die im Vergleich mit den schönen Arbeiten Skandinaviens nur ein mittelmäßiges Gepräge zeigen, in der Ausführungstechnik aber dieser ziemlich gleich gewesen sein müssen. Schaber, Geräte, die fälschlich als steinerne Fischhaken gedeutet wurden, Messer verschiedener Form, schräge, eigentümliche Steinklingen, die nach Analogie eines modernen Geräts als ein beim Nähen der Eskimofrauen benutztes Instrument (Tignrsaut) gedeutet werden, Bohrer und Pfriemen, Beile werden da als der älteste Nachlaß ausführlich beschrieben. Das für alle Eskimostämme heute so kennzeichnende einseitige, bei der Fellzubereitung benutzte Weibermesser (Ulo) fehlt aber noch auffallenderweise, und Solberg führt den Nachweis, daß es erst mit dem Aufkommen des Eisens, wenn auch in früher Zeit, zur Geltung kam. Endlich sind als ureigenste Eskimogeräte die steinernen Lanzenspitzen, namentlich Harpunenspitzen, von sinnreicher Konstruktion zu erwähnen, welche die Jagd auf die großen Seetiere ermöglichten. Von besonderem Interesse ist auch, was über das Fortleben alter Formen bis auf unsere Tage nachgewiesen wird; auch über die Einführung des Eisens und seine Wirkungen erfahren wir Bemerkenswertes. Was die Untersuchung ferner ergibt, so ist namentlich hervorzuheben, daß sich in den Steingeräten der Grönländer zwei ältere Elemente nachweisen lassen: Erstens, die aus ihrer kulturellen Urheimat stammenden, allen Veränderungen widerstehenden Gerätformen und dann die in Grönland herausgebildeten Sonderformen, neben denen als drittes, jüngeres Element die von außen eingeführten Formen erscheinen. A.

Prof. Dr. Fritz Regel, Geographie für Handels- und Realschulen, zum Gebrauch an kaufmännischen Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterricht. Bearbeitet unter Mitwirkung von Rektor Münchgesang. 5., vollständig umgearbeitete Auflage von F. H. Schlössings Handelsgeographie. Industrie- und Kulturgeschichte. XIV und 484 Seiten (Handbibliothek der gesamten Handelswissenschaften, 3. Bd.). Stuttgart, Wilh. Nitzschke & Aug. Brettinger, 1907. 3,20 M.

Ein dem im Titel zum Ausdruck gebrachten Zweck sehr entsprechendes kleines Handbuch, das zu Nachschlagezwecken sich sehr wohl eignen wird. Auffallend ist die Gliederung des Buches, wonach ein Sechstel des Umfangs (46 Seiten) der allgemeinen Erdkunde zufällt. Bezüglich der außereuropäischen Erdteile verdient Erwähnung, daß Afrika in gebührendem Maße berücksichtigt worden ist. Die Hälfte des Buches wird von Europa ausgefüllt, dessen Handelsgeographie ja auch an erster Stelle für Lehrzwecke in Betracht kommt. Walther von Knebel.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Die gefährliche Ablenkung des Coloradoflusses und die Bildung des Saltonsees in Kalifornien wurde oben, S. 274, besprochen. Im Februar d. J. hat nun Dr. D. T. MacDougal im Auftrage des Desert Laboratory der Carnegie Institution (Washington) eine Studienreise in dem Gebiet ausgeführt und dabei den Saltonsee in einem Segelboot umfahren. Der See hatte damals eine Länge von über 50 engl. Meilen und ein Areal von etwa 700 Quadratmeilen. Das wären rund 80 km bzw. 1800 qkm, und das bedeutet, daß der See in den vier Monaten seit Anfang Oktober 1906 um ein Drittel an Flächeninhalt gewachsen ist. Obgleich der Bruch in den Ufern des Coloradoflusses, aus dem der Hauptkanal zu dem See führt, am 10. Februar 1907 geschlossen wurde, so ließen doch kleinere Kanäle und die Durchsickerung genügend Wasser zu dem See gelangen, so daß man erwarten konnte, daß sein Wasserstand im nächsten Monat unverändert bleiben würde. Man meint daher, daß in diesem Jahre die Verdunstung den Zufluß nicht um mehr als 50 Zoll (125 cm) übertreffen wird. Es wurden fünf Stationen angelegt, die untersuchen sollen, wie mit dem Fallen des Sees sein Becken durch Anpflanzungen der Kultur wieder zurückgewonnen werden kann. Ein zweites Becken wurde südlich vom Salton zwischen den Cucopabergen und der Hauptkette von Nieder-Kalifornien in Mexiko mit dem Wagen durchfahren, wobei die Ufer eines Sees berührt wurden, der es teilweise füllt. Dieses Becken scheint häufigeren Überflutungen aus dem Delta ausgesetzt zu sein, und 1905 bildete sich ein 50 km langer und 25 km breiter See, der jetzt auf den dritten Teil dieser Ausdehnung zusammengeschrumpft ist. Die Expedition brachte im übrigen wichtige Beobachtungen über Pflanzen- und Tierleben in salzigem Wasser, heißen Quellen und Lehmwüsten heim. („Science", Bd. XXV, S. 439.)

— Die erste Grammatik der Sprache der Bontoc-Igoroten auf Luzon hat kürzlich Dr. Seidenadel der philologischen Gesellschaft in Chicago vorgelegt. Er hat monatelang unter den Igoroten gelebt, welche die Saint Louis-Weltausstellung besuchten, und täglich zehn Stunden lang mit ihnen verkehrt, so daß er schließlich ihre Sprache ganz geläufig sprach und auf alle ihre Ideen eingehen konnte. Er hat zwischen 3000 und 4000 igorotische Sentenzen aufgeschrieben und, da er auch Musiker ist, die Melodien dieses Volkes festgelegt. Seidenadel beabsichtigt, seine Studien auf den Philippinen fortzusetzen.

— Den Panggongsee — so bezeichnet man die Kette von vier oder fünf langgestreckten Seen, die auf der Grenze von Tibet und Kaschmir liegen — schildert Prof. E. Huntington in Nr. 7 des „Journal of Geology" von 1906. Huntington besuchte den westlichen, kaschmirischen Teil des Sees Anfang Mai 1905, als er sich nach Ostturkestan begab. Dieser hat etwa 4200 m Höhe und ist der niedrigste der ganzen Kette, deren tibetanische Glieder alle etwas höher liegen. Haben jene Glieder alle süßes Wasser, so ist das westliche Glied salzig, da es keinen Abfluß hat. Zur Zeit von Huntingtons Besuch war der See noch gefroren, und die Lufttemperatur betrug nachts nur 1 bis 6° C. Die Anwohner begannen damals gerade Hafer zu säen, die einzige Getreideart, die dort noch reift. Die Ernte erfolgt im September. Am See wird der Hafer reif, in der etwas höheren Nachbarschaft nicht mehr. Die bisher herrschende Ansicht, daß der See seinen Abfluß dadurch verloren habe, daß ehemalige Zuflüsse ihn durch ihre Geröllmassen abgeschnürt hätten, hält Huntington für irrig, er meint vielmehr, es sei dort ein Felsriegel vorhanden, der den See im Westen abschließe. Es sei ferner wahrscheinlich, daß das Becken hinter dem Felsriegel durch das Eis erodiert sei, so daß es den Fjorden Norwegens oder den Talseen der Schweiz gleiche. Die Ablagerungen und Uferlinien deuten darauf hin, daß das Niveau beständigen Schwankungen unterworfen ist infolge Verschiedenheiten im Regenfall und in der Verdunstung.

— Das Ende des „Wetterschießens". Von dem sogenannten Wetterschießen versprach man sich eine Zeitlang recht viel als Abhilfe gegen Gewitter und Hagelschlag, ja, man rief sogar im Jahre 1902 eine internationale Expertenkonferenz für Wetterschießen in Graz zusammen. In der Folge wurden zwei offizielle Schießfelder gegründet, in der Steiermark, der eigentlichen Heimat des Wetterschießens, und in Italien. Der steiermärkische Gewitterforscher Prohaska als Vorsteher der zuerst genannten Station sagte in seinem Berichte über das Jahr 1904: Dieses hagelreiche Jahr hat das Wetterschießen in unserem Lande auf eine harte Probe gestellt, aber man kann nicht sagen, daß sie zugunsten des Schießens ausgefallen ist. Das italienische Schießgebiet in Castelfranco ist aber insoweit noch maßgebender, da es um die Hälfte größer als das österreichische ist und die Wetterschießkanonen noch einmal so dicht aufgestellt waren als im Nachbarstaat. Von demselben Jahre mußte dessen Leiter Pochettino trotzdem melden: Am 23. Mai traf, trotz des regelmäßigen Schießens, der Hagel den südlichen Teil der Verteidigungszone, ein Nutzen des Schießens zeigte sich nicht. Dagegen freilich fiel am 12. Juli an der Grenze unserer Zone Hagel, während die geschützte Zone hagelfrei blieb, obwohl gerade an diesem Tage kein Schuß abgegeben war. Daraufhin hat die Regierung die weiteren Versuche mit Wetterschießkanonen eingestellt und nur noch einige Experimente mit Raketen und Bomben angeordnet. Alles, was die 1899 einsetzenden Versuche versprachen, hat sich also nicht erfüllt, und J. M. Pernter konnte seinen soeben über diesen Gegenstand erschienenen Artikel („Meteorol. Zeitschr.", Jahrg. 1907) nur mit den Worten schließen: Das Ende des Wetterschießens ist besiegelt.

— In seiner Arbeit über die mittlere Dauer des Frostes („Meteor. Zeitschr.", 1907; vgl. „Globus", Bd. 91, S. 211) zeigt O. Dorscheid weiter, daß von der Westküste aus nach der Mitte der Kontinente unter gleicher Breite der Eintritt des Frostes sich verfrüht, um von dort bis zur Ostküste wieder allmählich eine Verspätung zu erfahren. Europa durchquert die Frostgrenze, nachdem sie der Südwestküste von Norwegen gefolgt ist, im wesentlichen in südlicher Richtung und teilt dadurch unseren Erdteil in eine wärmere West- und eine kältere Osthälfte. Das Schwinden des Frostes verzögert sich über den Kontinenten oder den Küsten nach dem Innern hin bedeutend. Die Frostgrenze braucht zum Zurückweichen nach Norden im Frühjahr mehr Zeit als zum Vorrücken nach Süden im Herbst. Wichtig ist der Zusammenhang zwischen der polaren Grenze des Baumwuchses und der Dauer des Frostes. Der Verlauf der polaren Waldgrenze ist in erster Reihe durch übermäßige Frostdauer bestimmt, d. h. durch eine Verkürzung der Zeitdauer mit Temperaturen über 0° unter ein bestimmtes Maß, nach Dorscheids Untersuchungen unter 100 Tage. Selbstverständlich handelt es sich dabei nur um die großen Züge der Waldgrenze, nicht um die kleinen, welche durch die Einzelheiten der Geländeformen bedingt sind; da lautet die Regel: In windgeschützten Tälern springt die Waldgrenze nach Norden vor, während windgepeitschte Hügel der Nachbarschaft waldfrei sind.

— Wellmans Polarexpedition. Wellman hat für seinen diesjährigen Flugversuch nach dem Nordpol den Ballonteil seines Luftschiffes „America" bei Mallet in Paris umbauen lassen. Der Ballon ist 56 m lang und hat einen größten Durchmesser von 16 m. Sein Inhalt beträgt 7500 cbm und seine Tragkraft 8850 kg. Das Schiff selbst hat eine Länge von 35 m, besteht aus Röhrenstahl und ist sehr leicht und stark. Der Hauptteil und sein Rückgrat ist ein stählerner Behälter von gleicher Länge mit 3090 kg Petroleum für die Motore. Der Hauptmotor ist ein Clement von 60 bis 70 Pferdekräften, der unmittelbar auf zwei an jeder Seite des Schiffes angebrachte Stahlschrauben von $3\frac{1}{2}$ m Durchmesser wirkt. Die Schnelligkeit des Luftschiffes soll 26 bis 29 km in der Stunde betragen und der mitgeführte Petroleumvorrat es in den Stand setzen, 150 Stunden mit Maximalgeschwindigkeit zu fliegen. Das genügt für 3600 km, und das ist nahezu die doppelte Entfernung, die zurückzulegen ist, nämlich die von Spitzbergen zum Pol und zurück. Die Maschinenteile sind dadurch geprüft, daß man sie wochenlang hat laufen lassen. Auf Spitzbergen (Däneninsel), wo das Schiff zusammengesetzt wird, werden vor Antritt der Reise Versuche in der Luft stattfinden. Diese selbst soll Ende Juli oder Anfang August beginnen. — Am 11. Juli d. J. sind es übrigens zehn Jahre her, daß Wellmans Vorgänger André mit seinem Ballon aufstieg.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 22. BRAUNSCHWEIG. 13. Juni 1907.

Aberglauben in Armenien und Kurdistan.

Von Dr. Volland. Bielefeld.

„Die fremden Eroberer, sie kommen und gehn,
Wir unterliegen — aber wir bleiben bestehn.“

Dieses Dichterwort aus der „Braut von Messina“ findet vor allem seine Bestätigung bei den Bewohnern Kleinasiens. Welche Völkerstürme sind doch seit den ältesten Zeiten über Kleinasien dahingebraust, die sich entgegenstellenden Bewohner niederwerfend, dann unaufhaltsam weiter von Osten nach Westen, von Norden nach Süden und umgekehrt vorwärts dringend, um oft anscheinend spurlos wieder vom Schauplatze ihrer Taten zu verschwinden. So konnten sich die im ersten Anprall zu Boden geworfenen Völker wieder erheben, so konnten sich die verschiedenen Völkertypen und mit ihnen viele ihrer Anschauungen und Gewohnheiten aus den ältesten Zeiten bis in unsere Tage erhalten, wenngleich natürlich eine Vermischung mit Fremdem, Andersartigem in mancher Hinsicht nicht zu verkennen ist.

Die *Καρδοῦχοι* Xenophons, die den Rückzug der Zehntausend so häufig durch ihre Überfälle störten, sind ja bekanntlich die Vorfahren der heutigen, immer noch kriegerischen Kurden. Wie vor Jahrtausenden bevölkern sie auch heute noch die wilden Gebirgslandschaften des armenischen Taurus, und in der Art ihrer Behausungen, ihrer Lebensweise und ihrer Bewaffnung mit den auch heute noch stellenweise anzutreffenden kleinen, runden Schilden erinnern sie lebhaft an die Beschreibungen des berühmten griechischen Historikers. Die Bewohner der Ebenen nördlich und südlich vom armenischen Taurus, am oberen Euphrat und Tigris, auch wenn sie sich als Armenier und Türken streng voneinander trennen, sind ethnologisch fast immer der gleiche Menschenschlag, und nur der religiöse Fanatismus hat die tiefe, fast unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen zur Folge gehabt. So kommt es, daß wir heute viele gemeinsame Gewohnheiten und abergläubische Gebräuche vorfinden, die den Wechsel der Zeiten überdauert haben und sich bis zu der Epoche der alten Assyrer zurückverfolgen lassen, auch wenn sie mit den bestehenden Religionen, dem Islam und Christentum, in mehr oder minder nahe Beziehung getreten sind. Gerade die Gemeinsamkeit solcher Befunde bei den Anhängern der verschiedensten religiösen Bekenntnisse ist es, die auf einen gleichen Ursprung zurückweist.



Abb. 1. Jasylytas; beschriebene Schale (Zauberschale).

Dahin gehören wohl sicher die häufig in Kleinasien anzutreffenden Ziarets. Das sind Heiligtümer, geweihte Stätten, die Christen und Mohammedanern in gleicher Weise als heilig gelten. Sie werden repräsentiert entweder durch eine heilige Quelle, deren Genuß angeblich Krankheiten zu heilen vermag, oder es sind Bäume, die einsam auf weithin sichtbarer Anhöhe stehen, oder es ist eine Höhle, von denen eine weiter unten etwas näher beschrieben werden soll. Diese Bäume werden vom Volke geradezu personifiziert und erhalten dementsprechend auch einen menschlichen Namen. Will der christliche oder mohammedanische Pilger mit Hilfe der Ziarets von einer lästigen Krankheit befreit sein, dann schneidet er sich von seinem Kleide einen Fetzen und bindet ihn, Gebete sprechend, an die Zweige des Baumes, so daß diese im Laufe der Zeit über und über mit bunten Läppchen behängt sind. Bei Pertag am oberen Euphrat steht auf steiler Felsenhöhe eine malerische Chalderburg. An ihrem Fuße auf dem rechten Ufer des Flusses verdeckt herabhängendes, dichtes Gebüsch und etwas Baumwuchs eine geräumige Höhle in dem steil abfallenden Uferrande. Nur ein schmaler, schwer zu passierender Gang führt in die einen Felsblock enthaltende Höhle hinein, der in der heidnischen Zeit wohl als Opferaltar gedient haben mag. Auch heute

noch wallfahren die christlichen und mohammedanischen Bewohner hierher. Davon zeugen die zahlreichen bunten Kleiderfetzen, die eine oben noch am Eingange der Höhle Platz findende Platane über und über bedecken.

Auch das Trinken aus einer sog. „jasylytas" soll heilkräftig wirken. Es ist das eine flache Schale, deren Innenfläche mit christlichen oder mohammedanischen Segenssprüchen und Abbildungen von Tieren und dämonischen Gebilden bedeckt ist (Abb. 1). Metallplättchen mit Schriftzeichen sind meist am Rande der Schale befestigt, die als Schlüssel zur Deutung der Sprüche dienen sollen. Unwillkürlich denkt man bei der Form und Bedeutung dieser Schalen an die mit Keilschrift bedeckten assyrisch-babylonischen Tongefäße, die einst dem gleichen Zwecke dienten. Jeder, der längere Zeit im Orient weilte, hat gewiß einen Derwisch mit einer solchen Zauberschale angetroffen. Der Derwisch füllt sie mit Wasser, läßt den Patienten beispielsweise ein gelbes Geldstück hineinwerfen und das Wasser darauf trinken, das nun imstande sein soll, ihn von der Gelbsucht und allen möglichen Krankheiten zu befreien.

Bekannt sind die Tierkolosse vor dem Palaste Sanheribs im alten Ninive und anderwärts. Sie stellen die assyrischen Schutzgötter des Hauses dar, die in Gestalt von Stier- und Löwenkolossen den Palast- oder den Tempeleingang zu bewachen hatten. Das ist gewiß auch die ursprüngliche Bedeutung der beiden Tierköpfe in Abb. 2, die die heutigen armenischen Einwohner von Til am oberen Euphrat über dem Eingange ihres christlichen Heiligtums angebracht hatten.

Amulette der verschiedensten Art gegen allerlei Unheil erfreuten sich bei den alten Assyrern einer weiten Verbreitung. Zu ihnen gehörten auch Bilder der abzuwehrenden Dämonen mit oder ohne beigegebene Verwünschungen. Die gleiche Bedeutung hat ein im Besitze des Verfassers befindliches, interessantes Stück armenisch-katholischer Herkunft. Es ist eine fast 7 m lange und 10 cm breite Papierrolle, mit armenischen Schriftzeichen und zahlreichen eigenartigen Malereien bedeckt: Die Taufe Christi, der Einzug in Jerusalem, die Fußwaschung, Maria mit dem Jesuskinde, Christus und die 12 Apostel, Abraham im Begriff, den Isaak zu opfern, der Drachentöter St. Georg und anderes mehr werden dargestellt, und am Schluß der ununterbrochenen Anrufungen folgt das Objekt der Verwünschung, der Teufel, in einer komisch-naiven Darstellung (Abb. 3).

Eine große Rolle spielt im Aberglauben des Orientalen „der böse Blick" (türkisch: gös wermek = das Auge geben). Eine große Zahl von Amuletten dient zur Abwendung dieses bösen Zaubers. Das einfachste sind mit Taubenblut beschriebene Zettel, die, von einer dreieckigen Hülse umgeben, um den Hals oder in das Fez eingenäht werden. Mit Vorliebe bedient man sich dabei der als Schutzsuren geltenden Suren 113 und 114. Sie lauten [1]):

Das Morgengrauen (113).

Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen!

1. Sprich: Ich nehme meine Zuflucht zum Herrn des Morgengrauens,
2. Vor dem Übel dessen, was er erschaffen,
3. Und vor dem Übel der Nacht, wenn sie naht,
4. Und vor dem Übel der Knotenanbläserinnen,
5. Und vor dem Übel des Neiders, wenn er neidet.

Die Menschen (114).

Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen!

1. Sprich: Ich nehme meine Zuflucht zum Herrn der Menschen,
2. Dem König der Menschen,
3. Dem Gott der Menschen,
4. Vor dem Übel des Einflüsterers, des Entweichers,
5. Der da einflüstert in die Brüste der Menschen,
6. Vor den Dschinn und den Menschen.



Abb. 2. Tierköpfe aus Stein über dem Eingang der armenischen Kirche zu Til am oberen Euphrat.

Aber auch das „Maschallah" (= bei Allah!), was man zuweilen an kostbaren türkischen Zigarettenspitzen auf herabhängenden Silberplättchen findet, soll dazu dienen, das Unheil des bösen Blickes vom Träger des Gegenstandes zu bannen. Ein Amulett von besonderer Kraft, zum Schutze des ganzen Hauses aufzuhängen, stellt Abb. 4 dar. Es ist ein wunderliches Gebilde, das aus den verschiedensten Dingen zusammengesetzt ist: Ein Metallkrüglein, eine Bleiplombe mit arabischer Inschrift, türkische Kupfermünzen, dreieckige Hülsen (Zaubersprüche zur Abwehr des Bösen enthaltend), Eicheln, die kettenförmig aneinander gereiht sind, als Vertreter des Tierreiches ein Schneckenhaus und der Panzer einer kleinen Schildkröte, und schließlich ein hohler, fauliger Zahn vom Menschen. Letztere Gebilde sind ja eigentlich Träger der Unreinheit und Unheiligkeit, aber gerade solche Dinge werden wie zu den Zeiten der alten Assyrer von den heutigen Bewohnern Kleinasiens zur Abwehr des Bösen gebraucht, mit der Absicht, Gleiches mit Gleichem zu bekämpfen. Eine Teufelsfratze, in diesem Sinne einst bei den alten Assyrern als Amulett dienend, bringt Bezold in seiner Monographie „Babylon und Ninive", S. 99. Ein ähnliches Gebilde, das heute im Orient die gleiche Verwendung fand, konnte Verfasser von einem armenischen Händler erwerben (vgl. Abb. 5). Auch bei den alten Assyrern (vgl. Bezold) schrieb man die verschiedenen Geisteskrankheiten dem Einflusse von Dämonen und Hexen zu und verwandte zu deren Bekämpfung eine ganze Reihe besonderer Beschwörungsformeln. An diese Tatsache wurde Verfasser in seiner ärztlichen Praxis dadurch erinnert, als die Frau eines ihm bekannten Kurden an einer akuten Geistesstörung erkrankte. Der Ehemann verzichtete in diesem Falle auf die ärztliche Behandlung, die er sonst gern in Anspruch nahm, und wandte sich

[1]) Der Koran übersetzt von Max Henning.

hilfesuchend an seinen Chodscha (mohammedanischen Priester).

Dieser trug ihm auf, ein kohlschwarzes Huhn herbeizuschaffen, das er tötete, und dessen Blut er zum Aufschreiben der Beschwörungsformel verwandte. Das so hergestellte Amulett wurde der Frau um den Hals gehängt, und den „bösen Dschinn" glaubte man gebannt zu haben, als der hysterische Erregungszustand der Kranken — denn um einen solchen handelte es sich höchstwahrscheinlich — nach einigen Wochen von selbst zurückgegangen war. Auch das ärztliche Rezept wird häufig von den Eingeborenen als eine gesundmachende Zauberformel angesehen und findet dann eine für den Arzt unerwünschte Verwendung. Verschiedene Male erlebte es Verfasser, daß bei aufgetragener Wiederholung der ärztlichen Vorschrift die Patienten die Absicht äußerten, das in Stücke geschnittene und in Wasser geworfene Rezept viermal täglich eßlöffelweise zu genießen. — Das „Knotenschürzen" ist ein uralter, bis zu den Assyrern zurückgehender, unheilvoller Brauch [2]), der auch im heutigen Volksglauben tief eingewurzelt ist. Es soll bedeuten, „daß der Verwünschende mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit handelt und mit dem Dämon einen Bund schließt und beweist, daß er die feste Absicht hat, den Zauber unlösbar zu machen". In manchen Gegenden trifft man bei Türken und Persern den Aberglauben an, daß Impotentia coëundi des Mannes die Folge ist, wenn



a b c

Abb. 3. **Drei Abschnitte aus einer bemalten armenischen Papierrolle.**
a Taufe Christi, Einzug in Jerusalem, Fußwaschung, Heiligenbild (?). b Christus und die zwölf Apostel, Maria mit dem Jesuskind. c Menschliche (Heiligen-?) Gestalt und der Teufel.

[2]) Weber, Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern.

ein Übelwollender beim Lesen des Ehevertrages Verwünschungen sprechend einen Knoten windet. In Sure 113 (vgl. oben) nimmt der Gläubige Zuflucht zum Herrn des Morgengrauens vor allen möglichen Übeln, unter anderem auch vor dem Übel der „Zauberinnen, die Zauberknoten



Abb. 4. **Orientalisches zusammengesetztes Amulett.**

schürzen und anblasen". Andererseits kann das Knotenknüpfen auch eine heilvolle Bedeutung haben, wenn der Patient, bei Fieber Gebete sprechend, mit einem Baumwollenstrick einen Knoten windet. Noch zu erwähnen ist, daß die heutigen Orientalen am Euphrat und Tigris gleich den alten Assyrern die Schicksale der Menschen mit den Gestirnen in Beziehung bringen. Die Zahlensymbolik bei den Türken erinnert an die des Alten Testaments, das ja erklärlicherweise so viele Beziehungen zu Babylon und Ninive aufweist. Namentlich gelten 3, 7 und 40 als heilige Zahlen, und in solcher Anzahl finden sich fromme Muslims zu heiligen Gemeinschaften zusammen. Wie bei uns gilt auch 13 als eine Unglückszahl.

Kurz seien noch folgende, Türken und Christen gemeinsame abergläubische Anschauungen erwähnt: Der Freitag ist ein Tag des Unheils für alles, was der Mensch beginnt; auch als Geburtstag ist er unglücksbringend. Am Donnerstag sollen jedoch Gott und die Engel hold sein, deshalb wählen die Reisenden auch diesen Tag gern zum Aufbruch, die Brautleute ihn zum Hochzeitstag. Bekannt ist der Abscheu der Türken vor dem Schweinefleisch. Dieser ist jedoch nicht etwa, wie man häufig zu hören bekommt, durch hygienische Anschauungen bedingt, sondern hat in den jüdischen Vorschriften seinen Ursprung. Das Schwein gilt den Juden als unrein, weil es nicht zu den ausschließlichen Pflanzenfressern gehört, sondern auch das Fleisch toter Tiere nicht verschmäht. Mancherlei Mittel werden von den mohammedanischen Priestern an die Haremsschönen verabreicht, um die Zuneigung des Mannes zu erwerben oder zu erhalten. Vielerlei Mittel gibt es bei den Mohammedanern gegen die Unfruchtbarkeit in der Ehe. Ein eigenartiges ist folgendes: Der Chodscha (Priester) schreibt die berühmte Sure 112 auf ein Ei und gibt je eine Hälfte den Eheleuten zu essen; oder er schreibt die genannte Sure auf einen dreieckigen Speer und läßt den Ehemann darüber springen. Die Sure ist bekanntlich die „Reinigung" (d. i. von dem falschen Glauben an mehrere Götter) benannt und lautet:



Abb. 5. **Teufelsfratze, als Amulett dienend.**

1. Sprich: Er ist der eine Gott,
2. Der ewige Gott;
3. Er zeugt nicht und wird nicht gezeugt,
4. Und keiner ist ihm gleich.

Knoblauch in der Tasche soll vor Fieber schützen. Unglück bringt es, wenn ein Hase oder eine Katze über den Weg läuft. Der Hase wird vom Orientalen im allgemeinen als Fleischnahrung verschmäht, weil er angeblich menstruiert wie die Frau und somit unrein sein soll.

Eigentümlich sind manchmal die Inschriften auf den Kaffeetassen, z. B.: „Wer aus dieser Tasse trinkt, wird ein Freund des Hauses". Wie bei uns im Volke, so wird auch bei den Orientalen Spinngewebe zur Blutstillung verwandt.

Es ist anzunehmen, daß mit dem Aufgezählten die große Zahl der abergläubischen Gebräuche bei den Orientalen nicht erschöpft ist; es sollten jedoch nur die gebräuchlichsten erwähnt werden und vor allem diejenigen, die den Wechsel der Zeiten seit Jahrhunderten und Jahrtausenden siegreich überdauert haben und weiterhin überdauern werden.

Sven Hedins Tibetreise 1906/07.

Wie seinerzeit im Globus mitgeteilt wurde (Bd. 91, S. 147), war Sven Hedin von Chinesisch-Turkestan aus nach Durchquerung Westtibets von Nordwest nach Südost im Januar d. J. auf dem Wege nach Schigatse am Sangpo (Brahmaputra). Am 9. Februar ist er hier eingetroffen, und unter dem 20. Februar hat er dann an die Londoner geographische Gesellschaft ein ausführliches Schreiben gerichtet (abgedruckt im Maiheft des „Geogr. Journ."), aus dem hervorgeht, daß er auch diesmal wieder mit den in Tibet üblichen Reiseschwierigkeiten zu kämpfen gehabt, aber auch wieder ausgedehnte, bisher unbekannte Strecken des Hochlandes unserer Kenntnis näher gebracht hat, besonders das große von den Routen Wellbys, Dutreuil de Rhins' und Bowers begrenzte Drei-

eck im Norden und die Gegenden zwischen Nain-Singhs Route und dem Sangpo im Süden.

Bekanntlich hatte man in Indien auf Veranlassung der englischen Regierung, die Tibet nicht beunruhigen will, Hedin ein Eindringen von Ladak aus untersagt [1]). Er hatte dort bereits Begleiter und Tragtiere gemietet, ging nun über die Karakorum- und Kweulunpässe nach Chinesisch-Turkestan und drang über einen der Pässe südlich von Chotan in Tibet ein. Aus einem Briefe Hedins vom 18. September v. J. wußte man, daß er damals bereits den Jeschil-Kul erreicht hatte. In seinem neuesten Briefe berührt er eingangs die trüben Aussichten, die ihm infolge der Erlaubnisverweigerung der englischen Regierung erwachsen waren; hierauf fährt er fort:

„Und jetzt, wie anders sieht alles aus! Ich habe eine prächtige Reise hinter mir, reich an geographischen Entdeckungen von sehr großer Bedeutung. Ich bin im Herzen Tibets, und ich habe die Zukunft vor mir.

„Ich hatte trotz allem mein Bestes zu versuchen. Ich mußte durch das ganze Tschang-Tang [2]) mitten im Winter gehen. Ich organisierte eine erstklassige Karawane mit erstklassigen Leuten, und jetzt habe ich das weite Gebiet durchkreuzt, und es ist eine schöne und glückliche Reise gewesen. Allerdings habe ich die ganze wertvolle Karawane verloren, aber keinen einzigen Mann. Von 36 Maultieren (zu je 200 Rupies) ist nur eins übrig geblieben, von 58 Ponies nur fünf, und die sehen mehr wie Skelette aus, und ich muß sie hier lassen. Und alle Tiere waren die besten (und teuersten), die ich in Leh bekommen konnte. Zum Durchreisen ist Tschang-Tang ein schwieriges Land.

„Jedenfalls habe ich das ganze Tibet diagonal von Nordwest nach Südost gekreuzt und Schigatse nach einer genau halbjährigen Reise erreicht ... Ich hatte meinen Weg von Ostturkestan aus zu nehmen, wenigstens von dem sehr unsicheren Punkte aus, wo Turkestan, Kaschmir-Ladak und Tibet zusammenstoßen. Von da ab wandte ich mich ostwärts und vermied soviel als möglich die schon von Wellby, de Rhins, Deasy und Rawling besuchten und kartierten Gegenden. Rawlings Karte [3]) ist sehr genau, und mit ihrer Hilfe konnte ich leicht Gebiete vermeiden, die jener hervorragende Reisende schon so sorgfältig erforscht hatte. Um das Hochplateauland zu erreichen, benutzte ich einen 19500 Fuß (5850 m) hohen Paß, der nur ein paar Meilen östlich von dem von Forsyth benutzten Tschang-Lung-Dschogme liegt. Der Kuriosität wegen kann ich hinzufügen, daß ich einen Mann bei mir hatte, der Forsyth vor etwa 33 Jahren begleitet hatte, und er ist noch bei mir.

„Nach Ling-Si-Tang und Aksai-Tschin hinauf hatte ich eine viel leichtere Reise, als ich erwartet hatte. Einige Leute erzählten mir, daß ich gerade dort, d. h. während der drei ersten Monate der Reise, wenigstens die halbe Karawane verlieren würde. Gewiß war es eine harte Reise, aber nichts, worauf ich nicht vorbereitet gewesen wäre. Jeden Tag fanden wir Wasser — zweimal mit einiger Schwierigkeit und nach langen Märschen — und täglich auch ausgezeichnetes Gras. Das Gelände war ebenso ausgezeichnet, besonders nachdem es im Herbst zu frieren begonnen hatte. Keine Pässe, keine nennenswerten Berge, aber eine der großartigsten und prächtigsten Landschaften, die ich je gesehen habe: im Norden die mächtigen parallelen Ketten des Kwenlunsystems, im Süden die nicht weniger mächtigen Verästelungen des Karakorumsystems. Und zwischen ihnen hatte ich einen verhältnismäßig leichten Marsch zum Lightensee, von wo ich eine gemietete Hilfskarawane von 30 Ponies und meine Hindudiener, die das Klima nicht vertragen konnten, zurückschickte. So sandte ich auch die Radschputeneskorte zurück, und für die Weiterreise nach Gegenden, wo eine Eskorte vielleicht nützlich gewesen wäre, hatte ich nicht einen Mann. Abgesehen von meinen Ladaki-Karawanenleuten, die alles, nur nicht Soldaten sind, und meinem eurasischen Assistenten, bin ich hier ganz allein in Schigatse.

„Der Lightensee ist einer der größten und reizendsten Seen, die ich in Tibet gesehen habe. Ich kreuzte ihn auf ein paar Linien in meinem Faltboot. Niemals hatte ich mehr als 78 m Tiefe in einem tibetanischen See gefunden und deshalb jetzt nur eine 68 m lange Leine bei mir, und diese erreichte an mehreren Stellen nicht den Grund. Andererseits sind der Pul-Tso, von dem ich eine hübsche Karte anfertigte, und der Jeschil-Kul sehr flach. Ich hatte die wildesten Abenteuer an diesen Seen; sehr, sehr knappes Entkommen. Am Pul-Tso wurde eins meiner Ponies von Wölfen in den See gejagt und ertränkt.

„Dann berührte ich Deasys Lager, wo er eine ziemliche Menge seiner Vorräte und Büchsen vergraben hatte [4]). Nichts war davon übrig, da einige tibetanische Jäger dort vor kurzem gewesen waren. Das einzige, was ich des Mitnehmens für wert hielt, war Bowers Buch. Ich war jedoch durchaus nicht besorgt, da wir reichlich von allem hatten und da meine Karawane an diesem Punkte noch in vorzüglicher Verfassung war. Ich besuchte die Stelle in der Hauptsache, um meine Karte zu kontrollieren. Von da marschierten wir einige Zeit in ostnordöstlicher Richtung weiter, kreuzten Wellbys Route und dann den großen weißen Fleck auf der Karte zwischen Bowers und de Rhins' Routen. Hier begannen die wirklichen Mühsale, und die Karawane schmolz von Tag zu Tag zusammen. Einmal verloren wir uns bei andauerndem Schneesturm in hohen Schneegebirgen, und hierbei verlor ich in zwei Tagen elf Maultiere und zwei Ponies. Kein Gras, wenn auch Wasser überall, manchmal nicht einmal Yakdung für die Lagerfeuer. Die Tiere hatten keine Nahrung, wir machten sehr kurze Märsche und gaben ihnen einen Ruhetag, wo das Gras gut war. Weiter im Südosten hatten wir täglich Gras, und das Gelände wurde günstiger. Hin und wieder kamen wir an einem neuen See vorbei und wenigstens jeden zweiten Tag über einen Paß, obwohl diese fast immer leicht waren; aber selbst eine kleine Steigung wird in dieser schrecklichen Höhe schwer empfunden. Eines Tages machte ein wilder Yak, der am Lager verwundet worden war, als ich ankam, einen wütenden Angriff auf mich, meinen Assistenten und meinen Diener. Er war gerade meinem Pony zur Seite und wollte dieses und mich auf die Hörner nehmen, als er den Diener bemerkte, der für sein Leben lief und eben zu Boden gestürzt war. Der Yak fiel über ihn her und verletzte ihn böse, ließ von uns aber ab. Der Mann ist jetzt wieder wohlauf.

[1]) Diese Rücksichtnahme der englischen Regierung Tibet gegenüber aus politischen Gründen hat nicht nur die Pläne des schwedischen Reisenden zerstört. Sie hat auch die Absicht der Londoner geographischen Gesellschaft, das noch unbekannte Stromstück des Brahmaputra zwischen Gjaladschong und Oberassam durch eine englische Expedition erforschen zu lassen, vereitelt; sie erklärte, eine solche Expedition nicht fördern zu können. Man will offenbar das gegen England von jeher und namentlich nach dem Feldzuge nach Lhassa bei den tibetanischen Machthabern vorhandene Mißtrauen nicht noch steigern; vielleicht spielen auch Rücksichten gegen Japan dabei mit.

[2]) Einheimischer Name für Nordtibet.

[3]) Enthalten im Geogr. Journ., Bd. XXV (1905), S. 480.

[4]) Kapitän H. H. P. Deasy war 1896 und 1898 in jener Gegend.

„Als wir so weit waren, daß die Ladaker einen Teil des Gepäckes tragen mußten, stießen wir auf die ersten Zeichen der Anwesenheit von Menschen — Goldminen in großer Zahl, die aber nur im Sommer aufgesucht werden. Einige Tage später fanden wir die ersten Nomaden, nach 83 tägiger Einsamkeit. Sie waren nett und freundlich in jeder Weise und ich kaufte eine Anzahl sehr guter Yaks; sie sicherten soweit unsere Lage. Von hier ab und den ganzen langen Weg hinunter bis zum Bogtschang-Sangpo hatte ich immer Nomadenführer, ausgezeichnete und gewandte Kerle, und wir wurden gute Freunde mit ihnen allen. Es war nicht schwer für mich, Verbindungspunkte am Bogtschang-Sangpo zu erhalten, wo ich meine Route von 1901 kreuzte[5]). Wo ich aber Bowers Weg gekreuzt habe, ist unmöglich zu sagen; denn seine Karte ist nicht detailliert genug. Andererseits glaube ich dem Ufer des Sees gefolgt zu sein, den de Rhins Ammoniaksee benannt hat. Ich folgte dem Flusse (Bogtschang) einige Tage. Ein Nomadenhäuptling sagte mir hier, er würde Nachricht über mich nach Nantsang-Dschong am Kjaring-Tso (Schansa-Dschong[6]) senden, und ich hatte nichts dagegen. Dann setzten wir unseren Marsch südwärts fort. Nun wird das Land schwierig, enge Täler und hohe Pässe jeden Tag. Am Dumbok-Tso verbrachten wir die Weihnachtsnacht, die Kälte war heftig und ging bis — 35° C. Jeden Tag blendende Stürme aus Westsüdwest, von Zeit zu Zeit Schneestürme. Es war der härteste Winter, den ich in Asien verbracht habe. Fast alle Leute waren krank; in einem solchen Wetter zu reiten, ist eine harte Arbeit — man wird halbtot vor Kälte. Jetzt gingen unsere letzten Ponies ohne Lasten, da wir ausgezeichnete Yaks hatten. Sehr erschöpft erreichten wir das Nordufer des von Nain-Singh 1874 entdeckten Ngangtse-Tso. Seine Karte enthält viel Wertvolles, doch ist sie ungenau. Die Gestalt, die er dem Ngangtse-Tso gibt, läßt mich vermuten, daß auch die Form der übrigen zentralen Seen auf seiner Karte falsch ist. Wie dem aber auch sei, ich bewundere seine Leistung; er war ein geschickter Pionier. Er läßt ganze Bergketten aus, nämlich die dem Nordufer des Ngangtse-Tso folgende. Das Schlimmste von allem aber ist die Art, wie er die großen Linien des Landes südlich vom Ngangtse-Tso zeichnet. Sein Dobo-Doho-Tso existiert überhaupt nicht. Er läßt die Flüsse zum Kjaring-Tso nach Osten gehen; in Wirklichkeit jedoch fließen sie nach Westen, einige von ihnen zum Tagrak-Sangpo, dem größten Zufluß des Ngangtse-Tso, die übrigen zum Brahmaputra[7]).

„Zunächst muß ich aber einige Worte über meine merkwürdigen Erfahrungen am Ngangtse-Tso sagen. Unsere Yaks waren nun ermüdet und mußten eine gehörige Ruhepause haben. So schlug ich mein Hauptquartier an der Ausmündung des Kaentales auf, wo wir mit vielen Schwarzzelten Freundschaft schlossen. Während dieser Zeit unternahm ich eine Schlittenreise von zehn Tagen auf dem Eise des Ngangtse-Tso und fertigte eine sehr sorgfältige und genaue Karte des Sees und seiner Tiefe, die im Maximum nur zehn Meter und ein paar Zentimeter beträgt. Ich nahm mir Zeit, Löcher in das Eis zu schlagen, das bis zu $^1/_2$ m dick ist, obwohl das Wasser salzig ist. Am 1. Januar, als ich fort war, kam ein Trupp Reiter nach dem Lager, um uns zu sagen, daß wir anzuhalten hätten; wir wären nicht berechtigt weiter zu reisen, da wir keinen Paß aus Lhassa hätten. Ich kehrte am 7. Januar zurück, als das Lager schon eingeschlossen war. Jetzt erklärte man mir, daß der Gouverneur von Nantsang selbst in wenigen Tagen eintreffen würde.

„Er kam mit seiner Begleitmannschaft am 11. Januar und war kein Geringerer als mein alter Freund Hladje-Tseng, derselbe Mann, der mich 1901 am Nabtsang-Tso (Tso-Ngombe) mit 500 Reitern aufgehalten hatte. Er sagte mir jetzt wieder, ich müßte nach Westen und Nordwesten zurückkehren, da er seinen Kopf nicht nochmals um meinetwillen aufs Spiel setzen wolle. Ich sagte ihm, meine Karawane wäre in einem Zustande, daß ich nirgendshin gehen könnte, daß ich vielmehr die Absicht hätte, zu bleiben, wo ich wäre, um die Antwort auf einen Brief abzuwarten, den ich gerade an den britischen Vertreter in Gjangtse[8]) abzuschicken im Begriff wäre.

„Zwei Tage später kam er aus Gründen, die ich nicht kenne, wieder zu meinem Zelt und sagte mir, ich könne meine Reise südwärts fortsetzen. Ich glaubte, er hätte eine besondere Weisung dazu aus Lhassa erhalten; aber nein, er muß auf eigene Verantwortung gehandelt haben. Am 17. Januar erhielt ich eine dicke Post, die mir aus Indien über Gjangtse und Schigatse gesandt wurde, und der Postbote war geschickt genug gewesen, mich in diesem Labyrinth von Gebirgen und Seen zu finden. Und so kehrte Hladje-Tseng zurück und ließ mich in der Einsamkeit allein, und es wird mir immer ein großes Rätsel bleiben: Warum unternahm der alte Mann die lange winterliche Reise ohne jedes Ergebnis? Nur um einen alten Freund zu sehen, der ihm einmal soviel Beunruhigung verursacht hatte? Ich glaube es kaum; ich verstehe es nicht. Dann machten wir uns gen Süden auf. Am 21. Januar sandte ich den Postboten nach Gjangtse zurück. Von nun ab konnten wir Yaks und Ponies mieten, und ich konnte viel schneller reisen, als ich erwartet hatte. Meine eigenen Yaks wurden zurückgelassen.

„Das Gelände zwischen dem Ngangtse-Tso und dem Sangpo ist außerordentlich kompliziert. Wir hatten mehrere kleine Pässe zu überschreiten und fünf, die über 5700 m hoch waren, unter Schneestürmen und beißender Kälte. Es war dies eine harte, aber sehr interessante Reise. Der erste hohe Paß ist der Sela-La (La = Paß); er liegt auf der riesigen Gebirgskette, einer der höchsten Asiens und der Erde, die die Wasserscheide zwischen Ngangtse-Tso und Dangrajum einerseits und dem Brahmaputra andererseits bildet. Hier habe ich die Karte ganz verändert[9]) und sie mit einem verworrenen Labyrinth von Flüssen und Gebirgen ausgefüllt. Zwischen all diesen Hochpässen kreuzten wir Flüsse, die geradewegs westwärts verliefen und in den My-Sangpo fielen, der südlich zum Sangpo (Brahmaputra) fließt und ein sehr großer Fluß ist, selbst im Winter, wenn er gefroren ist.

[5]) Vorher dürfte Hedin auch Dutreuil de Rhins' Reiseweg gekreuzt haben. Der Bogtschang-Sangpo (Sangpo = Fluß) verläuft etwas südlich vom 32. Breitengrad und mündet unter 87° 30′ ö. L. in den Tsoring-Tso. Hedin folgte diesem Flusse 1901 auf seinem Rückmarsche westwärts nach Ladak.

[6]) See unter 31° n. Br. und 88° bis 88° 30′ ö. L.

[7]) Selbst in der Einschränkung, die in Hedins anerkennenden Worten liegt, sind diese Vorwürfe nicht recht am Platze. Nain-Singh, der berühmteste der indischen Pundits, hat seine Routen, so gut es angesichts des Mißtrauens der Tibetaner und der daraus sich ergebenden Gefährlichkeit seiner Lage möglich war, aufgenommen und das Gelände und die Seen, soweit er sie nicht selbst sehen konnte, dem Augenschein nach oder nach den dürftigen Erkundigungen in die Karte eingetragen. Am Dobo-Dobo und überhaupt im Süden des Ngangtse-Tso ist Nain Singh nicht gewesen; er hat das Gebiet nur nach dem Hörensagen gezeichnet und sich dabei eben geirrt, wie das in ähnlichen Fällen europäischen Forschern ebenso passieren kann.

[8]) Die englisch-indische Regierung darf nach dem letzten Vertrage mit Tibet in Gjangtse einen Vertreter haben, bis die Geldentschädigung bezahlt worden ist.

[9]) Die Karte zeigte hier nur einige auf Nain-Singhs Erkundigungen beruhende Andeutungen. Vgl. Anm. 7.

Alle übrigen Pässe sind zweiten Ranges und liegen in den Verzweigungen der Hauptkette, die zwischen dem Karakorum und dem Himalaja und parallel mit diesen sich ausdehnt. An die Stelle des weißen Fleckes hier auf den Karten wird man in Zukunft eine gewaltige Kette zu setzen haben, die die Fortsetzung des Niu-Tschen-Tang-La am südlichen Ufer des Tengri-Nor sein muß. Der Sela-La ist einer der — geographisch ausgedrückt — wichtigsten Pässe, die ich je gekreuzt habe; denn er markiert einen Positionspunkt zwischen dem Plateauland mit seinen abgeschlossenen Becken und den Gewässern, die einen Ausweg nach dem Indischen Ozean haben. Der letzte Paß, La-Rotsch, war sehr leicht von Norden her. Von seiner Höhe gewinnt man den ersten prächtigen Blick über das Tal des Sangpo und diesen großen Strom selbst, der tief unten im Tale fließt. Aber man hat einige tausend Fuß hinabzusteigen nach dem großen Dorfe — oder vielmehr Haufen von Dörfern und Tempeln — von Je. Hier finden wir die ersten Bäume. Die Eingeborenen waren freundlich und gastfrei, wie immer. Von dort folgte ich dem Nordufer des Brahmaputra drei Tage lang. Am letzten Tage, von Sta-Nagbo, ging ich den Fluß in einem tibetanischen Boot hinunter, eine Reise von sechs Stunden, die ich niemals vergessen werde, inmitten des treibenden Eises und der Pilger, die zu den Neujahrsfestlichkeiten in Taschilumpo sich begaben. Spät am 9. Februar erreichte ich Schigatse und lagerte in einem Garten gerade am Südrande der Stadt, die zu dieser Zeit ganz voll von Pilgern ist.

„Der Taschi-Lama, Pantschen Rimpotsche, empfing mich mit wahrhaft königlicher Gastfreundschaft. Einige Lamas und Mitglieder des Dschong hatten den Befehl, in jeder Hinsicht zu meinen Diensten zu sein. Ich habe mich mit dem Großlama Stunden und Stunden unterhalten, und ich habe in ihm einen der bedeutendsten und liebenswürdigsten Männer gefunden, mit denen ich in meinem Leben zusammengetroffen bin — einen Mann, den man nie vergessen kann. Ryder hat in dem, was er über ihn in seinem Artikel im Geographical Journal [10]) sagt, ganz recht. Ich gab ihm ein kleines Geschenk, und er hat mich mit Geschenken von großem Wert und ganzen Karawanen von Lebensmitteln für mich, meine Leute und Tiere überschüttet. An den Tagen, wo ich ihn nicht persönlich sah, ließ er sich nach mir erkundigen. Und ich bin zugegen gewesen bei den Festlichkeiten in Taschilumpo [11]), die zu den malerischsten, wildesten, phantastischsten und blendendsten gehören, die ich je gesehen habe. Wie ärmlich sind die Lamatänze in Ladak im Vergleich mit diesen. Fast jeden Tag, wenn es nicht stürmt und schneit wie heute, gehe ich zum Tempel, um zu zeichnen und zu photographieren; auch habe ich einige sehr gute Porträts von dem Großlama selbst hergestellt. Ich habe vollkommene Freiheit und kann gehen in der großen Gompa, wohin ich will, und alle die 3800 Lamas sind außerordentlich höflich und nett zu mir."

[10]) Ryder, Exploration and Survey with the Tibet Frontier Commission, and from Gyangtse to Simla viâ Gartok. Geogr. Journ. XXVI (1905), S. 369—391.

[11]) Dieses Kloster, der Sitz des Taschi-Lama, liegt südöstlich und ganz in der Nähe von Schigatse.

Das Verhalten des Taschi-Lama entspricht der engländerfreundlichen Politik, die er während Younghusbands Zug nach Lhassa bewiesen hat. In Lhassa selbst aber war man Hedin durchaus nicht freundlich gesinnt. Er erhielt in Schigatse den Besuch zweier Männer aus Lhassa, die erzählten, sie seien von den dortigen tibetanischen und chinesischen Behörden mit einer Truppenabteilung nach dem Ngangtse-Tso geschickt worden, um Hedin aufzuhalten und zur Rückkehr nach dem Norden zu nötigen. Als sie ihn dort nicht mehr getroffen hätten, wären sie ihm in Eilmärschen gefolgt, aber erst zwei Tage später als er in Schigatse eingetroffen. Sie erklärten, er habe nicht das Recht, hier zu sein, und müsse den Weg, den er gekommen, wieder zurückgehen. Hedin zählt weiter seine wissenschaftlichen Arbeiten auf und fährt dann fort:

„Das Profil der ganzen Durchquerung wird von großem Interesse sein. Ganz unerwartet ist insbesondere die festgestellte Existenz eines Gebirgslandes im Süden der zentralen Seen mit durchschnittlich viel größerer Höhe als selbst Nord-Tschang-Tang. So fand ich, daß das hohe tibetanische Plateau ununterbrochen bis zum Nordufer des Sangpo sich fortsetzt, aber in dem Tale des Flusses werden Klima und Natur ganz anders. Sogar in der kältesten Zeit des Jahres hat man die Empfindung des Frühlings und der Wärme, wenn man von der Kante des Plateaus zum Tale des großen Stromes hinuntersteigt. Überall in Tschang-Tang, wo wir auf Nomaden stießen, sagten sie, dieser Winter wäre ungewöhnlich mild, während ich dachte, — 35° C seien ausreichend für einen Menschen aus dem kalten Schweden und für die ausgezeichneten und abgehärteten Ladaki."

Wie Hedin aus Schigatse herausgekommen ist, ohne genötigt zu werden, auf derselben Route zurückzukehren, ist zurzeit noch nicht bekannt. Es heißt allerdings, er sei auf dem Wege westwärts nach Ladak. Über seine damalige Lage sagt er am Schlusse seines Briefes:

„Aber meine Schwierigkeiten sind noch nicht zu Ende. Die chinesischen Beamten haben mir gesagt, ich hätte durchaus kein Recht, hier zu sein, und ich hätte den Weg, den ich gekommen, zurückzugehen. Ich weiß gar nicht, wie diese neue Verwickelung enden wird. Die letzte Nachricht, die ich habe, ist, daß sogar die Straße nach Gjangtse nun verschlossen ist. Es ist wirklich hart, von der einzigen Stadt in Tibet abgeschnitten zu sein, wo es einen Europäer gibt, Kapitän O'Connor, gerade, wenn man nur noch zwei oder drei Tage dahin hat nach einer Reise von einem halben Jahr, und gerade, nachdem mir Kapitän O'Connor die liebenswürdigsten Briefe geschrieben hat mit dem Ausdruck der Hoffnung, ich würde kommen und bei ihm bleiben. Ich habe auf diesen Besuch gerechnet und auf die vielen Mitteilungen, die er mir machen würde. Aber ich muß zwischen der britischen, der chinesischen und der tibetanischen Regierung kreuzen und alle die unterseeischen Felsen soviel als möglich vermeiden. Und der britische Vertreter in Gjangtse hat natürlich seinen Instruktionen zu folgen, und so sind wir in der Lage, einander ganz nahe zu sein und uns doch nicht treffen zu können."

Sprichwörtliche Redensarten der Samoaner [1]).

Wenn ein Mann der Praxis die ihm bei seinen Berufsgeschäften gebotene Gelegenheit, ethnologische und linguistische Studien zu machen, in so ausgiebiger Weise wahrnimmt, wie dies Oberrichter Schultz nach Ausweis seines Buches „Sprichwörtliche Redensarten der Samoaner" (Apia, E. Lübke, 274 S.) getan hat, so kann nicht nur die Völkerkunde, sondern auch die Linguistik sich zu der Veröffentlichung seiner Studien beglückwünschen.

Die Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, sind die denkbar besten.

[1]) Das so betitelte Werk des Herrn Oberrichters Schultz in Apia ist bereits kurz im Globus angezeigt worden. Herr W. von Bülow in Matapoo (Samoa) sendet uns dazu noch die folgenden Bemerkungen. Red.

Dr. Schultz kam vor etwa sechs Jahren als Bezirksrichter nach Samoa, wurde dann Oberrichter und stellvertretender Gouverneur. In der Stellung als Oberrichter war er der Vorsitzende der aus Eingeborenen gebildeten Land- und Titelkommission, die über die Ansprüche streitender Parteien um Rechte an Landbesitz oder um die Berechtigung zur Führung gewisser Namen — Titel — ihr Gutachten abgeben mußte. In der Kommission saßen die auserwähltesten Samoaner, die man im Laufe der Zeit als die tüchtigsten Redner, die verständigsten Berater und die relativ wahrheitsliebendsten Leute kennen gelernt hatte. Schreiber und Dolmetscher waren aus der jüngeren Generation entnommen und gehörten ebenfalls zur geistigen Elite der Samoaner.

Der Verfasser, der selbst eines Dolmetschers schon seit langer Zeit nicht mehr benötigt, hatte auf diese Weise Gelegenheit, die Ansichten der Samoaner über den Sinn und die Bedeutung der Redewendungen, die für Kulturmenschen nicht immer klar sind, aus dem Munde der Eingeborenen selbst zu erfahren, und daß er es mit dieser Erkundigung ernst nahm, dafür spricht sein Buch.

Die ersten 14 Seiten des Buches enthalten die Einleitung. Der Verfasser geht von der Behauptung Krämers aus (Die Samoa-Inseln, Bd. II, S. 314), daß die Melanesier eine viel ausgebildetere Industrie hätten als die Polynesier. Der Verfasser schränkt diese Behauptung Krämers insofern ein, als „namentlich die Maori und die Hawaiier eine recht hohe Stufe der Kunstfertigkeit erreicht haben". Die Industrie der Samoaner ist hiergegen über das Notwendige, allenfalls das Nützliche, nicht hinausgekommen, ihre Ornamentik arm.

Ob diese Sätze gerade in dieser Fassung unumstößlich richtig sind, dürfte aber doch noch recht zweifelhaft sein. Ich würde vorziehen zu sagen, daß bei ihrer Einwanderung die Polynesier ein viel kunstfertigeres, fast möchte ich sagen gebildeteres Volk gewesen sein müssen, als sie es jetzt sind. Sie müssen im Laufe ihrer etwa 2000jährigen Wanderung ihre Künste und Wissenschaften eingebüßt haben. Die Einbuße war größer bei den Stämmen, denen die isolierte Lage ihrer Wohnsitze, die inneren blutigen Zwistigkeiten und häufigen feindlichen Invasionen zu Kunstbetrieb und zu Erlernung und Pflege von Kenntnissen und Fertigkeiten viele Generationen hindurch keine Gelegenheit boten.

Zu diesen Stämmen gehören die Samoaner und Tonganer. Die Kenntnis der Gestirne und der Bau und die Handhabung größerer Fahrzeuge ist fast nur noch aus Überlieferungen bekannt. Die Königsgräber und die Haamoga in Tonga, der Tempel des Fu in Samoa, die an phönizische Sonnentempel erinnernden Steinsetzungen auf der Osterinsel sind Zeugen einer verlorenen Kulturperiode.

Das interessanteste Beispiel des Verlorengehens einer Kunstfertigkeit — das man übrigens in jedem europäischen Museum wird in Augenschein nehmen können — ist der als Sprecherstab benutzte dreikantige Speer der Dorfschaft Matautu auf der Insel Savaii.

Nach der Überlieferung stammt die Bevölkerung von Matautu von den Viti-Inseln.

Die Melanesier haben vielfach Speere, die einen dreieckigen Querschnitt zeigen. An den drei Ecken des 1½ bis 2 Fuß langen Blattes des hölzernen Speeres sind von den Spitzen nach unten gerichtete Fischstacheln befestigt. Die Vorfahren der jetzigen Samoaner müssen solche Speere gekannt haben. Sie nennen den Speer o le tala o le lō = den Stachel des Fisches Lo. In dem Kriegsgesange von Matautu (Pratt, Dictionary, 2. Auflage, S. 34) ist auf diesen Speer Bezug genommen. Die Samoaner kennen aber nicht mehr die Art, wie die Fischstacheln angebracht und befestigt werden, sie schnitzen daher solche Speere aus dem eisenharten roten Holz des Pau und die Stacheln werden aus dem Holze selbst herausgeschnitzt. Die Form des Matautu-Speeres ist ganz dieselbe wie die des oben beschriebenen; nur ist der Matautu-Speer für den Ernstfall nicht zu verwenden, da die Schnitzarbeit sehr zerbrechlich ist. Dieser Speer gilt nur noch als das Wahrzeichen von Matautu und als Sprecherstab.

So gering aber immer die Kunstfertigkeiten der Samoaner auch sein mögen, die Gesetze, die den geselligen Verkehr regeln, sind desto reicher.

Das Zeremoniell, die sogenannte Häuptlingssprache, die Rhetorik und schließlich die sprichwörtlichen Wendungen und Redensarten werden dann besprochen, und vielfach sind linguistische Beispiele eingeschaltet.

Der Verfasser sagt zum Schluß: Das Buch soll kein Nachschlagewerk sein, sondern der Lektüre dienen. Ich kann mir aber wohl denken, daß das Buch dem Beamten, dem Pflanzer, dem Geschäftsmann auch als Nachschlagewerk sehr gute Dienste zu leisten vermag, wenn zuerst auch der übrige Inhalt des Buches dem Nachschlagenden geläufig ist.

Der erste Abschnitt umfaßt 87 der Fischerei entlehnte Redensarten.

Gerade die Fischerei ist in Samoa so vielseitig, wird auf so viele verschiedene Arten betrieben, daß dieses Thema allein ein eigenes Studium erfordert. Erfreulich ist die große Zahl der gesammelten Nummern.

Linguistisch soll nicht unerwähnt bleiben, daß das Wort pa, für das Krämer das neue Wort „Blänker" geprägt hat, schon seit vielen Jahren mit „Fischhakenschaft" übersetzt worden ist. Für gute Übersetzungen aber neue Worte zu suchen, dürfte nicht sehr empfehlenswert sein.

Die Jagd behandeln 44 Sprichwörter und Redensarten. Diese Zahl wird sich hoffentlich in Zukunft noch vermehren lassen. Über die Taube in den Sprachbildern der Samoaner findet sich im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. XII, S. 131, ein Aufsatz, der einige hier noch nicht registrierte sprichwörtliche Redensarten enthält.

In dem Kapitel III, Handwerk und sonstige Arbeit usw., finden wir die fünf verschiedenen Fahrzeuge der Samoaner aufgeführt. Zwischen dem großen Bonitoboote und dem großen Doppelboote (alia) wäre noch das kleine Häuptlingsboot amatasi einzuschalten. Dieses Boot ist seit etwa 30 Jahren aus Samoa verschwunden. Es war ein kleines, halbgedecktes taumualua mit Ausleger zum Gebrauch für etwa 5 Personen und diente lediglich dem persönlichen Bedürfnis der Häuptlinge, die es nur als Segelboot, nie als Ruderboot benutzten.

Dieses III. Kapitel umfaßt 65 sprichwörtliche Redensarten. Das Sprichwort Nr. 155 scheint Pratt durch unrichtige Übersetzung des Wortes vinavina („the bow of a native drill") recht unverständlich gemacht zu haben. Turner, Nineteen Years in Polynesia, S. 274, hat die Abbildung eines samoanischen Drillbohrers mit deutlicher Beschreibung uns überliefert. Leider fehlen die samoanischen Benennungen der einzelnen Teile.

In meiner Arbeit „Die Muscheln im Leben der Eingeborenen von Samoa" (Int. Arch., Bd. XIII, S. 177 u f.) habe ich seinerzeit die einzelnen Teile des Drillbohrers wie folgt benannt: Die scharfe Spitze matávana; der Schaft, an dem die Spitze befestigt ist, o le au o le matávana; die runde Schwungscheibe livaliva; die kleine Sehne, die am oberen Ende des Schaftes befestigt ist und den Bohrer treibt, o le fau. Das kleine Stück Holz, das, zwischen beiden frei hängenden Enden der Sehne befestigt, als Handhabe dient, habe ich damals mit Stillschweigen übergangen, weil bereits damals der samoanische Name nicht feststellbar war. Ob dieser Griff gerade oder gebogen ist, bleibt ohne Bedeutung. Pratt nennt dieses Stück Holz einen Bogen und bezeichnet es als vinavina. Drillbohrer, die lediglich durch einen Bogen, nach Art eines Feuerquirles getrieben wurden, haben bestimmt in Samoa nicht existiert.

Demnach ist die Bewegung des livaliva eine ganz gleichmäßige von links nach rechts und dann wieder von rechts nach links, und das treibende Stöckchen — vinavina — bewegt sich von oben nach unten und von unten nach oben. Es dürfte auf den Sinn des Sprichwortes Nr. 155 keinen Einfluß ausüben, wenn dort livaliva und vinavina miteinander vertauscht werden.

Der Nahrung und deren Zubereitung sind 34 Sprichwörter entnommen; 86 dem Spiel und Tanz.

Der interessanteste Teil ist zweifellos der Abschnitt „Verschiedenes" mit 173 Sprichwörtern und der Nachtrag mit 69 Sprichwörtern. Jedes einzelne Wort hier zu besprechen, dazu reicht leider der Raum nicht hin. Doch möchte ich nur zu Nr. 487 bezüglich der Tokelau-Insel Atafu bemerken, daß die von Atafu nach Samoa „verschlagenen" Flüchtlinge der Sage nach im Tuamasaga-Distrikt angesiedelt wurden und daß deren Anführer den Sprechernamen Tui Atafu annahm, der auch heute noch existiert.

Wenn aber der Verfasser sagt: Pulotu heißt das im Osten gelegene Land, von wo die Samoaner stammen — und ich füge hinzu: wohin demnach auch die Geister der Verstorbenen zurückkehren müßten! —, so möchte ich mir doch zu erwähnen gestatten, daß der Fatu (Stein) osofia (von dem abgesprungen wird; oso = springen, passiv osofia), das Dorf Fatuosofia also, am Westende von Upolu liegt. Dort springen die Geister ins Meer, schwimmen nach Savaii, wandern auf dem Gebirgskamm des Tuasivi von Osten nach Westen und gehen durch das Fafā, auf der Westseite der Insel Savaii, zur Unterwelt. Unterirdisch wird dann die Reise nach Pulotu fortgesetzt.

Das alphabetische Wörterverzeichnis erleichtert das Nachschlagen.

Die ganze vorliegende Arbeit ist so zeitgemäß und so gründlich linguistisch durchgearbeitet, daß alle, die mit Ein-

geborenen amtlich oder geschäftlich zu tun haben werden, dem Verfasser zu Dank verpflichtet sein müßten.

Hoffentlich wird der Samoa verlassende Oberrichter seine in Samoa erworbenen Kenntnisse zum Besten der Kolonie in anderer Stellung, in Samoa selbst, recht bald zu verwerten Gelegenheit haben. Mit diesem Wunsche dürfte ich kaum vereinzelt dastehen.

Matapoo, 23. Februar 1907. W. von Bülow.

Der XVI. Deutsche Geographentag in Nürnberg.

Die Zahl der Mitglieder und Teilnehmer, die sich in den diesjährigen Pfingsttagen (21. bis 23. Mai) zum XVI. Deutschen Geographentag in Nürnberg zusammengefunden hatten, betrug laut offizieller Liste 271, wozu noch 11 korporative Mitglieder — verschiedene Gesellschaften und Vereine — hinzukamen. Mit etwa 125 Personen war Süddeutschland vertreten (darunter Nürnberg selbst mit 60); aus Österreich waren 12 erschienen, aus Berlin und Umgebung 35. Auch in Nürnberg fehlt es an einer geographischen Gesellschaft; die Vorbereitungen hatte — und zwar mit gutem Gelingen — ein Ortsausschuß übernommen, der sich aus Vertretern dortiger wissenschaftlicher Vereine und der Handelswelt zusammensetzte. Dieser Ortsausschuß hatte auch eine Festschrift zusammengestellt, die eine Anzahl wertvoller geographischer, geologischer und naturwissenschaftlicher Abhandlungen über Nürnberg und Nordbayern enthält.

Am stärksten besucht war die Eröffnungssitzung, die im großen Rathaussaale stattfand. Die übrigen Sitzungen wurden im Saale der Gesellschaft „Museum" abgehalten. Von ihnen zeigte den größten Zuspruch die dem geographischen Unterricht gewidmete Sitzung. Ziemlich schwachen Besuch hatten die Nachmittagssitzungen besonders in den späteren Stunden. Es ist eine große Zahl von Vorträgen absolviert worden. Läßt man sie, bzw. die einzelnen Redner nachträglich an sich vorüberziehen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die Wünsche, die auf eine Neuorganisation der Geographentage gerichtet sind, zum Teil nur zu berechtigt sind. Manche Redner belasteten die Zeit unverhältnismäßig stark, mit der Folge, daß namentlich die Herren, die erst spät in den Sitzungen zu Worte kamen, sich in ihren Ausführungen sehr beschränkt sahen und sie dann oft in einem Umfange kürzen mußten, der naturgemäß weder dem Thema noch den Rednern selbst zum Vorteil gereichte. Es müßte in Zukunft doch darauf Wert gelegt werden, daß niemand einen gemessenen Zeitraum überschreitet. Auch in der Diskussion konnte mancher gar kein Ende finden. Einige Vorträge haben dann schließlich ausfallen müssen, oder die Redner verzichteten auf sie.

Die Eröffnungssitzung am 21. Mai vormittags wurde durch Begrüßungsansprachen eingeleitet. Nacheinander hießen der Ehrenvorsitzende, Geheimrat v. Neumayer, die Vertreter des Ortsausschusses (Prof. Rackl), der Regierungs- und städtischen Behörden, der Prorektor der Nachbaruniversität Erlangen, der Präsident der Handelskammer und der Vorsitzende des Zentralausschusses des Deutschen Geographentages die Damen und Herren willkommen, wobei mehrfach der engen historischen Beziehungen der Stadt zur Erdkunde gedacht wurde. Der Beratungsgegenstand hieß „Berichte über Forschungsreisen". Mit diesem Gegenstand ist es auf den Geographentagen seit Jahren immer etwas mißlich bestellt. Die Zeiten sind vorüber, da dem Geographentag solche Berichte sozusagen brühwarm geboten wurden; die Tatsachen, die hier vorgebracht werden, sind meist schon bekannt. Diesmal sprach zunächst Prof. Uhlig über das Thema „Der sogenannte Ostafrikanische Graben zwischen Magad (Natronsee) und Lauaya Mueri (Mangarasee)". Jener Graben zeigt auf der genannten Strecke zwar einen gut ausgeprägten Westrand. Dagegen erscheint der Ostrand hier völlig verwischt, so daß Redner für das Gebilde die bisherige Bezeichnung aufzugeben und dafür den Namen „Ostafrikanische Bruchstufe" vorschlagen zu müssen glaubte. Was hier älter ist, die Vulkane oder die Spalten, wollte der Redner unentschieden lassen; er meinte, daß die Annahme von Überschiebungen die verwickelten geologischen Verhältnisse am besten erklären würde, daß die Beweise jedoch erst noch zu finden wären. Es sei hinzugefügt, daß dort jetzt ein Fachgeologe, Jaeger, reist, der vielleicht weitere Aufschlüsse bringen wird.

Von Interesse waren die darauf folgenden Ausführungen des Leutnants Filchner: „Über einige Ergebnisse seiner Expedition unter Vorlage der ersten Sektion des Kartenwerkes Nordost-Tibet." Auf seine Expedition selbst brauchte Filchner nur kurz hinzuweisen; er hat deren Verlauf in seinem schönen Reisewerk „Das Rätsel des Matschu" bereits geschildert. In der Hauptsache betrafen seine Mitteilungen die geplante Veröffentlichung der wissenschaftlichen Resultate, insbesondere der Aufnahmen. Ein zahlreiche Bände umfassendes Werk ist in der Vorbereitung, und ein botanischer und ein ethnographischer Band sind in Kürze zu erwarten. Das Kartenwerk „Nordost-Tibet" soll die Aufnahmen in 1:50000 bringen. Etwa 15 Blätter davon, für deren Bearbeitung der Große Generalstab und die Preußische Landesaufnahme die Mittel bewilligt hatten, konnte Filchner vorlegen. Sie betreffen die Route von Sining bis gegen das Quellgebiet des Hoangho hin und legen ein glänzendes Zeugnis ab für den erstaunlichen Fleiß, den der Reisende auf die Routenaufnahme verwendet hat. Das Terrain ist durch Höhenlinien und Schummerung wiedergegeben. Acht weitere Kartenhefte stehen aus (für die Bearbeitung hat Filchner die Kartographen Sprigade und Moisel gewonnen); da aber die Herausgabe eine Summe von 140000 M. beanspruchen dürfte, so steht die Vollendung leider noch nicht außer Frage. Weitere Mitteilungen betrafen die Methode der Aufnahmen und die Ermittelung der Längen. Den Höhenmessungen kam der Umstand sehr zugute, daß die Gattin Filchners, die während seines Tibetvorstoßes in Sining zurückgeblieben war, dort fortlaufend Thermometerbeobachtungen ausgeführt hat. — Prof. Wagner-Göttingen sprach die Hoffnung aus, daß von staatlicher Seite die Mittel zur Vollendung des mustergültigen Kartenwerkes zur Verfügung gestellt werden möchten, und behielt sich den Vorschlag für eine entsprechende Resolution des Geographentages vor (vgl. weiter unten).

Den letzten Vortrag in dieser Sitzung hielt Dr. Brennecke-Hamburg über das Thema „Ozeanographische Arbeiten S. M. S. Planet". Brennecke nahm an der Reise dieses Schiffes teil. Berichte über die Ergebnisse sind auch bereits erschienen, und im „Globus" ist davon die Rede gewesen. Der Vortragende bot ein zusammenfassendes Bild jener Arbeiten während der Ausreise nach Matupi und während einer zweiten Fahrt des „Planet" von dort nach Hongkong.

Die zweite Sitzung (21. Mai, nachmittags) betraf die Geschichte der Erdkunde. Dr. E. Tiessen-Berlin behandelte das Thema „Beobachtende Geographie und Länderkunde in ihrer neueren Ent-

wickelung (nebst einem Wort zum 25jährigen Bestehen der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland)". Der Vortragende hat das Gefühl, daß die Beobachtung in der Geographie ein großes Übergewicht über die bearbeitende, die konstruktive Geographie erlangt habe. Die Bedeutung der ersteren dürfe nicht überschätzt werden. Es mangele an zusammenfassender Arbeit. Es gebe immer noch keine große Landeskunde von Deutschland, man vermisse bei der landeskundlichen Arbeit die gehörige Organisation. Der Redner vermißt ferner eine genügende Pflege der Landeskunde von Deutschland und der lokalen Landeskunde durch die Universitätslehrer und suchte das aus den Vorlesungsverzeichnissen zu begründen. Es sollte in dieser Beziehung mehr getan, und es sollten mehr Exkursionen als bisher mit den Studenten unternommen werden. Die Frage: kann, darf und soll ein Geograph die Länderkunde eines Gebiets bearbeiten, das er selbst nicht gesehen hat? beantwortete der Vortragende mit Ja. Er berief sich dabei auf den verstorbenen Richthofen, der gleicher Ansicht gewesen und, obwohl selbst ein großer Reisender, doch keineswegs dem Reisenden unbedingt die Fähigkeit zugeschrieben habe, die Länderkunde seines Reisegebiets zu behandeln.

An den Vortrag schloß sich eine längere Diskussion, in der für und wider Stellung genommen wurde. Prof. Friedrich Hahn-Königsberg bemerkte, daß der Redner vielleicht gut getan hätte, vor seinen Ausführungen den Bericht der Landeskundlichen Kommission für Deutschland zu hören; er hätte dann gefunden, daß auf diesem Gebiete doch mehr getan werde, als er anzunehmen scheine. Im übrigen sei eine Statistik auf Grund des Vorlesungsverzeichnisses nicht untrüglich; denn örtliche und deutsche Landeskunde werde vornehmlich in den Seminarien der Universitäten gepflegt. Prof. Theobald Fischer-Marburg meinte gleichfalls, das Vorlesungsverzeichnis könne irreführen. Zu beachten sei auch die vorbereitende Arbeit der Dozenten, die den Exkursionen vorausginge. — Prof. Penck-Berlin betonte, daß im Vordergrunde die Beobachtung stehen müsse, die Gedankenarbeit allein mache es nicht, solange sie nicht kontrolliert werde durch die Beobachtung. Es fehle aber an Beobachtern. Die Charakteristik eines Landes könne man nicht aus der Literatur entwerfen, sie müsse aus der Beobachtung entnommen werden; die Geographie sei keine kompilatorische Wissenschaft. Prof. v. Drygalski wies demgegenüber darauf hin, man solle nicht vergessen, daß die zusammenfassende Arbeit neue Gesichtspunkte für die Beobachtung ergeben könne; wichtige Probleme hätte erst die konstruktive Arbeit geliefert, schätze man sie also nicht gering. Beide Richtungen seien ebenbürtig. — Prof. Sapper-Tübingen meinte, daß der Vortragende die Reisenden zu sehr unterschätze, er scheine anzunehmen, daß ein Reisender keine Landeskunde schreiben könne. Es gebe aber verschiedene Reisende. — Prof. Jentzsch-Berlin verlangte, daß beide Richtungen sich gegenseitig stützen sollten, und Prof. Günther-München bat, an dem vom Vortragenden eingeführten Ausdruck „konstruktive" Arbeit festhalten zu wollen und die Bezeichnung „kompilierende" Arbeit als unwürdig für die geographische Wissenschaft fallen zu lassen. — Beendet wurde die Diskussion durch einen Schlußantrag.

Es sprach hierauf Prof. Oberhummer-Wien über das Thema „Der Stadtplan, seine Entwickelung und geographische Bedeutung". Seine Ausführungen taten dar, daß die Planzeichnung mit der Kartenzeichnung nicht gleichen Schritt gehalten hätte. Unsere Stadtpläne sagten uns zu wenig, weil sie die Geländedarstellung meist vernachlässigten. Die Anschauung aber vom Gelände eines Orts sei die Vorbedingung für das Verständnis von dessen Geschichte und Entwickelung. Es sei zu wünschen, daß bei der Zeichnung von Plänen durch Andeutung des Geländes mehr als bisher geographischen Gesichtspunkten Rechnung getragen werde. Redner hatte eine Anzahl interessanter alter Pläne und auch neuere Stadtpläne ausgestellt, auf denen versucht ist, den zu stellenden Anforderungen zu entsprechen.

Weitere Vorträge hielten Prof. Johannes Müller-Nürnberg über den Nürnberger Reichswald und seine Bewirtschaftung vom 13. bis 16. Jahrhundert. (Die Mitteilungen über seine Bodenbeschaffenheit ließ er mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit aus.) Ferner sprach Dr. Wolkenhauer-Göttingen über den Nürnberger Kartographen Etzlaub, der um 1460 geboren und 1532 gestorben ist. Er war bisher so gut wie unbekannt, und doch stellten seine Karten von Deutschland beachtenswerte Fortschritte dar. Endlich knüpfte Dr. Östreich-Marburg an die Vorlegung von Abbildungen aus dem Himalaja Bemerkungen über die dortige Talbildung. Da auch noch von Prof. Uhlig die Lichtbilder zu seinem Vortrage gezeigt wurden, so endete diese Sitzung nach fünfstündiger Dauer erst gegen acht Uhr abends.

Die dritte Sitzung (22. Mai, vormittags) wurde mit geschäftlichen Mitteilungen und Verhandlungen eröffnet. Der Geschäftsführer des Zentralausschusses, Hauptmann a. D. Kollm, teilte mit, daß die Rechnungslegung des Geographentages für 1905/06 eine Einnahme von 7231 M. und eine Ausgabe von 6852 M., also einen Bestand von 379 M. nachweise. Prof. Sieger-Graz erwähnte, daß das Denkmal für Eduard Richter am 15. September in Salzburg enthüllt werde, und daß auch die Geographen dazu eingeladen seien. Eine längere Auseinandersetzung knüpfte sich an die Frage nach der Wahl des Ortes für den XVII. Geographentag (1909). Eine Einladung nach Lübeck überbrachte der Vertreter der dortigen geographischen Gesellschaft. Demgegenüber wurde daran erinnert, daß bei der Danziger Tagung (1905) den Österreichern in Aussicht gestellt worden war, man würde für 1909 eine österreichische Stadt, und zwar Innsbruck, wählen; hierher lud jetzt Prof. v. Wieser ein. Um eine Entscheidung durch Abstimmung zu vermeiden, wurden die Überbringer der beiden Einladungen gebeten, sich bis zur Entscheidung in der Schlußsitzung miteinander zu einigen. Es wurde dann folgender Antrag von Prof. Halbfaß-Neuhaldensleben besprochen: „Es möge in der Nürnberger Tagung eine Kommission ernannt werden, welche dem nächsten Deutschen Geographentag Vorschläge über Änderungen in der Organisation des Deutschen Geographentages und dementsprechende Änderungen der Satzungen zu machen hat." Halbfaß begründete den Antrag nur kurz mit dem Hinweis auf die über diesen Gegenstand gepflogenen Auseinandersetzungen in der Fachpresse. Über die Zweckmäßigkeit des Antrages schien eine Meinungsverschiedenheit nicht zu bestehen. Prof. Hettner-Heidelberg schlug vor, die Zahl der Kommissionsmitglieder auf neun zu bemessen. Prof. Wolkenhauer-Bremen glaubte, daß man auf alle Fälle an folgenden drei Punkten festhalten müsse: an Tagungen mit zweijährigen Zwischenräumen, an der Pfingstzeit und an den dreitägigen Verhandlungen. Die Beschlußfassung erfolgte in der letzten Sitzung (vgl. unten).

Verhandlungsgegenstand dieser dritten Sitzung war der geographische Unterricht. Namens der ständigen Kommission für den erdkundlichen Unterricht berichtete deren Vorsitzender, Prof. H. Fischer-Berlin, über die Geschäftsjahre 1905 und

1906, nachdem Prof. Wagner-Göttingen der Verdienste des verstorbenen Kirchhoff um diesen Unterricht gedacht hatte. Fischer berichtete zunächst, daß die Hoffnung auf eine Fachorganisation der Geographielehrer an den höheren Schulen trügerisch gewesen sei und sich nicht erfüllen werde. Es läge das an dem Umstande, daß der Geographieunterricht eben nicht überall in den Händen von Fachlehrern ruhe. Die billige Lieferung von Generalstabskarten für die Schulen habe die preußische Landesaufnahme bewilligt. Dasselbe müsse von den anderen deutschen Staaten erst erreicht werden, doch stehe man vor einem erfreulichen Abschluß dieser Sache. Gelegenheit zum Eingreifen hatte die Kommission bei verschiedenen Schulreformen; die Unterrichtsverwaltung von Preußen habe sich an die Kommission mit der Frage gewandt, was sie bei der Aufstellung von neuen Lehrplänen für wünschenswert erachte. Ein anderer Teil der Tätigkeit umfaßte Abwehrmaßregeln, z. B. gegen die Bestrebungen der Naturforscher- und Ärztetage, die auf eine Zerpflückung des geographischen Unterrichts an den höheren Schulen hinausliefen. Verschiedene Eingaben sind gemacht worden, so an die Kolonialverwaltung: Es möchten Kurse für Geographielehrer geschaffen werden, es möchte für die Herausgabe einer praktischen volkstümlichen Landeskunde der Kolonien Sorge getragen werden, und es sollten Stipendien für Informationsreisen von Lehrern nach den Kolonien bereit gestellt werden. Der Kolonialdirektor habe geantwortet, er stehe diesen Wünschen, die allerdings eine Geldfrage seien, sympathisch gegenüber und wolle sich zuerst mit dem preußischen Kultusminister in Verbindung setzen. Im Kultusministerium, so glaubte der Berichterstatter, sei ebenfalls Neigung für die Angelegenheit vorhanden. Auf eine Anfrage aus der Versammlung bemerkte er, daß ein „Ukas", daß der Geographieunterricht in Preußen nur durch geprüfte Fachlehrer erteilt werden dürfe, nicht ergangen sei, jedoch eine Verfügung, daß diesem Grundsatz „möglichst" Rechnung zu tragen sei.

Im Anschluß daran äußerten sich verschiedene Herren über die Verhältnisse in anderen deutschen Bundesstaaten, woraus hervorging, daß die selbstverständliche Forderung des Geographentages nach Erteilung des erdkundlichen Unterrichts nur durch Fachlehrer von der Erfüllung noch recht weit entfernt ist. Prof. Thorbecke-Mannheim erklärte, in Baden sei es noch viel schlimmer als in Preußen, denn da bestehe in den maßgebenden Kreisen die Ansicht, daß die Geographie keine Wissenschaft sei, sondern ein großes Sammelsurium, für das aus den übrigen Wissenschaften das Nötige entnommen werde. Nur die höheren Mädchenschulen führten den erdkundlichen Unterricht bis oben durch. Für die geplante Reorganisation der Oberrealschulen seien die Wünsche der Geographen wieder nicht erfüllt worden, es bleibe also in Baden beim Alten. Paul Wagner-Dresden bemerkte, daß die Lehrpläne in Sachsen wohl besser werden dürften als die preußischen. Prof. Sapper-Tübingen charakterisierte den Geographieunterricht in Württemberg. Soweit der Unterricht von Neuphilologen erteilt werde, werde von diesen eine Prüfung verlangt. Für die Altphilologen aber genüge der Nachweis, daß sie ein geographisches Kolleg einmal — belegt hätten. Prof. Penck schaltete ein: In Österreich bestehe Fachlehrersystem, was ein großer Vorzug sei, aber die Geographie sei dort verheiratet mit der Geschichte, und das ergebe Schwierigkeiten. In Österreich habe man die Besserung nicht durch Eingaben, sondern durch die Heranbildung einer Generation von beobachtenden Geographen erreicht; es seien deren fast schon zu viel vorhanden. Prof. Regel-Würzburg: In Bayern müßten die Reallehrer Geographie studieren, an den Gymnasien aber gebe es keine vorgebildeten Geographielehrer; für sie genüge ebenfalls, wenn sie ein geographisches Kolleg belegt gehabt hätten. Die Prüfung aber nähmen Philologen ab, und dagegen müßte er Protest erheben. In Bayern hieße es: Quieta non movere. Prof. Günther-München meinte, man müsse trotzdem versuchen, das Ruhende endlich zu bewegen. Er werde eine entsprechende Resolution vorschlagen. Gymnasiallehrer Büttner-Nürnberg betonte, die Vorwürfe sollten sich nicht gegen die bayerischen Philologen richten — die wollten schon gern die Prüfung machen —, sondern gegen die Unterrichtsverwaltung. Prof. v. Drygalski-München unterstrich diese Bemerkung: Der bayerische Gymnasiallehrerstand dringe kräftig auf Geographiestudium und auf Fachprüfung. Prof. Regel-Würzburg bemerkte: Natürlich habe auch er sich nicht gegen die Lehrer, sondern gegen das System gewandt; man müsse doch zwischen den Zeilen seiner Ausführungen lesen. — Erwähnt wurde noch die bedauerliche Tatsache, daß auf der Berliner Kriegsakademie die Geographie jetzt etwas zurückgesetzt worden ist, wie sich aus ihrer geminderten Bewertung als Prüfungsfach ergibt. — Prof. Günther-München schlug eine Resolution vor, in der es heißt: Der Deutsche Geographentag spreche die Überzeugung aus, daß in ganz anderem Umfange als bisher in sämtlichen deutschen Staaten den Fachvertretern ein maßgebender Einfluß auf die Gestaltung des geographischen Unterrichts eingeräumt werden müsse. — Prof. Geistbeck-Kitzingen beantragte ebenfalls eine Resolution: Danach solle die Schulkommission von großen Gesichtspunkten aus eine Denkschrift darüber ausarbeiten, wie der geographische Unterricht in den deutschen Staaten zu gestalten sei. Die Denkschrift solle sie dem nächsten Geographentag vorlegen, der sie dann in endgültiger Fassung den Regierungen überreichen werde. — Diese Verhandlungen füllten den weitaus größten Teil der Sitzung aus.

Privatdozent Eckert-Kiel hielt dann einen Vortrag über die wissenschaftliche Kartographie im Universitätsunterricht. Er verwies darauf, daß die Universitäten nicht in genügendem Maße mit dem heutigen hohen wissenschaftlichen Stande der Kartographie rechneten. Dem Verständnis und der Kunde der Karten sollten über vier oder fünf Semester sich erstreckende Kurse dienen. Der Redner gab dann eine Definition unserer heutigen Kartographie, die nicht als eine Technik, sondern als eine Wissenschaft, wobei auch die künstlerische Eingebung ihre Rolle spiele, zu betrachten sei; ferner Betrachtungen über die Farbenanwendung, die „Farbenlogik". Sein Ideal ist neben unseren großen Atlanten, die ein Nebeneinander geben, die Schaffung eines Musteratlas zur Geschichte der Kartographie, der einen Querschnitt durch die Entwickelung liefert. — Zwei weitere Vorträge wurden zurückgezogen, ein dritter (Dinges) verschoben.

Verhandlungsgegenstand der vierten Sitzung (23. Mai, vormittags) war die Anthropogeographie. Prof. Götz-München hielt einen Vortrag über die klimatischen Verhältnisse am Beginn des neolithischen Zeitalters. Ein nasses Anfangsklima habe die rezente Ära eingeleitet. Darauf deuteten gewisse in Europa weit verbreitete Erosionsformen, wie Trogtäler, die das Wasser des heutigen Klimas nicht ausgehöhlt haben könne; ferner Schwemmlagen auf Höhenflächen über spätdiluvialem Material und botanische Befunde in Mooren. Die Regenperiode dürfte nach dem Azylien (Piette) eingetreten sein. Erscheinungen in Höhlen Frankreichs (Piette, Cartailhac) und im Frankenjura

deuteten ebenfalls darauf hin. Reste des Menschen aus jener Zeit fanden sich stets zusammen mit solchen von Tieren aus der Waldzeit, einer nassen Epoche, nicht mit Resten von Steppentieren. Alles weise mit großer Wahrscheinlichkeit auf solche Klimaverhältnisse hin, wie der Redner sie annimmt, wennschon ein völlig überzeugender Beweis für diese Pluvialzeit nach dem Diluvium nicht zu erbringen sein werde. — In der Debatte verwies Prof. Fischer-Marburg auf die gleichartigen Annahmen französischer Forscher (Flamand, Gautier) für die Sahara. — Prof. Jentzsch-Berlin fand Götz' Theorie plausibel. Sie stütze auch die erwiesene Tatsache, daß die norddeutschen Seen nach dem Zurückgehen des Eises viel ausgedehnter gewesen seien als heute. Andererseits aber warnte er vor einer Verallgemeinerung aus lokalen Beobachtungen; auch seien die Lagerungsverhältnisse in den Mooren hier nicht heranzuziehen, die ihre bestimmte eigene Fruchtfolge hätten.

Das Thema „Zur Geographie der zeitweise bewohnten Siedelungen in den Alpen" behandelte Prof. Sieger-Graz. Diese Geographie werde nicht immer allein durch die Höhengrenze bestimmt und erklärt, es kämen geschichtliche, nationale und wirtschaftliche Momente hinzu. Statistische Erhebungen hierüber, die als Grundlage für die Erforschung dieser verwickelten und eigentümlichen Erscheinungen dienen könnten, sind aus Österreich schon vorhanden, ihre größere Ausdehnung aber sei sehr erwünscht zum Zwecke der wissenschaftlichen Darstellung und kartographischen Wiedergabe. Er bitte daher, der Geographentag möge folgende Wünsche zu den seinigen machen: Die geographische Untersuchung der zeitweise bewohnten Siedelungen in den europäischen Gebirgsländern sei eine Aufgabe von hoher Bedeutung. Als wertvolle Hilfsarbeit dazu erkläre er eine statistische Aufnahme in sämtlichen Alpenländern, deren Ergebnisse in möglichst großem Umfange veröffentlicht werden sollten.

Prof. Hettner-Heidelberg sprach sodann über die Geographie des Menschen unter Betonung der Bedeutung der geschichtlichen Vorgänge für diese. Aus den heutigen Verhältnissen allein ließe sich die Entwickelung von Siedelungen nicht erklären; Kirche und Kultur, also geschichtliche Momente, müßten herangezogen werden. Ratzel, von dem zwar nicht, wie gewöhnlich geglaubt werde, der Begriff der Geographie vom Menschen stamme, wohl aber das bequeme Wort „Anthropogeographie", sei nicht einseitig gewesen, habe nicht alles durch den Einfluß von Boden und Natur erklären wollen, aber seine Schüler seien es zum Teil geworden. Viele Geographen hätten arg gesündigt in der Auffassung der Einwirkung der Natur auf den Menschen (auch Peschel habe sich hier Trugschlüssen hingegeben); die Stellung des Menschen in der Natur könne nur entwickelungsgeschichtlich aufgefaßt werden. — Ein ähnliches Thema, „Über das Verhältnis von Natur und Mensch in der Anthropogeographie", behandelte dann Privatdozent Schlüter-Charlottenburg. Ferner kam am Schluß dieser Sitzung Seminarlehrer Dinges-Amberg mit einem Vortrage „Das Relief in der geographischen Unterrichtspraxis" zum Wort. Auch zeigte an diesem Vormittage Lehrer M. Greubel-Rimpar Experimente mit farbigen Nadeln und Sand zur Herstellung von Reliefs und zur Ausnutzung dieser Experimente für den ersten geographischen Unterricht.

In der Schlußsitzung am Nachmittag des 23. Mai wurde zunächst an Stelle des statutenmäßig ausscheidenden Professors Günther-München Professor Partsch-Leipzig in die Zentralkommission des Geographentages gewählt. Dann teilte Prof. v. Wieser mit, daß er seinen Antrag auf Abhaltung des XVII. Geographentages in Innsbruck zugunsten Lübecks zurückziehe, aber die Erwartung ausspreche, daß die übernächste Tagung eo ipso in Innsbruck stattfinde. Die Versammlung wählte daher Lübeck und empfahl für die übernächste Tagung Innsbruck.

Es wurden hierauf alle die oben erwähnten Resolutionen und Anträge angenommen. Außerdem noch folgende: 1. Prof. Wagner-Göttingen: Der Deutsche Geographentag hat mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen von der ersten Sektion des Filchnerschen Kartenwerkes „Nordost-Tibet" und hofft zuversichtlich, daß sich die Mittel finden werden, in entsprechendem Umfange die Veröffentlichung durchzuführen. 2. Resolution des Prof. Theobald Fischer-Marburg: Der Deutsche Geographentag wendet sich an die Unterrichtsverwaltungen aller deutschen Staaten mit der Bitte, es möchten, wo es nicht bereits geschehen, den Fachvertretern der Erdkunde an allen Hochschulen (d. h. nicht allein den Universitäten) ausreichende Mittel zur Erleichterung von geographischen Ausflügen und Reisen, vorzugsweise zur Ausbildung der Studierenden im Gelände, zur Verfügung gestellt werden; der Deutsche Geographentag macht es zu einer seiner Hauptaufgaben, der Geographie an unseren Mittelschulen zu der ihr gebührenden Stellung als Unterrichtsgegenstand zu verhelfen.

In die Kommission zur Beratung über eine eventuelle Neuorganisation des Deutschen Geographentages (Antrag Halbfaß) wurden gewählt: Die Professoren Partsch, Wagner, Penck, Hettner, Supan, Schott, Halbfaß, Langenbeck, Sieger, Wolkenhauer, H. Fischer, Kartograph E. Debes und Hauptmann a. D. Kollm; in die ständige Kommission für den erdkundlichen Schulunterricht: die Professoren H. Fischer, Geistbeck, Langenbeck, Neumann, Regel, Schlemmer (Treptow a. d. R.), Sieger, Wolkenhauer, Oberlehrer Paul Wagner und Dr. Zemmrich.

Nunmehr erstattete Prof. Hahn-Königsberg den Bericht der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Der „Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde", von dem drei Bände erschienen waren, hat wegen der ungünstigen Absatzverhältnisse und der Zuschüsse des Verlegers nicht mehr fortgeführt werden können, doch wird erwogen, wie dafür ein Ersatz zu schaffen sei. Mit Kirchhoff haben die „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" ihren Redakteur verloren, und der Berichterstatter hat provisorisch die Vertretung übernommen. (Der Geographentag spricht den Wunsch aus, daß Hahn von nun ab die Redaktion dieses Werkes führt.) Der Berichterstatter erwähnt hierauf einige der wichtigeren größeren landeskundlichen Arbeiten, die erschienen sind oder vorbereitet werden. Von abschließender Bedeutung und höchstem Wert sei Peßlers Buch „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung". Vor der Vollendung steht ein Werk von Haupt, das das Samland betrifft und insbesondere die Morphologie der dortigen Flüsse behandelt. Schumann-Leipzig will die obere Grenze der Siedelungen in den Mittelgebirgen untersuchen, auch historisch, und die Kommission hat ihm dazu 300 M. Unterstützung bewilligt. Privatdozent Braun in Greifswald beabsichtigt eine Art Zentralstelle für die Sammlung von kritischen Nachrichten über Veränderungen der Erdoberfläche (Bergstürze, Rutschungen, Aussichtsveränderungen) zu errichten, und die Kommission will ihn dazu mit einer Summe bis zu 200 M. unterstützen. Die Zeitschrift „Deutsche Erde" hat der Kommission in jedem Heft etwas Raum für ihre Nachrichten zur Verfügung gestellt. Gefördert worden ist ferner das Gebiet der Namenkunde.

Der Bericht der Provinzialobmänner der Kommission wird in den Verhandlungen des XVI. Geographentages erscheinen. Die Tätigkeit dieser Obmänner wurde kurz skizziert. Aus den weiteren Mitteilungen ging unter anderem hervor, daß für Ostpreußen eine neue Landesaufnahme bevorsteht, sie dürfte ein vielfach verändertes Bild der Gewässer und auch der Siedelungen ergeben; auch für den Schutz der eigenartigen samländischen Küste hat die Kommission sich interessiert. Der preußische Kultusminister hat der Kommission wieder 500 M. bewilligt. — Die Mitglieder der Kommission wurden wiedergewählt.

Privatdozent M. Gasser-Darmstadt besprach sodann die Technik der Apianschen Karte von Bayern. Apian ist ein wenig gewürdigter, aber sehr verdienter Kartograph des 16. Jahrhunderts (gestorben 1589 in Tübingen), der seiner Zeit in vielfacher Beziehung vorausgeeilt ist. Seiner Karte von Bayern, die der Vortragende zum erstenmal genau ausgemessen hat, liegt unter anderem eine Triangulierung zugrunde, die hiermit bereits für das 16. Jahrhundert nachgewiesen ist. — Prof. Halbfaß-Neuhaldensleben behandelte die Frage „Inwieweit kann die Seenkunde die Lösung klimatologischer Probleme fördern?" Der Redner zeigte an einigen Beispielen den Einfluß der Seen mit ihren Temperaturschwankungen auf die klimatologischen Verhältnisse der Umgebung, eine Erforschung der Seen in dieser Beziehung sei daher ein auch praktisch wichtiges Werk. Leider erfordere den Beschwerden gewisse Vorkenntnisse, besondere Instrumente und vor allem viel Zeit. Auch die Auswahl der Seen biete Schwierigkeiten. Es seien die von Strömen durchflossenen auszuschalten und [illegible] zu wählen, die morphologisch miteinander verglichen werden können. Für Europa hat der Redner in dieser Beziehung bereits Vorschläge gemacht, nach anderen Erdteilen Verbindungen angeknüpft. Er verwies die geologischen Landesanstalten und Fischereivereine auf diesen dankbaren Forschungszweig. — Nach einigen Bemerkungen des Prof. Brückner hierzu sprach schließlich Adjunkt G. Breu über neue Seenforschungen in Bayern, unter anderem auch über den Einfluß der südbayerischen Seen auf Gewitterbildung und -Verlauf.

Hiermit wurde der XVI. Deutsche Geographentag geschlossen. Verwiesen sei noch auf die im Germanischen Museum veranstaltete historisch-geographische Ausstellung. Sie bot die bekannten reichen Schätze des Museums an alten Karten, Globen und Instrumenten, sowie Sachen aus dem Nürnberger Königl. Archiv, der Stadtbibliothek und der Erlanger Universitätsbibliothek. Als Führer stand ein umfangreicher Katalog zur Verfügung.

Sg.

Bücherschau.

Gerhardus Kropatscheck, De amuletorum apud antiquos usu capita duo. Dissertatio Monast. Greifswald 1907.

Diese an sich schon dankenswerte und notwendige Untersuchung „Über den Gebrauch von Amuletten im Altertum" gewinnt dadurch noch besonderen Wert, daß in ihr neben den Zeugnissen der alten Autoren vor allem die Zauberpapyri nutzbar gemacht sind. Der erste Teil, der mit den Amuletten im allgemeinen sich befaßt, hat folgenden Inhalt: I. Die antiken Bezeichnungen für „Amulett", II. 1. Zweck der Amulette a) in der Magie, b) beim dauernden Gebrauch; 2. Ursachen ihrer Wirksamkeit (das Amulett als Gott), III. Welche Dinge dienten zur Herstellung von Amuletten? IV. Magische Worte, Formeln, Gebete (geschrieben und gesprochen) als Amulett, V. Über die Art und Weise, wie die Amulette getragen wurden. Dazu wäre zu nehmen, was S. 19 über das Verschlucken von Amuletten gesagt ist. Als Abschluß dieses Teiles werden Beispiele darüber zusammengestellt, wie man im Altertum, besonders in den Kreisen der Gebildeten und Ärzte, über das Tragen solcher Schutzmittel dachte. Der zweite Teil behandelt speziell die Pflanzen, so weit sie als Amulette Anwendung fanden. Es wird besonders ausgeführt, wie dabei der Gebrauch der Amulette in die Gebiete der Medizin und Volksmedizin hinübergreift. — Der Verfasser stellt das alles gründlich und umfassend dar, ohne jedoch, wie es bei solchen Forschungen so oft vorkommt, in Einzelheiten und Übertreibungen zu verfallen. Er verarbeitet mit Recht zunächst das antike Material und sucht daraus ein klares Bild der Gebräuche und Vorstellungen zu gewinnen. Dann aber geht er zeitlich und örtlich über die Grenzen der alten Kultur hinaus, indem er einerseits zeigt, wie die Antike hier bisweilen durch das Mittelalter bis in unsere Zeit direkt fortwirkt, andererseits Parallelen aus den anderen Kulturen der Alten Welt (wie der ägyptischen, assyrischen und anderen), von den Naturvölkern und aus dem Aberglauben der Gegenwart beibringt. Man sieht daraus, daß die Arbeit Kropatschecks auch umgekehrt für Ethnographie und Volkskunde von Nutzen sein wird, zumal da die Schrift so klar und übersichtlich angelegt ist, daß man auch ohne Index sich über einzelne Fragen daraus gut unterrichten kann; die im zweiten Teil behandelten Pflanzen sind zudem alphabetisch geordnet. Vielleicht wäre es noch möglich, von dem einen oder anderen Amulett Herkunft, Entwickelung, Verbreitung und Ähnliches zu ermitteln. Eine Entwickelung der Amulette überhaupt deutet zwar der Verfasser (S. 35 f.) in den Umrissen an, doch ohne irgend einen Beweis dafür vorzubringen. Aber solche Fragen lassen sich eben aus der Literatur nur in geringem Maße beantworten; hier muß das archäologische und ethnographische Material (z. B. H. Schurtz, „Amulette und Zaubermittel", Arch. f. Anthrop. XXII, 57) beigezogen werden. Kropatscheck stellt denn auch eine Bearbeitung der erhaltenen antiken Amulette in Aussicht; gut wäre es, wenn darin die besprochenen Objekte auch abgebildet würden, da das gerade in diesen Gebieten die Darstellung sehr viel einfacher und verständlicher macht. Es ist nur zu wünschen, daß der Verfasser seine erfolgreichen Studien fortsetzt.

München. Albert Hartmann.

O. Nachod, Geschichte von Japan. I. Bd., erstes Buch: Die Urzeit (bis 645 n. Chr.), XXIX u. 426 S. („Allgemeine Staatengeschichte", herausgegeben von K. Lamprecht, I.) Gotha, Friedr. Andreas Perthes, 1906. 9 M.

Es ist hier zum ersten Male der Versuch gemacht, in deutscher Sprache eine umfassende kritische wissenschaftliche Geschichte Japans zu geben, und dieser Versuch ist als vollkommen gelungen zu bezeichnen, wenigstens was den ersten bisher erschienenen Band betrifft, der die Urzeit bis zum Jahr 645 n. Chr. behandelt. Wenn auch der Verfasser die japanische Sprache und Schrift nicht beherrscht, so hat er doch unter Benutzung des zerstreuten und zahlreichen Materials der bekannten Erforscher dieses Landes, wie Florenz, Chamberlain, Rein, Aston, der Wissenschaft mit seinem Werke einen großen Dienst erwiesen. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich dem Europäer in der Erlernung japanischer Sprache und Schrift entgegenstellen und nur dem Fachkenner in ihrer ganzen Größe bekannt sind, würden die Aufgabe, die sich Nachod gestellt hat, beim Fehlen von Übersetzungen japanischer, chinesischer und koreanischer Quellen unmöglich gemacht haben. Gerade die Zusammenfassung dieser Arbeiten und ihre teilweise kritische Beleuchtung bilden das Verdienst Nachods. Jedem, auch dem, der die japanischen Verhältnisse nicht kennt, muß das Werk höchst willkommen sein.

Um so unangenehmer wird es von den Japanern empfunden werden, daraus zu entnehmen, wie die ihnen von Jugend an in den Schulen als Tatsachen hingestellten Erzählungen über den Stammvater der kaiserlichen Dynastie, Jimmu, über die Kaiserin Jingō und überhaupt über die ersten sogenannten 17 Kaiser bis 399 n. Chr., also etwa bis zur Einführung der chinesischen Schrift, vor der Kritik in nichts zerfallen. Diese Periode, „die halbhistorische Zeit", bildet den zweiten Teil des Nachodschen Werkes. Die Japaner werden auch nicht davon erbaut sein, zu sehen, daß die Einführung der chinesischen Schrift und des Buddhismus einer viel späteren Zeit angehört, als sie in den Schulen

staatlich belehrt werden. Gerade dies ist ein Verdienst der Kritik. Mit dem dritten Teile des ersten Bandes, „dem Geschlechterstaate (Uji-Verfassung)", betritt Nachod den eigentlich historischen Boden, den er von allem sagenhaften Unkraut freihält, und auf dem er mit gewissenhafter Kritik die schon zahlreicheren wirklich historischen Früchte sammelt.

Was den Inhalt des ersten Bandes angeht, so gesellt sich zu den schon erwähnten beiden Teilen als erster Teil die Einleitung, die das Land Japan und das Volk der Japaner schildert unter Berücksichtigung der für die Urzeit notwendigen Rekonstruktionen; die Landesverhältnisse, die Rassefrage, die Ureinwohner, die Abstammungstheorien und die Ergebnisse der Ausgrabungen sind entsprechend gewürdigt.

Im zweiten Teile, „dem halbhistorischen Zeitalter", sind zunächst die Quellen einer eingehenden und scharfsinnigen Kritik unterzogen, und zwar nicht nur die rein japanischen, sondern auch im speziellen neben anderen die koreanischen und chinesischen Quellen. Sodann werden die Zustände in Staat, Religion, Sitten und Gebräuchen an der Hand dieser kritischen Betrachtungen zunächst im einzelnen und darauf zusammenhängend erörtert.

Der dritte Teil, den wir schon unter dem Titel „Geschlechterstaat (Uji-Verfassung)" kennen, umfaßt die Zeit von der Einführung der chinesischen Schrift bis zur Beendigung der Uji-Verfassung, die durch die Taikwa-Reform im Jahre 645 n. Chr. abgeschafft wurde. Wenn auch die Zeit des Geschlechterstaates in seinen Anfängen weit früher zurückliegt als die Ära der Einführung der chinesischen Schrift, d. h. der Beginn des 5. Jahrh., so ist die Wahl dieses Zeitabschnittes aus den von Nachod angegebenen Gründen für zutreffend zu erachten.

Die Schwierigkeiten, die sich dem Verfasser bei seiner Nichtkenntnis japanischer Sprache und Schrift gerade für die späteren Zeiten bis zur Neuzeit entgegenstellen werden, sind nicht zu verkennen; aber nach dem, was der erste Band bietet, dürfte es ihm gelingen, auch sie zu überwinden. Im Interesse der gesamten gebildeten Welt wäre nur dringend zu wünschen, daß die anderen Bände nicht zu lange auf sich warten lassen. Dr. Crasselt.

Prof. Dr. Weinschenk, Grundzüge der Gesteinskunde. I. Teil: Allgemeine Gesteinskunde als Grundlage der Geologie. 2. Aufl., VIII u. 228 S. Mit 100 Textfiguren und sechs Tafeln. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1906. 5,40 M.

Ein vortreffliches Werk, dessen erster hier vorliegender Teil in der Neuauflage reichliche Veränderungen und durch zahlreiche neu hinzugekommene Abbildungen und ausgezeichnete Tafeln von Strukturformen der Gesteine eine nennenswerte Bereicherung erfahren hat. Für eine eventuell erscheinende dritte Auflage würden wir den Wunsch hegen, daß das Historische, das ist die Entwickelung der Gesteinskunde, etwas weiter ausgeführt werden möchte, und daß die den einzelnen Abschnitten vorausgesetzten Literaturangaben entweder erweitert werden oder aber ganz wegbleiben möchten, da die Auswahl mitunter eigenartig zu nennen ist. Inhaltlich stellt das Werk indessen in jeder Beziehung etwas Ausgezeichnetes dar, weswegen wir es nur auf das wärmste empfehlen können. Walther v. Knebel.

Prof. Dr. Alfred Forke, Die Völker Chinas. Vorträge, gehalten im Seminar für orientalische Sprachen in Berlin. Berlin, Karl Curtius, 1907. 1,50 M.

Bei der Wichtigkeit, die China für uns besitzt und auch in der Zukunft haben wird, da die ostasiatische Frage noch lange Zeit für Europa eine Rolle spielen wird, ist eine bessere Kenntnis der Bewohner Chinas, als sie allgemein vorhanden ist, sicher am Platze. Der Verfasser, der lange Jahre in China lebte und jetzt Professor des Chinesischen in Berlin ist, orientiert in der vorliegenden Schrift kurz, aber gründlich. Nicht nur die eigentlichen Chinesen lernen wir kennen, sondern auch die kleineren dem großen Reiche angehörigen Völkerschaften, Miaotse, Lolo, Schan, Singpo u. a.; ausführlicher noch die Mandschu, die nun die Herrscher sind und den Chinesen den Zopf brachten, die Mongolen, die Türktartaren und Tibetaner. Die kleine Schrift ist eine Ethnographie Chinas in nuce.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Eine neue Forschungsreise nach Island, für die die preußische Akademie der Wissenschaften die Mittel bewilligt hat, hat Ende Mai der Privatdozent an der Berliner Universität, Dr. Walther von Knebel, der schon 1905 die Insel bereist hatte, angetreten. Für die ersten Tage sind Studien in den kleinen vulkanischen Distrikten des Ellida-Vatn und des Thingvalla-Vatn geplant, dann will von Knebel auf dem bereits 1905 von ihm begangenen Wegeüber den sogenannten Kiel (Kjalvegur), die eisfreie Fläche zwischen Laugjökull und Hofsjökull, nach Akureyri und von da nach dem Mückensee (Myvatn) sich begeben. Hier wird die Expedition sich einige Tage der Untersuchung der sogenannten Vulkanreihe im Osten und Nordosten des Sees widmen. Vom Mückensee geht die Reise nach Süden an den Rand der großen Lavawüste Odáda-Hraun und weiter südostwärts nach dem von Dyngju-Fjöll umschlossenen vulkanischen Kessel der Askja, der vermutlich eine große Caldera darstellt. Das 1200 bis 1400 m hoch gelegene Gebiet der Askja ist noch so gut wie unerforscht; nur F. Johnstrup und Thoroddsen hatten dort jeder einige Tage sich aufgehalten. Die von Knebelsche Expedition will auf die Erforschung der Askja zwei Monate verwenden. Da dort vollständige Vegetationslosigkeit herrscht, so können die isländischen Pferde nicht zur Verwendung kommen. Sie sollen also nur die Ausrüstung hinbringen, wieder zurückgeführt werden und dann die Expedition nach Beendigung ihrer Arbeit abholen. Von einem Standquartier aus soll das Askjagebiet zu Fuß durchstreift werden. Auch sind dort meteorologische Beobachtungen geplant; es liegen bisher aus den Hochflächen des Innern Islands noch keine Beobachtungsreihen vor, da noch niemals an unbewohnten Stellen für längere Zeit Stationen bestanden haben. Nach Erledigung dieser Aufgaben im Askjagebiet will von Knebel zu Wasser und vielleicht auch auf dem Landwege einige Vorstöße nach dem großen Gletscherfelde des Vatna-Jökull unternehmen und eine zur Besteigung geeignete Stelle ausfindig zu machen suchen. Diese Besteigung selbst soll vornehmlich zwecks gletscherkundlicher Forschungen eine Aufgabe einer neuen Islandreise von Knebels bilden, die bereits für nächstes Jahr gesichert ist. Den Abschluß der diesjährigen Reise soll eine zweite Wanderung nach der Nordküste Islands vom Nordrande des Vatna-Jökull bilden, vorbei an dem noch unerforschten großen Gebirgsstock Herdubreid nach dem schon 1905 durch von Knebel untersuchten Lavagebiet der Sveinagja und von da nach Westen zum Mückensee.

— Die pflanzengeographischen Verhältnisse der Plattensee-Balatonsee-Gegend, des größten Wasserbeckens Ungarns, sind in jahrelanger Arbeit sorgsam untersucht und von V. Borbas herausgegeben; die deutsche Ausgabe ist von J. Bernatzky besorgt. Der See ist im allgemeinen flach, die wichtigste Pflanze ist das Rohr, Phragmites communis, Holzgewächse wie typische Bewohner salziger Gewässer fehlen; die allgemein verbreiteten Arten leben untergetaucht. Die durchschnittliche Armut des Sees an Wasserpflanzen ist einesteils auf den herrschenden Wellenschlag zurückzuführen, dann auf den Einfluß der Kultur; wo Herden Tag für Tag den Boden aufwühlen, wächst auf die Dauer keine Wasserpflanze. Durch diesen Umstand, vielleicht im Verein mit dem ersten, ist das Wasser des Balatonsees in der Regel trübe; so stößt man bereits bei einer Tiefe von 2,20 m auf die äußerste Grenze der Vegetation. Für die Flora kommt dann in Betracht, daß Gewässer unter Klimaten mit ausgesprochenen Trockenperioden eine starke periodische Schwankung erleiden; sie treten bald vom Ufer weit zurück, bald gibt es Überschwemmungen. Die Frage, ob die gegenwärtig im Balatonsee vorkommende Vegetation ihren Ursprung in der Vegetation eines tertiären, hauptsächlich die Stelle des heutigen Balatonsees einnehmenden Salzwassers habe und somit der Balatonsee als ein Relikt des einstigen, die gegenwärtige Tiefregion Ungarns einnehmenden Meeres zu betrachten sei oder nicht, beantwortet Verfasser im zweiten Sinne. Was die Vegetation des festen Landes betrifft, so bieten die höheren Dünen prägnante Bilder einer pontisch-danubialen oder mittelungarischen Landflurvegetation. Im Vergleich mit der Sandvegetation der weißen Dünen an der Ostsee fällt es vor allem auf, daß hochwachsende, ansehnlich belaubte Gräser mit großen, dichten Ähren fehlen, dagegen treten schwächer und niedriger gebaute Arten mit kümmerlichem Laub und dünnen geteilten Blüten- und Fruchtständen

in den Vordergrund. Wichtig ist der Kalkgehalt des Sandes; je nachdem kalkmeidende oder kalkliebende Gewächse anzutreffen sind. Den Basaltbergen am Ufer des Balatonsees kann nach den bisherigen Erfahrungen keine besonders eigentümliche Flora zugeschrieben werden, sie ist mit der des Kalkes nahe verwandt. Man vermag sie in Weidesteppe, Wald und spezielle Formation der Basaltfelsen einzuteilen. Die erstere bietet nichts Besonderes. Im Walde ist von dessen unterer Grenze bis zu einer gewissen Höhe Quercus sessiliflora ganz vorherrschend. Neben dem Eichwald kommt namentlich auf dem Plateau des Badacson und in dessen Senkungen der Buchenwald zur Ausbildung. Der Lößboden, besonders am südlichen Ende des Balatonsees und weiter in dem Hinterland, trägt im allgemeinen eine recht reichliche Waldvegetation, doch leidet die Physiognomie des Waldes bereits unter dem regelmäßigen Holzschlag und dadurch, daß er vielfach auch zur Heugewinnung oder gar als Weideplatz dienen muß. Unter Steppe hat man dort diejenige Formation zu verstehen, die im Bereich der Region des laubabwerfenden Eichenwaldes bei normalen Bodenverhältnissen überall da auftritt, wo die Vegetation vom Weidevieh weitgehend beeinflußt wird. Bei ungünstigen Bodenverhältnissen tritt die nachträgliche Wirkung des Beweidens noch intensiver hervor, während namentlich bei Reichtum an Bodenwasser die Steppe viel von ihrem typischen Aussehen verliert. Bildet Dolomit den Untergrund, so ist in den Senkungen die Vegetation im Sommer grün und wiesenartig, auf den Erhebungen dagegen graugrün und dürftig. Von der Ruderalflora ist besonders Poa annua mit Ausnahme des Hochsommers stetig zu finden, Hordeum murinum, die Mäusegerste, erscheint im Frühjahr in dichten Rasen, Polygonum aviculare und Lolium perenne herrschen namentlich auf lehmigem Boden; letztere stellt das Urbild einer echten Steppenpflanze vor, die alljährlich im Frühjahr und Herbst grünt, um im dürren Hochsommer wie strengen Winter zu vergilben und zu verblassen, ohne gänzlich abzusterben. Auch die oftmals recht gemischte Flora der Weinberge bietet nicht wenig des Interessanten dar. Auch einige neue Arten konnten aus der Umgebung des Balatonsees beschrieben werden.

— Die Eisverhältnisse der Elbe und ihrer Nebenflüsse untersuchte Max Thielemann, auch stellte er interessante Parallelen mit anderen deutschen Strömen an. Im 50jährigen Zeitraum zeigte sich im Winter 1864/65 am längsten eine Eisdecke, nämlich in Dresden 59, in Barby 80, in Magdeburg 54, in Hamburg 59 und in Halle-Trotha 87 Tage lang. Magdeburg und Hamburg konnten 1870/71 sogar bis 60 und 65 Tage Eisstand beobachten. Die mittlere Eisdauer ist sowohl in der Elbe wie in ihren Nebenflüssen ziemlich einheitlich. Die geringste Eisdauer herrscht auf der Elbe im Mittellauf und den norddeutschen Nebenflüssen. Seit 1813 hatte Magdeburg eine Eisdauer von 119 Tagen auf der Elbe. Das Eis pflegt sich stets an gewissen Stellen zu setzen, wenn es überhaupt zum Eisstoß kommt. Diese Stellen befinden sich zwischen Außig und Leitmeritz, bei Schöna an der sächsisch-böhmischen Grenze, unterhalb des Königsteines, unterhalb Meißen, oberhalb von Roßlau und im Tidegebiet, besonders an der Trennungsspitze bei Moorwerder. Das Eis kommt gewöhnlich auf der Elbe dort am ehesten in Bewegung, wo es zuletzt zum Stehen kam. Der Eisgang vollzieht sich flußabwärts entgegengesetzt wie der Aufbau. Die Nebenflüsse im Flachlande haben, mit Ausnahme der Havel, alle viel früher Eisgang als die Elbe selbst. In Übereinstimmung mit den russischen Strömen fallen die kalten Perioden von 1830 bis 1860 und die zu warmen Winter im Zeitraum von 1860 bis 1880 auf. Es scheint neben diesen Klimaschwankungen, auf die ja bereits Brückner hingewiesen hat, wie die Höhe des Wasserstandes der Elbe, so auch die Eisdauer im Laufe der Zeiten immer geringer geworden zu sein; die Ursache dürfte dafür in den Flußregulierungen zu suchen sein. Beim Vergleich mit den anderen deutschen Strömen ergibt sich: Je weiter wir nach Osten kommen, desto eher tritt Treibeis auf, und um so länger ist die Eis- und Eisstoßdauer. Das entspricht der Temperaturverteilung. Die Elbe zeigt darum länger und mehr als die westdeutschen und weniger und kürzere Zeit als die ostdeutschen Ströme Eis. Am günstigsten ist, was die Eisverhältnisse anbelangt, der Rhein und die Donau, am schlechtesten die Weichsel gestellt. Die Elbe nimmt eine Mittelstellung ein. Ihre Schiffahrt liegt darum, durch die Eisverhältnisse gezwungen, viel länger als besonders am Rhein brach. Das mag neben den geringen Wassermengen, unter denen die Elbschiffahrt zu leiden hat, der hauptsächlichste Grund sein, warum sie trotz der günstigen Lage ihrer Wasserstraßen bis heute noch von der Rheinschiffahrt an Größe und Bedeutung übertroffen wird. Thielemann empfiehlt, da durch Flußregulierung die Eisbildung und besonders die Eisstände bedeutend vermindert und, man möchte sagen, verhindert werden können, dieselbe dringend für unsere Elbe. Durchstiche und Einengungen, andererseits Erweiterungen des Flußbettes an geeigneten Stellen würden die Stoßgebiete sicher vielfach beseitigen.

— Die Verkehrswege der Flußtäler um Münden geben Bernh. Uhl (Phil. Diss. von Halle, 1907) Gelegenheit, ihren Einfluß auf Anlage und Entwickelung der dortigen Siedelungen zu zeigen. Außerordentlich charakteristisch prägen sich, obwohl im kleinsten Maßstabe, die Verkehrsverhältnisse des Wesertales in den Grundrissen der Siedelungen aus. An Werra und Fulda lassen sämtliche Siedelungen die Bedeutung der den Fluß kreuzenden Wege erkennen, wir haben da eine Reihe fast reiner Furtsiedelungen; an der Weser fehlt dagegen diese Form der reinen Ausbildung fast vollständig, trotzdem doch immerhin Nebentäler, die zum Flusse hinführen, auf beiden Seiten vorhanden sind. Sämtliche Siedelungen schließen sich ihren Grundrissen nach in erster Linie der Längsrichtung an, Gimte und Vaake sind fast reine Längssiedelungen. Zwei Parallelstraßen sind durch ganz kurze Querstraßen verbunden; im zweiten Orte zeigt sich erst neuerdings der Ansatz einer Querstraße, welcher über die zweite Längsstraße hinausgeht. Der stärkere Querverkehr hat bei Vackenhagen und Hameln die Ausbildung von Straßen auch in dieser Richtung im Gefolge gehabt, doch zeigen die Längslinien immerhin das Übergewicht. Sehr bezeichnend hat bei Hameln die Querentwickelung genau an der Stelle der alten Furt des Hamelbaches angesetzt, ebenso wie die alte Kirche hinter dieser Stelle liegt. Dem Wasser wenden alle die Siedelungen das Antlitz, dem Lande den Rücken zu. Der Rückgang der Schiffahrt und das Fehlen einer Eisenbahn haben dem Wesertal den früheren Verkehr zum Teil genommen. Die Industrie ist nicht lebensfähig geblieben, und die Einwohnerzahlen gehen durchschnittlich zurück.

— Das Wahrsagen aus dem Schulterblatt eines Säugetieres, die Scapulimantia, ist der Gegenstand einer Abhandlung Prof. Andrees im „Boas Memorial Volume". Die Scapulimantia sucht die Zukunft zu ergründen, wobei vorzugsweise das Schulterblatt eines Schafes verwendet wird. Röstet man diesen Knochen, so bekommt er Risse, aus deren Länge und Richtung die mit der Kunst vertrauten Personen — Priester sowohl wie Laien — ihre Schlüsse zogen. Die Scapulimantia erinnert somit stark an die Chiromantie, das Wahrsagen aus den Linien der Hand. Andree ist der Ansicht, daß die Heimat der Scapulimantia unter den nomadischen, viehzüchtenden Bewohnern Innerasiens, also in der Hauptsache bei den Mongolen, zu suchen ist. Hier beschreibt sie bereits Rubruk aus der Mitte des 13. Jahrhunderts vom Hofe des Mongolenkhans Mangu in Karakorum, und neuere Beobachter stellen fest, daß sie dort heute noch gerade so vorgenommen würde wie ehedem. Aus Innerasien hat sich die Sitte also verbreitet, wobei sich herausstellt, daß das in Ost—West-Richtung in weit größerem Maße geschehen ist als in Nord—Süd-Richtung. Andree verfolgt diese Verbreitung und bespricht die Variationen, die die Sitte auf ihren Wanderungen erlitten hat. Wir erfahren zunächst von der Ausbildung der Scapulimantia bei den Kalmücken und von der Bedeutung, die die Hauptlinien des Schulterblattes hier haben. Die Kirgisen sind Mohammedaner, die Burjäten am Baikalsee heute Buddhisten, aber beide Völker kennen die Scapulimantia. Tschuktschen und Korjäken ebenso. Die mohammedanischen Sindh und Belutschen haben das Schulterblatt in zwölf Abteilungen eingeteilt, deren jede ein bestimmtes Wahrsagegebiet umfaßt. Man denkt dabei an die zwölf Häuser des Tierkreises, es ist hier also wohl eine Verbindung von Astrologie und Scapulimantia eingetreten. Bekannt ist die Kunst weiterhin bei Tscherkessen, Arabern, ja selbst in Marokko. Nach Europa kam sie wohl mit den Völkerverschiebungen, die der Völkerwanderung vorausgingen. Die meisten Beispiele stammen aus Südosteuropa. Die mazedonischen Räuberbanden machen Scapulimantia, um zu erfahren, ob sie für ihre Gefangenen Lösegeld bekommen werden oder nicht; in letzterem Falle ermorden sie sie. Die Sitte ist dann aus Korsika belegt — ein Hirt soll auf diesem Wege Napoleon die Laufbahn vorausgesagt haben —, aus Frankreich, Spanien, Litauen, Deutschland, hier jedoch nur aus dem späteren Mittelalter. Im ganzen sind die Zeugnisse aus Mitteleuropa spärlich. Reichlicher aus den britannischen Inseln, noch tief aus dem 19. Jahrhundert. Also durch die ganze Alte Welt, von der Beringstraße bis Marokko, ist oder war die Scapulimantia verbreitet, doch scheint sie in Afrika, abgesehen von Nordafrika, zu fehlen. Von Bedeutung ist aber vornehmlich, daß sie in Amerika fehlt; wenigstens besitzen wir keine sicheren

Nachrichten darüber. Das Wahrsagen dieser Art ist nach Andree nicht dorthin gelangt, „weil einmal die Viehzucht, mit welcher es verknüpft erscheint, in Amerika nicht vorhanden war, und dann, weil es wohl erst verhältnismäßig spät zu seiner östlichen Verbreitung bei Tschuktschen und Korjäken gelangte und, sozusagen, noch nicht Zeit hatte, die Beringstraße zu überschreiten".

— Von welch gewaltiger Ausdehnung die Muschelabfallhaufen an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten, wie viele Geschlechter von Indianern an ihrer Aufhäufung im Verlaufe von vielen Jahrhunderten beteiligt waren, erfahren wir aus einer eingehenden Abhandlung von W. H. Holmes im „American Anthropologist", 1907, S. 113 bis 128. Die Austern, Clammuscheln, Miesmuscheln und zahlreiche andere Muscheln, deren aufgehäufte Reste berghoch erscheinen, „sind oft von überraschender Großartigkeit", wie Holmes schreibt. Oft ziehen sie sich viele englische Meilen lang an den Buchten und Küsten hin, dabei eine halbe Meile und mehr ins Innere reichend. An den Küsten von Maryland — Virginia bedecken sie über 100000 Acres, und wo sie im Laufe der Zeit zersetzt sind, bilden sie außerordentlich fruchtbaren Boden; auch haben sie unerschöpfliche Vorräte von gebranntem Kalk geliefert. Von den Popes Creek-Muschelhaufen in Maryland wurden zu diesem Zwecke allein 500000 Kubikfuß Muscheln fortgeführt. Schon aus diesem Umfange läßt sich auf das hohe Alter der Muschelberge schließen; ein weiteres Zeugnis dafür ist, daß in ihnen infolge Veränderung der Flußläufe Erosionen stattfanden, ferner, daß manche Muscheln ältere, nun variierte Formen aufweisen, als ihre heutigen Nachkommen. Auch Kulturunterschiede zwischen den älteren und jüngeren Schichten zeigen die menschlichen Artefakte der Muschelhaufen: Abwesenheit von Töpferei unten, reichliche Vertretung derselben oben; dazu die gewaltigen Eichen, die auf manchen von ihnen stehen und älter als die Zeit der Entdeckung Amerikas sind.

Die Geräte und Gebrauchsgegenstände aus menschlichem Nachlasse deuten darauf hin, daß nur zeitweise, etwa nur in der Fischereisaison, die Muschelhaufen auch als Wohnstätten dienten. Von Norden nach Süden, von Maine bis nach Mexiko hin, läßt sich in dem menschlichen Nachlasse auch eine Steigerung der Kultur wahrnehmen, rohes Geschirr im Norden, etwas feineres in der Mitte, bis zu den bemalten keramischen Erzeugnissen am Golf von Mexiko. Das entspricht auch dem, was wir über die dort wohnenden Stämme zur Zeit der Entdeckung erfuhren, und deren Vorfahren sind auch diejenigen, welche die Muschelberge anhäuften; also im Norden namentlich Algonkinvölker, daran anschließend Irokesen nach Süden zu. Die in den Muschelhaufen gefundenen und von Holmes näher beschriebenen und abgebildeten Geräte und Waffen sind ziemlich häufig, namentlich solche aus hartem Stein, und übereinstimmend mit jenen, die im Binnenlande als Indianernachlaß gefunden werden: Herdsteine, Kochsteine, Mörser, Stampfer, Hämmer, Äxte, Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen, Schaber, Ahlen, Netzsenker, dazu rohes Töpfergeschirr, Tabakspfeifen usw. Auch einzelne Geräte aus Knochen sind gefunden worden, z. B. Ahlen aus Vogelknochen. Auch menschliche Skelettreste kommen vor, meist aber in einem so zerfallenen Zustande, daß über deren Bestattungsart sich nichts Näheres sagen läßt.

— Auf interessante tiergeographische Fälle weist Th. Arldt in „Himmel und Erde", 19. Jahrg., 1907, hin. So gibt es einen Tapir in Malakka, Sumatra und Borneo, die anderen fünf Arten sind im tropischen Südamerika einheimisch. Von den Kamelen treffen wir vier Spezies vom Lama im Kordillerengebiet Südamerikas, echte Kamele aber in Innerasien, von wo sie nach Vorderasien und Nordafrika durch den Menschen gelangten, ja bis nach Australien eingeführt wurden. Ferner weist Arldt darauf hin, eine wie auffällige Ähnlichkeit zwischen der Tierwelt von Westafrika und derjenigen der malaiischen Inseln bestehe. Viele Tiere dieser beiden weit getrennten Gebiete sind näher miteinander verwandt als die der dazwischen liegenden Länder Ostafrikas und Vorderindiens. Merkwürdig sind die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Ostasien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, freilich mehr in der Flora wie in der Fauna hervortretend. Wenn sich aber auch viele der Tierverbreitungen auf Grund der jetzigen Verbreitung von Land und Meer höchstens unter Annahme geringer Niveauschwankungen erklären lassen, so ist das doch nicht in allen Fällen möglich. Dieses gilt namentlich von den merkwürdigen Beziehungen zwischen Australien, Südamerika, Afrika und Madagaskar quer über die südlichen Ozeane hinweg. Die zerstreute Verbreitung vieler Tierformen läßt sich oftmals einfach und ungezwungen erklären, oftmals nur vermutungsweise angeben. Nicht selten ist aber auch jede nur einigermaßen sichere Erklärung unmöglich. So erinnert Arldt besonders an die niederen Tierklassen von hohem Alter, wie die Skorpione und Würmer. Nach seiner Ansicht kann deren Verbreitung die Grundlage für die Rekonstruktion alter Festländer in keiner Weise bilden, sie vermag letztere höchstens zu stützen. R.

— Einige Bemerkungen über fossile Dünen veröffentlicht G. Romer in den „Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt", 1907, nachdem Solger früher sie als Zeugen postglazialer Klimaschwankungen hingestellt hatte. Romers Ergebnisse stimmen insofern mit dessen Ansichten überein, als er für die Gestaltung der Dünenlandschaft die Mitwirkung der herrschenden Ostwinde annimmt. Solger macht aber die vorherrschende Windrichtung allein für die Ausbildung der äolischen Formen verantwortlich, Romer hält diese neben den zur Talrichtung senkrechten Nebenwinden von untergeordneter Bedeutung, ja er vermutet sogar, daß die großen diluvialen Täler die Ursprungsstätte der Dünenbildung seien. Die Anschauung J. Walthers, daß alle Dünenformen von der Bogendüne abgeleitet werden müssen, bezweifelt Verfasser. Auf den Gegensatz zwischen Barchan und der hohen Düne wies bereits früher Muszketow hin, und Romer glaubt, dieser Gegensatz sei so groß wie der zwischen unseren Flugsandflächen und Heiden einerseits und zwischen den Dünen andererseits. Die im Grundriß gewaltigen, durch ausgesprochene Kammbildung ausgezeichneten Dünen unseres Tieflandes können nur mißverständlich Barchane genannt werden. Es sind eben unsere Dünen keineswegs Bogendünen, sondern gebogene Dünen. Sehen wir nun in den gebogenen Dünen keine Barchane mehr, so können wir dieselben auch nicht als primäre Bildung ansehen; sind sie aber eine zusammengesetzte Erscheinung, dann ist kein Grund vorhanden, die Strichdünen und die gebogene Düne auf dieselbe Ursache bzw. dieselbe Windrichtung zurückzuführen.

— F. Höck veröffentlicht in Petermanns Mitteilungen, 53. Bd., 1907, den Versuch einer pflanzengeographischen Umgrenzung und Einteilung Norddeutschlands. Das Hauptergebnis besteht darin, daß Verfasser von Ostpreußen, besonders seinem nördlichen Teile, nachweist, daß es ein entschiedenes Übergangsgebiet zu Osteuropa bildet, wie denn des weiteren der übrige Teil Norddeutschlands einen großen Gegensatz zwischen dem pflanzenärmeren Westen und dem pflanzenreicheren Osten zeigt. Die Elbe trennt so Deutschland in zwei ungleiche Teile, deren größerer nach Osten liegt. Schleswig-Holstein gehört aber trotzdem zum westlichen Abschnitt in seinem größeren Teile, während die Ostküste nach Osten gravitiert. Für die verschiedenartige Verteilung der Pflanzenarten innerhalb Norddeutschlands sind vermutlich die Regenverhältnisse mehr bestimmend gewesen als die verschiedene Verteilung der Wärme. Im allgemeinen haben die Bodenverhältnisse die Verteilung mehr örtlich bewirkt. Dann ist die Verbreitung ganzer Genossenschaften wie auch einzelner Arten durch frühere Lebensbedingungen beeinflußt; das vielfach zu beobachtende Vordringen von Arten namentlich nach Westen hin in neuerer Zeit zeigt, daß durchaus noch nicht alle Arten das ganze Gebiet einnehmen, das sie bei den heutigen klimatischen Verhältnissen einnehmen könnten.

— Prof. Fr. Starr von der Universität Chicago ist kürzlich von einer Reise aus dem Innern des Kongostaates zurückgekehrt, die ethnographischen Zwecken gewidmet war und länger als ein Jahr dauerte; fünf Monate allein brachte er bei den Stämmen am oberen Kassai zu, wo der Bakubaort Ndombe sein Hauptquartier war. Von den in der dortigen Gegend vertretenen Bakuba, Baluba, Bakete und Batua brachte er anthropologische Messungen und Vokabularien zurück. Starr fand, daß in künstlerischer Beziehung die Völker am Kassai unter allen des Kongostaates voran stehen. In der Region zwischen Leopoldville und den Stanleyfällen des Kongo verweilte Starr fünf Monate. Die nach Chicago mitgebrachten ethnographischen Gegenstände umfassen über 3500 Nummern; Starr nahm 700 Negative auf und maß über 900 Individuen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 56. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 23. BRAUNSCHWEIG. 20. Juni 1907.

Krankheit und Tod bei den südrussischen Juden.

Von Dr. S. Weißenberg. Elisabethgrad.

Mit 3 Abbildungen.

Trotz wenig angenehmer Verhältnisse, gedrückt und verfolgt von der Umwelt, in großem Elend und in Armut lebend, hängt doch der südrussische Jude fest am Leben und sucht dieses für ihn scheinbar wertlose Gut mit allen ihm zugänglichen Mitteln zu erhalten. Wie sticht doch diese Lebensliebe ab von der stillen Resignation des im allgemeinen viel glücklicheren Russen dem Tode gegenüber! Dabei ist aber der Russe mehr abergläubisch und von dem Nutzen der wissenschaftlichen Medizin weniger überzeugt als der Jude. Während die Behandlung des Russen in Krankheitsfällen noch fast ganz und gar in den Händen verschiedener alter Weiber und dergleichen zweifelhafter Heilkünstler ruht, konsultiert der Jude den Arzt schon bei der geringfügigsten Angelegenheit. Dabei spielt selbstverständlich eine gewisse Rolle die Tatsache, daß die Juden in überwältigender Zahl Städter sind; aber auch der Dorfjude steht bezüglich des Kulturbesitzes bedeutend höher als der Bauer. Während der Bauer krankheitshalber das Dorf nur in verzweifelten Fällen verläßt, versäumt der Dorfjude nie die Gelegenheit, einen städtischen Arzt aufzusuchen. Diese fast krankhafte Sorge um seine Gesundheit ist es aber auch, die den Juden bei chronischen Fällen und nicht selten auch sonst veranlaßt, nicht nur verschwenderisch ärztliche Hilfe zu suchen, sondern auch zu verschiedenen abergläubischen Handlungen seine Zuflucht zu nehmen. Diese sind zweierlei Art. Erstens solche, die von der russischen Bevölkerung geübt werden, und zweitens solche, die nur den Juden eigentümlich sind. Zu den ersteren gehören verschiedene Besprechungen und Verwünschungen, die von sogenannten „Sprecherinnen“ unter verschiedenen magischen Handlungen ausgeführt werden. Diese Sprecherinnen sind fast immer alte Russinnen, und wenn auch manchmal sich eine Jüdin damit beschäftigt, so sind die Besprechungsformeln russisch; auf sie können wir im Rahmen dieses Themas nicht eingehen, da sie in das eigentliche Gebiet der russischen Volkskunde gehören. Auch sieht man bei Juden dieselben Talismane und Amulette [1]), die die russische Bevölkerung gebraucht, und die manchmal sogar aus christlichen Glaubensformeln oder Glaubensartikeln bestehen. Zur zweiten Art gehören verschiedene kabbalistische Amulette in hebräischer oder jüdisch-deutscher Sprache, sowie auch andere Anhängsel, die vom Wunderrabbi oder sonst einem Kundigen empfohlen werden. Dabei herrscht der Glaube, daß die Christen durch die bösen, die Juden aber durch die guten Geister Einfluß auf die Krankheit gewinnen können.

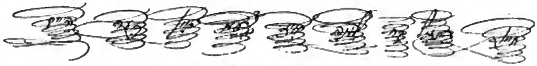


Abb. 1. Ein Amulett südrussischer Juden.

Aber nicht nur unter den Heilfaktoren, sondern im ganzen, Krankheit und Tod umfassenden Gebiete hat sich noch genügend Aberglaube erhalten. So wird die Entstehung der Krankheit häufig dem bösen Blick, euphemistisch „a git Oig“ genannt, zugeschrieben. Dessen Wirkung äußert sich in häufigem Gähnen und kann durch mehrmaliges Ausspucken dem weggehenden unfreundlichen Gaste gleich hinterher verhindert werden oder auch dadurch, daß ihm hinterwärts oder ebenfalls beim Verlassen des Hauses Feigen gezeigt werden. Um sich dem bösen Blick nicht auszusetzen, wird ängstlich, hauptsächlich vor übel beleumundeten Nachbarn vermieden, den Gesundheitszustand, insbesondere den von Kindern, zu loben. Im Gespräche mit Leuten, von denen bekannt ist, daß sie ein schlechtes Auge haben, werden sogar Krankheiten erdichtet, um sie irrezuführen. Als probatestes Mittel gegen „a git Oig“ gilt das Besprechen.

Der unter den Juden sehr verbreitete Kopfgrind, Favus, wird in scherzhafter Weise einem lapsus linguae eines Litwaks zugeschrieben; es ist dies ein litauischer Jude, und zwischen ihm und dem südrussischen herrscht ein ewiger Antagonismus. Der Kopfgrind ist in Litauen am meisten verbreitet und heißt dort Koltun. Nun soll ein litauischer Jude in der Mitternacht gegen Tischa be Ab (Tag der Tempelzerstörung), wenn sich der Himmel

[1]) S. Weißenberg, Südrussische Amulette. Verh. d. Berl. anthr. Ges. 1897, S. 367.

spaltet und jedem Juden seine Bitte gewährt wird, anstatt „Kol toiw" (alles Gute) „Kolton" gebeten haben.

Die Entstehung von Epidemien, insbesondere unter Kindern, schreibt man nicht selten dem schlechten Lebenswandel irgend eines Gemeindemitgliedes zu. Man sucht in solchen Fällen den Schuldigen herauszufinden und ihn zur Änderung seines Lebenswandels zu veranlassen. Große Volksepidemien, Cholera z. B., sind Folgen der Sündhaftigkeit und der Mißachtung der alten Gebote durch die Mehrzahl des Volkes. In solchen Tagen wird zur Reue gemahnt und spezielle Fasttage werden auferlegt. Andererseits herrscht aber die Sitte, sich nicht kleinmütig der allgemeinen Angst und Verlorenheit zu ergeben. Man muntert sich gegenseitig auf, man kneipt gehörig und sucht auf diese Weise der infolge schlechter sanitärer Zustände und Armut nicht selten trostlosen Lage Herr zu werden. Vielleicht spielt dabei auch eine gewisse Rolle die Absicht, den Todesengel durch Abwesenheit der Trauer irrezuleiten, wovon wir noch weiter unten Beispiele sehen werden. In diesen Gedankengang gehört vielleicht auch die seltsame Sitte, während einer grassierenden Epidemie auf dem Friedhofe selbst eine Hochzeit zu feiern. Solche Hochzeiten wurden noch in Menge während der letzten Choleraepidemie (1892 bis 1893) in den kleinen Städtchen und Marktflecken veranstaltet. Gewöhnlich sind es arme verlassene Waisen oder Krüppel, die man in solchen Fällen unter den Baldachin führt, wobei die Gemeinde oder einzelne Wohltäter für Aussteuerung und Einrichtung der Neuvermählten sorgen.

In das Gebiet der Prophylaktik gehören die meisten Amulette. Hier schaut deutlich die Absicht durch, die verschiedenen bösen, Krankheit bringenden Geister einfach zu verscheuchen, entweder durch stark riechende Stoffe oder durch Schrecken erregende Gegenstände oder endlich durch eine Gebetformel. So hängt man um den Hals der Kinder während einer Scharlach-, Diphtheritis- oder irgend einer anderen Epidemie Säckchen mit Knoblauch, Pfeffer, Nelken u. dgl. Dies tun übrigens auch manche ängstliche Erwachsene. Zur zweiten Kategorie gehören Wolfszähne, Nadeln in Päckchen u. dgl. Prophylaktische sowie heilende Wirkung haben solche Gegenstände, deren Eigenschaften vom Standpunkte der Volkslogik mit dem krankhaften Prozeß in irgend eine Beziehung zu bringen sind. So werden bei Zahnschmerzen eiserne Fingerringe, aus einem gefundenen Hufeisen hergestellt, getragen, wohl um den Zahn fest wie Eisen zu machen. Hauptsächlich herrscht hier der Grundsatz similia similibus. Gegen Ohrensausen werden (sausende) Muscheln und gegen Schwindel (Schwindel machende) Kristallgläser getragen. Ein roter Faden oberhalb der betroffenen Stelle verhindert das Fortschreiten des Rotlaufes, und Gegenstände aus Gold in Form von mehreren Armbändern sind gut gegen Gelbsucht (nehmen das Gelb des Körpers auf?). Mädchen, die an Bleichsucht leiden, umhängt man mit Korallenhalsbändern, wohl in der Meinung, ihnen dadurch zu Blutreichtum zu verhelfen. Gegen Wassersucht hilft eine Spinne in einer Nußschale um den Hals getragen, weil die Spinne, wie mir die Trägerin erklärte, saugt und so das überflüssige Wasser aussaugen kann. Ein Päckchen stark duftender Gräser ist gut gegen Erbrechen und andere Magenleiden (Appetit erregend?).



Abb. 2. **Erinnerungs- und Erkennungszeichen.**

Nicht immer läßt sich aber der Gedankengang beim Gebrauch eines Amulettes verfolgen. So sind Mäuseaugen ein gewöhnlicher Bestandteil vieler Amulette; gegen Fieber trägt man Erdpäckchen; schwächliche oder lange ersehnte Knaben werden mit Ohrringen versehen.

Das Arsenal der Heilmittel und -methoden ist nicht besonders groß. Fallsüchtige dürfen während des Anfalles nicht beunruhigt werden, man deckt sie gewöhnlich mit einer schwarzen Decke oder einem Gebetmantel zu. Dieses unheilbare Leiden verschafft den unglücklichen Müttern viel Kummer, und sie beruhigen sich nicht eher, bis auch alles Übernatürliche erprobt ist. Helfen die heimischen Heilkünstler nicht, so wird ein berühmter kurpfuschender Tatare, und möge er noch so weit wohnen, aufgesucht. Dasselbe geschieht auch bei

psychischen Störungen, deren Träger erst dann in ein Krankenhaus kommen, wenn sie schon von allen möglichen „Sprechern" malträtiert worden sind. Bei **Hexenschuß** hilft folgendes: Man legt sich auf eine Türschwelle mit dem Gesicht nach unten und läßt das älteste Kind über den Körper schreiten, wobei es mit einem Fuße auf das Kreuz treten muß; auf der anderen Seite angelangt, spuckt es mehrmals aus. Ein **Überbein** läßt man täglich von dem ältesten Sohn mit den Zähnen beißen und ist hoch erfreut, wenn diese eigentlich rationelle Behandlung zum Ziele führt. In hartnäckigen Fällen wird diese Geschwulst mit der Hand eines Toten bestrichen. Letzteres hilft auch bei vielen anderen Geschwülsten, bei Rheumatismus, und soll auch den Buckel gerade machen. Hier spielt wahrscheinlich der Gedanke eine Rolle, daß dem Verstorbenen eine überflüssige Krankheit wohl nicht schaden könne, weshalb man sie ihm ruhig aufbürden darf, was in dem Ausdrucke „der Tote nimmt die Krankheit mit" klar zutage tritt. Plötzliches schmerzhaftes **Schluchzen** ist ein Zeichen dafür, daß vom Betroffenen irgendwo gesprochen wird. Man legt die Hand auf eine Augenbraue und nennt die Namen der guten Freunde. Sobald der Schuldige genannt wird, hört das Schluchzen auf. Bei **Schwindsucht** wird nicht selten Frauenmilch gebraucht, auch erlauben sich die Kranken das sonst so verpönte Schweinefleisch und -fett. Lehm mit Harn vermischt ist gut gegen **Furunkulosis**. Bei **Ekzem** hilft Ruß von einem Lehmtopfe.

Schwerkranken wird in deutlicher Absicht, den bösen Geist oder den Todesengel irrezuführen, der **Name geändert**, wobei die neuen Namen irgendwelche Anspielungen auf den Lebensprozeß in sich tragen. So lauten die bezüglichen männlichen Namen Chajim (Leben), Alter, und die weiblichen Chaja (Leben), Alte, Babe (Großmutter). Die Namensänderung geschieht in der Synagoge unter entsprechendem Gebet und im Beisein eines Minjans (10 Männer). Genest der Kranke, so behält er den neuen Namen, während der wirkliche verheimlicht wird. Ein anderes Mittel, den Kranken zu retten, ist ein Amulett, das die obige Absicht ganz unverhohlen klarlegt. Es ist eine verschnörkelte Inschrift auf einem Papierstreifen, die aber nicht selten sich entziffern läßt. Die in Abb. 1 wiedergegebene lautet in Jüdisch-Deutsch: „Chaja-Rejsl (Frauenname) bass (Tochter von) Lea is nitn in der Hejm (ist nicht zu Hause)". Dieser Papierstreifen wird zu einem Dreieck gefaltet und um den Hals gehängt.

Wird es dem Kranken schlimmer und schlimmer, so läßt man im Bethaus von alten frommen Leuten entsprechende Psalmen lesen. Auch wendet man sich um Beistand zu den verstorbenen Verwandten, deren irdischer Lebenswandel ohne Makel war; man besucht ihre Gräber und fleht die Toten um Verwendung beim Allmächtigen, zu dem sie doch direkten Zutritt haben.

Nicht selten wird auch zur Rettung eines Schwerkranken „das Feld (Friedhof) gemessen", wobei ein dem Umfange des Friedhofes entsprechend langes Stück Zeug gekauft und an die Armen oder an ein Krankenhaus verschenkt wird. Dies geschieht vielleicht unter der Idee, den Kranken dem Tode abzukaufen [2]).



Abb. 3. Jüdischer Friedhof, Südrußland.

Es ist ein sehr verbreiteter Glaube, daß man den Sterbenden durch Lärm und Geschrei dem Tode abringen kann, weshalb die Anwesenden in einem ihrer Meinung nach kritischen Augenblicke einen Höllenlärm machen. Kommt der Kranke zu sich und reagiert darauf mit Fragen oder dergleichen, so ist man von der beabsichtigten Wirkung des Lärmes überzeugt. Man nennt das „vin'm Toit upschreien, upriefen". Viele sind aber dagegen und halten ein solches Benehmen für sündhaft, da es die Seelenpein hier zu Erden nur verlängert.

Das **Sterben auf einem eisernen Bett** verursacht dem Sterbenden viele Qualen; es soll die Agonie verlängern, weshalb der Sterbende gewöhnlich in ein Holzbett gelegt wird. Dasselbe gilt von **Hühnerfedern**, weshalb die Juden für die Kissen Gänsefedern gebrauchen. Im allgemeinen vermeidet man aber ängstlich, den Ster-

[2]) S. Weißenberg, Die Fest- und Fasttage der südrussischen Juden. Globus, Bd. 87. — Das Feld- und das Kejwermessen. Mitt. zur jüd. Volkskunde 1906, S. 39.

benden anzurühren, um nicht in Verdacht zu kommen, den Tod verursacht zu haben.

Ein fallender Stern kündigt den Tod irgend eines Erdenbürgers an.

Sobald der Tod eingetreten ist, werden dem Toten die Augen zugedrückt, man zündet mehrere Lichter an, und alle Spiegel im Hause werden verhängt. In drei Nachbarhäusern jederseits wird das Wasser ausgegossen, damit der Todesengel darin sein Schwert nicht abwaschen kann. Es herrscht der Glaube, daß der Tote, solange er nicht begraben ist, von allem um ihn Vorgehenden Kenntnis hat, nur ist er, wegen des Stillstandes der Leibesfunktionen, nicht imstande, darauf zu reagieren.

Von diesem Glauben ausgehend, suchen die Umgebenden auf den Toten möglichst Rücksicht zu nehmen, um ihn nicht zu beschämen, mewajesch stellen. Es wird infolgedessen das Gesicht des Verblichenen mit einem Tuche zugedeckt, damit er nicht vor den Unschicklichkeiten der Umgebenden zu erröten brauche. Da der Verstorbene daran nicht teilnehmen kann, darf im Aufbahrungszimmer weder gegessen noch „gelernt" werden, denn es war die größte Beleidigung für einen Juden von ehemals, ihn nicht zu Tische zu laden, und eine Schande für ihn, beim Lernen teilnahmslos zu bleiben.

Früher hatte jede Stadt ihre „heilige Brüderschaft" (Chebhrah kadischah), deren Mitglieder verpflichtet waren, die Beerdigung zu besorgen. Jetzt hat sich dieser Brauch nur in den kleinen Städtchen erhalten, während in den größeren der Friedhof und so das Beerdigungsgeschäft in das Verwaltungsgebiet des Vorstandes der Hauptsynagoge gehört. Hier möchte ich einen ganz unverdienterweise viel geschmähten Brauch erwähnen. Stirbt nämlich jemand aus einer vermögenden Familie, so wird zur Beerdigung erst dann geschritten, wenn die Familie einen gewissen Beitrag für Wohltätigkeitszwecke zugesichert hat. Die Höhe dieses Beitrages wird von der Gemeinde bestimmt und ist dem Wohltätigkeitssinn des Verstorbenen oder der Hinterbliebenen umgekehrt proportional: je besser der Leumund der Familie, desto weniger wird gewöhnlich gefordert. Stirbt ein reicher Familienvater, der sein Leben lang nichts für die Armen und für die Gemeinde getan hat, so wird er nicht unter einigen tausend Rubel beerdigt. Es wäre aber falsch, diese Abrechnung mit dem Toten als Erpressung zu deuten; denn die Motive für solche Handlung sind eigentlich höchst lobenswerter Natur. Es ist eine Art Selbstwehr einer in ihren sozialen und kulturellen Einrichtungen sich selbst überlassenen Gemeinschaft. Denn dort, wo die Regierung sich um einen gewissen Bevölkerungsteil nicht kümmert und ihn sich selbst überläßt, ist ein gedeihliches Fortkommen dieses Teiles nur dann möglich, wenn die Reichen sich um die Wohlfahrt desselben kümmern. Tun sie es nicht, so sündigen sie an der Gemeinschaft, und Schuld fordert Sühne. Leider kann jetzt die jüdische Gemeinde ihre antisozialen und antinationalen Mitglieder nur nach dem Tode strafen, und die Gerechtigkeit fordert zu sagen, daß sie nur selten in dieser Beziehung ihre Prärogative mißbraucht.

Nach Eintritt des Todes kommen entweder die Mitglieder der heiligen Brüderschaft oder eigens dazu bestellte Diener, um den Toten zu reinigen, metaher sein. Bevor man zu seiner Reinigung schreitet, wird beim Verstorbenen um Vergebung gebeten, dann wird die Leiche entkleidet und auf den Boden, auf den man etwas Stroh streut, gelegt. Dies nennt man „uphejben", und daran teilzunehmen wird als gute Tat angerechnet. Die nackte Leiche wird mit einem Tuch zugedeckt. Die ankommenden Verwandten und Freunde zünden immer neue Lichter an, mit denen sie die Leiche umgeben. So bleibt der Leichnam, bis zu seiner Reinigung, „Taharah", geschritten wird. Die eigentlichen Reinigungszeremonien bestehen darin, daß zuerst der Magen und die Gedärme durch Drücken auf die entsprechenden Gegenden von ihrem Inhalt befreit werden. Dann wird die Leiche auf eine Holzbank gebracht und mit warmem Wasser gewaschen, wobei sie nicht mit dem Gesicht nach unten gedreht werden darf, da diese Lage für den Toten beschämend ist. Man wäscht also zuerst den Vorderteil, dann wird die Leiche abwechselnd auf die eine und die andere Seite gebracht und der Rücken gewaschen. Nachher wird die Leiche aufgerichtet und mit reinem Wasser übergossen, wobei dreimal „tohoir" (rein) gesagt wird. Darauf wird die Leiche abgetrocknet, dann werden ihr Brust und Bauch mit einem Ei eingerieben, und endlich wird zur Bekleidung geschritten.

Die Totenkleider heißen Tachrichim. Es ist eine Schande und zugleich ein Unglück, in fremden Tachrichim begraben zu sein. Deshalb ist es Sitte, wenigstens das Oberkleid schon in jungen Jahren anfertigen zu lassen, was besonders gern alleinstehende Personen, z. B. Witwen, tun, die nicht sicher sind, im höheren Alter das nötige Geld ersparen zu können, und nicht den Kindern diese weitere Last auferlegen wollen. Die Männer erhalten den Kittel als Hochzeitsgeschenk von ihren Bräuten und tragen ihn zur Trauung, sowie während des Passahabends und des Versöhnungstages. Beim Zuschneiden der Totenkleider wird wieder um Verzeihung gebeten. „Tachrichim soll man dir nähen!" ist ein fürchterlicher Fluch. Für die Totenkleider wird ausschließlich weiße Leinwand gebraucht. Zu unterst kommt ein Hemd, dessen Ärmel oberhalb der Handgelenke geschnürt werden. Dann kommen breite und lange Hosen, die unterhalb der Sohlen zugenäht werden. Darauf wird der oben genannte Kittel angezogen, der die Form eines Schlafrockes mit breitem Kragen und langen Ärmeln, die die Hände ganz zudecken, hat. Um den Kittel wird ein Gurt geschlagen, dessen Enden nach der Knotung dreimal um sich gedreht und dann beiderseits unter den Gurt geschoben werden; dies zu vollziehen gilt als gute Tat, weshalb viele danach streben. Damit der Unterkiefer nicht herabhänge, wird er mit einem Bande, Podborodnitza (Unterkieferband) genannt, an den Kopf festgebunden. Soweit ist kein Unterschied zwischen Mann und Weib, der erst bei der Kopfbedeckung eintritt. Die männliche Kopfbedeckung besteht einfach aus einem tiefen Hute, der bis an die Schultern reicht und den Kopf mit dem Gesichte zudeckt. Viel verwickelter ist die Kopfbedeckung bei der Frau. Zuerst wird ihr Haar mit einer Haube, Kupka, festgebunden, worauf vorn der handtuchartige Schleier kommt, dessen Mitte an die Haube angeheftet und der um das Gesicht ausgebreitet wird; die langen Enden des Schleiers werden hinter den Gurt gesteckt; um den Schleier wird endlich noch ein Stirnband, das Bawelnitza (?) heißt, gebunden. Mädchen werden noch außerdem mit einem rosa Stirnband geziert. Männer nicht unter 18 Jahren werden in einen Gebetmantel oberhalb des Kittels gehüllt. Auch wird ein „Erdsäckele" angefertigt, das auf dem Friedhofe mit Erde gefüllt und als Kopfkissen dient. Ist die Leiche angekleidet, so wird bei ihr wieder um Vergebung gebeten. Zurückbleibende Fetzen, besonders wenn der Verstorbene eine ältere Person war, werden von Müttern erhandelt, die „zitterige" (kränkliche) Kinder haben. Aus diesen Fetzen werden verschiedene Kleidungsstücke für sie angefertigt oder ausgebessert und getragen. Dazu sind übrigens auch die Tahareticblech, die zum Abwaschen der Leiche dienten, gut.

Stirbt eine Schwangere, so darf sie nicht mit der Frucht begraben werden. Zur Fruchtabtreibung dienen warme Bäder und Massage. Verzögert sich die Geburt, so flüstert der Gatte oder eine Freundin der Toten mehrmals ins Ohr: „Me bejt dech, gib das Kind." Erst nach dem Fruchtabgange wird zur Reinigung geschritten. Eine Schwangere bekommt außer den oben genannten Kleidungsstücken noch oberhalb der Hosen einen Unterrock. Auch wird der Rang der Hebamme nach dem Tode durch eine Schürze hervorgehoben. Weibliche Leichen werden selbstverständlich von Frauen zugerichtet und angekleidet.

Erst in letzter Zeit ist die Sitte aufgekommen, den Leichnam schon zu Hause in einen Sarg zu legen, was übrigens des Kostenpunktes wegen sich nur reichere Leute gestatten können. Bei den ärmeren wird die Leiche in ein schwarzes Tuch gehüllt und in einem ebenfalls schwarzen gedeckten Wagen transportiert. Früher war es allgemeine Sitte, daß die in schwarzes Tuch gehüllte Leiche an zwei Stangen gebunden und so bis zum Friedhofe getragen wurde. Hier kamen die Wagen erst seit der letzten Choleraepidemie, vor etwa 15 Jahren, auf; sie waren damals von der Polizei angeordnet worden. Früher war es auch Sitte, Kinder-, besonders Säuglingsleichen, in ihren Wiegen zum Friedhofe zu tragen und die leeren Wiegen auf dem Grabe zu hinterlassen. Diese Wiegen wurden dann nicht selten von anderen Müttern geholt, im Glauben, daß darin ihre kranken Kinder den sie meidenden, gesund machenden Schlaf finden würden.

Die Beerdigung findet gewöhnlich am Sterbetage statt, sonst ist die Seele unruhig, auch ist es dem Toten unangenehm, unter den Lebenden zu weilen. Muß aber die Leiche übernachten, so werden im Nebenzimmer entsprechende Psalmen gesagt. Falls zwei Leichen da sind, so wird der weiblichen der Vorzug gegeben und sie früher beerdigt, da die Frauen schneller der Fäulnis verfallen sollen; sonst wird die Reihenfolge nicht durchbrochen. Ein geöffnetes Grab darf nicht über Nacht leer stehen bleiben. Je häufiger der Tote genannt wird, desto heilbringender ist es für seine Seele. Man sucht deshalb seine Lieben näher an dem Eingange des Friedhofes zu begraben, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß niemand den Eingang meiden kann, und so häufiger die Gelegenheit gegeben ist, beim Lesen der Grabsteine den Namen des Verstorbenen zu nennen. Es wird vermieden, zwei Feinde im Leben nebeneinander zu beerdigen.

Bei einem Leichenbegängnis darf die einmal zurückgelegte Strecke nicht zum zweiten Male betreten werden. Damit muß gerechnet werden, wenn z. B. die Synagoge, in die besonders vornehme Verstorbene getragen werden, abseits vom Wege liegt. In solchen Fällen wird die Leiche auf irgend einem Umwege dahin getragen, um durch die nächste Straße weitergeleitet zu werden. Auch wird es vermieden, wahrscheinlich um unliebsamen Zusammenstößen aus dem Wege zu gehen, während eines Leichenbegängnisses an einer Kirche vorbei zu kommen, weshalb die nächste Seitengasse gewählt wird. Gewöhnlich gehen dem Leichenzuge einige Diener mit Büchsen voran, die Geld für Wohltätigkeitszwecke einsammeln, wobei sie laut ausrufen: „Zdokoh tazil mimowes — Wohltätigkeit rettet vom Tode!"

Seltsam ist die Sitte, wonach die verstorbene Mutter von ihren Söhnen nicht nur getragen werden darf, sondern eigentlich getragen werden muß, während beim Tode des Vaters die Söhne am Leichenbegängnis gar nicht teilnehmen dürfen und gewöhnlich zum Friedhofe auf irgend einem Umwege vorausfahren. Diese Sitte wird vom Volke so gedeutet, daß die Mutter ihre Kinder kennt, was aber vom Vater nicht immer gesagt werden kann. Frauen durften früher an einem Leichenbegängnis überhaupt nicht teilnehmen, da sie beim Weinen und Jammern rote Wangen bekommen, wodurch sie bei den Männern Gelüste erwecken konnten: „Die Klippes (böse Geister) spiegeln sech in sej" — sagt das Volk, eine Ansicht, für die schon im Talmud ein Anhalt da ist.

Auf dem Friedhofe angelangt, wird der Leichnam in einem speziell dazu dienenden Zimmer auf einen Tisch hingelegt, bis das Grab fertiggestellt ist. Diese Zeit wird dazu benutzt, einige Gebete zu verrichten und wieder um Vergebung zu bitten. Während des letzten Ganges vom obengenannten Zimmer bis zum Grabe wird siebenmal angehalten bei lautem Vorlesen von Psalm 91. Die Leichen werden mit dem Kopfe nach Westen gebettet. Da, wie schon gesagt, die Leiche gewöhnlich ohne Sarg transportiert wird, so wird sie erst im Grabe von Brettern umgeben, aber nur an den Seiten und oben. Bei Beerdigung in einem Sarge werden in dessen Boden einige Löcher durchgebohrt, damit die Leiche näher an die Erde kommt und schneller verwest, was besser für die Seele sei. Andererseits herrscht aber auch der Glaube, daß Erde aus dem heiligen Lande die Leiche vor Verwesung schützen kann. Es ist deshalb der heißeste Wunsch manches Juden, das Kopfkissen mit solcher Erde füllen und mit ihr im Grabe bestreut werden zu können. Palästinapilger bringen zu solchem Behufe für sich und ihre Freunde etwas Erde mit. Interessant ist auch der andere Brauch, der mit Palästina zusammenhängt. Dem Toten werden nämlich in die Hände Stückchen Holz, Gejpelech (Gabeln) genannt, gedrückt, die ihm bei der Auferstehung das unterirdische Wandern nach dem heiligen Lande erleichtern sollen. Auch werden auf die Augen, die im Leben unersättlich waren, Scherben gelegt. Früher zerbrach man auch die Stangen, an die der Leichnam gebunden war, und warf sie ins Grab, damit nichts an den Tod erinnere in Erfüllung von Jesaja 25, 8: „Er läßt aufhören den Tod für immer."

Ist das Grab zugeschüttet, so wird von den nächsten Verwandten Kadisch gesagt und zum letzten Male um Vergebung gebeten. Diese Bitte, Mechilah genannt, wird gewöhnlich von einem der Bediensteten im jüdischen Jargon laut vorgetragen und lautet etwa folgendermaßen: „Herr X, deine Frau bittet um Vergebung, deine Kinder bitten . . ., deine Brüder bitten . . . (usw. bis alle anwesenden Verwandten genannt sind). Alle deine gite Freind bejten dech Mechile; wus sej hobn getuu, is alles vin dein Kuwed (Ehre) wejgen in efscher (vielleicht) hobn sej welches getun nit be-Kuwed, bejten sej alle, sollst sej moichel san in san far sej a giter Bejter, sej solln schon san bahit vin Zaar (Unglück) in der Toit soll varderben wern oif ejbig!" Aus dem mehrmaligen Vortrage dieser Vergebungsbitte im Laufe der Beerdigungszeremonien erhellt, daß ihr eine besondere Wichtigkeit beigelegt wird, was darin seinen Grund hat, daß nach dem die Massen beherrschenden Glauben die Vergehen gegen Gott am Versöhnungstage gesühnt, während die Vergehen gegen den Menschen nur durch persönliche Abbitte wieder gut gemacht werden können.

Ein schrecklicher Fluch lautet: „Man soll dir eine schwarze Chipe (Trauhimmel) stellen!" — im Sinne von: Du mögest als Braut bzw. Bräutigam sterben! Man erzählt, daß in früheren Jahren in solchen Fällen ein schwarzes Tuch über dem Grabe ausgebreitet wurde, jedoch erinnert sich hier niemand, einer solchen Zeremonie beigewohnt zu haben. Viele erklären diesen Fluch als einfache Hyperbel, was aber nicht ganz zuzugeben ist; denn etwas Greifbares steckt wohl in allen, auch in den

unscheinbarsten Redensarten. Dafür spricht auch der Brauch, daß am Grabe einer Verlobten von einem nahen Verwandten gesagt wird: „Vergebt euch einander, du bist nicht sein, und er ist nicht dein.“ Ähnliches geschieht auch am Grabe eines Bräutigams. Übrigens sagt auch der Diener am Grabe eines jeglichen Verheirateten, sich an den Toten wendend, wenn es z. B. ein Gatte ist: „Du bist nicht mehr der Gatte deiner Frau, und sie ist nicht deine Gattin.“

Ein alter Brauch ist es in Israel, daß die erste Mahlzeit für die Leidtragenden von ihren Freunden zubereitet und ins Haus gebracht wird. Jeremia (16, 7) klagt schon: „Man wird den Leidtragenden nicht Brot bei der Trauer brechen, um sie zu trösten über den Toten, und nicht zu trinken geben den Becher des Trostes um Vater und um Mutter.“ Jetzt trägt aber dieser Brauch einen ganz anderen Charakter; denn nicht der Trost ist hier die Hauptsache, und nicht Wein wird den Hinterbliebenen gereicht, sondern runde Gegenstände, gewöhnlich gekochte Eier und Beugel, die an die Nichtigkeit und Eitelkeit alles Weltlichen erinnern sollen. Denn kein Erdenglück ist sicher, und der Tod ist wie ein rollendes Rad und trifft jeden der Reihe nach. Diese Eßwaren werden von irgend einem Freunde zubereitet und bei der Rückkehr der Leidtragenden ihnen vorgesetzt. Übrigens wird diese Sitte auch dadurch motiviert, daß die Trauernden selbst vielleicht nicht in der Lage sein werden, für sich etwas zuzubereiten, weshalb ihre Freunde für sie sorgen müssen.

Am Beerdigungstage beten die Söhne ohne Tephilin (Gebetriemen); denn die Tephilin „sanen a Ziering (Zierat) far a Jiden“, und ein solches darf doch am ersten Trauertage nicht getragen werden. Die ersten sieben Tage nach der Beerdigung, den Sabbat ausgenommen, bringen die nächsten Verwandten barfuß am Boden oder auf niedrigen Schemeln sitzend zu — „schiwoh (sieben) sitzen“. Die ersten drei Tage werden als tiefste Trauertage betrachtet, weshalb an ihnen die Leidtragenden von niemand gestört werden dürfen; dagegen wird es als gute Tat angesehen, sie an den folgenden Tagen zu besuchen und zu trösten: Nichum abhelim. Beim Kommen werden die Leidtragenden nicht gegrüßt, beim Gehen sagt man: „Seid behitt vin Zaar (Unglück)!“ Der gute Ton fordert, während des Besuches die Vorzüge des Verstorbenen zu preisen. Während dieser sieben Tage beschäftigen sich die Hinterbliebenen hauptsächlich damit, daß sie die Bücher Hiob, Jeremia u. dgl. lesen, sowie regelmäßig beten und Kadisch sprechen, zu welchem Zwecke sich zu bestimmter Zeit nicht weniger als zehn Männer versammeln. Auch wird nicht selten im Hause des Verstorbenen Mischnah und Talmud gelernt, welche Übungen dazu dienen, der Seele den Kampf im Jenseits zu erleichtern. Die Leidtragenden dürfen aber im allgemeinen nicht vergessen, daß das Leben zum Genusse desselben gegeben worden ist, weshalb Weinen und Jammern nur an den ersten drei Tagen zulässig sind, während nachher ein übermäßiges Klagen als Sünde betrachtet wird. Tränen helfen dem Toten nicht, während sie dem Lebenden schaden können.

Es herrscht der Glaube, daß die Seele des Verstorbenen während der ersten sieben Tage in der Luft kreist und häufig in sein Haus zurückkehrt. Als ihr Symbol brennt deshalb während dieser Zeit im Sterbehause ein Licht, und damit die Seele bei ihren Besuchen sich reinigen kann, setzt man am Fenster, durch das die Seele gewöhnlich hereinfliegt, ein Glas mit Wasser hin und legt dabei einen von den Sterbekleidern zurückgebliebenen Leinenlappen.

Etwa um zehn Uhr morgens des siebenten Tages endigt das Schiwohsitzen, man „stejht if Schiwoh“, und man geht die „Neschome (Seele) halejten (begleiten)“. Meistens geht man eine kurze Strecke vom Hause in der Richtung zum Friedhofe hin und kehrt durch eine andere Straße zurück. Manche, hauptsächlich Frauen, gehen aber auf den Friedhof, wo sie am Grabe sagen: „N. N. is gekimmen deine hejlige Neschume zi halejten, bejt far ihn in far ins alle, wir sollen schoin mehr ken Zaar nit huhn.“ Auf den Ort, wo man die sieben Trauertage zugebracht hat, wird ein Stein gelegt, zum Zeichen dafür, daß dieser Ort einem solchen Zwecke nicht mehr dienen soll. Die eigentliche tiefe Trauer dauert aber bis zum dreißigsten Tage, Schloischim, bis wann das Sterbezimmer unaufgeräumt gelassen wird.

Der Sterbetag der Eltern wird hoch gehalten, nicht selten erinnern an ihn besondere Sterbetafeln an der Wand. An diesem Tage, der Jahrzeit heißt, werden Almosen verteilt und Kerzen an die Synagoge geschenkt, auch wird das Grab besucht und öffentlich in der Synagoge Kadisch gesprochen.

Kehren wir nun zum Toten zurück. Sobald das Grab zugeschüttet ist, erscheint vor dem Toten der Engel des Totenreiches, Dumoh (Ruhe, Stille), und fragt ihn nach seinem Namen und seinen Taten. Hat der Tote seinen Namen nicht vergessen, so gilt er als Gerechter und gelangt direkt ins Paradies. Um den eigenen Namen zum Gerichtstage, Joim ha-Din, sich einzuschärfen, ist es Sitte, tagtäglich während des Gebetes einen Bibelvers vorzulesen, dessen Anfangs- und Endbuchstaben mit denen des Eigennamens übereinstimmen. Solche Verse werden in manchen Gebetbüchern parallel mit dem betreffenden Namen angeführt, und es genügt dem Todesengel, wenn er anstatt des Namens diesen Vers hört. Kann sich aber der Tote nicht ausweisen, so beginnen für ihn gleich die schrecklichsten Todesqualen, Chibut ha-Kebher. Der Todesengel schlägt den Toten mit einer eisernen Rute, wovon die Leiche in mehrere Stücke zerfällt, oder die Wände des Grabes nähern sich einander und zerdrücken die Leiche. Dann erscheinen andere Engel, sammeln die einzelnen Stücke zusammen und bringen den Toten vor das Gericht des Allmächtigen. Die Gerichtsverhandlungen dauern ein Jahr und finden im Beisein der guten Engel und des Satans statt. An manchen Orten herrscht deshalb die Sitte, die Verstorbenen während des ersten Jahres nach dem Tode weder in Notfällen um Beistand zu bitten, noch überhaupt ihre Gräber zu besuchen, da sie während dieser Zeit selbst in Untersuchung stehen und deshalb anderen keine Hilfe leisten können. Nur wer im Monate Nissan stirbt, ist von allen Todesqualen frei und gelangt direkt ins Paradies.

Die Strafe hängt selbstverständlich von dem Lebenswandel hier auf Erden ab. Jedoch sind auch die schlimmsten Missetäter am Sabbat von jeder Strafe frei, und alle Höllenbewohner werden auf den ganzen Sabbat in die Vorhalle des Paradieses hineingelassen, die sie aber beim Sabbatausgang wieder verlassen müssen. Besonders fromme Juden suchen deshalb ihr Schlußgebet, Maaribh, am Sabbatausgang so spät als möglich zu verrichten, um den armen Sündern ihren kurzen Aufenthalt im Paradiese nach Möglichkeit zu verlängern.

Es ist ein verbreiteter Aberglaube, daß die Toten sich allnächtlich in der Hauptsynagoge des Ortes zum Gebete versammeln. Wer nachts beim Vorübergehen dort seinen Namen nennen hört, der wird im Laufe des Jahres sterben. Bevor der Synagogendiener früh morgens die Synagoge öffnet, klopft er dreimal mit dem Schlüssel an die Tür, um die Toten zu benachrichtigen, daß der Tag schon angebrochen ist, weshalb es Zeit sei, die Synagoge zu verlassen.

Zum Schluß noch einiges über den Friedhof und den darauf bezüglichen Aberglauben. Der Friedhof wird euphemistisch im Jargon „der gute Ort“, „der heilige Ort“, „das Feld“ und im Hebräischen „das Lebenshaus“, „das Weltenhaus“, „das Gräberhaus“ genannt. Obgleich die Vorstellungen vom Jenseits beinahe materieller Natur sind und der Jude mit seinen toten Ahnen in ständigem Verkehr steht, werden doch die Friedhöfe nichts weniger als gut gehalten. Es herrscht auf den Friedhöfen gewöhnlich weder Ordnung noch Reinlichkeit, geschweige denn, daß von irgend welchen Verschönerungen die Rede ist. Der Schönheitssinn fehlt dem Juden im Leben wie nach dem Tode. Wie sollte er auch dazu hinter den Ghettomauern gelangen! Aber abgesehen von diesen Äußerlichkeiten und trotz dieser scheinbaren Vernachlässigung ist der Tote dem Juden der beste Berater, wenn es gilt, ein neues Unternehmen zu beginnen oder ein Kind zu verheiraten; auch ist der Tote der beste Fürsprecher vor dem Allmächtigen in allen Unglücksfällen und Krankheiten.

Es ist eine heilige Pflicht der Hinterbliebenen, „den Kejwer (Grab) zäumen“, d. h. irgend ein Merkzeichen auf dem Grabe zu errichten, und zwar fordert die Sitte, daß das Grabmal im Laufe des ersten Jahres nach dem Tode aufgeführt werde. Hier sind es gewöhnlich eichene Häuschen verschiedener Form, die über dem Grabe aufgebaut werden und an deren einer Seite die zugehörige Inschrift, gewöhnlich auf Eisenblech gemalt, angeschlagen ist. Obgleich diese Häuschen sowie ihre Inschriften leicht vergänglich sind, so bilden sie doch die große Mehrzahl, da sie bedeutend billiger sind als die Steingrabmäler. Abb. 2 zeigt eine große Reihe solcher Häuschen von verschiedener Größe und Form. Die meisten dieser Häuschen haben über der Inschrift einen Ausschnitt, in den beim Besuche der Gräber etwas Gras gesteckt (s. mittleres Häuschen) oder sonst ein Gegenstand geworfen wird unter den Worten: „Da hast du ein Zeichen, daß ich bei dir war.“ Bei Abwesenheit eines Loches oder auch sonst werden diese Erinnerungszeichen auf das Häuschen selbst gelegt und dienen dann nicht selten dank ihrer gewissen Form oder Zahl als Erkennungszeichen der Gräber, was bei vernachlässigten Gräbern oder für des Hebräischen unkundige Frauen notwendig ist. Abb. 3 zeigt eine Gruppe solcher Gräber mit Erinnerungs- und Erkennungszeichen aus dem ältesten Teile des hiesigen Friedhofes. In der Mitte ist eine Blechkanne und ein Deckel, beide mit Steinchen gefüllt, zu sehen; links liegen zwei Steine von etwa Faustgröße und ein Holzstück, während rechts ein sehr großer Stein liegt. Bei letzterem hat wohl das Erkennungsmotiv dem der Erinnerung vorgeherrscht. Diese Sitte scheint sehr alt zu sein. So sagt Schudt [3]): „Auf den aufgerichteten Grabsteinen zu Frankfurt liegen obenauf zwei, drei, auch bis zehn oder zwölf kleine Steine von der Gassen, dessen mir kein Jud, deren ich viel gefragt, eine tüchtige Antwort geben können oder wollen.“ Auch kann man dergleichen nach Andree [4]) auf dem alten Prager Friedhofe beobachten. Es sind aber keine Opfergaben, keine Zeichen der Verehrung für die Dahingeschiedenen, wie Andree in Parallele mit einem allgemein verbreiteten Völkerbrauch will, sondern in erster Linie Erinnerungszeichen an den Verkehr mit dem Toten. Wie wir einem Freunde bei passender Gelegenheit etwas hinterlassen mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an N. N.,“ so legt die Jüdin, nachdem sie ihre Bitte dem Verstorbenen vorgetragen hat, das Steinchen hin mit den Worten: „Ot (hier) lejg ich dir a Ssimen (Zeichen), as ich bin ba dir gewejn.“

Vor dem Verlassen des Friedhofes wirft man etwas Gras oder was sonst in die Hand kommt über die Schulter und sagt den Vers (Gen. 3, 19): „Von Staub bist du und zum Staube kehrst du zurück.“ Beim Verlassen werden die Hände gewaschen, wozu immer Wasser und Handtuch von einem der Diener angeboten werden.

Die Friedhöfe werden gewöhnlich besucht während des ganzen Monats Elul vor dem Neujahrsfeste, in den zehn Bußetagen zwischen Neujahrsfest und Versöhnungstag und am Tage der Zerstörung Jerusalems, an dem die Gräber mit Knoblauch beworfen werden. Während eines Feiertages darf man den Friedhof nicht besuchen, um die Toten nicht zu stören, denn „s'is Jontew (Feiertag) ba die Mejssim (Toten)“.

Nachts darf weder von Toten noch vom Friedhofe erzählt oder gesprochen werden; geschieht das aber, so wird hinzugefügt: „Nit akegen Nacht dermahnendig.“

Ein neuer Friedhof darf nur dann angelegt werden, wenn der alte ganz ausgenutzt ist. Bei der Einweihung wird der neue Friedhof siebenmal unter Rezitation entsprechender Psalmen umgangen. Man muß suchen, die Benutzung des neuen Friedhofes mit einem Greise zu beginnen. Auch ist es gut, seine Eröffnung an einem Tage, wo zufällig mehrere Leichen zu beerdigen sind, zu vollziehen, damit ein alleinstehendes Grab nicht unliebsame, zweideutige Gerüchte erwecke; denn einsam werden nur Verbrecher und Selbstmörder beerdigt. Liegt der neue Friedhof in der Nähe des noch nicht ganz ausgenutzten alten, so dürfen die für ihn bestimmten Leichen nicht am alten vorbeigetragen werden, was eine Beleidigung für den jeweiligen Toten wäre, indem dies so gedeutet werden könnte, daß der Verstorbene nicht verdient habe, auf dem alten Friedhofe begraben zu sein.

[3]) Jüdische Merkwürdigkeiten.

[4]) Zur Volkskunde der Juden.

Abwehrzauber am bergischen Hause.

Von Otto Schell. Elberfeld.

(Schluß.)

Der Pferdeschädel spielt ferner eine bedeutsame Rolle. In der Gegend von Remlingrade sollen heute noch viele Bauern einen Pferdeschädel im Giebel ihres Hauses aufbewahren, um namentlich dem Vieh Schutz zu gewähren [35]). Im Jahre 1870 oder 1871 eiferte der dortige Prediger gegen diesen Glauben und Brauch, und mancher Bauer ging in sich und warf den Schädel aus dem Hause. Mancher holte ihn aber nach einiger Zeit wieder zurück, weil sein Vieh angeblich von Krankheit befallen wurde oder gar verendete; denn der Unheil abwehrende und darum Segen bringende Pferdeschädel fehlte in dem Hause, darum bekamen die bösen Geister Macht über das Vieh und behexten es. Die Gegend von Remlingrade ist noch heute als „Hexenland“ verschrien. Montanus [36]) teilt mit, daß man öfter einen Pferdekopf über der Tür der Viehställe, unter der Hausschwelle und im Gesimse der Gebäude finde. Auch im First der Häuser

[35]) Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. XII, S. 19, 278, 384 f.

[36]) Die deutschen Volksfeste, S. 161 ff.

bei Hückeswagen[37]) bewahrte man noch vor kurzem Pferdeschädel auf. Man hoffte dadurch dem Hause Glück zu sichern. Noch im Jahre 1895 befand sich in dem First eines Gebäudes zu Katern in der Bürgermeisterei Hückeswagen ein Pferdeschädel. Kuhn (Westfäl. Sagen, Bd. II, S. 60, 130), E. H. Meyer (Germ. Mythol., S. 59, 106), Montanus (Volksfeste, a. v. O.), Liebrecht (Zur Volkskunde, S. 249) fassen im Grunde diesen im Hause aufbewahrten Schädel in demselben Sinne auf. Es ist ein Abwehrzauber, der im Glauben unseres Volkes noch deutlich durchklingt[38]). Reste und Überbleibsel, gewissermaßen Erinnerungszeichen ursprünglicher Opfer dürfen wir kaum darin erblicken[39]). Auch Lipperts[40]) Auffassung, in diesen Schädeln noch lebendig wirksame oder von einem persönlichen Geiste besessen gedachte „Wächter" zu sehen, dürfte abzuweisen sein[41]). Aber der Pferdekopf auf der Neidstange darf hier wohl zum Vergleich angezogen werden[42]).

Die hölzernen Pferdeköpfe auf der Giebelfirst der Bauernhäuser sollen uns hier nur ganz vorübergehend beschäftigen. Auch ihnen wohnt nach dem Glauben des Volkes abwehrkräftiger Zauber inne. Einer Angabe (irre ich nicht, von Montanus) zufolge sollten solche vordem an einem Bauernhause in Odenholl bei Hückeswagen vorhanden gewesen sein. Eingehenden Untersuchungen zufolge darf behauptet werden, daß solche wohl niemals im Bergischen, auch nicht in Odenholl, vorhanden gewesen sind. Daß diese geschnitzten Pferdeköpfe mutmaßlich als Ersatz dienen, gibt unter anderem auch E. H. Meyer[43]) in bedingtem Maße zu mit folgenden Worten: „Ob aber die hölzernen Pferdeköpfe am Giebel deutscher, namentlich niederdeutscher Bauernhäuser die Symbole sogenannter Sonnenrosse (Chr. Petersen, Pferdeköpfe, 1860), oder Ersatz der Häupter von Opfertieren (W. Jahn, D. O. 23), oder die Räder und Scheiben über deren Tür Sonnenbilder seien (E. H. Meyer, Rolandsprogramm der Hauptschule zu Bremen, 1868), ist unsicher." Und an anderer Stelle (Germ. Mythol., S. 106) bemerkt Meyer (§ 135, 141): „Wie Drachen- und Stierköpfe wehren Pferdeköpfe Unheil ab, sind daher in natura oder geschnitzt über dem Stall, unterm Kopfkissen, auf dem Dache usw. angebracht[44])."

Kommt schon hier der Satz pars pro toto zur Geltung, so noch vielmehr bezüglich des **Hufeisens** und seiner Anwendung als Abwehrzauber. Auch im Bergischen ist diese bekannt (Andree, Ethnogr. Parallelen, S. 25). Man findet das Hufeisen namentlich an Toren, Türen und Türschwellen angebracht und zwar so, daß das offene Ende nach unten gekehrt ist. An dem Türpfosten eines im 18. Jahrhundert erbauten Hauses zu Dierath bei Burscheid fand sich die Form eines Hufeisens eingebrannt, also nur noch ein Symbol.

Die abwehrende Zauberkraft des Pferdes, von dem das Hufeisen als Teil aufgefaßt werden darf, verbindet sich im Hufeisen mit der schützenden und abwehrenden Kraft des Stahles und Eisens[45]). Dem aufgenagelten oder eingebrannten Hufeisen schrieb das bergische Volk Schutzkraft gegen böse Geister und Feuersbrünste zu.

Bisher völlig unbeachtet, gewiß mit Unrecht, blieb beim Abwehrzauber die Form des Balkenwerkes, ungleich inniger mit dem Hause verbunden als beispielsweise der Pferdeschädel. Hier möchten wir vor allen Dingen eines Giebelschmuckes gedenken, des sogenannten **Hörnersymbols**[46]). O. Gruner bringt in seiner Arbeit „Haus und Hof im sächsischen Dorfe" (Sächsische Volkskunde) zwei Abbildungen von solchen, ebenfalls im Fachwerke des Giebels dargestellt. Im Bergischen tritt das Hörnersymbol überall auf; ich führe nur wenige Beispiele an: Ein Haus an der Kirche in Wülfrath; ein Haus an der Brücke in Leichlingen; Häuser in Wiehl, Dattenfeld, Windeck, Heiligenhaus (Kettwigerstraße), Groß-Berrenberg bei Gummersbach usw. Ich gebe einige verschiedenartige Darstellungen. Dieses Motiv ist sehr stark variiert worden (vgl. die Abbildungen 1a bis e).

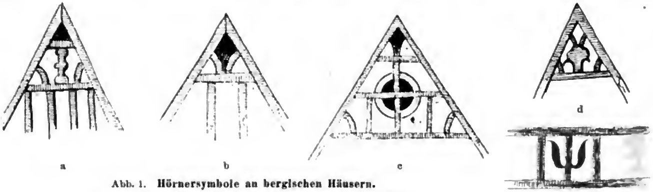


Abb. 1. **Hörnersymbole an bergischen Häusern.**
a Volmerhausen. b und c Lieferhausen. d Wülfrath. e Leichlingen.

Welche Bedeutung hat dieses Hörnersymbol? Ein rein dekorativer Zweck erscheint wenigstens in ursprünglicher Zeit ausgeschlossen. Sollte es den Sichelmond darstellen[47])? Ein Gegenstück dazu dürften in diesem Falle die noch zu erwähnenden Voll-, Halb- und Viertelsonnen bilden. Ausgeschlossen wäre es nicht, daß dieses Hörnersymbol — als Symbol dürfen wir es wohl unbedenklich ansprechen — eine Nachbildung des sächsischen (aber auch sonst vorkommenden) Giebelschmuckes in der Form von Pferdeköpfen wäre. Man halte hierzu, was E. H. Meyer[48]) über hornseli, Ochsenhörner usw. sagt[49]). Diese Auffassung würde uns berechtigen, das

[37]) Voßnack und Czarnowsky, Der Kreis Lennep, S. 126.
[38]) Sartori, Bauopfer, S. 41.
[39]) Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht, S. 18 ff.
[40]) Christentum, Volksglaube usw., S. 459 f.
[41]) Sartori, Bauopfer, S. 40, 41.
[42]) Weinhold, Altnordisches Leben, S. 298. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. XII, S. 384.
[43]) Germ. Mythologie, S. 59.
[44]) Vgl. dazu Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Bd. X, S. 226. Andree, Ethnogr. Parallelen, S. 128.
[45]) Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 312. Gervas, S. 99 ff. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, Bd. I, S. 132. Simrock, Handbuch, 4. Aufl., S. 357. Tylor, Anfänge der Kultur, Bd. I, S. 140 ff.
[46]) Vgl. O. Gruner in Wuttkes Sächsische Volkskunde, 2. Aufl., S. 454.
[47]) Simrock, Handbuch, 6. Aufl., S. 21.
[48]) Deutsche Volkskunde, S. 70.
[49]) M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen, S. 51.

Hörnersymbol hier anzuführen. Vielleicht darf man das Hörnersymbol, an der obersten Giebelspitze angebracht, auch als Symbol für den Anbruch des Jüngsten Tages [50]) auffassen. Hier würde es sich mit dem über Wotan hängenden Horn, aber auch mit Heimdalls Horn, das gewissermaßen zum Horn des Nachtwächters wurde, berühren, andererseits aber auch in Verbindung mit dem bei Kuhn [51]) erwähnten Maitagshorn treten, dessen sich

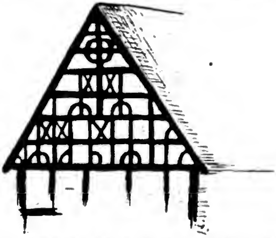


Abb. 2. **Giebel eines Bauernhauses auf Groß-Berrenberg bei Gummersbach.**

die Hexen in der Walpurgisnacht bedienen. Auch letztere Anschauung würde uns berechtigen, hier des Hörnersymbols zu gedenken.

Etwas klarer erscheint das Motiv des Andreaskreuzes im Gebälk des bergischen Hauses. Es tritt vielfach an älteren Häusern auf, und zwar in allen Teilen des bergischen Landes. Der heilige Andreas ist Gichtpatron und, wie wir aus Cäsarius von Heisterbach (lebte ums Jahr 1200) wissen, ein wunderkräftiger Schützer, der am Niederrhein besondere Verehrung genossen zu haben scheint. Darum wird man nicht ohne Grund gerade das Andreaskreuz dem Gebälk eingefügt haben. Mit dem rein technischen Zwecke (dem Holzgefüge des Hauses die größtmögliche Widerstandskraft zu verleihen) und dem ästhetischen (der unbestritten bleiben mag) dürfte ferner bei der Anbringung dieses Symbols die Ansicht vorgewaltet haben, die Hausinsassen gegen Gicht zu schützen, denn auch hier scheint das Symbol, wie so oft, als Ersatz einzutreten, nämlich für den Apostel Andreas, dem es eignet.

Glaube und Brauch, der am Andreastage haftet bzw. geübt wird, beschäftigt uns hier nicht.

Es ist eine lange Entwickelungsreihe, die wir bei der Anwendung des Andreaskreuzes verfolgen können; kulturhistorisch und folkloristisch gleich bedeutsam und wertvoll. Als ältestes Beispiel stellt sich uns Groß-Siepen [52]) bei Herzkamp, unweit Barmen, in dieser Hinsicht dar. Der hohe Giebel dieses wahrscheinlich im 14. Jahrhundert erbauten Hauses ist mit sechs übereinander liegenden Reihen von Andreaskreuzen ausgefüllt, wodurch die Flächen ungemein belebt und dekorativ reizvoll ausgestaltet werden. O. Gruner (Haus und Hof im sächsischen Dorfe) bemerkt [53]): „Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß ursprünglich die Langwände der Gebäudeumfassungen in ihrer ganzen Höhe von solchen schrägen Kreuzen gebildet wurden — wie noch einzelne erhaltene Beispiele — — — beweisen, was die Wandflächen reizvoll belebte." Im Bergischen tritt dieser Schmuck der Langflächen erst später hervor, z. B. an dem Hause auf der Beech in Hilden, 1588 erbaut. Hier zeigt sich eine Reihe durchlaufender Andreaskreuze. An anderen Häusern (z. B. in Hilden) sind zwei Reihen solcher Kreuze angebracht. Und nun nimmt die Zahl derselben immer mehr im Laufe der Zeit ab. Die eine Reihe derselben wird immer mehr unterbrochen, bis zuletzt nur noch einige Kreuze und gar halbe übrig bleiben, wahrscheinlich, weil man Holzverschwendung fürchtete oder die Bedeutung der alten Symbole nicht mehr kannte bzw. im Zeitalter der Aufklärung absichtlich ignorieren wollte. So verschwand dieses charakteristische Motiv und beachtenswerte Symbol allmählich aus dem Gebälk des bergischen Hauses.

Allgemein bekannt ist das Andreaskreuz am mittelrheinischen Hause (z. B. dem weltbekannten alten Hause in Bacharach), hier aber mit architektonischen Abwandlungen (geschweifte Streben mit Nasen) usw. Weil hier das Kreuz ganz dekorativ auftritt, hat es sich bis zur Gegenwart erhalten [54]).

Ein weiter zu beachtendes Motiv im Gebälk des bergischen Hauses sind die sogenannten Voll-, Halb- und Viertelsonnen. E. H. Meyer spricht sich über diese Baudetails mit folgenden Worten aus: „Eine bisher gar nicht beachtete Zierde bilden Vollsonnen oder häufiger Halbsonnen, eingeschnitzt in die Balken des steilen Vordergiebels, häufig an den niedersächsischen Stadthäusern von Wernigerode am Harz bis Bielefeld, am schönsten in Hildesheim auch an solchen Häusern, die aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts stammen, so daß man an den Einfluß der Renaissance nicht denken darf. Auch wird diese Zierde kaum weiter südlich über die angedeutete Linie hinausgehen. Nordwärts von ihr sehen wir sie nun auch an Bauernhäusern, namentlich in manchen Dörfern um Bremen und auch auf Fehmarn." Diesen Ausführungen Meyers können wir durchaus nicht in allen Punkten zustimmen. Daß die Renaissance hier kaum eingewirkt hat, dürfte zutreffend sein, denn diese Stilart hat am bergischen Bauernhause überhaupt keinen Einfluß ausgeübt; und doch finden sich an ihm diese,

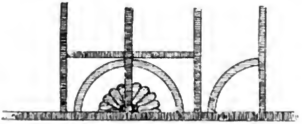


Abb. 3. **Motiv aus Soest (Westfalen).**

sagen wir vorläufig Verzierungen, wie wir weiter unten nachweisen werden. Ferner müssen wir bemerken, daß diese zierlich geschnitzten Voll-, Halb- und Viertelsonnen allerdings im Bergischen nicht nachweisbar sein dürften, aber einen schlichten Ersatz durch kreisförmiges oder halbkreisförmiges usw. Gebälk am Giebel gefunden haben, die den Kreis Olpe in Westfalen (ans Bergische anstoßend) in seiner Bauart charakteristisch beeinflußt haben [55]) und im Oberbergischen (Groß-Berreuberg bei Gummersbach, Abb. 2, Liefenroth bei Derschlag usw.)

[50]) Simrock, Handbuch, 6. Aufl., S. 231.
[51]) Norddeutsche Sagen, Nr. 32. Simrock, Handbuch, 6. Aufl., S. 471.
[52]) Unter anderem verweise ich auf meine betreffende Arbeit in der „Denkmalpflege", Jahrg. 1905, Nr. 7.
[53]) Wuttke, Sächsische Volkskunde, S. 453 f.

[54]) Deutsche Volkskunde, S. 71.
[55]) Jostes, Westf. Trachtenbuch, a. versch. O.

nicht selten vorkommen. Daß wir aber in diesen schlichten Motiven des Bergischen die erwähnten Voll-, Halb- und Viertelsonnen jener Städte in allerdings vereinfachter Form vor uns haben, dürfte zur Genüge durch mehrere Beispiele aus Soest (z. B. ein Haus an der Wiesenstraße, 1585 erbaut, Abb. 3) erwiesen werden. Hier wechselt eine ausgeführte Halbsonne mit einer durch das Holzwerk nur angedeuteten (wie im Bergischen) ab.

Daß wir es hier mit einer bloßen Verzierung zu tun haben, wie Meyer will, erscheint uns ausgeschlossen, schon mit Rücksicht auf das Vorkommen an altbergischen Häusern, die hinsichtlich ihres Schmuckes äußerst stiefmütterlich bedacht sind. Dieses Symbol — als solches darf es vielleicht aufgefaßt werden — in Verbindung zur Sonne zu setzen und zu ihrer Verehrung, hervorgerufen durch ihre belebende Kraft, erscheint indes kaum zu gewagt. Daneben darf man auch das Scheibenschlagen und das Rollen eines Rades halten [56]), wenn dieses auch speziell im Bergischen kaum mehr nachweisbar sein dürfte [57]). Ohne uns auf weitere, heute noch zu gewagt scheinende Erörterungen einzulassen, möchten wir doch auf Grimm [58]) verweisen. Gerade der Umstand, den Golther [59]) gebührend würdigt, daß die Sonne zu keiner vergeistigten, persönlich wirkenden und handelnden Göttin Anlaß gab, hat den an sie anknüpfenden Glauben in vielfacher Form anders ausgestaltet. Das Symbol dieses Leben spendenden Gestirns am Hause kann als Heil bringendes, Unheil abwehrendes Symbol gedeutet werden, vor allen Dingen in Verbindung mit den anderen Symbolen im Gebälk des Hauses, nicht zuletzt dem früher angeführten Hörnersymbol.

Gedenken wir nunmehr der **Haussprüche**, die im Bergischen vielfach nur aus Sprichwörtern bestehen, oft aber auch Bibelstellen, Liederstrophen usw. enthalten, welche letzteren aber durch ihre Anwendung sprichwörtlichen Charakter erlangen. Daß diese Hausinschriften mit besonderer Sorgfalt ausgewählt wurden, liegt zu nahe, um weiter betont werden zu müssen. Bei dem Hausspruch muß sich der Mensch ein für allemal auf ein Wort aus der reichen Fülle des Vorhandenen beschränken. Er muß damit eine Lebensdevise aus der volkstümlichen Weisheit auswählen, die er selbst für die passendste hält, die er an der Stirn seines Hauses gleichsam eingräbt, und die jedem Wanderer über des Bauherrn Wesen knappen Aufschluß gibt. Darin liegt das Monumentale und Bedeutsame des Hausspruchs. Aber auch in volkskundlicher Hinsicht bedürfen unsere Hausprüche noch einer kurzen Erörterung. Der Hausspruch eignete vordem nicht nur dem platten Lande, dem Heim des Bauern, sondern auch der Heimstätte des Bürgers, allerdings nicht in demselben Umfange. Der Landbewohner war zu allen Zeiten ungleich frömmer, konservativer, aber auch abergläubischer als der Bürger; dazu trieb ihn schon sein isoliertes Wohnen, das ihn nachdrücklicher auf den Schutz höherer Mächte hinwies. Darum bemerkt E. H. Meyer [60]) mit Recht: „Sein ganzes Haus stellte der Bauer gern unter den Schutz höherer Mächte. Solchen bezweckten zunächst die Hanssprüche über der Tür, die immer mehr aus der Mode kommen.“

Der Hausspruch ist darum ein Schutzmittel für das Haus, wie es deren noch viele gibt: Dachtraufe, Haussegen, Hauswurz usw. Alles dies fällt unter den Begriff „Abwehrzauber“.

In der Nähe von Langenberg wurde um das Jahr 1895 ein altes Haus niedergelegt, in dessen Grundmauern ein kleines, irdenes **Töpfchen** gefunden wurde. Solche kommen in Schleswig-Holstein häufig vor. Sartori (Bauopfer) rechnet solche Funde zu den Ersatzopfern, wenn er sagt: „Ich weiß diesen Töpfen keinen anderen Sinn zu geben, als daß sie ursprünglich als der Aufenthaltsort für eine dem Bau in irgend einer Weise zustatten kommende Seele gedacht wurden [61]). Zum mindesten haben wir es also hier mit Abwehrzauber zu tun.

Zum Abwehrzauber am bergischen Hause gehört ferner noch der **Hauslauch** (Sempervivum tectorum), ein Donarssymbol [62]), das überall auf die Dächer gepflanzt wird, bei Wengeringhausen aber durch die Bezeichnung „Donnerkraut“ deutlich seine Bestimmung verrät, daß man es nämlich hier wie anderwärts zum Schutz gegen Gewitter pflanzt. Dem gleichen Zweck dienen die Kräuter des Weihbundes, die man nach der Krautweihe im Hause aufhängt, um einen Teil von ihnen zu verbrennen, sobald ein Gewitter heranzieht.

Ein etwas anderes Gebiet berühren wir, wenn wir uns die Gebräuche vergegenwärtigen, die im Bergischen echt volkstümlich sind, um dem Hause Schutz gegen Diebe und unbefugte Fremde zu sichern, und die andererseits die Heiligkeit des Hauses klar zur Anschauung bringen. An manchen Orten ist es nämlich Sitte, beim Ausgehen nicht die Haustür zu verschließen, sondern einen **Besen** verkehrt gegen die Tür zu stellen. In Börlinghausen und anderswo steckt man nur ein grünes Reis auf den Hausring, um jedermann den Eintritt während der Abwesenheit der Hausbewohner zu wehren [63]). Offenbar steht diese Sitte in Zusammenhang mit einer ähnlichen in Devonshire, wo man, damit die Pferde nicht unbefugterweise von den kleinen Leuten geritten würden, die Tür des Stalles mit einem Zweig des scow (oder eldertree) verschließt [64]).

Als Zeichen unbestrittenen Eigentums brachte man ehedem ganz allgemein die **Haus- und Hofmarke** an, ein lineares, strichliches Zeichen oder eine geometrische Figur, die ursprünglich vielfach den Runen glich. Auch diese muß hier genannt werden.

Ein besonderes Kapitel dürften der Herd und das Herdfeuer beanspruchen, durch den ihm anhaftenden Glauben ganz in das Gebiet des Abwehrzaubers hineinspielend, andererseits aber auch als ein Teil des Hauses selbst aufzufassen, da man das Feuer im Herd fortwährend zu unterhalten suchte. Doch begnügen wir uns hier mit dieser Andeutung, die weiteren Ausführungen einer besonderen Arbeit vorbehaltend.

Wir haben es bei dem Abwehrzauber am bergischen Hause wohl kaum mit der Gewinnung eines persönlichen Schutzgeistes zu tun, wenigstens nicht in allen Fällen, vielmehr mit Geräten, Gegenständen und deren Symbolen, durch die ein Zauber bewirkt werden soll. Das ergibt sich z. B. sehr klar aus der Aufbewahrung eines Pferdeschädels in manchen Bauernhäusern. Ob ursprünglich andere Absichten vorgelegen haben, berührt uns hier weiter nicht.

[56]) E. H. Meyer, Deutsche Mythologie, S. 198.

[57]) Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Aufl., S. 586, 587. Schmitz, Eifelsagen, S. 24.

[58]) Deutsche Mythologie, 3. Aufl., S. 664 f. E. H. Meyer, Deutsche Mythologie, S. 92.

[59]) Germ. Mythologie, S. 486.

[60]) Deutsche Volkskunde, S. 198.

[61]) Vgl. das interessante Material, das Sartori zu dieser Sache weiter beibringt; Bauopfer, S. 52.

[62]) E. H. Meyer, Deutsche Mythologie, S. 209.

[63]) Woeste und Wolf, Zeitschrift, Bd. II, S. 86.

[64]) Athenaeum, Oktober 1846, S. 1042 Kuhn, Westfälische Sagen, Bd. II, S. 61.

Von Amundsens Polarexpedition.

Die Zeitschriften der geographischen Gesellschaften, die Kapitän R. Amundsen auf seiner Rundreise im Februar d. J. mit seinen gleichlautenden Vorträgen bedacht hat, veröffentlichen jetzt diesen Vortrag. Der vor der Londoner Gesellschaft ist im Maiheft des „Geogr. Journ." abgedruckt, der vor der Pariser im Aprilheft von „La Géographie". Er beschäftigt sich mit dem äußeren Verlauf der Reise und bringt außer schon Bekanntem vornehmlich Bemerkungen über die Eskimostämme, mit denen die Expedition in ihrem Winterhafen und an der Küste von Boothia Felix zusammengetroffen ist. Einzelne davon sollen bisher unbekannt gewesen sein. Einiges aus dem Vortrage sei hier zur Ergänzung früherer Mitteilungen berührt oder wiedergegeben, auch sei die den im „Geogr. Journ." abgedruckten Vortrag begleitende Karte kurz besprochen.

Diese Karte gibt in 1:2000000 eine Darstellung der Gebiete, in denen die Expedition ihre einzigen rein geographischen Erfolge erzielt hat. Man verdankt sie dem dänischen Marineleutnant G. Hansen, der im Sommer 1905 eine Schlittenreise von King Williamland nach der Ostseite von Victorialand unternahm. Diese Reise wird in dem Amundsenschen Vortrage mit nur wenigen Worten abgetan. Hansen brach mit dem Sergeant Ristvedt am 2. April 1905 vom Winterquartier, dem Gjöahafen, auf und war 84 Tage abwesend. Auf der Aus- und Heimreise kreuzte er den mit Victoriastraße auf unseren Karten verzeichneten Meeresteil, der King Williamland von Victorialand trennt. Es ergab sich, daß diese Straße eine Gruppe von zwei großen und zahllosen kleineren Inseln füllt, die Amundsen mit dem etwas langen Namen „Royal Geographical Society Islands" belegt hat. Den Namen Victoriastraße hat er auf den Meeresteil zwischen dieser Gruppe und Victorialand beschränkt, während der zwischen ihr und King Williamland vermutlich nach der neuen Königin von Norwegen „Alexandrastraße" benannt worden ist. Das von MacClintock und Schwatka umfahrene Westende von King Williamland mit Kap Crozier erscheint auf Hansens Karte nicht unerheblich, um etwa 20′, nach Osten gerückt, so daß die veränderte Gestalt jener Insel auffällt. Andererseits liegt bei Hansen die Südostküste von Victorialand mit Point de Haven etwa 15′ östlicher als bei Collinson und Rae. Die Nordostküste von Victorialand gegen den MacClintock-Kanal war bisher von Kap Collinson, 70° 15′ nördl. Br., bis Reynolds Point, 72° nördl. Br., 108° westl. L., unbekannt, es war das die einzige noch unerforschte längere Küstenstrecke im Parryarchipel. Hansen hat sie bis Kap Nansen, einem Punkte etwas nördlich vom 72. Breitengrad und unter 105° westl. L., in großen Umrissen aufgenommen und „König Haakon VII-Küste" getauft. Sie hat mit ihren zahlreichen Buchten und Vorsprüngen eine Nordnordwestrichtung, so daß das jetzt noch unbekannte Küstenstück bis Reynolds Point ostwestlich verlaufen dürfte. Auch Hansen ist auf dieser Schlittenreise mit einem bisher unberührt gebliebenen Eskimostamm, den Kiilnermium, zusammengetroffen, deren Jagdgründe vom Kupferminenfluß sich ostwärts ausdehnen.

Die Wahl des an der Südostecke von King Williamland gelegenen Gjöahafens als Winterquartier erklärt Amundsen damit, daß er für die instrumentalen Ablesungen eine günstige Basis bot. Er liegt nämlich so weit vom magnetischen Nordpol ab, daß die Inklination etwa 89° betrug, so daß die Beobachtungen nicht ganz so schwierig waren als bei völliger Vertikalstellung der Nadeln, also näher dem Pol. Durch seine Exkursionen in der Umgegend und auf Boothia Felix hat Amundsen, wie er sagt, den absoluten Nachweis dafür erbracht, was bisher nur aus theoretischen Gründen angenommen worden sei, daß nämlich der magnetische Nordpol keine unbewegliche und stationäre Lage habe, sondern „aller Wahrscheinlichkeit nach" in beständiger Bewegung sei. Den magnetischen Nordpol selbst hat Amundsen nicht erreicht. Er machte dorthin einen Vorstoß im April 1904. Da aber die diebischen Ichjuachtorvik ihm ein Depot geplündert hatten, so mußte er die Exkursion auf zwei Monate beschränken. „Ich hatte jedoch die Genugtuung, dem Pol so nahe als nötig zu kommen", sagt Amundsen.

Die höchsten Kältegrade während der Expedition sind Anfang März 1904 erlebt worden, und zwar in der Nähe des Winterquartiers auf einer Schlittenfahrt nach dem Pol, die deshalb abgebrochen werden mußte. Am 29. Februar las man — 53° C ab, an einem der nächsten Tage — 57° und schließlich gar — 62° C. Der Schnee war wie Sand.

Über Kommen und Gehen der Eskimo, über Erscheinungen in der Tier- und Pflanzenwelt erzählt Amundsen aus dem Jahre 1904: „Anfang Juni erschienen Eskimo in großer Zahl beim Schiff mit Seehundsspeck und -fellen zum Verkauf, die sie während der Wintermonate erbeutet hatten. Wir bezahlten sie mit Holz und Eisen. Mitte Juli verließen uns die meisten wieder nach verschiedenen Richtungen, um Renntiere zu jagen und Lachse zu fangen. Der Sommer war kurz und traurig. Am 22. Juli glitt das Schiff aus dem Eise heraus. Von durchkommenden Vögeln sahen wir Schwäne, Gänse, Eistaucher, Enten, Eidergänse und viele Kleinvögel. Das Schneehuhn kam im März und ging im November, die einzigen Standtiere waren Polarfuchs, Hermelin und Lemming. Die Vegetation war reich, und man konnte große, ganz mit Blumen bedeckte Striche sehen. Es gab Schmetterlinge, Fliegen und einige andere Insekten, nicht zu vergessen mehrere Milliarden Mücken... Mitte Oktober kehrten die Eskimo von ihren sommerlichen Exkursionen (im Gebiet der Festlandsküste) zurück und besuchten uns in großer Zahl, gingen aber wieder fort, um vor Eintritt des dunkelsten Teiles des Winters zu fischen. Gegen Weihnachten kamen sie wieder, und wir hatten nun fast zwei Monate das Vergnügen ihrer Gesellschaft."

Mit diesen Eskimo ist die Expedition also häufig in Berührung getreten. Die ersten sah man am 29. Oktober 1903 am Winterquartier. Es waren dies schöne Leute, groß und kräftig gebaut, und erinnerten mit ihrer roten Gesichtsfarbe Amundsen mehr an Indianer als an Eskimo. Die übliche breite, fleischige Eskimonase war bei ihnen durch eine besser geformte Hakennase ersetzt. Das Haar war kurz geschoren bis auf einen kleinen Kamm, der von einer Schläfe um den Nacken nach der anderen ging. Sie nannten sich Ogluli und betrachteten die Festlandsküste vom Backfluß westwärts bis zur Adelaidehalbinsel als ihr Jagdgebiet. Man wurde mit ihnen gut Freund und mehr noch bald darauf mit dem Nechjillistamm (wohl englische Schreibweise?), dessen Angehörige sich außerordentlich ehrlich und anständig benahmen. Weit weniger sympathisch führten sich die schon erwähnten Ichjuachtorvik ein, die nach ihrer Aussage von der Ostküste von Boothia Felix, aus der Gegend des Winterquartiers John Roß' von 1829 bis 1832, herkamen. Eines Morgens waren eine Säge, eine Axt und ein Messer verschwunden. Sie leugneten den Diebstahl und gaben die Sachen erst heraus, als Amundsen sie zu erschießen drohte.

Nechjilli heißt das Wohngebiet, nach dem sich der Stamm jenes Namens nennt. Es sind die Ufer des großen Willerstedtsees an der Wurzel der Halbinsel Boothia und

des kleinen Flusses, der den See mit dem Meere verbindet. Von der Zeit, wo im Juni oder Juli das Eis aufbricht, bis zum Februar des nächsten Jahres leben sie dort, im Sommer in Zelten, wenn Schnee fällt, in ihren Schneehäusern. Hierüber berichteten die Nechjilli Amundsen, der selbst nicht dort gewesen ist. Die Expeditionsmitglieder wurden mit diesen Leuten sehr vertraut, konnten sich aber ihre Sprache niemals wirklich aneignen, so daß ein tieferes Eindringen in ihre Lebensverhältnisse nicht möglich war. Was Amundsen über sie mitzuteilen vermag — er hat davon eine ziemlich hohe Meinung — erfuhr er durch die Beobachtung und aus den Erzählungen der Eskimo selbst. Er beschreibt ziemlich eingehend ihren Hausbau und erzählt dann: Die Hütten sind von verschiedener Gestalt, manche lieben sie hoch, manche niedrig. Der Umfang beträgt 10 bis 15 m, entsprechend der Größe der Familie. Im Januar, bei strenger Kälte, leben zwei Familien darin, damit es wärmer ist. Die Familie ist abends beisammen. Die Hausfrau sitzt auf dem gewohnten Platz und summt ihren monotonen Gesang von vier Wörtern und ebensoviel Noten, die in wechselnder Form wiederholt werden. Höflicher Bitte, sich ruhig zu verhalten, wird nicht nachgegeben; wenn aber die europäischen Besucher eine eigene musikalische Aufführung begannen, war man sofort still, doch auch nicht beleidigt.

Betritt ein Eskimo die Hütte, so zieht er zunächst sein Oberkleid aus und klopft den Schnee herunter, bevor dieser schmelzen kann. Beabsichtigt er den Abend über zu Hause zu bleiben, so zieht er auch sein zweites Oberkleid aus. Die Fleisch- und Fischstücke, die zur Nahrung dienen, sind zwar steif gefroren, doch geniert das den Eskimo nicht im geringsten, und es verschwinden davon gewaltige Mengen. Nach der Mahlzeit denkt man ans Schlafengehen, und der Eingang zur Hütte wird von innen sorgsam vermauert. Man zieht sich dann ganz nackt aus, schläft gemeinsam unter großen Decken von Renntierfell. Die Kinder werden erst spät entwöhnt, lange nachdem sie zu laufen begonnen haben; Knaben werden sogar bis zum 10. Jahr gesäugt.

Die Vorführungen des Zauberers des Stammes — eine sehr ernste Angelegenheit — waren die einzigen Veranstaltungen, zu denen die Reisenden niemals eine offizielle Einladung erhielten. Sie überlisteten die Eskimo aber trotz alledem und kamen dahinter. Die Hütte wird fast ganz dunkel gemacht, und man läßt nur eine einzige Flamme brennen, die mit ihrem spärlichen Licht die Sache noch geheimnisvoller macht. Der Zauberer und sein Gehilfe (gewöhnlich seine Frau) nehmen auf der Bank Platz, während die Gesellschaft sich am anderen Ende der Hütte niederläßt. Die beiden beginnen nun ein lautes Geheul und erwecken den Anschein, als ob sie einander umbringen wollen. Nachdem diese Komödie eine halbe Stunde gedauert hat, nimmt der Lärm ab, und schließlich wird alles ruhig. Das Licht wird heller gemacht, und der Zauberer zeigt, zur offenbaren Verwunderung aller, zwei Löcher in seiner Kleidung, die vorhin ganz war, eins auf der Brust, das andere im Rücken, und sie sollen also zeigen, daß er während der wilden Szene sich durch seinen Speer gerannt hat. Allem Anschein nach nahmen die Eskimo das sehr ernst, als aber Amundsen später mit ihnen darüber scherzte, lachten sie und sagten, das Ganze wäre Unsinn.

Diese Eskimo zeigten selten ein Zeichen des Erstaunens. Einmal war dies der Fall, als Amundsen zum Schiff aus seinem 15 km entfernten Lager einen von ihnen als Boten mit einem Brief schickte und um etwas Munition bat. Als der Eskimo am nächsten Tage zurückkam, sagte ihm Amundsen, er wüßte, wieviel Patronen von jeder Sorte er brächte, er möchte selbst nachzählen. Er war nun erstaunt zu sehen, daß der Weiße recht hatte, und überrascht von dem Gebrauch der Schrift. Später machte es ihnen oft Spaß, einige Striche auf einen Papierfetzen zu kritzeln. Die Europäer taten dann immer sehr erstaunt und lasen es laut vor, und das belustigte sie sehr. Das Familienleben schien in der Regel glücklich zu sein, obwohl Fälle, daß ein Mann seine Ehefrau mißhandelte, Amundsen bekannt wurden. Da das männliche Geschlecht viel zahlreicher ist als das weibliche, so ist das Vorkommen von Zweimännerei nicht ungewöhnlich, während das umgekehrte Verhältnis nicht beobachtet worden ist. Im allgemeinen befahl der Mann, und das Weib gehorchte blindlings, ältere Witwen aber hatten manchmal großen Einfluß.

Über die religiösen Anschauungen dieser Eskimo vermag Amundsen mitzuteilen, daß sie ein gutes und ein böses Wesen, sowie Strafe und Belohnung kennen. Hat ein Mann sich in diesem Leben so betragen, wie er soll, so geht er in die Jagdgefilde im Monde, andernfalls geht er unter die Erde. Während der ganzen Zeit des Verkehrs mit den Eskimo kamen bei diesen, soweit bekannt wurde, nur vier Geburten und zwei Todesfälle vor. Die letzteren waren auf Selbstmord zurückzuführen. Dieser wird nicht für ein Unrecht gehalten, doch nimmt man zu ihm nur dann seine Zuflucht, wenn die Schmerzen bei einer Krankheit unerträglich werden. Die Art ist folgende: Ein Riemen aus Seehundshaut wird quer durch die Hütte $^1/_2$ m über dem Boden gespannt. Der Kranke wird dann in der Hütte allein gelassen, während die anderen hinausgehen, aber durch Löcher in den Wänden beobachten, was drinnen vorgeht. Der Kranke kniet nun nieder und versucht, durch Anpressen der Kehle an den straffen Riemen sich zu ersticken. Ist er nicht imstande, das selbst zu tun, oder scheint es zu lange zu dauern, so tritt einer der draußen Weilenden hinein und erleichtert ihm den Tod, indem er dessen Kopf auf den Riemen niederdrückt. Kämpfe mit den Fäusten kommen dann und wann vor, und Mord ist nicht unbekannt. Im Sommer 1904 geschah es, daß ein zwölfjähriger Knabe einen anderen, siebenjährigen im Zelt zufällig erschoß. Darauf ergriff der Vater des getöteten Knaben den anderen, der sein Adoptivsohn war, schleppte ihn aus dem Zelte und erstach ihn. Die Toten werden in ein Renntierfell genäht und auf den Boden gelegt, ein Bogen, Speer, Pfeile und Ähnliches daneben.

An den langen Winterabenden vereinigt man sich manchmal in der größten Hütte und vertreibt sich ein paar Stunden mit Gesang und Tanz. Hierbei sitzen die Frauen im Kreise herum und beginnen ihren eintönigen Gesang, während die Männer einzeln in den Kreis treten und eine Art Solotanz aufführen, dabei ein mit dünn gegerbter Renntierhaut überzogenes Gestell schlagen und wahrhaft fürchterlich schreien. Am meisten war hierbei Amundsen über den Gesang der Weiber erstaunt. Er hatte gemeint, daß alle ihre Weisen — oder vielmehr Variationen auf den fünf Noten — Improvisationen wären, es waren aber wirkliche Gesänge; denn es sangen wohl zwanzig Frauen zusammen bei diesen Versammlungen eine Stunde lang gleichzeitig, ohne daß sie aus der Melodie fielen.

Auf eine Frage in der Diskussion über den Vortrag antwortete Amundsen, daß die von ihm angetroffenen Eskimo nichts über das Schicksal der Mitglieder der Franklinexpedition wüßten, daß er aber über eines der Schiffe etwas erfahren habe. Zwei Eskimo fanden dieses Schiff im Winter, als sie auf die Seehundsjagd gingen, und nahmen von dem Eisen und Holz so viel mit, als sie bekommen konnten; als dann der Frühling und Sommer kam und das Eis schmolz, ging das Schiff zugrunde.

Freydenbergs Mitteilungen über den Tsadsee.

Der französische Leutnant Freydenberg, von dessen Beobachtungen am Bahr el-Ghasal im Globus (Bd. 91, S. 322) bereits die Rede war, hat im Jahre 1905 von Juni bis August den nördlichen Teil des Tsad von Ost nach West und Süd durchkreuzt und über seine neuen Erfahrungen im Märzheft 1907 der „Géographie" berichtet. Danach besteht der Tsad nördlich des 14. Breitengrades aus zwei verschiedenen, aber ungefähr gleich großen Teilen: aus einem offenen See im Westen und aus einem Archipel im Osten, der sich westwärts bis 11° 14′ östl. L. und südwärts bis zu 13° 30′ nördl. Br. erstreckt. Die dünenartigen Inseln des Archipels nehmen in ihrer Erhebung über dem Wasser ziemlich gleichmäßig von Osten nach Westen ab; die Kanäle („Bahrs" genannt) zwischen ihnen wechseln an Tiefe. An den Grenzen des Archipels befinden sich hier und da Untiefen, die am Grunde aus harter Masse, an der Oberfläche aus einem zäh-weichen, 2 m dicken Schlamm bestehen. Die Eingeborenen überschreiten diese sehr gefährlichen Stellen auf verschiedene Weise je nach deren geringerer oder größerer Seichtigkeit. Hat das Wasser eine Tiefe von 50 bis 70 cm, so legen sie sich auf den Bauch und schieben ihren Körper vorwärts durch Einkrallen ihrer Finger in den Schlamm. Finden sie dagegen mit den Füßen keinen Grund, so bedienen sie sich eines 2 m langen und 20 bis 30 cm dicken Ambadsch-Stammes, auf den sie sich rittlings setzen und den sie mit Armen und Beinen vorwärts rudern. Dies erfordert große Geschicklichkeit und Kraftanstrengung und wird überdies erschwert durch die Mischung des Schlammes mit Muschelscherben, Fischskeletten und scharfkantigen Rückenflossen, die tiefe Wunden in das Fleisch einschneiden.

Die Tiefe des Tsad in diesen Gegenden schwankt im allgemeinen zwischen ½ und 1 m. In der Umgebung der Insel Ngeboa (etwa 15 km südlich des 14. Breitengrades, zwischen 11° und 11° 30′ östl. L.) dehnt sich eine weite, absolut ebene Bodenfläche aus; sie war im Juli 1905 mit einigen Zentimeter Wasser bedeckt, doch schon im August vollkommen ausgetrocknet und mit Rissen durchzogen, die mit 30 bis 80 cm tiefem Schlamm angefüllt waren. Der nordöstliche Teil des Archipels hat nur durch die Lücke zwischen den Inseln Kinditia und Madu (20 km südlich des 14. Breitengrades, 11° 24′ östl. L.) eine dürftige Verbindung mit dem „See von Komadugu", der von dem Seeteil nördlich der Mündung des Schari durch eine Grasbarriere getrennt ist; andererseits gelangt man vom sogen. „Schari-See" nur durch die Pflanzenbarre von Koremirom in den südlichsten Teil des Archipels und bis Bol auf dem Festlande. Demnach sind die einzelnen Wasserflächen des Tsad, nämlich der Schari- und Komadugu-See und der nördliche Archipel, allein zur Zeit hohen Wasserstandes in schiffbarer Verbindung miteinander.

Das Niveau des Tsad unterliegt periodenweise sehr bedeutenden Schwankungen. Die Perioden lassen sich nach den Angaben der Eingeborenen mit ziemlicher Sicherheit fixieren; sie zerfallen in große und kleine. Die großen Perioden umfassen je 20 Jahre, von denen jede vier kleine Perioden von je fünf Jahren einschließt, nämlich die Perioden 1. des Hochwasserstandes, 2. des allmählichen Sinkens, 3. des Niederwasserstandes und 4. des allmählichen Anschwellens. Im Jahre 1851, zur Zeit von Overwegs Besuch, herrschte Hochwasserstand, 1906 dagegen Niederwasserstand. Ob mit der jetzt zu erwartenden Anschwellung das Ende einer großen Periode wirklich erreicht werden wird, oder ob man sich noch länger gedulden muß, bis man den ganzen Tsad mit Wasser angefüllt sehen kann, bleibt der Zukunft überlassen. Übrigens wäre es schon jetzt interessant, die über das periodenweise Steigen und Fallen des Tsad gegebenen präzisen Daten mit jenen über die Schwankungen der anderen großen innerafrikanischen Seen zu vergleichen, um herauszufinden, ob etwa eine relative Übereinstimmung existiert. B. F.

Bücherschau.

Karl Radunz, 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807 bis 1907. VIII und 300 Seiten. Rostock, C. J. E. Volckmann, 1907. 7,50 M.

Diese Schilderungen und Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte des Dampfschiffes sind mit 125 Abbildungen und zwei Tafeln ausgestattet, die Längs- und Querschnitt des Dampfers Amerika aufweisen. Da die Technik und die Kulturgeschichte im allgemeinen stiefmütterlich bei ihren Jubiläen bedacht werden, sei noch besonders auf dieses interessante Buch hingewiesen, das geeignet ist, in unserer rasch lebenden Zeit die historische Bedeutung der Dampfschiffahrt für das gesamte Wirtschaftsleben in das rechte Licht zu setzen und durch passende Illustrationen zu beleben.

Das erste praktische Dampfschiff verdanken wir dem Amerikaner Robert Fulton, nachdem die Versuche verschiedener anderer Männer zu greifbaren Resultaten nicht geführt hatten. Erfunden ist das Dampfschiff nicht von Fulton, es ist nicht die Erfindung eines Mannes, sondern einer Nation von Maschineningenieuren.

Dieser erste Dampfer Fultons wies eine Länge von 42,67 m, eine Breite von 4,57 m und einen Tiefgang von 0,61 m auf; die als Antriebmaschine für die beiden, an den Seiten des Schiffes angebrachten Ruderräder dienende Dampfmaschine war 20 Pferdekräfte stark; die Fahrtgeschwindigkeit betrug etwa vier Seemeilen in der Stunde.

Nach einem Verlauf von fünf Jahren zählte Nordamerika bereits mehr als 50 Dampfschiffe, womit namentlich die großen Flüsse und Seen befahren wurden. Innerhalb 15 Jahren hatte sich diese Flottille drüben bereits auf mehr als 300 Schiffe erhoben. 1839 zählte man rund 700 meistens große Dampfer von 500 bis 1200 t Tragkraft.

1819 ging die Savannah als erster Dampfer über den Ozean; die Reise erforderte etwa 26 Tage, während welcher Zeit 8 Tage ausschließlich die Segel benutzt wurden. Nicht lange darauf kamen an Stelle der festen Ruderschaufeln die beweglichen zur Einführung. Als eine ganz bedeutende Verbesserung des Dampfschiffes ist die Einführung der Schraube als Propeller an Stelle des ursprünglichen Schaufel- oder Ruderrades anzusehen. Neben dem Österreicher Josef Ressel ist namentlich Francis Petit Smith hier zu nennen, der 1838 die archimedische Schraube als Propeller einführte; es gelang ihm dadurch, eine Geschwindigkeit von 9,75 Knoten zu erzielen, aber erst 1843 entschloß sich die englische Marine als erste diesen Fortschritt in ihrer Flotte einzuführen. Ericssons Propeller steigerte dann rasch die Geschwindigkeit auf 12 Knoten, er, der sich bereits mit der Idee der heutigen Heißluftmaschine beschäftigte.

Die Entstehung der ersten größeren Dampfergesellschaft fällt in die Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und zwar in England, sie baute und beförderte die ersten transatlantischen Passagierdampfer, die 1838 zu der Überfahrt bereits nur 15 Tage benötigten. Amerikanische Ozeandampfer haben niemals eine Rolle gespielt, hier kommen noch Frankreich und vor allem Deutschland in Betracht, wo dann die Hamburg—Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd entstanden.

Die sogenannten Großreedereien beginnen sogar erst um die Zeit von 1870 sich zu bilden, als stärkere Kapitalkräfte für den Bau und Betrieb der Dampfschiffe sich als notwendig erwiesen.

Währenddessen hatte sich eine andere tief einschneidende Veränderung in der Schiffsbaukunst eingebürgert. Die alten Holzrümpfe mußten dem Eisen und später dem Stahl weichen. Hatte man bereits 1787 ein Segelschiff aus Eisen hergestellt und 1821 den ersten Dampfer aus diesem Material den Fluten übergeben, so dauerte es doch geraume Zeit, bis man sich allgemein von dem Holzbau abwandte; erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an beginnt der Bau eiserner Schiffe sich allgemeiner einzubürgern, wobei England bahnbrechend und vorbildlich voranging. Namentlich die Handelsdampfer profitierten von diesem Fortschritt; die Vergrößerung der Stauräume beim Vergleich von Holzschiff- und Stahlschiffkonstruktion ist bei kleineren Typen etwa 4 : 5, bei größeren 5 : 6.

Die Anregung, eiserne Schiffe gegen den zerstörenden Einfluß des Seewassers zu beknpfern, gab der Engländer Gantham Anfang der sechziger Jahre.

Trotz alledem bürgerte sich der Dampfer gegen den Segler nur langsam ein. Ende 1860 zählte beispielsweise die Handelsmarine Europas 2974 Dampfschiffe und 92272 Segler, 1877 waren es 10567 Dampfschiffe gegen 11641 Segler.

Wesentlich erleichtert wurde die Benutzung des Dampfes durch die Verminderung des Kohlenverbrauches der Schiffsmaschinen innerhalb eines Jahrhunderts. Um ein Beispiel

zu geben, so verbrauchte die Britannia 1840 pro 1 PS und Stunde 2,31 kg; 1856 waren es bei der Persia 1,72; 1879 bei der Gallia 0,86; 1884 bei der Umbria ebenfalls 0,86 und 1893 bei der Campania 0,73.

Durch die Verbesserungen wie andere Fortschritte gelang es auch, die Geschwindigkeiten erheblich zu steigern. So erreichte Thornycroft etwa 1871 mit der kleinen, 15 m langen Dampfjacht Miranda etwa 16,25 Knoten, 1876 soll er mit der Gittana sogar 20,75 Knoten erzielt haben. Das von demselben Ingenieur 1877 erbaute erste englische Torpedoboot lief 18,54 Knoten.

Jetzt setzt der Bau der großen Ozeanrenner ein, die sich später den Namen Ozeanwindhunde erwarben. Hatte bisher England die schnellstfahrenden Schiffe gebaut, so kam später das blaue Band des Ozeans an Deutschland. Auch in der Kriegsmarine steigern sich allgemein die Fahrtgeschwindigkeiten und erreichen bei Torpedobooten annähernd 30 Knoten, während für Passagierdampfer ungefähr 18 Knoten als recht gute Leistung gilt, während 23 als Rekord gilt. Die Dampfjacht Arrow lief 1902 sogar 39,13 Knoten.

Die Annehmlichkeiten auf den großen Ozeandampfern übertreffen die Mehrzahl der kontinentalen Hotels; die Unterkunftsräume der ersten Klasse sind sogar kunstgewerblich die reinen Sehenswürdigkeiten.

Neuerdings scheint die alte Kolbendampfmaschine an dem Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt zu sein und die Turbine an ihre Stelle zu treten, wodurch namentlich das Schlingern der Schiffe vermieden wird. Was die Turbine noch leisten wird, muß die Zukunft lehren.

Halle a. S. E. Roth.

Hermann Schneider, Kultur und Denken der alten Ägypter. (Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Erster Band.) XXXVI u. 567 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 1907.

Das vorliegende Werk rührt nicht von einem Ägyptologen her. Der Verfasser erklärt selbst im Vorwort, für seine Zwecke sei das Studium der ägyptischen Sprache nicht nötig gewesen, es hätte geradezu ein Hindernis, Zeitverlust und die Gefahr der Verwirrung durch unzählige Einzelfragen bedeutet. Für ihn handelte es sich um den Weitblick, nicht das philologische Nahesehen, da er als Geschichtsphilosoph an die Arbeit herantreten wollte. So geht er denn bei seinen Angaben über das alte Ägypten auf sekundäre Quellen zurück, hat aber den Vorteil gehabt, daß er sich von Eduard Meyer und Steindorff Rat erholen konnte und daß der Berliner Ägyptologe H. Schäfer das fertige Manuskript auf sachliche Irrtümer durchsah. Im allgemeinen hat er seine Quellen mit Geschick benutzt, wenn auch bei einzelnen Angaben der Fachmann Einwendungen erheben wird. So beispielsweise bei dem Versuche, als Helden der Löwenjagd auf einer Schieferplatte der Frühzeit einen König zu sehen (S. 79); der Angabe, daß Isis als Geier Horus empfangen habe (S. 553); dem Gedanken, daß die ägyptische Rasse vollkommen fertig in die Geschichte eingetreten sei (S. 4 f.) und dem dementsprechenden Ignorieren der Arbeiten über die Völkermischungen in der Nagada-Periode. Für das Ganze der philosophischen Betrachtungsweise des Verfassers kommen diese Punkte nicht weiter in Betracht. Er will der Entwickelung des ägyptischen Volkes und später der anderen Völker nachgehen, da er annimmt, daß in den Einzelentwickelungen der Völker der gemeinsame Kern der Menschheitsentwickelung verborgen läge. Er hofft auf diesem Wege allmählich eine Reihe fester, vergleichbarer Punkte in fester, zeitlicher Ordnung und die Grundbegriffe einer genetischen Völkerpsychologie feststellen zu können. Dann werde man als Parallele dazu die Entwickelung der Kindesseele zu verfolgen haben, um zuletzt zur wahren Geschichtsphilosophie, der Völker- und Kinderpsychologie zu gelangen. Diese letzten Konsequenzen gehören in den Bereich philosophischer Spekulation, sie entziehen sich meiner Beurteilung.

In dem bisher von dem weitaussehenden Unternehmen allein vorliegenden ersten Bande wird zunächst ein knapper geographischer Überblick über Ägypten gegeben, die Entstehung des ägyptischen Staates auf Grund moderner Hypothesen geschildert und seine Entwickelung bis auf Alexander den Großen verfolgt. Dann betrachtet der Verfasser vom philosophischen Standpunkte aus die Entwickelung des Königtums, des Priestertums und der sonstigen Stände. Hieran schließen sich eine Übersicht über die Geschichte der bildenden Kunst und weitere über die der Dichtkunst und Geschichtsschreibung, der Wissenschaften und vor allem der Religion. Letzterer glaubt der Verfasser am Ende seiner Darlegungen große unmittelbare Bedeutung für den Ausbau der christlichen Lehre zuschreiben zu können, eine Ansicht, der Referent sehr zweifelhaft gegenübersteht. Solcher Zweifel wird sich auch bei manchen anderen prinzipiellen Punkten regen. Vor allem erscheinen die Entwickelungsvorgänge als zu einheitliche aufgefaßt, und wird den großen Lücken unserer Kenntnis des alten Ägyptens weniger Rechnung getragen, als der Ägyptologe wünschen würde. Aber diese Bedenken hindern nicht, daß das Buch einen geistvollen, in großen Zügen gegebenen Abriß der Geschichte der ägyptischen politischen Entwickelung und Kultur bildet.

Es wird den Fachmann in manchen Beziehungen anregen, weiteren wissenschaftlichen Kreisen Gedanken und Ausführungen über allgemeine Entwickelungen im alten Niltale in ansprechender Form übermitteln. Ein alphabetisches Namenverzeichnis am Schlusse erleichtert die Übersicht über die Darstellung, deren Verfasser, um dies am Schlusse zu betonen, als Geschichtsphilosoph bewußt an Herder und Hegel anknüpfen will.

Bonn. A. Wiedemann.

Dr. O. Schlaginhaufen, Ein Beitrag zur Kraniologie der Semang. Mit 26 Figuren. (Abhandlungen des Königl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden, Bd. XI.) Leipzig, B. G. Teubner, 1907.

Der Verfasser hat schon verschiedene kraniologische Abhandlungen geliefert, die den Beweis erbringen, daß er auf diesem Gebiete zu den tüchtigeren der jüngeren Kräfte gehört. Im vorliegenden Falle handelt es sich um die Untersuchung von zwei Semangschädeln, womit eine wünschenswerte Ergänzung zu den die somatische Anthropologie der Inlandstämme der malaiischen Halbinsel behandelnden Arbeiten von Prof. R. Martin gewonnen wird. Es handelt sich um zwei der seltenen Semangschädel, die der negritoartigen Bevölkerung angehören, einen männlichen und einen weiblichen, beide gut erhalten und durchaus echt; hatte doch der Häuptling des Stammes gegen ein Trinkgeld die Schädel der eigenen Eltern verschachert. Auf die sehr sorgfältig durchgeführte und stets vergleichend gehaltene kraniologische Untersuchung Schlaginhaufens können wir hier nicht eingehen; er bestätigt aber, daß die Schädel so gut wie nichts mit dem diluvialen Menschen zu tun haben, sondern innerhalb der Formen des Homo sapiens liegen.

Prof. Dr. E. Weinschenk, Die gesteinsbildenden Mineralien. 2. Aufl. IX und 225 Seiten. Mit 204 Textfiguren und 21 Tabellen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1904. 9 M.

Das einzige größere Werk dieser Art, das vollauf jeden Studierenden in das schwierige Gebiet der mikroskopischen Untersuchungen von Gesteinen bzw. den sie zusammensetzenden Mineralien einzuführen vermag. Zahlreiche mit großem Geschick, entsprechend der langjährigen Erfahrung des Verfassers als Lehrer, zusammengestellte Abbildungen, deren Anzahl gegen die erste Auflage noch vermehrt wurde, zeichnen das Buch aus, und eine beigefügte sehr zweckmäßig eingerichtete Tabelle der gesteinsbildenden Mineralien erleichtert die Ausführung der mikroskopischen Mineralbestimmung in denkbar höchstem Maße. Walther von Knebel.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— In seiner Schilderung der territorialen Entwickelung der europäischen Kolonien führt Heinrich Fischer unter anderem folgendes aus (Geogr. Anzeig., Jahrg. 8, 1907): Aus der Periode vor der Entdeckung Amerikas stammen nur folgende überseeische Kolonien: Island, die Azoren, Madeira, die Kanarischen, Kapverdischen und Guinea-Inseln, das überseeische Algarve, die afrikanischen Forts Arguin und Elmina und Kongo. Die Periode 1492 bis 1600 wird durch die Kolonisation der Großen Antillen, der tropischen Hochländer Amerikas und durch die ersten Ein-

griffe der Europäer in die ostindische Welt charakterisiert. In der Periode 1600 bis 1750 treten Nordamerika und die atlantische Seite Südamerikas als wichtigste Kolonisationsgebiete hinzu. In der Alten Welt sind die räumlichen Fortschritte nur im sibirischen Norden bedeutend, sonst herrscht fast überall die punktweise Kolonisation vor im Gegensatz zur flächenhaften Kolonisierung der Neuen Welt. Die Wichtigkeit der kanadischen Wasserstraßen, des Lorenzstromes und der Seen tritt bereits hervor. In der Periode 1750 bis 1850 beginnt sich die flächenhafte Kolonisation auch über die tropischen und südhemisphärischen Gebiete der östlichen Halbkugel auszudehnen. In Australien, Neuseeland und Südafrika entwickeln sich neue Heimstätten für europäische Ansiedler. In Nordamerika tritt der Zug nach dem Westen schon deutlich hervor. Die gegenwärtige Periode öffnet die weitesten ausgedehnten Räume dem europäischen Unternehmergeist. Eingeleitet wird sie durch die Entdeckung der Goldländer in Nordamerika, Australien und Südafrika, doch Gold und Luxusartikel sind nicht mehr die wichtigsten Waren der Kolonialländer für unsere Märkte. Nach Rohstoffen und Nahrungsmitteln verlangt unsere so ungeheuer angewachsene Industrie und Volkszahl. Das bedeutet eine einschneidende Verschiebung in der Wertschätzung der Übermeerländer. Die Kolonisation bedeutet ferner eine neue Art Völkerwanderung. Man kann drei Arten von Kolonien unterscheiden: Einwanderer-, Misch- und Eingeborenenkolonien, wie Australien, das tropische Amerika und Britisch-Indien als Beispiele zeigen. Von den 126 Millionen Quadratkilometer außereuropäischen Landes (das Südpolarland nicht mit eingerechnet) sind 99 Millionen Quadratkilometer bereits kolonisiert und haben 105 Millionen Europäern eine neue Heimat geschenkt. Freilich der Einfluß der Kolonisation auf die neuen Länder ist oft zunächst kein günstiger, und in der Eingeborenenfrage bekämpfen sich von von jeher zwei Richtungen, die des wirtschaftlichen Egoismus und die humanitäre.

— Bei seinen Versuchen über den Einfluß des Bodens auf die Vegetation kommt H. Frickhinger (37. Ber. d. naturf. Ver. zu Schwaben u. Neuburg, 1906) zu der Überzeugung, daß die sogenannten kieselsteten Pflanzen auch vortrefflich auf kalkreichem, verwittertem Dolomit gedeihen, dessen Porosität derjenigen des Quarzbodens gleichkommt. Die sogenannten kalksteten Pflanzen gedeihen schlecht auf einem kalkhaltigen Boden, der durch Zusatz von Quarz lockere, poröse Beschaffenheit erhalten hat. Sie gedeihen gut auf Boden, der sehr kieselreich ist, aber durch Zusatz von Lehm und etwas Kalk tonige, kompakte Konsistenz angenommen hat. Die Pflanze wächst normal, wenn man ihr einen Boden zur Verfügung stellt, der in seinen physikalischen Eigenschaften dem Boden der natürlichen Standorte entspricht, vorausgesetzt, daß ihr die Mineralstoffe, die sie zum Leben notwendig hat, geboten werden. Daß dies in der Natur stets der Fall ist, ersieht man aus den vom Verfasser mitgeteilten chemischen Analysen der verbreitetsten Gesteinsarten. Die Pflanze verkümmert aber in einem Boden, der zwar in bezug auf seine chemische Zusammensetzung dem Boden des natürlichen Standortes gleicht, in physikalischer Beziehung aber andere Eigenschaften besitzt. Es sind die physikalischen, d. h. die mechanischen Eigenschaften des Humus, die einen Einfluß auf das Gedeihen und die Verbreitung der Pflanzen ausüben, nicht aber die chemische Zusammensetzung desselben. Der Unterschied, welcher zwischen der Vegetation des Sandbodens und derjenigen des Kalk- und Tonbodens besteht, wird einzig und allein durch die mechanische Verschiedenartigkeit der Verwitterungsprodukte der Gesteinsarten hervorgerufen.

— Eine pflanzengeographische Skizze der Sudeten mit besonderer Berücksichtigung der subalpinen und alpinen Flora des Riesengebirges gibt Z. Szabo (Földr. Közlemen., 35. Bd., 1907). In der weiteren Umgebung ist kein Gebirge so reich an Vegetation; erst in den Alpen und den höheren Gebieten der Karpathen findet man wieder eine so prächtig ausgebildete alpine und subalpine Region. Leider ist die untere Grenze der subalpinen Region nicht ganz bestimmt. Die Gebirgsflora steht in engster Beziehung zu dem Florenreich der europäischen Mittelgebirge, mit der von Herzynien, Böhmen, Mähren und den westlichen Karpathen. Die subalpine und alpine Flora findet jedoch nach Westen keine Fortsetzung mehr, da das deutsche Mittelgebirge nirgends 1000 m überragt. Den Sudeten verleiht das Vorhandensein einer Reihe nordischer Pflanzen, die sonst auf europäischen Gebirgen nicht vorkommen, einen besonderen Reiz; es sind Salix bicolor, Saxifraga nivalis, Rubus chamaemorus und Pedicularis sudetica. Die Sudeten weisen 27 in den Karpathen fehlende Pflanzenarten auf, umgekehrt beträgt deren Zahl in den Karpathen 150. Auffallend ist die Verbreitung des Knieholzes im Riesengebirge und dessen Fehlen im Altvatergebirge. Die Flora der Sudeten steht mit derjenigen der Alpen und Karpathen in engem Verhältnis, ihre speziellen Eigenschaften heben sich aber trotzdem derart hervor, daß ihr abgeschlossenes Florengebiet die Zone der Sudeten bildet. Die Pflanzendecke der Kette ist dabei nicht einheitlich; einer Reihe von Gewächsen dienen die Sudeten als Grenze. Die südlichen Elemente in den Sudeten dürften über das Erzgebirge in postglazialer Zeit in das Gebiet gewandert sein. Hervorzuheben ist, daß die Sudeten ein wichtiges Entwickelungszentrum der Hieraciumarten bilden; das Alter der endemischen Entwickelung muß recht klein sein; ob tertiäre Hieracien existierten, ist bisher unbekannt geblieben.

— W. Gallenkamp will in einer Arbeit „Wetterlage und Vogelzug" (Verhdl. d. ornith. Ges. in Bayern, 6. Bd., 1905/1906) die Hübnerschen Anschauungen folgendermaßen präzisieren: Jede Vogelart hat ein bestimmtes Temperaturgebiet, in dem sie ein Maximum ihres Wohlbehagens empfindet; dieses Gebiet wird begrenzt durch Isothermen, die je nach der Art mehr oder weniger auseinander liegen können. Jeder Verschiebung dieses Isothermengürtels wird der Vogel, da sein Flugvermögen ihm dies ermöglicht, folgen. Da ein solcher Gürtel im Frühjahr nach Norden und im Herbst wieder von Norden nach Süden rückt, wird der Vogel im Frühjahr ebenfalls seine Wanderung nach Norden, im Herbst seine Rückwanderung nach Süden antreten. Diese Wanderung ist der Vogelzug. Innerhalb dieses Gürtels ist dem Vogel eine gewisse Freizügigkeit gestattet, soweit dieselbe nicht über die Grenzen des Gürtels gegen die allgemeine Richtung des Vorrückens der Isothermen erfolgt. Von den sekundären Motiven der Bewegung des Vogels innerhalb dieses Gürtels ist das hauptsächlichste die den Flug störende Luftbewegung, wie sie insbesondere im Bereiche barometrischer Depressionen auftritt. Wie alle Hypothesen, kann sie nicht bewiesen, sondern nur wahrscheinlich gemacht werden.

— Der neue französisch-siamesische Vertrag. Am 23. März d. J. ist wieder einmal ein Vertrag zwischen Frankreich und Siam geschlossen worden, da mit dem letzten, dem vom 13. Februar 1904, beide Teile nicht zufrieden waren. Siam war es nicht wegen der Frankreich zugestandenen beiden Enklaven von Dang-Saï (am rechten Mekongufer, 200 km südlich von Luang-Prabang) und von Kratt (an der Küste, bei Tschantabun), die beide rein siamesische Bewohnerschaft haben. Ferner waren Siam Bedenken gekommen wegen gewisser Zugeständnisse, die es 1904 bezüglich der Jurisdiktion über Franzosen und Angehörige französischer Schutzstaaten in Siam gemacht hatte: es fürchtete, daß auch andere Mächte solche Zugeständnisse verlangen würden. Frankreich wiederum war mit der Lage in den bei Siam verbliebenen, ehedem zu Kambodscha gehörenden Provinzen Sysophon, Siem-Reap und Battambang nicht zufrieden. Im Vertrag von 1904 war bestimmt worden, daß Siam hier nur von französischen Offizieren kommandierte einheimische, d. h. kambodschanische Milizen halten dürfe. Daraus hatten sich Unzuträglichkeiten ergeben, auch quälte der König Sisowath von Kambodscha fortwährend die französische Regierung mit dem Verlangen, sie solle ihm jene, früher von Siam eroberte Provinzen wiederverschaffen. Der neue Vertrag bestimmt nun: Frankreich gibt an Siam die Gebiete von Kratt und Dang-Saï zurück. Die vier 1904 von Siam an Frankreich abgetretenen Konzessionen auf dem rechten Mekongufer werden in „Erbpachtungen" verwandelt. Frankreich gesteht Siam Änderungen in der Jurisdiktion zu, um dessen Stellung in den Verhandlungen mit anderen Mächten zu stärken. Siam tritt an Frankreich die drei Provinzen Sysophon, Siem-Reap und Battambang an der kambodschanischen Grenze ab. Alle französischen Staatsangehörigen erhalten das Recht, überall in Siam Grundeigentum zu erwerben.

Mit den erwähnten drei Provinzen ist Frankreichs Schutzstaat Kambodscha in den Besitz des ganzen Beckens des Grand Lac gekommen; sie zählen wenigstens 250000 Einwohner und sind sehr reich an Reis. An Territorium hat Siam auch durch diesen Vertrag viel eingebüßt; die drei kambodschanischen Provinzen sind fünf- bis sechsmal so groß wie Kratt und Dang-Saï zusammen.

— Eine Expedition zur Entscheidung der Frage, ob das Gillis- oder Gilesland existiert oder nicht, plant für diesen und den nächsten Sommer Theodor Lerner. Der holländische Kapitän jenes Namens will 1707 in der Ge-

gend zwischen Spitzbergen und Franz Josef-Land eine Küste gesehen haben, die dann seitdem auf unseren Karten dort umhergeirrt ist. Heute freilich ist dieses geheimnisvolle Land oder wenigstens sein Name von den meisten Karten verschwunden, nachdem Nathorst den Nachweis zu führen versucht hat (Twå Somrar in Norra Ishafvet, Bd. I, S. 284 ff.), daß, wenn Gillisland überhaupt existiert, es mit der 1898 von ihm umfahrenen Weißen Insel in der Nähe und im Osten des Nordostlandes von Spitzbergen identisch ist. Es spricht indessen nichts gegen die Möglichkeit, daß es, vielleicht in etwas nördlicheren Breiten, zwischen dem Nordostlande und Franz Josefs-Land (Alexandra-Land) noch eine unbekannte Insel von natürlich nur geringer Ausdehnung gibt, und daß diese das Gillisland sein kann. Dieser Meinung ist auch Lerner. Er will während der Monate Juli und August d. J. auf einer Vorexpedition nach Spitzbergen an der Dovebai, auf den Sieben Inseln oder an einer anderen passenden Stelle einen Überwinterungsplatz für die Hauptexpedition im Jahre 1908 ausfindig machen. Deren Aufgabe soll in einem im Frühjahr 1909 zu unternehmenden Vorstoß mit dem Schlitten über das Eis in nordöstlicher Richtung bestehen, während auf der Station ein Jahr hindurch wissenschaftliche Beobachtungen ausgeführt werden sollen. Eventuell soll jener Vorstoß bis Franz Josef-Land ausgedehnt werden. Auf ein eigenes Schiff verzichtet Lerner. Er glaubt im übrigen mit Recht, daß, wenn auch das sagenhafte Land nicht gefunden wird, die Expedition viel wichtiges wissenschaftliches Material heimbringen wird. Die Frage wird nur sein, ob ihm die Eisverhältnisse zwischen dem Nordostlande und Franz Josef-Land eine längere Reise mit dem Schlitten gestatten werden. Die Zahl der Teilnehmer an der Hauptexpedition 1908 soll fünf Personen betragen.

— In seiner ausführlichen Besprechung des Buches von F. de Montessus de Ballore, Les tremblements de terre (Geogr. Zeitschr., 13. Jahrg., 1907) beschäftigt sich Karl Sapper mit den allgemeinen Ursachen der Erdbeben. Er stimmt mit jenem darin überein, daß die Mehrzahl der Beben unserer Erde tektonischen Ursprungs sei, aber er meint, daß die vulkanischen von ihm sowohl ihrer Intensität als ihrer Häufigkeit nach unterschätzt werden. Heilprin macht dazu auf die Schwierigkeit einer Unterscheidung zwischen vulkanischen und tektonischen aufmerksam und auf die häufig zutage tretende zeitliche Annäherung von seismischen und vulkanischen Ereignissen; möglicherweise ist für beide Phänomene eine gemeinsame tiefliegende Ursache anzunehmen; die Krustenbewegungen, die wir als tektonische Beben ansehen, sind vielleicht die Folgen eines Rüttelns von unten her. Was die geographische Verbreitung der Erdbeben anlangt, so erhellt aus dem Buche der Nachweis, daß die Erde hauptsächlich innerhalb der schmalen Zonen längs zweier Großkreise bebt, die sich unter einem Winkel von etwa 67° schneiden, des Mittelmeerkreises und des zirkumpazifischen, d. h. der Hauptreliefflinien der Erde. Der früher nur für einzelne Teile unseres Planeten nachgewiesene Satz, daß die Tafelgebiete stabil, die Faltungsgebiete instabil sind und wohl zu allen geologischen Zeiten so gewesen sein werden, ist eine weitere Frucht aus dem vortrefflichen Werke des französischen Gelehrten. Aber trotz aller Fortschritte in der seismologischen Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten sind wir von einer allseitig befriedigenden Erklärung der Erscheinungen noch immer weit entfernt. Die statistische Methode von F. de Montessus de Ballore wird sicherlich bei allen weiteren Versuchen, die Lösung zu bewirken, unter den anwendbaren Methoden eine erste Rolle zu spielen haben.

— Über die Entwickelung von Kiautschou im Verwaltungsjahr 1. Oktober 1905/06 gibt die letzte Denkschrift Auskunft. Betont werden die ruhigen, stetigen Fortschritte auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens. Die Einnahmen des Schutzgebiets sind von 1001170 auf 1370485 M. gestiegen, der Wert des Handels nach der chinesischen Zollstatistik von 32,4 Millionen auf 39,4 Millionen Dollar (zu 2,38 M.) gewachsen. Der Schiffsverkehr des Hafens Tsingtau hat um rund 56000 Reg.-Tons zugenommen und betrug im Berichtsjahr 476646 t. Der Personenverkehr der Schantungbahn wuchs von 780228 auf 811285 Personen, der Frachtverkehr (besonders Steinkohle) von 279740 auf 377649 t. Über die Aussichten der weiteren Entwickelung äußert sich die Denkschrift unter anderem wie folgt: Für die fernere Hebung des wirtschaftlichen Lebens der Kolonie werden in erster Reihe die Faktoren maßgebend sein, auf denen schon ihre bisherige Entwickelung vor allem beruhte, nämlich die fortgesetzte Ausgestaltung des Seeverkehrs und der weitere Ausbau der Verkehrswege im Hinterlande. Mit Bezug auf die Ausgestaltung des Seeverkehrs ist hervorzuheben, daß an bequemen und sicheren Lösch- und Ladeeinrichtungen Tsingtau alle Häfen in Ostasien übertrifft; auch die größten Frachtdampfer können am Kai unmittelbar in die Eisenbahn überladen. Das Ansteuern des Hafens ist außerdem bei jedem Wetter und bei jeder Tages- und Jahreszeit möglich, und es finden die Schiffe eine so sturmsichere Unterkunft, daß Zeit- und Güterverluste beim Löschen und Laden ausgeschlossen sind. Endlich bietet sich nach Vollendung der Gouvernementswerkstatt und des Schwimmdocks eine Gelegenheit zu sachgemäßer und preiswerter Reparatur für Schiffe und Maschinen, wie sie besser an keinem Platze in Ostasien angetroffen wird. Es steht zu erwarten, daß mit der zunehmenden Erschließung der Provinz Schantung und in dem Maße, wie sich die einheimische Landwirtschaft und Industrie der Erzeugung von Ausfuhrartikeln zuwenden, der Handel sich dieser Verkehrsmittel bedienen wird. Die Entwickelungsmöglichkeiten der chinesischen Landwirtschaft sind noch beträchtlich, und das Vorkommen von Kohle und Eisen läßt mit Sicherheit die Entstehung neuer Industrien voraussehen. Mit der zunehmenden Kaufkraft des Landes wird aber auch die Einfuhr steigen. Von ganz wesentlicher Bedeutung wird es sein, wenn es gelingt, die Fortsetzung der Bahnlinie über Tsinanfu hinaus, besonders in der Richtung nach Tientsin, zu erreichen. Der Umstand, daß die Schiffahrt im Golf von Tschili im Winter des Eises wegen ruht, muß ohne Zweifel dem nächsten eisfreien, mit der Bahn zu erreichenden Hafen zugute kommen, da ganz Nordchina auf diese Verbindung angewiesen ist. Im besonderen wird der Personenverkehr sich dieses Weges bedienen, wenn er in Tsingtau Anschluß an den großen Weltverkehr findet. Ein wichtiges Glied in der Kette dieser Entwickelung wird daher sein müssen, daß die deutschen Postdampferlinien Tsingtau aus- und heimreisend regelmäßig anlaufen und so auch ihrerseits zur Hebung von Handel und Wandel im Schutzgebiete, namentlich aber zur Förderung der Einfuhr deutscher Erzeugnisse beitragen. (Die mit Abbildungen ausgestattete Denkschrift ist für 3 M. durch Dietrich Reimer, Berlin, zu beziehen.)

— Gräcoromanische Einflüsse in Indien. Es ist eine bekannte Tatsache, die von Prof. Grünwedel auch mit Abbildungen im Globus eingehend erläutert wurde, wie seit der Zeit Alexanders d. Gr. und später die indische Kunst von der griechischen beeinflußt wurde. Die sog. Gandharaskulpturen des nordwestlichen Indien legen dafür beredtes Zeugnis ab, und neue Funde bestätigen immer wieder, wie tief diese gräcoromanischen Einflüsse in Indien gegangen sind. Vor kurzem ist ein Relief in das britische Museum gelangt, das jetzt O. M. Dalton (Man, Mai 1907) abgebildet und beschrieben hat, und auf dem wir nicht nur korinthische Säulen mit Acanthuskapitälen, sondern darüber einen Fries aus Lorbeerblättern sehen, echt griechische Ornamente. In der so eingerahmten Nische sitzen zwei Männer, die Schriftrollen in den Händen halten, die wohl nach hellenistischen Motiven kopiert sind. Das Auffallendste und durchaus Unindische aber ist der Klappstuhl mit gekreuzten Beinen, auf dem die eine Figur sitzt, wie er häufig auf römischen und griechischen Denkmälern vorkommt, niemals aber im Osten. Es ist eine sella curulis der römischen Magistratspersonen, die auch (in Holstein) in der Bronzezeit schon nachgewiesen ist, hier aber wohl auf die römische Kaiserzeit hindeutet, so daß dieser Stuhl wohl als eine Bestätigung der neueren Ansicht gelten kann, welche die Gandharaskulpturen in die früheste Periode unserer Zeitrechnung verweist.

— In einem kleinen Aufsatz „Geodäsie für Geographen", der gleichzeitig in der Zeitschr. f. Vermessungswesen und den Mitteil. d. k. k. geogr. Gesellsch. zu Wien erschienen ist, macht S. Truck auf die Wichtigkeit der Geodäsie, besonders für den Forschungsreisenden aufmerksam und spricht sich dafür aus, daß an den Universitäten spezielle geodätische Vorlesungen und, was gleich wichtig ist, Übungen für Geographen eingerichtet werden sollen, die ihnen den geodätischen Stoff nur in dem Umfange vermitteln sollen, in dem sie ihn für ihre speziellen Zwecke und zur erfolgreichen Lösung ihrer Aufgaben nötig haben. Über den zu behandelnden Stoff bzw. dessen Umfang diskutiert der Schluß des Aufsatzes. Gr.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEGEBEN VON H. SINGER UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON PROF. DR. RICHARD ANDREE.

VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. XCI. Nr. 24. BRAUNSCHWEIG. 27. Juni 1907.

Das Gasteiner Tal.

Von Julius Jaeger. München.

Der bequemste Orientierungspunkt für das obere Tal von Gastein ist Markt und Bad Hofgastein am Fuße des Gamskarkogls. In den hübschen Promenaden dieses Ortes hat man im Süden den ganzen Talabschluß vor sich mit den hohen Vorbergen und darüber ragenden Tauern mit ihrem ewigen Schnee, den Keesen, wie sie hierlands heißen. Am Fuße dieses erhabenen Gebirgshintergrundes schimmern in seltsamem Gegensatze hierzu die etwas über eine Meile entfernten großstädtischen Gebäude von Wildbad Gastein, bei Föhnluft scheinbar kaum eine Stunde entfernt. Wenden wir uns gegen Norden, so tritt uns auch der nördliche Hintergrund des Tales in den Kalkalpen (Schönfeldspitze und Steinernes Meer), wenn auch in weit größerer Ferne, entgegen. Im Osten und Westen des hier über $^1/_2$ km breiten, von der Gasteiner Ache durchströmten Tales erheben sich ansehnliche Berge des Schiefergebirges zum Teil von mehr als 2000 m Höhe, die das 38 km lange Tal links und rechts vom Ursprung oberhalb Bad Gastein bis zur Einmündung in das Salzachtal bei Lend begleiten. Den Südabschluß des Tales bildet der Zug der Hohen Tauern von den Mallnitzer Tauern bis zum Ankogl. Im Westen trennen der Türchl- und Stubnerkamm unser Tal vom Raurie- und Angertale, der Radhausstock im Süden (höchster Punkt der Kreuzkogl mit 2683 m) steht zwischen Weißenbach- und Anlauftal, der Reichebenkamm mit Graukogl (2491 m) zwischen Anlauf- und Kötschachtal; im Osten lagert sich der Gamskarkamm zwischen Kötschach-, Gasteiner- und Großarltal. In dem südlichen steilen Felswalle ist der Ankogl mit 3253 m die höchste Erhebung, im Reichebenkamm die Tischlerspitze mit rund 3000 m, deren in einem ungeheuern Kare gelegenes Schneefeld (Tischlerkaar-Kees) dem Gasteiner Tale einen hochalpinen Reiz verleiht. Der Türchlkamm im Westen (2573 m) und der Gamskarkogl (2465 m) im Osten begleiten in ihren Ausläufern das Tal nahezu bis zu dessen Ausgang im Norden. Die Gletscherbedeckung des südlichen Talhintergrundes nimmt eine Fläche von 11,6 qkm ein. Das Gasteiner Haupttal beginnt am Fuße des Mallnitzer Tauern mit dem Weißenbachtale, wo die Ache entspringt, um sodann die Terrasse des Naßfeldes (1624 m Höhe), dann eine steile Engschlucht (Asten) mit Wasserfällen, weiter die zweite Talterrasse bei Böckstein (1079 m Höhe) zu durchströmen, bei Bad Gastein (960 m) in drei Stufen mit gewaltigem Brausen in das Tal von Hofgastein (870 m) abzustürzen und in einem noch 19 km langen Tallaufe sich schließlich durch die Gasteiner Klamm (753 m) in einem mächtigen Wasserfalle bei Lend (636 m) in die Salzach zu ergießen [1]).

Neben dem Interesse an der schönen Landschaft tritt nun an ernstere Bewunderer bald auch die Frage nach der Entstehung dieses bevorzugten Gebirgstales heran. Bekanntlich führt dasselbe von der Ausmündung in die Salzach an bis nach Wildbad Gastein durch immer ältere Formationen, nämlich durch Petrefakten führendes Cambrium bis Lugau (zwischen Dorf- und Hofgastein), dann durch Glimmer- und andere kristallinische, namentlich Grünschiefer und Phyllite bis etwa 3 km südlich von Hofgastein, endlich durch Zentralgneis von dort bis Wildbad Gastein und darüber hinaus. Die Falten der Schieferhülle lehnen sich an den Zentralgneis, der in der Hauptkette eine fächerförmige Anordnung erfahren hat. Hierin liegen wohl Fingerzeige für die Art der Erhebung dieses Gebietes und für die relative Zeitbestimmung dieses Ereignisses. Es werden nämlich schon vorher die Schichten der Schieferhülle abgelagert worden sein, bevor der Urgneis empordrang, der dann diese oberen Formationen mit sich in die Höhe zog [2]). Der Gneis erlitt dabei eine steile Aufrichtung mit Umkehrung der Schichten, und es bliebe nur die Frage, wann diese ungeheure Bewegung ins Werk gesetzt worden und wie das Verhältnis von Gneis und Granit in den Tauern aufzufassen sei.

Eine bis auf Humboldt und Leopold v. Buch zurückreichende Ansicht geht dahin, durch die plutonische Kraft des Granits, welcher ja auch im Tauernstocke zutage tritt, seien die Schiefer metamorphisch in Gneis umgewandelt worden. Letzterer sei also kein selbständig auftretendes Gestein und die ganze Katastrophe lediglich der aus dem Erdinnern nach der Erdoberfläche gerichteten

[1]) „Wildbad Gastein“, von Dr. E. Bunzel, 8. Auflage, S. 1 ff. Wien 1891.

[2]) „Geologisches von der Tauernbahn“ von F. Becke, S. 14, Wien 1906: „Der Kuchen von Granitgneis war einst ganz von den Gesteinen der Schieferhülle bedeckt, aus der er erst durch die zerstörende Tätigkeit des Wassers, des Frostes, der Atmosphäre nach und nach herausgeschält wird.“ Becke nimmt als sicher an, „daß der Kern von Granitgneis einstmals in feuerflüssigem Zustande unter die Gesteine der Schieferhülle gedrungen und unter einer mächtigen, jetzt zum größten Teile zerstörten Decke erstarrt ist“. Anhaltspunkte: „Chemische Zusammensetzung des Gneises gleich echtem eruptiven Granit, Grenzverhältnisse zwischen Schieferhülle und Granitgneis, an vielen Stellen ein Durchbrechen der Schieferhülle, ein Zerreißen derselben in einzelne Schollen, ein Eindringen von dünnen Granitgneislagen zwischen die Schieferlager.“

Granitintrusion zuzuschreiben. Auch die neueren Autoren schließen sich zumeist dieser Ansicht an, wodurch aber gewiß die Frage, ob sich an vielen anderen Stellen der Gebirge nicht auch selbständig entstandener, also von Granit unabhängiger Gneis plutonisch erhoben habe, nicht verneinend beantwortet sein wird; denn schon L. v. Buch fand in Skandinavien nur seltener den Granit und viel häufiger den Gneis, und es konnte schon damals — zum Leidwesen Goethes — der Granit nicht mehr als das eigentliche Urgestein, „die Grundfeste der Erde“, festgehalten werden [3]).

Fraglich bleibt es noch, ob dieser Aufbruch der Schieferhülle schon in uralten Zeiten, z. B. denjenigen der sog. variscischen Alpenerhebung, oder erst im Tertiär bei Erhebung der Kalkalpen eingetreten sei. Das Alter des Gneises und der Schieferhülle wird naturgemäß für eine ältere Erhebung sprechen, die ja auch im Schwarzwalde, Fichtelgebirge, Erzgebirge die ältesten Formationen getroffen hat. Da aber in den Tauern eingefaltete Kalkzüge gefunden werden, so muß dieser Zentralstock auch noch an den jüngeren Faltungen teilgenommen haben, die einzelne Teile der früher über den Zentralalpen vermutlich ausgebreiteten und wieder abgetragenen Kalkdecke festhielten [4]). Wenn sich andere Gesteine jüngeren Alters in den Tauern nicht finden, so muß an die gewaltige Abtragung in diesen alten Zentralkämmen erinnert werden, deren ursprüngliche Höhe man im Vergleich mit der heutigen noch um 1000 bis 2000 m größer annimmt [5]).

Wie die Alpen im großen Ganzen, so verlaufen auch die Tauern für sich in bogenförmiger Lagerung mit konvexem Rande gegen Norden. Trennt man Hohe und Niedere Tauern, so hat man eigentlich zwei Bögen der genannten Art, indem sich in der Mitte des ganzen Stockes eine Einbiegung nach Süden zeigt. Die Nebenketten der Tauern sind hauptsächlich gegen Norden entwickelt und führen hier zur Bildung einer auffallend großen Reihe fast paralleler Täler vom Krimmler Tauerntal bis zum östlichen Ende der Niederen Tauern mit größeren oder kleineren Abflüssen in die Salzach und Enns. Diese Nebenketten sind in den Hohen Tauern ganz ansehnliche Gebirgszüge mit Erhebungen bis über 2000 m Höhe, bestehen aus den dem Zentralstock angelehnten kristallinischen Schiefern und bzw. kambrischen Schichten und werden also, wie oben gesagt, schon bei Aufrichtung des Hauptkammes miterhoben worden sein. Ähnliche Bildungen von Haupt- und Nebenketten, wenn auch nicht in so großer regelmäßiger Reihe der letzteren, trifft man noch in vielen Kettengebirgen unserer Erde, von welchen hier nur die Ötztaler und Zillertaler Alpen, in anderen Erdteilen z. B. der Tianschan, die Nunberge in Kamerun, die Sierra Nevada in Nord-, die Kordilleren oder Anden in Südamerika erwähnt sein sollen [6]). Es ist naheliegend, an ein Bildungsgesetz zu denken, wonach bei ursprünglicher Aufrichtung der Gebirge außer dem Zentralkamm auch eine Reihe von Seitenkämmen miterhoben wurde, gleichsam wie die Seitenzweige eines Wurzelstockes beim Ausheben eines Baumes aus der Erde. Immerhin muß es mangels eines organischen Zusammenhanges zwischen Haupt- und Nebenkämmen das Erstaunen jedes Nachdenkenden hervorrufen, daß bei den ungeheuern Massenerhebungen in größeren oder kleineren Abständen so regelmäßige, fast parallele Reihenzüge entstehen konnten, deren Zwischenräume uns heute als freundliche Täler mit lebhaften Wasserläufen begrüßen, ohne daß durch wesentliche Herausrückung der flankierenden Berge aus der ihnen angewiesenen Linie eine Unterbrechung oder bedeutendere Einengung dieser Täler (abgesehen von einigen erodierten Gebirgsklammen) eingetreten sein würde.

Als klassisches Beispiel für das Verhältnis des Zentralkammes zu den ausstrahlenden Nebenzweigen kann nun

---

[3]) Nach Humboldts „Kosmos“, Bd. I (1845), S. 267 bis 269, wirkt das Eruptionsgestein — Granit, Porphyr, Melaphyr — nicht bloß dynamisch, erschütternd oder hebend, die Schichten aufrichtend und seitwärts schiebend; sein Hervortreten bewirkt auch Veränderungen in der chemischen Zusammensetzung der Stoffe, wie in der Natur des inneren Gewebes. Es entstehen neue Gebirgsarten: Gneis, Glimmerschiefer und körniger Marmor durch Umwandlung des Tonschiefers, des dichten Kalkes, der Quarzkörner des Sandsteins. Humboldt beruft sich dabei auf direkte chemische Versuche und auf die Arbeiten Leopold von Buchs. Siehe auch S. 273/274 und 281 ebenda. Beiläufig sei bemerkt, daß Humboldt neben der älteren Ansicht von der Gebirgserhebung durch die Kraft der elastischen Dämpfe im Erdinnern doch auch schon die Möglichkeit einer Faltung (Runzelung) durch ungleichen säkularen Wärmeverlust der Erdrinde und des Erdkernes annimmt. „Kosmos“, Bd. I, S. 312. Von Neueren sagt Fr. Löwl in seiner Arbeit „Die Tonaliten der Rieser Ferner in Tirol“ in „Petermanns Mitteilungen“, 1893, S. 73 und 112: „Die tonalitischen (granitischen) Kernmassen der Tauern sind Eruptivmassen und liegen in den umgebenden Schiefern wie Lakkolithe, deren Intrusion gleichzeitig mit der ersten Faltung der kristallinischen Schiefer erfolgte.“ Derselbe erklärt in der Abhandlung „Der Großvenediger“ in „Jahrb. der Wiener geol. Reichsanstalt“, 1894, S. 515: „Der Zentralgneis ist ein intrusiver Granit, der teilweise durch Druck schieferig geworden ist“, und in einer Abhandlung über „Kals“ in der „Zeitschr. des d. u. öster. Alpenvereins“, 1897, S. 34 ff.: „Der Zentralgneis bildet im Tauernzuge ausgedehnte von kristallinischen Schiefern umhüllte Kerne, die erst durch die Zerstörung ihres ursprünglichen Schieferdaches bloßgelegt wurden — sie wurden in geschmolzenem Zustande aus der Tiefe in die Schiefer hineingetrieben und erstarrten in ihnen gleich einem Granit“. E. Weinschenk in dem Artikel „Gesteine der östlichen Zentralalpen“ in „Neues Jahrbuch für Mineralogie“, Stuttgart 1895, Bd. I, S. 221 erklärt: „Der Zentralgneis ist ein eruptiver Granit („Zentralgranit“). Seine Intrusion erfolgte nach dem Beginne der Faltung der Schiefer, in denen er liegt. Im weiteren Verlaufe der Faltung drangen basischere Granitmassen in vielverzweigten Gängen empor. Nach außen geht der Zentralgranit allmählich in Gneis über.“ — Paul Wagner in „Aus der Vorzeit der Erde“ in der Zeitschr. „Natur“, 1898: „Gneis ist gequetschter Granit, schieferig, mit parallelen Glimmerteilchen.“ Allmähliche Übergänge in Glimmer- und von diesem in Urtonschiefer.

[4]) F. Becke, a. a. O., S. 5: „Den nördlichen Rand der Tauerngesteine bezeichnet der Klammkalk. Gegen Lend sind verquetschte Schollen jüngerer Kalke und Dolomite eingekeilt und mit Serpentin, Serpentinschiefer und Tonschiefer verschweißt.“ S. 6: „Kurz vor Dorf Gastein“ wird von der Bahn ein „schmaler Streifen von hellem Dolomit und Kalk, eingekeilt in den Tauernschiefer“ gekreuzt. S. 8: Vorkommen von körnigem Marmor in Runsen, darunter Granitgneis bei Hofgastein. S. 7: Die Schieferhülle besteht aus Kalkglimmerschiefern und dünnblätterigen Phylliten (Umwandlungsprodukte von kalkigen [mergeligen] und tonigen Sedimenten), dann besonders aus den auffallenden Grünschiefern (umgewandelten vulkanischen Laven und Tuffen).

[5]) Gümbel in „Anleitung zu geologischen Beobachtungen in den Alpen“, S. 88, nimmt eine erste und successiv fortschreitende Faltung der Alpen schon in den früheren Entwickelungsphasen der Erde an, den Aufbruch der Falte und die zentrale Aufpressung eines älteren Kernes aber erst in einer relativ späteren Periode. Fr. Frech, „Aus den Karnischen Alpen“, 1890, setzt die uralte Faltung in die Mitte der Carbonzeit. Diener, „Gebirgsbau der Ostalpen“, 1901, gibt der Granitintrusion der Tauern ein höheres Alter als das der vortriadischen (variscischen) Gebirgsfaltung. Nach G. Steinmann, „Geol. Probleme des Alpengebirges“, bildet das Tauerngebiet eine Insel der Lepontinischen Alpen, und es tauchen die Gesteine dieser Insel unter die ostalpinen am Rande unter, welche bei der großen Phase der Gebirgsbildung über jene geschoben wurden. „Zeitschr. des Alpenvereins“, 1906, S. 1 ff.

[6]) Über den Tianschan s. Gottfr. Merzbacher in der „Zeitschr. des Alpenvereins“, 1906, S. 122; über das Kamerungebirge s. Hauptmann Hutter im „Globus“, Bd. 91, S. 1 ff.: „An der Südseite der Pyramide (des Nun-Berges Muti) sind langgestreckte Bergrücken, Ausläufer gleich Strebepfeilern angesetzt.“

wohl das Gasteiner Tal mit den beiderseits angrenzenden Tälern des Rauris- und Groß-Arlbaches bezeichnet werden. Im Süden des Tales ist der Urgneis der Naßfelder Tauern faltig erhoben, und an diesen Zentralkamm lehnen sich nun die beiden nach Norden abfallenden Nebenketten des Tales an, die zunächst aus kristallinischen Schiefern des Archaicums, dann von Lugau an aus paläozoischen Gesteinen bestehen und deren Schichten eine mantelförmige Umlagerung erfuhren, wobei sie vom Gneise weg, also von innen nach außen zu liegen kamen und innig mit dem Hauptkamme verbunden erscheinen. Die Zwischenräume (Täler) zwischen diesen und anderen Nebenketten der Tauern sind allerdings mäßig und betragen oft kaum $^1/_2$ km in der Breite, während die Nebenketten selbst gewöhnlich eine Breite von 3 bis 4 km und darüber behaupten. Solche, wenn auch ziemlich enge Täler müssen wohl immerhin tektonisch gebildet worden sein, denn die Erosion durch Wasser oder Eis wäre sicher nicht imstande gewesen, eine solche verhältnismäßig breite Spalte wie das Gasteiner Tal durch allmähliches Hinwegnehmen eines weit höher gelegenen Bodens mit Hinterlassung von ganz natürlichen Bergreihen von über 2000 m Höhe herzustellen [7]). Dagegen ist die Ausarbeitung auch des Gasteiner Talbodens (insbesondere auch der Enge unterhalb des Naßfeldes und der Klamm beim Talausgange) allerdings das Werk der Erosion durch Wasser und Eis. Das erstere gewann seine volle Bedeutung bei Rückgang und Abschmelzung des Gletscherstromes, der in diesem Tale, wie in den anderen Tauerntälern, bis weit in nördliche Gefilde sich fortgeschoben hat. Vom Hauptkamme her wälzte er sich durch das Naßfeld in das Gasteiner Tal, durchschritt weiterhin den Paß Lueg und drang dann als großer Salzachgletscher weit über die Gegend des heutigen Salzburg hinaus bis nach Burghausen im jetzigen Bayern, wo er seine Erdmoränen ablagerte. An zurückgelassenen Spuren dieses Gletschers fehlt es auch nicht im Gasteiner Tale, wobei hier nur auf die im Gneise bei Bad Gastein aufgedeckten Gletschermühlen hingewiesen werden mag, die als das Werk des Gletschers bei dessen Rückzug betrachtet werden. Bei der Abschmelzung wurden, wie bemerkt, ungeheure Wassermassen entfesselt, die sich durch die Engen und Böden des Gasteiner Tales und den Paß Lueg hinabwälzten bis zur Niederung und als Salzach das heutige Flußtal sich bildeten. Lange wird es gedauert haben, bis in dem Gasteiner Tale die Wasser sich auf die Rinne der heutigen Ache zurückzogen und ein Uferland freiließen, wobei offenbar noch verschiedene kleine Seen und Tümpel übrig blieben, von welchen heute noch Spuren in moorigen Partien auf den Böden (daher „Naßfeld") und im Tale wahrzunehmen sind, deren Gewinnung für die Landwirtschaft zum Teil noch die heutige Generation beschäftigt [8]).

Im Anschluß an die geologische Betrachtung muß noch zweier Naturschätze gedacht werden, die dem Gasteiner Tal beschert worden sind, nämlich des Goldes und der warmen Heilquellen. Der Gneis, Granit, Quarz und Glimmerschiefer seiner Berge fördert auch hier noch einige andere Mineralien und Edelsteine zutage, wie Beryll, Rauchtopas, Granaten, Asbest, dann einiges Silber, Kupfer und Blei. Auch Serpentin bricht in dem Urgebirge und erscheint an allen Geländen des Tales. Aber das vorzüglichste Mineral, das man hier förderte und das in der älteren Geschichte des Tales die größte Rolle spielt, ist immerhin das so sehr geschätzte Gold. Dieses edle Mineral entstammt zunächst den Quarzgängen des Radhausberges, findet sich aber auch bei Schellgaden (im Lungau), im Pochhard- und Siglitztale, am Goldberggletscher im Rauris [9]). Das führende Gestein im Radhausberge ist Granit mit viel Feldspat

---

[7]) Gümbel spricht bezüglich der Alpen von einer Hauptgebirgskette von hoher zentraler Achse mit beiderseits angelehnten Nebenketten ebenda, S. 88; Schlagintweit, „Untersuchung über Talbildung und die Form der Gebirgszüge in den Alpen" im „Jahrbuch der Geolog. Reichsanstalt", Wien 1851, Heft I, S. 33 ff., nimmt in den Tauern eine Verbindung der Becken durch plötzliche Senkung der Talsohle an. Die Bildung der Quertäler betrachtet er als das Werk einer Reihe von successiven Hebungen, verbunden mit einigen Senkungen, und hält das Talsystem des Gebirges für präglazial, während er die Erosion erst in zweiter Reihe für die Ausarbeitung dieser Täler wirksam sein läßt. Richter in seiner Arbeit über „Gebirgserhebung und Talbildung" in der „Zeitschr. des Alpenvereins", 1899, S. 18 ff., betrachtet die Gebirgskämme als Reste einer einstigen großen, zusammenhängenden Gebirgsmasse, aus der eine Anzahl prismatischer Körper, den jetzigen Tälern entsprechend, herausgenommen wurden (wie ging das zu?). — Die Erosion durch Wasser kann wohl enge, tiefe Schluchten mit himmelhohen, fast senkrechten Wänden schaffen wie Cañons, Barrancas (auf den Kanarischen Inseln) und Gebirgsklammen, sie kann auch im Bunde mit Gletschereis Fjorde — nicht schaffen — aber ausarbeiten; wenn man jedoch die Möglichkeit der Auspflügung eines Seebeckens von meistens weniger als 100 m Tiefe heute noch vielfach bestreitet, so wird doch an eine Entstehung von solchen Abdachungstälern mit ganz natürlichen Gebirgsrändern und keineswegs schroffen Seitenwänden durch Erosion von Wasser und Eis nimmermehr gedacht werden können und dieser Kraft nur die Vertiefung, Verflachung und Verbreiterung des tektonisch vorgebildeten Talbodens zugeschrieben werden können. Es muß sohin eine genügende Aufhellung des für solche Abzweigungstäler waltenden geotektonischen Gesetzes heute noch allen Gelehrten und Ungelehrten angelegentlichst empfohlen werden. Schließlich darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß Fr. Frech, „Über das Antlitz der Tiroler Zentralalpen" in der „Zeitschr. des Alpenvereins", 1903, S. 6, „den Verlauf der Tauerntäler in beinahe gleichem Abstande und vollkommen parallel von Süden nach Norden" der Existenz einer großen Längsfurche vom Zillertale bis zur Enns zuschreiben will, wie auch in den Karnischen Alpen die modellartige Anlage der Nebentäler der Gail-Längsfurche.

[8]) Nach Penck, „Die Vergletscherung der deutschen Alpen", 1882, Kap. XVI, trugen die Alpen zur Glazialzeit eine zusammenhängende Schnee- und Eishülle, wie das heutige Grönland, aus der nur die höchsten Gipfel und Bergzüge einsam herausragten. Brückner, „Vergletscherung des Salzachgebietes", 1886, S. 16: „Drei große Ströme von Gesteinen der Tauern ergossen sich durch drei Quertäler, getragen von mächtigen Eismassen. Die Hohlwege (bei Saalfelden) und der Paß Lueg wurden von Gletschern durchschritten." Gletscherstand südlich beider Engen: 1700 m, nördlich etwa 1400 m. S. 47: Wahrscheinliche Höhe der Schneegrenze am Abfall der Hohen Tauern 2750 m. S. 94: Bei Saalfelden tritt die heutige Saalach in die Hohlwege, indem sie die Kalkalpen durchbricht. Der schroffe Abfall des Wassers aus der Kitzlochklamm, der Gasteiner- und Lichtensteinklamm und des Arlbaches bei St. Johann deutet heute noch auf jene Gletscherströme.

Fr. Wöhner, „Geolog. Bilder von der Salzach", 1894. Nach ihm bestand die Salzach vor der letzten Vergletscherung aus zwei Flüssen, der Pinz- und der Pongauer Salzach. Erstere wandte sich beim heutigen Zeller See nach Norden und folgte dem heutigen Saalachtale. Die Tauernbäche bis zum Raurisbache waren ihr tributär. Der Gasteinerbach war der Quellbach der Pongauer Ache. Wasserscheide bei Embach. Beim Gletscherrückzuge lagen die Eismassen noch im Becken von Saalfelden, während das Gebiet der Pongauer Ache allmählich eisfrei wurde. Die Schmelzwasser des Pinzgauer Gletschers flossen zu ihr ab und durchsägten sohin die ehemalige Wasserscheide. Nach dem Rückzuge der Vergletscherung blieb die Pinzgauer mit der Pongauer Ache vereinigt, während sich die Saalach von der ersteren trennte.

E. Fugger erklärte auf dem Deutsch-Österr. Anthropologen-Kongreß vom 28. Aug. 1905 zu Salzburg: Der Pongauer Gletscher wurde vorzüglich aus den Firnmulden des Rauriser, Gasteiner und Großarltales gespeist und schob sich durch das heutige Salzachtal über Bischofshofen und Paß Lueg hinaus nach Salzburg, wo er noch ungefähr 900 m Höhe erreichte. In der Nähe der Stadt vereinigte er sich mit dem Pinzgauer Gletscher.

[9]) F. Becke, a. a. O., S. 11.

und schwarzem Glimmer, in Gneis übergehend, der dünner geschichtet ist und stark nach Süden einfällt. Das Ganggestein des Goldes ist weißer, muscheliger Quarz, dessen kleine offene Drusen das Gold enthalten. Auch kommt feinblätteriger Gneis mit gediegenen Goldteilchen und geringhaltigem Goldkies vor. Daneben findet sich Bleiglanz, Kupfer, Schwefel-, Arsenikkies und Weißgüldenerz, wo der Quarz weniger mächtig ist. Die Gänge liegen von Ost nach West, von Lettenklüften und tauben Adern durchsetzt. Vor der untersten Bergstufe bis in die Talenge hinter Böckstein ward eine Aufzugsmaschine angelegt, von welchem Radwerke der Name Radhausberg stammen soll [10]). In der Neuzeit wurde der Bergwerksbetrieb hier und im Rauristale, der im Mittelalter so schwunghaft war, wegen Unergiebigkeit aufgegeben. Im Gegensatze zu diesem entschwundenen Mammon stehen die **warmen Heilquellen** des Gasteiner Tales heute noch in ungeminderter Kraft und Ergiebigkeit und werden vielfach als Jungbrunnen der an Krankheiten oder den Gebrechen hohen Alters leidenden Menschheit gepriesen. Die am Radhausberge mitten im Orte Bad Gastein bzw. am Fuße des Graukogls zutage tretenden warmen Quellen sollen im Jahre 620 n. Chr. von Goldecker Jägern entdeckt und schon in genanntem Jahrhundert benutzt worden sein, während ihre Ausgestaltung zu einem Heilbade erst im Mittelalter (um 1400 n. Chr.) nachgewiesen werden kann. Die meisten dieser Quellen entspringen am rechten Ufer der Ache dem quarzreichen Gneise. Es sind an 18 Quellen, von denen aber nur 9 zum Baden benutzt werden. Die chemisch wenig verschiedenen Quellen haben eine geringe Menge fester Bestandteile und zählen zu den sog. indifferenten Thermen, zeigen jedoch in der Temperatur Verschiedenheiten von 24,4 bis 49,4° C Wärmegrade, die sie in allen Jahreszeiten und Witterungsumständen bewahren. Schon lange wurde diesen Thermen hohe elektrische Leitungsfähigkeit und in neuester Zeit auch Radiumgehalt zugeschrieben, der in den Gasteiner Thermen sogar am stärksten sein soll. Das Radium wird auf den sog. Reißacherit (eine Art Braunstein) zurückgeführt, der in den Tiefen vermutet und mit dem wohl das Radium in den höheren Schichten abgesetzt wird. Diesem Bestandteil wird der große Einfluß der Bäder auf das Nervenleben der Badenden zugeschrieben.

Interessant ist es geologisch, daß die Zu- und Abnahme der Niederschläge, dann die äußere Temperatur auf den Stand und die Wärme der Quellen keinen Einfluß üben, was die Sueßsche Theorie von der Speisung der warmen Quellen durch sog. juvenile, vom Erdinnern herrührende Gewässer auch für die Gasteiner Thermen bestätigen dürfte [11]).

Wenn wir nun von diesen vorwiegend naturgeschichtlichen Betrachtungen auf die Frage der **Besiedelung** des Tales und seiner Berge übergehen, so dürfte anzunehmen sein, daß diese nicht sofort nach vollendeter Eisschmelze und allmählicher Begrünung der Landschaft eingesetzt habe, wie dies bei nördlicher gelegenen Fundplätzen (Schweizersbild, Schussenried, Taubach) wohl der Fall war. Schon deshalb nicht, weil etwaige Anwohner der Erdmoränen des Pongauer Gletschers ja erst viel weiter nördlich in dermalen bayerischen Gebieten in Frage kommen könnten. Das ist wohl auch der Hauptgrund, warum der diluviale Mensch der älteren Steinzeit in den Alpen, die erst nach dem letzten Rückgange der Gletscher bewohnbar wurden, keine Spuren hinterlassen hat [12]). Aber auch die Anwesenheit von Leuten der neolithischen Zeit ist sehr fraglich, indem diese ihre Wohnplätze an den Flüssen, Seen und in den Flachlandschaften des Vorlandes in geschützter Lage zu nehmen liebten und einen Anlaß zum Betreten unseres Tales nur wegen Bekanntwerdens frühzeitiger Goldfunde oder des [13]) Wunsches, durch Überschreitung der Tauernpässe zu südlicheren Völkerschaften zu gelangen, gefunden haben könnten. In die Nähe des Tales werden sie jedenfalls gekommen sein, indem sie an den Ufern der heutigen Salzach gegen das Gebirge hin das nötige Steinmaterial für ihre Waffen und Geräte fanden und auch der Salzgewinnung nachgingen. So wurden in dem uralten Kupferbergwerke des Mittelberges bei dem unserem Tale nicht sehr fernen Bischofshofen nur Werkzeuge aus Stein, Knochen und Holz gefunden, desgleichen beim uralten Bergbau in Hallstatt [14]). Hatten also die Neolithiker vor dem eigentlichen Hochgebirge vielleicht mit ganz vereinzelten Ausnahmen noch Halt gemacht, so ist um so weniger zu bezweifeln, daß die Leute des Bronze-, Hallstatt- und besonders La Tène-Zeitalters nicht nur den Weg dahin gefunden, sondern sich auch an verschiedenen Orten festgesetzt, Saumwege gebaut und die Tauern überschritten haben. Wenn auch die Funde bis jetzt nur höchst vereinzelt sind und die Spuren eines älteren Bergwerksbetriebes wohl durch dessen späteren großen Aufschwung verwischt oder verdeckt worden sind, so kann man doch z. B. aus einem Depotfund bei Treffelberg in Kärnten, der Steigeisen aus Bronze bot, eine alte Verbindung des Salzachtales über die Tauern mit dem Drautale und weiter dem Meere vermittelst Saumwege herleiten und auf antike Zeugnisse für den vorrömischen Betrieb des Rauriser Goldbergwerkes und der Goldwäschereien in den Tauern sich stützen [15]). Es unterliegt ja auch keinem Zweifel, daß die eindringenden Römer auf seßhafte Völkerschaften stießen, die Acker- und Bergbau trieben, von jenen als Kelten betrachtet und **Taurisker** [16]) genannt

[10]) **Koch-Sternfeld**, „Das Gasteiner Tal und seine Heilquellen in der Tauernkette". Zweite Auflage, München 1820, S. 283 bis 284.

[11]) E. **Bunzel**, „Wildbad Gastein", 6. Aufl., Wien 1891, S. 16 ff. **Sueß** („Globus", Bd. 89, S. 291) nimmt an, durch das glühende Magma in der Tiefe würden die Gase ausgehaucht, die sich zu den Wassern der Thermen verdichteten. Bei Gastein erklärte er den Zutritt sog. juveniler Gewässer (1903) für noch unentschieden. („Globus", Bd. 83, S. 227). **Gautier** sieht in dem Wasser der heißen Quellen eine Art Destillation, herrührend aus Eruptivgesteinen in großer Tiefe, eine Äußerung des Vulkanismus in der Periode der Abnahme. („Gaea" 1907, S. 245 f.). W. v. **Knebel** („Naturwiss. Rundschau" v. 22. März 1906) legt auf Grund seiner isländischen Forschungen das Hauptgewicht auf Zutritt von Grundwasser in den überhitzten Bereich. **Koch-Sternfeld**, a. a. O., S. 29, 36, nimmt an, daß schon die Römer die heißen Quellen gekannt haben. (S. 153). E. **Schider**, „Gastein für Kurgäste und Touristen", ergänzt von O. **Gerke**, 12. Aufl. 1906, S. 4 ff., 35 ff.

[12]) **Hoernes**, „Urgeschichte der Menschheit", 3. Aufl. 1905, S. 48.

[13]) F. **Weber**, „Spuren der Menschen der Bronzezeit in den Hochalpen des deutschen Sprachgebietes" im „Korresp.-Bl. der deutschen Gesellsch. f. Anthropologie", XXXVI. Jahrg., Nr. I, Januar 1905, S. 2.

[14]) C. R. im „Globus", Bd. 89, S. 90 ff. u. **Much**, ebenda, Bd. 84, Nr. 10, S. 162, dann **derselbe** auf dem Deutsch-Österr. Anthropologen-Kongreß vom 28. Aug. 1905 in dem Vortrage: „Erste Besiedelung der Salzburger Alpen und ihrer Nachbargebiete".

[15]) F. **Weber**, a. a. O., S. 3 u. 4.

[16]) **Tauern** bedeutet in der Volkssprache Tür, Tor, Übergang, Paß (Törl). Daher auch der Name Tournia Römerstadt bei Spital. **Alex. Peez**, „Die Stammsitze der Bayern und Österreicher", in der Beil. zur „Allgem. Ztg." v. 18. Nov. 1899. Keltisch soll Tur, Dur = Berg bedeuten, während die Tauern in der Volksanschauung gerade als das Gegenteil, als Paßübergänge gewertet werden. S. auch Koch-Sternfeld, a. a. O., S. 99 ff. Das tauriskische Stammwort für Gastein (römisch Gastuna) soll nach **Koch** Jast, Gasst sein

wurden. Sie wurden der römischen Provinz Noricum mit der Hauptstadt Noreia (zwischen Mur und Drau) einverleibt. In dieser Stadt war auch die tauriskische Werkstätte zur Verarbeitung der Metalle. Außerdem blühten in den Tälern der Tauern schon andere Städte wie Teurnia (bei Spital), Agunt, und es wurden diese Namen wahrscheinlich nach tauriskischen Benennungen romanisiert. Die Römer behielten die Goldgruben für sich, und die Taurisker mußten ihnen jährlichen Tribut an Menschen, Vieh und Geld entrichten. Über die Bergsklaven (metallis adscripti) wachten die comites metallorum, und es gab auch Pächter des Bergwerksbetriebes (publicani [17]). Die älteren Gruben sollen auf den südwestlichen Höhen des Naßfeldes, an der Schlaberebene bestanden haben. Von Teurnia führten mehrere Saumwege über die Tauern, deren erste Anlage den Tauriskern, deren verbesserte Gestaltung aber den Römern zugeschrieben wird. Ein solcher Saumweg führte insbesondere von Teurnia über das Naßfeld in das Gasteiner Tal. Die romanisierte einheimische Bevölkerung wurde nach Verfall der Römerherrschaft in die Berge zurückgedrängt und überdauerte dort die Völkerwanderung [18]). Obwohl Odoaker die römischen Grenzer nach Italien zurückführte, blieben doch Tausende der Römer im Lande und war Latein noch lange die Schrift-, Kirchen- und Geschäftssprache der norischen Gebiete. Aber es blieb nicht bei den Volkselementen der Taurisker und Römer, denn Theodorich, der Ostgote, nahm slawische Elemente in Noricum auf bis zur Drau, und von 490 bis 620 n. Chr. siedelten sich insbesondere slawische Wenden rings um die Tauern an. Sie drangen durch das Gasteiner Tal bis nach Schwarzach (dem Ausgangspunkt der Gasteiner Bahn im Salzachtale) und bauten sich die Kirche St. Veit — nach dem Patrone der christlichen Slawen Swantewit, d. i. sanctus Vitus benannt, dem auch in Kärnten, Krain und Tirol viele Kirchen gewidmet wurden. Im Gasteiner Tale hatten sich die Slawen gleichfalls festgesetzt, wovon jetzt noch die Namen verschiedener Örtlichkeiten und Anklänge in der Volkssprache Zeugnis geben. Als slawische Überbleibsel können z. B. betrachtet werden der Name des Kötschachtales (Chod = Übergang), des Rastetzenbaches bei Hofgastein (rzeke = Bach), der Schlaberebene (Zlab = Wasserfall oder Slawe = Ruhen). Im Lungau finden sich etwa 25 Proz. slawische Ortsnamen. Die um die Wende des sechsten und siebenten Jahrhunderts aus dem Pustertale über den Radstadter und Mallnitzer Tauern herauf gedrungenen Slowenen spielten $1^1/_2$ Jahrhunderte die erste Rolle im Tale [19]). Die Bojer oder Bojoarier (Bajuvaren), nach einigen selbst Markomannen und suevischen Stammes, nach anderen von den Markomannen aus den böhmischen Wäldern verdrängt, gingen zu früher Zeit über die Donau, drangen in das Land der Noriker ein und machten sich dort seßhaft. Infolgedessen wurden sie auch mit den Tauriskern handgemein. Obwohl zunächst bei Noreia geschlagen, blieb doch ein großer Teil der Bojer im Tauernlande, während ein anderer Teil sich an den Oberrhein nach Helvetien zog. Die Schicksale und Kultur der Taurisker wurden naturgemäß von dem überlegenen Volke der Römer in hohem Maße beeinflußt, und wenn jene auch noch an ihrem alten Mythus hingen, so war doch im Jahre 270 n. Chr. selbst noch der Dienst des Mithras von den Römern zu ihnen gedrungen [20]). Im Jahre 323 n. Chr. unter Konstantin d. Gr. wurde sodann das Christentum Staatsreligion im römischen Reiche, so auch in Noricum. Schon 381 n. Chr. soll zu Aquileja im Sprengel der Tauern ein christlicher Kirchenrat gehalten worden sein, und in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts wirkte der hl. Severin in Noricum. Theodorich der Ostgote (493 bis 526) nahm nach der Schlacht von Zülpich (496) auch Alemannen auf, die sich im Gebirge ausbreiteten, wie er ja südlich der Tauern bis zur Drau auch den Slawen die Ansiedelung gewährte. Die Bajuvaren unter Herzog Garibald II. stießen mit Genannten bei Agunt 610 n. Chr. zusammen, wobei erstere den kürzeren zogen, Agunt aber zerstört wurde. Nach Sammlung eines neuen Heeres besiegte dann Garibald die Slawen. Auf den Ruinen des römischen Juvavum, das 477 n. Chr. von den Herulern zerstört wurde, gründete der hl. Rupert 696 die Kirche von St. Peter. Mitte des 8. Jahrhunderts drangen die Bayern im Kampfe mit den Hunnen über die Radstadter Tauern ins Pustertal, schlugen sie und gewannen Kärnten für die fränkische Monarchie. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts sollen schon viele christliche Kirchen im Gasteiner Tale bestanden haben, wie die Frauenkirche zu Hofgastein (Gründung 894), wohl auch die Kapelle des hl. Primus und Felicianus zu Bad Gastein u. a. m. [21]). Aber die Erinnerung an den vorchristlichen Kultus blieb noch vielfach in Sitten und Gebräuchen, Festen und Feiern im Volke erhalten, wie das gerade in diesen Tälern noch jetzt so übliche Perchtenlaufen dartut [22]).

Bis zum Übergang des Tales an das Erzbistum Salzburg herrschten verschiedene Dynasten in und um Gastein, insbesondere die mit den Wittelsbachern verwandten Grafen von Plaien und Beilstein, gewissermaßen auch die Goldecker, dann seit 1219 die Herzoge von Bayern, die aber schon 1297 die Provinz Gastein (provinciam Gasteun) mit Vorbehalt der Rechte der Goldecker an Erzbischof Konrad IV. von Salzburg und seine Nachfolger verkauften unter Bestätigung des deutschen Königs Adolf. Die Goldecker traten dann auch ihre Rechte gegen Entschädigung an das Erzstift ab und starben Anfangs des 15. Jahrhunderts aus. Während der unvordenkliche Verkehr mit Reichenhaller Salz über die Tauern durch eine Urkunde König Ludwigs von 908 dargetan wird, ging der allgemeine Handelsverkehr von Deutschland mit Venedig immer lebhafter über die Tauern auf 5 Saumwegen (Saum = Last, Fracht in der Sprache der Taurisker). Die sogenannten Saumer saßen zu beiden Seiten des Gebirges und brachten mit Zügen von 20 bis 50 Pferden die Frachten über die Pässe. Erzbischof Heinrich gab 1342 der „Chasteun“ eine Berg-, Fron- und Wechelordnung. Die Erze in Gastein und Rauris wurden verpachtet. In der blühendsten Periode des Bergbaues gab es mehr als 30 Bergherren und viele Neuschürfer, dann über 1000 Gruben in beiden Tälern, und es mußten die Berechtigten jährlich bei 80 000 Goldgulden an den Erzbischof fronen. Der Übermut der Knappen wurde im 11. Jahrhundert so groß, daß sie einige Bergherren erschlugen und nur mit großem Aufwande von Macht durch die benachbarten Dynasten zu Paaren getrieben werden konnten. Auch im Jahre 1525 erfolgte ein Aufstand der Knappen und der Bauern.

Einige Familien des Tales hatten es infolge des Bergsegens und damit verbundenen Handels und Verkehrs

(aufwallende, siedende Kraft d. i. der Heilquellen) und Jastun der tauriskische Name gewesen sein.

[17]) Koch-Sternfeld, a. a. O., S. 99 ff.

[18]) F. Weber, a. a. O., S. 7.

[19]) E. Bunzel, a. a. O., S. 77 ff. Koch-Sternfeld, S. 166, 175, 177, 190.

[20]) Koch-Sternfeld, a. a. O., S. 154.

[21]) Derselbe, a. a. O., S. 155 bis 172.

[22]) Über das Perchtenlaufen enthält Näheres eine zusammenfassende Beschreibung der Frau Professor Andree-Eysn auf Grund eingehender Ortsstudien besonders auch im Rauristale unter dem Titel „die Perchten im Salzburgischen“. Arch. f. Anthropologie, N. F., Bd. II, Heft 2, S. 122 ff.

zu großem Reichtum gebracht, so die Familie der Weitmoser seit Ende des 15. Jahrhunderts, deren Nachkommen aber im 17. Jahrhundert wieder verarmten, dann die Familien der Strochner, Zotten, Kötschau, Straßer, Hölzl und Krüner. Unter Christian Weitmoser und Martin Zott hatten die Bergwerke ihre blühendste Periode. Aber schon 1606 beschwert sich die Bürgerschaft zu Hofgastein über die vielen ihren Erwerb beeinträchtigenden Gewerbe der Gewerkschaften, was das Sinken des Wohlstandes zu erkennen gibt; 1810 sollen die Bergwerke der Gastein und von Rauris nur noch 165 Mark Gold (à 440 fl. 6 kr.) und 642 Mark Silber (à 28 fl. 43 kr.) ertragen haben. Heute sind sämtliche Grubenbetriebe eingestellt. Die gelegenen Fundplätze waren eben erschöpft, und neuere Versuche haben zu lohnenden Ergebnissen nicht geführt.

Die Reformation und, wie oben angedeutet, der Bauernkrieg machten sich bei den Gasteiner Knappen in hohem Maße geltend, und es mußten im Jahre 1526 auswärtige Truppen aufgeboten werden, um den Aufstand zu bezwingen. Der Bergmann Martin Lodinger, ein Freund Luthers, verbreitete dessen Grundsätze unter den Gewerken und Knappen, was einen großen Gegendruck zufolge hatte an Inquisitionen und Verfolgungen, so daß das Tal bis zum Jahre 1750 einen großen Teil seiner tüchtigsten Bewohner durch Auswanderung nach Amerika und Ostpreußen verloren hatte. Dagegen ergriffen zweifelhafte Elemente aus den benachbarten Ländern die Gelegenheit zur Einwanderung und die besseren Schichten der Bevölkerung errangen nur allmählich wieder das Übergewicht.

Schon im Mittelalter entwickelte sich das Bad Gastein und im Jahre 1436 war der nachmalige Kaiser Friedrich III. dort Badegast. Das Geschlecht der Straubinger, das 1509 das erste Gasthaus, „die Straubinger Hütte", erbaute, ist heute noch im Besitze eines blühenden Gast- und Badeetablissements. Das dortige Schloß wurde 1794 von Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo erbaut. Einen erhöhten Aufschwung fand das Bad seit dem 19. Jahrhundert, und Kaiser Wilhelm I. gebrauchte dort in 20 Sommern die Kur.

Der im Tale selbst an die östliche Bergseite angelehnte Markt Hofgastein, an einem Wildbach gelegen, der aus dem Rastetzen-Wasserfalle des Gamskarkogls herabkommt, soll alemannisch-bojoarischem Völkertum seinen Ursprung verdanken, das sich hier im Gegensatze zu den slawisch-romanischen Elementen des Tales gesammelt und festgesetzt habe. Der Ort galt Mitte des 14. Jahrhunderts als 7. Marktflecken der salzburgischen Landtafel. Sein Wappen ist Schlägel und Eisen im gold- und silberbelegten Schilde. Durch Bergbau, Handel und Gewerbe war „Hof in der Gastein" nach der Hauptstadt Salzburg seinerzeit die reichste Ortschaft im Lande, die aber durch große Brände, die Pest, mächtige Überschwemmungen des Rastetzenbaches und Erdbeben (1690) viel gelitten und verloren hat. Die aus dem 9. Jahrhundert stammende Frauenkirche wurde durch die Elemente zerstört und Ende des 16. Jahrhunderts durch die Gewerkschaft wieder aufgebaut. In einer angebauten Kapelle befinden sich die Grüfte der Weitmoser, Straßer, Krüner, Englmoar und Hölzl. Im 15. und 16. Jahrhundert wurde in der Schule zu Hof sogar lateinische Grammatik gelehrt. In dem benachbarten Felding finden sich noch Spuren eines lutherischen Freithofes aus alter Zeit. Die ältesten Orte des Tales wurden vielfach auf den Schuttkegeln und Muhren von Bergwässern angelegt, die sich aus den Nebentälern in das Haupttal ergossen. Außer dem meist nahen Walde und dem Nutzen eines Wasserlaufes, der ihnen allerdings wieder vielfach verderblich wurde, suchten die Ansiedler in den erhöhten Wohnplätzen auch wahrscheinlich dem noch sehr wasser- und sumpfreichen Tale gegenüber eine trockene Stätte zur Anlage ihrer Ortschaft. So entstanden die Orte Kötschach, Gadaunern, Remsach, der Markt Hofgastein selbst und eine Reihe kleiner Siedelungen auf beiden Seiten des Tales, überragt von den dunkeln Wäldern und üppigen steilen Grasmatten der Berge der Schieferhülle (Becke). Im Jahre 1816 wurde die Gasteiner Landschaft der österreichischen Monarchie einverleibt, und 1886 ging das Bad Gastein mit Böckstein, soweit es das Land Salzburg besaß, käuflich in den Privatbesitz des Kaisers über, von dem es der Gemeinde und Kurkommission im Jahre 1897 pachtweise überlassen wurde.

Die Gasteiner Quellen wurden schon seit 1830 durch eine hölzerne Leitung dem Markte Hofgastein zugeführt, welche 1905 durch eine solide eiserne Leitung ersetzt wurde, so daß das Thermalwasser hier nur mit geringem Wärmeverlust und vollwirksam ankommt [23]).

Die im Jahre 1905 bis Bad Gastein eröffnete Tauernbahn brachte dem Tale einen erhöhten Aufschwung. Die Bewohner des Tales, soweit sie nicht in Ämtern oder Gewerben beschäftigt sind, leben von der Landwirtschaft, namentlich von Viehzucht, Wiesenkultur und etwas Ackerbau, dann aber von dem Erträgnis ihrer Thermen, welche sie den wohltätigen Folgen uralter Erdbewegungen verdanken.

[23]) Koch-Sternfeld, a. a. O., S. 195 bis 279 u. 295 bis 337. Schider, a. a. O., S. 89.

Die Guatemala-Nordbahn.

Als eines der verdienstvollsten Werke des jetzigen Präsidenten von Guatemala, Don Manuel Estrada Cabrera, ist die Ferro-Carril del Norte zu betrachten, die ihrer Vollendung entgegengeht und die Stadt Guatemala mit ihrem wichtigsten Hafen, Puerto Barrios, in engste Verbindung bringen wird. Drei Viertel der Strecke sind heute schon im Betriebe, dagegen ist man von El Rancho ab immer noch auf Reittiere angewiesen, ein Umstand, der die meisten Touristen vom Besuche dieses an Naturschönheiten so überaus reichen Landes abhält. Die vorhandene Verbindung über Salina Cruz (Mexiko) und San José an der pazifischen Küste erscheint dem zum Vergnügen reisenden Europäer und Ostamerikaner als ein zu großer Umweg, und für den Gütertransport auf dieser Linie liegt San Francisco hinsichtlich der Zeitdauer und Kosten so erheblich günstiger, daß es heute für eilige oder leicht verderbliche Sendungen das Monopol besitzt.

Nach Fertigstellung der Nordbahn hingegen kann der New Yorker in fünf bis sechs Tagen die herrliche Gebirgslandschaft in der Umgebung des Amatitlan- und Atitlan-Sees bequem erreichen. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß diese prächtigen Ufer mit ihrem milden Klima „in Mode kommen" und in wachsendem Maße der eleganten Welt als Winteraufenthalt dienen werden; ja es gibt Leute, die, vorausahnend, hier schon das amerikanische Nizza und Mentone entstehen sehen, denn klimatisch sowohl als landschaftlich übertreffen sie die

jetzt bevorzugten kalifornischen Plätze bei weitem. Daß endlich diese Bahn den europäischen und ostamerikanischen Exporteuren überhaupt erst den hiesigen Markt erschließen wird, zeigt ein Blick auf die Karte, und somit kann der Vorteil, den das Land aus der Bahn ziehen muß, gar nicht hoch genug angeschlagen werden.

Aber gerade die jetzt noch zu bewältigende Strecke bietet ganz erhebliche Schwierigkeiten; besonders werden Brückenbauten notwendig, die über recht breite und tiefe Täler hinwegführen. Eines der interessantesten Werke dieser Gattung stellt die hier mitgeteilte Abbildung dar. Der Bahnkörper liegt 75 m über der Talsohle, und das Bauwerk ist demnach eine der höchsten Konstruktionen dieser Art in der Welt. Besonders an windigen Tagen ist es ein eigenes Gefühl, neben dem Kran zu stehen, der in die leere Luft hinausragt und die schweren Eisenträger hinabläßt, die von den wie die Affen im Gestänge herumkletternden Arbeitern dem Gitterwerk eingefügt werden; Schwindelfreiheit ist die unbedingte Voraussetzung für solche Beschäftigung. Es ist zu verwundern, daß bisher nur ein einziger Unglücksfall dabei sich ereignet hat. Die Gesamtkosten dieses Viaduktes sind auf 385 000 M. veranschlagt, was als äußerst gering bezeichnet werden muß, wenn man bedenkt, daß sämtliche Teile aus den Vereinigten Staaten bezogen wurden.

Guatemala, März 1907. Fritz Bauer.



Brückenbau im Zuge der Guatemala-Nordbahn.

Die Thesaurierungspolitik der Saharabevölkerung.

Von Ferdinand Goldstein.

Das Kamel ist das Schiff der Wüste, ohne seine Hilfe könnten die Wüstenstämme nicht ihre weiten Reisen machen, wäre ein Verkehr des nördlichen Afrika mit dem Sudan unmöglich. Trotzdem war die große Wüste mit Menschen besetzt, bevor das Kamel dort hin kam. Ein großer Teil der Sahara dient heute Stämmen zum Aufenthalt, die man unter dem Namen „Tuareg“ zusammenzufassen pflegt [1]). Diese fanden, als sie sich von Nordafrika vor den andrängenden Arabern in die südlichen Öden zurückzogen, eine mit den zentralafrikanischen Stämmen verwandte Bevölkerung vor, die sie zu Imrhad (d. i. Leibeigenen) machten. Demnach zerfallen die Tuareghorden [2]), abgesehen von den Sklaven, in zwei soziale Schichten: in die Herrenstämme (Ihaggaren, Sing. Ahaggar) und die Imrhad (Sing. Amrhi). Bei den Asger-Tuareg [3]) sind die physischen Unterschiede zwischen bei-

[1]) Der Name soll den Berbern der Wüste von den Arabern gegeben worden sein, weil sie ihre Religion wechselten (tereku dinhum). Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, Bd. I, S. 247; vgl. Ratzel, Völkerkunde, Bd. II, S. 471, Anm. 1. Danach wäre der Name gleichwertig mit dem der Kaffern, also wissenschaftlich unzulässig. Dagegen weist Hourst darauf hin, daß ein Berberstamm sich Tarka nannte, daß ein Auelimmidenstamm Tarkaï Tamut und der große Berbereroberer Spaniens Tarik hieß. (Sur le Niger, S. 193 f.) vgl. Barth, Bd. I, S. 246/248. Jedenfalls behalte ich den Namen Tuareg bei, da sich erfahrungsmäßig der Wechsel einer alteingewurzelten Nomenklatur einer Verständigung hindernd in den Weg stellt.

[2]) Die Bezeichnung „Horden“, die auch Barth zuweilen gebraucht, ist der der „Konföderationen“, von der man bei den Tuareg gewöhnlich spricht, vorzuziehen, da letztere die Vorstellung eines festen Zusammenhangs der einzelnen Teile hervorrufen könnte, der tatsächlich nicht existiert; vgl. Foureau, Rapport sur ma mission au Sahara et chez les Touareg Azdjer, S. 136, 208 f.

[3]) Der Name wird verschieden geschrieben. Barth schrieb Asgar, Foureau, Duveyrier, Hacquard Azdjer, Bissuel Asgueur. Letzterer sagt, daß er die Namen immer so schreibt, wie sie die Tuareg des Westens (Taitoq) aussprechen, daß sie allerdings bei anderen Tuareghorden zuweilen erheblich anders

den so bedeutend, daß Barth ursprünglich glaubte, der Name Imrhad bedeute eine besondere Völkerschaft; erst später überzeugte er sich, daß er von den Tuareg allen unterworfenen Stämmen gegeben wird [4]). Die Asgeredlen sind wie alle Tuareg berberischen Ursprungs, haben helle Haut und erinnern nicht im mindesten an den Neger, ihre Imrhad dagegen sind zwar nicht alle, aber zum überwiegenden Teile dunkel und nähern sich namentlich in ihren weiblichen Bestandteilen zentralafrikanischen Stämmen [5]). Bei den Tuaregstämmen Aïrs ist der Gegensatz nicht so schroff, weil hier die Berberbevölkerung in sehr bedeutendem Maße aufgesogen, also dunkel geworden ist. Aïr (Asben) hieß früher nach der Gobernation, dem edelsten Teile der Haussa, Land der Goberaua, und die Haussasprache ist heute die gewöhnliche Umgangssprache, während man sich des Temaschirt als Amtssprache zu Unterhandlungen bedient [6]). Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die ursprüngliche Bevölkerung eines großen Teiles der Sahara zentralafrikanischen Ursprungs ist [7]). Der afrikanischen Urbevölkerung ist aber das Kamel unbekannt gewesen, noch heute fehlt es den eingeborenen Naturstämmen.

Das von den Ureinwohnern Afrikas am höchsten geschätzte Haustier ist das Rind, und dies muß auch einst von der dunkeln Urbevölkerung in der Sahara zu demselben Zwecke, zu dem es so viele Stämme Afrikas noch heute züchten, gehalten worden sein, zu dem der Schatzbildung. Als Barth auf seiner denkwürdigen Reise von Murzuk nach Rhat im Asgergebiet marschierte [8]), fand er in einem Felsen höchst merkwürdige Darstellungen von Rindern, aus denen er schloß, daß einst in diesen Gegenden das Rind nicht nur gewöhnlich, sondern sogar ausschließlich anstatt des Kamels als Lasttier benutzt worden ist. Denn letzteres, das gegenwärtig der alleinige und unentbehrliche Vermittler zwischen weit auseinander liegenden Rast- und Wohnplätzen ist, fehlte auf den Skulpturen, und selbst auf den Kritzeleien auf anderen Blöcken, die aus viel späterer Zeit stammten und Büffel, sowie Strauße und andere Vögel darstellten, wurde es vermißt [9]). Ebenso fand Nachtigal in Tibesti Felsskulpturen, aus denen er schloß, daß das Rind, obgleich es damals aus jenen Gegenden fast völlig verschwunden war, einst dort heimisch gewesen sein muß und nicht aus einer Erinnerung an den Sudan in den Felsen gehauen worden ist. Denn im Sudan wird das Rind mittels eines Strickes, der durch einen Nasenring gezogen ist, geführt, hier aber war er um die Hörner geschlungen, und im Sudan wird das Buckelrind gezüchtet, die Skulpturen Tibestis aber zeigten Rinder ohne Buckel. Neben diesen fand Nachtigal allerdings auch ein Kamel; er gewann aber die Überzeugung, daß es in neuerer Zeit in schlechter Nachahmung der Rinderskulpturen in den Felsen gegraben worden war [10]).

klingen. Da aber auch Monteil und Hourst Asgueur bzw. Azgeur schreiben, so vermute ich, daß die Schreibweise Asgör oder Asger die richtige ist.

[4]) a. a. O., S. 255.

[5]) Barth, a. a. O.

[6]) Foureau, Documents scientifiques de la mission Saharienne, S. 851.

[7]) S. hierüber auch Barth, a. a. O., S. 241—244. Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. 1, S. 188, 254. Duveyrier, Les Touareg du Nord, S. 279 ff.

[8]) Am Schlusse seines großen Reisewerkes gab Barth der Hoffnung Ausdruck, daß seine Arbeit ein dauerndes Denkmal deutschen Fleißes bleiben werde. Heute ist Barth so vernachlässigt, daß Hutter sich entschuldigen mußte, daß er aus ihm und Nachtigal schöpfte (Globus, Bd. 87, S. 234). Da sind die Tuareg doch bessere Menschen: Hourst gab sich als Neffen Abdul Kerims (Barths) aus und erregte hierdurch ihr lebhaftes Interesse.

[9]) a. a. O., Bd. 1, S. 215.

[10]) Sahara und Sudan, Bd. I, S. 308 f., 417.

Die zentralafrikanische Bevölkerung, die vor den Berbern die Sahara beherrscht hat, züchtete also das Rind wie so viele afrikanische Stämme, unterschied sich also auch hierin nicht von ihnen, und noch heute benutzen die Imrhad das Rind bei ihrer Arbeit. Ebenso ist in Tibesti einst das Rind von den Teda gezüchtet worden oder, was mir wahrscheinlicher ist, auch hier hat einst wie im Lande der heutigen Tuareg ein rinderzüchtendes Volk geherrscht. Jedenfalls kommt das Rind in der Wüste fort, und letztere ist von Menschen bewohnt gewesen, bevor das Kamel eingeführt worden ist. Durch dieses ist die Beweglichkeit der Saharavölker natürlich sehr erhöht worden, aber ihr Leben ist nicht unbedingt an dasselbe gebunden.

Barth sagt an obiger Stelle, daß das Rind als Lasttier benutzt worden ist. Innerafrikanische Stämme benutzen es noch heute als solches, aber es ist allgemein bekannt, daß nicht dieser oder ein anderer Nutzen der Zweck seiner Zucht ist, es wird vielmehr als Schatzbildner gehalten. Ratzel nennt die Viehzucht der afrikanischen Stämme Luxus [11]), Bücher Liebhaberei [12]), Schweinfurth (die der Dinka) Freude am Besitz [13]). Alles das kommt sachlich auf dasselbe hinaus wie die Schatzbildung, denn in jedem Falle wird ausgedrückt, daß das Vieh nicht wirtschaftlich ausgenutzt, sondern seiner selbst wegen gehalten wird. Dennoch möchte ich für die Viehzucht der Naturstämme, für die sich bisher noch kein allgemein gültiger Ausdruck eingebürgert hat, die Bezeichnung „Schatzbildung“ in Vorschlag bringen, da sie dem Denken der Naturstämme ebenso gerecht wird wie die Ratzels, Büchers, Schweinfurths und ferner an ein wirtschaftliches Streben anschließt, das bei Kulturvölkern zwar wenig verbreitet, immerhin aber nicht ganz unbekannt ist.

Daß der Mensch seinen Besitz zu vergrößern sucht, ist eine uns allen geläufige Erscheinung, ja heute jagen bei weitem die meisten Menschen, die bereits Vermögen haben, diesem Ziele so blind nach, daß sie darüber ihre geistige Ausbildung fast vergessen. Daher die ewigen Klagen, daß die Bildung sinkt, während der Wohlstand steigt. Wenn also die Wüstenstämme ihren Kamelbesitz zu vergrößern trachteten, um ihren Karawanenverkehr auszudehnen oder einen größeren Überschuß ihrer Herden zu erzielen, um also ihr Einkommen zu vermehren, so wäre das für uns nicht auffallend. Das ist aber gerade nicht der Fall. So wenig der Neger seine Rinder zu wirtschaftlichen Zwecken hält, ebensowenig tut es der Saharaedele mit seinen Kamelen. Darin liegt das für uns Fremdartige, und das Verständnis für diese Politik wird uns dadurch noch sehr erheblich erschwert, daß sowohl Rind wie Kamel wirtschaftlich ausgebeutet werden können und von den unteren Volksschichten der Naturstämme auch ausgebeutet werden.

Wenn in Kulturstaaten die Menschen ihr Vermögen vergrößern, so erzielen sie dadurch ein höheres Einkommen, können also ihre Lage verbessern, für die Naturstämme aber kommt das Einkommen aus dem Besitz so gut wie gar nicht in Betracht, das Wesentliche für sie ist der Besitz als Besitz, und die größtmögliche Vermehrung desselben betrachten sie als ihre Lebensaufgabe. Es ist unumstritten, daß der Neger seine Rinder nicht der Milch oder des Fleisches oder eines anderen Nutzens wegen hält, sondern daß er sie thesauriert, um sie zu thesaurieren. Er mag noch so viele Rinder haben, niemals wird er auf den Gedanken kommen, den Überfluß seiner Herde zu verkaufen, um sich eine menschenwürdige Wohnung bauen oder sich und seine Kinder geistig bilden zu lassen,

[11]) Völkerkunde, Bd. II, S. 97.

[12]) Die Entstehung der Volkswirtschaft, 4. Aufl., S. 61.

[13]) Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 177.

er bleibt für unsere Begriffe immer der armselige Naturmensch. Aber in seinem Lande und unter seinesgleichen gilt er für einen großen Herrn, da er viel Vieh hat. Ebenso wird ein Asgeredler niemals, auch wenn er noch so viele Kamele hat, sich ein Haus bauen lassen, nicht einmal eine Lehmhütte, um ein bequemeres Leben zu führen, sondern immer bleibt er in seinem elenden Lederzelte wohnen, ja dessen Vertauschung gegen eine feste Behausung hält er für eine Schande, denn der feste, also für unsere Begriffe bessere Wohnsitz ist für die unterworfenen Imrhad, die nach unseren Begriffen tatsächlich meist wohlhabender sind als ihre Herren, während letztere das erbärmliche Räuberleben im Kamelsattel und in den leicht transportablen Zelten allein für standesgemäß halten. Käme ein Tuareg direkt von der Wüste ohne Vorbereitung nach Berlin und sähe, daß die Menschen in steinernen Häusern wohnen, keine Kamele besitzen und arbeiten, er würde sie samt und sonders für Gesindel halten. Und diese Lebensauffassung und soziale Ordnung herrscht überall in der Wüste. Die Nomaden bilden die Adelsklasse und führen ein Leben sehr ähnlich dem der Stegreifritter des Mittelalters, während der Ackerbau wie überhaupt jede nützliche Arbeit für die verachteten Klassen ist. Daraus folgt aber, daß die Erzielung von Einkommen für den Kamelzüchter ganz zwecklos ist, weil er keine Verwendung für dasselbe hat; es liegt ihm nicht nur nichts an einem regelmäßigen und darum bequemeren Leben, er verachtet sogar die Leute, die es führen.

Ich will jetzt im einzelnen den Schatzcharakter des Kamels in der Wüste nachweisen und werde zu diesem Zwecke die bereits benutzte Parallele zwischen ihm und dem Rinde des Negers weiter fortführen. Da allseitig zugegeben wird, daß letzteres seiner selbst wegen gezüchtet, also als Schatz betrachtet wird, so muß dasselbe vom Kamel gelten, falls die Parallele in allen wesentlichen Punkten durchführbar ist.

Der Neger schlachtet ein Rind nur bei festlichen Gelegenheiten, selbst Tiere, die so alt sind, daß sie keinen Zahn mehr im Maule haben, werden zu gewöhnlichen Mahlzeiten nicht verwandt, da dadurch der Schatz angegriffen würde. Daß das Kamel nicht zu Schlachtzwecken gehalten wird, dürfte für uns selbstverständlich sein, tatsächlich aber ist es nicht mehr und nicht weniger Schlachttier als das Rind des Negers. Foureau nennt als Fleischtiere der Kel-owi in Aïr Zebu, Kamel, Schaf, Ziege, Geflügel, aber sie benutzen sie selten zu ihrer Ernährung und zaudern immer, ein Stück aus ihrer Herde zu schlachten [14]). Kamele aber, die dem Verenden nahe sind, werden von allen Wüstenstämmen getötet, ihr Fleisch wird in Streifen und Scheiben geschnitten, an der Sonne getrocknet und zur Nahrung verwandt. Da es sehr zähe ist, so wird es mit einem Stein vorher bearbeitet. Nachtigal fand es wohlschmeckend [15]). Kommt ein Gast zu den Asgern, so besteht die höchste Ehre, die man ihm erweisen kann, in dem Schlachten einer fetten Kamelstute, und ebenso schlachten sie ein Kamel vor Abhaltung einer Volksversammlung (miaad [16]). Diese Sitte ist gewiß höchst auffallend, und man könnte die Schlachtung einer brauchbaren Kamelstute nur als höchste Verschwendung bezeichnen, wenn man sich nicht vergegenwärtigt, daß in den Augen des Tuareg ein solcher Griff in seinen Schatz seiner Hochachtung vor einem Gast den beredtesten Ausdruck geben muß.

Der Neger kauft seine Frauen für Rinder, und ebenso verfährt der Tuareg. Für eine Frau (ich rede nicht von Konkubinen) muß er etwa vier Kamele zahlen [17]), reichere zahlen sechs [18]), will aber einer eine Tochter eines Häuptlings heimführen, so muß er einen wesentlich höheren Kaufpreis erlegen. Als Richardson und Barth in Aïr waren, war Annur der Häuptling der Kel-owi. Eine Tochter von ihm kostete zehn Kamele, obgleich er nur mit Konkubinen zusammenlebte [19]). Der Brauch ist also in der Sahara genau derselbe wie bei den Negern, und nur insofern besteht ein Unterschied, als der Neger das Vieh den Eltern der Braut gibt, während die Kamele bei den Tuareg Eigentum der Frau bleiben.

Bei den Negern ist die Milch der Kühe das wichtigste Nahrungsmittel, bei den Asgern und Abaggarn die der Kamele. Solange die Stuten Milch geben, bildet Kamelmilch ihre einzige Nahrung, stehen die Tiere aber trocken, so tritt für sie eine schlimme Zeit ein. Zwar müssen die Imrhad regelmäßige Abgaben zahlen, die aber bei den Asgern, soweit es sich um Nahrungsmittel handelt, nur in einem Topf Butter und Milch von zehn Schafen oder Ziegen bestehen [20]). Gewiß nehmen sie ihnen auch Vegetabilien nach Bedarf, denn der Imrhad ist taillable et corvéable à merci et à miséricorde, indessen scheinen es die stolzen Asgerjunker den Imrhad nach Möglichkeit verheimlichen zu wollen, daß die Herren dieselbe Nahrung zu sich nehmen wie die Knechte, denn sonst würden sie die Cerealien bei den gesetzlichen Lieferungen ihrer Untergebenen berücksichtigt haben, was nicht der Fall ist, und ferner könnte die Lage der letzteren bei dem chronischen Hunger ihrer Herren nicht so günstig sein, wie sie ist. Außerhalb ihres Landes genießen die Tuareg aber Cerealien, und gerade dadurch, daß der geniale Blick Foureaus ihre Verproviantierungspunkte erspähte, und die französische Regierung sie militärisch besetzen ließ, konnte letztere sich die Sahara unterwerfen. — Es ist mir wahrscheinlich, daß die Tuareg nur deshalb so erpicht auf Kamelmilch sind und solch weitgehende Gleichgültigkeit gegen die Bodenprodukte ihres Landes zeigen, weil sie die erstere für die allein standesgemäße Nahrung halten. Diese verrückte Denkweise über „standesgemäße Ernährung“ beherrscht unzweifelhaft die Braknas am Senegal. Bei diesen ist die Kamelmilch die einzige einem Vornehmen zukommende Nahrung, und der König und seine Granden genießen niemals Kuhmilch. Sie selber sagen, daß sie ihnen besser schmecke, aber Caillié war der Überzeugung, daß sie sie nur vorziehen, weil sie schwerer erhältlich ist, in ihrem reichlichen Genuß sich also Wohlhabenheit manifestiert. Das gewöhnliche Volk lebt von einer Art Hirsebrei, die Marabuts aber würden ihn niemals genießen, denn dadurch schädigen sie nach ihrer Meinung ihre Würde [21]). Es unterliegt für mich keiner Frage, daß der hohe Wert, den die Mauren und Tuareg auf exzessive Fettleibigkeit der Weiber legen, aus dem Wunsche entspringt, aller Welt ad oculos demonstrieren zu können, daß ihre Frau oder Tochter eine sehr vornehme Dame ist. Denn da die Mast mit Kamelmilch und Kamelbutter ausgeführt wird, so muß der Fettklumpen aus einem kamelreichen oder, was damit identisch ist, reichen und darum vornehmen Hause stammen. So benutzen die Naturstämme ihren vermeintlichen Reich-

[14]) Documents scientifiques, S. 896 f.

[15]) a. a. O., Bd. I, S. 268.

[16]) Duveyrier, Les Touareg du Nord, S. 410, 442.

[17]) Richardson, Narrative of a Mission to Central Africa, Bd. II, S. 103 f.

[18]) Denham und Clapperton, Narrative of Travels and Discoveries in Northern and Central Africa, 3. Aufl., Bd. I, S. 77 f.

[19]) Richardson, a. a. O.

[20]) Duveyrier, a. a. O., S. 335; vgl. Arthur Köhler, Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg, S. 21 f.

[21]) Caillié, Journal d'un voyage à Temboctou et à Jenné, Bd. I, S. 96 f.

tum, um physische Unterschiede zu konstruieren, die von bestimmendem Einfluß auf die Geschicke der Menschen sind. In Kulturstaaten benutzen die Menschen andere Mittel, um ihren Reichtum zur Schau zu tragen. Der Toilettenluxus der Damen, kostspielige Reisen, die Bevorzugung gewisser, möglichst teurer Stadtgegenden sind zwar nicht so abstoßend wie die Milchmast, haben aber dieselbe Tendenz wie diese. Das echte Unterscheidungsmittel zwischen Vornehm und Niedrig ist auch bei uns nur sehr wenigen bekannt.

Rinderraub bildet bei allen Negerstämmen den häufigsten Grund zu ihren Kriegen; die Sahara wird durch die ewigen Kamelräubereien (rhazzia oder ghazzia) in einen immerwährenden Kriegsschauplatz verwandelt. Einer der erfolgreichsten Raubzüge war der der Uëled Sliman (Nachtigals Aulad Soliman) gegen die Kel-owi, durch den letztere 50000 Kamele verloren haben sollen [22]). Die Zahl mag übertrieben sein, aber zweifellos erbeuteten damals die Uëled Sliman sehr viele Tiere. Das ist aber keineswegs immer der Fall, im Gegenteil, sehr oft wird ein kolossaler Apparat in Bewegung gesetzt, endlose Strecken durchmessen, um eine kleine Anzahl Kamele zu erbeuten. Man sieht zuweilen Tuaregabteilungen von 100 und mehr Mann, oft jeder mit zwei Kamelen, 700 bis 800 km zurücklegen, um an den Platz zu kommen, an dem der Raub ausgeführt werden soll, und der ganze Erfolg der sechs Monate dauernden Kraftanstrengung sind 15 Kamele und einige Kleidungstücke. Foureau sagt ganz richtig, daß man sich wirklich fragen muß, warum diese Arbeit, mit der doch immer die Gefahr verbunden ist, das eigene Leben und die eigenen Kamele zu verlieren, geleistet wird. Seine Antwort kann nicht genügen. Er meint, das sei das Leben, das den Leuten behagt, an solchen Unternehmungen wünschen sie teilzunehmen, weil sie ihrem Sinn entsprechen. Und sollten sie das Ziel (die Kamele) nicht erreichen, so hätten sie doch reichlich Gelegenheit gehabt, anderes Vieh zu rauben, und könnten von seinem Fleisch ihren Hunger stillen [23]). Aber wenn sie bei ihren Zügen an Nahrungsmittel dächten, würden sie sie doch gleich auf diese richten. Das ist indessen nicht der Fall, der Zweck der Rhazzias ist in ihrer überwiegenden Zahl der Kamelraub, und das treibende Motiv ist wie beim Neger die Vergrößerung ihres Schatzes. Wie viele Menschen unterwerfen sich in Kulturstaaten den größten Mühen und Gefahren, ja setzen ihre Existenz und die ihrer Familie aufs Spiel, wenn ihnen eine Vergrößerung ihres Besitzes in Aussicht steht. Ganz analog verfährt der Saharabewohner bei seinen Kamelräubereien. Die Natur des Besitzes ist allerdings, wie ich schon ausgeführt habe, bei beiden sehr verschieden, da bei Kulturvölkern aus einem größeren Besitz sich ein größeres Einkommen ergibt, das Leben also fester fundiert wird, während ein größerer Kamelbesitz in der Wüste das Leben nur unsicherer macht, da er die Räuber kräftiger anzieht. Man sollte meinen, daß diese Raubpolitik die Wüstenstämme zu erbitterten Feinden machen müßte; wie wenig aber Stammesmotive als solche mitwirken, und wie ausschließlich es sich um die Kamele handelt, kann man daraus ersehen, daß, wenn kein Widerstand geleistet wird, auch kein Blut vergossen wird, und daß man niemals Gefangene macht [24]). Von diesem Standpunkt begreift sich auch die Ehrlichkeit oder richtiger Gleichgültigkeit der Wüstenstämme manchen anderen Waren gegenüber. Es ist wiederholt von Reisenden, die die Sahara durchquert haben, berichtet worden, daß Karawanen Waren unter freiem Himmel niedergelegt hatten, ohne zu befürchten, daß sie weggenommen werden, und daß sie sie tatsächlich bei der Rückkehr unversehrt wiederfanden [25]). Bei der räuberischen Gesinnung aller Saharabewohner ist das nur so zu erklären, daß die zurückgelassenen Waren keinen Reiz für sie haben. Kamele würden, wenn man sie zurückließe, ganz selbstverständlich weggeführt werden.

Daher können die Imrhad auch kein Kamel halten. Foureau hatte die Gewohnheit, dem Palmenwächter von Timassinine ein Kamel zum Geschenk zu machen. Als er im Jahre 1893 wieder so verfahren wollte, bat der Mann um Geld, denn dies könne er verstecken, ein Kamel aber werde gesehen, und wenn nun eine Tuaregkarawane oder einige Edle vorbeikämen, so würden sie ihm das Tier ohne weiteres fortnehmen. Er könne sich dem nicht widersetzen, denn er sei Imrhad [26]). Damit steht im Widerspruch, wenn Foureau sagt, daß die Imrhad die alleinigen Besitzer alles Vermögens im Lande wären, zu dem er auch die Kamele zählt [27]). Richtig ist, daß sie allein den Boden (außer den Weiden) innehaben, denn dieser ist für den Nomaden wertlos. Die Herren legen auch keinen Wert auf die Beherrschung zahlreicher Imrhad, im Gegenteil, es läßt sich nachweisen, daß viele Untertanen als Last empfunden werden [28]). Wenn Foureau dagegen Kamelherden bei den Imrhad sah, so kann es sich nur um Hütetiere gehandelt haben, nicht um eigene. Zum Hüten des Viehes sind die Imrhad verpflichtet, sie tragen davon den Namen Herdenleute [29]). Sie können es sogar benutzen, aber niemals sind sie die Eigentümer [30]). Foureaus Irrtum erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß die Edlen in der Regel kein Vieh bei sich haben, sondern es unter der Aufsicht der Imrhad lassen [31]). Allerdings sind die Imrhad zur jährlichen Lieferung eines Kamels neben den bereits genannten Lebensmitteln bei den Asgern verpflichtet, aber woher sie es nehmen, ist ihre Sache, sie mögen es rauben — die Imrhad geben den Edlen etwas, aber nicht viel in der Raublust nach [32]) — oder kaufen, zu eigen können sie keins halten. Alle Reiseberichte stimmen darin überein, daß die Tuaregedlen ein ruheloses Wanderleben führen, während die Imrhad viel seßhafter sind. Es wäre unter diesen Umständen nicht zu verstehen, wie die letzteren die Eigentümer der Kamele sein sollten. Bei den Rinderzüchtern haben wir ganz analoge Verteilung des Eigentums. Stanley nannte in Uganda die Lage des Kopi, also des Menschen, der dem Imrhad des Tuareg entspricht, recht erträglich, aber Rinder besaß er nicht, denn die herrschenden Wahuma waren die Rinderbesitzer, zu denen der verachtete Kopi nicht gehörte, und das ist die Norm bei allen afrikanischen Stämmen, die von anderen afrikanischen Stämmen unterjocht werden: die Eroberer nehmen das Vieh, die Unterjochten mögen Ackerbau treiben oder ein Handwerk beginnen, sobald sie des Viehes beraubt sind, haben die Herren nur gelegentlich Interesse an ihnen, wenn sie etwas erpressen wollen.

Man pflegt zu sagen, die Tuareg treiben Karawanen-

---

[22]) Barth, a. a. O., S. 387 f.

[23]) Documents scientifiques, S. 841. D'Alger au Congo par le Tchad, S. 103.

[24]) Clapperton und Denham, a. a. O., Bd. I, S. 98.

[25]) Duveyrier, a. a. O., S. 259. Richardson, Travels in the Great Desert of Sahara, Bd. II, S. 149.

[26]) Rapport sur ma mission au Sahara et chez les Touareg Azdjer, S. 61.

[27]) Mission chez les Touareg, S. 74. Documents scientifiques, S. 837.

[28]) Köhler, Verfassung usw. der Tuareg, S. 46.

[29]) Duveyrier, a. a. O., S. 335.

[30]) Hourst, Sur le Niger, S. 205. .... en principe le Ahaggar est propriétaire des pâturages et des troupeaux, l'Amrid les exploite, mais n'a rien à lui.

[31]) Hourst, a. a. O., S. 216.

[32]) Foureau, Documents scientifiques, S. 837.

handel mit ihren Kamelen und vermieten sie auch dazu[33]). Aber nach Caillié vermieten nur die Ärmsten ihre Kamele, die Reichen halten solche Arbeit für unwürdig[34]). Das stimmt mit ihrer sonstigen Bewertung der Arbeit, die für diese echten Stegreifritter gleichbedeutend mit Schande ist[35]). Um die Karawanen aus fremden Ländern auf ihrem Wege in das Land der Asger vor Räubereien zu schützen, muß ihnen ein Asgeredler als Geleitsmann mitgegeben werden. Zu Barths und Richardsons Zeit wurden die Engländer von Hatita eskortiert, der sich daher Freund oder Konsul der Engländer nannte. Hatita aber war ein Scheich zweiten Grades und besaß keinen politischen Einfluß[36]). Die Kel-owi Aïrs treiben bedeutenden Karawanenhandel, ein großer Teil des Salzhandels von Bilma ruht in ihren Händen, aber der reinblütige, hoch angesehene Adelsstamm der Kel-fade, mit denen die E-fade verbündet waren, blickte mit derselben Verachtung auf sie herab wie einst unsere Krippenreiter auf die Pfeffersäcke und hielt ein Räuber- und Nomadenleben für standesgemäß, und daß auch andere Leute jener Gegenden diesen „Beruf" für einen höchst vornehmen hielten, geht daraus hervor, daß Barths vertrauter, hochgebildeter Freund und Beschützer in Timbuktu Scheich Ssidi Ahmed el Backay eine Zeitlang unter ihnen gelebt und sich seine Frau bei ihnen gewählt hatte[37]). Im Süden Tibestis wohnt der Stamm der Baele, die neben Ziegen, Schafen und Rindern Kamelherden besitzen, aber weite Reisen können sie überhaupt nicht unternehmen, weil die Unsicherheit der Wege, eine Folge des Umherschweifens des Uëled Sliman, sie verbietet[38]). Der Ort Sella in der Oase Kufra hat größere Kamelherden als irgend eine andere afrikanische Oase, aber Handel treiben die Einwohner fast gar nicht[39]). Um Karawanenhandel zu treiben, halten also die Herrenstämme der Sahara ihre Kamele nicht. — Es ist ja leicht zu erklären, wie der Irrtum entstanden ist: Der Europäer legt auf den Nutzen der Arbeit den größten Wert, er sieht, daß die Wüstenstämme Reisen unternehmen, und ist daher geneigt, ihnen Verständnis für diese Arbeit zuzuschreiben, zumal sie in so kümmerlichen Verhältnissen leben. Aber davon ist keine Rede. Foureau nennt alles, was nomadisiert, minderwertig und das wahre Unglück Afrikas[40]), die Saharastämme selber aber sind gerade entgegengesetzter Ansicht, der nomadisierende Räuber ist der Herr, wer nützliche Arbeit verrichtet, gehört zum Mob, und würde letzterem Gelegenheit geboten, Nomade zu werden, kein Zweifel, daß er sie auf der Stelle ergriffe.

Da das Kamel der Inbegriff alles Wertes für die Wüstenbewohner ist, so repräsentiert es auch das kostbarste Geschenk, das sie machen können. Als Richardson den Asgersultan aufforderte, der Königin Viktoria ein kleines Geschenk zu machen, antwortete er, daß die Tuareg nur Kamele besäßen, und beabsichtigte, ihr ein Mehari zu schicken[41]). Foureau erhielt von den Asgern ein herrliches, weißes Kamel zum Geschenk, wie es die Sitte bei ihnen einem hohen Gast gegenüber verlangt; man sagte ihm, das sei das höchste Geschenk, das die Asger machen könnten[42]). Will man Tiere kaufen, so muß man einen ganz exorbitanten Preis zahlen. Die Asger verlangten von Foureau für Tiere 200 bis 250 Fr., die in Algier die Hälfte gekostet hätten[43]). Auf dem Marsche nach dem Tsade wurden ihm Kamele zum Kauf angeboten, aber zu so hohem Preise, daß sich der Handel fast zerschlug[44]). Die Begriffe Besitz, Reichtum und Kamele werden zu Synonymen. Eine Tuareg wollte Hourst nach seinem Vermögen fragen, und er fragte ihn: Wieviel Kamele hat dein Vater?[45]) Als Barth in Timbuktu war, drohte seinem Hause ein Angriff. Eine Dienerin forderte ihn daher auf, sein „haiwan" (Vieh) zu entfernen. Man antwortete ihr, daß sich nur ein Pferd dort befinde. Es dauerte einige Zeit, ehe Barth erfuhr, daß in Timbuktu, welches zum größten Teil von solchen Arabern bewohnt ist, die in früherer Zeit Bewohner der Wüste waren, und deren Eigentum fast ausschließlich in Kamelen und Rindvieh bestand, das Wort „haiwan" alle Arten beweglichen Eigentums bezeichnet[46]).

Die Zahl der Kamele in Einzelbesitz ist nicht sehr groß. Hoch angesehene Leute besitzen bei den Uëled Sliman selten mehr als 30 Stück. Abd el-Dschlil, ihr Häuptling zu Nachtigals Zeit, hatte 50—60 Tiere, und der reichste von allen sollte 100 haben[47]). Bei den Asgern besaß zur Zeit Duveyriers der reichste Mann gegen 60 Kamele, doch hatte die lange dauernde Trockenheit ihre Zahl sehr vermindert[48]). Richardson nannte Aunur, den Häuptling der Kel-owi Aïrs, einen Geizhals, weil er immer neue Schätze in Geld, Waren und Kamelen anhäufte[49]). Dies Urteil zeigt recht deutlich, wie gefährlich es ist, an die Naturstämme einen europäischen Maßstab anzulegen. Richardson hatte vom Standpunkt des Kulturmenschen ganz recht, aber vom Standpunkte des Tuareg hatte Aunur recht, denn Schätzesammeln, besonders Vermehrung des Kamelschatzes, ist sein Lebensziel, und da man die Menschen nur richtig verstehen kann, wenn man sich auf den Boden ihrer Sitten stellt, so kann das Urteil Richardsons nicht gebilligt werden. Aber insofern ist es wertvoll für uns, als es uns das Wesen des Geizes enthüllt: Der Geizige lebt in einem Kulturstaate, verfolgt aber persönlich die Politik des Naturmenschen. Bei dieser Gelegenheit sei mir gestattet, ein anderes, sehr exquisites Beispiel von Thesaurierung anzuführen, das zwar nicht von den Kamelzüchtern stammt, aber sehr geeignet ist, uns die Denkweise des Schätzesammlers klar zu machen. Du Chaillu wurde bei seinen Reisen in das Innere Afrikas fortwährend von Leuten des Kammastammes um Schlösser gebeten, die sie für ihre Truhen gebrauchten. In diesen speichern sie ihre Schätze auf, und möglichst viele gefüllte Kästen neben Weibern und Sklaven zu besitzen, ist für sie der Inbegriff von Reichtum und Ansehen. Wer aber keine Schätze hat, stellt sich dennoch seine Truhen auf, um seine Mitmenschen zu täuschen[50]). Die Hamsternatur des unzivilisierten Menschen kann nicht deutlicher illustriert werden.

Es ist bekannt, welch große Rolle in den Gesprächen der Neger das Rind spielt; analog bildet das Kamel das

[33]) Z. B. Mohammed ben Otsmaue El-Hachaichi, Voyage au pays de Senoussia, S. 175.

[34]) a. a. O., Bd. II, S. 326.

[35]) Clapperton und Denham, a. a. O., Bd. I, S. 99. Duveyrier, a. a. O., S. 331 f., 358. Nachtigal, a. a. O., Bd. II, S. 97 f.

[36]) Richardson, Travels etc., Bd. II, S. 102.

[37]) Barth, a. a. O., Bd. I, S. 383—385.

[38]) Nachtigal, a. a. O., Bd. II, S. 173 f.

[39]) Rohlfs, Kufra, S. 184.

[40]) Mon neuvième voyage au Sahara et au pays des Touareg, S. 96.

[41]) Travels etc., Bd. II, S. 19 f.

[42]) Rapport sur ma mission au Sahara etc., S. 123.

[43]) Documents scientifiques, S. 1134. Ich darf hierbei aber nicht unerwähnt lassen, daß Foureau der Vermutung Raum gibt, der Preis möchte der für Europäer sein.

[44]) D'Alger au Congo, S. 74.

[45]) Sur le Niger, S. 215.

[46]) Barth, a. a. O., Bd. IV, S. 454, Anm. 1.

[47]) Nachtigal, a. a. O., Bd. II, S. 69.

[48]) a. a. O., S. 220.

[49]) Narrative, Bd. 1, S. 313. Auch Barth erklärte ihn für einen abscheulichen Geizhals. Bd. I, S. 395.

[50]) Reisen in Zentralafrika. Kletkes Afrika, Bd. 2, S. 291 f.

Hauptgesprächsthema in der Wüste. Nachtigal hat die Reden seiner Begleiter belauscht und uns einen Bericht über sie hinterlassen. Ich will ihn daher sprechen lassen: „Das ganze Leben der Leute geht in diesen Tieren auf. Sie kennen die Tiere ganz genau, alle Individuen ihrer Herde, sie erkennen sie sogar an den Fußspuren. Sie erkennen an der Fußspur, ob das Tier leer oder beladen war, ob schwer oder leicht belastet usw. Endlos sind die Gespräche über die Kamele, bald über eine Stute, die gefohlt hatte und so und so viel Milch gab, bald über ein vielversprechendes Füllen, hier über einen schnellfüßigen Hengst und dort über einen starken Wallach. Jedes Lebensjahr bis zur vollen Ausbildung gibt dem Tiere einen besonderen Namen, und die verschiedenen Farbennuancen rufen endlose Bezeichnungen hervor. Hatte jemand das Glück gehabt, einmal ein Rennkamel zu kaufen oder zu rauben, so erzählt er Geschichten über seine Schnelligkeit, Zucht, Klugheit, wie sie die Araber Arabiens nicht poetischer und phantasievoller von ihren edlen Pferden erzählen können[51])“. Man sieht, die Kamelbesitzer der Wüste werden von ihren Kamelen ebenso besessen wie unsere Geschäftsbesitzer von ihrem Geschäft. Fohlt eine Kamelstute unterwegs, so wird das Junge entweder in einem Frauenkäfig (Karmut) auf dem Rücken eines Kamels untergebracht, oder es werden Sklaven beritten gemacht, die es in ihre Arme nehmen.

Endlich ist die Vorzüglichkeit des Kamels von der Dichtkunst benutzt worden, um die Nomadenhelden zu verherrlichen. Ich entnehme einen solchen Sang Duveyriers Reisewerk[52]): Die Söhne Osmans sind stark und tapfer... Ihre Rassekamele kommen nicht von Adher, nicht von Aïr, nicht von den Arabern, und wenn eins von ihnen sich verirrt, so glaube man nicht, daß sie entfliehen und in ihre Heimat zurückkehren wollen. Ihre Lastkamele haben ihren Fuß breit wie eine Trommel, und die Lasten, die sie tragen, sind wie die Spitzen der Berge. Sie haben Tiere mit schönem Haar, deren Flanken breit sind wie Steinplatten, Tag und Nacht sind sie gesattelt. Gott hat in ihren Meharis die notwendigen Eigenschaften für Schnelligkeit und Karawanenschritt vereinigt. Nicht seit heute glänzen die Söhne Osmans durch diese Pracht. Jeder Ahaggar und Asger weiß es.

[51]) a. a. O., Bd. II, S. 71.

[52]) S. 351 f. — Osman, von dem hier die Rede ist, war der Vater Ikenukhens, des präsumptiven Sultans nach dem Tode seines Onkels Schafo, da bei den Tuareg nicht der leibliche Sohn, sondern der älteste Sohn der ältesten Schwester den Thron erbt.

Hiermit ist mein Beweismaterial erschöpft. Der hauptsächliche Grund, warum der Charakter der Kamelzucht in der Wüste bisher verkannt worden ist, dürfte in der so weit verbreiteten Vorstellung liegen, der Naturmensch verführe wie der Kulturmensch immer zweckmäßig. Ein großer Irrtum! Nichtiger Tand, Spiel, Tanz, bunte Farben, der Glanz der Metalle, Tiere als Spielzeug sind die Freude des Naturmenschen wie die des Kindes[53]); an den nächsten Tag, an dem er vielleicht Frösche und Schlangen essen muß, denkt er niemals. Aus dieser kindischen Freude an Äußerlichkeiten und am Besitz ist sowohl die Rinderwie die Kamelzucht erwachsen. Man hat den Menschen im Naturzustande Sammler genannt; das ist er auch, aber er sammelt nicht nützliche Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände, sondern irgendwelche Dinge, die als Schätze gelten. Letzteren kann gleichzeitig ein wirtschaftlicher Wert innewohnen, aber dieser ist niemals der Grund für das Sammeln; es werden auch Dinge angesammelt, die für den Besitzer keinen Gebrauchswert haben. Man wird schwerlich einen wirtschaftlichen Grund dafür angeben können, daß der Bongo möglichst viele eiserne Ringe oder der Fidschiinsulaner möglichst viel Tapastoff aufspeichert. Aber neben den Sammlern oder — wir sind ja in der Sahara — unter den stolzen Viehzüchtern lebt das verachtete arbeitende Volk, und nur da, wo es diesem gelungen ist, die zwecklose Sammelpolitik zu durchbrechen und die nützliche Arbeit an ihrer Stelle zur Staatsgrundlage zu machen, waren die Vorbedingungen zur Entstehung der Volkswirtschaft und damit der Kultur gegeben. Natürlich erforderte diese Umwälzung Gewalt und Blut, ein geradliniger Fortschritt vom Naturzustand zur Kultur existiert nicht. Unsere Zeit aber, in der die Wissenschaft in zielbewußter Weise bemüht ist, durch Ausnutzung der Naturkräfte uns das Leben zu erleichtern, und die den Luxus nur als höchste Spitze einer gesicherten Existenz kennt, ist von der Thesaurierungspolitik um Siriusweiten entfernt. Freilich der Geist der Masse hat mit der Veränderung ihrer materiellen Basis nicht Schritt gehalten, und so finden wir, daß sie trotz der radikalen Veränderung ihrer wirtschaftlichen Grundlagen von demselben Aberglauben und denselben Torheiten beherrscht wird wie die Naturstämme. Dadurch wird das ohnehin schon schwierige Verständnis der letzteren noch wesentlich erschwert.

[53]) Um Irrtümern zu begegnen, bemerke ich, daß der Mensch noch unter diesem Zustande und unter die Thesaurierungspolitik hinabgestoßen werden kann. Das ist z. B. bei den Buschmännern der Fall.

Die Khasi in Assam.

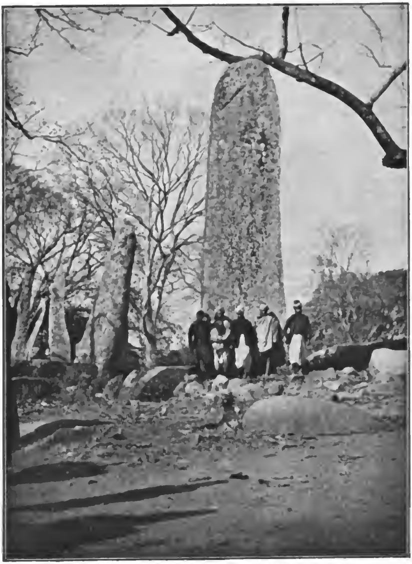
In Assam (nordöstliches Vorderindien) wohnt in gebirgiger Gegend das durch seine anziehenden Sitten und Gebräuche merkwürdige Volk der Khasi. Mit seiner Stellung in der Ethnographie wußte man bisher nichts Rechtes anzufangen, wir sind aber darüber jetzt auf Grundlage sprachlicher Forschungen sicher; denn die Khasi gehören zu der großen Gruppe der Mon Khmer-Völker, wie sie P. W. Schmidt in seinem gleichnamigen Werke (Braunschweig 1906) betitelt hat, zu einer Völkergruppe, die als Bindeglied zwischen den Bewohnern Zentralasiens und den Südsee-Insulanern dasteht. Zwar haben sich mit den Khasi, deren Zahl auf 176 000 angegeben wird, schon viele Engländer beschäftigt, allein ein tieferes und eingehenderes Studium hat dem Völkchen erst kürzlich der „Superintendent der Ethnographie in Assam“ Major P. R. T. Gurdon gewidmet, in dem Werke, das wir hier würdigen wollen[1]).

Wiewohl die Engländer schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit den Khasi in Berührung kamen, haben sie doch erst seit 1835 dort festen Boden gefaßt und zunächst den Distrikt der Jaintaberge einverleibt. Klug in ihrer Kolonialpolitik, beließen sie dem Volke seine einheimische Art der Verwaltung unter ziemlich selbständigen Beamten, und während sie so sich selbst politisch entlasteten, gewannen sie das Vertrauen der Khasi, bei denen Ruhe und Friede einkehrten, so daß seit 40 Jahren dort keine kriegerischen Operationen nötig

[1]) The Khasis. With an Introduction by Sir Ch. Lyall. XXVII und 225 S., mit Abbildungen. London, David Nutt, 1907. 7 s.

wurden und die Kultur ansehnliche Fortschritte machte. Hand in Hand damit ging die Forschung, deren geographische Ergebnisse hier nicht in Frage kommen; doch wollen wir bemerken, daß Cherrapunji in den Khasibergen den größten gemessenen Regenfall der Erde hat. Besonders zog die *Sprache* die Forscher an, die von den zwischen tibeto-birmanischen Völkern isoliert wohnenden Khasi geredet wurde, die schon 1883 Ernst Kuhn in seiner Abhandlung „Über Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker" würdigte, und der P. W. Schmidt jetzt ihre richtige Stellung anwies. Auch das vorliegende Werk (S. 198 bis 215) enthält einen Abschnitt über die Sprache, mit welcher der Verfasser nach langjährigem Aufenthalte im Lande völlig vertraut ist. Zwar ist da noch viel zu tun, aber, da Schulbildung und Erziehung unter dem Volke große Fortschritte machen, so besteht die Hoffnung, daß in Europa linguistisch ausgebildete Khasi dereinst das Werk vollenden werden.

Neben seiner alten Sprache hat das lebenskräftige Volk durch die Jahrhunderte hindurch seine uralten Institutionen bewahrt, ohne viel von den umgebenden fremden Kulturen angenommen zu haben. Die soziale Organisation zeigt uns die besten Beispiele des *Matriarchats* und zwar so folgerichtig und scharf durchgeführt, daß darüber jene, die den Vater als Schöpfer der Gesellschaft ansehen, erstaunen müssen. Die Mutter ist bei den Khasi nicht allein Haupt und Quelle, das feste Band der Familie, sondern im urwüchsigsten Teile des Landes, in Synteng, sogar die einzige Eigentümerin alles Besitzes, und nur durch sie werden Erbschaften übertragen. Der Vater steht in keiner Verwandtschaft zu den Kindern, die zum Clan der Mutter gehören; was er erarbeitet, geht auf seinen eigenen matriarchalen Stamm über, und wenn er stirbt, wird er bei seiner mütterlichen Verwandtschaft begraben. In Jowai lebt und ißt er nicht im Hause seines Weibes, sondern besucht dieses nur bei Dunkelwerden.



Der große Monolith von Nartiang im Khasilande.
Nach einer Photographie von Major Gurdon.

In der Verehrung der Ahnen werden nur die erste Stammmutter und deren Bruder beachtet. Die flachen Gedenksteine, für die Toten errichtet, werden nach der Frau benannt, die den Clan repräsentiert, während die hohen Monolithe, die hinter jenen flachen Steinen sich erheben und auf die wir zurückkommen, den männlichen Verwandten mütterlicherseits gewidmet sind. Wie weit die vorherrschende Stellung des Weibes bei den Khasi geht, erkennt man auch daraus, daß die Geister, denen man versöhnende Opfer bringt, gewöhnlich weiblicher Natur sind. Die Dämonen der Krankheit und des Todes, die man am meisten verehrt, sind Frauen. Die zwei Schutzgöttinnen des Haushaltes sind weiblich, wiewohl neben ihnen auch der Stammvater des Clans verehrt wird. Bei allen Opfern spielen Priesterinnen die Hauptrolle, während die Männer dabei untergeordnet tätig sind. Die Priesterin (soh-blei) war ursprünglich, zur Zeit als das Matriarchat noch mehr in Geltung als heute war, die Ausüberin aller religiösen Zeremonien. In einem der kleinen Khasistaaten, in Khyrim, ist jetzt noch die Oberpriesterin das politische und religiöse Oberhaupt in einer Person. Selbst auf die Sprache erstreckt sich das Vorherrschen des Weiblichen; sie besitzt, als einziges Glied der Mon Khmer-Sprachen, grammatisches Geschlecht, unterscheidet männliche und weibliche Nomina. Und hier überwiegen in ungeheurer Anzahl die weiblichen, was auch an anderen Eigentümlichkeiten der Sprache sich zeigt.

Möglich, daß auch die Überzahl der Frauen bei den Khasi gegenüber den Männern (im Jahre 1901 kamen nach dem Zensus 1118 Frauen auf 1000 Männer) mit dem Matriarchat zusammenhängt (?). Wie das matriarchale System auf die Reproduktion einwirkt, ob es von Einfluß auf diese ist, muß noch untersucht werden; jetzt ist die Bevölkerung ziemlich stationär, was wohl mit der Unabhängigkeit der Frau und der leichten Ehescheidung im Zusammenhange stehen mag.

Von besonderem Interesse ist ein Wahrsageverfahren der Khasi, um die Ursache eines Unglückes und Mittel zu erforschen, wie diesem abgeholfen werden kann. Im Anhang C beschreibt, unter Beigabe eines Diagramms, Major Gurdon das Wahrsagen aus einem zerbrochenen Ei, aus den Trümmern der Schale, die je nach Größe oder Lage auf dem Tische ihre besondere Bedeutung haben. Dabei werden die Götter angerufen. Dieses an und für sich ist noch nichts Besonderes, aber auffallend ist, worauf Lyall in der Vorrede hinweist, daß die identische Methode als extispicium bei den Römern bekannt war und in Hellas als ᾠοσκοπία. Sachkundige mögen da vergleichen.

Endlich wollen wir noch auf den höchst interessanten Abschnitt über die Megalithen des Khasilandes (S. 144 bis 154) hinweisen, deren Mächtigkeit aus der Abbildung des großen Monolithen von Nartiang hervorgeht. Schon lange haben die Steindenkmäler des abgeschiedenen Berglandes wegen ihrer großen Übereinstimmung mit den europäischen Megalithen die Aufmerksamkeit erregt; vortreffliche Abbildungen brachte Godwin Austen schon 1876 (im Journ. Anthropol. Institute, Bd. V, S. 37, im Literaturverzeichnis von Gurdon nicht erwähnt) mit über 24 engl. Fuß hohen Monolithen. Aber ihre verschiedenen Arten, die Weise, wie sie errichtet wurden, und der Zweck werden uns erst durch Gurdon klar. Seine Mitteilungen mögen zur Aufhellung der gleichen oder ähnlichen prähistorischen Denkmäler Europas, Westasiens und Nordafrikas hier noch kurz erwähnt werden.

In der Khasisprache heißen diese stehenden Monolithe Kynmaw, Erinnerungssteine; sie sind Denkmäler für die Toten, die aber nicht unter ihnen begraben liegen, wie bei unseren Grabmalen, sind also Kenotaphe. Ihre Höhe ist sehr wechselnd, gewöhnlich zwischen 2 und 14 engl. Fuß; doch gibt es auch, wiewohl weniger häufig, größere, und der hier abgebildete von Nartiang in den Jainabergen mißt 27 Fuß bei $2 \frac{1}{2}$ Fuß Dicke. Diese Menhirs werden reihenweise nebeneinander aufgestellt, stets in ungerader Anzahl, meistens drei oder fünf, doch kommen auch Reihen von neun Steinen vor. Sie sind roh behauen, gewöhnlich aus Granit, Gneis oder Sandstein, nach oben hin leicht verjüngt und zuweilen etwas ornamentiert, oben abgesetzt, als sollte ein menschlicher Kopf da gebildet werden. Vor diesen Menhirs stehen immer die tischförmigen Dolmen, $2-2 \frac{1}{2}$ Fuß hoch, auf Steinträgern mit großen, flachen Tafelsteinen, die zuweilen die Maße von 28×13 Fuß erreichen; sie erheben sich immer in der Mitte der Menhirreihe vor dem größten Monolith. Alle diese Steindenkmäler sind niemals gleichmäßig orientiert, schauen nach allen Himmelsrichtungen, haben daher mit der Sonne, deren Auf- und Untergang, nichts zu tun. In der Nähe der Monolithreihen findet man stets die Steinkistengräber (cromlechs, cineraria), die eigentlichen Begräbnisstätten. Übrigens sind alle derartigen megalithischen Denkmäler in jenen Gegenden keineswegs auf die Khasi beschränkt, da wir sie auch bei den Mikir- und Nagastämmen, in Manipur usw. im nordöstlichen Indien finden.

Nur sehr schwer kam Gurdon dazu, die Bedeutung der Megalithen aufzuhellen, wahrscheinlich, weil die Khasi einem Fremden gegenüber nicht ihre religiösen Geheimnisse gern enthüllen wollten. Danach liegen verschiedene Bedeutungen der Steine vor. 1. Sie dienen als Sitze für die Geister der Verstorbenen, wenn deren Überreste in die Steinkisten gebracht werden. 2. Steine zur Erinnerung an einen Verwandten. 3. Steine, um den Ort zu bezeichnen, wo die Zisternen sich befinden, mit deren Wasser die Gebeine und die Asche der eines unnatürlichen Todes Verstorbenen gereinigt werden. 4. Flache Tafelsteine an Marktplätzen, auf denen die Müden ausruhen. 5. Die Mawbynna, jene oben geschilderten in Reihen stehenden Monolithe. Die flachen Steine vor diesen sind den Ahnfrauen, Großmüttern des Clans geweiht und wurden früher mit Nahrungsopfern für diese versehen; auch liegen Gründe vor, anzunehmen, daß sie einst Opferstätten waren, auf denen selbst Menschenopfer stattfanden.

Was die Errichtung der mächtigen Steine betrifft, so wurden sie zum Teil aus weiter Entfernung herbeigeschleppt. Nachdem sie behauen waren, legte man sie auf eine große hölzerne Karre, zog sie mit Rohrseilen fort und richtete sie mit Hebebäumen und Seilen auf. Näheres über den wichtigen Vorgang erfahren wir leider nicht, doch fügt Gurdon hinzu, es sei wunderbar, daß man mit so einfachen Mitteln die Riesensteine, die oft mehrere Tonnen wogen, in senkrechte Lage bringen konnte. Heute errichtet man nur verhältnismäßig kleine Steine, zu denen das Material an Ort und Stelle gewonnen wird.

A.

Nansen über Nordpolarprobleme.

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 29. April d. J. hielt Professor Nansen, jetzt norwegischer Gesandter in London, einen Vortrag über dieses Thema. Seine Ausführungen sind auch im Hinblick auf einige der draußen befindlichen Polarexpeditionen und die in der Vorbereitung begriffenen Unternehmungen Wellmans und Pearys von Interesse und besagen nach einem kurzen Bericht der „Nature“ (Bd. 76, S. 18) folgendes:

Das tiefe nordpolare Becken bildet die Nordgrenze einer Reihe von Einsenkungen der Erdkruste, die sich durch das norwegische Meer von der Ostseite des Atlantic her erstrecken und die Scheide zwischen den Kontinentalmassen der Alten und Neuen Welt darstellen. Das Hervordringen der jurassischen Basalte von Franz Josef-Land und Spitzbergen kann mit dem Herabsinken des Nordpolar-Meeresbodens Beziehungen haben, aber das Becken war wahrscheinlich in großer Ausdehnung schon vor jener Zeit vorhanden. Jüngere vulkanische Gesteine sind bisher von den Rändern des nordpolaren Beckens nicht bekannt. Von der Bennettinsel berichtet De Long das Vorkommen von Lava (oder Basalt), aber wir wissen nichts über das Alter.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß inmitten eines solchen Beckens ein Landblock, ein Horst, isoliert zurückgeblieben sein sollte, umgeben von tiefem Wasser auf allen Seiten und ohne Verbindung mit den Ländermassen ringsum oder den kontinentalen unterseeischen Platten (shelves). Die Bestimmung des Randes dieser kontinentalen Platten vor den bekannten Küsten ist daher von besonderer Wichtigkeit. Genau bekannt ist sie nur an zwei Stellen, im Nordwesten der Neusibirischen Inseln und im Norden von Spitzbergen, während wir zwischen diesen beiden Punkten nur die Tiefsee im Norden kennen. Im übrigen Teil des Nordpolarmeeres wissen wir bisher nur sehr wenig über den Rand der kontinentalen Platte.

Die Regel, daß die kontinentalen Platten vor hohen und gebirgigen Küsten viel schmäler sind als vor flachem und niedrigem Lande, trifft nur dort zu, wo die Gebirgsformation der Küste in enger Beziehung zu deren Streichrichtung und zum Kontinentalabfall davor steht, und wo die gebirgige Küste aus primärem Gestein sich aufbaut. Das wird kaum der Fall sein an den Nordküsten des nordamerikanischen Polararchipels und Grönlands, obgleich es dort an manchen Stellen ziemlich hohe Vorgebirge gibt. Es läßt sich deshalb über die Ausdehnung der dortigen kontinentalen Platte schwer viel sagen. Vielleicht mehr über die Verhältnisse an der Nordküste von Alaska, und so mag die kontinentale Platte dort möglicherweise schmäler sein; aber auch das ist ungewiß. Die tieferen Lotungswerte in der Nähe der angenommenen Kante der Platte können einfach Tiefen in submarinen Tälern andeuten, die dort zahlreich

sein können, und es bedarf zahlreicherer und tieferer Lotungen, bevor wir etwas Sicheres zu sagen vermögen.

Dr. J. W. Spencers Schlüsse bezüglich der Breite der kontinentalen Platte, die auf den großen Tiefen der submarinen Fjorde des amerikanischen Polararchipels beruhen, sind kaum gut begründet. Beträchtliche Tiefen in submarinen Tälern oder Kanälen (Fjorden) deuten nicht auf eine verhältnismäßig schmale Platte in Gegenden, wo glazlale Erosion stattgefunden hat. Es sollte auch beachtet werden, daß das Gebiet des amerikanischen Polararchipels im ganzen außergewöhnliche geomorphologische Gestalt zeigt. Dieses Gebiet lag dem Herzen der großen nordamerikanischen Eisbedeckung wahrscheinlich nahe, und das Land ist in Inseln und Halbinseln zersplittert worden, was auch die Ursache dieser Zerspaltung gewesen sein mag.

Man kann daher nicht sagen, daß die geomorphologische Gestaltung des bekannten Teiles der Polarzone die Möglichkeit einer breiten Ausdehnung der kontinentalen Platte, vielleicht mit Land darauf, in manchen Teilen des unbekannten Nordens ausschließt.

Die Meeresströmungen und die Eisdrift scheinen anzuzeigen, daß ein ausgedehntes Meeresgebiet im Norden der „Fram"-Route vorhanden ist. Auch Pearys Erfahrungen während seiner letzten Expedition weisen auf ein ausgedehntes Meer im Norden von Grönland hin. Die Eisdrift konvergiert gegen die Öffnung zwischen Grönland und Spitzbergen. Ebenso zeigt Pearys Beobachtung einer schnellen östlichen Eisdrift, daß östlich von seiner nordwärts gerichteten Route nicht viel Land gewesen sein kann. Da wir aber nicht die Tiefen kennen, über die Pearys Route verläuft, so können wir auch nicht viel sagen über die Möglichkeit der Existenz von Land oder einer kontinentalen Platte weiter nördlich oder östlich.

Die Drift der „Jeannette" kann kaum für ein Zeichen dafür, daß im Norden Land liegt, angesprochen werden; denn sie war hauptsächlich von den Winden beeinflußt.

Meine Folgerung bezüglich einer Strömung in den oberen Wasserschichten des nordpolaren Beckens gegen Franz Josef-Land (im wissenschaftlichen „Fram"-Werk, Bd. 3) könnte andeuten, daß dort Land im Norden war, und daß das Becken eine lange und tiefe Einsenkung ist. Denn infolge der Erdrotation müßten wir erwarten, daß eine Oberflächenströmung jener Art gegen die Küste rechts, d. h. nach der grönländischen und amerikanischen Seite abgelenkt wird. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Winde und die Eisdrift in den unbekannten Teilen des Meeres die Richtung unserer Drift beeinflußt haben mögen, und daß daher die Ergebnisse bezüglich der Strömungsrichtung nicht ganz richtig sind.

R. A. Harris' Behauptung, daß der Unterschied in der Größe der Gezeiten an der Bennettinsel und an der Küste von Alaska das Vorhandensein eines ausgedehnten Landes im Norden erweist, beruht auf viel zu dürftigem Beobachtungsmaterial. An den Nordküsten von Franz Josef-Land fand ich geringere Gezeiten als die Leute der „Jeannette" an der Bennettinsel.

Die möglichen Verschiedenheiten, die das Eis im Beaufortmeer, an der Küste der Prince Patrick-Insel, nördlich von Ellesmereland und Grönland und in dem von der „Fram" gekreuzten Meeresteilen hat, können nicht als Anzeichen der Existenz von Land in dem unbekannten Norden angesehen werden.

Das Vorkommen von Treibholz an den nördlichen Küsten und sogar von Schollenels selbst (Nordwest-Grönland) beweist, daß dieses Eis durch das unbekannte Meer von Sibirien oder Amerika hergetrieben sein muß. Die große Menge „postglazialen" Treibholzes, das sogar in größerer Höhe an den jetzt vom Eis umschlossenen Küsten im Norden gefunden worden ist, verweist auf eine mildere Periode in postglazialer Zeit mit einem offenen Nordpolarmeer.

Die Forschungsmethode mit Schlittenreisen über das Polareis gibt nicht viel Gelegenheit für Lotungen und ozeanographische Arbeiten; aber etwas könnte bei praktischer Ausrüstung getan werden. Die Bestimmung der Kante der Kontinentalplatte würde sehr wichtig sein, ebenso aber würden einige Beobachtungen über Temperatur und Salzgehalt der unteren Wasserschichten der Tiefsee jenseits jener Kante Wert haben.

Eine Drift mit einem Schiffe über den unbekannten Norden von dem Meere im Norden der Beringstraße oder von Westalaska gegen Grönland würde wichtige Resultate ergeben und könnte wahrscheinlich in fünf Jahren ausgeführt werden, obwohl die Treibtonne von Bryant und Melville beinahe sechs Jahre von Alaska bis Island brauchte (die Zeit vom 13. September 1899 bis zum 7. Juni 1905).

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— „Über die Entwickelung des Kartenbildes von Böhmen" ist der Titel einer dankenswerten und interessanten Arbeit von Dr. Karl Schneider in Prag (49 S., mit 3 Karten, Prag, Verlag des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1907). Die erste Originalkarte Böhmens hat der Arzt und Buchdrucker Nicolaus Klaudianus in Jungbunzlau 1518 herausgegeben, doch wissen wir nicht, wer der Zeichner ist. Sie ist völlig ohne Vorläufer und steht doch in Darstellung und Klarheit sehr hoch. Sie ist nur in einem Original, in der bischöflichen Bibliothek in Leitmeritz, vorhanden, hat aber in kurzer Zeit manche Kopien und Umarbeitungen, u. a. durch Sebastian Münster, gezeitigt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts treffen wir auf eine neue selbständig entworfene Karte von Böhmen, die des Theologen und Dichters C. Criginger (1521 bis 1571). Sie hat bei den Zeitgenossen viel Beachtung und Verwendung gefunden, trotzdem aber ist es bisher nicht gelungen, ein Original von ihr zu entdecken. Glücklicherweise hat sie Ortelius für seinen Atlas (1570) kopiert. Sie ist „ein Fortschritt im Vergleich zu der Klaudianischen und spiegelt den Stand des geographischen Wissens über Böhmen deutlich genug wider; die abfälligen Kritiken, welche Rieger und dessen Nachfolger gerade Criginger zuteil werden ließen, sind vielfach unberechtigt". Als Quellen nennt Schneider: Die Klaudianische Karte, zum mindesten in der Münsterschen Kopie, Münsters Kosmographie und eigene Erfahrungen Crigingers auf seinen Reisen in Böhmen. Die Crigingersche Karte von Böhmen erhielt sich bis weit in das 17. Jahrhundert hinein. Im weiteren bespricht Schneider die 1619 in Prag erschienene Karte des böhmischen Landesgeometers Paul Aretin von Ehrenfeld. Dies ist keine private Arbeit mehr, sondern eine Art offizielle, in behördlichem Auftrage ausgearbeitete Karte, die auch bei den Heerführern des 30jährigen Krieges Verwendung gefunden hat. 1632 erschien eine neue Auflage. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde dann das Bedürfnis nach guten Karten zu militärischen Zwecken überall fühlbar, und daraus leitete sich die große Umwandlung in der Kartographie her: der Staat wurde der unternehmende und ausführende Faktor. So auch für Böhmen. Hier begann 1713 eine Landesaufnahme durch den Hauptmann Johann Christoph Müller, der seine Aufgabe in 6 Jahren beendete. 1720 erschien die Müllersche Karte in Kupferstich. Sie diente im Siebenjährigen Kriege und erwies sich dort als mit vielen Mängeln behaftet, weshalb sofort nach dessen Beendigung Maria Theresia eine Neuaufnahme anordnete. Aber auch deren Ergebnis, das 1769 als Karte in 1:110772 herauskam, taugte nicht viel, weshalb 1807 eine Aufnahme mit Triangulation begann. Hiermit schließt Schneider seine Untersuchung ab.

— Klimatologische Probleme im Lichte moderner Seenforschung, erster Teil, nennt Prof. Dr. W. Halbfaß (XXXII. Jahresber. d. Gymnasiums zu Neuhaldensleben) eine allgemein verständlich gehaltene und sich flüssig lesende Programmabhandlung, in der er sich mit den sog. Brücknerschen Klimaperioden und ihren Einwirkungen auf die Seen, sowie anderen damit im Zusammenhang stehenden Fragen befaßt. Er kommt zum Resultat, daß unserer jetzigen Zeit eine feuchtere vorausgegangen sei, die sich in höher liegenden Strandlinien der Seen anzeigt, daß eine allgemeine Austrocknung der Erde im letzten Jahrhundert sehr unwahrscheinlich sei und das berichtete Kleinerwerden und Erlöschen von Seen sich auf andere Ursachen zurückführen lasse, sowie daß das Auf- und Abschwanken des Wasserstandes der Seen während größerer Zeiträume auch in Gegenden sehr wahrscheinlich sei, von denen man sonst anzunehmen geneigt war, daß sie in allmählicher Austrocknung begriffen wären. Gr.

— Die Arbeiten der Ostkamerun-Grenzexpedition sind abgeschlossen und die deutschen und die französischen Mitglieder entweder bereits in Europa eingetroffen oder auf dem Heimwege. Die ersten Berichte sind wohl von französischer Seite zu erwarten. Die französische Abteilung unter

Kommandant Moll hatte einen zahlreicheren Stab als die deutsche unter Hauptmann Frhr. v. Seefried, auch war sie begleitet von einem Beauftragten der Pariser geographischen Gesellschaft, Brussaux, dem ethnographische und geologische Beobachtungen oblagen, während die deutsche Abteilung leider nur aus den Topographen bestand, wie das nun einmal bei uns so üblich ist trotz unserer „landeskundlichen Kommission". Die Arbeiten der Franzosen, über die allein wir bis Ende Mai einigermaßen unterrichtet waren, umfaßten u. a. ausgedehnte Aufnahmen im Gebiete des oberen Sangha und der westlichen Quellflüsse des Logone, die heute alle als festgelegt gelten können. Nachdem die Messungs- und Aufnahmearbeiten am 10. Breitengrad, dem deutsch-französischen Grenzparallel, beendet waren, begaben sich die Teilnehmer nach Fort Lamy und stellten der Kontrolle wegen eine Verbindung mit Kuka her; das Ergebnis war eine gute Übereinstimmung mit den Resultaten der deutsch-englischen und der englisch-französischen Triangulationen, die dort geendet hatten. Moll ging auf dem Logone—Tuburi—Benue-Wege nach Hause.

— Die Schiffahrt auf dem Genfer See. Auf dem Genfer See soll ein neuer Personendampfer, die „Italie", in Dienst gestellt werden. Aus diesem Anlaß wird in „À travers le Monde" (1907, S. 151) ein Vergleich zwischen der Dampferflotte des genannten Sees und denen des Bodensees und des Vierwaldstätter Sees gezogen. Während der Genfer See (578 qkm) nur 18 Personendampfer hat, zählt der kleinere Bodensee deren 37, obwohl hier der Touristenverkehr bei weitem nicht so groß ist als auf dem Genfer See. Der Vierwaldstätter See ist noch viel kleiner (113 qkm), hat aber eine Flotte von 19 Dampfern. Demnach entfällt beim Bodensee 1 Dampfer auf 13 qkm, beim Vierwaldstätter See auf 6 qkm und beim Genfer See auf 32 qkm. Das ist der Fall, obwohl die Ufereisenbahnen des Genfer Sees in den letzten 15 Jahren die Zahl der Züge verdoppelt haben, obwohl im selben Zeitraum die Zahl der Schiffspassagiere auf dem Genfer See von 845 000 auf 1 332 000 und die Einnahme der Dampfergesellschaft von 1 Million Fr. auf über $1^1/_3$ Millionen Fr. gestiegen ist. Die jährliche Kilometerzahl der Genfer See-Dampfer ist dieselbe geblieben: etwa 500 000. Daher sind die Verkehrsverhältnisse auf diesem See als rückständig zu bezeichnen. — Die „Italie" soll 58 m lang und 7 m breit werden und in der Stunde 27 km laufen.

— Französische Saharazüge im Jahre 1906. Einer im „Bulletin du Comité de l'Afrique française" (Mai 1907) veröffentlichten Zusammenstellung des Oberstleutnants Lamolle, des früheren Kommandanten des Territoire militaire du Niger, ist zu entnehmen, daß im Bereich dieses ausgedehnten Bezirks im Jahre 1906 zahlreiche Expeditionen zur Befestigung der französischen Herrschaft ausgeführt worden sind. Die Züge haben zum Teil durch weite, bisher unbekannte Strecken geführt, und da erfahrungsgemäß die französischen Offiziere auch stets ihre Route aufnehmen und Interesse für wissenschaftliche Beobachtungen bekunden, so darf man sich davon wieder eine dankenswerte Erweiterung der Kenntnis der Sahara versprechen. Karten und nähere Berichte werden nicht lange auf sich warten lassen; vorläufig sei die interessante Liste dieser Expeditionen gegeben.

Die zunächst erwähnten Züge Laperrines, Cauvins und Cortiers im Westen sind hier schon besprochen worden. Am 7. Juli wurde Agades, der Hauptort der Oase Aïr, dauernd besetzt. Zu diesem Zwecke begegneten sich dort zwei Detachements, von denen das eine unter Leutnant Garnier de Laroche von Tahua (halbwegs der Route Sinder—Niger), das andere unter Leutnant Masse von Dschadschiduna (100 km nördlich von Sinder) gekommen war; beide waren gleichzeitig, am 20. Juni aufgebrochen. Am 16. Juli wurde — was hier auch schon erwähnt ist — der Ort Bilma in der Oase Kauar dauernd besetzt, und zwar durch den Leutnant Crépin, der am 13. Juni von Gure (150 km östlich Sinder) abmarschiert war; in Bilma wurde ein Militärposten errichtet. Am 13. Juli brach der Kommandant von Sinder, Gadel, von Dschadschiduna nach Bilma auf und erreichte es nach einem Marsch durch bisher unbekanntes Gebiet am 15. August. Von Bilma aus besuchte Gadel am 12. September die im fernen Norden liegende Oase von Dschebalo. Es kamen damit dorthin zum erstenmal französische Truppen. Bei Orida trafen sie am 13. September auf eine Bande Asger-Tuareg, die einen Raubzug unternommen hatten, und hatten mit ihnen ein Gefecht. Auch das Gebiet zwischen Gao am Niger und Agades ist zum erstenmal durchquert worden, und zwar auf der alten Songhaistraße. Kapitän Pasquier brach am 1. September von Gao auf, besuchte das Land der Auilliminden-Tuareg und kam über Menaka (260 km östlich Gao) bis Tenekar, worauf er zurückging. Am 20. August verließ Kapitän Laforgue Tahna, erreichte Menaka am 1. September und zog dann nach Agades (580 km östlich von Menaka), wo er am 3. Oktober eintraf. Am 12. Oktober fand in Iferuane an der Straße Agades—Ghat ein Zusammentreffen zweier Truppenabteilungen statt. Die eine, unter Leutnant Clor, kam von Insalah, die andere, unter Leutnant Masse, war am 4. Oktober von Agades aufgebrochen. Zwischen Agades und Iferuane hatte Masse die Talakebene erkundet. Endlich ist zu erwähnen, daß Gadel, nachdem er von seinem oben berührten Zuge nach Norden nach Bilma zurückgekehrt war, diesen Ort am 5. November verließ und am 3. Dezember in Ngigmi am Tsadsee anlangte. Die einzelnen Züge wurden mit Kamelreiterabteilungen von mäßiger Stärke (30 bis 60 Mann) durchgeführt.

— Im Jahresbericht der Geogr.-Ethnogr. Gesellschaft in Zürich für 1905/06 findet sich eine umfangreiche Arbeit von Dr. Hans J. Wehrli über die Wirtschafts- und Siedelungsgeographie von Ober-Burma und den nördlichen Shan-Staaten. Sie beruht auf eigenen Reisen im Lande und enthält eine Fülle nützlicher Angaben, die durch Karten und Abbildungen unterstützt werden. Gegen den Schluß bespricht Wehrli die burmanischen Siedelungen und berührt die häufige Errichtung neuer Hauptstädte in Burma. Er sagt: Die zahlreichen Ruinen ehemaliger großer Hauptstädte hängen zusammen mit den Kämpfen zwischen Burmanen, Shan und Talaing (Mon) um die Herrschaft über das Irawaddytal, vor allem aber mit der in Südasien weit verbreiteten Sitte, nach der Fürsten und Könige bei Übernahme der Regierung, besonders aber beim Wechsel der Dynastie, eine neue Königstadt anlegten. So hat in dem Jahrhundert, das der letzten Verlegung der Hauptstadt von Amarapura nach Mandalay (1852) vorherging, der Sitz der Residenz siebenmal gewechselt. Mannigfaltige Gründe veranlaßten die Herrscher zur Verlegung und Neuanlage ihrer Hauptstädte. In Ober-Burma z. B. verlegte man die Königstadt beim Wechsel der Dynastie, ferner nach blutigen Thronstreitigkeiten der oft zahlreich auftretenden Prätendenten, infolge deren sich unheilvolle Erinnerungen an die alten Königstädte hefteten. Auch der Aberglaube führte zur Verlegung der Hauptstadt; 1852 wurde wegen einer für das Herrscherhaus ungünstigen Wahrsagung Amarapura als Königstadt aufgegeben und die Stadt Mandalay gebaut, deren Lage Wahrsager und Astrologen bestimmten und als für das Geschick der Dynastie besonders günstig bezeichneten. In der Regel zwang man die Bevölkerung, sich in den neuen Städten anzusiedeln. Hin und wieder ließen die Könige die alte Residenzstadt zerstören, wie dies bei Ava geschah.

— Moderner Druidenschwindel in Wales. Man weiß, wie die noch Keltisch redenden Waliser stolz auf ihre Sprache, ihre mit allerlei Phantasien ausgeschmückte Geschichte sind und auf ihren Eisteddfod-Versammlungen den Gegensatz zu den Engländern betonen, wiewohl sie diesen so viel verdanken. Um ihre herrliche druidische Vergangenheit recht verständlich zu machen, greifen sie zu allerlei nicht einwandfreien Mitteln, und so haben sie auch die megalithischen Denkmäler ihres Landes gefälscht, wie jetzt A. L. Lewis (Man, Mai 1907) nachweist; denn bei diesen Steindenkmälern halten sie ihre propagandistischen Versammlungen ab, erfüllt vom Geiste der Väter. Bei dem walisischen Städtchen Pontypridd befindet sich einer der bekannten großen Wackelsteine; um diesen ein Kreis von 27 Monolithen, und zu dem Kreise führt ein aus Steinen gesetzter krummer Gang in Gestalt einer Schlange, auf den alten „Schlangenkultus" deutend. Lewis ist der Sache nun nachgegangen und hat gefunden, daß diese Schlange und der Kreis, welche die Waliser für uralt erklären, ziemlich modern sind und von dem „Archidruiden" Myfyr Morganwy, einem Uhrmacher, herrühren, der 1888 im Alter von 88 Jahren starb, und der das Schlangensymbol zur höheren Ehre des Keltentums fälschte. Er kopierte und verbreitete alte „bardische Dokumente", in denen die „Drachenkreis-Ära" eine Rolle spielte, sammelte Schüler um sich, mit deren Hilfe er die Schlange und den Kreis erbaute, und grub das „bardische Alphabet" in die Steine ein. Dort wurden zur Zeit der Solstitien und Äquinoktien Versammlungen abgehalten und die Verse und Melodien zu dem heute gesungenen „welschen Nationalgesang" geschmiedet. Das alles glauben echt keltische Gemüter heute fest, und alljährlich geht das nationale Schauspiel seinen Weg.

Verantwortlicher Redakteur: H. Singer, Schöneberg-Berlin, Hauptstraße 58. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.